…h zu Gott
…fels Spott;
…ohn emphan

Wie er im Leben hat gethan.


CHARLES H. HACKLEY

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band II. 1874.

Verlag von A. H. Payne.

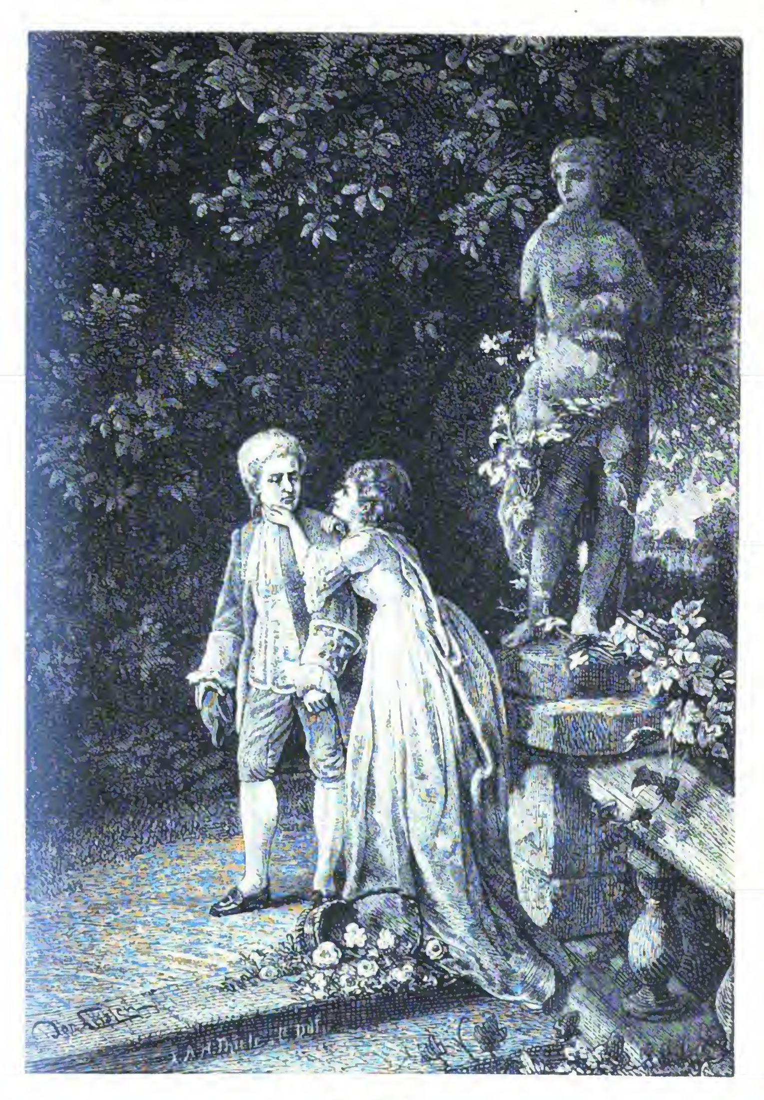
Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Kunstblätter.

Im Parke.
Das Zigeunermädchen
Wilkie Collins.
Aus dem Güldenen A B C. (Drei Illustrationen.)
Bei der Lectüre.
Daniel Sander.
Ah, wär' ich der Wind, etc.
Hilf der Mutter, etc.
Eduard Hanslick.
Der moderne Todtentanz. (Sechs Illustrationen.)
Friede den Schlummernden!
Klaus Groth.
Nun gute Nacht, gute Nacht, mein Schätzchen! etc.
Georg Saal.
Der Page sonst.
Der Page jetzt.
Petrarca



Im Parke.

Der Salon.

Die Howards von Brereton.

Novelle von S. Junghans.

Die englische Landstadt, mag sie noch so seitab gelegen, mag ihr Pflaster noch so holperig, ihre Straßenbeleuchtung noch so unvollkommen sein, fällt dennoch nicht leicht der hoffnungslosen Alltäglichkeit anheim, welche ihres Gleichen auf dem Continente kennzeichnet. Die weltumfassenden Beziehungen des Inselreiches machen sich bis in sein kleinstes Dorf hinein fühlbar: man möchte sagen, die frische Seeluft wehe durch das ganze Land, von einem Ende zum andern, und der einfachste Squire habe einen Horizont, welcher nicht durch die Felder, die der Kirchthurm seiner Heimat beherrscht, auch nicht durch die Küsten seiner britischen Insel, nein, welcher erst durch die himmelanstrebenden Grenzgebirge des fernen Indiens abgeschlossen werde.

Ferner fehlt es auch der kleinsten Stadt nicht an wirklich eleganter Gesellschaft. Die reichen Eigenthümer prächtiger Landsitze der Nachbarschaft bringen einen Theil des Jahres auf diesen zu; sie verkehren mit dem Geistlichen des Städtchens, der in vielen Fällen selber einer vornehmen Familie entstammt; die Herren aus der Stadt werden zu ihren Jagden geladen, die Damen zu den Festlichkeiten, welche sie allsommerlich den von ihnen protegirten Dorfschulkindern geben, da sich auf dem neutralen Gebiet der öffentlichen Wohlthätigkeit die verschiedenartigen Elemente der Gesellschaft bekanntlich am unschädlichsten begegnen. Hier sehen die Kleinstädterinnen die, wenn auch abgeblaßten, doch immer noch imposanten Toiletten der letzten Londoner Saison und ihr Nachahmungseifer erhält dort einen Impuls, kräftig genug, um bis zum nächsten Jahr vorzuhalten.

Weiterhin hat jedes Städtchen unfehlbar seine Originale, excentrische Männer oder Frauen, und — wenn man die auf einige Meilen in der Runde liegenden Landsitze hinzunimmt, deren Geschicke mit denen der Häuser in der Stadt hin und wieder eng verflochten sind — auch seine oft ganz romanhaften Familiengeschichten. Denn es strebt ein Jeder, sich kräftig auszuleben, wenn auch mit Beeinträchtigung des Andern, und die Scheu vor der öffentlichen Meinung, welcher man über unwesentliche Aeußerlichkeiten eine so große Herrschaft einräumt, wird ganz machtlos vor wirklichen Leidenschaften, die sich, besonders unter der kräftigen, sport- und trinklustigen Bevölkerung der mittleren und nördlichen Grafschaften, noch in ganz urwüchsiger Entfaltung beobachten lassen.

Cressdale ist ein Städtchen von sechstausend Einwohnern in einem der nordwestlichen Shires. Es liegt auf einer Hochebene; die Flächen (flats) rings umher, von Hecken durchschnitten, von Gräben durchzogen,

hier und da mit kleinen Gehölzen bestanden, sind zur Fuchs- und Hasenhetze wie geschaffen, daher die „Herren" des Städtchens ohne irgend eine Ausnahme Jäger und Reiter sind, während auch die von der Gentry scharf geschiedene Classe der kleinen Kaufleute und Gewerbtreibenden durch gelegentlichen Pferdehandel, durch Wetten und durch Trinkgelage an den Tagen der Rennen und Jagden, ihren lebhaften Antheil an dem Sport zu erkennen geben, an welchem übrigens die vornehmen Damen der Umgegend kaum weniger als ihre Männer, Väter und Brüder sich betheiligen.

Den Jagden folgen gewaltige Diners und Soupers — gewaltig in ihrer Ausdehnung in die Länge wie in die Breite — zu denen die Adeligen und die Squires der Umgegend auf ihren Jagdwagen in das Städtchen einfahren, die hageren, muskelstarken Männer mit den lässigen Bewegungen der Ueberlegenheit einer seit Jahrhunderten bevorzugten Kaste — prächtige Gestalten, in der That, und kühne, scharfe, charakteristische Gesichter — und die fast ausnahmslos schönen und stattlichen Frauen und Mädchen, elegant und voll chic. Sie sitzen mit weit ausgebreiteten Gewändern in den teppichbelegten Drawing-rooms, die Männer beugen sich über sie, es schwirrt das geläufige, bequeme Geplauder, dazwischen helles Lachen, nie zu laut: Alles ist anmuthig und voll Anstand. Und doch wird diese Gesellschaft nicht selten erschüttert durch einen gewaltigen Ausbruch ursprünglicher Leidenschaft — in einem der gastlichsten Häuser klafft vielleicht plötzlich ein gähnender Spalt auf, der Mann und Weib weit auseinander reißt. Schandebedeckt flüchtet sie nun offen an die Brust des Andern, der an manchem Abend, so scheinbar harmlos plaudernd, die dunklen Augen tief in die ihren gesenkt, über sie gebeugt gestanden hat, und der Mann bleibt einsam zurück, um als Menschenhasser weiter zu leben oder sein Blut über die befleckte Ehre des Hauses zu vergießen. Die Gesellschaft aber jagt, reitet, wettet und trinkt weiter; Gras wächst über die Geschichte; die Kinder jenes Hauses sind Männer und Frauen geworden und treten in die elegante Welt ein, welche sie, die in heiterm Leben sich von dem dunklen Hintergrund dieser Vergangenheit abheben, nur mit erhöhtem Interesse betrachtet.

So hat denn die Chronik von Evesdale Entführungen, Jagdunglücksfälle, waghalsige Reiterstücke und tolle Wetten in einer für eine so kleine Stadt erstaunlichen Zahl aufzuweisen. Ein Geschlecht, welches sich von jeher durch starke Neigung zu dergleichen kleinen Extravaganzen des blauen Blutes ausgezeichnet hatte, waren die Howard-Grèves, in Evesdale selber und in der Nachbarschaft viel begütert und weit verzweigt. Eine Familie Howard eignete ein Patricierhaus in der Hauptstraße des Städtchens. Das Haus stand etwa fünfzig Schritt von der Straße zurück, vor demselben befand sich ein weiter, gepflasterter Hof, und ein prächtiges Eisengitter mit dem Wappen der Howard-Grèves über der Einfahrt schloß diesen ab und unterbrach sehr wirkungsvoll die sonst unscheinbare Häuserreihe.

Am angesehensten war jedoch allemal der Zweig der Familie,

welcher Brereton Hall besaß: das stattliche Schloß im Stile des Zeitalters der Elisabeth, mit dem ausgedehnten Park, und die bedeutenden Renten aus einer ganzen Reihe von Farmen bis auf zehn Meilen in die Runde. Von Evesdale führte eine ausgezeichnete Chaussée nach der Halle; etwa eine Meile vor dem Schlosse begann — der Stolz der Umgegend — eine Doppelreihe von Cedern diese Chausseé zu besetzen.

Zu der Zeit, von welcher wir erzählen, lebte in Brereton Hall, als Verweserin während der Minderjährigkeit ihres ältesten Sohnes, die Wittwe von James Howard-Grève. Dieser selber hatte das Schloß nie besessen, er war gestorben, als noch sein älterer Bruder Gerald auf Brereton hauste. Gerald aber hatte in Folge von Umständen, welche noch erzählt werden sollen, den Sitz seiner Vorfahren verlassen, und als die Nachricht von seinem Tode eintraf, war die Wittwe des jüngern Bruders, als Vormünderin ihres erbberechtigten Sohnes, in den Besitz eingerückt.

Mrs. Howard-Grève, die Wittwe des James Howard, war die Mutter von vier Knaben. In einem dunklen, rothgepolsterten Kirchstuhl der Pfarrkirche — die Howard's, als eine der ältesten Familien der Grafschaft, gehörten natürlich zur Pfarrkirche und ignorirten das neue, schmuck aufgeschossene gothische Kirchlein — konnte man jahrelang allsonntäglich während des Morgen- und während des Abendgottesdienstes die vier Howard's sitzen sehen. Die ganze Gemeinde war an den Anblick gewöhnt, und beim Aufstehen und beim Niedersitzen, wenn man sich erhob, um dem Geistlichen das Glaubensbekenntniß nachzusprechen, oder wenn man niederkniete und die Litanei betete, ließ man die Blicke halb gedankenlos, halb mit Interesse über die vier dunklen Köpfe in dem Kirchstuhl neben der Kanzel schweifen.

Der, auf welchem sie wol am längsten hafteten, war nicht der größte der vier wohlgebildeten und gut gewachsenen Knaben; er war ein untersetzter Bursch mit kleinen Zügen, lebhaften Augen und sicherer Haltung „Wahrlich, man sieht ihm an, daß er der Erbe ist!“ flüsterten die alten Frauen auf der Bank vor dem Altar einander zu, und die kleinen Mädchen zwischen Müttern und Tanten stießen einander verstohlen an, wenn sein keckes Auge sie getroffen hatte.

Zunächst dem Erben kamen im Interesse der guten Leute von Evesdale die beiden jüngsten Buben, in einer Größe und immer ganz gleich gekleidet. Denn es hatte sich, auf irgend eine Weise, eine Ansicht verbreitet, welche die Schicksale dieser beiden Bürschchen mit denen ihrer beiden kleinen Cousinen, der einzigen Kinder aus dem Hause hinter dem eisernen Gitter, verband.

Am wenigsten hatte man dergestalt für den letzten Bruder übrig, den Zweitältesten, welcher, da er nur um ein Jahr jünger war, als sein Senior, so recht eigentlich im Schatten des Erben stand. Er hieß Gerald, wie sein Oheim, der frühere Herr von Brereton, und war, im Gegensatz zu seinem ältern Bruder, ein hochgewachsener Bursche, der nicht recht wußte, wo er mit seinen langen Gliedmaßen hin sollte, von

nachlässigem Gang und mit phlegmatischem Ausdruck der regelmäßigen, aber etwas schwerfälligen Züge. Das dunkelbraune Haar hing über eine breite, niedrige Stirn und die graublauen Augen lagen etwas tief unter scharfen Brauen. „Er sieht aus wie ein griechischer Sclave", hatte Miß Jones, die gelehrte Tochter des Predigers an der kleinen neuen Kirche gesagt.

„Warum wie ein Sclave?" fragte man sie.

„Weil ein freier Mensch, der etwas wollen darf, nicht so gleichgiltig drein schauen sollte."

„Gleichgiltig sieht er freilich aus und ist es; er hat für nichts ein Herz, als für seine Hunde."

Mit der Zeit sah man nur drei Howards in der Kirche; James, der Erbe, war nach Eton zur Schule geschickt worden, um sich dort für die Universität, natürlich Oxford, vorzubereiten, denn die Universitätsbildung gehört zu den Verpflichtungen, welche seine Stellung dem englischen Großgrundbesitzer auferlegt. Gerald, für den später eine Stelle in der Armee gekauft werden sollte, konnte immerhin den Grund der für den Officiersstand nöthigen Bildung noch eine Weile zu Hause legen.

An einem Spätsommertage war James Howard, der jetzt neunzehn Jahre zählte, für die langen Ferien von Eton nach Hause gekommen. Ein Diener hatte ihn mit der Ponychaise auf dem Bahnhof in Evesdale abgeholt; jetzt saß er in einem großen Zimmer des ersten Stocks, dessen Fenster nach dem Kiesweg der Einfahrt gingen, neben dem Kanapee seiner Mutter.

Mrs. James Howard Grève war an dies Kanapee gefesselt; sie verließ es nur, um sich in ihr auf demselben Flur gelegenes Schlafzimmer halb führen, halb tragen zu lassen. Von hier aus erließ sie ihre Anordnungen, welche nicht nur das große Hauswesen des Schlosses, sondern auch die Angelegenheiten ihrer zahlreichen Pächter und sonstigen Dependenten bis in's Einzelne regelten. Hier empfing sie ihre Berichterstatter, freiwillige und unfreiwillige; die freiwilligen waren ihre Untergebenen und Vertrauten, die unfreiwilligen aber arglose Bekannte, denen sie durch eine ihr eigene Kunst des Fragens alle Aufschlüsse entlockte, welche sie zu erhalten wünschte. Es war ein stehendes Wort in Evesdale: „Mrs. Howard von Brereton weiß Alles!" — sie, die schon seit Jahren den einen Flur des Schlosses nicht mehr verlassen hatte, deren Leben sich innerhalb jener zwei Gemächer in vollkommener Regelmäßigkeit abspann, war von allen nur irgendwie bemerkenswerthen Vorgängen in Evesdale und in der Runde, ja von dem Aussehen, dem Befinden, den großen und kleinen Schicksalen aller bedeutenden Personen in diesem Umkreis stets auf's Genaueste unterrichtet.

Jedermann kannte die Ursache des Leidens, welches Mrs. Howard als hülflose Kranke an das Lager fesselte. Sie war noch nach der Geburt ihres letzten Sohnes eine schöne und kräftige Frau gewesen. Da sie einen hochfahrenden und entschiedenen Charakter besaß, hatten ziemlich häufig Conflicte zwischen ihr und ihrem Gatten stattgefunden, die

bei dem Jähzorn des Mannes nicht immer ungefährlich für die furchtlose Dame waren. James Howard der ältere, der „wilde Howard", wie er von seinen Genossen genannt wurde, ritt, wettete und trank mit einer selbst unter der oben geschilderten Gesellschaft noch auffallenden Maßlosigkeit; nach einem Jagddiner war er oft in einer Weise aufgeregt, welche alle Mitglieder seines Haushaltes, nur allein seine Frau nicht, in ängstlicher Entfernung von ihm hielt. Eine dämonische Macht schien in solchen Stunden Mrs. Howard anzutreiben, ihrem Gatten in den Weg zu treten und ihn zu reizen.

Flüsternd wunderte sich die Dienerschaft oft, daß es noch „kein Unglück" gegeben habe, und als eines Abends nach der Rückkunft des Herrn ein heftiger Wortwechsel und gleich darauf ein schwerer Fall gehört wurde, und dann die Klingel des Herrn, wie in Wuth und Angst gerissen, überlaut durch das hallende Haus gellte, da fanden die Diener, ehe sie hinauf eilten, noch Zeit, sich verständnißvoll zuzunicken: „Endlich! Haben wir es nicht immer gesagt?"

Die Herrin lag am Fuße der Haupttreppe, bewußtlos und allem Anschein nach innerlich schwer verletzt. Als man sie aufheben wollte, stöhnte sie; James Howard, der wilde Howard, kam langsam die Stufen herab mit blutunterlaufenen Augen und entstellten Zügen; er biß die Zähne auf einander und hob seine Frau in die Höhe, ungeachtet ihres Wimmerns. Ohne Hülfe trug er sie in das Schlafgemach auf ihr Lager, von dem sie erst nach mehr als Jahresfrist erstehen sollte, und nur, um für ihre übrige Lebenszeit den Platz auf dem Kanapee einzunehmen.

Die Wahrheit wurde nach und nach bekannt, aber sie begegnete überall der Discretion, welche die Familienangelegenheiten angesehener Häuser beanspruchen können. Mrs. Howard war oben an der Treppe mit ihrem Gemahl, der von einem Gelage zurückkehrte, zusammengetroffen und es war zu schlimmen Worten gekommen; er wollte an ihr vorüber und da sie sich ihm in den Weg stellte, hatte er sie hinabgestoßen. Sie war unglücklich gefallen und hatte eine Verletzung des Rückgrates erlitten, welche die beschriebenen schlimmen Folgen nach sich zog.

Einige Monate nach diesem Mißgeschick starb James Howard. Obwol der Tod ihn plötzlich dahinraffte, wunderte sich Niemand; ein jähes Ende dieses wilden, zügellosen Lebens erschien Allen natürlich. Und wieder nach kurzer Frist waren die Umstände eingetreten, welche dem ältesten Sohn der Wittwe das reiche Erbe einbrachten und die Verwaltung desselben in ihre, trotz ihres Leidens, kräftigen und geschickten Hände legten.

Das Gemach, in welchem das Ruhebett der Mrs. Howard stand, war groß und hell. In der Nähe ihres Sophas befand sich ein Schreibtisch, an welchem Diejenigen, denen sie Briefe dictirte, Platz zu nehmen hatten. Anstatt eines der schönen Zimmer der Südseite mit den von den Parkbäumen beschatteten Fenstern hatte die Dame dieses gewählt, wo sie jeden Schritt auf dem Kies des Hauptwegs unten hören konnte. Wie sie jetzt dalag, in dem hellen Kleid von leichtem Sommerstoff, das glän-

zend schwarze Haar sorgfältig geflochten und geordnet, sah sie nicht wie eine hülflos Elende aus; kein Zug ihres energischen Antlitzes verrieth Leiden, die Gesichtsfarbe war frisch und rein, die Hände rundlich und kräftig wie ehedem.

Vor ihr lehnte James in bequemer Haltung in einem niedrigen Sessel. Er sprach über Eton in einer Ausdrucksweise, die ein wunderliches Gemisch war von dem kräftigen Jargon des Schülers und der blasirten Kürze und Schlaffheit des jungen Dandy.

„Du hast, wie ich Dir schrieb, den engern Verkehr mit dem Sohn des bankerotten Leslie auf gute Art abgebrochen?“ fragte Mrs. Howard, indem sie ihren Sohn unter den halbgeschlossenen Lidern hervor scharf beobachtete.

James warf sich in seinem Sessel zurück und betrachtete die Zimmerdecke. „Ja, aber es war eine verwünscht unangenehme Geschichte. Frank Leslie ist ein Hauptkerl dort; wir hatten, nachdem wir ihn fallen gelassen, seine ganze Clique, den ganzen Tugendbund auf dem Halse.“

„Ich hatte gewünscht, daß Du allen Eclat vermeiden solltest.“

Er zuckte die Achseln. „Das ließ sich nicht thun. Sie zischten uns sogar aus, die elenden Burschen, aber da wir uns nicht irre machen ließen — Douglas und Treherne hielten zu mir — so blieb die Sache, wie sie war; schließlich geben wir doch den Ton an.“

„Treherne von Ashburn Park? Sein Vater ist arm wie Hiob, aber man sagt, der Knabe werde seinen Oheim, Lord Larne, beerben.“

James lachte. „Ich hoffe, daß er es thun wird. Jedenfalls versteht es der sehr ehrenwerthe Edward Treherne ausgezeichnet, diesem on dit bei anderen Leuten, besonders bei den Handwerkern, von welchen er borgt, Glauben zu verschaffen.“

Mrs. Howard runzelte leicht die Stirn. „Du hast mir Deine Rechnungen eingeschickt, wie ich wünschte, James; ich hoffe, daß ich Alles gesehen habe“, sagte sie sehr nachdrücklich.

„Man muß immer das Beste hoffen“, meinte der junge Mensch leichthin, aber mit einem unbehaglichen Lächeln. „Und wie hast Du Dich die Zeit her befunden, Mama?“

Mrs. Howard überhörte die Frage. „Einen Gelehrten und Schulfuchs habe ich nie in Dir zu sehen erwartet“, sagte sie jetzt; „dergleichen paßt nicht für einen ältesten Sohn, aber ein Preis irgend einer Art wäre doch keine Schande gewesen; die Howards haben sich mehrfach in der Mathematik ausgezeichnet. Nun, Du bist allen Schulehren sorgfältig genug aus dem Wege gegangen und hast es, wie ich merke, als Dein Hauptstudium betrachtet, Dein Geld als ein Gentleman durchzubringen. Ich weiß, welche Ansprüche Oxford auf diesem Gebiet an Dich machen wird, und wünsche daher, daß Du Dich in Eton von jetzt an mehr zusammennimmst. Ich werde Dich kürzer halten. Hast Du mich verstanden?“

„Ich denke, ja“, antwortete der junge Mann mürrisch.

„Das freut mich; es wird immer gut sein, wenn wir Beide uns im Einverständniß befinden." James sah halb scheu und halb trotzig zu seiner Mutter hinüber; Mrs. Howard wußte sich einen Einfluß, der Andere oft in Verwunderung setzte, über ihre heranwachsenden Söhne zu bewahren. Sie erzählte jetzt ihrerseits mancherlei von dem Zustand der Besitzungen, zum Theil trockene, geschäftliche Details, die er mit mehr Interesse anhörte, als man hätte erwarten sollen. „Und was thut Gerald eigentlich?" fragte James endlich in spöttisch geringschätzigem Ton; die Stirn der Dame verfinsterte sich merklich, als sie antwortete:

„Was er stets gethan hat: er treibt sich mit der Flinte oder auf dem Pony umher und ist nur im Hause, wenn er muß."

„Schade, daß er seine Liebhabereien alle auf der Scholle zusammenfindet, auf welche er kein Recht hat!" bemerkte James.

„In der letzten Zeit hat er Bekanntschaften unter den Pächtern und den armen Leuten angeknüpft und er ist sehr beliebt unter ihnen, wie ich höre", fuhr Mrs. Howard fort.

James zuckte die Achseln und spitzte in einer sehr wegwerfenden Weise die Lippen zum Pfeifen. Mrs. Howard verstand es, ihm die Maske der Gleichgiltigkeit rasch abzustreifen. „Gerald ist weit schöner als Du", sagte sie boshaft. Die Bemerkung war nicht so müssig, wie man glauben könnte; körperliche Kraft und Schönheit gelten in jenem Lande viel; es ist, als betrachte man sie unbewußt noch immer als das Siegel, welches die Götter Solchen aufdrücken, die sie zur Herrschaft über Andere bestimmen. James verfärbte sich leicht. „Wo mag mein theurer Bruder sich in diesem Augenblick befinden?" sagte er dann.

„Man sagt mir, daß er täglich mit dem tauben Catesby, dem alten Vagabunden, zusammensteckt."

„Catesby — laß sehen! Er kann einen Köder zurecht machen, wie kein Anderer. Ja, ich besinne mich . . wir waren auch gute Freunde früher."

„Bist Du auch gut Freund mit seiner Enkeltochter Julie gewesen?" fragte Mrs. Howard lauernd.

„Die kleine Juliet! Ei, ich hatte sie ganz vergessen. Das Mädchen muß hübsch geworden sein."

Mrs. Howard machte eine Bewegung, als empfinde sie Schmerzen und blickte nach der Klingel in ihrer Nähe. James sprang sofort auf und berührte dieselbe; er kannte diese Symptome der Beklemmung, welche seine Mutter oft plötzlich überfiel. Die vertraute Dienerin kam und er entfernte sich.

Zu eben dieser Zeit saßen zwei junge Leute neben einander auf einer beschatteten Bank vor dem kleinen Hause, welches der alte Catesby mit seiner Enkelin bewohnte. Nach Art der ländlichen Behausungen in England bestand die Hütte nur aus einem Erdgeschoß und einem Raum unter dem spitzgiebeligen Dach. Dies strohgedeckte Dach, von röthlichem Hauslauch und schwarzgrünem Moos wie zum Schmuck überzogen, die weißgetünchten Wände, die hellen Scheiben der kleinen, blumenumzogenen

Fenster, die saubere Thürschwelle, der winzige, buntblühende Garten, das Alles zusammen gab eines der freundlichen Bilder, wie man sie dort unzählig oft sehen kann. Es ist, als habe sich die reinliche Anmuth des ländlichen Lebens, welche wir durch die Dichter des classischen Alterthums weit mehr als aus eigener Erfahrung kennen, von den schmutzigen Dörfern des Continents hinweg auf die grüne Insel geflüchtet.

Die Beiden auf der Bank waren schön wie Paul und Virginie und wie diese saßen sie harmlos, ungezwungen und fröhlich, als athmeten sie Glück aus der sonnigen Luft und als breite der Schatten des wilden Weins, der sie wie liebend deckte, sorglose Ruhe über ihnen aus.

Das Mädchen zählte damals fünfzehn Jahre. Sie erschien schlank und groß für ihr Alter; das helle Antlitz war von herzgewinnendem Liebreiz in Form und Ausdruck; der tiefe, reiche Ton ihres goldbraunen Haares, jene herrliche Schattirung, die nur ihren Landsmänninnen eigen zu sein scheint, würde einen Maler entzückt, die Farbe ihrer Augen, welche unbestimmbar waren, am häufigsten aber, mit Shakespeare zu reden, „grau wie Glas" aussahen, ihn vielleicht zur Verzweiflung gebracht haben.

Der Jüngling neben ihr, welcher ihr eben, als sie den Kopf weit zurück auf die Lehne der Bank legte und in das Laub oben schaute, liebkosend über das Haar strich, war Gerald Howard, ein ganz Anderer jetzt, als die guten Leute von Evesdale, ein Anderer auch, als seine Mutter, seine Brüder und Lehrer ihn kannten. Er sah lebhaft und heiter aus, wie er immer that, wenn Julie in seiner Nähe war; denn Julie hielt Gerald, den Freund ihrer Kindheit, für den Inbegriff aller Vollkommenheit, und vielleicht hatte dieser naive Glaube an ihn die Kraft, ihn einigermaßen zu Dem zu machen, als welcher er in dem Schrein ihres unschuldigen, kleinen Herzens thronte. Die Beiden kannten einander schon Jahre lang; im Schlosse aber wußte Niemand um dies Verhältniß, denn Niemand hatte bisher auf die Wege und Stege des verschlossenen und wenig liebenswürdigen zweiten Sohnes geachtet. Daß Gerald seine ganze Lust am Wesen und Weben der Pflanzen- und Thierwelt fand, daß er leidenschaftlich am Leben im Freien hing, war seiner Mutter bekannt genug. Durch diese Eigenthümlichkeiten mochte sie sich seinen Verkehr mit dem geistesschwachen, alten Catesby, dem frühern Parkhüter, erklären, denn Catesby trieb noch immer mancherlei Künste, welche einen Knaben wie Gerald an ihn fesseln konnten. Die Gewohnheiten der Thiere in Wald und Feld kannte er und ahmte ihre Stimmen nach; er verstand sich auf Hunde vortrefflich und auf Pferde gar nicht übel; es schien fast, als habe der Verlust des Gedächtnisses, welcher ihn dem Verkehr mit Menschen entrückte und ihm das Verständniß für ihre Angelegenheiten nahm, die für uns fast unfaßbaren Fähigkeiten, vermittelst welcher er auf jene Geschöpfe wirkte, gesteigert.

Von der Leibrente, welche Gerald Howard, der frühere Herr von Brereton, dem alten Mann ausgesetzt hatte, bestritt Julie den kleinen Haushalt und pflegte den Greis so gut sie konnte. Sie kochte, wusch

und flickte, während er mit seinen Staaren plauderte oder, die Pfeife im Munde, vor der Thür in der Sonne saß und stundenlang stummen Verkehr mit dem Hunde Nell pflegte, der neben ihm lag und ihm klug in die Augen schaute.

Aber Julie las auch; sie las die Bücher, welche ihr Freund Gerald ihr brachte. Da war sie nun freilich seinem Geschmack allein anheim gegeben; derselbe wies den Knaben unwiderstehlich auf die Poesie hin, und zwar auf die beste Poesie der Sprachen, welche ihm zugänglich waren, und mit gutem Erfolg hatte er seine Richtung auf seine kleine Freundin übertragen. Brereton Hall besaß, wie alle dortigen Landsitze, eine stattliche Bibliothek; daß sie etwas altmodisch war, kam ihr bei den Ansprüchen, welche Gerald und durch ihn Julie an sie erhoben, nur zu statten. Ganz im Geheimen wanderten Keats und Shakespeare, Ben Johnson sogar und Shelley, der alte Chaucer und Thomas Hood unter Gerald's Reitrock in das kleine Haus und die beiden jungen Geschöpfe dort waren von der Natur mit dem Besitz der Zauberformel begnadet, auf welche nur allein die Gestalten der Dichter zum Leben erwachen und Antwort geben. Lebhaft bedauerte Gerald, daß Juliet nicht auch den Homer mit ihm lesen konnte, aber er brachte das Buch mit und übertrug ihr frischweg die Stellen, welche ihn am meisten entzückten.

So war für den vornehmen Knaben, der Gefahr lief, innerlich zu vereinsamen, da ihm Vaterliebe und die rechte Muttersorge fehlten, das kleine Haus mit dem goldenen Köpfchen darin jahrelang die eigentliche Heimat gewesen, die Heimstätte der Träume, ohne welche die Jugend arm ist, und der zärtlichen, vielleicht thöricht zärtlichen Liebe, die sie so schwer und zu ihrem Schaden nur entbehrt. Die beiden Kinder und dann der Jüngling und die erblühende Jungfrau hatten, Allen unbewußt, ein Glück genossen, dessen Größe und Seltenheit sie selber nicht zu messen wußten. Das Geschick aber, welches eine solche Zeit früher oder später endet, pflegt zuweilen einen langen Schatten vor sich her zu werfen, und dieser Schatten ist scharf begrenzt; an einem ganz bestimmten Tage rückt man in sein Bereich ein. Dieser Tag war für Gerald und Julie gekommen.

Beide hatten eine Zeit lang schweigend gesessen, da sagte Gerald: „Heute oder morgen kommt James nach Hause. Er wird noch einmal nach Eton zurückkehren und dann soll ich auf ein Jahr dorthin."

„Ein Jahr ist nicht lang", meinte Julie, noch leichtherzig und muthig.

„Und wenn ich wieder komme, wirst Du noch größer und hübscher geworden sein, mein kleines Mädchen!" Er hatte den Ellbogen auf das Knie gestützt, beugte sich vor und sah sie an. Sie beachtete es nicht. „Und wenn Du in Eton fertig bist, was dann?" fragte sie.

„Dann? Nun, dann erhalte ich meine Fähndrichsstelle und komme vorerst in das Lager nach Aldershott und von da geht es weiter fort, vielleicht nach Indien."

„Gerald!" — Sie hatte den Namen hell und scharf hervorgestoßen

und war in die Höhe geschnellt. Erschrocken ergriff er ihre beiden Hände und hielt dieselben fest, als das Mädchen jetzt tonlos sagte: „Ich habe noch nie daran gedacht, daß Du so weit — daß Du ganz von mir fortgehen könntest . . . ich bin recht einfältig gewesen.“

Gerald schwieg beklommen. Er war unerfahren und aufrichtig; daß es die Cavaliersehre ihm gestatte, ein zagendes Mädchen mit den freigebigsten Versprechungen, seien sie auch noch so unhaltbar, zu trösten, wußte er nicht. Ihm selber erschien die Trennung kaum minder hart, als ihr; er saß still und sagte endlich mit leiser Stimme, sagte, was ihm jetzt zum ersten Mal klar wurde:

„Wir sind sehr glücklich gewesen, Juliet!“

„Gewesen?“ wiederholte sie traurig. „Gerald — es wird dunkel um mich her . . . was soll ich thun, wenn ich Dich gar nicht mehr sehe?“

Gerald hätte in jenem Augenblick schwerlich eine Antwort auf diese Frage gehabt; da wurde das Gespräch der Beiden durch nahende Schritte unterbrochen. Man kam von der Landstraße her um das Häuschen herum; Julie, erregt und ängstlich, blickte gespannt auf den Weg, als müsse dort Jemand erscheinen, der ihrem Glück und ihrem Frieden schon jetzt ein Ende mache.

Der Kommende wurde nun sichtbar; Gerald erhob sich mit seiner alten Lässigkeit, welche er sonst nur hier abstreifte. „Well, James, schon heute zurück?“ Und die Brüder reichten einander die Hände.

„Ich bin vor einer Stunde angekommen und als ich hörte, Du seiest hier, ging ich, Dich aufzusuchen.“

„Sehr freundlich von Dir“, bemerkte Gerald trocken. James antwortete nicht; er sah Julien an, die im Begriff schien, im Hause zu verschwinden, und machte ihr endlich eine höfliche Verbeugung.

„Es ist Julie Catesby, kennst Du sie nicht mehr?“ sagte Gerald, der seinem Bruder etwas verwundert zugesehen hatte.

„Wie, die kleine Juliet! Nein, ich habe sie nicht wieder erkannt“, entgegnete James ernsthaft und zum Erstaunen der beiden Anderen schien er sich auch jetzt der Kinderbekanntschaft mit dem reizenden Mädchen nicht zu erinnern. Den freundlich-vertraulichen Ton des frühern Gespielen, welchen sie erwarten mochte, erlaubte er sich nicht; er behandelte sie höflich und zurückhaltend wie eine Ebenbürtige.

Julie wurde durch dies Verhalten, welches auf einen weltlichen Scharfsinn, den sie nicht besaß, berechnet war, ganz und gar verwirrt. Unter dem Vorwand, der alte Catesby bedürfe ihrer, schlüpfte sie in's Haus. „Du gehst mit zurück nach der Halle?“ fragte James darauf.

„Gewiß. Gute Nacht, Juliet! Julie, leb' wohl!“ Sie hörte nicht und Gerald trat unter die offene Thür. Die vielen Vögel drinnen flatterten auf und schrieen. Catesby, ein untersetzter, alter Mann mit einem dicken Kopfe, den dichtes, struppiges, eisengraues Haar bedeckte, saß am Kamin; auf seiner Schulter wiegte sich eine Elster. Sie sah den Jüngling unter der Thür mit klugen Augen an und schien besser zu begreifen,

wen er suche, als der alte Mann, denn jetzt flatterte sie schreiend nach der Stiege, welche zu dem obern Raum führte, und begann hinaufzuhüpfen.

Julie ließ sich nicht mehr sehen, und Gerald, der sie noch nie ohne Abschied verlassen hatte, folgte endlich beunruhigt und mißmuthig seinem Bruder.

Am andern Morgen hatte der Erbe eine Audienz bei seiner Mutter.

„Du hast gestern Deinen Bruder bei Catesby aufgesucht?“ eröffnete die Dame die Unterhaltung.

James biß sich auf die Lippen; es überraschte ihn sehr unangenehm, daß seine Mutter schon von diesem Gang erfahren hatte. „Ja, ich war dort“, erwiederte er endlich, indem er sich im Stillen vornahm, seine Maßregeln zu treffen, wenn er einmal nicht wünschen sollte, daß Mrs. Howard von seinem Gehen und Kommen Kunde erhalte.

„Was thut Gerald dort?“ fragte die Dame.

James lachte. „Wahrhaftig, ich weiß es nicht; möglich, daß er das Vögelausstopfen bei dem Alten lernt. Uebrigens habe ich den alten Kauz nicht zu Gesicht bekommen.“ — Er schilderte nun sein Zusammentreffen mit Gerald und Julien; Mrs. Howard sah unzufrieden aus. „Ich bin sonst vorsichtiger“, murmelte sie endlich; „es scheint, daß ich dies zu lange gehen gelassen habe. Ich denke zu viel an Dich, James.“

Mrs. Howard sprach die Wahrheit. Wie viele Männer und Frauen ihres Standes hegte sie für ihren ältesten Sohn, für den Erben des Namens, ein vorwiegendes Interesse, an welchem der Familienstolz eben so viel Antheil hatte, wie die Elternliebe. Obwol er das einzige ihrer Kinder war, dem ganz ohne sein Zuthun eine glänzende Existenz bereitet schien, wurde seine Erziehung mit weit größerer Sorgfalt geleitet, als die der übrigen Knaben, deren späteres Wohl und Wehe hauptsächlich von ihrer Befähigung und Ausbildung abhängen würde.

Aber auch die Gleichgiltigkeit gegen jüngere Söhne hat ihre Grenzen.

Mrs. Howard hatte eine Art instinctiver Furcht vor dem noch unerprobten Charakter ihres zweiten Sohnes; sie ahnte dort etwas, das ihr starken Widerstand entgegensetzen könnte, und diesem Gefühl entsprang eine gewisse Abneigung gegen den schweigsamen Knaben. Sie hatte durchaus keinen Wunsch, den Zeitpunkt zu beschleunigen, an welchem sie sich mit ihm würde messen müssen, aber ein Einschreiten schien nachgerade nothwendig zu werden.

„Das Mädchen ist hübsch?“ fragte sie nachdenklich.

„Ah, sie ist reizend!“ James hatte lebhafter gesprochen, als es sich mit seiner Würde vertrug; er fügte daher in absichtlich nachlässigem Ton hinzu: „Reizend wol mehr als hübsch. Sie hat etwas Besonderes, Feines. Wäre sie gut gekleidet, so würde sie keinem drawing-room Schande machen.“

„Sonderbar. Ich habe nie von ihren Eltern sprechen hören ... Ich will dies Wunder sehen. Du wirst morgen mit Gerald und Deinen

kleinen Brüdern einen Besuch bei den Howards von Barneridge antreten", fügte sie nach einer Pause hinzu; „Ihr seid schon oft dorthin eingeladen worden."

James sah aus, als fände er an der Art und Weise, wie seine Mutter gewohnt war, über ihn und seine Brüder zu verfügen, für seine Person keinen rechten Geschmack mehr. „Ich habe nicht die geringste Lust, dieser Einladung zu folgen", bemerkte er kalt. „Barneridge ist das trübseligste Nest in England und das einzige Zerstreuungsmittel, welches mir dort zu Gebot steht, nämlich meiner Cousine Jemima den Hof zu machen, hat für mich so ziemlich seinen Reiz verloren."

Mrs. Howard lenkte sofort ein. „So begleite nur Deine Brüder hin und bleibe eine Nacht dort; Du kannst dann meinetwegen eine andere Verabredung vorschützen, welche Dir längern Aufenthalt unmöglich mache. Ich darf von Dir erwarten, daß Du auf meine Pläne eingehst . . . Ich möchte Gerald auf einige Tage entfernen; der Besuch in Barneridge bietet sich dazu wie von selbst, da Du aber ganz ausdrücklich geladen bist, würde es auffallen, wenn die Anderen ohne Dich kämen."

James fügte sich. Am Nachmittag ließ er sein Pferd satteln und ritt nach Evesdale hinein, wo die Leute an die Fenster liefen, um ihn zu sehen und wo er mit der leutseligen Herablassung des Grundherrn seine Grüße ausmaß. Bei dem Laden des Schreibwaarenhändlers, der zugleich die Leihbibliothek des Städtchens besaß, stieg er ab; man erfuhr dort gewöhnlich etwas Neues und James liebte es, im Betreff der Klatschchronik der Umgegend au fait zu sein. Er stand noch mit Mr. Taylor, dem Papierhändler, in der Thür des Ladens, als ein großer Mann von ziemlich auffallendem Aeußern vorüberging.

Der Kaufmann grüßte höflich. „Wer ist der Bursche, Taylor?" fragte James neugierig. „Ich habe ihn noch nie hier gesehen."

„Ja, wer er ist, Master Howard, das ist leicht gefragt. Ich für mein Theil hätte längst gern gewußt, wer er ist und was er eigentlich hier treibt."

„Wo wohnt er? Man muß doch seinen Namen erfahren haben?" meinte James.

„Er nennt sich Burke", sagte Taylor geringschätzig, als sei bei einer so geheimnißvollen Person der Name, welchen sie sich selber beilege, von sehr geringem Belang für die Feststellung ihrer Identität. „Henry Burke, Esquire — und wohnt seit einigen Wochen im Adler drüben."

„Und was ist seine Beschäftigung?"

„Er schreibt Briefe und empfängt welche und spionirt in der Gegend herum."

„Nun, vielleicht will er sich hier ankaufen. Er sah einigermaßen uncivilisirt aus, etwa, als käme er aus den Colonien."

Der Miene des Mr. Taylor nach zu schließen, genügte ihm diese natürliche und einfache Erklärung der Anwesenheit des Fremden in Evesdale nicht. Er besaß — es hing dies vielleicht mit der Leihbiblio-

thek zusammen — eine lebhafte Phantasie und hatte sich über den Mann, den er täglich vorübergehen sah, eine ganze Geschichte zusammengereimt, aber James Howard von Brereton wäre der Letzte gewesen, dem er seine Vermuthungen mitgetheilt hätte.

Auch ließ James gegen seine Gewohnheit dies kleine Mysterium, einen Fremden, der es Wochen lang im Adler zu Evesdale aushielt, auf sich beruhen. Er bestieg sein Pferd wieder und verließ die Stadt, um sich nun ohne weitere Umwege dem eigentlichen Ziel seines Rittes zu nahen. Dies aber war das kleine Haus des alten Catesby.

James hatte bei seinem gestrigen Zusammentreffen mit ihr die schlanke Julie in der That reizend gefunden und beschlossen, sich als Herzensbesieger hier seine Sporen zu verdienen. Daß er das kindliche Mädchen gewinnen werde, trotz ihrer Freundschaft mit seinem Bruder, bezweifelte er nicht. Mit Behagen dachte er sich das Abenteuer aus; welch' angenehmer Zeitvertreib während der langen Ferien, und wie köstlich, später in Eton Douglas und Treherne durch halbe Andeutungen zu reizen und neugierig zu machen und in einem ganz neuen Lichte vor ihnen dazustehen!

Unter solchen Gedanken war der Erbe von Brereton in der Nähe des Häuschens angekommen. Er ließ jetzt sein Pferd Schritt gehen, um den kleinen Garten herum, und die Hufe des Vollblutes fielen fast lautlos auf den weichen Rasen. Aber Julie hatte scharfe Sinne. Sie mußte mehr gefühlt als gehört haben, daß ein Reiter sich nahe; sie eilte aus der Thür und konnte, geblendet von dem hellen Abendhimmel, gegen welchen die Gestalt des Ankömmlings sich abhob, nicht gleich erkennen, daß es der Erwartete nicht sei. Mit einer Stimme, die wie von Jauchzen durchbebt war, rief sie: „Guten Abend!“ Dann aber stockte sie. Sie hatte ihren Irrthum wahrgenommen und sah aus, als liefe sie am liebsten wieder zurück, woher sie gekommen.

Im nächsten Augenblick war James vom Pferde und an ihrer Seite. Mit einem eigenen Gemisch von Höflichkeit und Vertraulichkeit ergriff er ihre Hand. „Habe ich Sie erschreckt, Juliet? Verzeihen Sie mir.“

Sie stammelte eine Verneinung und dann stand sie, erwartend, daß er seine Bestellung ausrichten und wieder aufsitzen werde.

Statt dessen nahm er jetzt das Pferd am Zügel, führte es auf den gepflasterten Gang, welcher nach der Thür des Hauses führte, ein paar Schritte zurück und schlang den Zügel um den Stamm eines Kirschbaumes im Gartenzaun. Juliet sah ihm verwundert zu.

Sie hatte ihre harmlose Ruhe wieder gewonnen und dachte: „Ob ich ihn frage, weshalb Gerald nicht kommt?“ Aber sie vergaß ihre Frage, denn jetzt ließ sich James auf der Bank nieder, wo gestern und so oft schon sein Bruder gesessen hatte. Er schien ermüdet; er athmete tief auf und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Dann aber richtete er sich hastig aus seiner nachlässigen Stellung auf und sagte, zögernd, als ob er zu einer Dame spräche: „Darf ich Sie um ein Glas Wasser bitten, liebe Julie?“

„O, gewiß!“ Sie war schon in der Thür, da kehrte sie zurück. „Ich habe frische Milch; ist Ihnen davon gefällig? Gerald mag sie gern.“

„Gerald, nicht Master Gerald; das ist eine erbauliche Eintracht“, dachte James. Er dankte mit großer Höflichkeit und als Julie mit einem Glase Milch wiederkehrte, sagte er: „Nun müssen Sie sich zu mir setzen, dann wird es mir besser schmecken.“

Sie willfahrte mit leichtem Lächeln. Er nahm ihr das Gefäß ab und berührte dabei ihre Hände, während er versuchte, ihr in die Augen zu sehen. Julie bemerkte Beides nicht; ihre Blicke schweiften über die Wiesen, die sich jenseits des Gartens ausdehnten, einem kleinen Gehölz zu. Von dort pflegte Gerald zuweilen zu kommen; er war heute nicht zu sehen, und sie, die keine Regung ihres unschuldigen Herzens zu unterdrücken gewohnt war, seufzte leise.

Nach einer Weile freilich hätte, wer vorübergegangen wäre, ihr hellstes Lachen hören können. James hatte, um sie zu unterhalten und um den abwesenden Blick aus ihren Augen zu bannen, einen Aufwand von Beredsamkeit entwickelt, der ihn selber in Erstaunen setzte. Er sprach von Eton; er carrikirte seine Lehrer und Mitschüler, gab eine gedrängte Chronik aller Heldenthaten, die bei Umgehung der strengen Schulgesetze von verschiedenen Generationen junger Engländer dort schon ausgeführt worden waren und erzählte die besten von den eben cursirenden Witzen. Julie lachte zuweilen herzlich, nur fehlte ihr ganz der Sinn für diejenige Komik, welche die Verhöhnung harmloser Naturen zum Zweck hat, und James mußte sich unter solchen Umständen gestehen, daß er einige seiner schönsten Geschichten verschwendet habe.

Er brach endlich auf und fand, daß ihm knapp Zeit blieb, das Schloß noch vor dem Läuten der ersten Eßglocke zu erreichen. Als er im Sattel saß und sich verabschiedet hatte, sagte er leichthin: „Gerald läßt Sie grüßen und Ihnen Adieu sagen; wir gehen morgen auf einige Wochen nach Barneridge.“ Er sah, wie sie bleich wurde und ritt davon.

„Man kommt im Ganzen ziemlich langsam weiter mit ihr“, dachte er jetzt bei sich selber. „Sie hat etwas — hm — etwas Einfältiges; ob sie gar nach dem blödsinnigen Alten artet? Ich werde eine Menge Zeit brauchen, um ihr begreiflich zu machen, was Peggy, des Pedellen Tochter, schon nach fünf Minuten verstand. Und dann sieht sie aus, als ob sie die Ehre, welche ihr der Erbe von Brereton mit seiner Aufmerksamkeit erweist, gar nicht zu schätzen wüßte. Aber wie reizend ist sie — wahrlich, es verlohnt sich doch, daß man einige von diesen langen Sommertagen an sie wendet. Und wenn ich damit meinem Herrn Bruder, dem Duckmäuser, einen Streich spiele, so soll mich das nur freuen.“

Indessen saß Julie betrübt und ängstlich auf der Bank unter dem wilden Wein. Das arme Kind war für den Kampf mit dem Leben, seinen Enttäuschungen und seiner bittern Pein, so schlecht wie nur möglich ausgerüstet. Sie war, bis auf ihren Verkehr mit Gerald, recht eigent-

lich in geistiger Einsamkeit aufgewachsen, von früh auf ohne weibliche Fürsorge, allein auf den armen alten Mann angewiesen, wie er auf sie, und sie besaß die Reizbarkeit, die Leichtgläubigkeit und Empfänglichkeit einer Einsiedlerin, eines Kindes der Wildniß: wäre sie wie wirklich im Urwald groß geworden, sie hätte kaum mehr unbekannt mit der Welt Lauf und Wesen sein können.

Wie hätte sie über ihre Kinderneigung zu dem Knaben von Brereton Hall nachdenken sollen? Ihr guter Wille für ihn kam ihr so natürlich wie das Athmen oder das Sehen. Sie war nicht geübt im Nachdenken, die arme Julie, und die erste Liebe ist kein Gegenstand, an dem sich ein halb schlummerndes Denkvermögen mit Erfolg schärfen ließe. So wurde es auch nicht klarer in ihrem Köpfchen, als sie jetzt anfing, über diese neuen Schmerzen zu grübeln. Warum war Gerald nicht selber gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen? Das war der Punkt, an welchem sie begann und genau bei diesem Punkte langte sie nach vielem Sinnen und Träumen wieder an. Zuletzt erinnerte sie sich, irgendwo gelesen oder gehört zu haben, daß die Liebe eines armen Mädchens zu einem reichen, vornehmen, jungen Mann immer eine Thorheit, wenn nicht gar eine Sünde sei.

„Ich liebe ihn also?“ dachte sie. „Ich wußte es bisher nicht, aber wahrscheinlich ist es so und diese Unruhe und diese Sehnsucht sind schon die Strafe für meine Thorheit.“ Und seufzend ging sie endlich in das Haus, um dem alten Mann sein Abendbrod zu bereiten.

Juliens, wir müssen es gestehen, recht lückenhafte Schlußfolgerung würde unterblieben sein oder doch einen ganz andern Verlauf genommen haben, wenn die Kleine etwas gewußt hätte, das sich während James' Abwesenheit zugetragen hatte. Gerald war an diesem Nachmittage lange von seiner Mutter in ihrem Zimmer beschäftigt worden; auch hatte sie ihm mitgetheilt, wie sie für ihn und seine Brüder eine Einladung zu den Verwandten nach Barneridge angenommen habe. Als er kurz vor Tische frei wurde, eilte er, seiner Freundin die Nachricht zu bringen. Von der Landstraße aus sah er das Pferd seines Bruders am Gartenzaun des kleinen Hauses; er empfand einen seltsamen Stich nach dem Herzen und hatte sich schon umgewendet, ehe er noch wußte, was er that. Das Blut strömte ihm heiß in die Augen, so daß er die Gegenstände um sich her wie durch einen Schleier sah, seine Hände ballten sich und seine Zähne schlossen sich zusammen. „Er ist mir überall im Wege . . . ich möchte wissen, ob ich ihn noch einmal tödten werde.“ — Gerald sah sich scheu um; die Worte waren ganz laut gesprochen worden; hatte er sie gesagt? Es kamen Leute des Wegs und er kämpfte den Paroxysmus von Aufregung, in den sein Temperament ihn geworfen hatte, mit Gewalt nieder.

„Wo warst Du heute, James?“ fragte Mrs. Howard über Tisch.

„In Evesdale, Mama; ich machte den guten Leuten das Vergnügen, ihnen zu zeigen daß ich einmal wieder vorhanden sei.“

„Und dann?“

„Dann? nun, dann kam ich nach Hause“, sagte James mit einem Blick trotziger Herausforderung zu seiner Mutter hinüber. Mrs. Howard wußte genau, wie lange er in Catesby's Garten sich verweilt hatte, aber sie schwieg; sie sah ein, daß sie die Lust am zwecklosen Dominiren und sich Einmischen, diesem Sohn gegenüber, zügeln müsse. — Mit nicht ganz so freier Stirn, wie die Frage seiner Mutter, hielt James den Blick Geralds aus. Er erwartete, daß der Jüngere ihn, vielleicht in der Absicht eines eventuellen Faustkampfes, über den Besuch vor Julien's Hütte zur Rede stellen würde. Aber nichts dergleichen geschah; Gerald wurde, ohne sich selber darüber klar zu sein, von jeder Berührung der Sache vor seinem Bruder durch die Furcht abgehalten, das unschuldige Heiligthum seiner Jugend durch die weltliche Frivolität jenes entweihen hören zu müssen.

Am nächsten Morgen fuhren die vier jungen Howards nach Barneridge hinüber und wenig später erschien vor Catesby's Hütte ein Diener aus der Halle mit dem Ersuchen der Mrs. Howard, daß Julie sich ihr zu einer bestimmten Stunde des Nachmittags vorstellen möge. Als er fort war, trat Julie in das Haus zu dem alten Mann; sie wollte ihm von dieser etwas auffälligen Einladung erzählen, aber sie fürchtete, daß er sie nicht verstehen werde. Auch täuschte sie sich nicht; Thomas Catesby nahm die Neuigkeit zwar nicht mit der ihm eigenen Stumpfheit auf, aber er verwirrte sich über dieselbe in einer seltsamen Weise.

„Brereton“, murmelte er, sich an den Namen klammernd, „Julia Brereton! Nein, das ist es nicht; ich habe es vergessen; laß mich, Kind, es wird mir noch einfallen.“

„Mrs. Howard von Brereton hat mich auffordern lassen, nach der Halle zu kommen“, wiederholte Julie. Jetzt leuchteten seine Augen auf. „Mrs. Howard, sagst Du? Nein, Miß Howard; Miß Julie Howard, jetzt habe ich es! Ach, was wird er sagen, daß ich es so ganz vergessen konnte! Die Frau ist schuld — warum starb sie! Aber haben Sie nicht den Ring, Miß?“

„Welchen Ring?“

Der Alte antwortete nicht, er murmelte nur noch schwer verständliche Worte vor sich hin. Julie wußte von keinem Ring, sie hatte nie einen besessen und keinen jemals im Besitz des alten Mannes gesehen. Und die Erwartung dieses Besuches in der Halle, in dem Hause, welches ihr Liebling bewohnte, hinderte sie, sich über die räthselvollen Reden Catesby's Gedanken zu machen.

Julie war noch nie in dem Schloß gewesen, aber als sie es jetzt erreicht hatte, wendete sie sich von der offenen Eingangsthür sogleich rechts nach der gewölbten Halle, von welcher aus die Treppe nach den oberen Stockwerken führte. Hier kam ihr ein Diener entgegen und geleitete sie vor das Zimmer der Dame, wo er sie warten hieß; nach wenigen Augenblicken rief er sie hinein.

Julie kannte, Dank ihrer einsamen Jugend, nicht die Schüchternheit, welche durch den Rang einer Person in den mit ihr Verkehrenden

erzeugt wird; sie war nur ein wenig scheu vor allen Fremden, mochten sie vornehm oder gering sein. Man bedeutete sie jetzt, sich in der Nähe des Kanapees der gelähmten Frau niederzusetzen; Mrs. Howard befahl dem Hausmeister, die Gardinen zurückzuziehen, so daß das Zimmer heller werde und sie dann mit dem jungen Mädchen allein zu lassen. „Sie heißen Julie Catesby?“ fragte sie jetzt, vielleicht nicht absichtlich unfreundlich, aber in einer kurzen, hochfahrenden Weise. „Wie sind Sie mit Thomas Catesby verwandt?“

„Ich bin seine Enkelin, Ma'am; ja, ich glaube, daß ich seine Enkelin bin.“

„Wie, Sie glauben es nur! Haben Sie Ihre Eltern nicht gekannt?“

„Nein; so lange ich zu denken weiß, bin ich mit Mr. Catesby allein gewesen und habe ihn Großvater genannt.“

„Und hat er Ihnen nie von Ihren Eltern erzählt?“

„Nein, er ist — er hat“ — sie zögerte, nach einem Ausdruck suchend; „er kann sich nicht auf frühere Zeiten besinnen. Man sagte mir hier, daß meine Mutter seine Tochter gewesen ist, die an einen Bergmann in —shire verheirathet war.“

„So heißen Sie gar nicht Catesby? Und Sie sind doch unter diesem Namen in Evesdale in die Schule gegangen.“ Mrs. Howard in ihrer Menschenverachtung und ihrer ganz besondern Verachtung für menschliche Justiz und obrigkeitliche Verwaltung lachte bitter in sich hinein, darüber, daß solche Unordnungen im Kirchspiel vorkommen konnten. „Ich habe mich also an die unrichtige Person gewandt, als ich von Ihnen zu erfahren suchte, wer Sie seien“, sagte Sie mit einem Hohn, der übrigens an der harmlosen Insichversunkenheit des Mädchens unschädlich abprallte. „Sie sind nie hier im Schloß gewesen“, fuhr sie fort; „wie kam es, daß Sie sich zurecht zu finden vermochten?“

„Das weiß ich selber nicht“, antwortete Julie der Wahrheit gemäß und begann sich jetzt erst selber ein wenig über die Thatsache, auf welche man sie aufmerksam machte, zu verwundern. „Vielleicht daher, daß Gerald mir so viel von Brereton erzählt hat“, fügte sie hinzu, in dem Bestreben, sowol für sich selber, wie für die so scharf fragende Dame eine Erklärung zu finden. Eine längere Pause folgte, während welcher Julie in einer selbstvergessenen Weise, die keine Befangenheit aufkommen ließ, ihre Blicke durch das Zimmer schickte, während Mrs. Howard sie scharf beobachtete.

Endlich sagte diese, leichthin den Vorwand für die von ihr gewünschte Zusammenkunft berührend, als lohne es kaum noch der Mühe, denselben hervorzuheben: „Ich hatte Sie rufen lassen, weil ich eine zweite Jungfer brauche; ich dachte, Sie möchten sich für die Stelle eignen. Aber Sie sind zu jung und sehen nicht kräftig genug aus. Außerdem könnten Sie auch wol den alten Mann kaum verlassen?“

„Nein, Ma'am; was sollte er ohne mich thun?“ bemerkte Julie.

„So ist er ganz kindisch?“ fragte Mrs. Howard rücksichtslos.

„Ich fürchte, ja."

Die Unterredung schien beendigt und Julie erhob sich. „Ja, Sie können gehen", sagte die Dame und berührte ihre Klingel. „Knox, führen Sie das junge Mädcheu hinunter."

Diese Unterredung hatte die allerverschiedenste Wirkung auf die Beiden, zwischen denen sie stattgefunden. Julie schenkte derselben keine große Beachtung; man wußte, daß Mrs. Howard eine stolze, strenge Frau war, dazu durch ihr Leiden erbittert; daher machte sich das Kind über ihr unfreundliches Wesen keine Gedanken und hielt den Wunsch, Näheres über ihre Herkunft zu erfahren, für eine Laune der Kranken; sie gedachte der Begegnung bald kaum noch.

Mrs. Howard dagegen konnte jene Stunde als eine Epoche, und zwar eine unglückliche, in ihrem Leben betrachten. Es war, als habe Julie, als sie fortging, den Schlaf der Herrin von Brereton mit sich genommen: eine heimliche, verzehrende Unruhe hatte sich seitdem der Dame bemächtigt.

Durch zuverlässige Personen ließ sie mit großer Vorsicht Nachforschungen über die Familienverhältnisse des alten Catesby anstellen. Der Alte war zur Zeit ihres Schwagers Gerald Howard Parkwärter in Brereton gewesen und hatte sich wegen seines originellen, kernigen Wesens und seiner Gabe naiver Naturbetrachtung der besondern Gunst des Herrn erfreut, der sich oft lange mit ihm unterhielt. Seine Frau lebte damals noch; eine einzige Tochter des Paares war weit weg verheirathet. Vor sechzehn Jahren hatte Catesby die Gegend verlassen; Einige sagten, um zu der verheiratheten Tochter zu ziehen, Andere behaupteten, Gerald Howard habe ihm einen Vertrauensposten auf einer entfernten Besitzung überwiesen. Inzwischen hatte Gerald der ältere sich mit seiner jungen Frau auf Reisen begeben. Er kehrte nicht nach Brereton Hall zurück; seine Gattin starb bei der Geburt einer Tochter und dieser Verlust machte ihn tiefsinnig. Er ging später nach den Colonien und starb dort; als die amtlich beglaubigte Nachricht seines Todes eintraf, nahm die inzwischen verwittwete Mrs. Howard Grève für ihren ältesten Sohn das Schloß in Besitz. Das Kind Gerald's mußte seiner Mutter bald nachgefolgt sein; man hatte während seines kurzen Lebens wenig von ihm gehört.

Ein Jahr, nachdem Brereton Hall dergestalt in andere Hände übergegangen war, kam Catesby zurück und bewohnte sein altes Häuschen von Neuem. Seine Frau war gestorben, aber ein junges Leben entfaltete sich neben ihm; ein Enkelkindchen, welches er mitgebracht hatte; wenigstens glaubte man nicht anders, als daß die Kleine das Kind seiner Tochter sei. Der Verstand des alten Mannes hatte schon damals angefangen, sich zu umnachten, aber da er harmlos war, und auch nicht so weit ohne Bewußtsein, daß er für das leibliche Wohl der Kleinen nicht einigermaßen hätte Sorge tragen können, da ferner Niemand existirte, der an seiner Ueberführung in ein Kranken- oder Gemeindehaus ein Interesse gehabt hätte, so blieb er unangefochten in seinem kleinen Besitz-

thum und der gute Pfarrer der alten Kirche sorgte zur Zeit dafür, daß die kleine Julie in die Schule kam.

Mrs. Howard erfuhr auf ihre Erkundigungen über Catesby im Wesentlichen nichts Neues; sie begnügte sich aber diesmal nicht mit unbestimmten Angaben, sondern ruhte nicht eher, bis sie sich die genauen Daten all der oben angeführten Vorfälle und Veränderungen verschafft hatte. James war längst wieder von Barneridge zurück und Mrs. Howard hatte die fernere Mühe, über seine häufigen Besuche in Catesby's Hütte Buch führen zu müssen. Diese fortgesetzte geistige Spannung hatte den übelsten Einfluß auf ihr Befinden. Mit Anstrengung nur und theilweise erfolglos unterdrückte sie eine fast überhand nehmende Reizbarkeit und Heftigkeit; die vertraute Dienerschaft sah einander kopfschüttelnd an und wunderte sich, daß der junge Herr den Zustand seiner Mutter nicht bemerkte. Aber es kam eine Stunde, da die fieberhafte Aufregung, deren Grund außer ihr Niemand kannte, auch ihm nicht länger verborgen bleiben konnte.

Es war an einem Spätnachmittage. Mrs. Howard hatte wiederholt nach ihrem Sohn gefragt; er war fortgeritten, um, wie gewöhnlich, nach einem Umwege, einer wirkungslosen Vorsichtsmaßregel, die Späher seiner Mutter irre zu führen, das Häuschen des alten Parkhüters zu erreichen.

Je länger sich seine Rückkehr verzögerte, um so höher stieg die fiebernde Ungeduld seiner Mutter. Es war ein ängstlicher Anblick für die Diener, die große Frau in ihrer hülflosen Unruhe zu sehen, wie sie die Hände ballte und den Kopf mit den brennenden Augen mühsam nach der Thür wendete, so oft draußen ein Geräusch laut wurde; daß man nach ihm schicke, hatte sie streng verboten. Endlich hörte man seinen leichten Schritt auf der Treppe; er ging pfeifend nach seinem Zimmer.

„Soll ich den jungen Herrn rufen?" fragte der Hausmeister. — „Nein, er mag sich erst auskleiden; er wird von selber kommen", stöhnte Mrs. Howard mehr als sie sprach. Bald darauf trat James ahnungslos herein.

Sie begann ein Gespräch über gleichgiltige Dinge mit ihm, aber ihre Bemerkungen waren scharf zugespitzt, oft in einer ihm unverständlichen Weise. „Die alte Dame hat wirklich ihre unbequemen Tage", dachte James; „Himmel, wenn Douglas und Treherne hörten, welche Rolle ich hier noch immer spielen muß. „Hast Du Schmerzen, Mama?" fragte er einmal, vielleicht um anzudeuten, daß nur die Voraussetzung dieses Grundes ihn so duldsam gegen eine Verstimmung machen könnte, unter welcher er zu leiden hatte.

Sie antwortete zerstreut: „Du warst heute länger als sonst in Catesby's Hause", sagte sie dann plötzlich. „Wie weit bist Du eigentlich mit dem Mädchen gekommen?"

James fuhr in die Höhe, empört über die Entdeckung, daß man ihm nachspionirt habe. Seine Mutter aber, ganz erfüllt von ihren Ge-

danken und Befürchtungen, kümmerte sich sehr wenig um den Eindruck, welchen ihre Worte machten. „Nun?“ fragte sie, als er schwieg.

„Ich dachte nicht, daß der Gegenstand ein Interesse für Dich haben könnte, Mama“, sagte James bitter lächelnd.

„Nicht; wirklich nicht? ha ha —.“ Mrs. Howard schien in ganz ungewohnter Weise ihren Zustand zu vergessen; sie machte einen jammervollen Versuch, sich aufzurichten; James sprang hinzu und unterstützte sie.

„Du hast eine Liebesaffaire mit dem Mädchen“, sagte sie jetzt rasch, aber mit belegter Stimme, „und Du glaubst Dich sehr klug aus der Sache gezogen zu haben, wenn Du sie bestimmen kannst, Dich ohne weitern Lärm gehen zu lassen, sobald Du ihrer müde bist. Ist es nicht so?“

James hielt es nicht für nöthig, seiner Mutter zu berichten, daß er bisher mit seinen Annäherungsversuchen keinerlei Erfolg bei der einfältigen Julie gehabt habe; er bemerkte nur: „Und wenn es so wäre? Mir scheint, daß alle derartigen Geschichten einen ähnlichen Verlauf nehmen.“

„Du bist zu klug, mein Sohn, zu klug für Dein Alter, aber Du schießest über das Ziel“, sagte Mrs. Howard, noch immer in jener heftigen Weise, die seltsam gegen ihre sonstige Beherrschtheit abstach. „Soll ich Dir sagen, was in diesem Fall das beste wäre? — wenn Du sie heiratheteſt, ja, sie zu Deiner Frau machtest, diese Julie — Catesby.“ Sie zischte das letzte Wort, den Namen, mit einem unbeschreiblichen Hohn hervor. Der Erbe von Brereton war in diesem Augenblick fest überzeugt, daß seine Mutter den Verstand verloren habe. Seine Kaltblütigkeit verließ ihn dabei nicht ganz. Sein erster Gedanke war: „wie entsetzlich fatal“; ein zweiter, oder vielleicht gleichzeitiger — denn Gedanken zucken bekanntlich mit mehr als blitzartiger Schnelle durcheinander: „sie kann unmöglich in ein Irrenhaus gebracht werden; wir müssen Sie hier behalten; vielleicht läßt sich die Sache verheimlichen.“

Mrs. Howard unterbrach diesen raschen Ideengang in unerwarteter Weise, indem sie ruhig sagte: „Ich bin nicht wahnsinnig, wie Du Dir einbildest, aber freilich sehr aufgeregt heute. Vergiß, was ich gesagt habe und verlaß mich jetzt. Schicke mir Fermore.“

„Du bist krank, Mama —“

Mrs. Howard rollte ungeduldig den Kopf auf ihrem Kissen. „Geh', sag' ich — damit ich nicht in Versuchung komme, Dir schon jetzt eine Eröffnung zu machen, die — ich rede im Fieber“, unterbrach sie sich. „Geh', es ist besser, daß ich allein bin, während ich phantasire.“

James ging, einigermaßen erschüttert in seiner leichtsinnigen Gleichgiltigkeit.

„Was hat sie vor?“ fragte er sich nachdenklich. „Es ist klar, daß sie sich irgend einen verwünschten Unsinn in den Kopf gesetzt hat und darüber brütet. Was mag es sein? Wenn Onkel Gerald von den Todten auferstanden wäre und uns ersuchen ließ, uns gefälligst aus seinem Hause zu bemühen, könnte sie sich kaum ärger geberden.“

Hätte dem jungen Mann das Combinationsvermögen zu Gebote

gestanden, welches Mr. Taylor, der Papierhändler, besaß, so würde er sich versucht gefühlt haben, durch Grübeln der Sache auf die Spur zu kommen. Aber es lag durchaus nicht in seinem Charakter, zu phantasiren, so lange er handeln konnte; er rief deshalb ganz einfach den Butler auf sein Zimmer, um zu erfahren, wer während seiner letzten Abwesenheit Zutritt zu seiner Mutter gehabt habe. „Sollte man Sie dafür bezahlt haben, zu schweigen, so nennen Sie mir den Preis, für welchen Sie reden würden", sagte er kaltblütig.

„O, Sir, ich weiß nicht, ob ich es thun darf", meinte der alte Mann mit einer abwehrenden Handbewegung. „Missis hat mir freilich nicht verboten, etwas zu sagen und es ist ganz sicher, daß sie auffallend unruhig geworden ist von dem Tage an, wo die junge Person hier war."

„Welche junge Person?"

„Nun, Catesby's Enkelin."

„Julie Catesby hier — bei meiner Mutter!" James biß die Zähne aufeinander. „Die kleine — was wollte sie hier?"

„Mrs. Howard hatte sie rufen lassen", sagte der Butler, welcher bemerkte, daß er zu einem Mißverständniß Anlaß gegeben hatte.

James ließ sich von dem Mann Alles mittheilen, was derselbe über jene Zusammenkunft wußte und belohnte ihn dann. „Immer vorausgesetzt, daß Sie es nicht sind, den meine Mutter benutzt hat, um meine Besuche in Catesby's Hause auszukundschaften", sagte er, indem er ihm ein Goldstück reichte.

„Nein, das ist Rocroy, der jüngste Reitknecht", bemerkte der Butler beiläufig und verbeugte sich.

In diesen Tagen erhielt Mrs. Howard einen Brief von ihrer Cousine in Barneridge, der sich über den Eindruck, welchen die jungen Howards dort gemacht hatten und noch machten, verbreitete. Nachdem die Dame geäußert hatte, James sei, wie sie fürchte, ein wenig vautrien, aber sehr liebenswürdig dabei, und daran die Betrachtung geknüpft, wie schwer es sei, junge Männer, die ein großes Einkommen erwarteten, auf dem richtigen Wege zu erhalten, fuhr sie fort: „Die Kleinen sind Jedermanns Lieblinge; wir gaben einmal einen Tanz und Du hättest sehen sollen, wie sie ihren Evesdale-Cousinen den Hof machten; es war allerliebst. Am wenigsten wußten wir mit Deinem Gerald anzufangen; das heißt wir, mit Ausnahme von Jemima, die an seinen melancholischen Augen ein ganz bedenkliches Interesse gefunden hat. Während wir Andern außer dem allernothwendigsten selten ein Wort von ihm hörten, sind seine Cousine und er die besten Freunde geworden und er hat ihr lange Geschichten erzählt. Ich für mein Theil glaube, daß er ungern hier ist und sich aus irgend einem Grunde lebhaft nach Hause sehnt. Uebrigens ist er ein ausgezeichneter Schütze und Reiter und ein hübscher Bursche, wenn er sich nur weniger nachlässig halten wollte. Getanzt hat er gar nicht."

Mrs. Howard bestimmte darauf, in Folge dieses Briefes oder eines vorher gefaßten Entschlusses, daß ihr zweiter Sohn schon nach

Ablauf der Ferien seinen Bruder nach Eton begleiten sollte. Sie fand früher, als sie erwartet hatte, Gelegenheit, ihm diese Aenderung in ihren Anordnungen mitzutheilen: Gerald kam eines Tages in Brereton angeritten, ohne die Erlaubniß seiner Mutter zur Beendigung seines Besuches in Barneridge abgewartet zu haben.

Mrs. Howard verrieth weder durch Worte noch durch Mienen, ob dieser eigenwillige Schritt sie beleidige; dagegen nahm auch Gerald die Ankündigung seiner demnächstigen Uebersiedelung nach Eton anscheinend gleichgiltig und fügsam auf. Er verließ nach diesem Gespräche mit seiner Mutter das Schloß und ging in den Park; ohne sich in den Anlagen in der Nähe des Hauses zu verweilen, schritt er immer weiter vorwärts, bis, nachdem er eine halbe Stunde gegangen, eine dichte grüne Wildniß umgab.

Gerald liebte leidenschaftlich diese Einsamkeit, diesen kräftigen Geruch der Blätter und des feuchten Bodens; diese Dämmerung, die zwischen den Stämmen webte. Von Kind auf war er gern hierher geeilt, weil, ihm nur halb bewußt, die ruhige Nothwendigkeit der Pflanzenwelt sein stolzes, reizbares und leicht verwundetes Gemüth am ehesten zu besänftigen pflegte.

Heute trieb es ihn weiter und weiter. Er setzte über den Bach, der den Park durchfloß und nun schimmerte endlich die Umhegung durch die Stämme, eine Wand von rohen, noch mit ihrer rauhen Borke und schuppig grauem Moose überzogenen Planken. In etwa zehn Schritt weitem Abstand von dem Plankenzaun blieben die Bäume zurück und dieser baumfreie Streif, mit kurzem Moos und mit Thymian bewachsen, würzig, sommerlich trocken, denn nur die tanzenden Schatten der letzten leichten Zweige huschten darüber hin, wäre ein würdiger Festplatz für die Elfenschaaren gewesen, von denen die grüne Insel so gern träumt.

Gerald warf sich am Fuße der letzten großen Eiche nieder und stützte den Kopf in die Hand. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn ihn die Aussicht, in Eton ein Jahr lang mit anderen Jünglingen seines Alters zu leben, zu arbeiten und sich zu vergnügen, unglücklich gemacht hätte. Freilich liebte der junge Mensch die Freiheit mit mehr als gewöhnlicher Inbrunst, aber er fürchtete die Beschränkung einer öffentlichen Anstalt nicht allzusehr, denn er wußte aus früherer Erfahrung, daß die anscheinend unverrückbare Ordnung dort sich nach dem Charaktermaße Einzelner zu dehnen vermag und daß man Die, welche man nicht zwingen kann, fast immer gewähren läßt. Was war es denn, das ihn bei dem Gedanken an das Fortgehen von hier mit heißer Angst erfüllte? Warum erschien ihm das Leben, welches ihn draußen erwartete, so öde und leer, warum hatte das Dasein nur hier, auf dieser Scholle, Fülle und Inhalt für ihn?

Ein Wehen ging plötzlich durch die Zweige über ihm und wie auf diesem Windhauch getragen, schlug sein Name, von einer leisen, wohlbekannten Stimme gesprochen, an sein Ohr. Die Stimme sagte ihm Alles; denn bei ihrem Klange erwachte stärker als je das übermächtige

Gefühl — dies Gefühl, das er nicht zu nennen wußte, welches ihn zu Julie hinzog.

Gerald wendete sich nicht um bei jenen Lauten, denn er hielt sie für das Werk seiner eigenen Phantasie; vielleicht auch glaubte er, sie seien durch ein von der Sehnsucht bewirktes Wunder weither durch die Lüfte zu ihm getragen.

Da hörte er sie noch einmal dicht neben sich — seinen Namen. Julie stand hinter ihm. „Ich habe Dich gefunden, ich sehe Dich", sagte sie schnell und dann sank sie neben dem Stamm der Eiche in die Kniee und lehnte sich müde an den Baum.

(Schluß im nächsten Heft.)

Preußens Königliche Schlösser.

Von George Hesekiel.

(Schluß.)

Die Residenzen am Rheinstrom.

Coblenz. Der letzte Kurfürst und Erzbischof von Trier, des heiligen römischen Reiches Kanzler per Galliam, war Clemens Wenceslaus, ein Herzog zu Sachsen geboren, ein Sohn des letzten Sächsischen Polenkönigs, durch und durch ein braver Herr und treuer Fürst, dessen Andenken auch heute noch nicht ganz erloschen ist im Lande. Er ist der Erbauer des jetzigen königlichen Residenzschlosses zu Coblenz, zu dessen Fundament er im Herbst 1777 die Erde auswerfen ließ. Der Bau wurde aber nicht besonders lebhaft betrieben und die Hüter des Baues wechselten so oft, daß man keinen derselben als den Baumeister des Schlosses bezeichnen kann. Im November 1786 endlich war der Bau so weit gefördert, daß der Kurfürst und seine Schwester, die Prinzessin Kunegund, Herzogin zu Sachsen und Höchstäbtissin zu Essen und Thorn, die fast immer bei ihrem Bruder lebte, ihre Wohnungen in dem Hauptgebäude zur rechten Hand, beziehen konnten. Es geschah dieses mit derjenigen Feierlichkeit, mit der man damals, vorzüglich an geistlichen Höfen, dergleichen Ereignisse behandelte. Das Coblenzer Regiment unter Obrist von Wenz besetzte den Schloßhof, paradirte aber nicht, sondern war nur unter Gewehr; das Jägercorps stand an der Liebfrauenkirche; die Leibgarde unter Obrist von Wiltberg hatte vor sich die Standarte und die Pauker. Nun marschirten sämmtliche Officiere in das Schloß, um Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht die Hand zu küssen. Dann kam die andere geistliche Durchlaucht, der Kurfürst von Köln, als heiliger römischer Reichskanzler, per Italiam, unter Kanonendonner und Glockengeläut zu Schiffe an, um mit dem Herrn Confrater von Trier zu speisen, versteht sich nach dem Gottesdienst. Hochamt und Te deum hielt der siebenundachtzigjährige Weihbischof von Sontheim (der berühmte Verfasser des Hebronius) in voller Rüstigkeit. Um halb neun Uhr wurde zur Tafel gepaukt. Die kurfürstliche Durchlaucht von Köln in Kragen und Mantel mit dem kostbarsten Geschmeide führte S. k. H. die etwas schnurrbärtige Prinzessin Kunegunde von Sachsen-Polen, die unvermält geblieben sein soll, weil sie dem Kaiser Joseph II. nicht gefallen. Zum Trost soll er ihr die fürstliche Reichsabtei Essen gegeben haben. Die kurfürstliche Durchlaucht von Trier führte die „schöne Clara Lies“, eine Gräfin von Kisselstadt. Der herrliche Saal, obwol noch nicht fertig, wurde allgemein bewundert. Die Tafel war sehr reichlich bestellt, auch wurde vorjähriger Rhein- und Moselwein aufgesetzt. Der Kurfürst von Köln fuhr um neun Uhr Abends auf seiner Yacht nach Bonn zurück. Die Stadt gab einen großen Maskenball in den Drei Reichskronen, der Kurfürst gab zweiunddreißig Gefangene ledig, ließ 1200 Gulden an die Armen der Stadt vertheilen und verschenkte achthundert Kupferstiche mit seinem Bild und der Ansicht des neuen Residenzschlosses an die Bürgerschaft. In den nächsten Tagen folgte noch eine ganze Reihe von Festlichkeiten.

Der treffliche Kurfürst ist nicht in seinem Schlosse gestorben; vor der französischen Revolution flüchtend, meist in Augsburg residirend, hat er sein Coblenz nicht wieder gesehen, obwol er erst 1812 starb.

Als Clemens Wenceslaus sein Schloß verließ, war es erst zum Theil ausgebaut. Nach dem Rhein zu ist die Fronte mit sechs ionischen Säulen geschmückt; auf der andern Seite wird die Auffahrt zur Halle von acht Säulen dieser Ordnung eingeschlossen. Das corps de logis, siebenundzwanzig Fenster breit, ist nach der Seite von einem fünf Fenster breiten, etwas vorspringenden Pavillon flankirt. Der niedliche Pavillon enthält die Kapelle, welche vom Erdgeschoß aus durch alle Stockwerke reicht; sie ist in edlem Verhältniß gehalten und mit Stuccaturarbeit reich geschmückt. Diese Hofkirche zur heiligen Dreifaltigkeit hatte ihren eigenen Pfarrer. Es ist eine evangelische Kirche und von Friedrich Wilhelm IV. restaurirt.

Im südlichen Pavillon befinden sich die Zimmer des Kaisers und Königs; im schlichten Arbeitszimmer bemerkten wir eine große Wandkarte von Rußland: bunte Papierstreifen markirten die Stellungen der russischen, französischen, englischen, sardinischen und türkischen Heere im Krimkriege 1856. Im südlichen Verbindungsflügel dicht daran stoßend sind die Salons der Kaiserin und Königin. Im Speisesaal sieht man die Portraits des Erbauers, des Kurfürsten Clemens Wenceslaus und seiner Schwester, der Prinzessin Kunegunde. Das Wohnzimmer ist mit mannigfachen Erinnerungen an das Silberhochzeitsfest des deutschen Kaiserpaars geschmückt, namentlich sind es sehenswerthe Bilder und Albums. Der Thronsaal ist mit rothem Damast tapezirt, neben dem Thronbaldachin sieht man die Portraits der drei Könige von Preußen, die über Coblenz geherrscht.

Der daran stoßende Gobelinsaal hat seinen Namen von den Hautelissetapeten, welche Ludwig XVI. dem großen König Friedrich geschenkt haben soll. Die mythologischen Darstellungen auf demselben sind mehr als frostig.

Nach der Stadtseite liegen hier Schlaf- und Toilettenzimmer der Kaiserin und dann die Fremdenzimmer; in zweien derselben stehen Tafeln mit Sprüchen aus dem Koran — hier wohnte nämlich Sultan Abdul-Aziz-Khan am 25. und 26. Juli 1867. Im Mittelbau, über dem die Purpurstandarte des preußischen Hauses weht, ist bemerkenswerth der durch zwei Etagen gehende Weiße Saal, der mit sieben Fenstern nach dem Rhein blickt; hier hat König Friedrich Wilhelm IV. in seiner historischen Pietät Alles zusammenstellen lassen, was aus dem Kurfürstenschloß nach der Jacobinischen Zerstörung wiedererlangt werden konnte. Die Kaiserin hat diese höchst interessante Sammlung fortgesetzt und sorgt noch immer eifrig für deren Bereicherung Der Augusta Werke sind auch die lieblichen Anlagen oberhalb des Schlosses an dem Rheinufer hin. Sie fand die rechten Helfer in dem Fürsten Pückler-Muskau und dem großen Gartendirector Lenné, der ein geborener Coblenzer war.

Die ganze Länge des Schlosses durchschneidet eine Halle, jenseits derselben liegt im Erdgeschoß der räumliche Gardesaal, gerade gegenüber der Auffahrt.

Eine schöne Treppe mit Löwen führt zu den Parkgemächern. Wahrhaft geschmackvolle Pracht war der Charakter dieses fürstlichen Baues, und selbst durch den ganzen Greuel der Jacobinischen Verwüstung, welcher über das Schloß kam, konnte dieser Charakter nicht völlig verwischt werden, was endlich der Restauration sehr zu statten kam. Arg versündigten sich auch nach der Revolution noch die Franzosen an dem Schloß, die es 1794 zu einem Lazareth machten und ganz schonungslos darin wirthschafteten.

Die Jacobiner machten die Schloßkirche erst zu einem ihrer albernen Dekadentempel und als sie dieser widerlichen Posse überdrüssig wurden, zu

einem Salzmagazin. Gänzlicher Untergang aber drohte dem Schloß in den letzten Tagen der Franzosenherrschaft; General Riccard wollte durchaus eine Citadelle aus demselben machen, die Pallisaden waren zur Befestigung schon gefällt. Nun wirthschafteten abwechselnd russische und preußische Lazarethe. Auch mit dem Frieden kam zunächst noch keine Hülfe für des letzten Trierschen Kurfürsten Prachtbau. Ein Theil des Schlosses diente als Kaserne, in den Gardesaal theilten sich seit 1823 Landgericht und Zuchtpoliceigericht. Erst 1842 hat König Friedrich Wilhelm IV. den Bau seiner ursprünglichen Bestimmung als Residenz zurückgegeben. Das zweite Stockwerk wurde für ihn zuerst in Stand gesetzt; er selbst kam mit der Königin Elisabeth 1841 im September nach Coblenz und ordnete die Restauration mit der ihm eigenen feinen Beobachtung der gegebenen Verhältnisse bis in's Kleinste an. An der Ost- und Westseite erstand ein großer Garten im englischen Parkstil. Bei seinem zweiten Besuch im September 1847 konnte er schon große Tafel im Schloß halten und im März 1850 konnten der Prinz und die Prinzessin von Preußen dort ihre Residenz aufschlagen. Der Aufenthalt daselbst wurde der Frau Prinzessin so lieb, daß sie später als Königin und Kaiserin immer wieder dahin zurückgekehrt ist und einen Theil des Jahres dort residirt hat. König Friedrich Wilhelm IV. war im August 1851 das letzte Mal im Schloß, das, wie so viele andere edle Werke der Väter, nur ihm seine Erhaltung und Wiederherstellung zu danken hat.

Die Herstellung erfolgte, so weit es möglich war, nach dem ursprünglichen Plan; im Erdgeschoß befindet sich die Wohnung des Oberpräsidenten in Rheinland und dessen Geschäftsräume; im obern Stockwerk ist so viel gebessert und verschönert, daß der alte Clemens Wenceslaus selbst seine Freude daran haben würde. Die Halle, jetzt durch Glasthüren verwahrt, ist ein wirklich schöner Porticus, die ganze Residenz einer der stattlichsten Paläste Deutschlands.

Zur Silberhochzeit des Prinzen von Preußen 1854 erschien eine Denkmünze. Die Vorderseite zeigte die Bildnisse des Silberpaares, nach Rauch; die Rückseite eine allegorische Darstellung Confluenzia, die Jungfrau Mosel in der Umarmung des Vaters Rhein. Umschrift: Die Stadt Coblenz. Im Abschnitt: Das Stadtwappen von Coblenz und die Worte: Zur frohen Erinnerung an den 11. Juni 1854. Die allegorische Darstellung: Der Rhein die Mosel umarmend, hat König Friedrich Wilhelm IV. von F. Hartung ausführen und in dem Schloßgarten zu Coblenz aufstellen lassen. Das war der letzte Schmuck, den er seinem Werke gab.

Jetzt wird des Königs Schloß zu Coblenz ganz insbesonders als eine Pfalz der Kaiserin Augusta betrachtet.

Stolzenfels. Ist die kurtriersche Residenz mit seiner wirklich hochfürstlichen Rheinfronte das Rheinische Pasagard der Kaiserin Augusta, so diente der Königin Elisabeth, noch in ihrem letzten Sommer, 1873, zu gleichem Zweck vorzüglich die Burg Stolzenfels, die sich auf steiler Klippe hoch über dem Rheinstrom mit ihrem schlanken Thurm romantisch aufbaut.

Coblenz eine vornehme Residenz im Stil des achtzehnten Jahrhunderts, Stolzenfels eine fürstliche Ritterburg des Mittelalters, aber mit allen Vorzügen der neuen Zeit ausgestattet; beide liegen ganz nahe beisammen und beide verdanken ihre Wiederherstellung dem Kunstsinn des vierten Friedrich Wilhelm; königliche Schlösser Preußens jetzt durch und durch, wenn auch geistlichen, Trierschen Ursprungs.

Auch Stolzenfels erbaute ein Kurfürst von Trier, Erzbischof Arnold II., des Geschlechts der Grafen von Isenburg. Erbaut ist der Stolzenfels in den Jahren von 1242 bis 1259 und seitdem oft der Sitz der Trierschen Kirchenfürsten gewesen, wie eine ganze Reihe dort ausgestellter Urkunden bezeugt. Seit Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts war das Schloß der Amtssitz der kurfürstlichen Amtleute von Coblenz, deren lange Folge mit Franz Ludwig Anselm, Freiherrn von Breidbach-Lauresheim, Sr. kurfürstliche Durchlaucht zu Trier, Obristkämmerer und Geheimrath, Oberamtmann zu Coblenz und Ehrenbreitstein rc. schließt; derselbe starb 1797. Aber damals war Stolzenfels schon über hundert Jahre Ruine, denn die Franzosen verließen es 1688 erst, nachdem sie es ganz unnützer Zerstörung überantwortet hatten.

Die Ruine, ein wenig einträglicher Besitz, wurde, da sie ganz von Landstrichen der Stadt Coblenz umschlossen war, in der Franzosenzeit Eigenthum dieser Stadt; und diese konnte damit nichts Besseres und zugleich Vortheilhafteres thun, als was sie that. Der Kronprinz, nachmals König Friedrich Wilhelm IV. sprach sich auf einer Rheinreise bewundernd über die herrliche Lage der Ruine Stolzenfels aus und der Stadtrath, davon in Kenntniß gesetzt, bot dem Thronerben 1823 die Burg als ein Geschenk an. Dasselbe wurde huldreich angenommen und von ihm sofort Pläne zur Wiederherstellung mit Schinkel's Hülfe entworfen. Im Anfang konnte, da die Mittel beschränkt waren, nur wenig geschehen; je öfter aber der Kronprinz und seine Gemahlin die Ruine sahen, und sich an der wundervollen Lage erfreuten, desto mehr wurde auf den Restaurationsbau verwendet. Doch erst 1841 und 1842 wurde die Wiederherstellung unter Oberleitung des Herrn von Wussow vollendet.

Am 14. September 1842 konnte der königliche Burgherr mit seiner Gemahlin seinen Einzug auf dem Stolzenfels halten. Und am Abend zog ein langer Fackelzug vom Dorfe Capellen unter dem Stolzenfels den Burgweg in seiner sechsfachen Windung zum Schloß empor. Das war anzusehen wie eine feurige Schlange, die sich da hinaufringelte, Meister, Gesellen und Arbeiter aller Gewerke, die beim Schloßbau thätig gewesen, Alle in den Trachten des Mittelalters. Der von Wussow voran mit Musik — ein Anblick eben so schön von der Tiefe herauf wie von der Höhe herab. Nach und nach füllte die Menge den ganzen Schloßhof; die Meister und die Sänger mit Wachsfackeln stellten sich im Ring vom Stauferthore, längs des Thalgeländes hin bis zur Säulentreppe, welche zur Pergola führt, auf; die Pechfackelträger wimmelten im Vorhof und um die Burg herum. Ein feenhafter Anblick! Und nun brauste mit Posaunenbegleitung, mächtig wie Wogendonner, daher „Das Lied der Bauleute des Stolzenfels“ und heraus zu ihnen trat der König, der Bauherr, der Burgherr, freudig bewillkommt.

Und als die Versammlung sich aufgelöst, als die Fackeln erloschen, als in Nacht und Dämmer versank der Stolzenfels, da leuchtete es plötzlich schimmernd auf im Norden; das war an der langen Wallseite des Ehrenbreitsteins; bläuliche, gelbliche, röthliche Feuerdünste züngelten aufwärts, bis in ganzer Pracht die Erleuchtung der gewaltigen Feste sich entfaltete, die fast eine Meile entfernt von des Rheines anderm Ufer herunter den neuerstandenen Stolzenfels grüßte.

Dem Ehrenbreitstein folgte die malerische Trümmerburg Lahneck über Lahnstein, sie brannte in vollem Weißfeuer, sie brannte wie Sterne brennen. Dann zückte ein Blitz auf aus der Marxburg, stromaufwärts, er fuhr rund-

um den alten Mauerkranz, der sich nun auf einen Schlag mit einem bunten, wallenden Band bengalischer Flammen schmückte. Tausende von Raketen und Leuchtkugeln prasselten in die Luft, verstreuten ihre Zauberlichter nach allen Seiten und sanken dann in den Flammenkrater zurück. Tausende und Abertausende genossen dieses Schauspiels, Keiner hat es je vergessen.

Seitdem wehte noch oft wieder die Standarte des Königs-Burgherrn von der Zinne des 110 Fuß hohen reichen Thurmes, die Sonne blitzt in die Scheiben des Südostbaues; der Sturm braust in den breiten Mittelthurm mit dem Gastsaal, einst die Ritterstube der alten Burg.

Die Schloßkirche an der Stelle der alten Kapelle reicht vom Mittelthurm bis zum Abhang. Das achteckige Thor springt gegen den Rhein vor und ihre beiden Spitzthürme sind in der denkbar edelsten Form hingestellt. Die Platform ist ein Söller ohne Gleichen. Zwischen dem hohen, schmalen Treppenthurm und dem Elisenthurm dehnt sich nach dem Rhein zu der Hauptbau. In demselben auf der Rheinterrasse ist die Sonnenhalle, darüber der Rittersaal, darüber wieder die Wohnung der Königin Elisabeth.

Der Bau, der sich vom Elisenthurm gegen Westen wendet, bildet die nördliche Seite des Schlosses, unten ist die Säulentreppe zwischen dem Schloßhof und der Pergola, darüber sind einige der Gemächer Friedrich Wilhelm's IV., die weiter in das Thalgebäude hineinreichen. Ueber einen offenen Mauergang und auf Freitreppen gelangt man in den Südbau, vor dem sich, jenseits des Vorhofs, der äußere Thorthurm mit der Wohnung des Castellans erhebt.

Wir können hier nur andeuten, nicht beschreiben: das Ganze bietet ein eben so anmuthiges als großartiges Durcheinander, Nebeneinander und Uebereinander von Sälen und Söllern, Treppen und Gärtchen, lauschigen Winkeln und breiten Altanen, Zinnen und Höfen, daß man daran Tage lang zu sehen und Bände zu füllen hätte, denn alle diese Räume sind mit Kunstschätzen aller Art buchstäblich gefüllt.

Nur erst drei Jahre, nachdem König Friedrich Wilhelm IV. Besitz genommen von seinem rheinischen Kleinod, da kam ein zweiter großer Ehrentag für den Stolzenfels.

Darüber wurde am 15. August 1845 Folgendes aus Coblenz geschrieben: „Gestern Nachmittag gegen zwei Uhr wurde hier Generalmarsch geschlagen, sämmtliche Truppen rückten auf die Festungswerke aus. Gegen fünf Uhr nahte festlich geflaggt das Dampfboot der „König“, es trug am Hauptmast die Purpurstandarte mit dem Eisernen Kreuz, daneben blau und roth, die Flagge von Großbritannien. Und nun begann der Donner aus allen Geschützen, die auf den Bastions aufgefahren waren. Unter anhaltendem Geschützfeuer und dem Rollen von Ehrensalven aus Kleingewehr fuhr langsam das Dampfboot weiter, das den König und die Königin, die Königin Victoria von Großbritannien nebst ihrem Gemahl, den König und die Königin der Belgier und andere hohe Herrschaften trug. Alle Plätze dem Rhein entlang waren von einer jubelnden Menge bedeckt; alle Gebäude waren geschmückt, an jedem First flatterte eine Fahne und dazwischen winkten überall weiße Tücher.

Um sieben Uhr war Tafel im Rittersaal, nach Aufhebung derselben aber ein Feuerwerk, welches das im Herbst 1842 an Großartigkeit noch übertraf. Leuchtkugeln in zwölf Farben gaben das Signal, dann glühte das Innere der in Trümmern liegenden Sanct Johanniskirche nebst dem hohen

Thurm in Purpurfeuer, während die Umrisse der Ruine fast gespenstisch in Weißfeuer brannten. Der dahinter liegende Allerheiligenberg wurde wie von Flammenwellen verschiedenfarbig übergossen. Marxburg und Lahneck strahlten und spiegelten ihre Flammenpracht im Rhein. Auf dem Stolzenfels selbst leuchteten die Buchstaben V. E, Victoria und Elisabeth, daneben der preußische Aar und der englische Leu, goldene Kronen darunter, weit in's Land hinaus. Das Ganze schloß mit einer Girandola von 2500 Raketen, die von der Lahnsteiner Wiese, dem Stolzenfels gegenüber, plötzlich gen Himmel prasselten. Auch die folgenden Tage über blieben die fürstlichen Herrschaften auf dem herrlichen Rheinschloß. Am Abend des zweiten Tages war ein Concert im Rittersaal, in seiner Weise eben so fabelhaft glänzend wie das Feuerwerk am Abend vorher. Meyerbeer dirigirte, Mitwirkende waren: die Sängerinnen Jenny Lind, Viardot-Garcia, Leopoldine Tuczeck; die Sänger Tichatschek, Böttcher, Staudigl, Mantius; die Virtuosen Liszt, Vieuxtemps, Batta und Moser. Das war ein Hofconcert des vierten Friedrich Wilhelm!

Am dritten Tage erst verließen die Gäste den Stolzenfels.

Da es weit über die hier gestellte Aufgabe hinausgehen würde, das Innere des Schlosses zu beschreiben, so wollen wir als Probe nur Einiges über die Wohnung des Königs und der Königin mittheilen.

Die Wohnung des Königs nimmt den nordwestlichen Theil des Thalgebäudes ein, nebst dem über der Säulentreppe gelegenen Nordbau. Durch ein Vorgemach tritt man zuerst in das Audienz- und Arbeitszimmer, die Grundfarbe der getäfelten Wände ist silbergrau mit schmaler, röthlicher Einfassung. Die Decke ist mit schönem Tannenholz getäfelt, die Balken edel verziert. Der Fußboden ist aus großen, eichenen Vierecken zusammengesetzt.

In dem hohen Fenster sieht man die Rundwappen von Pfalz und Bayern, das Hauswappen weiland der Königin Elisabeth. Unter dem Fenster steht der Eichenholztisch mit dem Lehnsessel des Königs dahinter, dessen Polster von blauem Plüsch.

An das Audienzzimmer stößt des Königs Wohnzimmer, der Erker ist gegen Coblenz, die westlichen Fenster sind gegen das Rheinthal gerichtet und bieten einen wundervollen Ausblick. Auf dem Kamin steht ein altes byzantinisches Kreuz von Krystall mit schmalen, goldenen Reifen. Das Material zu den tiefschwarzen Tischen, Divangestellen :c. gab eine Eiche, die man in dem Bette des Wiedbaches fand, die vielleicht ein Jahrtausend im Wasser gelegen und so die den ganzen Stamm durchdringende schwarze Beize empfing. An das Wohnzimmer schließt sich das fünfeckige Garderobezimmer mit einem prachtvollen schwarzen Eichenholzschrank aus dem fünfzehnten Jahrhundert; dann kommt das Schlafzimmer des Königs und der Königin, Wände und Decke mit Tannenholz, der Fußboden mit Eichenholz getäfelt. Das große Spitzbogenfenster ist durch zwei schmale Armsäulen in drei Theile getrennt. Außer der Himmelbettstatt ist das ganze Ameublement von schön geschnitztem Eichenholz und mit grünen Sammetpolstern belegt. An das Schlafgemach stößt das Ankleidezimmer der Königin; die Stühle :c. sind von Eichenholz, die Polster von violettem Sammet. Dann kommt der Königin Wohnzimmer, hier wechselt im Fußbodengetäfel Nußbaumholz mit anderen Hölzern; über dem silbergrauen Wandgetäfel ist ein weißes Gesims mit goldenen Weinranken auf Purpurgrund, der Erker ist ähnlich wie der in des Königs Wohnzimmer verziert. Die Glasmalerei des Mittelfensters zeigt den preußischen

Adler. Aus diesem Zimmer tritt man in das achteckige Erkercabinet im Elisenthurm.

Aus den drei Rundbogenfenstern genießt man nach drei Seiten hin eine entzückende Aussicht. Auf der andern Seite, dem Erker entgegengesetzt, tritt man durch einen offenen byzantinischen Bogen in das Schreibcloset der Königin; durch einen Gang mit Glaswand tritt man in das Empfangszimmer der Königin, das ein regelmäßiges Viereck bildet. Auf dem breiten Gesims des Wandgetäfels stehen hohe Armleuchter von bronzirtem Eisen, Vasen von Malachit, Milchglasgefäße ꝛc. in unendlicher Mannigfaltigkeit.

Es würde viele Seiten fordern, auch nur ein Verzeichniß aller der Kunstgegenstände, Antiken, Seltenheiten, Bilder und Statuetten zu geben, die allein in der königlichen Wohnung hier aufgestellt sind.

Der Wiederausbau und die Verzierung der Burg Stolzenfels, ganz abgesehen von all' den aufbewahrten Kunstschätzen, soll der königlichen Schatulle die Summe von 350,000 Thlr. gekostet haben. Diese Summe mag in unserer Milliardenzeit geringfügig erscheinen, damals war sie groß, selbst für die Privatmittel eines Königs. Das Dorf Capellen unter dem Stolzenfels ist reich geworden davon, wer es 1842 zum letzten Male sah, erkennt es nicht wieder nach dreißig Jahren. Auch jetzt wird den nächsten Orten reichlicher Verdienst durch den immer größer werdenden Zuzug von Fremden, welche von weit her kommen, den Stolzenfels, diese Perle des Rheinlandes, zu schauen.

Brühl. Nicht so dicht am Rhein, wie Coblenz und Stolzenfels, liegt unserer Könige dritte Pfalz am Rhein, Brühl, auf der herrlichen Hochebene, von der man auf das alte heilige Köln blickt, auf das den Musen geweihte Bonn und das unvergleichliche Siebengebirge. Brühl ist ein uralter Ort, die Thalsenkung, in der es begründet, soll schon im neunten Jahrhundert gerodet worden sein. Als Gründer nimmt man den streitbaren Erzbischof Engelbert II. von Köln an, des Geschlechts der Grafen von Valkenburg; der lag, wie das im Lauf des Jahrhunderts recht häufig der Fall war, mit dem überstolzen Bürgeradel der Colonia Agrippina in Fehde, ihm war nicht wohl inmitten seiner streitbaren Kinder von Köln, er wollte außerhalb der Hauptstadt seiner Stiftslande residiren, aber er mußte dabei immer sein Auge auf Köln halten, er durfte die stets bewegte Stadt der heiligen drei Könige und der heiligen elftausend Jungfrauen nie aus dem Auge lassen und darum war Brühl wie geschaffen zu seiner Residenz. Wahrscheinlich legte er zunächst eine Burg an dem Orte an, denn erst sein Nachfolger, der große Erzbischof Siegfried von Westerburg, gab am 27. April 1285 dem „oppidum Brule" Stadtrechte und unterschied in der Urkunde genau „Burg und Stadt von dem Brüle". Auch die späteren Kölner Kurfürsten und Erzbischöfe fanden nicht mehr Gefallen an Köln und desto mehr an Brühl, der Ort blieb lange Residenz der geistlichen Landesherren. Auch wurde es, wie das damals Stil war, zuweilen verpfändet; so anno 1346 von dem Erzbischof Walram II., des Geschlechts der Grafen von Jülich, aber aus der für jene Zeiten ungeheuren Pfandsumme von 36,000 Mark sieht man schon, welche Bedeutung Brühl hatte. Im Jahre 1352 residirte Kaiser Karl IV., der schlaue Lützelburger, zu Brühl; er war damals in keinem guten Vernehmen mit der mächtigen Gemeinde zu Köln und Alles, was Köln nicht lieb hatte und ihm doch auf den Dienst passen mußte, scheint sich lange Zeiträume hindurch stets nach Brühl gezogen zu haben. Im burgundischen Krieg hielt

Brühl treulich zu Kurfürst Ruprecht, bis dieser im Vertrag vom 26. Juli 1477 dem Erzbisthum entsagte.

Kurfürst Johann Gebhard, auch Erzbischof von Utrecht, liebte Brühl sehr, er residirte fast immer dort und starb auch am Allerseelentage 1562 daselbst. Kurfürst Salentin, ein Graf von Isenburg, stellte das Brühler Schloß herrlich wieder her und legte im großen Saal desselben am 15. Sept. 1577 feierlich seine Würde nieder. Kurfürst Gebhard II., ein Graf Truchseß, befestigte das Schloß stark, konnte es aber doch nicht gegen einen verwegenen Angriff des Herzogs von Sachsen-Lauenburg halten. Im Dreißigjährigen Krieg wurde Burg Brühl sehr tapfer von dem Obristen Johann von der Burgh vertheidigt, das Städtchen aber von hessischen Völkern unter dem berühmten General von Rabenhaupt geplündert und jämmerlich verwüstet. In Brühl's festen Mauern hat kurz darauf auch Cardinal Mazarin Zuflucht gefunden und von hier aus Frankreich geleitet; 1672 schlossen zu Brühl der Minister Louvois und der Fürst von Fürstenberg die verrufene Alliance zwischen Frankreich und Kurköln. 1688 legten die Franzosen eine so starke Besatzung nach Brühl, daß die Alliirten sich im folgenden Jahre genöthigt sahen, die Veste zu belagern. Dabei wurde ein Theil der Veste in die Luft gesprengt, das machte, die vorzügliche Artillerie des kriegerischen Bischofs Bernhard von Galen von Münster lag davor und das Residenzschloß ging gänzlich zu Grunde.

Einen neuen Schloßbau begann erst Kurfürst Clemens August, ein geborner Herzog in Bayern, und ward am 8. Juli 1725 der Grundstein gelegt. Das neue Schloß, die Augustusburg nach dem Erbauer genannt, wurde dessen Lieblingsaufenthalt, doch erlebte er des Baues Vollendung nicht. Aber Kurfürst Maximilian Friedrich, ein Graf von Königsegg-Rothenfels, der Stifter der ersten Universität zu Bonn, setzte den Bau ganz nach seines Vorgängers Plänen fort. Der letzte Kurfürst von Köln, Erzherzog Maximilian Franz, legte hier einen botanischen Garten an und gab dem Stiftsadel und der haute-volée von Köln hier jene glänzenden Feste, die ihm dort zu Lande lange ein freundliches Andenken gesichert haben. Freilich war für die Feste eines prachtliebenden, freigebigen und wohlwollenden Fürsten nicht leicht ein besserer Schauplatz zu finden, als das ganz französische Schloß mit seinen hohen Paradesälen und weiten Treppenfluchten, streng im Stil Louis le Grand gehalten, mit seinen Hunderten von dicken Amoretten und lüsternen Nacktheiten an den bunt und farbenreich geblumten Wänden und Plafonds; als der herrliche Park mit seinen breiten und blanken Wasserspiegeln, seinen majestätischen Lindenalleen, seinem chinesischen Häuschen Sans-Gêne und dem artigen Schlößlein Falkenlust, das einst den Kurfürsten Clemens und Augustus und Maximilian Friedrich bei der Falkenjagd, Reiherbeize und fürstlichen Lust am Federspiel gedient.

Eine seltsam bunte Gesellschaft hat sich damals in Brühl zusammengefunden; mit dem leichten Nomadenvolk aus der Theaterwelt welscher Kehle und französischer Zunge mischte sich die vornehme Bürgergesellschaft von Köln stattlich, oft steif und doch galant, ja selbst zuweilen etwas liederlich; der Stiftsadel, meist noch sehr derb, hatte durchweg einen geistlichen Anstrich und der Militairstand war wenig angesehen, ja, vielfach lächerlich. Wer hätte das gedacht, selbst an einem geistlichen Hofe, da doch der große Soldatenkönig Friedrich noch auf seinem Weinberg zu Sans-Souci saß! Freilich waren die geistlichen Soldaten keine Preußen und komisch genug mochten sie auch oft aussehen;

daß sie aber auch etwas leisten konnten, das haben sie jedesmal gezeigt, wenn sie unter Preußens oder Oesterreichs Führung zu Felde zogen. Viel mehr Ansehen aber, als die Soldaten genossen, an diesem geistlichen Hofe, an dessen Spitze ein sehr genußfreudiger Erzherzog stand, die weltlichen Beamten, wenn sie irgend einen schöngeistigen, literarischen Anstrich hatten; die Priester hatten in der höhern Gesellschaft des geistlichen Standes damals das geringste Ansehen, es müßte denn sein, daß sie Dichter oder Schriftsteller, kurzweg Genies gewesen wären, oder doch sich als solche geberdet hätten. Die Feste zu Brühl haben besonders das Andenken an zwei dieser Herren Genies vom geistlichen Stand bewahrt. Die saubere, reinliche Gestalt, sorgfältig gekleidet, ist der ehemale Jesuit Pater Aloys Blumauer, der Verfasser jener Virgiltravestie, an der unsere Väter so viel Spaß gehabt haben, ja, an der selbst unsere Blasirtheit sich noch zuweilen erlustigen mag, wenn wir auch wissen, daß an der Abfassung des Werkes das Behagen unendlich viel mehr Antheil gehabt als der Witz. Die andere Gestalt, die mit den wallenden Locken, ein echtes Genie aus dem Genieland und der Geniezeit, blickt so sanft freundlich, daß uns nicht leicht Jemand glauben wird, wenn wir seinen Namen nennen. Ja, es ist der gräßliche, schnöde Fuhrmann der Guillotine, es ist der blutige Henker von Straßburg, der Handlanger Saint-Just's, der durch die Guillotine umkam, nachdem er viel gefrevelt durch die Guillotine, es ist der Professor und Poet, der mächtige Kanzelredner, der Prediger Eulogius Schneider.

In jener Lindenallee dort schritten Aloys Blumauer und Eulogius Schneider an manchem Gesellschaftsabend des letzten Kurfürsten von Köln in eifrigem Gespräch auf und nieder.

Aber auch die Glanzzeit des dicken Maximilian Franz losch aus, die Revolution kam und dann kam etwas sehr Merkwürdiges — Schloß Brühl wurde von den Franzosen nicht zerstört.

Wenn das vielleicht auch nicht ganz einzig dastehen sollte, eine große Seltenheit ist's in jedem Falle.

Am 16. September 1804 erklang der polternde, hohle Trommelschlag der Franzosen von der Augustusburg, dem prächtigen Schloß von Brühl; ein Bataillon der renommirten, aber auch sehr renommirenden Kaisergarde besetzte den Park des alten Clemens August. Die alten „Grognards“, die „Murrköpfe für zwei Francs täglich“ betrugen sich zahm wie die Kinder; warum? Das zeigte sich am 17. Sept. morgens sieben Uhr. Alle Tambours schlugen an, die Wache stand unter dem Gewehr, die Officiere am Fuß der sonst königlichen Haupttreppe im großen Portal, dessen Plafonds Anducci und Carnioli mit der ganzen Verführung ihrer Hetärengrazie geschmückt haben; von Kölner Ehrengardisten im buntesten Affenputz umgeben fuhr Napoleon an. Der Gewaltige stieg die Marmortreppe hinauf, ohne sich um den Mäcen zu kümmern, der erst am zweiten Satz seiner schönen Begrüßnngsrede war. Von Palastbeamten und Officieren umgeben, lief der Nachfolger Karl's des Großen durch alle Zimmer, fuhr die Beamten an wegen der vielen kleinen Räume, die neben den großen Sälen waren, als wenn sie irgend eine Schuld dabei gehabt hätten; lobte seine Officiere wegen der hellen, luftigen Corridors, als wenn sie irgend ein Verdienst dabei gehabt hätten; sauste dann eben so flüchtig durch den Park, war verschwunden und ward nie mehr gesehen!

Das war Napoleon I. in Brühl.



Wilkie Collins.

Einige Wochen darauf wurde Brühl zum Sitz der vierten Cohorte der Ehrenlegion erhoben. Ein unklares Project, das linke Rheinufer im französischen Sinne zu colonisiren, kam dabei zum Vorschein; es scheiterte gänzlich und Brühl wurde 1809 dem Fürsten von Eckmühl, Herzog von Auerstädt zur Dotation. Die Familie Davoust ist ein gutes altes Geschlecht aus dem Burgunderland; der Marschall selbst war unbezweifelt ein braver Soldat, ein guter General, aber kein Feldherr. In Deutschland hat er seinen Namen durch empörende Grausamkeit und harte Habsucht verhaßt gemacht.

Wir haben nichts gefunden, was der französische Marschall für Brühl gethan; freilich ließ er sich einen Anschlag der Reparatur- und Ausmeublirungskosten anfertigen. Da man aber fast eine Million Francs forderte, so gab der haushälterische Herr lieber gar nichts und überließ den Prachtbau unbekümmet dem weitern Verfall.

Nun, der Verfall hat denn auch die Herrschaft des französischen Marschalls überdauert, auch die preußische Staatsdomäne hat viele Jahre nichts für Brühl gethan. Da blitzte eine neue Zukunft über der sinkenden Augustusburg auf, König Friedrich Wilhelm IV. half ihr empor, wie er so manchem herrlichen Schloß im Rheinland emporgeholfen; er ließ es ganz wieder auferstehen in seinem alten Glanze und steckte damit wieder eine kostbare Perle in das Rheinstromdiadem, die diesem kläglich entfallen war.

Brühls Auferstehungstag fällt in den Sommer 1842. Der freudige Friedrich Wilhelm mit seiner Königin waren zu Brühl; sie blieben über Nacht in der Augustusburg; Könige und Fürsten, Prinzen und Gelehrte, Generäle und Künstler, Minister und Beamte wandelten wieder durch die Hallen, belebten wieder diese Gärten; der König hat neues Leben nach Brühl gebracht und es ist nicht ganz erloschen nach seiner Abreise. Lange noch besuchte Friedrich Wilhelm's Wittwe, die Königin Elisabeth, die Augustusburg, der Königswittwe, so lange sie lebte, ein offenes Haus.*)

---

*) Zugleich mit diesem Schlußartikel von „Preußens Königlichen Schlössern", wird uns die schmerzliche Pflicht, den Tod seines Verfassers unseren Lesern mitzutheilen. Am 26. Februar 1874, früh 5½ Uhr, starb nach kurzen, aber schweren Leiden im 55. Jahre seines Lebens George Hesekiel, seit 25 Jahren Mit-Redacteur der „Kreuzzeitung". Ein reichbegabter Schriftsteller, dessen Romane gern und viel gelesen wurden, ein liebenswürdiger und vor Allem ein guter Mensch, mit einem warmen Herzen ist in ihm dahingegangen. Seit fünfzehn Jahren mit ihm befreundet, haben wir seine politische Gesinnung, wenn auch nicht immer getheilt, doch stets geehrt; denn es war in ihr ein schwärmerischer, poetischer, fast ritterlicher Zug von Treue, der sich niemals, auch unter den schwierigsten Verhältnissen nicht, verleugnet hat. Eine Art von romantischer Anhänglichkeit verband ihn mit dem Andenken Friedrich Wilhelm's IV. und dessen inzwischen gleichfalls geschiedener Wittwe, der Königin Elisabeth, und mit diesen beiden Namen auf den Lippen nimmt George Hesekiel auch Abschied von den Lesern des „Salon". Sie werden sein Gedächtniß stets in Ehren halten; uns wird es mehr sein: das eines unvergeßlichen Freundes!

Die Redaction des „Salon."

Der englische Sensationsroman.

Von **H. Bartling.**

Wenn man die, selbst in jüngster Zeit, erschienenen englischen Literaturgeschichten in die Hand nimmt und das Capitel aufschlägt, das vom modernen Roman handelt, so findet man daselbst eine recht gelehrte und dem Anschein nach umfassende Eintheilung. Da wird von historischen Romanen, von Gesellschaftsromanen, orientalischen Erzählungen und Novellen und von See- und Militairromanen gesprochen. Ehrwürdige, in der ganzen Welt geachtete Namen, wie Walter Scott, Ann Radcliffe, James, William Godwin, Thackeray, Dickens u. A., tauchen dabei vor unserm Geiste auf, um uns daran zu erinnern, daß, namentlich seit den Tagen Walter Scott's, der englische Roman eine hohe Achtung in der Welt genießt, vielleicht nicht so sehr — wie es die Kritiker nennen — wegen der höchsten Entwickelung der Kunst, sondern wegen einer gewissen Gesundheit und Reinheit, welche der französischen Literatur dieser Art ganz abgeht. Diese Eigenartigkeit, daran kann gar nicht gezweifelt werden, hatte ihre Einwirkung gerade auf jene Eigenschaften des nationalen Geistes, welche dieselbe in's Leben riefen. Sie schuf jene vollkommene Freiheit in der Lectüre, welche in den gebildeten Familien Englands die Regel ist; sie fegte sowol den häuslichen Index Expurgatorius, wie die öffentliche Censur hinweg und flößte dem lesenden Publicum fast allen Büchern gegenüber Sicherheit und Vertrauen ein. Dieses edle Vertrauen war für alle Betheiligten eine Wohlthat. Sie brachte die Schriftsteller dahin, ihre Ehre als solche niemals aus den Augen zu verlieren und ersparte den Lesern jenes verwundende Bewußtsein des Zwanges oder der Gefahr, welche alle delicate Schätzung von vorn herein zerstört. Es giebt andere Arten der Literatur, in denen die dunklen Probleme der Zeit auf geeignete Weise abgehandelt werden können und fast alle englischen Schriftsteller stimmten dahin überein, diese Gegenstände an dem ihnen angewiesenen Platze zu lassen. Der Roman und die Novelle, welche die Lieblingslectüre der reifen Jugend bilden, welche die Hauptunterhaltung aller einsam Lebenden und aller Leidenden sind, welche für die Frauen und die Unbeschäftigten einen so hohen Werth haben, wurden durch dies stillschweigende Uebereinkommen, oder durch einen natürlichen Impuls besser als durch ein Uebereinkommen in hohem Grade rein von allen schädlichen Themen gehalten. Jene Corruption, welche die französische Belletristik so tief geschädigt hat, „haftete", zum Ruhm der Engländer nicht an der ihrigen. Es war dies in der That ein Ruhmestitel. Immerhin mag es sein, daß man auf diese Weise nicht dieselben überraschenden Effecte hervorbrachte; immerhin mag es sein, daß man nicht dieselbe Vollkommenheit in der Kunst erreichte, die ein von allem Zwange gänzlich befreiter Künstler, der Laster und Tugend mit gleicher Unparteilichkeit behandelt, anstreben muß; doch die englischen Romandichter hatten den einen hohen Vortheil, daß sie allen Classen zugängig waren und von Niemandem gefürchtet wurden. Kein Mann verbarg das schuldige Buch, wenn eine unschuldige Creatur sich nahte; keine Matrone schloß das Buch, mit dessen Lectüre sie sich unterhielt, wie das in Frankreich geschieht. Die englischen Romane und Novellen waren Familienlectüre, und das Resultat war ein Gefühl der Freiheit, eine Abwesenheit von aller Vermuthung irgend welchen Uebels in den oberflächlichen Studien der gewöhn-

lichen Gesellschaft, was gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. „Nous sommes tous d'un age mûr", so sagte uns einst eine achtbare ältere französische Dame, als wir unser Erstaunen darüber nicht unterdrücken konnten, einen Feydau'schen Roman in ihren Händen zu finden; „j'espère que vous ne pensez pas que je parlerais comme ça devant des jeunes gens." Diese Idee, welche den innersten Kern der französischen Ansicht über diesen Gegenstand bildet, ist ganz und gar den englischen Gewohnheiten fremd. In England ist man gewöhnt, Alles, was Einem beifällt oder in den Weg kommt, in Gegenwart der „jeunes gens", zu lesen und zu besprechen. Diese Gewohnheit ist den Engländern so zur zweiten Natur geworden, daß eine Aenderung derselben eine Revolution in allen häuslichen Einrichtungen hervorrufen würde. Man würde genöthigt sein, verschiedene Packete aus der Leihbibliothek kommen zu lassen, statt des herkömmlichen einen. Die Kinder würde man von der Unterhaltung der Eltern ausschließen müssen und nicht länger mehr würde man im englischen Familienkreise, wie es noch heutzutage geschieht, die gelesenen Bücher besprechen und seine Gedanken austauschen können. Zu einer solchen Nothwendigkeit war man in England in jener ruhigen Zeit, von der uns die Bücher über Literaturgeschichte berichten, nicht gezwungen, jedoch ist es eine Indulgenz, welche den Engländern nur durch Gewohnheit und den langen Gebrauch öffentlicher Sicherheit bewahrt wird.

„Die Zeiten sind eben anders geworden!" Ein Jeder, der Augen hat zu sehen, weiß, daß in der leichten Literatur Englands ein eigenthümlicher Wechsel eingetreten ist. Nicht etwa, daß ihr die Kraft abhanden gekommen ist, oder daß sich ihre Volksthümlichkeit vermindert hat — im Gegentheil: aber ein neuer Impuls ist ihr gegeben worden und eine neue Strömung macht sich in der Fluth der zeitgenössischen englischen Belletristik sichtbar. Der Wechsel begann vielleicht zur Zeit, da Charlotte Bronte's Jane Eyre ihren „Protest", wie es die vorgeschrittenen Kritiker nannten, gegen das Conventionelle machte, in welches sich die Welt zu hüllen für gut findet. Die „Proteste" haben sich in England seit dieser Zeit gemehrt, doch es ist sehr die Frage, ob sie von irgend welchem Nutzen gewesen sind. Der Punkt, zu dem man im Allgemeinen heute in England gelangt ist, muß als ein höchst unzufriedenstellender angesehen werden. Zwar ist der englische Verstand noch nicht dahin gelangt, das siebente Gebot mit all' jener Umständlichkeit und Vollkommenheit zu discutiren, wie es in Frankreich an der Tagesordnung ist; doch auch in dieser Hinsicht macht man tagtäglich bedeutende Fortschritte. Doch andererseits giebt es wieder Punkte, in denen die Engländer die Franzosen weit hinter sich lassen. Einem jungen, eben aus dem Kloster getretenen französischen Mädchen werden die Romane in ihrer Sprache streng vorenthalten, wogegen es nur zu gewiß ist, daß sie die Hauptlectüre ihrer Zeitgenossin in England bilden. Ja, nicht selten kommt es vor, daß die Romane mit allen ihren unschicklichen Referenzen und Schaustellungen verbotenen Wissens, Productionen junger Frauenzimmer sind, die sich, entweder getrieben von der zügellosen Dummdreistigkeit, der Unerfahrenheit, oder durch die Unkenntniß alles Dessen, was natürlich und schicklich in ihrer Lage ist, an die Oeffentlichkeit wagen. Gar peinlich ist's, nachzuforschen, woher alle die Geschichten von Bigamie und Verführung kommen, und alle jene sogenannten Enthüllungen von Dingen, welche unter der Oberfläche des Lebens liegen, die heute den englischen Büchermarkt überschwemmen. Wol ist es möglich, daß solche Geschichten hin und wieder

aus einer krankhaften Einbildung fließen und als moralische Phänomene auftauchen, ohne gerade der Gesellschaft ein Brandmal aufzudrücken, doch auf diese Weise erscheinen sie heute nicht in England. Sie haben permanenten Besitz genommen von allen niederen Schichten der leichten Literatur. Ueber derselben, es ist wahr, breitet sich noch eine reinere Atmosphäre aus; doch alle untergeordneten Romanschriftsteller gehören der Sensationsschule an, die, um es nochmals zu betonen, heute die herrschende ist, im Lande Goldsmith's und Walter Scott's. Welches sind nun die charakteristischen Zeichen dieser Schule? Die Sensationsschule ist in der Prosa das, was die spasmodische, in der Alexander Smith und Philipp Bayley die anerkannten Häupter sind, in der Poesie war. Man weiß, daß die spasmodische Schule noch heutzutage fast eben so viele feurige Anhänger zählt, wie leidenschaftliche Gegner. Sie ist lebhaft, originell, flink und subtil; Phantasie mit Beobachtung vereinend, beständig den ersten Wurf, die rohe Idee vorziehend, den Diamanten in der Hülle dem vom Steinschneider geschliffenen. Man sieht sie nur sprung- und ruckweise agiren und so zu sagen nur den Inspirationen, den Aufwallungen, den Spasmen des Herzens gehorchen. Die Sensationsschule dagegen nimmt sich vor, ohne irgend wie auf Inspiration Anspruch zu machen, dennoch jedes Atom unseres Wesens zu erschüttern, unsere Nerven und Fibern zu reizen, um dadurch die tiefsten und heftigsten Gemüthsbewegungen und Sensationen hervorzurufen. In Swift's „Gulliver" kommt eine Stadt vor, wo Alles buckelig ist und ein gerader Wuchs zu den unglücklichsten Besonderheiten gehört. Im Sensationsroman ist die Welt nur eine ungeheure und ungeheuerliche Sammlung moralischer Difformitäten. „Es sind nur Ausschmückungen, Reliefs", so würde die alte Schule sagen, die neue aber ruft uns zu: „Seht, hier ist Schmutz, hier ist Blut und das sind die Cadaver! Gleich auf den ersten Blättern werdet ihr die geheimsten Wunder der englischen Gesellschaft in ihrer scheußlichen Nacktheit zur Schau gestellt finden." Nur das Häßliche ist das wahrhaft Schöne, nur das Häßliche ist liebenswürdig, so denkt der Autor. Deshalb also bis zum Extremen gegangen, wenn Euch das Herz dazu nicht fehlt, und ihr werdet in einem Augenblick alle Wunden der Seele und alle Schmutzflecken am Körper aufgestöbert haben. Wenn die Pfarrerstochter in Charlotte Bronte's „Shirley", in leidenschaftliche Klagen über ihre Stellung und die Abwesenheit eines Mannes, der sie heirathen könne, ausbricht, so rief das vor Jahren in der Welt allgemeine Sensation hervor. Daß Männer und Frauen heirathen müssen, wurde von Allen als eins der Gesetze der Humanität angesehen, doch bis auf die gegenwärtige Generation wurden die meisten Mädchen in dem Glauben erzogen, ihre eigenen Gefühle über diesen Gegenstand mit Religiosität für sich zu behalten. Dies war ohne Zweifel Conventionalismus; und wenn daher ein Mädchen in einem abgelegenen Pfarrhause sich ernstlich nach einem Gatten sehnt, so ist gar kein triftiger Grund vorhanden, warum sie nicht einen lauten „Protest" gegen die ihr widrigen Umstände erheben sollte. Doch seit „Shirley" sind die Dinge in England gewaltig fortgeschritten. Nicht blos Klagen über Einsamkeit, Verlassenheit und über die Unmöglichkeit einen zur Heirath passenden Mann zu finden, ertönen tagtäglich von allen Seiten, nein, noch manche andere practische und conclusive Schmerzensschreie. Was uns jetzt als die Geschichte der weiblichen Seele dargeboten wird, wie sie in Wahrheit unter ihrer conventionellen Hülle existirt, ist ein recht fleischlicher und unliebenswürdiger Bericht. Vor Liebe wilde Frauen für den

Mann, der sie zur Verzweiflung treibt, ehe er das erlösende Wort spricht, das sie in den siebenten Himmel erhebt; Mädchen, die ihre Reitknechte in einem Anfalle sensueller Leidenschaft heirathen; Gattinnen, die ihre Liebhaber anflehen, sie dem Ehemanne und der Heimstätte, die sie hassen, zu entführen; Frauen — und das ist das geringste — die heiße Küsse und feurige Umarmungen geben und empfangen und in wollüstigen Träumen schwelgen, des unvermeidlichen Geliebten harrend, oder doch über ihn grübelnd — das sind die Heldinnen in den Romanen der Sensationsschule. Heutzutage ist es nicht mehr der tapfere und edle Ritter der Romanze, durch Wald und Flur daher sprengend und alle Zeit bereit zur Hülfe der Bedrückten und Schutzlosen, den das träumende Mädchen ersehnt. Heutzutage wartet sie auf Fleisch und Muskeln, auf starke Arme, die sie erfassen können, auf glühenden Athem, der ihr durch's Mark bis in die Seele dringt und eine Menge anderer physischer Anziehungen, welche sie mit naiver Offenheit der Welt andeutet. Auf der andern Seite des Gemäldes finden wir natürlich das blonde Haar und die üppige Gestalt, das warme Fleisch und Blut, das glühende Roth der Wangen, nach denen seinerseits der Jüngling seufzt. Doch wenn die Skizze vom männlichen Gesichtspunkt aus entworfen werden würde, dann dürfte sie sicherlich weniger abstoßend ausfallen. Die Eigenthümlichkeit derselben in England ist, daß sie am häufigsten von weiblicher Seite gemalt wird — daß es Frauen sind, welche uns dies sinnliche Entzücken schildern — daß diese intense Schätzung von Fleisch und Blut, diese Lüsternheit nach physischer Sensation, als das natürliche Gefühl der englischen Mädchen geschildert und ihnen geboten wird, nicht blos als ein Ebenbild ihres eigenen geistigen Zustandes, sondern als ihr Zeitvertreib, ihr Vergnügen und ihre geistige Nahrung. Die Existenz solch' eines wunderbaren Phänomens wäre recht gut ohne die Schuld der Gesellschaft möglich. Es könnte der Fehler einer, oder einer kleinen Schule sein, und der bloße Umstand, daß man solche Tollheiten gedruckt findet, brauchte nicht als ein schwer wiegendes Argument gegen die Reinheit des Zeitalters angesehen werden. Doch wenn man hinzufügt, daß die auf solche Weise geschilderte Classe das Portrait anerkennt — daß sie es in ihren Boudoirs und Gesellschaftszimmern aufhängt — daß die Bücher, welche es enthalten überall circuliren, überall gelesen und nirgends verpönt werden — dann nimmt die Sache einen ernsten Charakter an. Doch wir unseres Theils, die wir die englische Gesellschaft einigermaßen kennen, sind nicht der Ansicht, daß unter der Oberfläche derselben ein Vulcan von Lastern und Verbrechen schlummert. Meuchelmord, Blutschande, Ehebruch und Bigamie, wie sie beständig in den Romanen der Sensationsschule zu finden sind, spielen keineswegs die Hauptrolle im socialen Leben Englands.

Was nun die rein literarische Seite der gedachten Romane anbetrifft, so können wir nicht umhin, wie sehr wir auch den Inhalt verdammen, anzuerkennen, daß dieselbe, so weit die Häupter der Schule in Anbetracht kommen, ein gewisses Talent bekundet.

An der Spitze der Sensationsschule steht ohne Zweifel die Herausgeberin des fashionablen und einen aristokratischen Namen tragenden Magazins „Belgravia", Miß Maria Elizabeth Braddon, Tochter eines schriftstellernden Advocaten. Geboren im Jahre 1837 trat sie schon frühzeitig als Mitarbeiterin an Zeitschriften auf und verfaßte sentimentale Verse und politische Parodien für die poetische Ecke provinzialer Zeitungen. Auch ein kleines Lustspiel schrieb sie, „Arkadische Liebe", das im Jahre 1860 auf dem

Strandtheater in London einen vorübergehenden Erfolg hatte. Von ihren Romanen sind zu nennen: „Lady Audley's Secret", „Aurora Floyd", „Eleanos Victory", „John Marchmont's Legacy", „Henry Dunbar", „The Doctor's Wife", „Only a Clod", „Sir Jasper's Tenant", „The Lady's Mile", „Rupert Godwin", „The Lovels of Arden", „To the bitter End" u. a. Offen müssen wir gestehen, daß wir es nicht über uns haben gewinnen können, die lange Reise der laster- und verbrechungslustigen Romane der fruchtbaren Miß Braddon zu durchwaten, denn unsere geistige und körperliche Constitution, an sich sonst eine ziemlich robuste, war schon nach dem Durchblättern dreier derselben „Lady Audley's Secret", „Aurora Floyd" und „Rupert Godwin", bis in die tiefsten Tiefen erschüttert — nämlich von Ekel und Widerwillen. Wir hatten vollständig genug an den dreien. Erstgenannter Roman muß als das Hauptwerk von Miß Braddon angesehen werden, und die in demselben geschilderten Verbrechen der Heldin sind ganz darnach angethan, unsere Sensation auf's Höchste anzuspannen. Und wenn sich auch die Intrigue weder durch Neuheit, noch durch Wahrscheinlichkeit auszeichnet, so wird doch die Neugierde des Lesers rege gehalten. Ein gleiches gilt von „Aurora Floyd", wo uns eine Reihe höchst spannender Situationen vorgeführt werden. Doch mit diesem negativen Lobe ist es auch abgethan. Wenn wir den künstlichen Aufbau der Romane von Miß Braddon und ihresgleichen näher betrachten, dann finden wir, daß er auf einer sehr niedrigen Stufe steht. In Frankreich ist das etwas ganz Anderes. Ein Lasterroman mag dort gewaltig ekelerregend sein, doch er ist im Allgemeinen gewandt und besitzt zuweilen eine gewisse häßliche Art geistigen Interesses. Wenn selbst die schmutzigsten Themen durch Zufall in die Hände solcher Anatomiker fallen, wie Balzac, oder unter die menschlichere Hand von Victor Hugo, so finden wir dort etwas von ruhiger Wissenschaft in der Untersuchung — eine Art unerbittlicher und leidenschaftsloser Section, welche selbst solche Studien effectvoll macht. Doch der heutige englische Sensationsroman besitzt eine solche Anziehungskraft nicht. Wir verschlucken das in ihnen vorwaltende Böse nicht um der bewunderungswerthen Geschicklichkeit willen, mit der es uns geschildert wird, noch um des Glanzes der Scenerie willen, in deren Mitte es vor sich geht. Nein, im Gegentheil, das armseligste literarische Machwerk wird uns vorgesetzt. Gefühle, die für Kneipen und Vorstadttheater gemacht sind; Schilderungen der Gesellschaft, welche des Schriftstellers gänzliche Unkenntniß derselben documentiren; einen gewöhnlichen, oder, wenn's hoch kommt, einen aufgeblasenen Stil — alles Dies um des anstößigen Gegenstandes, den sie abhandeln!

Wie wir schon oben andeuteten, zeigen die Sensationsromane in vielen Fällen eine gewisse rohe Gewandtheit, eine gewisse gewandte Fähigkeit in der Gruppirung der Personen und Ereignisse; doch in keinem findet man geniale Erfindungsgabe, und was guten Geschmack oder Eleganz betrifft, oder tiefe Auffassung der Charaktere, so haben solche Dinge mit dem Sensationsroman nichts zu thun. Die Ereignisse und nicht die handelnden Personen spielen die Hauptrolle, wobei der Autor von einer tour de force zur andern geht.

Was wir nicht fassen können ist, daß in England ein Buch, wie „Rupert Godwin", das wir durchlasen, vier oder fünf Auflagen erleben konnte, um so mehr, als sein Inhalt im Großen und Ganzen aus Charles Reade's kräftig und anziehend geschriebenem Roman „Hard Cash" „erobert ist", wie Dumas zu sagen pflegte. Doch wenn das Meiste auch in Miß

Braddon's Roman erobert wurde, so befindet sich in demselben ein gewisses Etwas, das ganz und gar ihr Eigenthum ist. Als die tugendhafte und liebliche Tochter der verlassenen Wittwe ihren kläglichen Lebensunterhalt auf der Bühne sucht, wird sie zum Opfer einer jener romantischen Entführungen gemacht, welche, da Gretna Green florirte, so häufig in den Novellen jener Tage vorkamen. Doch wie es in „Rupert Godwin" geschieht, schadet die Entführung weder dem Ruf des Opfers, noch in irgend einer andern Weise, und ist, kurz gesagt, ohne irgend einen andern Nutzen, als so und so viele Seiten auszufüllen. Doch sie ist originell und nicht erobert. Ein unbesonnener junger Marquis verliebt sich in die in einem Theatertableau hervorstehende Schönheit und erklärt sich sofort bereit, ihr seinen Titel zu Füßen zu legen und sie zur Marquise zu machen, einen Wunsch, den sich der Bösewicht im Stücke sofort zu Nutzen macht, um seine eigenen Projecte zu fördern. Zu diesem Behufe läßt Miß Braddon mit ihrem Zauberstabe die alte Postkutsche Englands wieder aus dem Staube erstehen, mit dem kaltblütigen, schweigsamen Kutscher auf dem Bock, der nichts Anderm als seines Herrn Befehlen Gehör schenkt. Die liebliche Violet wird auf diese Weise in ein altes zerfallenes Haus gebracht, wo natürlicher Weise auch die halbirre alte Haushälterin nicht fehlt. Doch die junge Dame erträgt ihr Mißgeschick mit all' der Fassung, wie sie einer Dame des neunzehnten Jahrhunderts gebührt. Wenn die Kutsche halbwegs anhält, und die Entführte sich überzeugt, daß der Vorwand, die Krankheit ihrer Mutter, unter dem man sie hinweglockte, ein erdachter ist, fällt sie mit tiefem Dankgefühl gegen den Himmel in die Kissen und beruhigt sich. Sie wird, wie schon angedeutet, befreit und die ganze Geschichte endet, wie man annehmen durfte, auf die ruhigste Weise von der Welt. Diese Entführung ist Miß Braddon's eigenstes Eigenthum. Und so ist es auch mit der Episode der Esther Vanberg, einer Ballettänzerin, die in dem berühmten Hotel „zum Stern und Hosenbande" in Richmond, den exemplarischsten Tod stirbt, nachdem sie durch ein viciöses Pferd abgeworfen war, das ihr ein junger Herzog, ihr Liebhaber, für tausend Pfd. St. hatte kaufen müssen. Der Herzog hat ihrem Befehle gehorcht, hat ihr das Pferd gekauft, es geht durch und die junge Dame bricht sich das Rückgrat, und stirbt alsdann gleich einer Heiligen auf die allererbaulichste Weise, ihren Herzog gerührt und untröstlich zurücklassend, obgleich dies mit der ganzen Geschichte gar nichts zu thun hat. Esthers Schönheit war von der dämonischen Art. Sie bewohnte eine Perle von einem Haus im besten Quartiere Londons; „zu ihrem Empfangszimmer führte eine reich decorirte Treppe, wo Nymphen und Satirn in florentinischer Bronze grunzten und hüpften in den Nischen einer mattgrauen Wand, in Relief gesetzt durch Gesimse und Medaillons in mattem Golde". Tropische Blumen verschleierten die offenen Fenster und das Zimmer war mit gelber Seide decorirt. Alles dies, und der tausend Pfd. St. kostende Renner, und die diamantenen Ohrringe und Armbänder und die feinen Spitzen, ohne Ausnahme gekauft mit dem Gelde des Herzogs, alles Dies, sagen wir, scheint der Miß Braddon im Einklange zu stehen mit den Beziehungen des reinsten Charakters zwischen dem Herzoge und der Tänzerin. Und wenn sie auf die bewunderungswürdigste Weise stirbt, bleibt der Herzog gleichsam als ein „Seelenwittwer" zurück, um all' ihre letzten Wünsche auszuführen und auf dem Grabe seiner Liebe ein köstliches Monument zu errichten. In solch' ätherischer und erhabener Weise sollen die Dinge zwischen einem jungen englischen Herzog und einer Ballet-

tänzerin hergehen! Wer nur einmal Rupert Godwin gelesen hat, der weiß, was er von dem Haupte der Sensationsschule, wie von der ganzen Schule zu halten hat.

Ein Nebenbuhler von Miß Braddon in der Gunst des Publicums ist Wilkie Collins, der, als er als aufgehender Stern am Firmament des Sensationsromans erschien, fast die Glorie der Ersten verdunkelte. Was Wilkie Collins vor Miß Braddon voraus hat, ist eine tiefere und umfassendere Bildung, eine tiefere und ausgedehntere Menschenkenntniß, einen reinen Stil und eine mehr künstlerische, oder besser gesagt, weniger vulgäre Anlage der Intriguen. William Wilkie Collins ist der Sohn des verdienstvollen Landschafts- und Genremalers William Collins und wurde im Januar 1824 zu London geboren. Seine erste Bildung empfing er in einer Privatschule, worauf er seine Eltern nach Italien begleitete und dort zwei Jahre verblieb. Nach London zurückgekehrt beabsichtigte ihn sein Vater Theologie studiren zu lassen. Collins wollte jedoch davon nichts wissen und vermeinte, daß der Handelsstand seinen Neigungen am besten zusagen würde; jedoch wurde er seines Irrthums bald inne: die Einförmigkeit und Pünktlichkeit, die namentlich während der Lehrlingszeit verlangt werden, sagten ihm nicht zu. Sein Vater dachte nun an die Advocatencarriere. Um ihm zu gefallen, studirte der junge Wilkie Jura und wurde gleich unzähligen Anderen zur Barre zugelassen, d. h. er erhielt das Diplom eines Advocaten, jedoch damit keine Beschäftigung. „Seit dem dreizehnten Jahre“, so berichtet ein Freund von ihm, „war es sein Zeitvertreib tragische und romantische Scenen zu schreiben. In dem er so einem unwiderstehlichen Hange nachgab, wagte er doch nicht sein Talent zur Geltung zu bringen, um den Wünschen seines Vaters nicht entgegen zu treten; sein kindlicher Gehorsam und sein bescheidenes Mißtrauen in sich selbst bannten ihn lange Zeit auf der Schwelle der Literatur.“ Seine ersten Schritte auf dieser Laufbahn machte er mit einer sorgsam geschriebenen Biographie seines Vaters im Jahre 1848. Zwei Jahre später erschien sein erster dreibändiger Roman „Antonia“, eine Erzählung aus der römischen Geschichte, auf welche „Basil“ und „Hide and Seek“ folgten. Als Mitarbeiter an den von Dickens herausgegebenen „Household Words“ ließ er in denselben „After Dark“ und „The dead Secret“ erscheinen, die sein Talent, die Neugier zu erregen und wach zu halten, bekundeten. Großen Anklang fand auch sein Drama „The frozen deep“ im Jahre 1857, welches auf dem von Dickens in Tavistock-House errichteten Liebhabertheater aufgeführt und später mit dem gleichfalls an Effecten reichen „Light house“ ein Zugstück der Londoner Bühne wurde. Eine große Popularität aber erwarb sich Collins durch seinen auch in's Deutsche übersetzten Roman „Woman in white“, der in „All the Year round“ herauskam und die Leserwelt während der ganzen Zeit in fieberhafter Spannung hielt. Diesen Erfolg verschaffte sich der Autor einentheils durch die Geschicklichkeit, mit der er seine Erzählung um ein der Scharfsinnigkeit der Leser gestelltes Räthsel zu gruppiren wußte, anderntheils aber durch die Veröffentlichung in einer Zeitschrift. Die Leser mußten wohl oder übel die folgenden Blätter erwarten, um zu erfahren, ob sie recht gerathen hatten. „The Woman in white“ bezeichnet den höchsten Punkt in der Geschicklichkeit, das Publicum zu intriguiren. Im genannten Roman spielt der Autor, eben so wie in „Hide and Seek“ und in „The dead Secret“, ein Versteckspiel; doch so fein dies Spiel auch ist, so merkt und fühlt man doch, daß dieser Kunstgriff gerade nicht zu den besten gehört. Um

Abwechslung in seine Themen zu bringen, hat er die Erzählung in der „Woman in white“ in die Form einer juristischen Belehrung gekleidet. Die Personen decken ihrerseits, und ohne ein vorhergehendes Einverständniß, den Antheil auf, den sie an den Ereignissen nehmen. Demzufolge setzt sich die Erzählung aus einer Reihe von Aussagen zusammen, was den Zwischenhandlungen des Dramas größere Wahrscheinlichkeit verleiht und uns die handelnden Personen in ihrem innersten Wesen offenbart. Man findet in der „Frau in Weiß“ mehrere mit großer Geschicklichkeit entworfene Charaktere. Fairlie, der egoistische, von einer Manie besessene Sammler, die schlimmste Persönlichkeit in Collins' Galerie ist, ohne Zweifel auch die werthvollste. Fosco ist weniger wahrscheinlich; denn es will uns bedünken, als ob in einem so corpulenten, gesunden Manne nicht eine solche Niedertracht wohnen könne wie wir sie in genannter Persönlichkeit antreffen. Mrs. Catherick, die Mutter der Frau in Weiß, ist eine Balzac's würdige Figur. Vor Allem aber Miß Marian Helcombe, dieses häßliche Mädchen — doch besser als lieblich — besser als schön — denn der Glanz intelligenter Hingebung schimmert auf ihren regelmäßigen Zügen, ist eine anziehende Figur. Diese Seelenstärke ohne Härte, diese Tugend ohne üble Laune, diese unveränderliche Hingebung, bilden eine so fesselnde und originelle Figur, daß wir sie dem graziösen, etwas bleichen Typus von Laura vorziehen. Nicht etwa, daß diese unschuldige und verfolgte Frau nicht auch rührend ist und manche Thränen fließen macht. Es wird allgemein erzählt, daß in dem Augenblicke, da sich Marian und Lady Glyde in den kritischsten Umständen befanden, der Autor täglich eine Menge Briefe erhielt, welche ihn baten, doch Erbarmen mit seinen beiden Heldinnen zu haben und Laura endlich mit Dem zu vereinen, den sie liebte und ihre Schwester anständig zu situiren. Ja, es soll so weit gegangen sein, daß er verschiedene Heirathsanträge für Letztere von alten Hagestolzen empfing, die absolut wollten, daß Mirian eine reelle Persönlichkeit sei. In seinem nächstfolgenden Roman „No Name“ ist es dem Autor namentlich um einen Protest gegen das Gesetz zu thun, das die sociale Stellung unehelicher Kinder regelt. Doch die Verfolgung des Hauptzwecks involvirt, als untergeordneten Zweck, ein Playdoyer zu Gunsten der Verbindung, welcher solche Kinder ihr Dasein verdanken. Daher der bekannte Kunstgriff, die tugendhafte Concubine in Contrast mit der lasterhaften Gattin zu stellen, einfach um Effect im Stücke hervorzubringen. Andrew Vanstone verheirathet sich im Jünglingsalter in Canada heimlich mit einem Mädchen, von der er nachher erfährt, daß sie ein untugendhaftes Leben geführt hat; doch da dasselbe vor der Heirath stattfand, so ist kein Grund zu einer Scheidung vorhanden, und der einzige, dem Gatten offenstehende Ausweg ist, sich von ihr zu trennen und sie zu pensioniren, unter der Bedingung, daß sie niemals ihre ehelichen Rechte beanspruche. Vanstone kehrt alsdann nach England zurück und findet dort eine sich accomodirende junge Dame, die damit zufrieden ist, die Pflichten einer Frau dem Namen nach zu üben, ohne weiter darauf zu bestehen ein legales Recht für dieselben zu fordern. Nach dem Tode seiner wirklichen Gattin heirathet Vanstone die Mutter seiner Kinder, wird jedoch durch einen plötzlichen Tod daran gehindert ein neues Testament zu machen, da sein früheres durch seine zweite Heirath ungiltig geworden ist. Dies hat zur Folge, daß sein Vermögen dem nächsten gesetzlichen Erben zufällt und seine Kinder vermögenslos gelassen werden, da eine grausame Rechtspflege nicht zuläßt, daß sie durch die spätere Heirath der

Eltern legitim werden. Gegen dieses Gesetz tritt Collins durch den Mund des Familienvaters auf und zwar in folgender Weise: „Ich bin weit davon entfernt, das englische, die uneheliche Nachkommenschaft betreffende Gesetz zu vertheidigen. Im Gegentheil, ich denke, daß es eine Schande für die Nation ist. Es sucht die Sünde der Eltern an den Kindern heim; es muntert zum Laster auf, indem es Väter und Mütter des stärksten aller Motive beraubt, die Sühne der Heirath zu thun, und diese zwei schändlichen Resultate sucht es im Namen der Moralität und der Religion zu erreichen. Doch in dem Falle dieser beiden unglücklichen Mädchen hat es keine außerordentliche Bedrückung zu verantworten. Das barmherzigere und mildere Gesetz anderer Länder, welches der Heirath der Eltern erlaubt, die Kinder legitim zu machen, hat kein Erbarmen für diese Kinder. Der Zufall, daß ihr Vater verheirathet war, als er ihre Mutter zum ersten Male traf, hat sie zu Ausgestoßenen aus der ganzen socialen Gemeinschaft gemacht, es hat sie außerhalb des bürgerlichen Rechts Europa's gestellt."

Ehe wir Wilkie Collins lasen, haben wir ein Concubinat und seine Folgen wol als ein „Unglück" bezeichnen hören, doch dies ist das erste Mal, daß wir eine gesetzliche Heirath als einen „Zufall" bezeichnet sehen. Unglücklicherweise aber für den Autor ist dieser Zufall von der Art, welche unter Logikern als ein „untrennbarer Zufall" bekannt ist. Doch dies ist nicht die einzige fallacia accidentis im Argumente Wilkie Collins. Nehmen wir einmal an — und das kann man recht wol —, daß alle Einzelheiten und Zufälligkeiten des Falls umgekehrte wären. Nehmen wir an, daß ein herzloser Gatte eine unschuldige und liebenswürdige Frau verlassen habe, um mit einer Maitresse zu leben, und daß er, da er sich im spätern Leben mit einem tugendhaften Verwandten überwirft, durch seine Heirath in den Stand gesetzt wird, sich mit einer fertigen legitimen Familie zu versehen, um so die Aussichten eines exemplarischen Bruders oder Neffens, dem das Vermögen beim Mangel von Leibeserben zufallen würde, zu vernichten und sich auf diese Weise durch die Barmherzigkeit des Gesetzes während seiner Jugend die lasterhaften Vergnügungen des Ehebruchs, in reiferen Jahren aber die Vortheile des Ehestandes zu sichern. Würde ein solches Material nicht in den Händen eines geschickten Erzählers eben so gut ein Argument gegen das neue Gesetz bilden, das Collins in's Leben rufen will? Sieht er nicht, daß alle Tugenden, die er auf das irrende Paar häuft — und nirgends thut er Aehnliches mehr, als in seinem neuesten, aber schönsten Roman „The new Magdalen", wo er auf Kosten eines ehrbaren, betrogenen jungen Mädchens, eine Courtisane und Betrügerin herausstreicht — und alle Laster, welche er der rechtmäßigen Gattin zuschreibt, nichts weiter sind als Sand, den er den Lesern in die Augen wirft, um sie gegen den wirklichen Stand des Arguments blind zu machen? Sieht er nicht, daß das bestehende Gesetz eben so gerecht, oder eben so ungerecht gewesen sein würde, wenn das verlassene Weib die beste der Frauen gewesen wäre und ihre illegitime Nachfolgerin die schamloseste der Courtisanen? Oder kann durch menschliche Weisheit irgend ein Gesetz erdacht werden, das man durch diesen besondern Proceß nicht drückend erscheinen lassen kann? Wirft nicht auch die Bestrafung eines Verbrechers ein Brandmal auf seine Kinder? Und sollte deshalb etwa keine Bestrafung eines Verbrechers stattfinden?

Als ein Pendant zur practischen Philosophie Collins wollen wir nun auch ein Specimen seiner speculativen Betrachtungen hinzufügen. Es ist

höchst lehrreich, da es uns die Art sententiöser Plattheiten zeigt, die von einem wirklich fähigen Manne zu Tage gefördert werden können, wenn er sich dazu hergiebt, einen Sensationsroman zu schreiben: — „Nichts in der Welt bleibt auf ewig verborgen. Das seit Jahrhunderten in der Erde ungeahnt verborgene Gold offenbart sich eines Tages von selbst an der Oberfläche. Zum Verräther wird der Sand, indem er uns die Fußstapfen Dessen zeigt, der über ihn hinwegschritt. Das Wasser wirft den in ihm ertränkten Körper wieder an die geschwätzige Oberfläche. Selbst das Feuer läßt in seiner Asche ein Geständniß von den darin verbrannten Gegenständen. Haß läßt durch die Pforten der Augen sein Gefängnißgeheimniß, und Liebe findet den Judas, der sie für einen Kuß verräth. Blicken wir, wohin wir wollen, das unvermeidliche Gesetz der Offenbarung ist eins der Naturgesetze; die beständige Bewahrung eines Geheimnisses ist ein Wunder, welches die Welt bis jetzt noch nicht gesehen hat.“ Allerdings würde es sehr befremdend sein, wenn es die Welt gesehen hätte, da ja, um es zu sehen, das Geheimniß nicht länger bewahrt werden muß. Das längst bewahrte Geheimniß ist ganz natürlicher Weise das, dessen Dasein am wenigsten geahnt wird, und wenn zehntausend solcher Geheimnisse existirten, so könnte die Welt, einfach weil sie gewahrt sind, unmöglich wissen, daß sie existiren. Das Mark all' dieser großen Weltweisheit ist in dem selbstevidenten Satze enthalten, daß ein Geheimniß so lange ein Geheimniß ist, wie es ein Geheimniß ist. Sicherlich ein größerer Gemeinplatz dürfte kaum in pompöseren Worten gefunden werden dürfen.

Als einen, wenn auch nur theilweise zur Sensationsschule gehörenden Romandichter müssen wir Charles Reade ansehen, der sich namentlich durch seine Schilderungen des Londoner Proletariats hervorthut. Doch wenn wir ihn der Sensationsschule anreihen, so wollen wir damit nicht gesagt haben, daß er mit Miß Braddon und Wilkie Collins auf gleicher Stufe steht. Denn bei Charles Reade finden wir nichts Schlüpfriges, nichts Gemeines. Er ist vernünftig, gesund und kräftig. Manche Fehler haften an ihm, aber er ist auch voller Schönheiten. Er spricht zu uns aus seinen Werken, wie ein Mensch sprechen muß. Er ist voll herzlicher, menschlicher Gefühle, edlen Unwillens, edler Barmherzigkeit, gepaart mit einem zuweilen an Tollkühnheit grenzenden Muth, die Fackel der Imagination in arg dunkle Winkel zu tragen und ihre Strahlen, mit all' dem herrischen Willen eines Genies und der wahren Einsicht, die nur Sympathie verleihen kann, auf wirkliche Thaten der Dunkelheit fallen zu lassen. Gar häufig hat man Reade grob, plump, anstößig genannt; man hat ihn angeklagt, die Mittel, um seine Leser zu rühren, jenseits der gesetzlichen Grenzen der Kunst zu suchen, alle Möglichkeit in den Wind zu werfen und allen Gesetzen des Zufalls Hohn zu sprechen. Man kann nicht leugnen, daß diese Vorwürfe etwas Wahres an sich haben; Reade ist roh, wie in seinem Roman „Griffith Gaunt“ — nicht weil es ihm gefallen hat, seine Erzählung auf einen gewissen Lauf von Zufällen aufzubauen, sah er sich gezwungen, gewisse, nicht allgemein bekannte Ereignisse zu erwähnen, und er thut dies in einfacher, kurzer Weise, ohne sich weiter um Delicatesse und Zurückhaltung zu kümmern. Dies mag grob und roh sein, doch war es nicht schlüpferig und zotenhaft; noch kann man irgend welche Schlüpferigkeit in dem heftigen und kurzen Bericht vermuthen. Weiter hat man ihm vorgeworfen Thatsachen und noch discutirte Fragen herbeizuziehen und Systeme aufrecht zu halten, die manche Anhänger haben

und gegen die sich die Gesellschaft noch nicht mit einem Verdammungsurtheil erklärt hat, um über dieselben auf eigene Hand zu entscheiden. Und kein Zweifel kann darüber obwalten, daß, mit Rücksicht auf die überspannte und aufregende Erzählung von der Einmischung des Caplans in die Gefängniß-tyrannei, welche in seinem Roman „Never too late to Mend" vorkommt, und auf das in gleicher Weise schreckliche Panorama in der Privatirrenanstalt in „Hard Cash", gedachte Anschuldigung vollständig gerechtfertigt ist. Doch muß man bedenken, daß der Kampf Mr. Eden's der eines christlichen Helden ohne Furcht und Tadel ist, welcher das Herz eines jeden Lesers rühren muß; und das Ringen und die Kämpfe Alfred Hardie's sind die eines wirklichen Mannes in schrecklich wirklichen und möglichen Umständen. Auch kann man Reade nicht freisprechen von Unwahrscheinlichkeiten, so wild wie die eines Dumas, aber auch eben so anziehend wie blendend. Die Insel in seinem Roman „Foul Play" ist eine unmögliche Insel. Ihre staunenerregende Sammlung von nützlichen Dingen und Zierrathen, die Art und Weise, mit der sich Bedürfnisse und Bequemlichkeiten jeder Art zeigen, wie in einem idealisirten Königsschloß, ist einfach lächerlich. Doch ist es möglich, diese bewunderns-werthe, absurde, hochtönende, kindische Erzählung ungelesen aus den Händen zu legen? Wir wollen Reade durchaus nicht gegen seine Kritiker vertheidigen, um so mehr als auch wir manche anderen und schwerer wiegenden Anklagen gegen ihn vorbringen könnten. Doch Reade's Fehler verlieren sich so sehr im Schimmer seiner Kraft und in seiner mit Stärke und Sanftmuth ge-mischten Sympathie, in dem so oft vor uns hingestellten edlen Ideal und dem feinen scharfen Gefühl der Vorzüglichlichkeit, das Alles durchdringt, was er thut, daß wir nicht den Muth haben ihn anzuklagen.

Charles Reade wurde als der jüngste Sohn seines Vaters im Jahre 1814 zu Ipsden House in der Grafschaft Oxford geboren und im Magdalen College zu Oxford ausgebildet. Hierauf studirte er die Rechte in der Rechtsschule zu Lincoln's Inn in London und wurde 1843 an der Londoner Barre als Advocat zugelassen. Doch literarische Advocaten practiciren in England sehr selten und die Literatur ist in der That eine so eifersüchtige Herrin, daß sie, wenigstens in den meisten Fällen, keine andere neben sich dulden will. Im Jahre 1852 erschien ein kleines, halb dramatisches, später zu einem vollkommenen Drama umgestaltetes Werk unter dem Titel „Peg Woffington", dem die Geschichte jener Schauspielerin gleichen Namens, die eine Art Londoner Therese Krones war, zur Grundlage diente. Im Jahr 1853 folgte ein anderer Roman „Christie Johnstone", der gleichfalls Erfolg hatte. Kurze Zeit darauf erschien die reizende Erzählung von einer An-hängerin des Bloomerismus, „The Course of true Love never did run smooth"; dann „Jack of all Trades", die Autobiographie eines Diebes, und dann die „White Lies", die weniger günstig als die vorhergehenden Werke aufgenommen wurden. Das Jahr 1856 brachte von Reade ein Werk, das einen hoch moralischen und politisch socialen Zweck hatte, nämlich den, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Zustände in den englischen Gefängnissen zu richten und auf die noch wichtigere, weil ewige Wahrheit, daß eine geistige Wiedergeburt möglich ist. Der Titel dieses Werkes war der schon oben von uns erwähnte „It's never too Late to Mend". Das Buch erregte großes Aufsehen. Die in den englischen Gefängnissen verübten Grausamkeiten wurden untersucht, der Gouverneur eines Gefängnisses abgesetzt, und noch manche andere Verbesserungen in Folge der von Reade gemachten Enthüllun-

gen vorgenommen. Genannter Roman muß als Reade's typisches Werk angesehen werden. Der Inhalt ist ein so kräftiger, daß er wehe thut; er ist wahr wie der Blitz, doch er blendet und schmerzt namentlich, die Augen jener träg sensitiven Menschen, die wol Gefühl für die Armen haben, ihnen aber niemals beispringen, und die sich in den Glauben hineinreden, daß unser menschliches System ein rosenfarbiges ist. Die in dem Roman vorkommenden Ereignisse, so unwahrscheinlich sie auch an sich sind, gewannen demselben den Beifall des großen Publicums. Doch wir unserestheils müssen gestehen, daß wir diesem Werke Reade's spätern Roman „The Cloister and the Hearth" bei weitem vorziehen; es ist dies — wie gesagt unserer unmaßgeblichen Ansicht nach — des Autors edelstes Werk, wenn auch nicht sein charakteristischstes. In „Never too Late to Mend" finden wir nur einen der höhern Classe seiner Schriften angehörigen Theil, nämlich den Kampf zwischen Mr. Eden und dem Gouverneur, der ein rein übertriebener und vielleicht auch unmöglicher ist, der aber, voll von hoher dramatischer Kraft und wunderbarem Interesse, Reade's große Gabe, ein lebendes Wesen darzustellen, begabt mit den höchsten heroischen Eigenschaften, und uns dasselbe zu schildern als einen Menschen von Fleisch und Blut, handgreiflich zeigt. Eden's Charakter ist der Glanzpunkt im Buche. Doch er ist voller Unmöglichkeiten in der Intrigue und in den Zwischenfällen, und der Schluß ist lächerlich, theatralisch und melodramatisch. Der Bösewicht gehört zu der allergewöhnlichsten und vulgärsten Sorte und der rächende Jude, der die Vorsehung im Stücke spielt, ist eine der merkwürdigsten Compositionen, die uns jemals vorgekommen. Doch um den Gefängnißcaplan spielt ein lebendiges Licht. Der Rest der brillanten, wilden, thatsächlichen Salbaderei — denn alle jene entgegengesetzten Eigenschaften gehören ihr an — ist ohne Frage interessant. Doch die Meinung des Buches liegt in Mr. Eden und er ist die einzige Schöpfung in demselben. Sie besitzt das Material zum vulgären Erfolge und einen solchen hat Reade mit seinem vielgelesenen, viel angefochtenen Buche erreicht, doch wir glauben nicht zum Vortheil seines Nachruhms.

Außer den von uns genannten Romanen schrieb Reade noch „Love me little, Love me long", „Hard Cash" und „A Hard Fight". Dann folgte „Griffith Gaunt" und eine nach einem französischen Vorwurfe geschriebene Novelle „Foul Play", und endlich sein gleichfalls großes Aufsehen erregender Roman „Put Yourself in his Place" und „A terrible Temptation".

Charles Reade ist ein Schriftsteller, der eines Studiums wol werth ist. In Allem was er thut ist er ganz und so entschlossen und intense, daß er in Uebertreibungen fällt, und doch ist es zweifelhaft, ob er die Wahrheit übertreibt. Das träge Zeitalter ist's, das die Schuld trägt und nicht der lebhafte Autor. Dieser Uebertreibung fügt Reade eine überhitzte und kräftige Fruchtbarkeit in der Erfindung hinzu, die eines Dämpfers bedarf, und eine Entschlossenheit, just das, was er fühlt, zu schildern, daß man sich von seinen Darstellungen mit Schrecken, Angst und Widerwillen abwendet. Charles Reade ist nicht blos wahr, sondern er ist zu wahr. Seine Realität übersteigt allen Realismus. Und hiermit nehmen wir Abschied von den Häuptern der Sensationsschule des englischen Romans, in der sich noch eine Unmenge größerer und kleinerer Geister tummeln, die in all' ihrem Thun ganz den Meistern gleichen, und daher an einem Orte wie hier weiter nicht in Betracht kommen können.

Eisen und Blei.

Von Hermann Grieben.*)

Der das Eisen hat geschaffen,
Ließ ja wachsen auch das Blei,
Daß uns beides Wehr und Waffen,
Schutz und Trutz im Kampfe sei;
Will der Feind uns was zu Leide,
Kommt er angerückt zu Hauf,
Fährt das Eisen aus der Scheide,
Fliegt die Kugel aus dem Lauf.

Aber nicht das grimme Eisen,
Das den Mann im Streit erschlägt,
Nein, das Rüstzeug will ich preisen,
Das die Saat des Lebens trägt;
Nicht das Blei in Kugelwettern
Auf der blutgetränkten Trift,
Nein, das kleine Volk der Lettern
Preis' ich, unser Heer, die Schrift.

Denn die kleinen Bleisoldaten
Sind verhunderttausendfacht
Als die Streuer geist'ger Saaten —
Eine Groß- und Lebensmacht;
Täglich rückt ihr Kriegsgeschwader
Tapfer aus zum Geisterstreit,
Und ihr großer Hinterlader
Schießt viel hundert Meilen weit.

Wo die Vor- und Rückwärtsschieber
Werben um den Siegerkranz,
Da bewährt das Bleikaliber
Unsrer Presse sich mit Glanz.
Achtet nicht gering die Letter!
Einzeln ist sie wohl ein Zwerg,
Doch im Chor ein Siegsgeschmetter.
Freiheit, Licht und Gutenberg!

---

*) Wir entnehmen dieses treffliche Gedicht dem neuen Liederheft unseres geschätzten Mitarbeiters: „Gott grüß' die Kunst!" (Köln, 1874.) Es ist eine Sammlung von eben so frischen als sinnigen und sangbaren Liedern (mit angegebenen Melodien), welche bei Gelegenheit verschiedener Buchdruckerfeste von Hermann Grieben gedichtet wurden „für Gutenberg's Jünger und deren Freunde", denen sie denn auch auf's Wärmste hiermit empfohlen sein mögen!

Die Red. des „Salon".

Louise Seidler.

Von Hedwig Dohm.

Es ist ein stilles Buch der Erinnerungen, aus welchem wir unseren Lesern hier Einiges mittheilen wollen; ein Leben, äußerlich unscheinbar geführt, aber von so großem innern Reichthum, wie selten ein Frauenleben — „Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, geb. zu Jena 1786, gest. zu Weimar 1866; aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Uhde (Berlin, Wilhelm Hertz, 1874)."

Fast alle Berühmtheiten der großen literarischen und künstlerischen Epoche, in der Louise Seidler lebte (der spätern Goethe'schen Zeit) sind ihr nahe getreten oder an ihr vorübergezogen, in Weimar und Jena, in Gotha, München und Rom.

Gäbe dieses Buch nichts als eine Anregung, uns immer mehr in jene Zeit und in jenen Kreis zu versenken, aus dem uns noch bis heute das vollste und reichste Geistesleben quillt, es wäre hoch willkommen.

Willkommen wäre es aber auch, wenn Louise Seidler nicht in jener Zeit und in jenen Kreisen gelebt hätte.

In das innerste Leben eines Menschen schauen zu dürfen, das er uns in reiner und voller Wahrhaftigkeit erschließt, ist allerwege anziehend und fesselnd.

Bei der Lectüre eines solches Buches fällt es uns betrübt auf die Seele, wie viel so treuer Herzen es geben mag, die nie zur Mittheilung an andere Herzen gelangen, wie viel reingestimmte Gemüther, gleich dem der Louise Seidler, die keine Spur hinterlassen, deren Fühlen und Denken verhallt wie das Zwitschern eines Vogels im Gebüsch.

Freuen wir uns darum desto mehr an diesem Buch der Erinnerungen als an einer Bürgschaft des großen Schatzes von Liebe und Treue, den das deutsche Volk in seinem Schooße birgt.

Louise Seidler ist keine bedeutende Persönlichkeit.

Ihren Urtheilen und Beobachtungen fehlt es an Tiefe und Schärfe, ihren Darstellungen an Kraft; sie dringt nicht in das innerste Wesen der Menschen, sie zeichnet nur Contouren; aber diese Contouren sind verständig, klar und correct, kein Hauch von Bosheit, Neid, Eitelkeit oder kleinlicher Altjüngferlichkeit trübt ihre Erzählungen, die sie schlicht und klar, treu und anspruchslos vorträgt.

Selbst ihre hingebende Verehrung für Berühmtheiten, für Prinzen und Prinzessinnen hat nichts Albernes oder Verstimmendes. Ihrer Taubennatur entsprechend, muß dieses bescheidene Wesen sich anschmiegen und aufwärts schauen, danken und verehren.

Sie ist, wie man sich gern ein deutsches Mädchen denkt, innig, treu, voll sanfter Würde und doch practisch und tüchtig in Küche und Haus.

Ihre Bescheidenheit spricht sich auch in ihrer Selbstbeschränkung aus. Niemals überschreitet sie die Grenzen ihrer Urtheilskraft, nie sind ihr die

eigenen Gedanken und Anschauungen der Maßstab, an dem sie die Richtigkeit der Anschauung größerer Geister zu messen sich unterfängt.

Nie würde sie ein Urtheil gewagt haben, wie wir es jüngst in einem Bändchen Erinnerungen aus der Goethezeit lasen, in dem der Herausgeber, ein einfacher Mann, bedauert, daß leider Goethe, dieser mächtige Geist, unter dem Einfluß seiner Zeit gestanden, in der man glaubte, dem Christenthum entwachsen zu sein und der göttlichen Offenbarung nicht mehr zu bedürfen, und der sich schließlich damit tröstet, daß Goethe wenigstens christliche Gesinnung gehabt und daß ja allseitige Vollkommenheit Niemand beschieden sei.

Louise Seidler's Schilderungen Italiens bieten nichts Originelles, Charakteristisches oder Schwungvolles und doch möchten wir diese Capitel nicht wegwünschen. Der sanfte Fluß der Darstellung, die vielen hübschen Geschichten und Anecdoten, die sie einzuflechten weiß, die naive Schmucklosigkeit und schlichte Wahrheit der Erzählung üben einen Reiz, dem man sich nicht entziehen kann.

In der Veit'schen Familie wird unsere Künstlerin stets „die gute Louise" genannt, oder „die treue".

Louise Seidler ward geboren und erzogen in Jena, das damals durch das Zusammenwirken einer großen Zahl ausgezeichneter Männer zu einem unvergleichlichen Glanz gelangt war. Wir brauchen nur Namen zu nennen, wie Fichte, Hufeland, Schelling, die beiden Schlegel, Tieck, den Theologen Griesbach, den Criminalisten Feuerbach 2c.

Schiller nannte Jena eine Erscheinung, „wie sie vielleicht auf Jahrhunderte nicht wiederkommen werde", und Dorothea Schlegel schreibt über Jena an Rahel: „Ich werde alle Tage klüger und geschickter. Wer es aber bei diesen und mit diesen Menschen nicht werden wollte, müßte von Stein und Eisen sein. Ein solches ewiges Concert von Witz und Poesie, von Kunst und Wissenschaft, wie mich hier umgiebt, kann Einen die ganze Welt vergessen machen."

Wir sehen Louise, wie schon erwähnt, von Kindheit an in den Kreis der trefflichsten und bedeutendsten Männer und Frauen gezogen. Bieten nun auch die Beiträge, die sie uns zur innern und äußern Geschichte ihrer berühmten Zeitgenossen liefert, nichts wesentlich Neues oder Originelles, so haben wir ihr doch eine Fülle liebenswürdiger und interessanter Einzelheiten zu danken.

Wir werden nicht müde von unseren Dichtern und Künstlern zu hören; jedem unscheinbaren Zug aus ihrem Privatleben spähen wir liebend nach, jeden kleinsten Beitrag zu ihrem Charakterbilde empfangen wir wie ein Geschenk.

Wer trüge nicht Verlangen, die Blume zu schauen, deren Duft ihm lebenslang Herz und Sinne erquickt?

Wir lieben unsere Classiker und diese Liebe ist wol die reinste und schönste Form des Patriotismus.

Als Kind wohnte Louise im alten Schloß zu Jena (ihr Vater war Oberstallmeister) den Zimmern gegenüber, die Goethe während seines zeitweiligen Aufenthalts in Jena inne zu haben pflegte.

Louise haßte damals Goethe, weil sie sich einbildete, er habe ihren Lieblingshund, dessen Gekläff ihn oft belästigte, umbringen lassen.

„Indessen", sagte sie, „hielt mich besagter Haß auf den Dichter nicht ab, unter den Fenstern seiner Zimmer mit seinem damals etwa siebenjährigen

Sohne, der den Vater häufig besuchte, recht nach Herzenslust vergnügt zu spielen.

August war ein wunderschöner Knabe und sah in der schwarzen idealen Bergmannstracht, die ihm sein Vater hatte anfertigen lassen, besonders reizend aus. Goethe hing mit unendlicher Liebe an ihm; oft fütterten Beide mit einander die Tauben; noch öfter versüßte der Dichter des Götz und Werther unsere Kinderspiele dadurch, daß er Stückchen Torte, an einen Bindfaden gebunden, aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Schloßhof, wo wir uns tummelten, herniederließ, damit wir danach haschten. Herzlich lachen konnte er, wenn die Leckerbissen endlich, zu kleinen Brocken zerkrümelt, in unsere Hände gelangten." Der kleine Goethe muß in der That reizend gewesen sein. In einem Briefe David Veit's an Rahel heißt es: „Ein göttliches Kind hat Goethe. Kohlschwarze Augen, sprechende Physiognomie und wahres Goldhaar."

In ihrem vierzehnten Jahre wird Louise confirmirt und zwar zusammen mit der lieblichen Auguste Böhmer, Tochter der Caroline Schlegel. (Caroline hatte ihren ersten Gatten, den Bergmedicus Böhmer, früh durch den Tod verloren. Von A. W. v. Schlegel geschieden, heirathete sie später Schelling.)

Auguste Böhmer muß eine der wundersamsten Erscheinungen ihrer Zeit gewesen sein. Sie wird uns geschildert als lebhaft, geistvoll, durchaus originell, als witzig, zärtlich, übermüthig. Ihr Stiefvater schilt sie einmal wegen eines impertinent lustigen Briefes, über den die Mutter beinah Lachkrämpfe bekommen habe.

Louise Seidler erzählt, wie sie als Kind dem Verlangen, auf's Eis zu gehen, kaum habe widerstehen können. „Aber ich schämte mich doch zu sehr", heißt es, „bis eines Tages Auguste Böhmer, der ich mein tiefes Sehnen zugleich mit meinem Bedenken mittheilte, Letztere leicht hinweg zu scherzen wußte."

Das dreizehnjährige Mädchen versteht griechisch und die Mutter und die Schlegel schreiben an sie fast wie an eine Erwachsene.

Eine Reihe von Briefen, die Friedrich Schlegel an sie gerichtet und die uns erhalten sind, athmen die innigste Zärtlichkeit.

Er schreibt der Dreizehnjährigen: „Sei versichert, daß der Umgang keines Menschen mir lieber ist, als der Deinige." Witziges Kind nennt er sie, süßes Kind; fast in jedem Brief erkundigt er sich nach dem Stand ihrer griechischen Studien. Einmal fragt er sie: „Hast Du kein Exemplar von Deinen Gedichten an Goethe geschickt?"

Der Tod raffte dieses hinreißende Geschöpf in ihrem sechzehnten Lebensjahre fort, doch starb sie nicht, wie eifrige Gegner wissenschaftlicher Frauenbildung muthmaßen möchten, am Erlernen der griechischen Sprache. Eine allzuangestrengte Pflege, mit der sie die zärtlich geliebte, schwer erkrankte Mutter umgab, zog ihr selber eine Krankheit zu, der sie in wenigen Tagen erlag (im Bad Bocklet).

Wahrhaft zerstörend ist die Wirkung, die ihr Tod hervorbringt. Die unglückliche Mutter schreibt ein bis zwei Monate später an eine intime Freundin, der sie ihren Besuch ankündigt: „Fasse Dich selbst und Deine Kinder, um meinen Anblick zu ertragen, ich lebe nur noch halb und wandle wie ein Schatten auf der Erde."

Tischbein malte ein Bild der Dahingeschiedenen, das Köpfchen mit einem Heiligenschein umgeben.

A. W. v. Schlegel ist nach Empfang des Briefes, der ihre Todesnachricht enthält, ganz zerrüttet. „Sie mußte dem gleichgiltigsten Menschen", sagt er, „als ein ausgezeichnetes Wesen erscheinen, so himmlisch hatte sie sich zuletzt noch entwickelt", und an Tieck schreibt er: „Es ist, als hätte ich all' meine Thränen hierauf gespart und manchmal habe ich ein Gefühl, als sollte ich ganz in Thränen aufgelöst werden. Wenn die geliebten Wesen in unseren Gesinnungen leben, wie Du sagst, so hätte Auguste nie mehr gelebt, als jetzt; ich wußte zwar, daß ich sie sehr liebte, aber ihr Tod hat noch alle verborgene Liebe an's Licht gerufen . . . Du wirst mich vielleicht in manchen Stücken verändert finden — es muß natürlich den Sinn mehr von der äußern Welt abziehen, wenn man vor Allem mit einem abgeschiedenen Wesen lebt — die Flecke auf der ersten Seite sind Spuren von Thränen — ich erwähne es nicht als eine Seltenheit — denn diese Libationen auf das Grab des geliebten Mädchens werden sich immer erneuern, diesen Tod werde ich nie aufhören zu beweinen. Auf die erste Nachricht habe ich geglaubt, wahnsinnig zu werden — dieser wüthende und empörte Schmerz stellte sich auch bei dem Besuch in Bocklet wieder ein."

Henrik Steffens, der norwegische Dichter, ist kaum weniger ergriffen als die Schlegel. „Die Herrliche", schreibt er an Schelling, „ich begreife ihren Tod nicht. So ganz Leben, so ganz Blüthe — und nun todt. Ich kann nicht davon sprechen — o! Sie war mir theurer, als man weiß, als ich mir selber gestehen wollte — und alle meine späteren Verirrungen kamen nur daher, daß ich sie zuweilen vergessen konnte. Wenn ich ruhig arbeitete, wenn ich gesund und munter Allem nachdachte, was Jena mir war — die Quelle meines höhern Lebens — so stand das Kind — wie ein heiterer Engel vor mir."

Und nun gar Schelling. Er hat Auguste so geliebt, daß die unglückliche Mutter ihn noch trösten muß.

„Warum bist Du nur so traurig?" ermahnt sie ihn, „ich möchte Dir ganz kindisch sagen: ich bin es nicht anders, als ich es ewig sein muß und Dein Trost ist der meinige. Unser Kind weicht mir keinen Augenblick von der Seite, ich kenne kein Vergessen, ob ich äußerlich schon lebe wie ein Anderer . . . Ich kann lächeln, freundlich mich beschäftigen, aber ich lebe und bewege mich nur immer in Dir — mein süßes Kind — ach, störe mich nicht in meinem sanften Trauern, lieber Schelling, dadurch, daß ich bitterlich über Dich weinen muß; das sollte nicht sein."

Die beiden Schlegel widmeten ihr in dem Musenalmanach von 1802 rührende Todtenopfer. „Der welke Kranz", ist der Titel des von Friedr. Schlegel verfaßten Gedichtes.

Nach dem Tode Carolinen's läßt Schelling von Thorwaldsen ein Denkmal für Auguste anfertigen. (Die Mutter hatte im Testament eine Summe dafür ausgesetzt.) Er selbst entwirft den Plan zu dem Grabmal. Die Idee war: eine Pyramide oder einen Obelisk zu errichten, der an einer Seite in einer Nische das Brustbild der Verstorbenen und an zwei Seiten allegorische Basreliefs enthielt. Schelling schreibt an Thorwaldsen: „Wenn unsere heißesten Wünsche, geliebte Abgeschiedene zurückzurufen unvermögend sind, so ist die Kunst das einzige Verewigungsmittel, wenn ein Meister Ihrer Größe das Andenken erhält. Doch von unseren Empfindungen hierbei nichts!" . . . Auf die Tafel unter der Büste sollte die Inschrift kommen; denn die Idee des Hauptbasreliefs war, die Mutter am Altar des Aeskulap aus einer

Schale trinkend, welche ihr die Tochter reicht, inzwischen diese von einer Schlange verwundet wird . . .

Louise Seidler erwähnt, daß Schelling damals in Folge thörichter Gerüchte über eine Opiumcur, welche er mit Auguste angestellt und die ihren Tod herbeigeführt haben sollte, in sehr üble Nachrede gekommen sei.

Die Betreffenden erfuhren von diesen Gerüchten zuerst durch ein Pasquill, das von einem gewissen Berg in Würzburg herrührte. Eine Stelle desselben lautete: „Nur verhüte es der Himmel, daß ihn nicht der Unfall treffe, Diejenigen, welche er idealisch heilte, reell zu tödten; ein Unglück, das Schelling dem Einzigen zu Bocklet, wie böse Leute sagen, begegnete.“

„Diese grenzenlose Niederträchtigkeit, diese horrible Schändlichkeit“ (ihre eigenen Worte) versetzten Schelling und Schlegel in namenlose Aufregung.

„Was ich in dieser Angelegenheit zu thun habe“, schreibt Schelling, „weiß ich in so weit genau, daß ich weiß, daß nichts mich so weit beugen kann, den heiligen Namen zu entweihen.“ Er reinigt sich vor Schlegel von dem Verdacht durch einen genauen Bericht der an Auguste verabreichten Medicamente und seines Verhaltens am Krankenlager.

Es scheint, daß Augusten's Arzt, um jede Schuld von sich abzuwälzen, die Rolle des Verleumders gespielt hat.

Schelling schließt seine Darstellung mit dem Schmerzensruf: „Was bei diesen Allen bleibt, der Schmerz — den ich wol äußerlich, aber nie innerlich überwinden kann, den ich auch Ihnen nicht verbergen will — ist, daß ich acht Tage lang in der Verblendung leben — den Zusicherungen jenes Menschen, der noch den Tag oder höchstens zwei Tage vor dem letzten der Verstorbenen uns versichert hatte: sie würde morgen ausfahren können — glauben und so in der bis zuletzt währenden Meinung von der Ungefährlichkeit des Uebels — einen andern Arzt herbeizurufen versäumen, konnte . . . Ich habe ihm (dem Arzt), durch Schmerz sprachlos, durch Kummer still, ja fast ohne Besinnung, die Möglichkeit und den Muth gegeben, mich zu verleumden . . .“

Ein Kind, das so geliebt wurde und von solchen Männern, muß in der That einen unaussprechlichen Liebreiz besessen haben.

Nach der Confirmation wird Louise in eine Pensionsanstalt zu Gotha geschickt, um dort ihre Erziehung zu vollenden.

Hier schließt sie sich innig an die wunderschöne Fanny Caspers an, der nachmaligen Geliebten Thorwaldsen's, damals die Verlobte eines Apothekers.

Louise erzählt, daß Fanny ihren Apotheker nicht leiden mochte und nur auf Antrieb ihrer Verwandten und um ihrer Armuth willen in die Verlobung gewilligt hätte. Sie muß ein origineller Wildfang gewesen sein; in der Pension kehrte sie das Unterste zu oberst. Unter ihre Streiche gehört, daß sie eines Tages Louise Seidler in vollem Ernst bat, an ihrer Statt ihrem Bräutigam zu schreiben, da sie auf seine langweiligen Liebesklagen nichts zu erwiedern wisse. Endlich fällt ihr doch etwas ein — sie bittet ihn um rosa Atlas zu zwei Kleidern nebst Blumen zum Ausputz (eins für Louise) und der schwache Narr, der Fanny vergöttert, erfüllt wirklich diesen unsinnigen Wunsch seiner Braut. Louise war gegenwärtig, als eines Tages der Bräutigam unerwartet mit verbundenem Arm eintrat; er erzählte, er habe um Fanny's willen ein Duell gehabt. Diese war anfangs betroffen, dann aber stellte sie mit dem angeblichen Duellanten ein solches Kreuzverhör

von allerlei Fragen an, daß sich bald zeigte, wie er Komödie gespielt hatte, um seiner Braut mehr Liebe zu sich einzuflößen.

In Folge dieses Vorganges wurde zu Fanny's Glück die Verlobung aufgelöst.

Viele Jahre später trifft Louise Seidler die Freundin in Rom wieder und wird hier Zeugin und Vertraute des Liebesverhältnisses zwischen ihr und Thorwaldsen.

Ich weiß nicht, aus welcher Quelle ein späterer Biograph des großen Bildhauers geschöpft hat, der sich in der geringschätzigsten Weise über Fanny Caspers äußert.

Jedenfalls ist der trefflichen Seidler als Freundin und Augenzeugin mehr Glauben zu schenken, als dem Schriftsteller, der für seine schroffen Auffassungen keinerlei Belege beizubringen weiß.

Es scheint Usance unter den Biographen großer Männer, für Irrthümer oder Leichtfertigkeiten, die sich ihre Helden den Frauen gegenüber zu Schulden kommen lassen, ohne Weiteres die Frauen verantwortlich zu machen.

In ihrer artigen einfachen Weise plaudert Louise von einer Feier in Rom, zu der Fanny's Namenstag Anlaß gab. „Das schöne Wesen", sagt sie unter Anderm — „glühte vor Wonne und Freude; wir setzten sie auf den Tisch, Thorwaldsen schlang den Kranz um ihr Haupt und wir begrüßten sie als eine der Musen, der unsere kleinen Gaben zu Füßen gelegt wurden. Es war rührend, Thorwaldsen zu beobachten, wie er gegen seine tiefe Empfindung für das herrliche Mädchen anzukämpfen strebte und wie das Gefühl für sie doch immer wieder zum Durchbruch kam."

Der Biograph (Mathias Thiele) hat auch von diesem Fest gehört. In ganz anderm Licht aber stellen sich ihm die Verhältnisse und die Personen dar. Er schreibt: „Aus Fanny's Briefen ersehen wir, daß sie Thorwaldsen leidenschaftlich geliebt hat und durch den Glanz ihrer Schönheit zog sie ihn so ganz und gar von seiner Bahn ab, daß er, wenigstens einige Zeit, diesem strahlenden Himmelskörper als Trabant folgen mußte. Denn unser Künstler schien von nun an alle Rücksichten aus den Augen zu lassen und den Kranz, den in einer Gesellschaft ein Kreis von Bewunderern um sein Haupt wand, drückte er begeistert auf ihre reichen Locken und jubelte bei ihrem Anblick, während sein guter Genius sich weinend abwandte. Dies Betragen des großen Künstlers betrübte seine Freunde und selbst bei Denjenigen rief es Bedauern hervor, die keine Freude an seiner Verbindung mit seiner frühern Verlobten, Miß Frances Mackenzie, empfunden hätten. Die zweite Francesca genoß nicht lange ihren traurigen Triumph; Thorwaldsen schien wie aus einem unheimlichen Traum erwacht zu sein und dachte jetzt nur daran, selbst Rom zu verlassen."

Auffallend bleibt es freilich, daß trotz der gegenseitigen leidenschaftlichen Neigung es zu keiner Verbindung zwischen Fanny und Thorwaldsen kam.

Louise berichtet, daß Thorwaldsen selbst einem Freund mit tiefer Trauer mittheilte, er habe zwar seine frühere Verlobung mit Miß Mackenzie gelöst, jedoch gegen das Versprechen, nie einer Andern seine Hand zu reichen; er werde dies Versprechen auch halten, da die Mackenzie ihn verzweiflungsvoller Weise nicht aufgeben wolle.

Wir gestehen, daß diese Erklärung, wenn wir den Nachrichten über den Edelsinn und die Herzensgüte der Miß Mackenzie Glauben schenken dürfen,

wenig befriedigt und daß man sich kaum erwehren kann, die Glaubwürdigkeit des Freundes oder die Aufrichtigkeit Thorwaldsen's in Zweifel zu ziehen.

Miß Mackenzie's letztes Lebewohl an den Ungetreuen, wie es uns Thiele in seiner Biographie mittheilt, lautet: „Wenn Sie all' das Gute genießen, das ich Ihnen wünsche, werden Sie glücklicher sein, als ich Sie in unseren glücklichsten Tagen hätte machen können. Leben Sie wohl."

Klingt das nicht wie völlige und edelste Resignation? Baron von Schubarth schreibt über Miß Mackenzie an Thorwaldsen: „Miß Mackenzie ist ein liebes Mädchen von ausgezeichneter Geburt und von einer Erziehung und Cultur sonder Gleichen. Sie ist zu herzensgut, um Sie nicht vollkommen glücklich zu machen. Sie liebt Sie so innig, daß sie vor Kummer sterben würde, wenn ihre Hoffnung getäuscht werden sollte 2c."

Für das räthselhafte Auseinandergehen der beiden Liebenden dürfte vielleicht die Erklärung einfacher sein, daß Thorwaldsen im Gefühl seines bittern Unrechts gegen Miß Mackenzie sich nicht entschließen konnte, das Herz dieser Frau durch eine neue Verlobung, die so unmittelbar dem Bruch mit ihr gefolgt sein würde, vollends zu brechen.

Möglicherweise hat auch seine Liebe zu ungebundener Künstlerfreiheit und die Scheu vor einer eingeengten dürftigen Existenz, die in seiner Lage eine nothwendige Folge der Begründung eines Hausstandes mit einem mittellosen Mädchen gewesen wäre, einigen Antheil an seiner Entschlußlosigkeit gehabt.

Fanny Caspers verließ Rom, verheirathete sich einige Jahre später in Wien mit dem Associé eines großen Bankierhauses und starb nach kurzer, zufriedener Ehe.

Zu den interessanten Ereignissen ihres Pensionslebens zählt Louise einen kleinen Ausflug in die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Der Gründer Salzmann stand damals noch an der Spitze derselben. Madame Salzmann fiel ihr auf durch ihr über den Rücken lang herabhängendes graues Haar, welches ihren einzigen Kopfschmuck ausmachte; sämmtliche Lehrerinnen waren eben so frisirt; ihre Kleidung bestand aus kurzen, engen Gewändern von Drillich, derben Schuhen und Küchenschürzen. Die Lehrer gingen einher im bloßen Halse, ohne Halsbinden; einen gewinnenden Eindruck dagegen machten die sehr sauber gehaltenen Zöglinge in ihren scharlachrothen Tuchjäckchen, der Institutstracht. Ueberall herrschte Munterkeit und Frische, zugleich aber eine wahrhaft spartanische Einfachheit. Der Brunnen im Hofe bildete für Lehrer und Schüler das einzige Waschbecken; der Speisesaal hatte vier weißgetünchte Wände, an denen die Silhouetten der abgegangenen Zöglinge hingen; man saß auf Holzschemeln.

Derartige Einfachheit, übertrieben und gewaltsam nach heutiger Anschauungsweise, hatte im Anfang des Jahrhunderts nichts Fremdartiges.

Die Revolution, die Rousseau durch seinen „Emil" auf dem Gebiet der Pädagogik hervorgerufen, war durch Basedow auf deutschen Boden verpflanzt worden. Die Loosung der kühnen neuen Lehre war: Rückkehr zur Kraft und Einfachheit des Naturzustandes.

Um ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht heranzubilden, begann man großes Gewicht auf die körperliche Ausbildung der Zöglinge zu legen.

Trotziges Ankämpfen gegen Sturm und Wetter, hartes Lager, Auf-

stehen mit dem Morgengrauen, kalte Bäder kamen auf die Tagesordnung. Unser heutiges Turnwesen wurzelt in den Reformen jener Zeit.

Selbst der Philosoph Fichte verlangte regelmäßige und unausgesetzte körperliche Uebung, die von einem Mann bestimmt werden müßten, der in der Anatomie des menschlichen Körpers und in der wissenschaftlichen Mechanik auf gleiche Weise zu Hause sei. Natürlich blieben bei diesem großartigen Umschwung der Erziehungslehre Ausschreitungen mancherlei Art nicht aus. Einer der widerwärtigsten Auswüchse war die Deutschthümelei. Es fehlte aber auch nicht an gutgemeinten, im Eifer aber über das Ziel schießenden Extravaganzen.

So ließ die bekannte Fürstin Gallitzin ihre Kinder barfuß und barhäuptig gehen und öffentlich schwimmen.

Jean Paul giebt den Rath, die Kinder so oft als möglich die Kleidung fortwerfen zu lassen. „Warum", sagt er, „macht man sich und noch mehr den Kindern nicht das Vergnügen, daß sie halbe Tage bei milder Luft und Sonnenschein, wie Adam, nackt in ihrem Paradies der Unschuld spielen dürfen? . . . So viele kindliche Spiele sind gymnastische und olympische, so lasse man wenigstens die Kinder Griechen sein, nämlich unbekleidet."

Wir lasen von einer Gesellschaft von Hochländern, die, von der Nacht überrascht, ihr Lager auf dem platten Schnee nahmen. Ein etwas verzärtelter Jüngling von Geburt wollte sich's bequemer machen und ballte sich aus Schnee ein kleines Kopfkissen. „Was", sagte sein Vater, Sir Evan Cameron, „so weibisch willst Du werden?" und stieß ihm das Schneefederbett mit den Füßen unter dem Kopf weg.

Als Louise, erwachsen, in das elterliche Haus zurückkehrt, wird sie in die Jenaer Gesellschaft eingeführt.

Und in welche Gesellschaft!

Eine ihrer ersten Bekanntschaften ist Minna Herzlieb, die Pflegetochter der Frau Frommann und das Urbild zur Ottilie in Goethe's Wahlverwandtschaften.

Louise Seidler's Mittheilungen über sie sind in so fern interessant, als sie in Uebereinstimmung mit der Auffassung Frommann's (wie er sie in seinem Buche „Das Frommann'sche Haus" ausspricht) die Empfindung Minna's, Goethe gegenüber, als kindliche Verehrung bezeichnen, im Gegensatz zu der geläufigern Ansicht, die Beziehungen leidenschaftlicher Liebe zwischen ihr und Goethe voraussetzt.

Ueber Minna sagt Louise Seidler unter Anderm: „Das schöne, anmuthreiche Minchen Herzlieb — mit einem artigen Wortspiel meistens „Minne Herzlieb (Minne, Herz, Lieb)" genannt, war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunklen Augen, die — mehr sanft und freundlich als feurig — Jeden herzig unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das anmuthige Gesicht vom warmen Hauch eines frischen Colorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und graziös in allen ihren Bewegungen: so steht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniß. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider; in einem solchen habe ich sie lebensgroß in Oel gemalt. Gewöhnlich trug sie auch beim Ausgehen keinen Hut, sondern nur ein kleines Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden . . . Für Goethe, den ältern Mann, den berühmten Dichter, der sie der freundlichsten und zartesten Aufmerksamkeit wür-

digte, empfand sie eine tiefe Verehrung, allein, daß diese sich zur Leidenschaft gesteigert habe, wie Einige nach dem Erscheinen der „Sonette“, namentlich der vielberufenen „Charade“ muthmaßen wollten, wurde von Allen, welche Minchen näher kannten, entschieden in Abrede gestellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur „den lieben alten Herrn“.

Auch Frommann hebt hervor, daß sie ihn stets „den lieben alten Herrn“ nannte.

Die Mittheilungen dieser Beiden, die den Vorzug intimer persönlicher Bekanntschaft geltend zu machen haben, dürften mit geringerm Recht in Zweifel zu ziehen sein, als diejenigen der Literatoren, die, allzu scharfsinnig, auf dem schwachen Gerüst eines Verses oder eines leicht im Gespräch hingeworfenen Wortes ein pathetisches Schicksal auferbauen, das jedenfalls sehr interessant zu lesen ist.

Uebrigens sprechen rein psychologische Gründe mindestens eben so energisch gegen Minna's Goethe-Liebe, als die Beobachtungen ihrer nächsten Umgebung.

Ein junges Mädchen, in einer edlen Familie erzogen, in der strenge und würdige Begriffe von Pflicht und Schicklichkeit herrschen, wird schwerlich auf den Einfall gerathen, sich in einen fast sechzigjährigen verheiratheten Mann zu verlieben.

Die Möglichkeit, solche Schranken zu überwinden, müßten wir suchen: in hoher Leidenschaftlichkeit, in unabweisbarer Geistesverwandtschaft, oder in brennendem Ehrgeiz.

Von all' Diesem kann bei Minna Herzlieb nicht die Rede sein.

Nirgends finden wir eine Andeutung (so viel auch über sie geschrieben ist), daß Minna leidenschaftlichen Temperaments gewesen, oder einer geistigen Begabung sich erfreut habe, die ein Band zwingender Wahlverwandtschaft zwischen ihr und Goethe hätte knüpfen müssen.

(Trägt auch Ottilie Hauptzüge vom Wesen Minna's, so hat Eduard doch wenig oder nichts von Goethe.) In Bezug auf ihr Temperament hebt Frommann (ihr Pflegebruder) sogar hervor, daß es ihr an Energie der Leidenschaft eben so sehr als an Willenskraft gefehlt habe.

Uebereinstimmend wird ihr Wesen als weich, selbstlos und träumerisch geschildert. Sie wird das gute Geschöpf genannt, das liebe, anmuthige oder süße Kind, niemals aber die kluge, geistvolle oder originelle, obwol man mit diesen Beinamen damals nicht sparsam umzugehen pflegte.

Am allerwenigsten aber dürfte die Vorstellung des Ehrgeizes: Goethe liebt Dich! ihr Herz entflammt haben, denn wer auch immer die Mine gekannt hat, betont ihre Bescheidenheit und ihre Anspruchslosigkeit. „Bei aller Aufmerksamkeit jedoch, die man ihr erwies“, sagt Louise Seidler, „blieb ihr Auftreten anspruchslos, bescheiden, natürlich, heiter, oft neckisch; alles Hervortreten war ihr zuwider.“

Adolph Stahr nimmt an, daß noch irgend wo ein Briefwechsel zwischen Mine und Goethe verborgen sein müsse, der eines Tages zur Illustrirung dieser interessanten Herzensgeschichte das Licht der Nachwelt zu erblicken habe.

Sehr verständig bestreitet Frommann solche Muthmaßungen, indem er sagt: „Wenn Goethe überhaupt an M. H. Briefe geschrieben hat, was ich bezweifle, da sich nichts Dergleichen gefunden hat, so sind es gewiß nur unverfängliche freundliche Zettelchen gewesen, eine verliebte Correspondenz

ist von dem beinahe sechzigjährigen Ehemann und Minister ganz unglaublich. Sie hat an ihn sicher gar nicht geschrieben. Dazu war sie viel zu schüchtern und schreibfaul."

Dieser Schreibfaulheit erwähnte auch Frau Frommann einmal in einem Briefe an eine Freundin: „Minchen grüßt Sie Alle auf's Freundlichste; sie stellte sich vorhin zu mir und sagte mir so viel Hübsches für Sie, daß ich sagte, sie solle das nun eben so hübsch und freundlich zu Papier bringen; daran war aber nicht zu denken. Was sind doch das für Menschen, die die Dintenscheu haben!"

Ob Goethe Minchen geliebt?

Man behauptet es mit dem Hinweis auf die siebzehn ihr gewidmeten Sonette. Nun hat aber schon Düntzer nachgewiesen, (Frommann, S. 86), daß eigentlich nur die Charade auf Herzlieb auf sie paßt. „Auf diesen Namen haben aber Werner und Riemer mehr als ein Sonett gemacht, Letzterer auch Gries dazu aufgefordert; in dem „Wachsthum" überschriebenen passen schon die „Spaziergänge" nicht recht auf M. H., der Schluß gar nicht, nur der Sinn im Allgemeinen in so fern, als darin die Wandlungen vom väterlichen Wohlgefallen zu einem Kinde bis zur wirklichen Liebe geschildert sind. Die ganze Situation weist vielmehr auf die Prinzeß Caroline, wie Freiherr von Biedermann nach Vorgang eines andern Commentators nachweist."

Im Jenaischen und Weimarischen Publicum hatte Niemand eine Ahnung von Goethe's Liebe. Düntzer, dessen Studien sich alle innerhalb der Goethezeit und des Goethekreises bewegen, sagt, als er von der Anmuth Minchen's spricht und den Huldigungen, die ihr dargebracht wurden: „Goethe selbst fühlte sich von ihr angezogen, wenn er sich auch vor leidenschaftlicher Gluth wol zu hüten wußte."

In den Briefen an Frau Frommann erwähnt Goethe Minchen's stets in herzlicher und harmloser Weise. „Das liebe Minchen", schreibt er einmal, „wird sich mit dem kleinen Andenken von Karlsbad gefällig herausputzen — die Frau Geheimräthin schickt ihr eine Schachtel mit vielen schönen Empfehlungen &c."

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, auf diese Indicien hin eine Leidenschaft Goethe's für Minna entschieden in Abrede stellen zu wollen. Sie führen uns nur zu dem Zweifel an dem absoluten Recht der Literatoren, uns den Glauben an diese Leidenschaft als an eine unbestreitbare Thatsache aufzwingen zu wollen.

Die späteren traurigen Lebensschicksale Minchen's sind durch Stahr (Goethe's Frauengestalten) zur allgemeinen Kenntniß gelangt. Sie finden ihre Bestätigung in dem Seidler'schen und Frommann'schen Buch.

Kaum hat Louise angefangen, sich ihrer Jugend zu erfreuen, so entludt sich über Deutschland jenes furchtbare Gewitter des französischen Einbruchs, und der Donnerer Napoleon schleudert einen seiner zündendsten Blitze in das friedliche Jena.

Mit feierlicher Rührung lesen wir von der unmittelbaren tief schmerzlichen Wirkung der Jenaer Katastrophe, die sonst nur als tragisches Geschichtsbild unsere Seele ergreift.

Mit heimlichem Grauen gedenken wir dabei des letzten französisch-deutschen Krieges und vor unserer Phantasie steigt das Bild eines besiegten Deutschland auf.

Louise schildert die Todtenstille in der Stadt, die den Tagen von Saal-

feld und Jena vorausging, und dann das Entsetzen, als die ersten französischen Tirailleurs in die Stadt sprengen. „Die Verwundeten und Flüchtigen, welche in Schaaren eintrafen und Häuser, Kirchen und öffentliche Gebäude überfüllten, verkündeten, daß die Schlacht für Preußen gänzlich verloren sei. Neben diesen Unglücklichen, deren Zahl von Stunde zu Stunde wuchs, zog Colonne auf Colonne der siegreichen Feinde mit klingendem Spiel durch die Stadt; auch die berühmten Garden Napoleons waren dabei. Diese nahmen sogleich Besitz von dem Schlosse; bald loderten Wachtfeuer empor, um welche sich die Krieger kochend, Vieh schlachtend, Geflügel rupfend, singend und musicirend gruppirten. Dazwischen läuteten die Glocken Sturm, tönte das Wehgeschrei der hart bedrängten Bewohner von Jena. Nicht lange dauerte es, so brachte der Vater die Schreckenszeitung mit: die Stadt brenne an allen vier Enden; es sei nöthig, unsere Habe zu retten. Wir schleppten das Werthvollste nach unserm kleinen Garten vor der Stadt; dort schien es uns sicher zu sein, denn Jena wurde von den raubgierigen Franzosen geplündert. Vor meinen Augen wurde ein Kaufmannsladen aufgerissen und der Eigenthümer, ein alter Mann mit kahlem Kopf, auf das Straßenpflaster geschleudert; eine eben des Weges daher kommende Heerde Ochsen, zu der für die Armee ausgeschriebenen Lieferung gehörig, schritt ungehindert über ihn hinweg. Entsetzt floh ich davon.

„An diesem Tage ward auch der alte siebzigjährige Rath Kraus, Director der Zeichenakademie, persönlich mißhandelt, so daß er vierzehn Tage nachher starb.

„In Weimar erhielten zwölf bis fünfzehn Häuser Sauvegarden (der Volkswitz nannte sie Saufgarden), darunter Wieland und Goethe.

„Durch ein Fenster ihres Vorsaals beobachtet Louise am 15. Oct. Napoleon, wie er lange sinnend am Fenster stand, in den Händen seine Uhr haltend, deren Kette er langsam durch die Finger gleiten ließ. Es war ein feuchter, naßkalter Tag. Im Hofe standen die Officiere eines gefangenen sächsischen Regiments, unter ihnen ein alter General, dessen schneeweißer, entblößter Kopf mit einer blutigen Binde umwunden war.

„Das Schloß wurde nun zum Lazareth eingerichtet; jeden Morgen um neun Uhr rasselte der Todtenwagen heran, um bald darauf wieder mit seiner schauerlichen Fracht — die nur leicht mit Stroh bedeckt war, unter welchem oftmals Köpfe, Arme, Beine hervorstarrten — durch das Thor zurückzufahren, dessen Flügel sich knarrend hinter ihm schlossen. Pechpfannen mit Theer wurden angezündet, um die durch die Ausdünstungen der Kranken und Gestorbenen verpestete Luft zu reinigen und epidemische Krankheiten zu verhüten. Noch viele Tage nach der Schlacht wurden Schwerverwundete in grauenhaftem Zustand hereingebracht, welche mit Thau und Gras ihr Leben jammervoll gefristet hatten. Sobald sie in Pflege kamen, starben sie meistens gleich . . .

„An Brunnenwasser fehlte es nach der Schlacht in ganz Jena, da das durchrasselnde Geschütz den Erdboden so erschüttert hatte, daß die Wasserröhren geplatzt waren. Man mußte sich mit Wasser aus der Saale behelfen, in welchem todte Pferde, menschliche Gliedmaßen, blutige Fetzen von Kleidungsstücken u. drgl. nicht selten herum schwammen. Handel und Wandel stockte völlig; die Sieger hatten sämmtliche Nahrungsmittel ohne Weiteres in Beschlag genommen. Wir konnten uns nur dadurch vor dem nagenden Hunger schützen, daß wir von großmüthigen Feinden Anweisungen, Bons

genannt, erbettelten, für welche uns die Militairintendantur Fleisch und Brod lieferte."

Fromm und muthig zeigte sich während der Katastrophe Minna Herzlieb. Wenige Frauen mögen aber einen Muth, einen Edelsinn und eine Arbeitskraft in diesen Tagen bitterer Noth entfaltet und bewährt haben, wie die treffliche Frau Frommann.

Ich glaube, daß man gern einige Stellen aus ihrer ergreifenden Schilderung jener schmerzlichen Ereignisse hören wird. Sie schreibt an ihre Angehörigen: „Sonnabend Morgen kam die Nachricht von Prinz Louis' Tode. Saalfeld brennt, hieß es — sechs Meilen von hier — nun durften wir jede Stunde die Franzosen erwarten. Es kam eine ungeheure Angst unter die Bürger, unter die Dienstboten, man konnte nichts thun, als stärken, ermuntern, trösten. Weinende alte Weiber kamen mit gräßlichen Gerüchten gelaufen und brachten Alles in Alarm. Alles war wie vom Erdbeben bewegt und erregt . . .

„Wie nahe war das Schießen! Es dauerte die ganze Nacht fort . . . Niemand schlief, als die Kinder. In der Stadt war den Sonntag Todtenstille, Alles horchte mit Furcht, die Meisten blieben still in ihren Häusern. Jena war schon rund umzogen von Preußen und Franzosen, an Durchkommen war nicht mehr zu denken. Einzelne Familien trieb die Angst mit Bündeln, Betten und anderen Habseligkeiten aus ihren Häusern, es war ein Herumirren — ein schrecklicher Anblick — es half ihnen nichts . . .

„Chasseurs und Voltigeurs in weißen Kitteln überschwemmten die Stadt . . . Einige von ihnen packten gleich einen Professor an, der mit der Deputation zum Marschall gehen wollte, forderten ihm Geld und Uhr ab und wollten ihm auch den Hut nehmen; auf die Vorstellung, daß er ihn jetzt nothwendig brauche, ließen sie ihm denselben. Schon um zehn Uhr waren all' unsere Nachbarn geplündert, Einzelne flohen durch unsern Garten zu uns, Andere in die Stadt. Eine Schreckenspost jagte die andere, wir hörten von nichts als Raub und Grausamkeit . . . Nachmittags drei Uhr kam mein Bruder mit Frau und Kind. Es war schrecklich draußen hergegangen! Dreimal war er geplündert, auf Pantoffeln stand er da, weil sie ihm den letzten Stiefel von den Füßen gezogen hatten. Fast sank mir der Muth! . . .

„In der Stadt war der Lärm und die Verwirrung ungeheuer, die meisten Einwohner hatten ihre Häuser verlassen. Kein Bäcker buk, kein Mensch verkaufte; versteckt in anderen Häusern oder auf den Feldern umher und in den Gärten brachten sie sogar die Nacht bei dem beständigen Schießen in Lebensgefahr zu. Immer neue Kriegsvölker zogen vorbei, Kriegsmusik, Geschrei und Lärm wechselten; es war im Hause keine kleine Arbeit, Menschen und Vieh zu befriedigen.

„In der Stadt ging der scheußliche Gedanke herum, die Stadt sollte angezündet werden; Einige glaubten schon, die Kinder sollten gemordet werden . . . Wir legten uns wieder angekleidet, wie schon die Nacht vom Sonntag auf den Montag, auf's Bett und schliefen sogleich ein; aber wie fürchterlich war um drei Uhr am 14. das Erwachen! Dumpfe Glockentöne, Schießen und Geschrei wogten durch einander — die rothe Gluth stand im Südwesten über der Stadt — es schien uns nahe und hinter den uns schräg gegenüberstehenden Häusern zu sein. Gott gab uns Fassung; wir zogen die Kinder warm an, redeten ihnen, so ruhig wir's erringen konnten, zu . . . Als am vierten Tage das Feuer wieder aufflammte, und die Glocken wieder

ertönten, kam mein Junge, schmiegte sich an mich und sagte: „Mutter, wenn es brennt, so friert mich immer!“ . . .

„Frommann war an die Hofpforte gegangen, da kamen Seebeck's vor dem Feuer geflüchtet mit ihren acht Kindern, sie das kleinste von dreiviertel Jahren im Pelz tragend. Seebeck ruft Frommann zu: „Das ist Alles, was wir gerettet haben!“ — Frommann, der sich so stark hielt, wankten die Kniee bei diesem Anblick. Ach Gott! was war es für ein Anblick, alle die süßen Kinder dicht aneinander hockend, zitternd um den Tisch im Saale sitzen zu sehen. Seebeck's schräg gegenüber braunte es schon.

„Die Wirthschaft in der Stadt war fürchterlich gewesen! Viele Familien waren auf der Landstraße, in Gärten zerstreut, wo um sie herum geschossen wurde, hatten im Sumpf, im Gebüsch an der Saale gesteckt, mit kleinen Kindern zum Theil! Professor Schelvers erzählte mir, daß sie auf der Chaussee nach Zwätzen, eine kleine Stunde von hier, sich sieben Mal mit ihrer Gesellschaft vor Kriegertrupps in einen Garten verkriechen mußten! Die Unordnung dieser Nacht war unbeschreiblich! Wenig Menschen waren in ihren eigenen Häusern — Alles war verwirrt und zerstreut — die Krieger hausten vom Boden bis zum Keller, sie hatten's darum nicht besser. In einem kleinen Hause waren manchmal fünfzig. Als sie fort waren, gab es Scherben, Ueberreste von geschlachteten Thieren und Blut, alles Brauchbare war fort. Im Wirthshause zum Bären, das zum Hospital gemacht wurde, war schon eine Stube mit Schneidern etablirt, die die weiten Mäntel der Jenenserinnen umgestalteten, besonders aber die weiten blauen Tuchmäntel der Bäuerinnen in Beinkleider verwandelten. . . .

„Den meisten Officieren muß man es zu Ehren nachsagen, daß sie der Plünderung ꝛc. oft sogar mit Gefahr ihres eigenen Lebens sich widersetzten. In meines Bruders Hause sprengte ungerufen ein junger Officier die Treppe hinauf, jagte die Plünderer mit Hieben von oben hinunter, daß sie vor ihm liefen und stürzten. Ein Anderer bekam in eines Bekannten Hause von den Soldaten, die auf ihn zogen, eine Verwundung an der Hand.

„An der großen Abendtafel der Generäle und Officiere, an der auch meine Eltern saßen, ließ Baot (Officier) gegen den General Oudinot seinem Zorn gegen das Plünderungswesen freien Lauf und als dieser beschwichtigend erwiederte: er habe davon schon genug gehört, fuhr er dennoch fort, wies auf die Unmöglichkeit hin, bei solcher Wirthschaft seine Pflichten als Verpflegungsbeamter zu erfüllen und schloß: „nous sommes tous des brigands et Lui (Napoleon) est le plus grand.“

Mittwoch Abend, als das Brod zu fehlen anfing und die Franzosen nicht wußten, ob sie der Familie Brod verschaffen konnten, vergoß Frau Frommann die ersten Thränen. Die Geißel der Hungersnoth hing drohend damals über Reich und Arm, über Vornehme und Geringe.

Frau von Stein schrieb an ihren Sohn: „Lieber Fritz! Den 14. bis 15. sind wir von Wohlstand, Ruhe und Glück geschieden. Das mächtige Schicksal, das die Länder verheert, hat auch dies verschlungen. Ich bin ausgeplündert, wie die meisten Einwohner von Weimar. All' mein Silber, Alles von Werth, alle meine Kleider sind geraubt, mehrere Tage habe ich nichts zu essen gehabt. Meine Thüren und Fenster, alle meine Schränke sind zerschlagen . . .“

Wilhelm von Kügelgen erzählt aus Dresden, daß die Theuerung dort eine solche Höhe erreichte, daß der Magistrat den Brodverkauf an sich nahm.

Sein Vater mußte in jener Zeit täglich in Person auf's Rathhaus gehen, um zu erhalten, was ihm nach gewissenhafter Theilung zukam, und befremdlich genug, meint er, sah es aus, wenn der treffliche Mann, unter jedem Arm ein Brod, nach Hause kam. Ein Sack Erbsen oder ein Pfund Reis waren damals namhafte Geschenke, die wohlhabende Familien sich untereinander machten.

In Folge einer besondern Vergünstigung wohnt Louise im Theater zu Weimar der Aufführung des „Cäsar" bei. Talma spielte vor den Kaisern die Titelrolle. Louise erzählt, daß trotz der meisterhaften Darstellung Napoleon öfter einschlief; desto aufmerksamer war der König von Sachsen neben ihm. Auch die übrigen Fürstlichkeiten gaben wol Acht, nicht gegen die Etikette zu verstoßen; nur Napoleon machte eine Ausnahme.

Der Kanzler Friedrich v. Müller berichtet in seinen Memoiren, daß der Eindruck unbeschreiblich war bei der Stelle am Schluß des ersten Actes, wo Cäsar (Talma) zu Antonius sagt:

„Sur l'univers soumis regnons sans violence."

Hatte die Aufführung des Cäsar immerhin etwas seltsam Ominöses gehabt, so mußte es auf Diejenigen, die persönlich diesen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erschütternden Eindruck machen, als sie erfuhren, wie wenig gefehlt hatte, daß diese Aufführung wirklich zum größten Trauerspiel der neuern Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußischer Officiere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend und von glühendem Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen.

Sie hatten die Localitäten auf's Genaueste erkundigt, Voranstalten zu ihrer eiligen Flucht nach vollbrachter That getroffen und sich zum größten Theil in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Moment einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die Uebrigen abschreckte, oder daß sie Reue empfanden, genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Greuel das Gelingen so grausiger That unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen.

Zu den Lichtpunkten, welche den schwer auf Louisen's Seele lastenden Druck auf kurze Zeit erleichterten, rechnet sie die Erscheinung der Karoline Jagemann, nachherigen Frau v. Heygendorf, der Freundin des Großherzogs. „Eines Tages", theilt uns Louise mit, „sprengte eine üppig schöne, jugendliche Frauengestalt in grauem, eng anliegendem Reitkleid, mit wallendem Federhut, unter dem ein blühendes, frisches Gesicht hervorleuchtete, in den Schloßhof zu Jena. Es war die Jagemann, nur von einem Stallmeister begleitet. Sie fragte nach uns und brachte meiner Schwester Grüße von der ihrigen; die beiden Mädchen waren in der Pension befreundet gewesen."

Frau v. Heygendorf wird uns als eine schöne reizende Blondine geschildert. Ihre Stimme soll, noch mehr beim Sprechen, als beim Singen, ganz unvergleichlich schön gewesen sein.

Sie war eine Dame von unleugbar großem Geist und ausgezeichneten Gaben, auch gebrauchte der Herzog fortwährend ihren Rath und besprach alle Regierungsangelegenheiten mit ihr. Sie wohnte in einem kleinen Landhause, das ihr Karl August gegenüber dem römischen Hause des Parkes hatte erbauen lassen. Regelmäßig alle Abende sechs Uhr erschien er mit seiner

Gesellschaft bei ihr zum Thee. Aus dem Nachlaß der Frau v. Wolzogen ist unter Anderm aufgeklärt, daß sie es war, welche bewirkte, daß Schiller's Jungfrau v. Orleans früher in Leipzig und Berlin als in Weimar gegeben wurde: Karl August konnte nicht glauben, daß Schiller's Poesie die durch Voltaire's Pucelle der Lächerlichkeit preisgegebene Heldin Frankreichs wieder adeln könne, Frau v. Heygendorf wollte die Rolle nicht übernehmen; der Herzog schrieb einmal: „Dazu ist mir Karoline zu lieb."

Frau v. Heygendorf war eine Gegnerin Goethe's. Sie war es, die Goethe zuletzt den bittern Kelch einschenkte, daß er die Theaterintendanz quittiren mußte.

Weil Karl August fürchtete, daß nach seinem Tode seiner geliebten Freundin ein übles Schicksal zu Theil werden, sie wol gar von dem Nachfolger verhaftet werden könne, hatte er seinem Adjutanten den Befehl ertheilt, auf alle Fälle und besonders in dem Fall, daß er außerhalb Weimar's sterben sollte, den Courier mit der Nachricht seines Todes eine halbe Stunde eher an Frau von Heygendorf als an die fürstliche Familie zu befördern. Der letztere Fall trat wirklich ein, indem Karl August auf der Rückreise von Berlin in dem Gestüt Graditz bei Torgau starb und dem erhaltenen Befehl ward von Seiten des Adjutanten auch buchstäblich Folge geleistet. Als die fürstliche Familie von dem Trauerfall in Kenntniß gesetzt wurde, hatte Frau v. Heygendorf bereits ihren Wagen anspannen lassen und das Land verlassen.

Der Raum gestattet uns nicht, von anderen außerordentlich anziehenden Mittheilungen Louisen's, Persönlichkeiten aus den Kreisen von Weimar, Jena, München und Rom betreffend, Notiz zu nehmen. Namen wie Bettina, Dorothea Schlegel und Henriette Herz, Herr und Frau v. Knebel, Niebuhr, Bunsen, Cornelius, Veit und viel Andere verbürgen eine Fülle interessantesten Stoffes.

Frühzeitig hatte sich in Louise Seidler die Liebe zur Kunst entwickelt; der Vater wünschte Anfangs ihre Ausbildung nicht.

Sie näht, stickt und strickt, heimlich oft bei Nacht, zu jämmerlichen Preisen und erwirbt sich auf diese Weise Geld, um den Zeichenunterricht zu bezahlen.

Nachdem ihr der Lehrer in Jena den Unterricht aufgekündigt hat, zieht sie unter den dürftigsten Verhältnissen nach Dresden und wird hier Schülerin des seiner Zeit berühmten Gerhard von Kügelgen, an dem sie, so lange er lebt, mit begeisterungsvoller Verehrung hängt.

Aus seinem Atelier erzählt sie uns einen Zug, der, um ihrer sanften Bescheidenheit willen, unser Herz bewegt: Durch eine Nachlässigkeit Kügelgen's ist ihr Bild auf der Staffelei schlecht befestigt. Es stürzt herab und beschädigt im Fallen ein werthvolles Bild des Meisters. „Todtenbleich", schreibt sie, „am ganzen Körper zitternd und unfähig, ein Wort hervorzubringen, stand ich vor ihm. Aber anstatt zu schelten, suchte er mich zu beruhigen und sagte gutmüthig: „Der Riß ist ja nur in's Gewand gekommen und ich bin selbst daran schuld."

„So lange ich lebe, werde ich dem edlen Mann diese liebenswürdige Nachsicht nicht vergessen, welche kaum ein Anderer geübt haben würde."

Viele Jahre später, als Louise schon in Italien weilt, trifft sie hier die erschütternde Nachricht von der Ermordung des geliebten alten Lehrers, eine That, die damals in Dresden wegen der sie begleitenden Umstände (ein Un-

schuldiger wäre beinah als des Mordes überwiesen hingerichtet worden) ungeheures Aufsehen erregte.

Wilhelm von Kügelgen, der Sohn des Ermordeten, zeigt uns in seinem schönen Buche „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" *), wie furchtbare Ereignisse zuweilen im Voraus ihren schmerzlichen Schatten in die Seele des Menschen werfen.

Während Gerhard v. Kügelgen nach Loschwitz gegangen ist, um den Neubau seines Hauses zu besichtigen, befindet sich der Sohn in einem Concert, wo die „Sieben Worte" von Haydn aufgeführt werden. Er erzählt: „Als wir an die Stelle kamen: „Wenn wir mit dem Tode ringen — und aus dem bedrängten Herzen — heiße Seufzer zu Dir dringen, hilf uns, Mutter aller Schmerzen!" da erfaßte mich eine so schmerzliche Rührung, daß mir die Stimme versagte.

„Weder in den Worten noch in den Tönen konnte der Grund zu einer so tiefen Bewegung gesucht werden. Ich stellte mir wunderlicher Weise den geliebten Vater als mit dem Tode ringend vor und es war, als wäre das Gebet zur heiligen Jungfrau aus seiner Seele aufgestiegen. Ich konnte mich nicht halten, verließ den Saal und brach in einen Strom von Thränen aus. Die Trauer wollte mich nicht mehr verlassen. Der Tod stand mir in seiner Unerbittlichkeit lebendig vor der Seele. Ich sah das Ringen des Sterbenden, ich hörte seine letzten heißen Seufzer und der Angstschrei: „Hilf uns, Mutter aller Schmerzen!" kam mir den ganzen Abend nicht aus den Ohren."

Der Vater kommt nicht nach Hause. In namenloser Angst verbringt die Familie die Nacht. Mit Polizeidienern und Hunden durchsucht man am andern Morgen die Gegend. Auf halbem Wege zum Waldschlößchen steht plötzlich einer der Hunde still. Der Sohn springt hinzu: „Da lag der Vater mit dem Gesicht auf nackter Erde, erschlagen und entkleidet in einer Ackerfurche."

Die letzte Musik, die der Erschlagene gehört, war die Todtenmesse von Mozart gewesen.

In Dresden tritt zum ersten Mal Goethe unserer Künstlerin näher. Gar lieblich ist ihre erste Begegnung mit ihm. Während sie auf der Galerie arbeitet, ertönt plötzlich die Kunde: „Er ist da! Er ist auf der Galerie! Goethe!"

Man fliegt ihm entgegen.

„Allein, überrascht, verdutzt, blieb ich zurück", erzählt Louise. „In kindischer Verlegenheit darüber, daß mir der Moment entschlüpft war, ihn auch sogleich zu begrüßen, flüchtete ich mich in eine Fenstervertiefung. Hier hörte ich, wie Goethe näher kam und an meiner Staffelei stehen blieb.

„Das ist ja eine allerliebste Arbeit, diese heilige Cäcilia nach Carlo Dolce!" hörte ich ihn sagen: „wer hat sie gemacht?"

„Man nannte ihm meinen Namen; als er ihn erfahren hatte, schaute er um die Ecke und sah mich in meinem Versteck stehen. Ich fühlte das Blut in meine Wangen steigen, als er mir liebreich die Hand bot. In väterlich wohlwollendem Ton drückte er seine Freude aus, mir hier zu begegnen und ein Talent, von welchem er früher nie etwas gewußt, an mir zu finden."

Von der Zeit an ist Goethe ihr immer ein väterlicher, aufmerksamer, gütigster Freund geblieben.

---

*) Sechster Abdruck, Berlin, Verlag von Wilhelm Herz, 1873.

Einmal, während er laut mit Anderen redet, flüstert er ihr heimlich zu: „Ich hole Sie heute mit dem Wagen ab, wir fahren zusammen spazieren."

Bei der harmlosen, anspruchslosen Louise, die viel zu schüchtern war, um ihn durch ihre Verehrung zu belästigen, mag Goethe von dem Druck der Berühmtheit, deren Schattenseiten er reichlich kennen lernte, einen Augenblick aufgeathmet haben.

Er erwies ihr selbst die zartesten Aufmerksamkeiten, so z. B. in Rom. „Gleich am Thore", berichtet Louise, „als wir unsere Pässe vorgewiesen, überraschte mich ein Passirschein, den mir Niebuhr, der preußische Gesandte, freundlich entgegengeschickt hatte. Diese Gunst, welche uns der unangenehmen Durchsuchung unserer Wagen durch die Zollbeamten überhob, dankten wir Empfehlungen, die mir mein gütiger Gönner Goethe ohne Aufhebens, ohne vorher darüber zu sprechen, still und wohlthätig vorangeschickt hatte; eine Fürsorge, welche uns den Boden in unvergleichlicher Weise zubereitet finden ließ."

Und dennoch fand zwischen ihr und Goethe keine Sympathie des Herzens oder Geistes statt. Sein Verhältniß zu ihr hatte etwas Unpersönliches. Die Briefe, die er an sie richtet, sind freundlich, wohlwollend; Werthschätzung ihrer Gesinnung und ihres Talentes ausdrückend, nichts mehr.

Niemals aber wird Louise seiner Unzugänglichkeit, seiner viel beschrieenen marmornen Kälte gewahr, die eine ganze Literatur von Angriffen hervorgerufen hat.

Selbst Schiller nahm an diesem Feldzug theil. Wir wollen hier nur an seinen Ausspruch über den Gott-Goethe erinnern. „Auch gegen seine nächsten Freunde", schreibt 1789 Schiller an Körner, „hat er keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen . . . Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen . . . Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.

„Frau v. Kalb meint, jedes seiner Worte sei Eis und er gäbe nie ein Zeichen der Liebe.

„Jean Paul hat gehört, daß nur noch Kunstsachen seine Herznerven erwärmen, er äußert daher spöttisch, er wolle Knebeln bitten, ihn vor seinem Besuch bei Goethe durch einen Mineralbrunnen zu petrificiren, damit er sich ihm etwa im vortheilhaften Licht einer — Statue zeigen könnte."

Friedrich Schlegel's Epigramme dürften bekannt sein: „Herrlich, ja herrlich nimmt er sich aus, besonders bei Fackeln: täuschend im Glanz erscheint lebend der marmorne Gott." Und „Ehret die marmornen Männer, denn köstlich sind sie von ferne; doch wenn ihr glühend euch naht, friert auf der Lippe das Wort."

Je älter der Mensch wird, desto mehr concentrirt er natur- und vernunftgemäß seine Kraft auf wenig Dinge und wenig Menschen. Die Einsamkeit entwickelt sich in ihm, ein Präludium zur Ablösung von seinem Platze.

Wol mag es vorgekommen sein, daß bei Goethe's, durch den Trieb geistiger Selbsterhaltung gebotenen Zurückhaltung auch hervorragende oder selbst ebenbürtige Geister zuweilen erfolglos eine Annäherung an ihn gesucht haben.

Wenn Heine als junger Mensch zu ihm kam und wenn ihre ganze Unterredung sich auf den Gedankenaustausch über den Wohlgeschmack der Pflaumenbäume auf der Jenaer Chaussee beschränkte, so beweist das eben nichts, oder höchstens, daß der greise Dichter nicht bei Stimmung war.

Die meisten der Besuchenden mögen auch wol in der Scheu vor Goethe's gewaltiger Geisteskraft und angespornt von dem ehrgeizigen Verlangen, Lob von ihm zu ernten, eine Befangenheit und eine Geschraubtheit verrathen haben, die jedenfalls zur Behaglichkeit solcher Entrevuen wenig beigetragen hat.

So erwähnt der geistvolle David Veit (in einem Briefe an Rahel) einer kleinen Scene mit Goethe, bei der seine Goetheangst ihm einen fatalen Streich gespielt.

Man hatte ihm mitgetheilt, daß er bei einem längern Besuch Eindruck auf den Dichter gemacht.

Am Abend ist Veit im Theater. „Goethe", schreibt er, „war auch im Theater und zwar, wie immer, auf dem Platze des Adels. Mitten im Spiel geht er von diesem Platze weg — was er sehr selten thun soll — setzt sich, so lange er mich nicht anreden konnte, hinter mich (wie mir meine Nachbarinnen erzählt haben), und so wie der Act zu Ende ist, kommt er vor, macht ein äußerst verbindliches Compliment und fängt in einem recht vertraulichen Tone an: „Das ist ein recht vorzügliches Stückchen; o! es ist schon sehr alt und von Goldini; der Schröder hat's in's Kurze gezogen für die Hamburger Bühne und alle Theaterschwänke sind recht gut darin benutzt." Ich: „Ja wohl, und ich habe noch keine Unanständigkeit gehört." Goethe: „Kommt auch keine." Hierauf fängt er an, einen Augenblick zu schweigen; indem vergesse ich, daß er Theaterdirector ist und sage: „Sie spielen es auch recht hübsch." Er sieht noch immer gerade aus und so sage ich in der Dummheit — aber wirklich in einer Empfindung, die ich mir noch nicht zu zergliedern weiß — noch einmal: „Sie spielen recht hübsch." In dem Augenblick macht er mir ein Compliment, das aber wirklich wie das erste so verbindlich war, und fort ist er . . . Sie können gar nicht glauben, wie ich noch immer geängstigt bin . . ."

Daß Goethe trotz seiner Abgeschlossenheit noch vielfachen Belästigungen ausgesetzt war, können wir uns leicht vorstellen. Wilhelm v. Kügelgen ist unter Anderm einmal Augenzeuge einer solchen Aufdringlichkeit gewesen. Goethe war in das Haus seiner Eltern gekommen, um den Einzug Kaiser Alexander's an der Spitze seiner Garden mit anzusehen. Er pflegte sonst immer von großer Cortege umgeben zu sein und da er so allein gekommen, nahm Frau v. Kügelgen an, daß es ihm gelungen, sich aus seiner anbetenden Umgebung wegzustehlen. Er sah sehr heiter aus. Da ward heftig an der Klingel gerissen. Eine unbekannte Dame, groß und stattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt, dringt herein. Mit Hast ruft sie: „Ist Goethe hier?"

Mit offenen Armen schreitet sie auf ihn zu: „Goethe! ach Goethe, wie habe ich Sie gesucht! Und war denn das recht, mich so in Angst zu setzen?" Sie überschüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

Unterdessen hatte sich der Dichter langsam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus seinem Gesicht verschwunden und er sah düster und versteinert aus wie eine Rolandssäule. Er knöpfte seinen Oberrock bis an's Kinn zu und da Herr v. Kügelgen eintrat, und die Aufmerksamkeit der Dame, die





Das Zigeunermädchen.

ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm, war Goethe plötzlich fort.

Wie Goethe sich übrigens auch im Alter noch an einer harmlos frischen Natur harmlos erfreuen konnte, davon theilt uns Frommann ein Beispiel mit: „Ein von Niemand empfohlener junger Mann war Vormittags bei ihm gewesen, Abends schilderte er meiner Mutter die prächtige Jünglingsgestalt, die braunen Locken, die ihm das Haupt umwallten, die feurigen Augen, den Fluß der unklaren und überspannten Rede, hinzufügend: ich hätte ihm um den Hals fallen und sagen mögen: „Lieber Junge, sei nur nicht so dumm!" Ein anderes Mal traf er am Theetisch meiner Mutter mehrere Studenten, unter ihnen den bekannten Robert Wesselhöft, ließ sich aber durch ihre Gegenwart gar nicht stören, sondern erging sich im Erzählen von allerhand lustigen Geschichten. Als er nun sah, wie sie ihn mit leuchtenden Augen anstarrten und sich vor Vergnügen nicht halten konnten, sagte er ganz gemüthlich: „Ja, so gefalle ich den jungen Leuten."

Im Allgemeinen mag es wahr sein, daß Goethe in späteren Lebensjahren sich mehr und mehr sanfter, geschmeidiger Formen im geselligen Verkehr entäußerte. Wie kommen wir aber dazu, mit dem Manne, dem die Götter die Gabe des Genies verliehen, zu rechten, wenn er nicht immer und bei jeder Gelegenheit auch die Liebenswürdigkeiten des Alltagsmenschen geübt!

Ganz fremdartig berührt es uns, zu hören, daß Goethe, während er auf der Höhe seines Ruhmes stand, nicht einmal dem Namen nach überall im In- und Auslande bekannt gewesen ist. Eine ganz authentische Mittheilung darüber finden wir in einem Brief, den Professor Kieser von Belgien aus an Louise Seidler richtet. Es heißt darin: „Ich fragte gestern in einem Buchladen nach Goethe's Schriften. Kein Mensch kannte sie."

Eine andere, allerdings weniger verbürgte und etwas anecdotenhaft klingende Nachricht ist folgende: „Bei der preußischen Einquartierung, mit der Weimar belegt und bei der auch Goethe's Haus nicht verschont ward, äußerte sich ein alter, dickbäuchiger Major bei der Besprechung ihrer allerseitigen Wohnungen zu anderen Officieren: „Ich stehe bei einem gewissen Gothe oder Goethe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt." Die Officiere machten ihm nun mit Emphase vorstellig, das sei der berühmte Goethe, wo er stehe. Der alte dickbäuchige Herr erwiederte darauf: „Kann sein, ja, ja, nu, nu, das kann wol sein, ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Mucken im Kopf zu haben."

Wir müssen hier abbrechen. Auf Louise Seidler's römischen Aufenthalt einzugehen, ist uns nicht gestattet.

Ihre künstlerischen Leistungen finden in dem Buche selbst von den competentesten Seiten eine gerechte Würdigung, so daß uns nichts hinzuzufügen bleibt.

Mit der Abreise von Rom schließen ihre Aufzeichnungen, an deren Vollendung der Tod sie gehindert hat. Sie schließen mit einem frommen begeisterten Aufschwung ihrer Seele. Wie ein feierlicher Orgelklang tönen die letzten Worte aus ihrem tiefsten Herzen. Sie fühlt, daß eine Seligkeit, wie sie sie in Rom genossen, fast nur den einen Wunsch übrig lassen konnte: lieber an der Pyramide des Cestius für immer auszuruhen, als nach Deutschland zurückzukehren.

Wer Moral in einem Buche sucht, der findet in den Aufzeichnungen

dieser Künstlerin eine herzbewegende, tief ergreifende Lehre. Louise's Buch ist das Buch einer Glücklichen.

Und die Quelle ihres Glückes?

Die eigene, nie versiegende Herzensgüte.

Wie sie lebte, so starb sie.

Auf ihrem Sterbebett bestimmte sie Jedem ein Andenken, von welchem sie sich eine besondere Freude für ihn versprach: ein Buch, einen Kupferstich aus ihren Mappen, ein Gemälde von ihren Wänden. Es war ein immerwährendes Austheilen. „Ich habe nie Jemand so sterben sehen!" sagte Ottilie von Goethe. Unter den Klängen trostreicher Melodien, welche Walther von Goethe, des Dichters Enkel, dem Clavier entlockte und die der Scheidenden einen „Vorgeschmack des Himmels" (wie sie sagte) gaben, schloß Louise Seidler die Augen für immer.

Schließlich wollen wir noch des sichern Tactes, des feinen kritischen Verständnisses und des liebevollen Fleißes gedenken, den Hermann Uhde als Herausgeber beim Ordnen und Sammeln dieser Erinnerungsblätter an den Tag gelegt hat. Nichts Gleichgiltiges, Weitschweifiges oder Verletzendes stört die Harmonie des schönen Lebensbildes. Der Dank der deutschen Lesewelt wird dem Herausgeber seine Mühe im reichen Maß lohnen.

Davos.

Davos! — noch vor wenig Jahren ein unbekanntes Wort, heute schon in aller Welt genannt! Vor Kurzem noch ein vergessener Winkel in den Alpen, heute ein vielbesuchter, belebter Curort! Wie sich die Zeiten ändern, wie die Geschicke wechseln! Ja, auch Orte, Landschaften haben ihre Schicksale, Davos ist ein sprechendes Beispiel. Jahrhunderte rauschten an der grünen Bergeinsamkeit vorüber, nicht ereignißlos, aber fast spurlos, und wenn nicht der Krieg dann und wann die stillen Thäler heimgesucht, oder gewaltige Natur ereignisse die Bewohner erschreckt hätten, wenige Veränderungen würde die Geschichte zu berichten haben!

Der Sage nach entdeckten deutsche Walser, Jäger des Freiherrn von Vatz, um das Jahr 1233 diese in fast undurchdringlichen Urwald versteckten Thäler und besiedelten sie als Lehnsleute des genannten Freiherrn. Die Bevölkerung muß rasch gewachsen sein, denn schon 1325 schlugen die Männer von Davos die über den Scalettapaß eingedrungenen Kriegshaufen des Bischofs von Chur aufs Haupt. Noch oft war das stille Thal Zeuge ernster Männerthaten, wacker wußte das Hirtenvolk seine Freiheit gegen alle Angriffe zu wahren. Sonst aber lebte es genügsam und zufrieden, glücklich bei wenigen Bedürfnissen und einfachen Sitten in seiner abgelegenen, grünen Bergeinsamkeit. Dem Verkehr erschlossen ward das Hochthal durch den Bau der Eidgenössischen Militairstraße nach dem Engadin, die von Klosters über den Paß St. Wolfgang in das über eintausend Fuß höher gelegene Davoserthal emporsteigt, und von hier über den Flüelapaß in das obere Innthal führt. Durch diese Straße gewann Davos gute, directe Verbindung mit der nächsten Station der Rheinbahn, Landquart.

Sein Ruf und Aufschwung als klimatischer Curort ist, wie gesagt, noch neu. Im Winter 1865 kam Dr. Unger aus Sachsen mit einem ebenfalls lungenleidenden Begleiter schwer krank hier an. Die günstigen Resultate, welche beide Gäste nach einem Winteraufenthalt erzielten, veranlaßten Dr. Unger, im Verein mit dem Landschaftsarzt Dr. Spengler, Davos als klimatischen Curort den Lungenleidenden zu empfehlen. Die Empfehlung blieb nicht unbeachtet, Kranke stellten sich ein, glückliche Curen verbreiteten den Ruf des Ortes in immer weitere Kreise, von Jahr zu Jahr mehrten sich die Hülfesuchenden. Schon jetzt übersteigt die Zahl der Curgäste stetig mehrere Hunderte und fortwährend ist die Frequenz im wachsen.

Davos ist der Name des etwa vier bis fünf Stunden langen Thales, das sich östlich von Chur und dem Rheinthal von Norden nach Süden erstreckt, seine Wasser der Albula und durch diese dem Rhein zusendet. Man könnte die Landschaft mit Grund auch für eine einzige Ortschaft rechnen, denn die Wohnungen und Heuställe sind über das ganze Thal und die seitlichen Berghänge zerstreut. Nur um die kleinen Kirchen haben sich dichtere Häusergruppen gebildet und diese werden als die eigentlichen Ortschaften betrachtet und benannt, dem Laufe des Landwassers folgend: Davos-Dörfli,

Davos-Platz, Davos-Frauenkirchen, Davos-Glaris, und in einem Seitenthal: Davos-Monstein.

Hauptort der Landschaft, zugleich Asyl der Kranken, ist Davos-Platz. Der älteste Theil des Fleckens liegt auf einer von der westlichen Bergseite im rechten Winkel in der Thalsohle vorspringenden Erhebung. Er besteht aus der Kirche zu St. Johann, dem ältesten Gotteshaus der Landschaft, dem Rathhaus und einigen Wohnhäusern, welche den einzigen Marktplatz der Landschaft umgeben, auf welchem jährlich zwei Hauptmärkte — hier Kilbe genannt — abgehalten werden.

Diese Erhebung, welche den alten Platz trägt, bildet das südliche Ende einer ziemlich bedeutenden, buchtartigen Erweiterung des Thales, welche sich der Mündung des Dischmathales gegenüber in sanftem Bogen in die westliche Bergkette hineinschwingt. In dieser, von den Thalnebeln freien, vor dem Thalwind geschützten Einbiegung lehnen sich an die sanftabfallenden Wiesenhänge die verschiedenen Hotels und Curhäuser. Unmittelbar an die Häuserreihe des alten Platzes anschließend Hotel Rhätia; sodann thalaufwärts an der Straße Hotel zur Post, das besonders empfehlenswerthe Hotel Schweizerhof; eine Dependence des höher am Berge liegenden, am rauschenden Tobel anmuthig in die Berge gebauten Hotels Strela; weiterhin an der Straße das im Januar 72 abgebrannte Curhaus, das aber bereits noch stattlicher aus den Trümmern entstand. Im Norden, ziemlich einsam, fast in der Mitte zwischen Platz und Dörfli, am steilen Berghang gelegen Hotel Buol.

Reizend schmiegt sich der so fast neu entstandene Ort an die sonnigen Berghalden, und die beiden Tobel, die aus wildzerklüfteten Schluchten hervorbrechen, weißschäumend über graues, von alten Tannen bekröntes Kalksteingetrümmer niederstürzen, an den Curhäusern vorbei durch blumige Wiesen zu Thale eilen, beleben anmuthig die Landschaft. Da, wo die Bergwand jäh emporsteigt, haben sich die zähen Rothtannen mit ihren Wurzeln in das Gestein eingeklammert und verdecken dem Blick des Beschauers die lieblichen Alpentristen auf der Höhe mit ihren braunen Sennhütten und weidenden Heerden, nur die höchsten Gipfel und Hörner nicken kahl, öde, zerrissen in's Thal hinein.

Nach Norden ist das Thal offen, nur eine unbedeutende Erhebung verbindet die dies- und jenseitige Gebirgsmauer und scheidet Davos von dem allerdings über vierhundert Meter tiefer liegenden Klosters im Prätigau, dessen jenseitige Berge, das in imposanten Massen aufsteigende Schilt, die Aussicht abschließen. Unmittelbar auf dieser sattelartigen, mit einem Wald der edlen Arve bedeckten Paßhöhe dehnt sich der reizende Davoser See eine halbe Stunde lang zwischen Matten und Wäldern. Im Westen spiegelt er in seiner klaren, leichtbewegten Fluth den sanftgerundeten, bis zur Spitze mit Weiden und Alphütten bedeckten Dörfliberg, an dessen südlichem Hang Davos-Dörfli lehnt; im Osten aber steigen aus der Tiefe des Sees rauhe, wilde Felszacken, von noch wilderen Schluchten zerrissen, von dunklen Rothtannen bekrönt, 680 Meter empor. Tiefschwarz liegt der Schatten der Felspyramide des Seehorns auf den grünen Wellen — besonders bei bedecktem Himmel ein ergreifender Anblick.

Das Seehorn ist zugleich die Hochwarte des sich hier öffnenden nördlichsten Seitenthales der Landschaft. Während nämlich die westliche Bergkette einen ununterbrochenen, nur von unbedeutenden, wenn auch wilden

Schluchten und Tobeln zerrissenen Gebirgszug darstellt, ist das östliche Gebirge viel reicher und mannigfaltiger gegliedert. Vier bedeutende Seitenthäler, von der Selvrettakette ausgehend, öffnen sich westlich nach dem Hauptthal: Flüela-, Dischma-, Sertig- und Monsteinerthal. Diese Thäler sind nicht nur als natürliche Straßen nach dem Engadin für die Landschaft wichtig; besonders als Sommerweideplätze der Davoser haben sie die größte Bedeutung und sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit Alphütten und Heuställen übersät. Wilde, jäh aufstarrende, zerrissene Felsenketten trennen die Thäler, und doch sind die öden Geröllhalden und Felsengrate nicht unbelebt. Hier ist so recht die Heimat der flüchtigen Gemse; das scheue Murmelthier gräbt sich hier seinen Bau; das Schneehuhn huscht durch die Steinspalten, und der zu Zeiten schneeweiße Berghase flieht vor den in den Lüften nach ihm spähenden Adlern und Geiern. Besonders der Bergzug zwischen dem Flüela- und Dischmathal, die schauerliche Bergwüste um das Schwarzhorn, wird von Gemsjägern fleißig besucht, deren einer, Gemsjäger Metier, eine allen Curgästen und Reisenden wohlbekannte Gestalt, sich rühmt, auf diesem Revier an dreihundert der scheuen, flüchtigen Thiere erlegt zu haben. Auch Bären, Luchse und Wölfe waren früher nicht selten, besonders die Wölfe mögen eine wahre Landplage gewesen sein, wie die unter dem Dach des Rathhauses angenagelten Köpfe der Bestien beweisen. Doch sind die ungebetenen Gäste längst ausgerottet, wenn sich nicht etwa dann und wann noch ein Meister Petz aus dem Engadin nach Davos verirrt.

Unterhalb Davos-Platz verengt sich das Hauptthal bei rasch wachsendem Gefälle mehr und mehr, immer näher treten die Berge zusammen, schroffer, steiler und öder werden die Abstürze, bis endlich unterhalb Glaris der Alteingrat wie ein gewaltiger Riegel aus der westlichen Bergreihe hervorspringt und das Thal zu sperren scheint. Hat wol auch früher wirklich das Thal gesperrt, denn die schauerlich wilde, von mehr denn 1000 Fuß hohen senkrechten Felsenwänden überragte Schlucht ist oft so eng, daß sie das brausende, schäumende Landwasser vollständig erfüllt. In einem unheimlichen Felsenkessel eingeklemmt liegt das halb zur Ruine gewordene, noch in den Trümmern bedeutende ehemalige Silberbergwerk Schmelzboden. Von hier führt an der jähen Wand des Alteingrates empor, oft mühsam in den Felsen gesprengt, oft über Rüfen und Lawinengängen auf Holzstützen frei in die Luft hinausgebaut, der einzige Verbindungsweg nach der südlich gelegenen Landschaft Belfort. Diese „Züge" sind berüchtigt wegen ihrer Gefährlichkeit; doch wird jetzt rüstig an einer stattlichen Straße nach Tiefenkasten gearbeitet, und so auch die Verbindung mit dem Süden hergestellt. Weit aus der Ferne blicken über diese dunkle Schlucht herein in das stille Thal der wunderbar kühn aufsteigende Dolomitkegel, das Tinzenhorn (3132 Meter), weiter westlich der breite, im Schmuck seiner Gletscher blitzende Piz Michel (3161 Meter).

Kehren wir nach dieser Umschau in das trauliche, 1550 Meter hoch gelegene Davos-Platz zurück. Freundlich heben sich die hellen Häuser und stattlichen Hotels von den dunkelgrünen Wiesen und Tannenwäldern ab, so recht ein Bild ländlichen Friedens, beschaulicher Stille. Wenig ist von dem Ort zu berichten. Dem unscheinbaren alten Rathhaus, mit dem Bild des wilden Mannes und der Justitia neben dem wunderlichen Bogenfenster im zweiten Stock, sieht man nicht an, welche historischen Erinnerungen sich an seine Räume, besonders den altehrwürdigen Rathhaussaal, knüpfen. Oft

tagten die drei Bünde hier, mancher wichtige Beschluß ward gefaßt, alte Waffen und Fahnen mahnen an die Kriegsfahrten der tapferen Davoser. Wichtiger für die Gegenwart ist die wackere Gastwirthschaft, welche in den übrigen Räumen betrieben wird und auch den Curgästen zu statten kommt. Seinen köstlichsten Schatz birgt das Rathhaus im Keller — den edlen Veltliner Wein. Der Davoser Rathskeller kann sich gar wol mit dem Bremer Rathskeller messen; rühmt sich jener seiner „Rose", seiner „zwölf Apostel", so hat Davos seinen hundertjährigen „Spendwein", der freilich bis jetzt nur im Stillen die Herzen erfreute und noch des Dichters wartet, der seinen Ruhm singe.

Auch von dem Curort Davos-Platz ist wenig zu sagen. Die freundlichen, wohleingerichteten Hotels haben noch nicht vermocht, die Physiognomie des Ortes wesentlich umzugestalten, zumal außer ihrer allernächsten Umgebung jegliche Anlage zur Verschönerung der Gegend, zur Bequemlichkeit der Gäste vermißt wird. Allerdings ist die hohe Lage des Ortes, über der Grenze des Laubholzes, künstlichen Schöpfungen nicht günstig, allein Manches dürfte doch besser sein. Da oder dort könnte eine Gruppe Nadelholz die einförmige Fläche erfreulich unterbrechen, und selbst bequeme Spaziergänge fehlen fast gänzlich. Doch hat sich voriges Jahr ein Verschönerungsverein gebildet, und so steht Abhülfe dieser Mängel zu hoffen.

Zwei Fremdenzüge strömen seit dem Aufblühen des Ortes alljährlich nach Davos. Der eine kommt ausschließlich aus dem Süden. Im April steigen aus dem sonnigen Italien über die schneebedeckten Pässe, über die durch Lawinenstürze gefährdeten „Züge" die Arbeiter in das Thal nieder, unter deren fleißigen Händen die Hotels oder Privathäuser, deren jetzt mehrere gebaut werden, aus der Erde empor steigen. Ein harmloses, heiteres, genügsames Völkchen, diese braunen, kaum mittelgroßen Gestalten mit den schwarzen, brennenden Augen. In roh zusammengenagelten, elenden Breterschuppen verbringen sie die Nächte und arbeitslosen Regentage, ein Feuerlein, womöglich mitten im Weg, darüber auf drei Steinen ein Blechkessel — das ist ihre Küche. Während der Arbeit noch wird darin die „Polenta" bereitet; das erste beste Stück Holz dient als Rührlöffel; wen der Weg gerade am Feuer vorüberführt, knetet den gelben Brei gehörig durch, und verkündet endlich die Glocke die Mittagsstunde, dann stehen die Männer um den Kessel und verzehren pustend und schnaubend aus der Hand den heißen Brei — wie mancher Kranke mag sie um ihren Appetit beneiden! Im Bauschutt, im Geröll der Tobel, im Gras — immer aber in der Sonne — lagern dann die braunen Gestalten umher, die Hände unter dem Kopf, den Hut über das Gesicht gedeckt — und schlafen, träumen vielleicht von der schönen Heimat und ihren Lieben! Im September, October, wenn der Frost die Bauthätigkeit unterbricht, der Wind allzurauh durch die Spalten der Breterhütten pfeift, die Kleider trotz aller Flicken auseinander zu fallen drohen — dann rüsten die Zugvögel zur Reise. Ist auch das Gewand zerlumpt, im Herzen glüht die Freude, aus den Augen leuchtet das Glück — es geht ja heim, heim! und in der Tasche klingen die sauer verdienten Goldstücke! Ganz wie die Schwalben! Stille kamen die braunen Gesellen an, einzeln, höchstens in kleineren Gesellschaften — jauchzend und singend, in langen Zügen wandern sie dem schönen Süden wieder zu!

Der andere Fremdenzug kommt von Norden her, durch das Prätigau, über den Paß von St. Wolfgang hernieder. Im Juni kommen die ersten

Kranken an, bald sind alle Hotels, alle Privathäuser überfüllt, die Wege wimmeln von bleichen, gebeugten, hüstelnden Gestalten, und immer bringt die Post neuen Zuzug. Und doch bleibt es auch jetzt ziemlich still. Schon die Krankheit — und die meisten Curgäste sind ernstlich krank — verhindert ein lebhafteres, fröhliches Treiben, dazu fehlt es auch bis jetzt an einem gesellschaftlichen Mittelpunkt. Die Lebensweise ist sehr einfach, der gesellige Verkehr zwanglos, bequem. Jeder sucht sich den passendsten, entsprechendsten Umgang aus, ohne sich viel um die Uebrigen zu kümmern. Auf Spaziergängen sieht man darum meistens kleine Gruppen, nur selten vereinigen sich größere Gesellschaften, etwa bei Ausflügen, bei Concerten und Bazars. Letztere werden zum Besten der Curgemeinde und des Diaconissenfonds abgehalten und geben erfreuliches Zeugniß des milden, wohlthätigen Sinnes der Wohlhabenden. Allein aus freiwilligen Beiträgen der Curgäste wird nicht nur ein besonderer Curgeistlicher, der abwechselnd in den Speisesälen der Curhäuser predigt, besoldet, sondern es werden auch ständig hier zwei Karlsruher Diaconissinnen erhalten zu unentgeltlicher Krankenpflege. Für die geistigen Bedürfnisse sorgt eine Buchhandlung und Bibliothek; in neuester Zeit erscheinen wöchentlich sogar die illustrirten „Davoser fliegenden Blätter", ein humoristisches Localblatt.

Die Cur ist einfach. Viel und gut essen, viel Veltliner Rothwein und Milch trinken, kalte Doucheбäder jeden Morgen, viel Aufenthalt im Freien, viel — natürlich vom Arzt geregelte und überwachte — Bewegung, das ist so ziemlich Alles. Freilich, zweierlei muß der Gast mitbringen, will er ein erfreuliches Resultat erlangen; zweierlei, was ihm der Arzt und Davos nicht geben kann: geistige Ruhe und Geduld! Geduld besonders, denn die Heilung der Lunge erfordert Zeit, viel Zeit. Nur in besonderen Fällen werden Medicamente gegeben, Hauptfactor der Cur ist die dünne, reine, trockene Bergluft, welche das Nervensystem anregt und kräftigt, die Verdauung befördert, den Stoffwechsel beschleunigt.

Früh schon verläßt der Curgast das Zimmer und wandert durch das morgenfrische, thauduftige, sonnenglänzende Thal. In scharfen Umrissen treten auch die fernsten Berge hervor, wunderbar blitzen die Schneefirnen und Gletscher hinein in die warme, lebensvolle Welt; ohne die Klarheit des Bildes zu beeinträchtigen umfließt die fernen Gebirgsmassen ein unbeschreiblicher, magisch lockender blauer Duft. Und verläßt das Auge die schimmernden Firnen, so ruht es mit Lust auf dem Kirchlein, das so freundlich hervorleuchtet aus der dunkelschattigen Schlucht; mit Lust ruht es auf den weißgetünchten oder altersbraunen Alphütten, hoch auf luftigen, lichtgrünen Matten, auf den friedlichen Wohnungen im stillen Thal, der Blumenpracht im thauglänzenden Rasen, den überall schimmernden, glitzernden, schäumenden Wasserfäden, die auch das Ohr erquicken durch ihr Murmeln und Rauschen, während von den Hängen das Brausen des Waldes, der Gesang der Vögel herabklingt.

Am heißen Mittag lockt der rauschende Wald von Lärchen und Rothtannen — mit der Arve die einzigen Bäume der Landschaft. Dann ruht es sich wundersam im schwellenden Moos, unter den harzduftigen Zweigen, während das Geläute des weidenden Viehes so süß melancholisch durch den Wald hallt, und die im Sonnenlicht schimmernden Tannennadeln, die lang herabwehenden Flechten sich leise bewegen.

Freilich lacht nicht immer der Himmel in wolkenloser Bläue. Der er-

schlaffende, aus dem heißen Süden kommende Föhn, füllt das Thal mit wässerigen Dünsten. Wirft sich ihm dann der kräftige frische Nordwind entgegen, so beginnt es in der Luft zu wallen, zu brauen, eine dünne Wolkenschicht bedeckt den Himmel, rasch sich verdichtend senkt sie sich zwischen die Berge; aus dem tiefen Prätigau steigen weiße Nebelmassen empor und wälzen sich über den See, über Dörfli hinweg das Thal hinab. Kalter Regen rauscht dann oft tagelang hernieder, ja noch im Juni verdichtet er sich zu wildem Schneegestöber. Dann sind die Curgäste an das Haus gefesselt und die Langeweile schleicht durch Säle und Zimmer. Kaum aber durchbricht die Sonne die Wolkenmassen, so ist die alte Herrlichkeit wieder da, und wie die Bienen schwärmen die armen Gefangenen aus allen Hotels.

Viele Curgäste fürchten den Winter im rauhen Hochthal — mit Unrecht. Zwar der November ist auch hier ein unheimlicher Geselle für die Leidenden, er kerkert sie unbarmherzig ein. Da erfüllt ein Tosen und Brausen die Luft, tagelang wirbelt der Schnee nieder. Ist aber die Landschaft eingeschneit, dann folgt oft monatelang das herrlichste Wetter. Wolkenlos blaut der Himmel, nicht der leiseste Lufthauch regt sich, die Sonnenstrahlen haben auch im December und Januar solche Kraft, daß die Curgäste im Freien sitzen können. Nur der März und April, welche die Schneeschmelze bringen, sind gefährlich.

Am häufigsten — besonders im Winter — besuchen die Gäste das reizend gelegene Dörfli; im Sommer lockt auch der helle Wasserspiegel des Sees mit seinen lieblichen mannigfaltigen Ufern. Ein Fischer belebt ihn mit seinem Kahn und führt die Gäste bereitwillig über die grüne, an Stellen 500 Fuß tiefe Fluth, welche zahlreiche Forellen birgt.

Noch öfter wird das hochgelegene Haus des schon genannten Gemsjägers und Fremdenführers Metier besucht. Der sanft ansteigende Weg führt über ein Tobel, interessant durch das Bild der grauenvollen Verwüstungen, welche solche, anscheinend so harmlosen, Sturzbäche anrichten können. Im Sommer 1870 nach einem im Thale kaum bemerkten Hochgewitter schwoll der Bach plötzlich an, überstieg sein Bett, grub sich neue Bahnen, und bedeckte Hunderte von Morgen der besten Matten fußhoch mit Geröll und Felsblöcken, deren Größe in Erstaunen setzt. Auf grünem Bergvorsprung nimmt eine einfache Hütte den Wanderer auf, Mutter Metier erquickt die erschöpften Wanderer durch köstliche Milch, Eier und Wein und das Auge erfreut sich an der lieblichen Aussicht.

Größere Anstrengung kostet das Besteigen der Schatzalp, westlich über Davos, während das Flüelathal auf der Eidgenössischen Militairstraße nach dem Engadin sehr bequem mit dem Wagen zu erreichen ist. Je höher man steigt, desto wilder wird die Gegend, zerrissener starren die Felsenkämme zu beiden Seiten empor, zahlreicher werden Geröllhalden, Felsbrüche, oft gleicht die ganze Thalsohle einem schwärzlichen Steinmeer. Schneeinseln auch im Hochsommer, von farbenprächtigen Enzianen, holden Vergißmeinnichten umblüht; magere Schafe klettern an den Hängen, ein einsamer Schäfer blickt melancholisch dem Reisenden nach, nur der sausende Wind, der heisere Schrei eines Raubvogels in hoher Luft unterbricht die tiefe Stille. Zwischen zwei gewaltigen Bergen, die wie Riesenwächter den Uebergang hüten, links das Weißhorn, rechts das Schwarzhorn, der höchste Berg der Landschaft (3151 Meter), begrüßt der Wanderer freudig auf der Höhe des Passes (2405 Meter) in schauerlicher Felseneinsamkeit das stattliche Gasthaus, das seit vori-

gem Jahr auch im Winter bewohnt wird. Wenige Kühe und Schafe nagen am kurzen Rasen, der das Haus umgrünt; zwei kleine, verschieden gefärbte, nur im höchsten Sommer gänzlich eisfreie Seen spiegeln in ihren klaren Wellen die über schwärzliche Felsenmauern hereinhängenden Eisränder der Gletscher. Kalt weht der Wind, heult droben um Hörner und Zacken, und melancholisch klingen und summen die Telegraphendrähte. Jenseits senkt sich der Weg steil hinab in nicht minder wilde Schluchten, doch bald erfreut ein Blick in das schöne Engadin und auf die weißen Mauern des Schlosses von Tarasp.

Angenehmer, freundlicher ist das Dischmathal, das sich zwischen Dörfli und Platz öffnet, und einen prachtvollen Blick auf den Scalettagletscher gewährt. Leider ist dieses Thal nur für Bergwägli zugänglich, obgleich früher die Weinstraße nach dem Veltlin hier durch und über den Scalettapaß nach dem Engadin führte. Es war ein gefährlicher Uebergang. Mancher Stab Saumpferde ward sammt dem Säumer von niedergehenden Lawinen verschüttet, und die bleichenden Knochen erschrecken den Wanderer, der noch diesen Pfad begeht. Das Thal ist reich an fruchtbaren Alpenweiden; zahlreiche Hütten beleben die Hänge, nahe am obern Ende bilden sie ein kleines Dörfchen, Dürrenboden, welches, wie die einzelnen Alphütten, nur im Sommer von den Davosern bewohnt wird. Mit Kind und Kegel folgen die meisten Familien ihren Heerden auf die Alpweiden und bleiben dort bis zum Herbst, nur zur Heuernte kehren sie zeitweilig in die Hauptwohnung zurück. Dies erklärt die dem Fremden auffällige Stille der Landschaft im Sommer; viele Häuser scheinen ausgestorben, fröhlich spielende Kinder erfreuen selten das Auge. Erst wenn die Nächte rauher werden und die Herbstzeitlose auf den kahlen Wiesen erscheint, belebt sich das Hauptthal. Die Thüren der Häuser öffnen sich, Kinder lachen und spielen im Sonnenschein, das Thal ist erfüllt von Heerdengeläute. Und während die Männer der Pflege ihres Viehes warten, buttern und käsen, Viehhandel treiben, und im Winter aus dem Veltlin Wein über den Bernina- und Flüelapaß einführen, kartätschen die Frauen schwarze und weiße Wolle durcheinander, weben aus den selbstgesponnenen Fäden ein derbes, graues Zeug, den Stoff ihrer Kleider — die Jugend aber besucht jetzt fleißig die Schule, die den Sommer traurig, verödet stand. Ein einfacher, kräftiger Menschenschlag, diese Bewohner, still, zurückhaltend den Fremden gegenüber erscheinen sie auf den ersten Blick oft beschränkt, was sich aber bei längerm Umgang durchaus nicht bestätigt. In einer Beschreibung von Davos werden die Davoser geschildert: „Sie sind echte Deutsche von unverfälschtem Schlag, blondhaarig, nicht zu groß, aber sehr kräftig, kerngesund, mäßig, arbeitsam, und in jeder Hinsicht sehr tüchtig. Ihr ganzes Wesen ist natürlich und einfach und zeugt von Unverdorbenheit des Charakters. Aufgeweckten Geistes wissen sie sich überall den ihnen gebührenden Platz zu sichern; angesehene Gelehrte, die bedeutendsten Staatsmänner und Kriegshauptleute Bündens sind aus ihnen hervorgegangen." Viele verlassen die Heimat, um draußen ein Vermögen zu erwerben, besonders gern errichten sie Conditoreien in großen Städten; reich kehren sie zurück, um den Abend des Lebens in Ruhe in der Heimath zu verbringen. Der Fremdenzufluß, gesteigerter Verkehr, geänderte Werthverhältnisse haben schon manche Veränderungen in den einfachen Sitten und Einrichtungen hervorgerufen; hoffen wir, daß die mit Macht einströmende Cultur dem wackern Volk nur zum Segen gereichen möge.

Eine gute Straße führt thalab in einer Stunde nach Frauenkirchen. Das kleine Kirchlein, das dem Ort den Namen gab, leuchtet von seiner Höhe weithin durch's Thal und ist interessant wegen des Lawinenspalters, eines keilförmigen Anbaues an der den Bergen zugekehrten Giebelseite, welcher im Jahr 1817 eine gewaltige Lawine theilte, die beim Anprall, wie der Röthelstrich zeigt, bis zum Giebel reichte. Hier zweigt sich der Fahrweg — leider auch nur für Bergwägli passirbar — in das lieblichste Davoser Nebenthal, das Sertigthal, ab. Am Berghange erfreuen das Auge des Flachländers kleine, nur mit der Hacke zu bearbeitende Gersten- und Kartoffelfelder, die er bei Platz und Dörfli gänzlich vermißt. Rüstige Fußgänger steigen auch wol sogleich durch ein dichtes Tannen- und Lärchengehölz, mit reichlichen Moos- und Beerengesträuch untermischt, nach dem Schwefelbad Clavadel empor. Die Aussicht ist hier nach Davos-Platz und Frauenkirchen zurück, auch in den Hintergrund des Seitenthales reizend. Auf schönen Wiesenhängen stehen zahlreiche Häuser und Ställe, oft nur von Rundhölzern gezimmert, oft aber auch massiv gemauert und weiß getüncht, mit grünen Fensterladen und frommen Sprüchen am Giebel. Wie im Dischmathal breitet sich auch hier auf erweiterter Wiesenfläche vor den Augen des Wanderers ein Dörfchen aus, nur im Sommer bewohnt, dennoch durch ein Kirchlein mit zierlichem Glockenthurm geschmückt. Das schönste aber in diesem Thal ist der Dukanwasserfall (hier Sertigwasserfall genannt), der in drei Absätzen im majestätischen Fall eine 70 — 80 Fuß hohe Wand herabstürzt und mit seinem Silberschaum die hold erröthenden Alpenrosen küßt.

Wer Davos kennt, der wird sich beim Lesen dieser Zeilen mit Vergnügen seines Aufenthaltes erinnern; und wen die Hoffnung dorthin zieht, auch er — wir wollen es wünschen! — wird später das stille Hochthal segnen und mit dankbarer Rührung seiner stillen Herrlichkeiten gedenken!

H. Schaumberger.

Familie Kleeberg.

Novelle von F. Henkel.

Erstes Kapitel. Unbefugt!

Die Thür ward leise geöffnet; die Frau, welche am Bett der Kranken saß, stand auf und ging zu sehen, wer herein wollte.

„Ach, Sie sind es, Mamsell Dorette, bitte."

Beide flüsterten ein paar Worte, dann nahm die eben Gekommene den leeren Platz am Bett ein und die andere Frau verließ das Zimmer.

Die Kranke warf sich unruhig umher, die Bettvorhänge waren beide zurückgesteckt, das matte Nachtlicht ließ nicht viel von ihr erkennen, aber ihre abgerissenen Worte konnte man verstehen. Plötzlich rief eine Kinderstimme: „Mach das Fenster auf, Klamm, ich möchte den Schnee haben!"

Die weibliche Person am Bett wandte sich rasch nach dem Fenster, woher die Kinderstimme gekommen.

„Bringen Sie das Kind zu Bett; es ist Sieben vorbei und es stört nur."

Die Angeredete folgte anfänglich, blieb aber plötzlich mitten im Zimmer stehen und wollte das Kind erst zu der Kranken bringen. Die Frau am Bett gewahrte ihre Absicht und sagte ziemlich laut: „Nein, nein, keine Störung. Sagen Sie der Wärterin, wenn Sie an der Küche vorüber kommen, ich würde klingeln, wenn ich ihrer bedürfte."

Die Dienerin gehorchte, aber an der Thür angelangt, hob sie, wie einer Ahnung nachgebend, das kleine Mädchen in die Höhe und flüsterte: „Wirf der armen, kranken Großmutter noch ein Kußhändchen zu."

Die kleine, dicke Kinderhand legte sich auf die schwellenden rothen Lippen und sandte dem einzigen Wesen, das bisher für das Kind gesorgt, das Kind geliebt, einen Kuß zu.

Die Thür schloß sich. Die weibliche Person, welche nun allein bei der Kranken zurückgeblieben, war ihre Stieftochter, Dorette Kleeberg. Sie hatte diese Frau gehaßt, vom ersten Augenblick, wo sie ihres Vaters Haus betreten, und mit denselben Gefühlen, vielleicht in noch gesteigertem Maß, saß sie jetzt vor ihrem Bett und zählte die Minuten, wann das Schicksal es bestimmen würde, daß die Kranke es für immer verlassen sollte. Im Geist überflog sie die Jahre, in denen diese Frau ihr zur Seite gelebt, in denen die Tochter dieser Frau immer blühender, immer anmuthiger herangewachsen, verzogen, verhätschelt von Vater und Mutter, und nur ihr Bruder, der jetzige Besitzer der Firma „Kleeberg und Sohn", ihren Haß mit ihr getheilt. Immer düsterer, immer leiden-

schaftlicher gestalteten sich nun die Bilder der verflossenen Zeit. Der Krieg hatte auch hier, in die kleine Stadt, seine Schrecken, seine Drangsale gewälzt. Unter den vielen französischen Officieren, welche als Einquartirung im Jahre 1811—13 in dem reichen Fabrikhaus ein und ausgegangen, war Einer gewesen, der der Stieftochter kaltes Herz ein tiefes Interesse abgewonnen. Er hatte sie mit unverkennbarer Aufmerksamkeit behandelt. Immer näher waren sich Beide getreten, bis plötzlich die Stiefschwester, nach einiger Abwesenheit in's elterliche Haus zurückkehrend, dieses Verhältniß zerstört. In hell lodernden Flammen schlug über Beiden die Liebe ihre glühenden Arme zusammen und ließ Dorette Kleeberg in den Schatten der Eifersucht ihr gequältes Herz verbluten. Ehe das liebende Paar den Eltern sich offenbart, war der Befehl gekommen, daß die Truppen binnen einigen Stunden die Stadt verlassen sollten, und ohne der Eltern Erlaubniß, noch deren Segen war die Tochter mit dem Geliebten aus dem Haus verschwunden. Die Mutter mußte den Leichtsinn der Tochter büßen. Ihre Stiefkinder traten im unverhohlenen Haß gegen sie auf und der Vater, nach einem Jahr voll Gram und Kummer, schied zuerst aus dem Haus, das ihm zur Hölle geworden. Das Testament ward eröffnet — die Stiefmutter erhielt den Antheil ihres Kindes: dreißigtausend Thaler, alles Uebrige blieb den Kindern erster Ehe. Der Sohn, der sich einige Jahre vor dem Tode seines Vaters verheirathet, war bereits wieder Wittwer. Er besaß ein kluges, schönes Mädchen, aber sein einziger Sohn, bei dessen Geburt die Mutter gestorben, war ein Krüppel, auf einem Ohre taub und auf einem Auge blind. Jetzt verliert das Antlitz der Stieftochter seinen zornigen Ausdruck, der Athem geht ruhiger, denn das Herz schlägt weniger heftig. Sie gedenkt der letzten drei Jahre, wo die Frau, die jetzt hülflos vor ihr liegt, immer bleicher, immer stiller geworden — sie gedenkt des Morgens, wo diese Frau, nachdem sie einen Brief erhalten, rasch ihren Koffer gepackt und mit ihrer Magd abgereist, wo sie nach einigen Tagen wiedergekommen mit einem anderthalbjährigen Kind, und wo die Magd erzählt: sie habe die junge, liebe Frau sterben sehen, einen Tag nach ihrer Ankunft, und dies sei der Frau Kleeberg einziges Enkelchen, Louise von Jacquemain. Aber das Kind ist eine Waise, der Vater ist im Krieg geblieben. Noch ein halbes Jahr ist nach der Zeit verflossen. Die Großmutter hat die kleine Waise keinen Augenblick von sich gelassen, aber sich selbst darüber vergessen, ihre Kräfte überschätzt und ein vor wenigen Tagen eingetretenes Fieber zehrt jetzt in raschen Zügen ihre Lebenskräfte auf.

Die Kranke wird plötzlich so unruhig, daß die Stieftochter aus ihren Träumereien erwacht. Sie richtet ihre Augen scharf nach dem Bett und bemerkt, daß die Hände der Kranken beständig suchend umhertasten.

„Der Schlüssel, der Schlüssel!“ ruft sie angstvoll. „Hilf doch suchen, Herzchen, der Schüssel — er ist für Dich — wo zwei Schlüssel sind, da mußt Du suchen — ein Zeichen — ich hatte den Schlüssel —“

Die Stieftochter beugte sich vor und fragte leise: „Welchen Schlüssel?"

Da faßt die Kranke hinter das Bett. „Ach hier — ja hier — siehst Du ihn? Ich kann nichts mehr sehen —"

Sie hält einen altmodisch geformten Schlüssel in der magern Hand — die Hand sinkt leise herab — ein Lächeln überfliegt das noch immer schöne Gesicht der Sterbenden — „für — für —", murmelt sie noch — der Schlüssel entgleitet der matten Hand — das Haupt sinkt zurück und dem machtlos gewordenen Körper enteilt die befreite Seele.

Einen Augenblick bebt die Gestalt des Mädchens bei dem Anblick der Todten — einen Augenblick erwacht das Gewissen — das Herz klopft mächtig in dem Busen der Ueberlebenden — da liegt zwischen der todten und lebendigen Hand Das, was dem Kinde des Mannes gehört, der sie verschmäht und namenlos elend gemacht. Sicherlich ist es der Schlüssel zu den Geheimnissen, die das Kind erheben, ihm vielleicht einen Namen, ein Vermögen geben können. Der Großmutter Mund war ihren Stiefkindern in den letzten Jahren im Leben so stumm gegenüber geblieben, als er es jetzt im Tode ist. Jetzt klopft es leise an die Thür — ein Augenblick — ein kurzes Besinnen für eine schwere That — man pocht schon wieder und drängt die Zagende zu einem Entschluß — der Schlüssel gleitet in die unbefugte Hand und Louise von Jacquemain ist eine namenlose Bettlerin, die in Zukunft von der Gnade der Familie Kleeberg leben muß.

Zweites Kapitel. Fünfzehn Jahr später.

„Wir müssen uns durchaus dazu verstehen, Herr Kleeberg! Sehen Sie hier zum Beispiel, ich bitte, hier habe ich —", der Reisende für das Haus Kleeberg fuhr in eine seiner vielen Rocktaschen und zog ein mächtiges Portefeuille hervor, aus welchem er verschiedene Kattunproben nahm, um sie vor Bruder und Schwester auf einem mit vielen Papieren belegten Tisch auszubreiten — „hier habe ich französische Muster mitgebracht — das Zeug feiner, eine vorzügliche Stärke, egale Glätte und leichte gefällige Blumenmuster, die nachgemachten schweren Draperien, steifen Medaillonformen, Federn, Perlenschnüre durchaus zurückweichend! Nur Blumen, leichte Vögel — ja, unser braver, alter Grimmel will davon nichts wissen und zeichnet die schweren Dessins weiter; ich soll sie verkaufen, aber wer nimmt sie mir ab! Wenn der Herr Principal den alten Diener ehren — sehr einverstanden ihn nicht brodlos zu machen — aber dann bleibt nichts Anderes übrig: man muß ihm einen neuen Zeichner zur Seite setzen."

„Das ist Alles recht gut gesagt, Herr Gerber", erwiederte der Principal ärgerlich und ungeduldig, da er schon öfters den Reisenden in seiner Rede vergeblich hatte unterbrechen wollen. „Immer größere Ausgaben und weniger Einnahmen; die Aufträge, welche Sie mitgebracht, sind nicht unbedeutend, da sie aber meist auf geringe Sorte lauten, von

geringem Werth — wo soll das schließlich hinaus! Der Trockenboden soll vergrößert, in der Farbküche ein neuer Schornstein aufgeführt werden — nun einen neuen Zeichner engagiren — es sind Verbesserungen, die über die Kräfte der Fabrik gehen."

Der Reisende zuckte die Achseln, ordnete die Muster, welche er vorgelegt, und widersprach seinem Herrn weiter nicht, der unruhig im Zimmer auf und ab ging und dicke Wolken Tabak aus seiner Pfeife blies.

„Lassen Sie mir die Muster noch hier, welche Sie mitgebracht", sagte Fräulein Dorette, die bis jetzt streng und ernst geschwiegen. „Ich will mit Grimmel die Sache besprechen. Gäbe man ihm Anleitung, legte ihm neue Muster vor, ließe sich der Sache doch wol noch beikommen und etwas Besseres erreichen; wir können unmöglich Alles auf einmal in Angriff nehmen."

„Ja", fuhr der unerbittliche Commis fort, „ich meine es nur gut mit der Firma, sie ist eine alte, höchst renommirte, eine ersten Ranges — würde ein Jammer sein, wenn dieselbe durch Zurückbleiben gegen die Anforderungen der jetzigen Zeit zu einer zweiten Ranges herabsänke!"

„Das wird doch abzuwenden sein", sagte Dorette Kleeberg rasch. „Lassen Sie die Sache vorerst beruhen."

Der Commis wandte sich an den Principal: „Wenn der Herr Kleeberg vielleicht später in's Comptoir kommen wollten, es sind die letzten Abschließungen zu prüfen."

„Halten Sie Alles in Bereitschaft, ich komme sodann."

„Wünsche allerseits guten Morgen."

Die Thür schloß sich hinter dem Reisenden und die Geschwister befanden sich allein.

„Der Mensch hat nicht Unrecht", sagte Dorette nach einer Weile, während sie die Kattunproben aufmerksam betrachtete. „Aber Wollen und Können, das sind zwei mächtig verschiedene Dinge." Sie stand auf und öffnete das Fenster. „Es ist schwül hier oder Du rauchst so stark, ich kann kaum athmen."

Ihr Bruder hatte ihre Worte überhört oder achtete nicht darauf, denn er sagte nach einer Pause: „Das war ein anderes Geschäft zur Zeit des Vaters! Da schickte man Anfangs keine Reisenden, der Principal oder der Sohn des Hauses besorgten das selbst, denn die Geschäfte dehnten sich eben nicht über ein paar Dutzend Meilen weit hinaus. Das Publicum war zufrieden mit ein paar Farbendrucken und zahlte dennoch hoch und prompt; es lag eine Solidität im Kauf und Verkauf, eine Sicherheit im Verdienst und in den abgeschlossenen Geschäften. Das ist jetzt Alles verschwunden und glaubt man ein brillantes Geschäft gemacht zu haben, hat man einen brillanten Schaden erlitten, ehe man es sich versieht!"

„Das Schlimmste ist und bleibt", sagte Dorette Kleeberg, „daß der Vater dreißigtausend Thaler baares Geld aus dem Geschäft gezogen. Er hat ihm eben das Mark genommen, das Betriebscapital geschmälert;

was geblieben, war zu wenig. Dadurch ist für uns ein großer Nachtheil entstanden. In dem Testament stand: „Euch Beiden bleibt der goldene Boden, Ihr müßt sehen, ihm goldene Früchte abzugewinnen.“ Ja, er konnte das damals sagen, aber die Zeiten haben sich geändert.“

„Nun, uns bleibt das Haus auch noch“, bemerkte ihr Bruder.

„Allerdings, aber dann müßte man Alles verkaufen, um zu seinem Vermögen zu gelangen, und das willst Du doch nicht?“

„Das Geschäft ist mir noch eine Beschäftigung, noch ein Beruf, später muß es doch geschehen; Dein Antheil ist gesichert. Es ist nichts Anderes zu machen, da es nun mit Paul bleibt wie es war.“

Eine Pause trat ein. Plötzlich begann der Bruder, indem er sich zu seiner Schwester wandte, welche in düsterm Hinbrüten am Fenster stand. „Und wenn man noch wüßte, wo das Geld geblieben! Ob es das weggelaufene Mädchen erhalten, oder ob es — pah, es werden wol die Schulden des französischen Herrn Baron damit bezahlt worden sein, deshalb war keine Rede weiter davon, denn es ist doch keine Kleinigkeit, dreißigtausend Thaler so verschwinden zu lassen! Es hat sich doch nichts Erklärendes darauf vorgefunden — Du hast ja die Sachen der Stiefmutter untersucht und wie Du damals sagtest, nichts Erhebliches gefunden, als ein paar hundert Thaler.“

„Nichts!“ erwiederte die Schwester, ohne in das Zimmer zu sehen.

„Es ist toll!“ fuhr Herr Kleeberg fort, indem er ärgerlich mit dem Finger die Asche in seiner Pfeife zusammendrückte. „So ein Wesen in der Welt zurückzulassen, von dem man nicht einmal weiß, ob es einen ehrlichen Namen hat — viel weniger einen Groschen Geld!“

„Vielleicht besser so“, wandte sich seine Schwester zu ihm. Ihre Stimme klang allerdings, als ob ihr der Athem fehle. „Besser, als einen Bastard erziehen zu müssen, der Mittel besitzt, sich in der Welt zu zeigen und die Schande seiner Mutter wie unseres Hauses unter die Leute zu bringen. Elend genug ist durch diese Heirath in unsere Familie gekommen!“ fuhr sie mit gesteigerter Erregung fort. „Es soll nicht noch weiter wuchern! Unkraut reißt jeder Gärtner zwischen seinen Blumen aus und thut er es nicht, ist es seine eigene Schuld, wenn sie davon erstickt werden.“

Ihr Bruder, wenn auch ihr beistimmend, liebte dennoch nicht diese sich oft wiederholenden Scenen; er erwiederte daher nichts und fragte nach einer Weile: „Wie bist Du mit dem Doctor zufrieden? Findest Du eine Besserung in Paul's Zustand?“

„Ohne Frage. Natürlich, ein blind geborenes Auge kann er nicht sehend machen, aber seine Mittel schlagen, was die Nervosität bei dem Kranken anbetrifft, sichtlich gut an. Er nimmt wieder Theil am allgemeinen Leben, nimmt seine alten Beschäftigungen wieder auf und wird so vom ewigen Hinbrüten über sich selbst abgezogen.“

„Wie lange ist er in der Behandlung von Helbing?“

„Mai, Juni — fast drei Monate.“

„Und sagtest Du nicht neulich, Ida —?“ Der Bruder schwieg danach, es war ihm sichtbar unangenehm, seine Gedanken auszusprechen. Dorette zuckte die Achseln.

„Ida ist Alles recht, wenn es Bequemlichkeit, Wohlleben, Vergnügen im Gefolge hat — das Individuum ist ihr gleichgiltig: sie liebt nicht, sie haßt nicht, sie lacht, aber weint nicht, ist selten übler Laune, weil sie sich immer die Verhältnisse nach ihrem Behagen unterwirft. Sie findet Doctor Helbing nicht angenehmer als jeden Andern, heirathet ihn aber auf der Stelle, wenn er sie begehren würde; dieses „Wenn“ ist eben die Frage.“

„Seine Familienverhältnisse sind mir gänzlich unbekannt.“

„Wenn Du seine pecuniären meinst, weiß ich, daß er ein vermögender Mann ist und eben in dieser Beziehung für Ida eine wünschenswerthe Partie wäre.“

Herr Kleeberg warf einen Blick auf die große englische Uhr, welche auf seinem Schreibtisch stand und mit dem mächtigen Zifferblatt bereits auf die elfte Stunde des Tages wies. „Time is money!“ stand als Wahlspruch auf einem goldenen, von Amoretten gehaltenen Band über ihrem Gesims und mahnte ihren Besitzer, daß es die höchste Zeit, dem Wunsch seines Reisenden gemäß, sich in das Comptoir zu verfügen. Er schritt daher rasch zur Thür und sagte nur noch im Hinausgehen: „Ueberstürze ja nichts, Dorette; das Wichtigste bleibt Paul's Gesundheit.“

Die Schwester war ihrem Bruder rasch gefolgt. Während er die kleine Treppe, welche in das Fabrikgebäude führte, hinabging, kehrte sie über die große Treppe zu den Wohnzimmern der Familie zurück. Für damalige Begriffe konnte man die Zimmer reich und behaglich ausgestattet nennen. Unsere jetzige Generation würde nichts, weder von Reichthum noch Behaglichkeit darin entdeckt haben; es waren keine Atlasmöbel zu sehen, keine, vom gleichen Stoff, das Zimmer in ein trauliches Dämmerlicht verhüllende Vorhänge. Der dicke Teppich breitete sich nicht behaglich und freundlich mit bunten Blumen zu den Füßen der Bewohner aus, kein Marmorcamin verschönerte die Wand und gab Gelegenheit, herrliche Vasen und Nippsachen aufzustellen. Nein, von all' Dem nichts; Kattunmöbel, weiß gestickte Vorhänge, weiße, mit dunklem Holz eingelegte Dielen zeigten sich dem Eintretenden. Aber einzelne Erbstücke, wie ein mächtiger Spiegel, mit starkvergoldetem, reich geschnitztem Rahmen in die Wand eingelassen, mehrere große, seltene Bilder, schöne, mit Marmorplatten versehene Consolen mit werthvollem Porcellan bestellt, legten Rechenschaft ab, daß die Vorfahren der Familie Kleeberg Sinn und Mittel gehabt, diese kostbaren Dinge anzuschaffen.

Als Fräulein Dorette durch das geräumige Eßzimmer der Familie schritt, hörte sie einen Wagen vorfahren und erkannte, als sie zum Fenster hinausgesehen, die Equipage des Doctor Helbing. Sie öffnete rasch die Thür zum Wohnzimmer und rief, indem sie eintrat: „Ida, bist Du hier? Doctor Helbing wird kommen!“

Ihre Nichte sah ruhig auf und erwiederte phlegmatisch: „Er geht ja immer erst zu Paul.“ Dann gähnte sie hinter der vor ihren Mund gehaltenen Stickerei, an welcher sie eben gearbeitet, und fragte:

„Wo bist Du nur so lange gewesen? Ich sitze den ganzen Morgen allein.“

„Ich hatte zu thun, der Reisende war bei Deinem Vater.“

„Ach richtig! Paul sagte mir, er sei gestern angekommen. Hat er wieder recht lamentirt und schlechte Geschäfte gemeldet?“

„Ganz wie Du sagst.“

„Er ist ein langweiliger Schwätzer, von Kopf bis zu Fuß Commis voyageur!“

„Letzteres ist kein Fehler, seine Pflicht, sein Beruf, sogar seine Schuldigkeit; aber bei alledem wünschte ich, er machte bessere Geschäfte.“

„O, ich kenne seine ganze Litanei, seine Schlagworte, seine Sprach- und Denkweise; schlechte Sorten am meisten verkauft, überall zu spät gekommen, Pariser Reisende schon vorgesprochen, höchst feine Sorten abgesetzt, famose Muster &c. &c., kurzum, das alte erbauliche Lied!“

Die Tante warf einen kalten Blick nach der Nichte und sagte trocken: „Verbrauchen ist bequemer als Erwerben.“

„Da hast Du Recht, Tante Dorette!“ lachte das junge Mädchen. „Ich bin sehr für das Erstere! Nur nichts zurückweisen, was das Leben angenehm machen kann, in der Art bin ich eine vollkommene Kaufmannstochter; so viel als möglich aus Allen Vortheil ziehen, vor allen Dingen dem Leben die guten Seiten abringen. Du nimmst das Leben viel zu wichtig, viel zu ernst!“

„Du bist in der Sonne aufgewachsen, ich im Schatten.“

Die Nichte kannte nicht Alles aus der Vergangenheit der Tante, aber was sie davon wußte, hatte sie nicht vergessen; sie liebte die Wiederholung dieser traurigen Erlebnisse durchaus nicht und schnitt daher diese Möglichkeit durch die Frage ab: „In welchem Zustand hat denn Herr Gerber die Pferde von der Reise mitgebracht?“

„Außer daß sie ermüdet sind, haben sie sich gut gehalten.“

„So könnten wir vielleicht heute Mittag nach Krummbach fahren, es wäre für Paul das Beste, was er thun könnte.“

„Ich habe danach nicht gefragt.“ Man hörte Thüren auf- und zumachen. Dorette horchte auf. „Doctor Helbing kommt!“

Gleich darauf trat er ein. Er war ein großer, stattlicher Mann. Sein ernstes, männliches Gesicht entsprach dem Beruf, welchen er sich gewählt und dem er sich mit aller Kraft seines Körpers und Geistes unterzogen. Sein Blick suchte das junge Mädchen, während ihm die Tante entgegenging.

„Ich komme nur einen Augenblick“, sagte er, nachdem er beide Damen begrüßt, „um mich selbst zu erkundigen, ob die Gesellschaft, zu der Sie so gütig waren mich einzuladen, auf morgen bestimmt sei? Paul meinte, nein.“

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte Dorette und schob Doc-

tor Helbing einen Stuhl neben das Sofa, auf welchem sie sich niedersetzte.

„Paul weiß überhaupt nur was in seinen Büchern steht!“ erwiederte Fräulein Ida. „Natürlich ist morgen Gesellschaft, das große, wichtige Fest!“ Und sie lachte hell auf. „Aber Sie werden doch kommen?“

Sie vereinigte mit dieser Frage einen so freundlichen Blick aus ihren klaren, blauen Augen, daß ihr Nachbar sofort seine Gegenwart zusicherte.

„Es wird auch musicirt“, sagte Ida's Tante.

Der Doctor war zerstreut, er sah rasch umher und fragte: „Also ist es kein Ball?“

„Ein Ball?!“ lachte Ida und schlug ihre hübschen Hände zusammen. „Mitten im Juli? Das wäre ein heißes Vergnügen!“ Und sie lachte wieder.

„Ja, ja“, erwiederte Doctor Helbing, seinen Hut auf einen Nebentisch stellend, „ich muß schon gestehen, daß ich daran nicht gedacht, obgleich ich die glühenden Sonnenstrahlen heute genugsam empfunden.“

„Haben Sie viele Kranke?“ fragte Fräulein Dorette.

Der Doctor ließ einen Augenblick seine Augen auf dem bleichen, ernsten Gesicht der Fragenden ruhen.

„Wenn auch nicht gerade das, so sind es meist schwere Fälle.“ Er wandte sich wieder zur Nichte; die Tante hatte für ihn etwas durchaus Unsympathisches.

„Nicht wahr, Paul geht es heute besser?“ fragte Ida.

„Ich bin sehr zufrieden; vor allen Dingen beginnt er wieder sich etwas zuzumuthen, sich zu beschäftigen, ich fand ihn zum ersten Mal, seit ich ihn besuche, eifrig zeichnend.“

„Das ist gut, das freut mich!“ rief Ida und nickte dem Doctor freundlich zu. „Es ist das Beste was er thun kann, wozu er auch die meiste Anlage besitzt.“

Fräulein Dorette stand auf und nahm von einem Nebentisch eine Mappe, welche sie vor Doctor Helbing niederlegte. „Ich wünschte, Sie blätterten ein wenig darin, um zu sehen, was für ein wirklich seltenes Talent Paul besitzt.“

Der Doctor folgte mechanisch ihrem Wunsch. „Allerdings“, sagte er, nachdem er einige Blätter betrachtet, „es wäre sehr zu beklagen, ließ er diese reiche Anlage, die ihm die Natur verliehen, unbenutzt liegen. Aber ich hatte noch eine Frage“, wandte er sich zu Ida, „ginge es wol, daß Sie Paul bei dem herrlichen Wetter in's Freie führten? Es wäre für ihn durchaus wünschenswerth.“

„Das war auch mein Gedanke!“ sagte sie aufstehend. „Im Augenblick komme ich wieder und bringe Antwort, ob die Pferde im Stande sind, eine Spazierfahrt zu unternehmen; gleich bin ich zurück!“

Sie eilte ohne eine Antwort abzuwarten aus dem Zimmer. Doctor Helbing sah ihr nach. Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, nahm er wieder ein Blatt aus Paul's Mappe zur Hand.

„Fräulein Ida liebt ihren Bruder außerordentlich“, sagte er halb laut, mehr zu sich, als zu Dorette. Aber diese erwiederte:

„Das ist vollkommen wahr, Ida ist für ihn eine zweite Mutter. Sie können sich nicht denken, wie sehr ihr heiteres Temperament für ihn von günstigem Einfluß ist.“

Doctor Helbing sah auf die Zeichnungen, ihr Blick glitt prüfend zu ihm, sie erwartete eine Antwort; aber er fragte plötzlich, ihr ein Blatt hinreichend: „Wer ist das?“

Eine tiefe Blässe verwandelte ihr eben noch freundliches Gesicht in ein kaltes, marmorbleiches. „Niemand“, sagte sie und gab das Blatt zurück.

„Niemand“, wiederholte der junge Mann gedankenvoll, legte es in die Mappe und schloß sie.

In dem Augenblick kam die Nichte zurück. Ihre Augen waren dunkler, ihr Teint erhitzter. „Wie gewöhnlich!“ sagte sie und sah ärgerlich zu ihrer Tante hin. „Müde, die Eisen schlecht im Stand — Spat — Husten —“; sie lachte plötzlich, trotz ihres Zornes und setzte sich auf ihren Platz, wo sie ruhiger geworden fortfuhr: „Es ist zu toll mit dem alten Friedrich! Er freut sich förmlich, wenn er mir seine Pferdemisère vortragen, besonders aber damit meinen Spaß verderben kann.“

„Kutscher, Fräulein Ida, sind geborene Tyrannen“, bemerkte Doctor Helbing. „Und die alten sind die schlimmsten. Aber —“, fügte er, sich erhebend, hinzu, „wir wollen den guten Friedrich heute nicht weiter bemühen: wenn es den Damen recht und angenehm ist, meinen Wagen zu benutzen, so steht er gern zu Diensten — freilich unter der Bedingung, mich als Gast mitzunehmen, da ich die Spazierfahrt mit einem Krankenbesuch verbinden muß.“

„Dafür können wir nicht dankbar genug sein“, sagte Fräulein Dorette.

„So werde ich um vier Uhr hier vorfahren.“

Doctor Helbing hatte die Worte der Tante überhört, da er auf die der Nichte hinhorchte; indessen schwiegen ihre Lippen, aber die fröhlichen, blauen Augen, die so liebevoll und lächelnd zu ihm aufsahen, ersetzten die Antwort vollkommen.

„Bitte, theilen Sie Paul unsern Plan mit“, sagte er zur Thür gehend. „Und erwarten Sie mich pünktlich.“

Die Thür schloß sich. Fräulein Dorette legte die Mappe rasch bei Seite. Ihre Nichte fragte: „Soll ich zu Paul gehen und ihm Alles mittheilen?“

„Ja, ja, das kannst Du thun.“

Nach ein paar Minuten war Dorette Kleeberg allein. Sie blätterte eifrig in der weggelegten Mappe, sie fand bald, was sie suchte — — drei Mal durchrissen, war es schnell vernichtet.

Drittes Kapitel. Niemand.

Durch lange, nach Farbendunst und eingeschlossener Luft riechende Gänge, über steile, mit ausgetretnen Stufen emporsteigende Holztreppen gelangte man aus dem Kleeberg'schen Wohnhaus in das hintere Fabrikgebäude desselben. Deutlich wie man an einem abgesägten Baum durch die Ringe die Jahre desselben erkennt, konnte man hier die alten und neuen Verbesserungen durch die modernere oder ältere Bauart erkennen, nur mit dem Unterschied, daß bei dem Baum die Ringe symmetrisch und schön, im gleichen Maaß sich fortsetzen, während hier ein confuses und unharmonischer Wirrwarr entstanden war. Man hatte, um die vielen verschiedenen Kammern und Arbeitszimmer besser finden zu machen, überall Zettel, ja sogar Wegweiser angebracht: Links, „nach dem großen Trockenboden", rechts, „nach der Formenkammer" u. s. w. Man mußte schon einige Zeit hier gelebt haben, um sicher seine Thür zu finden.

Eben hatte es Acht geläutet. Die Leute hatten bis jetzt gearbeitet, da der Reisende einige schnell zu expedirende Bestellungen mitgebracht, doch jetzt hörte man, wie in einer Knabenschule, Thür auf-, Thür zuschlagen und sah Männer und Frauen das Haus verlassen. Danach trat eine tiefe Stille ein. Der erste Buchhalter war mit seinem Hauptbuch und der Kasse auf sein Zimmer gegangen und das Comptoir war geschlossen. Die übrigen Herrn Commis machten bereits auf ihren Zimmern Toilette, um sich auf irgend eine erwünschte Weise von des Tages Last und Schwüle zu erholen, während der Werkmeister mit dem Hausburschen noch einmal die Runde machte, um sich zu versichern, daß für die Nacht Alles in gehöriger Ordnung sei.

Das Sonnenlicht, welches in dem Vorderhaus noch jedes Zimmer erhellte, begann in dem Hinterhaus zu erlöschen, die Treppen wurden düsterer, das Ende der Gänge verlor sich im Schatten und Ecken und Winkel versteckte tiefe Dunkelheit. Jetzt begannen die Ratten und Mäuse ihr Tagewerk, huschten bald hier, bald dort hinter einem Zeugballen oder Farbetopf hervor, um die von den vespernden Arbeitsleuten auf den Boden gefallenen Krumen in ihre Behausung zu schleppen. Damit war denn hier das letzte Leben und Geräusch vorüber.

An einer Thür, welche ein aufgeklebter Zettel als „Schränkekammer" bezeichnete und welche sich inmitten der Fabrikzimmer befand, klopfte kurze Zeit danach ein älterer, hagerer Mann. Seine Persönlichkeit war kaum aus dem Dämmerlicht, welches hier herrschte, herauszufinden, besonders da sein Anzug, sein Haar, wie sein schmales, feines Gesicht alles in's Grauliche spielten. Nachdem sein an das Schlüsselloch gelegtes Ohr ein „Herein!" vernommen, trat er ein.

Von dem an der Thür angegebenen Inhalt dieser Kammer war allerdings ein großer Vorrath vorhanden, dennoch befand sich aber außer diesen Gegenständen etwas wesentlich Anderes darin — ein junges Mädchen — freilich durch Fräulein Dorette Kleeberg's Ausspruch Doctor Helbing gegenüber als „Niemand" bezeichnet.

„Guten Abend, mein Herzchen", sagte der alte Herr, nachdem er eingetreten, sich die Hände mit Wohlbehagen reibend. „Nun, auf dem Bett? Doch wol nur müde — nicht krank!"

Das freundliche „guten Abend" galt dem jungen Mädchen, welches beim Eintritt des alten Mannes auf einem ziemlich ärmlich aussehenden Bett gelegen. Es sprang eilig herab und ging ihm lachend entgegen.

„Krank? Kein Gedanke daran! Aber müde!" Sie reckte die Arme zurück und dehnte den Körper empor. „Es nahm auch heute kein Ende", sagte sie mürrisch. „Mamsell Mehl brachte immer und immer neue Lappen — bald zum Heften, bald zum Sortiren — nun ich Alles fertig habe, holt sie es noch nicht einmal ab."

„Ja, weißt Du, die hat heut' viel im Kopf! Große Gesellschaft — hm!"

Der alte Mann setzte sich auf einen Stuhl, welcher dicht am Fenster stand.

„Große Gesellschaft?" wiederholte das junge Mädchen mit freudestrahlenden Blicken. „Ist das wirklich wahr?"

„Ja, ja, Du kannst es glauben; seitdem der junge Herr Paul so viel besser ist, lebt die Familie förmlich wieder auf, nur der Principal machte heute ein mürrisches Gesicht; der Reisende hat ihm erklärt, er müsse einen neuen Zeichner anstellen, die Muster vom alten Grimmel fänden keinen Beifall mehr. Ja, es mag sein Wahres haben! Gut, daß das Einmaleins ewig jung bleibt und meine Jahre nichts damit zu schaffen haben."

Das junge Mädchen hatte sich eine hölzerne Fußbank zum Fenster gezogen, stellte sich darauf und sah mit aufgestützten Armen den Kopf haltend, in die untergehende Sonne. „Wie lange sind Sie wol schon hier im Haus, Herr Grüttner?" sagte sie nach einer Pause und sah dem alten Mann in das freundliche Gesicht.

„Das muß ich mir erst überlegen, mein Herzchen", erwiederte er lächelnd. „Denn ich habe eigentlich noch nie daran gedacht — Gott, man lebt so einförmig und ruhig weiter bei geregelter Beschäftigung und Einnahme, daß man schließlich alt wird, ohne die Jahre zu verrechnen, und dann, wenn man so viel rechnen muß wie ich, da vergißt man schließlich sein eigenes Facit zu ziehen. Aber ich kann's machen! Als ich bei Herrn Kleeberg senior in Condition trat, muß ich wol so zwischen sechsundzwanzig und dreißig gesteckt haben, aber den Tag und die Jahreszahl weiß ich durch ein damals die bange Welt in große Besorgniß stürzendes Ereigniß ganz genau — es war der Todestag Mirabeau's, der 2. April 1791. Sieh' mal an, was das schon eine schöne Anzahl Jahre ausmacht — jetzt schreiben wir 1830. Was habe ich in der Zeit schon viele Summen addirt, subtrahirt und multiplicirt — ja, multiplicirt! nur für meine Kasse da hab' ich nichts zu multipliciren gebraucht."

„Ich wollte wir hätten recht viel Geld", sagte das junge Mädchen und setzte sich ihrem Freund gegenüber.

„Ja, ich wollte auch, wir hätten recht viel Geld", wiederholte der alte Buchhalter und sah lächelnd vor sich nieder. Er schlug nur selten seine sanften Augen empor, es war eine Angewohnheit, die ihm durch das immerwährende Niederblicken auf seine Bücher zur zweiten Natur geworden. „Ich möchte einmal annehmen, wir gewännen in der Lotterie", fuhr er fort und steckte seine beiden mageren Hände zwischen seine Kniee.

„Wenn wir gesetzt hätten", schaltete sein Gegenüber ein.

„Ja natürlich, ein Loos müßten wir genommen haben. Ich nehme also an, wir hätten von unseren Ersparnissen ein Loos gekauft und merkwürdigerweise hätte dieses Loos auch gewonnen!" Er hielt einen Augenblick bei diesem glücklichen Bilde, welches er sich schuf, ein und fuhr dann fort: „Ich ginge jedenfalls hin und holte das Geld, aber ganz allein — ganz heimlich!"

Das junge Mädchen sagte: „Nach der Arbeit."

„Versteht sich von selbst! Erst die Pflicht, aber dann — dann —"; er sah lächelnd zu seinem Liebling auf, „dann kaufte ich für Dich sofort neue Kleider, Hüte, Schuhe — so recht was Dir Alles fehlt und nothwendig wäre."

Diese Bedürfnisse schienen ihm für das junge Mädchen am dringendsten. Er hatte nicht Unrecht. Die zarte Gestalt war von einem dunklen Stoff bekleidet, der auf die Dauer berechnet, auch wol diesem Wunsch entsprochen, aber da er bei dieser guten Eigenschaft nicht auch die des Wachsens besessen, Arme und Füße bedenklich hervorsehen ließ; die zu kurz gewordene Taille war verborgen unter einem braunen Tuch, welches auf dem Rücken in einen Knoten geschlungen war.

„Nein, Herr Grüttner, das wäre nicht Das, was mir Freude machen könnte, das wäre nicht das Nothwendigste", sagte das junge Mädchen erregt. „Ich will Ihnen erzählen, was ich zuerst thäte — was mir eine Seligkeit bereitete ohne Grenzen!"

„So!" sagte Herr Grüttner überrascht. „Ei, so sag' doch, was das wäre, mal' es nur aus, ich höre Dir so gern zu. Vor meinen Augen sehe ich dann Alles gleichsam lebendig werden und, ich kann Dir sagen, zuweilen ist es mir, als könnte ich, wenn es wirklich so käme, mich nicht so daran erfreuen und erlaben, wie jetzt in Gedanken!"

Es legte sich ein eigener Zug von Behagen um seine schmalen Lippen, etwa als wenn ein Feinschmecker eine Delicatesse erblickt. „Aber ich halte Dich auf, bitte — Du wolltest also sagen —"

Das junge Mädchen begann: „So wie das Geld hier auf dem Tische läge, schlöss' ich meine Thür ab und ging hinüber in das Wohnhaus; dort ließ' ich durch eine der Mägde die Familie Kleeberg bitten, sich um mich zu versammeln — daß sie sämmtlich kämen, weiß ich; der Mann, die Schwester, die Lachtaube und der halb Lebendige!"

Der alte Diener des Hauses bewegte unruhig seine Hände, sein Gesicht nahm einen ängstlichen Ausdruck an. Das junge Mädchen bemerkte es wol, aber sie achtete nicht darauf; das heiße Blut trieb ihre aufgeregten Nerven zu größrer Spannung an und ließ ihrer Phantasie

freien Lauf. Sie fuhr fort: „Wenn sie dann Alle verblüfft daständen über meine Kühnheit, Fräulein Dorette schon die mageren Hände ausstreckte, um mich vor die Thür zu werfen, dann sagte ich —", sie sprang in ihrer Aufregung vom Stuhl, warf die langen Zöpfe über ihre Schultern zurück und rief mit bebender Stimme: „Nun ist Eure Macht über mich gebrochen, nun ist Alles vorüber! Das Bettelbrod, das Ihr mir gereicht, könnt Ihr von nun ab sparen; die elenden Lumpen, womit Ihr mich bekleidet, den Fabrikmädchen als Andenken an mich und Eure Freigebigkeit schenken; den weiblichen Teufel, den Ihr von meiner Geburt an mir wie einen bissigen Hund zur Seite gegeben, seines Dienstes entlassen. An die Stelle, wo Ihr mein elendes Lager aufgeschlagen, stellt jetzt noch einen Eurer goldgefüllten Schränke auf und dann gebt ein Fest zur Feier, daß der Schandfleck der Familie — das auf der Straße gefundene Kind — aus dem Haus, aus dem Weg gegangen! Niedrige, elende —"

„Louischen, mein gutes Kind!" unterbrach das im höchsten Grad erregte Mädchen der alte Mann. „Ich, ich —"

Der Zauber war gebrochen — das junge Mädchen sah, daß sie ihren Freund, anstatt wie sie es schon oft — so oft gethan, durch das Ausmalen einer reichen glücklichen Zukunft mit Wohlbehagen erfüllt, auf das peinvollste berührt und geängstigt. Denn, tadelte er auch im Stillen die Art und Weise, wie man das arme Kind behandelte, so war er doch von der andern Seite durch die langen Dienstjahre seinem Herrn und dessen Familie ein zu ergebener Diener geworden, um sie gern herabsetzen oder beschimpfen zu hören.

„Seien Sie nur nicht ärgerlich oder ängstlich", sagte Louise und setzte sich auf ihr Bett, mit der Hand an die heiße Stirn greifend. „Es kommt ja nie dazu, weder zu dem Einen noch zu dem Andern. Denken Sie nicht mehr daran!" Und wie um ihren Freund rasch auf andere Gedanken zu bringen, sagte sie: „Die Bücher habe ich gelesen, wäre es möglich, andere zu bekommen?"

„O ja, gewiß, ich verschaffe Dir andere, vielleicht schon morgen. Und die Exempel, wie steht's damit, Herzchen, versäume mir ja nicht das Rechnen!"

„Bis auf eins bin ich durch". Sie stand auf und holte Bücher, Hefte und eine Schiefertafel aus einer Kachel des Ofens.

„Da bist Du recht fleißig gewesen, bitte, lege mir Alles zurecht und erinnere mich daran beim Weggehen."

Als sie sich wieder zu ihm wandte, zog er eine Papierdüte aus der Tasche, die, als er sie bedächtig öffnete, schöne, rothe Kirschen enthielt. „Na, wie ist es damit?"

Louise faßte mit kindlicher Freude danach. „Kirschen?" rief sie und steckte ihr Gesicht in die Früchte. „Die riechen ordentlich nach Sonne!"

„Kleines Schnuckerchen! Nicht, das war doch ein unerwarteter Spaß!"

Eine der süßen Kirschen war bereits zwischen den Lippen des jungen Mädchens und färbte ihre weißen Zähne mit ihrem rothen Saft. „Sind die von den Frauen an der Marktecke?"

„Ja, von dort. Als ich nach Tisch etwas ausging, kam ich daran vorüber und konnte nicht widerstehen."

Louise setzte sich ihrem Freund wieder gegenüber, riß ein Stück Papier von der Düte, that eine Handvoll Kirschen darauf und legte sie Grüttner auf den Schooß. „Die Kirschen", sagte sie, „es ist doch sonderbar, wie die mich plötzlich so deutlich an eine lang verflossene Zeit erinnern; an die Zeit, wo ich so ungefähr fünf Jahr alt sein mußte — ungefähr", fuhr sie nachdenkend fort, „denn ich habe ja keinen Geburtstag, nicht wahr, Herr Grütter, ich bin ja Niemand!" Ihre dunklen Augen glühten auf und sahen den alten Mann fragend an, aber als sie bemerkte, daß sie durch ihren leidenschaftlichen Ausruf ihn wieder verstimmt, fuhr sie ruhiger fort: „Also — da ging ich einmal in die Küche und als ich einen großen Korb voll Kirschen dort stehen sah, gelüstete es mich so danach, daß ich Mamsell Mehl bat, mir ein paar davon zu geben, aber als Antwort schlug sie mich auf meine ausgestreckte, begehrliche Hand und warf mich zur Küche hinaus. Da lief ich jammernd Trepp auf, Trepp ab, die langen, schmutzigen Gänge hinunter, bis ich erschöpft und geängstigt mich vor einer Thür hinlegte und einschlief. Als ich erwachte, da — da war ich —", ihre Stimme stockte, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie sprang auf, fiel ihrem Freund um den Hals und rief: „da war ich in Ihrem Zimmer, lag auf Ihrem Bett und Sie streichelten mir meine verweinten Augen."

„Ja", erwiederte der alte Mann und fuhr schmeichelnd über des jungen Mädchens reiches Haar und zarte Wangen, „und von dort ab sind wir immer gute Freunde geblieben bis auf die heutige Stunde, ohne daß es Jemand gemerkt und eine Ahnung davon hat!"

„Das ist auch das Beste daran", sagte Louise, fast zu ernst und kalt für ein so junges Gemüth. Das Obst hatte sie bei Seite gelegt und sich wieder auf ihren Schemmel gesetzt. Nach einer Pause sagte sie plötzlich: „Heute Abend bin ich unglücklich, ich kann mich mit nichts und nichts beruhigen! Es ist gut, daß es Abend ist, einen langen Tag vor mir — nein, nein, da hätte ich etwas angefangen, was vielleicht viel geschadet und nichts gebessert hätte!"

„Du mußt Doch krank sein, Herzchen, ich habe es gleich geahnt, als ich hereinkam; Du hast sicherlich Fieber, komm, laß mich Deinen Puls fühlen."

„Fieber, nein, ich Fieber? welch' eine Idee! Das ist es nicht, aber — könnten Sie mir wol einen Gefallen thun, Herr Grüttner?"

„Kind, was in meinen Kräften steht, hab' ich Dir noch nicht abgeschlagen."

„O, es ist nichts Schweres, nichts gegen Ihre liebe Dienstherrschaft, es ist nur, daß ich Sie fragen möchte und Sie sollten mir antworten."

„Ja, da frag' Du nur drauf los, wir wollen schon antworten."

„Wie kam meine Großmutter in dies Haus?"

„Deine Großmutter, Herzchen — ja sieh, das kam so ganz gewöhnlich! Das war ganz natürlich, möchte ich sagen. Dein Großvater machte damals noch seine Geschäftsreisen meistens selbst. Da lebte nun in einer kleinen Stadt, ich glaube der Billigkeit halber, ein guter Freund von ihm, ein Herr Kammerrath von Emmerich, bei dem er jedesmal einkehrte und dort verblieb, bis er daselbst seine Geschäfte abgewickelt. Der Kammerrath besaß eine Nichte, die ihm den Haushalt führte und zwar zu seiner großen Zufriedenheit. Als einstmals Dein Großvater wieder dorthin kam und bei seinem Freund zu wohnen hoffte, ging das diesmal nicht gut, da er Tags zuvor gestorben war; er traf daher die Nichte allein an und recht betrübt, denn da sie wenig Vermögen und auch sonst keine Verwandten hatte, die sich ihrer hätten annehmen können, wußte sie nicht recht, wohin mit sich. Dein Großvater schien das begriffen zu haben, auch mochte er sie wol schon immer gern leiden, obgleich sie bereits in den Dreißigen war, und er bot ihr an, ihre Heimat in seinem Haus aufzuschlagen — mit einem Wort — ihn zu heirathen, was sie denn somit auch wol gethan hat."

„Und diese Großmutter hatte nur ein einziges Kind?"

„Ja, eine Tochter."

„Und diese Tochter?"

„Das war ein wunderbar schönes, liebes Mädchen, wenn nur —"

„Nur?"

„Sehr lustig — sehr —"

„Sehr — bitte, sagen Sie es aus, ich bin nicht mehr so aufgeregt."

„Sehr leichtlebig — ich meine eben sehr lustig."

„Ich verstehe das. Jetzt aber kommt die Hauptsache, bitte, umgehen Sie meine Frage nicht auf Umwegen, denken Sie doch, daß Sie der einzige Mensch sind, der mir auf all' Dies antworten kann, der einzige, der es auch thut. Meine Mutter verschwand eines Nachts aus diesem Hause?"

„Ja, eines Nachts." Der alte Mann räusperte sich.

„Allein?"

„Das Regiment hatte plötzlich Ordre bekommen."

„Und sein Befehlshaber?"

„Der wohnte hier, bei Herrn Kleeberg senior."

„Und der liebte meine Mutter?"

„Ich denke sehr."

„Sie kamen nicht wieder?"

„Nein, niemals."

„Und meine Großmutter?"

„Die ward von da ab immer stiller, immer bleicher; ich konnte das damals genau beurtheilen, denn wir Herren vom Comptoir aßen da noch mit am Familientisch."

„Wer schaffte denn die Sitte ab?“

„Nach dem Tode der Frau Kleeberg senior, erinnere ich mich, wurde es geändert. Die Familie wünschte ungestörter zu sein.“

„Und nun, Herr Grüttner, wie kam ich in dieses unselige Haus, zwischen diese Menschen!“ Das Mädchen senkte den Kopf, der alte Diener mußte sich bücken, um sie zu verstehen.

„Dein Großvater war bereits ein Jahr nach der Abreise Deiner Mutter gestorben, wahrscheinlich —“, sagte er und seine Augen wurden feucht, da er sich genau noch des Abends erinnerte, wo ihn sein Principal hatte an's Bett kommen lassen, um ihm für seine vergangenen Dienste zu danken und ihn zu bitten, in zukünftigen Zeiten seinem Sohn ebenfalls zur Seite zu stehen, „wahrscheinlich aus Kummer; denn, Kind, er hatte Deine Mutter sehr lieb. Da fing Deine Großmutter an zu kränkeln. Wenn man nach ihr fragte, hieß es stets: Fieber und immer Fieber. Da hörte ich eines Tages, sie sei plötzlich abgereist und ehe sie wieder kam vergingen acht Tage.“

„Kam sie allein zurück?“

„Nein, sie brachte ein kleines Mädchen von ungefähr anderthalb Jahren mit, ja, ein kleines Mädchen!“ Der alte Mann lächelte Louise zu.

„Hatte sie keine Wärterin, kein Mädchen mitgenommen?“

„Ei natürlich, die Kathrine, ihre Magd, dieselbe, die bei ihr geblieben bis an ihr Ende.“

„Und Sie hatten doch dieses Mädchen gesprochen, Herr Grüttner, erzählten Sie mir das nicht einmal?“

„Ja wol. Die sagte mir, sie seien beinahe zwei Tage gefahren, immer im Carrière, bis sie endlich in eine große Stadt gekommen und da vor einem prächtigen Haus ausgestiegen. Ihre Frau sei sehr angegriffen gewesen, sie habe sie müssen die Treppe hinauf führen, so haben ihr die Kniee gezittert. Sie selbst habe man in ein Zimmerchen gewiesen, da aber Alle eine fremde Sprache gesprochen, habe man ihr nur angezeigt, was sie thun oder lassen solle. Deine Großmutter hat sie nicht eher wiedergesehen, als bis man sie in ein Zimmer gerufen — da hat sie vor dem Bett Deiner Mutter gelegen und deren Hände mit Küssen und Thränen bedeckt, und dann, und dann —“

„Dann ist meine Mutter gestorben, nicht wahr?“

„Ja, allerdings.“

„Aber von nun an, Herr Grüttner, da wird Alles dunkel, Alles unaufgeklärt! Hat denn meine Großmutter Niemandem etwas gesagt, wer ich sei, wo mein Vater geendet, woran meine Mutter gestorben? Ist denn für mich nicht ein Groschen Vermögen geblieben? Nicht ein elendes Andenken — gar, gar nichts!? Es kann nicht möglich sein!“

„Doch ist es so, Herzchen, ich weiß es nicht anders. Deine Großmutter wurde mit der Zeit immer menschenscheuer, mit der übrigen Familie verkehrte sie nicht mehr; sie lebte nur noch in ihren paar Zimmern, mit Dir und der Kathrine. Aber sie hatte der Magd gesagt,

sie würde das Haus verlassen und mit Dir in eine andere Stadt ziehen, aber die hatte schon lange hier in der Fabrik ein Verhältniß mit einem Arbeiter, mit dem sie auch nach dem Tode Deiner Großmutter nach Amerika ging. Freilich, daß Deine arme Großmutter so bald ausziehen müßte, hatte sie sicherlich nicht gedacht."

„Und die Großmutter hat für mich nichts hinterlassen?"

„Nein, Fräulein Dorette sagte einstmals, Herr Kleeberg senior habe Deiner Großmutter viel Geld vermacht, aber da sich bei ihrem Tode nichts vorgefunden, vermuthlich Alles nachher ihrer Tochter zugeschickt."

„Gewiß eine Lüge", sagte das junge Mädchen. „Aber wer könnte es beweisen?"

Es war vollkommen dunkel im Zimmer geworden; Louise stand auf und zündete das in einem Blechleuchter befindliche Talglicht an. Als das matte Licht seinen Schein über das feine Gesicht warf, kam es dem alten Grüttner vor, als sei es seit einer Stunde um ein Jahr älter geworden.

„Es ist Zeit, Herzchen, daß ich gehe", sagte er aufstehend. „Aber lern' Du ja nicht mehr heute Abend, denn Du siehst recht bleich aus. Gieb mir jetzt die Hefte und die Schiefertafel, ich bin müde und will zu Bett gehen."

Louise hatte stillschweigend Alles zusammengeholt. Als sie es in seine Hände legte sagte sie ernst: „Herr Grüttner, morgen Abend wollen wir wieder Luftschlösser bauen; es kommt ganz auf Eins heraus — die Vergangenheit ist leer — die Gegenwart — die Zukunft — gute Nacht."

Sie leuchtete ihm bis an die Thür, worauf er sie leise zurückschob, damit nicht ein verrätherischer Lichtstrahl auf ihn fiele. Dann tappte er sich seinen Weg im Dunkeln zu seinem Zimmer.

Viertes Kapitel. Schattenleben.

Die Thür, welche Herr Grüttner so behutsam geschlossen, öffnete sich eine Stunde später eben so behutsam wieder und ließ im Mondlicht eine Gestalt erkennen, die leicht und behend aus ihr hinausschlüpfte, den schmalen Gang hinabeilte, bald in einem dunklen Winkel verschwand, dann wieder erschien und endlich bis an eine nur durch einen eisernen Haken befestigte Thür anlangte. Es war Louise. Sie öffnete rasch die Thür und befand sich alsbald auf einem Vorplatz, welcher angefüllt mit Kisten, Tischen und Bänken eine Art Verpackungsort schien. Sie hielt einen Augenblick an, das umgebundene Kopftuch zurückwerfend und aufhorchend, ob kein Geräusch ihr vielleicht die Nähe menschlicher Wesen verrieth; setzte aber, als Alles still blieb, ihren Weg weiter fort. Sie stand bald am Ziel ihrer Wanderung: einer schmalen, mit einem Blechdach versehenen Brücke, die als Verbindung des Fabrikgebäudes mit den Wohnungen des Dienstpersonals diente, welche sich sämmtlich im ersten

und zweiten Stock eines früher nicht zum Hause gehörigen, sondern erst später durch Herrn Kleeberg senior angekauften Gebäudes befanden. Der Hof, dadurch nur von seinen Häusern eingerahmt, konnte bequem von diesem Brückchen aus übersehen und beobachtet werden. Da die Fabrikräumlichkeiten aber einen größern Bogen umschrieben, als das nur aus fünf Fenster Front bestehende Wohnhaus, hatte Herr Kleeberg die kleine Galerie da anbringen lassen, wo sie diesen Fenstern am nächsten und somit der Hof am schmalsten war.

Auf dieser schwebenden Galerie kauerte Louise nieder, um die ihr gegenüberliegenden Gesellschaftsräume zu beobachten. Der Ort war ihr nicht fremd, sie hatte schon früher, wenn ihr schlechtes Zimmer, in welchem die immer mit Farbendunst angefüllte Luft sie oft beängstigt und gequält, dasselbe verlassen, um hier frische Luft zu schöpfen. Ihre rege Phantasie hatte dann die Wohnzimmer mit den früher hier lebenden Personen erfüllt, hatte die Verhältnisse nach ihrem Willen geordnet und sich oft bei diesen Träumereien bis spät in die Nacht versäumt. Aber seit diesem Frühjahr war's als gewännen ihre Phantasien wirkliches Leben, als würden sie in den so oft beobachteten Fenstern lebendig. Eines Nachts, im warmen Juni, als ihre Blicke wieder mit eigener Sehnsucht auf den Fenstern geruht, von denen sie wußte, daß es das Schlafzimmer ihrer Großmutter gewesen, hatte sich plötzlich zu ihrem namenlosen Erstaunen ein matter Lichtschimmer gezeigt. Sie hatte das Licht mit gierigen Blicken verfolgt — wer konnte noch zu so später Stunde in diesen verlassenen Räumen etwas zu suchen haben? Vor dem einen Fenster befanden sich dichte Vorhänge, hingegen war das andere frei und an diesem zeigte sich plötzlich die Gestalt Dorette Kleeberg's. In der einen Hand trug sie eine kleine Blendlaterne, während sie in der andern einen Schlüssel hielt, den sie vergeblich an einigen dort angebrachten Wandschränken versuchte. Zuweilen beleuchtete sie auch, nachdem sie verschiedene hängende und liegende Gegenstände in denselben bei Seite geschoben, die leere Wand dahinter oder klopfte mit dem Schlüssel daran, jedoch wie es schien immer ohne den gewünschten Erfolg. Endlich stellte sie die Laterne auf eine Kiste, welche sich in der Mitte des Zimmers befand, hielt den Schlüssel wie in Gedanken versunken vor sich nieder, untersuchte nach einer Weile das große, runde Loch desselben, klopfte damit auf die Kiste, blies hinein und probirte noch einmal, als kein behindernder Gegenstand herausfiel, die im Zimmer mit einem Schloß versehenen Gegenstände zu öffnen — doch wie zuerst vergeblich. Wie sie lautlos gekommen, verschwand sie auch bald darauf wieder und ließ das junge Mädchen in namenloser Verwirrung zurück. Warum ging dieses unheimliche Wesen so spät Nachts noch umher und was suchte sie gerade in diesem Zimmer? „O, ich wollte, ich hätte den Schlüssel, welches Geheimniß verbirgt er!“ sagte sie zu sich. „Was sucht sie, die schwarze Gestalt, daß sie es in der Verborgenheit der Nacht thun muß!“

Sie hatte es andern Abends ihrem Freund mitgetheilt, aber als

dieser ihr versichert, daß gar nichts Besonderes daran sei, da Fräulein Dorette immer spät aufbleibe und sehr oft ein oder der andere Schlüssel bei den vielen Schränken und Kasten im Haus verloren ginge, sich wieder beruhigt und bald das Ganze vergessen, besonders als bei ihren nächtlichen Spaziergängen und Beobachtungen ein anderes Wesen in den jetzt so oft erhellten Räumen ein größeres Interesse ihr abgewonnen. Sie verfolgte jede Bewegung des großen, stattlichen Mannes mit fieberhafter Aufmerksamkeit, sie lauschte, wenn seine Lippen sich bewegten, als könne sie durch die jetzt der großen Hitze wegen oft aufgelassenen Fenster eines seiner Worte vernehmen. Sie hatte keine Ahnung, wer er sein könnte, auch nicht einmal die Lust, ihren Freund danach zu fragen, denn es kam ihr vor, als profanire sie ihr Ideal und sich selbst durch die Enthüllung ihres Geheimnisses.

Die Nachricht, welche ihr Grüttner zufällig mitgetheilt: daß große Gesellschaft am heutigen Abend im Hause sei, hatte sie wieder auf die Brücke gelockt. Sie sah mit einer sonderbaren Beängstigung, als sie bereits eine Zeit lang die Zimmer beobachtet, daß dieselben im ungewöhnlichen Lichterglanz strahlten und mehr Gäste sich darin bewegten, als je zuvor. Trotz der warmen, schwülen Sommernacht überlief sie zuweilen ein kalter Frost; sie drückte ihre Stirn an das eiserne Gitter, welches von beiden Seiten die Brücke begrenzte. Ja, da saß er wieder an der Seite der Lachtaube — sie konnte Beide so deutlich sehen — sehen, aber nicht hören! Keins von den Worten, die von beider Lippen — von Einem zum Andern flogen und zum gegenseitigen Gefallen reizten! Aber sie konnte auch sehen, ohne daß sie es zu hören brauchte, daß, wenn seine lustige Nachbarin allein sprach, seine Blicke ernst und theilnamsvoll auf ihr ruhten — daß er mit einem eigenen Behagen die Früchte mit ihr theilte, welche der Diener servirte, daß sie ihm dafür mit ihren leuchtenden blauen Augen dankbar zulächelte, daß er von diesem Blick gebannt wurde — daß nichts diesen Zauber lösen wollte. „Nichts! Nichts!" rief sie in die stille, schwüle Nacht hinein. „Nichts —!" Doch, da ist er plötzlich, der ihn bricht — da ist er, der den Zauber löst — der Einäugige, der halb Lebendige, wie sie ihn in ihrem Aerger genannt. Er bittet seine Schwester aufzustehen und nimmt ihren Platz ein, stützt den Kopf in die Hand und beginnt ein Gespräch mit ihrem Nachbar. „Ach, herrlich, herrlich!" ruft die jubelnde Seele. „Die Gefahr ist vorüber!" Bald steht man auf, die muntere Gesellschaft mischt sich im bunten Durcheinander; einzelne Gäste verlassen das Zimmer, die anderen folgen nach, nur Der, den sie allein beobachtet, tritt plötzlich an das offene Fenster, betrachtet eine Weile den sternbesäeten Himmel und folgt dann am Arm des letzten Stammhalters der Familie Kleeberg den Uebrigen.

Das Schattenspiel ist nun vorüber. Bald löscht die Dienerschaft, nachdem sie den Tisch abgeräumt, die Lichter aus und nun herrscht wieder überall tiefe Dunkelheit.

Das einsame Herz schlägt jetzt stiller und ruhiger, der Kopf sinkt

in die müden Hände und denkt und denkt, bis auch die Gedanken ihre Kraft verlieren, sich verwirren und das Erlebte mit in die Traumwelt ziehen.

Der nächste Kirchthurm hat längst Mitternacht geschlagen — da erwacht endlich das schlafende Mädchen. Sie hat mit dem Kopf den Draht berührt, welcher über die Brücke nach der Tischglocke gezogen und die Glocke schlägt rasch an. Sie fährt erschrocken auf und weiß im Augenblick nicht wer und wo sie ist, bis sie an dem dunklen Blau des Himmels, an den funkelnden Sternen erkennt, daß es tief in der Nacht sein muß. In dem Augenblick, wo sie sich mühsam aufrichten will — da — da ist wieder jener matte Lichtschimmer, aber in einer andern Kammer als damals. Sie kriecht wieder in ihren dunklen Winkel zurück und jetzt wiederholt sich dieselbe Scene wie ehedem. Sie sieht ihn wieder, den eigenthümlich geformten Schlüssel, wie ihn die weiße Hand vergebens in Kisten- und Thürschlösser versucht, wie das bleiche Gesicht ihn lange betrachtet, als könne er ihr vielleicht einmal sein Geheimniß sagen, wo das Schloß sei, zu dem er gehörte! Aber heut' schleicht sie eifriger umher, als vor einigen Wochen, sucht emsiger und rastloser, doch eben so nutzlos — so vergeblich. Und endlich verschwindet sie wieder wie sie gekommen und ihre Spur verliert sich in der tiefen Nacht.

Jetzt tritt die Gestalt des jungen Mädchens langsam hervor, noch einmal blickt es in die herrliche Sommernacht und noch einmal fragt es mit banger Seele: „Was für ein Verbrechen ist es, welches dieses Weib nicht ruhen läßt?“

(Schluß folgt.)

Vom Lago maggiore.

Von Johannes Nordmann.*)

Wieder befuhr ich den See, von Varese kam ich herüber,
  Gleich einem Zauberbild lag er gewaltig vor mir.
Als in Laveno die Barke mich aufnahm, fielen die Jahre,
  Die ich im Norden verlebt seit jener seligen Zeit,
Da ich ein erstes Mal auf den Boromeischen Inseln
  Herberg genommen und Rast, wie eine Rinde von mir;
Mehr als zwanzig Jahre fielen als lästige Bürde,
  Die zu mir nicht gehört; jung war ich wieder und frisch,
Und ich hielt für ein Lugbild, daß der Spiegel der Wasser
  Meine wahre Gestalt trug auf dem bläulichen Glast,
Mahnend den alten Gesell'n, daß lang versunken die Jugend,
  Die er damals begann selig am nämlichen Ort.
Immerhin! Ich versenke, was war; der Ballast der Jahre
  Drückt die Barke nicht mehr, die einen Glücklichen trägt,
Der Vergangenes abstreift, wie er die perlenden Tropfen
  Schnellt von der kühlen Hand, die mit der Welle gespielt.
Jung bin ich wieder und frisch trotz all' dem Staube des Alters,
  Der auf den Haaren mir liegt, jung ist geblieben mein Herz.
Solche Schönheit zu fassen, von der begnadet der See ist,
  Solchen Zauber und Reiz, braucht es ein pochendes Herz;
Das aber pocht in mir, in dem Jüngsten wahrlich nicht stärker,
  Und kein Anderer ehrt besser als ich die Natur.

* *
*

Diesmal genieße ich doppelt, was damals genossen ich einsam,
  Denn mein Töchterlein fährt heute mit mir auf dem See.
Ihre Freude ist meine, ich sehe und schwelge mit ihren
  Augen an all' der Pracht, die sie bezaubert und zwingt,
Daß der Athem ihr stockt in der Brust, die Blicke in Thränen
  Schwimmen vor Seligkeit, die sie durchschauert mit Macht.
Endlich löst sie den Bann mit einem jubelnden Liede,
  Welches der Windhauch trägt über die Wasser hinweg.
Meine Tochter verjüngt mich und bringt mir in die Erinnerung,
  Was ich selber empfand, wie ich geberdet mich einst,
Als ich zum ersten Male befuhr den schönsten der Seen,
  Von Magadino kam aus dem helvetischen Land.

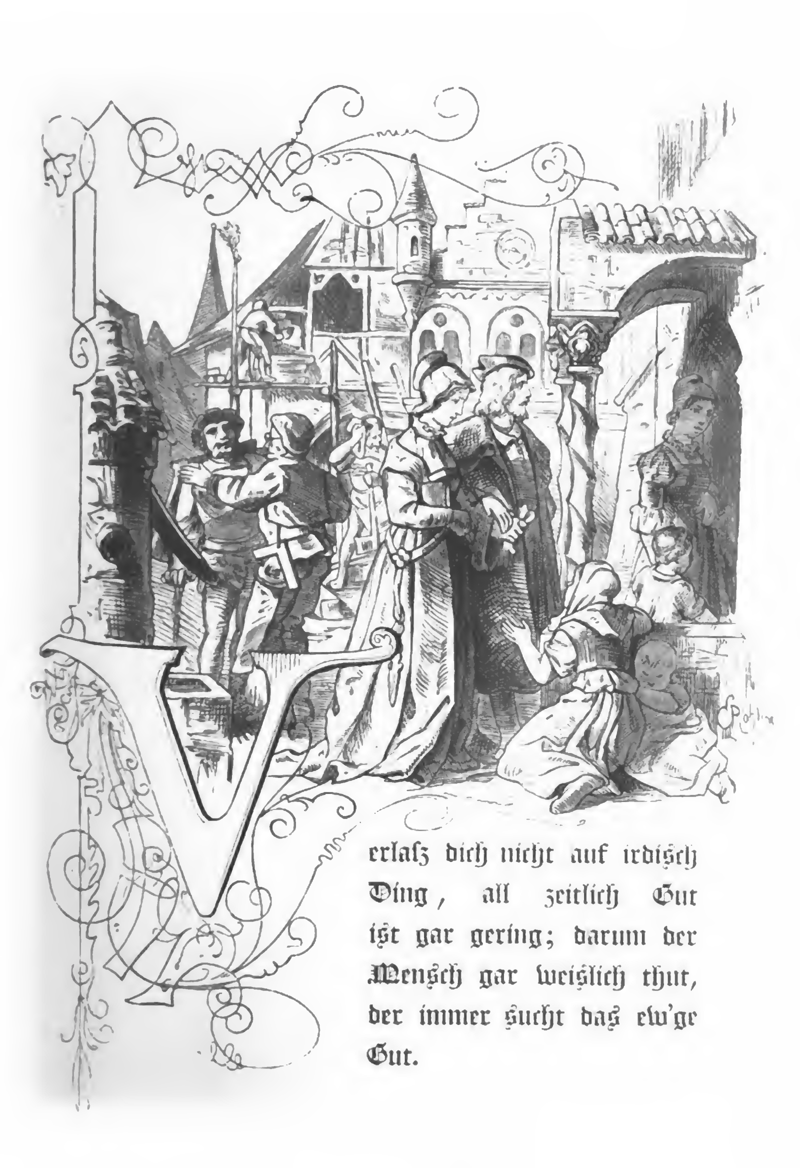
---

*) Die anmuthigen Distichen, die wir hier zu veröffentlichen das Vergnügen haben, sind einer größern Sammlung entnommen, welche Johannes Nordmann unter dem Titel: „Aus meinem Wanderbuche" demnächst erscheinen lassen wird und auf welche wir schon im Voraus die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten.
Die Red.

Stresa, Du freundliches Nest, das mich vor Jahren beherbergt,
Kaum erkenn' ich Dich mehr, wie Du verwandelt Dich hast!
Villen und stolze Alberghi reihen sich prächtig am Seedamm;
Doch dazwischen versteckt steht noch das nämliche Haus,
Das ich damals bewohnt; ich verleugne nimmer die Armuth,
Und mein erster Gang gilt dem versteckten Asyl,
Wo ich Wochen verlebt, so reich gesegnet vom Glücke,
Das wie ein treuer Hund, der von den Fersen nicht weicht,
Mich verfolgte auf Schritt und Tritt, nicht war zu ermüden;
Seither verließ es mich, wie ich es schmeichelnd gelockt.
Vorweg nahm ich den vollen Inhalt des Glückes, so scheint es,
Als ich Siesta hielt, Stresa, in Deinem Versteck.
Mit den Jahren, die folgten, zahlte ich heim die Verschwendung;
Ob die Buße auch hart, hab' ich doch niemals bereut,
Daß ich herzhaft geleert in der Jugend den schäumenden Becher,
Den mir gereicht das Glück, als ich sein Liebling noch war.

* * *

Jugend, Du höchstes Geschenk, wenn mit der Kraft Du geeint bist!
Wer Dich muthlos verliert, war des Geschenkes nicht werth.
Täglich hab' ich gezeigt in jener Zeit mich werth meiner Jugend,
Muthig mit ihrer Kraft lästige Feinde bekämpft.
Unwirsch empfing man den Fremden und: maledetto Tedesco!
Hieß es geheim und laut, ging ich das Ufer entlang
Bis ich den Frechsten heraus mir holte unter den Feinden,
Tüchtig ihn durchgewalkt, daß er mir sparte den Schimpf.
Bald vernahm ich nicht mehr das Zusatzwort: maledetto,
Und den Tedesco allein achtete Jeglicher jetzt.
Dienstbar waren mir Alle auf einen freundlichen Zuruf,
Wo ich immer erschien, waren die Barken bereit,
Und: Signore son qui! tönten auf und nieder die Stimmen,
Jeder fand sich geehrt, dem ich die Führung vertraut.
Durch das Feuer wol nicht, durch alle Wassergefahren
Gingen sie jetzt für mich, wenn ich verrathen den Wunsch.
Oftmals stürmte der See, und donnernd schlugen die Wellen
Schweren Gangs an den Damm, daß es geheuer nicht war,
Zu entsenden ein Boot in den Wogenaufruhr; der Dampfer
Stoppte draußen im See, heftig geworfen vom Sturm,
Kaum einer Zufahrt gewärtig; mich reizte dennoch das Wagstück,
Und in der Barke stand Einer zur Fahrt schon bereit,
Legte die Riemen ein und lustig ging es hinaus dann,
Gleich einem Federflaum tanzte die Barke im Sturm,
Trug mich glücklich an Bord. Froh der gelungenen Wagniß,
Die er für mich vollbracht, kehrte der Fischer zurück,
Ueber die Maßen stolz, daß nächsten Tages ich lobte
Seine verwegene Fahrt, die er für mich nur gewagt,
Die um schweres Geld er gemacht nicht hätte für Andre.
Der Humor davon ist, daß es der Nämliche war,
Dem ich gründlich verleidet sein: maledetto Tedesco!
Durch das Wunder allein jugendlich muthiger Kraft.



Verlasz dich nicht auf irdisch Ding, all zeitlich Gut ist gar gering; darum der Mensch gar weislich thut, der immer sucht das ew'ge Gut.

Ein Plauderbrief aus Chamounix.

Mitgetheilt von **Louise von François.**

III.

Ich hatte mir für den Nachmittag eine Tour nach dem Montanvert vorgenommen und machte am Morgen daher nur einen Spaziergang im Thal; allein, wie ich es liebe und ganz besonders in neuen Umgebungen. Es haben diese kleinen Entdeckungsreisen auf eigene Faust mir schon manches interessante Schauen und Begegnen eingetragen, das mir in Gesellschaft entgangen sein würde.

Ich ging thalauf, aber nicht den Fahrweg, den ich gestern gekommen, sondern längs des Waldrandes am linken Ufer des Arveyron. Sein breites Kieselbett war in der Augusthitze ausgetrocknet bis auf ein schmales Gerinne, das ich leicht überschreiten konnte, bevor die Moräne, die sich vom Glacier des Bois absenkt, mir den Weg versperrte. Bis hierher soll einstmals das Mer de glace sich erstreckt haben und von Jahrhundert zu Jahrhundert zieht die Eisgrenze sich ja noch immer höher hinauf zurück. Wie hoch wol noch in einem Zeitraum gleich dem, wo an unserm Rhein das Klima von Finnland herrschte, oder gar dem, wo die Halbinsel des Sinai, die heute eine Wüste ist, dem Volke Moses Jahrzehnte lang eine Nährstätte war. Wäre die Periode auszudenken, wo der Montblanc keine dauernde Schneedecke mehr trüge, in welchem Winkel von Kamtschatka oder Alasca würde ein kümmerlicher Menschenrest dann wol noch den Kampf um's Dasein zu Ende führen?

Wie ich nun, den Weiler les Bois zur Rechten, den Heimweg einschlug und auf gut Glück eine mit Nadel- und Unterholz bewachsene, und mit Schuttbrocken bestreute Wiese überschritt, da war von großer Natur freilich nicht mehr viel zu betrachten und zu genießen. Ich hielt mich an die kleine, das heißt an die Blumen zwischen dem saftgrünen Gras und Moos. Es ist keine Alpenflora, die hier blüht. Nur die rothen Nelken und blauen Glöckchen unserer Raine und Waldsäume lachten mich an; aber größer und farbenkräftiger als in der Heimat ausgeprägt. Die Haiderispen an erhöhten, trockenen Rändern waren fast carmoisin und das Kraut der Preißelbeere trug eine Purpurfarbe wie bei uns die Frucht.

Ich hatte mich in Kinderlust unzählige Mal gebückt und gepflückt, was die Hände zu fassen vermochten. Nun aber war ich müde; die Sonne stach, ich sehnte mich nach einem schattigen Ruhesitz und verirrte mich, einen Block oder Baumstumpf suchend, immer tiefer in das Gehölz.

Plötzlich sah ich mich wie in einem Labyrinth gefangen. Ich wußte nicht mehr, wo aus noch ein. Hier ein Quellchen aus dem Boden sickernd; dort unter trügerischem Moos ein Morast; vor mir ein Graben, dessen Ränder loses Geröll; hinter mir undurchdringliches Strauch- und Rankengeschlinge; der Pfad, der mich in dieses Wirrsal gelockt, spurlos verschwunden. Ich hörte zur Rechten die Arve rauschen und wußte das trockene Bett des Arveyron kaum ein paar hundert Schritte zu meiner Linken; die Prieuré mußte in einer halben Stunde zu erreichen sein. Aber wie sie erreichen? Ich schlug mich nach allen Seiten, da hingen Hut und Haar fest im Gestrüpp; da tütschte der Rock in eine Lache; der Sonnenschirm zerbrach; die verführen-

den Blümchen waren längst den Händen entglitten. Ich wollte über den Graben springen, stolperte über eine Wurzel und plumpste in's Wasser. Mühsam krabbelte ich mich wieder in die Höhe, und stand durchnäßt und beschmutzt auf dem alten Flecke. Ich kam mir vor wie behext; die Sonne wies nahe auf Mittag, sie brannte zum Versengen; der Hunger verging mir in der Noth, um so stärker quälte der Durst, der Angstschweiß tropfte mir von der Stirn, ich spannte schier aus.

Hätte ich nur ein trockenes Fleckchen gefunden, auf das ich mich strecken konnte, eine Viertelstunde Schlaf würde mich wieder zu mir selbst gebracht und mir einen Ausweg aufgethan haben. Oder hätte ich nur einen Menschen errufen können! Aber auf meinem mehrstündigen Wege war mir keine Seele begegnet. Ich verwünschte und verschwor Entdeckungspromenaden für all' mein Lebtage; eines von den Selbstgelübden, deren man sich gelegentlich aus eigener Machtvollkommenheit auch wieder entbindet.

Völlig verzagt lehnte ich mich endlich an einen Baumstamm; die Augen fielen mir zu und ich weiß nicht, wie lange ich so in halber Betäubung, die Füße auf feuchtem Moos, gelehnt haben mag, als das Gebrüll einer Kuh mich erweckte. Ich glaube, daß ich vor Vergnügen einen Luftsprung that. Denn, wenn in der republikanischen Schweiz sich auch die Vierfüßler als freie Gottesgeschöpfe auf den Almen umhertreiben, im kaiserlichen Frankreich — so weit hatte das Reisen meine Völkerkunde bereits gefördert — wo da eine Kuh brüllt, da ist auch ein Mensch nicht weit, der sie hütet.

Ich schrie daher aus Leibeskräften: Hollah! und es währte nicht drei Minuten, so wurde auf dem jenseitigen Grabenrande das Gestrüpp auseinander gerissen und zwischen dem grünen Rahmen lugte hervor — das braune Gesichtchen meiner kleinen Sängerin vom gestrigen Abend. Arme und Füße waren auch heute nackt; auf dem Kopfe aber trug sie einen breitränderigen, groben Strohhut und einen langen Stecken in der Hand. Die großen Augen schauten klug und ernsthaft drein, dahingegen die vollen, rothen Lippen lachend bis an die Ohren gezogen waren und zwei festgefügte, blendendweiße Zahnreihen enthüllten, die bekundeten, daß das Kind doch ein paar Jahre über meine gestrige Schätzung zählen müsse.

Sie hatte meine Verlegenheit im Nu begriffen, sprang wie ein Reh über den Graben, reichte mir ihre linke Hand, während sie mit der rechten die Büsche auseinander bog und führte mich etwa zwanzig Schritte weit, wo ein Paar große Steine das Durchschreiten des Gerinnes gestatteten; die Uferränder waren durch Fußspuren abgeplattet; unterstützt von meiner kleinen gewandten Führerin erreichte ich in wenigen Minuten einen Pfad, der mich auf die Wiese vor der Arvebrücke zurückführte.

„Was machst Du hier, Kind?“ fragte ich, nachdem wir behaglich neben einander zu schreiten vermochten.

„Ich hüte unsere Kuh Madame“, antwortete die Kleine in reinem Französisch; nur daß sie die zweite Silbe von Madam eine Terz in die Höhe steigen ließ. Sie gab überhaupt keine Antwort, sagte nicht das einfachste Ja oder Nein ohne Titulatur, was mich an gewisse höfliche Kammerredner in unserer Heimat erinnerte, die jegliche Periode mit „meine Herren!“ beginnen, diese Herren in der Mitte wenigstens noch einmal anrufen und unfehlbar mit ihnen schließen. Es entspann sich nun das folgende Examinatorium:

„Wie heißt Du, Kleine?“

„Myrtille, Madame.“

„Und Dein Elternname?“

„Ich weiß ihn nicht, Madame.“

„Ist der Mann, mit dem Du gestern Abend sangst, Dein Vater?“

„Nein, Madame, ein Fremder. Ich singe mit ihm, wenn er in's Thal kommt und er giebt mir für den Abend zwei Centimes, aber auch manchmal drei.“

„Und wer ist Dein Vater?“

„Ich habe keinen Vater, Madame.“

„Aber doch noch eine Mutter?“

„Ich habe gar keine Mutter gehabt, Madame.“

„Wem gehört denn dann aber Eure Kuh?“

„Die gehört dem Vater von Amédée.“

„Und wer ist Amédée?“

„Das ist mein Bruder, Madame.“

Bevor ich diesen geheimnißvollen Zusammenhang aufzuklären vermochte, standen wir am Ausgang des Gehölzes; der Wiesenweg nach der Brücke lag offen vor mir und die Kleine fragte: „Wünscht Madame nach der Quelle des Arveyron zu gehen, so werde ich Sie führen.“

„Du, Kind?“

„Ja, Madame. Ich bin zu Haus da oben und ich habe Zeit. Mutter Matou giebt Acht auf unsere Kuh. Will Madame?“

„Ein andermal vielleicht. Heute möchte ich zurück nach der Prieuré.“

Die Kleine blickte enttäuscht. Sie wies mit der einen Hand auf den Weg, den ich nicht mehr verfehlen konnte und streckte die andere mir zum Empfang ihres Führerlohns entgegen: „Wie viel verlangst Du, Myrtille?“ fragte ich.

„Fünfzig Centimes, Madame“, antwortete sie dreist heraus.

Ich fand diese Forderung für die kleine Zweisoussängerin nicht allzu bescheiden; da ich ihre Freude am Geld aber schon kannte, legte ich ein Francstück in ihre Hand. Sie betrachtete es mit zärtlichem Verlangen, reichte es mir aber zurück und sagte seufzend: „Ich kann nicht wiedergeben, Madame.“

„Du sollst es ganz behalten!“ tröstete ich.

Das braune Gesichtchen leuchtete vor Lust. Sie kniff die Hand über dem Geldstück zusammen und schoß wie ein Pfeil ohne Adieu von dannen. Aber nicht rückwärts zu ihrer Kuh, sondern quer über die Wiese, dem Weiler zu, hinter dessen Zäunen sie verschwand. Mir war schlecht zu Muthe. Die frühreife Geldgier wurmte, ich ärgerte mich über mich selbst. Nicht, daß ich dem bösen Hange mit fünfzig Centimes Vorschub geleistet, sondern, daß ich den Franken nicht mit einer Strafpredigt begleitet hatte. Man nennt das mütterliche Erziehungskunst, junger Vater. Aber warte nur, wenn mir der kleine, braune Harpagon wieder unter die Finger läuft!

Auf der Wiese standen ein Paar alte Rüstern, die guten Schatten gaben, einige andere, vom Sturm, oder von der Axt gefällt, lagen bei Wege. Ich setzte mich auf einen der Stämme, „um mich auszuruhen“, wie ich mir einredete. Allein die Begegnung mit dem Kinde hatte mich ganz munter gemacht. Ich wartete nur, daß es an meinem Platze vorüber zu seiner Kuh zurücklaufen würde.

Und nicht zehn Minuten, so war es wieder da, athemlos, hoch fliegend die kleine Brust und in der Hand eine Burgunderrose, wie sich auf Eurer

Terrasse, Freunde, keine vollblätterigere entfaltet haben wird. Rosen, Remontantenrosen im hohen Montblancthale! Ich hatte mir das Chamounix überhaupt nicht so grün und anbaubar vorgestellt.

„Da, Madame", sprudelte die Kleine hervor und ihre Augen funkelten Nehmen Sie! Für die fünfzig Centimes! Es ist eine Rose, Madame, eine Rose! Hat Madame schon eine Rose gesehen? Und wie sie duftet! Madame muß sie an die Nase halten. Es ist eine Rose, Madame!"

„Köstlich, Myrtille! Woher hast Du sie?"

„Von meinem Stock, Madame. Es ist der einzige Rosenstock im Dorfe und die einzige Blüthe am Stock. Diese Nacht ist die Knospe erst aufgebrochen. Amédée würde sich darüber gefreut haben, wenn er von der Flégère nach Hause kommt. Aber über den Franc freut er sich doch noch mehr."

„Schenke ihm die Rose zu dem Franken, Kind, lege sie dort in den Schatten und wenn Du nach Hause kommst, stelle sie in ein Wasserglas. Mir pflücke dafür einen Strauß von dem rothen Haidekraut dort. Die Rose würde mir auf dem Wege verwelken, die Haide hält sich viele Tage lang frisch."

Die Kleine stürzte auf mich zu und küßte meine Hand. Wo würde bei uns ein Bauernkind an einen Handkuß denken? Aber diese Katholischen sind ehrfürchtig geschult. Die Myrtille war gar zu glücklich, ihre Rose behalten zu dürfen; sie umhüllte sie sorgsam mit Moos und barg sie unter einem Baum. Dann raffte sie von Blüthen zusammen, was ihr Schürzchen fassen wollte, setzte sich mir gegenüber auf einen Stamm und band mit Riedgras recht geschickt ein Bouquet zusammen, in dessen Mitte sie einen von den kleinen Bergkrystallen steckte, welche Alpenkinder als Entgeld für ein Almosen zu bieten pflegen. Der trockene Strauß hat heute noch einen Platz in meinem Reliquienschrein.

Und wie die Hände sich so eifrig regten, erzählte mir die Kleine zutraulich, mit wundergläubigem Ausdruck, so wie ein Kind ein Feenmärchen nacherzählt, aber mit echt französischer Geläufigkeit die Geschichte ihrer Rose, an welcher Du, Freund, freilich nichts Märchenhaftes finden wirst, als das Spannen, mit welchem die weltschmerzliche Reisende, die vor wenig Tagen noch so traumumfangen die Scene der Geschichte überblickt hatte, derselben lauschte.

Die Scene war nämlich Genf und der Held der Geschichte hieß Amédée. Von dort hatte er das Stämmchen der Schwester mitgebracht, als er verwichenen Herbst zum ersten Male sein Thal verließ, um für einen großen Lord, der den ganzen Winter im Chamounix geblieben war, süße Trauben und auch noch andere Sachen aus Genf herauf zu holen. Oben aber hat Amédée das Stämmchen eingepflanzt vor dem Stalle, in welchem Nachts die Kuh und das Maulthier neben einander schlafen und an dessen Wand die Sonne brennt, so oft sie im Winter dem Monarchen über den Kopf weg guckt. Die Blätterkrone hat der Amédée aber auch in die Erde gegraben, mit Laub bedeckt und erst im Frühling wieder in die Höhe gerichtet und unter der dunklen Erde hat die Krone die kleine Knospe getrieben, aus der die große, schöne Rose geworden ist. Und Mutter Matou sagt, Alles was lebt, ist aus dem Dunkeln gekommen und der liebe Heiland ist auch aus dem Grabe auferstanden. Der Amédée aber, der denkt und spricht seitdem von nichts Anderm als von Genf.

„Weiß Madame, was Genf ist?" fragte die kleine Schwätzerin mit

einer plötzlichen Wendung und Gesten, welche so verständlich waren, wie die, mit denen sie gestern ihren Refrain begleitet hatte. „Genf ist eine Stadt, so groß, so groß wie Paris. Im ganzen Thal von Argentières bis Les Ouches wäre nicht Platz für Genf und das allerkleinste Haus in Genf ist größer als das Hotel de l'Union. Und Amédée hat in alle diese Häuser geguckt, Madame. Und neben der Stadt ist ein Meer, größer als das Mer de Glace dort oben; aber voll von Wasser, das fließt wie das Arvewasser und wie der liebe Himmel so blau. Und das Meer ist so lang und so tief, Madame, daß wenn der Monarch hinein stürzte, es nicht davon ausgefüllt werden würde. Und Amédée ist auf dem See gefahren in einem Schiff, das viel größer gewesen ist, als der Kasten, aus welchem der heilige Vater Noah die weiße Taube hat fliegen lassen. Und auf dem Wassermeere giebt es auch schöne weiße Vögel, die aber nur schwimmen können und fliegen nicht einmal so weit wie die Gänse im Thale. Aber essen kann man die schönen, weißen Vögel nicht. Und rings um das Wasser liegen große Gärten, in denen lauter Rosen blühen wie diese hier. So viel, so viel Rosen! Der Amédée hat die Rosen gar nicht alle zählen können und der Amédée kann sehr gut zählen, Madame. Wo die Rosen aber aufhören, da stehen Weinstöcke an den Bergen und an den Stöcken da hängen die süßen Trauben, von welchen Amédée dem großen Lord einen Korb voll heraufgeholt hat. Und Amédée hat eine ganze Traube davon gegessen und mir hat er auch zwei Beeren abgegeben."

„Hättest Du nicht Lust, Myrtille, Dir auch einmal die schönen Rosen am See anzusehen und mehr von den süßen Trauben zu essen?" fragte ich.

„O, das werde ich schon, Madame", versetzte die Kleine mit der festesten Zuversicht. „Wenn Amedée nur erst ein Maulthier hat. Denn Führer ist Amédée schon jetzt, aber noch nicht in der Compagnie und nur bis auf den Montanvert. Wenn er aber erst Führer ist in der Compagnie und ich zur heiligen Communion gegangen bin, da nimmt er mich auch einmal mit hinauf zum Monarchen. Denn es ist nur Spaß vom Amédée, daß er in Genf Kutscher werden will, oder Courier bei einem großen Lord. Papa Bertrix ist Führer und Großvater Müseau ist Führer gewesen, da muß Amédée doch auch Führer werden, nicht wahr, Madame? Und dann setzt er mich auf sein Müle und nimmt mich mit zum Monarchen. Auf den Montanvert hat Papa Bertrix mich auch schon mitgenommen, Madame, und nach der Quelle des Arveyron gehe ich alle Tage ganz allein. Will Madame sich nicht von mir hinaufführen lassen? Es ist gar nicht weit und ich thue es für Madame umsonst. Und ich lasse Madame auch nicht zu tief in die Pforte treten. Ich weiß Bescheid an der Quelle, ich bin da zu Haus. Es ist eine Grotte von Eis, Madame, wie das Eis des Mer. Ganz vorn, da sieht sie aus wie der liebe Himmel, wenn die Sonne scheint und weiter hinten wie der Himmel, wenn es Nacht geworden ist, und aus der Pforte kommt der Arveyron; im Winter aber ist die Pforte zu. Als Papa Bertrix mich aber in der Pforte gefunden hat, da ist es warmer Sommer gewesen, Madame, wie jetzt."

„Was sagst Du da, Kind?" fragte ich. „Papa Bertrix hat Dich an der Quelle oben gefunden?" Mein kleines Abenteuer fing an romantisch zu werden. Ich versichere Dir, Albrecht, mir klopfte das Herz wie über der reizendsten Dorfgeschichte George Sands.

„Ich bin ein Findling, Madame", antwortete die Kleine unbefangen.

„Die Leute in Les Bois nennen mich Myrtille de la source und Großvater Müseau nennt mich Marmotte. Aber kein Mensch weiß, wo ich hergekommen bin. Auch Mutter Matou weiß es nicht und Mutter Matou weiß doch viel mehr als alle Leute in Les Bois. Denn Mutter Matou ist Haushälterin gewesen, Madame, bei den frommen Herrn Cürés in der Prieuré, bei einem nach dem andern, bis sie ganz schwach geworden war und auch die gute Marie nicht mehr hatte, die ihr helfen konnte. Für ihren letzten Herrn Cüré, der jetzt Père Anselme heißt, da betet sie aber noch alle Tage und wenn ich früh und Abends die liebe Himmelsmutter anrufe, da sagt sie jedesmal: vergiß auch nicht den frommen Vater Anselme."

„Ist Mère Matou die Mutter von Deinem Amédée?" fragte ich.

Die Kleine lachte hell auf. Sie hatte ein goldenes Lachen. Seine Mutter? o nein Madame! Mère Matou ist ja eine ganz alte Frau und geht am Stocke und ist nicht viel größer als ich. Aber Mutter Bertrix ist jung und groß und dick gewesen wie der Amédée. Mère Matou ist die Schwester von der Mutter der guten Marie."

„So war die gute Marie wol die Mutter Deines Amédée?"

„Auch nicht, Madame; die gute Marie hat den Amédée nur gepflegt, als er ganz klein gewesen ist. Seine Mutter ist schon gestorben, ehe der Amédée auf die Welt kam, Madame. Weil aber Papa Bertrix so sehr geweint hat, als er seine Frau in das Grab legen sah, da hat es den lieben Gott so gedauert, daß er ihm einen Trost vom Himmel herunter schickte. Wie nun Papa Bertrix vom Kirchhof nach Hause kommt, da steht in der Stube eine Wiege und in der Wiege liegt der Amédée. Und dann kommt die gute Marie, und dann komme ich und Mère Matou — und Papa Bertrix ist nicht mehr allein. Der liebe Gott hat vielen Trost, sagt Mutter Matou, Madame."

Das Kind hatte bei den letzten Worten seine großen ernsthaften Augen suchend nach Westen hin gerichtet. Dorthin lag, von Bäumen versteckt, die Kirche mit dem Friedhof der Prieuré, darüber hinaus aber auch der hohe weiße Dom, welcher das Ziel ihres kindlichen Sehnens war. Hier oder dort, wo suchte sie ihren großen tröstenden Gott? Denn in einem sichtbaren Raume denkt sich ihn ja jeder natürliche Mensch. Sie bekreuzte sich still; auch ich saß schweigend mit gefalteten Händen. Ich hätte der frommen Unschuld bis in die Nacht hinein lauschen mögen und fuhr daher ärgerlich auf als eine laute, lachende Stimme hinter uns rief: „Schwatze doch nicht solchen Unsinn, Marmotte!"

Es war der rothe, vierschrötige Bengel von gestern Abend, der unbemerkt herangetreten war.

„Amédée!" rief die Kleine, warf ihren Strauß in meinen Schooß und streckte voller Freude dem Jungen beide Hände, in der einen das Geldstück, in der andern die Rose, entgegen. „Wieder ein Franc!" sagte sie lustig. „Nun sind's schon vier! die vier Beine des Mûle. Jetzt nur noch den Kopf und den Schwanz und Du bist Führer, Amédée!"

Sie lachte hell auf über ihr stolzes Gelingen. Der Junge aber versetzte, indem er schmunzelnd das Geldstück in seine Tasche und die Rose, ohne groß Notiz von ihrer Schönheit zu nehmen, an seinen Hut steckte: „Führer, ich? Gott soll mich bewahren. Ich werde Kutscher! Mit den vier Franken komme ich hinunter nach Genf und mit noch einmal vieren hinaus nach Paris. Aber", fuhr er die Kleine an, „Du hast doch nicht gebettelt, Marmotte?"

Sie schüttelte den Kopf, ihre Lippen zogen sich zu einem Schippchen zusammen.

„Sie hat mich geführt", erklärte ich und der Junge sagte mit einem Kratzfuß gleichzeitig entschuldigend und anerkennend:

„Es ist ein sehr dummes Kind, aber auf's Geld zusammenschlagen versteht sie sich wie eine Alte. Will Madame sich nicht auch einmal von mir führen lassen? Ich kenne Weg und Steg ganz anders als das kleine Ding. — Warum läufst Du wieder barfuß, Myrtille?"

„Es ist ja so heiß", versetzte sie kleinlaut.

„Aber es schickt sich nicht. Papa ist Montblancführer und im Winter ist er Schulmeister in Les Bois."

„Ich bin aber doch nur ein armer Champi!"

„Du bist meine Schwester und ich werde bald Kutscher sein oder Courier."

„Nein, Führer."

„Nein, Courier. Und Du ziehst Schuhe an, auch wenn's heiß ist; hörst Du?"

Nach dieser Mercuriale kniff er die Kleine, die mit ihren Thränen kämpfte, herzhaft in die Backen und sie blickte wieder vergnügt wie zuvor, legte ihre Hand in die seine und so begleiteten sie mich über die Arvebrücke, durch das Dorf und noch ein Stück darüber hinaus auf der großen Straße, die von Ost nach West das Thal durchschneidet. Die Kosten der Unterhaltung trug jetzt Junker Amédée. Er mochte berechnen, daß wenn es der plaudernden Einfalt so leicht geworden sei, ihn eine Strecke auf der Bahn zu seinem Glück zu befördern, der aufklärenden Weisheit ein noch weiter führender Lohn nicht entgehen könne.

„Sie ist ein gutes Kind, die kleine Marmotte", wiederholte er mit einer Gönnermiene; „aber noch sehr zurück. Die Sache verhält sich nämlich so, Madame, daß meine Mutter über der Geburt mit mir gestorben ist. Das versteht freilich das Kind noch nicht."

„Mutter Matou hat es mir aber doch anders erzählt", beharrte Myrtille, „und Du heißt doch auch Amédée Consolation."

„Heißen kann Einer wie er will. Heißt Du nicht auch Marmotte, kleiner Simplex, und bist Du's drum? Das mit dem Consolation, Madame, war nämlich so ein Einfall von unserem damaligen Herrn Cüré, der jetzt Père Anselme heißt und ein guter Freund von Papa gewesen ist. Ich möchte aber kein Mönch werden, wie Pater Anselme, Madame. Den ganzen Tag beten und in die Bücher gucken, nein, das paßte mir nicht. Ich bin mit Lernen fertig und ich weiß auch viel. Da sehen Sie aber einmal das Mädchen an, Madame. Es ist schon über neun Jahr und kann kaum lesen und von Schreiben keine Spur. Aber warte nur, Faulpelz! Diesen Winter geht's tüchtig d'ran. Die Sache ist nämlich, ich helfe meinem Vater, Madame. Ich könnte schon ganz allein Schule halten, aber ich bleibe nicht im Thal. Ich werde Courier."

„Nein, Führer!"

„Nein Courier! Sie ist gar zu einfältig, Madame! Lernen mag sie nicht; was Einer ihr aber erzählt, Mutter Matou, oder Großvater Müseau, das glaubt sie steif und fest; das dümmste Zeug. Weiß Madame, was für eine Schnurre sie glaubt? Nämlich sie glaubt, daß sie oben vom Monarchen in das Thal herunter geworfen worden ist."

„Nein, das glaube ich nicht, Amédée."

„Ja, das glaubst Du wol, kleine Marmotte. Und darum willst Du auch durchaus auf den Monarchen hinauf, und daß ich Führer werden soll."

„Nein, darum nicht, Amédée!“

„Ja, darum wol, Myrtille! Sehen Sie, Madame, der hohe Berg, den wir den Monarchen nennen, der aber eigentlich der Montblanc heißt und der höchste Berg ist auf der ganzen Welt, das soll ein Palast sein von Schnee und Eis. Nämlich so denkt sich's das dumme Kind. Und in dem Palaste da wohnt ein ungeheuer großes, altes Murmelthier, das der Kaiser oder König ist von allen Murmelthieren in der ganzen Welt und den lieben langen Tag nichts weiter thut als Nüsse knacken. Weil die Myrtille nämlich selber für ihr Leben gern Nüsse knabbert, das heißt, wenn ich ihr ein paar schenke, Madame, da denkt das dumme Kind, wer so ein großer Kaiser und König ist und Alles vollauf hat, der kann gar nichts Klügeres thun als Nüsse knacken. Die Nüsse des Murmelkönigs sind aber hundertmal größer als Menschennüsse und sie wachsen auch nicht auf Bäumen — warum? weil es auf dem Monarchen keine Bäume giebt, sondern unter der Erde wie die Kartoffeln im Thal. Die Nußschalen aber wirft der alte Murmelkönig zu seinen Guckfenstern hinaus und sein allergrößtes Guckfenster ist das Mer de glace. Wenn aber die Schalen haufenweise an den Eisbergen hinunterkollern und Schnee darüber fällt, da nennt man es Lawinen; weiter unten aber, wo es kein Eis und keinen Schnee mehr giebt, da heißt der Schutt von den Murmelschalen eine Moräne. Das Gerümpel unter dem Glacier da drüben ist so eine Moräne, Madame. Manchmal sitzt aber auch ein Wurm in einer Nuß, oder ein Käferchen, und da schleudert der Monarch vor lauter Bosheit die Würmer und Käferchen so weit fort, daß sie den Leuten im Thal in den Schornstein fallen; aber aus den Käfern und Maden sind auf dem weiten Wege kleine Jungen und Mädchen geworden, und so hängt Alles, was im Thale zu sehen ist, zusammen mit den Brocken, die der große Nußknacker aus dem Erdenbauche geworfen hat. Einmal aber, in der Sommerhitze, da ist eine Nußschale ganz allein auf den Schneefeldern und auf dem Eismeer hinuntergerutscht, bis sie an der Pforte des Arveyron stecken geblieben ist; wie aber ein Führer, der von tête noire herunter kommt, die Schale sieht, da macht er sie los und — curios! die Schale ist ein Waschkorb und in der Schale sitzt ein kleines Mädchen und das kleine Mädchen heißt Myrtille. Der Führer aber ist Vater Bertrix gewesen, Madame. Und so etwas glaubt die kleine Marmotte.“

„Nein, so etwas glaubt sie nicht, Madame“, eiferte Myrtille, feuerroth im Gesicht; „solche Geschichten erzählt nur Großvater Müseau und Großvater Müseau macht immerfort Spaß. Und wenn er mich Marmotte nennt, das ist auch sein Spaß. Was aber Mutter Matou sagt, das ist wahr.“

„Na, und was sagt denn Mutter Matou?“ fragte spöttisch der Knabe.

„Sie sagt, der kleine Moses wäre auch an einem Wasser gefunden und doch ein großer Heiliger geworden.“

Der unterrichtete Sous-maitre von Les Bois wollte vor Lachen sich ausschütten. „Na hatte ich nicht Recht Madame, was die Myrtille sich Alles weiß machen läßt? Vater Moses ein Heiliger! Wenn das Papa hörte, oder der Herr Cüré!“

„Was ist er denn sonst, Amédée?“ fragte demüthig Myrtille.

„Er ist — er ist, na, was ist er denn gleich? Ein Prophet? Nein die Propheten heißen anders. Ein König? Nein, ein König auch nicht. Ein — ein? Na, es ist ja auch ganz egal, was er gewesen ist, aber vom Heiligen keine Spur. Die Sache mit der Myrtille verhält sich nämlich so, Madame, daß mein Vater das Kind mutterseelenallein schlafend vor der Grotte ge-

funden hat." Geheimnißvoll zwinkernd flüsterte er mir in's Ohr: „Mit rechten Dingen geht's freilich nicht zu, Madame. Aber — was kann das arme Kind dafür? Und es ist ein herzensgutes Kind, Madame."

Dabei streichelte er der Kleinen mitleidig die Backen und die Kleine blickte zu ihm auf liebreich, wie ein Engelchen. Ich konnte den dicken Bengel von Hause aus nicht leiden, möglich, daß ich ein bischen eifersüchtig auf ihn war. Ich habe ihm sein Gutmeinen aber doch in baarer Münze gelohnt und er bedankte sich durch einen Jauchzer, der von den Thalwänden wiederhallte.

Um von dem heiklen Findlingsthema abzulenken, fragte ich Myrtille, ob sie noch mehr Lieder singen könne außer dem, das ich gestern Abend von ihr gehört. Sie konnte aber nur das eine, aus dem einfachen Grunde, weil der fremde Sänger nur das eine im Thal zum Vortrag gebracht hatte.

„Soll ich Madame ein Lied singen?" fragte Amédée. „Ich kann sehr gut singen und ich weiß viele Lieder, Madame."

„Aber kein so schönes wie ich", widersprach Myrtille und stimmte herzhaft ihr „Lebewohl du holdes Frankreich" an.

„Sei doch still, dummes Kind!" unterbrach sie der Junge mit einem brüderlichen Rippenstoß. „Das kennt Madame ja schon und es klingt wie ein Sterbelied. „Die Tischglocke lieb' ich", will ich singen, das klingt lustig und es paßt, weil es Mittag ist und Madame Hunger haben wird." Und damit stimmte er, krähend wie ein junger Hahn, Béranger's Hymnus an den friedenstiftenden Bratenwender an.

Schon bei der dritten Zeile aber blieb er stecken; vielleicht daß dem Kostgänger Mère Matou's Natur und Tugenden des gepriesenen Instrumentes einigermaßen fragwürdig vorgekommen sind. Als gebildeter Jüngling zog er sich jedoch aus der Verlegenheit, indem er in einem Athem auf desselben Dichters Fünfzigthalerlied übersprang, eine Poesie, die sicherlich seinen innersten Gefühlen drall wie ein Mädchen Ausdruck gab. Es ist ein Rhythmus und eine Laune in diesem kleinen Chanson, und in manchem seines Gleichen, die sich wol leicht dem Volke einschmeicheln mögen. Wenn ich aber einige Zeit hier oben bleiben sollte, werde ich mir doch Mühe geben zu erfahren, ob in dem Chamounix und überhaupt in den savoyäischen Alpenthälern, nicht wie in unsern deutschen, ein eingeborenes Volkslied zu hören ist. Denn daß diese Parisischen Vollblutchansons, gleich den Leckerbissen in den Hotels nur den Fremden zur vermeintlichen Erquickung aufgetischt werden, scheint mir doch außer Zweifel.

Nach dem ersten Verse sagte ich den Kindern Adieu. Sie kehrten um Hand in Hand und weil sie einmal im Singen waren, sangen sie lustig weiter. „J'ai cinquante écus!" jubelte der Junge, indem er dem Mädchen sein geerntetes Geldstück zuwarf.

„J'ai cinquante écus!" wiederholte das Mädchen und warf das Geldstück zürück.

„J'ai cinquante écus de rente!" jubelten alle Beide und so singend, tändelnd und sich neckend sah ich sie im Dorfe verschwinden. Ich aber begab mich unverweilt nach dem Bureau des guides.

Ich hatte Amédée gefragt, ob sein Vater wol disponibel sein werde, um mich am Nachmittag auf den Montanvert zu führen, und Amédée hatte diese Disponibilität bezweifelt, da Papa früh am Morgen mit einem reichen Goddam eine Tour nach dem Brévent vorgehabt. Indessen könne ich mich im Vorübergehen noch einmal im Bureau erkundigen.

Und da wollte denn der Zufall, der nicht nur Romanpersonen zugute kommt, sondern auch ganz realen Individuen, wenn sie sich irgend ein kleines Abenteuer, ein bescheidenes Martyrium, oder Heldenthum in den Kopf gesetzt haben. Der glückhafte Zufall wollte, daß der reiche Goddam aus einem mir unbekannten Grunde die Partie nach dem Brévent auf morgen verschoben hatte, und daß der Führer Bertrix zu meiner Verfügung stand. Der vorgerückten Zeit halber entschied ich mich indessen zu einem Ritt nach der näheren Flégère. Ich fühlte mich zwar nicht mehr ermüdet wie am Morgen, aber um so aufgeregter. Seit einer Stunde rumorte in meinem Hirn das Fieber eines großen Entschlusses, ein Fieber, das während des nun rasch eingenommenen Diners meinen Hunger total abstumpfte, den Durst dahingegen kaum stillbar steigerte.

Erinnerst Du dich, Albrecht, noch jener alten Hausfreundin, die wir vorlauten Spatzen nur die Trübsalsmuhme nannten? Sie war als Wittwe zu Vermögen gekommen, hatte aber gleichzeitig den einzigen Sohn verloren, den sie unter Kümmernissen aller Art großgezogen und hatte sie vordem über ihre Sorgenlast geklagt, so pflegte sie nunmehr zu klagen: „Kein unglückseligerer Mensch, als der keine Sorge mehr haben kann.“ Auf den Rath ihrer Freunde versuchte sie es mit einem Sorgenersatz, indem sie die Erziehung eines Waisenknaben übernahm. Bald aber hatte sie sich wieder von ihm losgesagt und fortan klagte sie: „Blut ist Blut! Nur naturwüchsige Sorgen schlagen dem Menschen an.“

Du ahnest, worauf ich hinaus will, Freund. Auch ich war sorgensüchtig und hatte mich daher seit geraumer Zeit mit dem Plane getragen, statt des versagten eigenen Kindes mich eines fremden anzunehmen. Die Erfahrung der alten Trübsalsmuhme schreckte mich nicht; ich glaubte an eine freie Liebeswahl und die ihr entquellende Kraft, achtete die Stimme des Willens mindestens eben so hoch als die des Bluts; Vernunft und Verhältnisse stimmten mir zu; ein tiefempfundenes Heilandswort verband sich mit einem natürlichen Gefallen. Denn von allen menschlichen Spielarten, selbst die mündigen Dichter nicht ausgenommen, sind mir die unmündigen Kindlein jederzeit die verständlichsten und anmuthigsten gewesen. Bei allen trefflichen An- und Einsichten war ich indessen niemals zu einer abschließenden That gelangt; es fehlte der Affect, der Impuls, jenes momentane Etwas, für das ich in unserer Sprache nicht allsobald einen Ausdruck finde.

Und dieses unaussprechliche Etwas hatte die Begegnung des kleinen braunen Mädchens in mir entzündet. Dieses Kind würde ich nicht nur lieben lernen, ich liebte es schon, es hatte auf den ersten Blick mein Herz gewonnen, ja, mich entzückt wie nie ein Kind. Ihr dürft das nicht für ungut nehmen, Freunde, wie wäre denn an Euren Erbprinzen vor acht Jahren zu denken gewesen. Auch entsprach es im Allgemeinen der Vorschrift, die ich mir weislich für meine Wahl gesetzt hatte, überbot sie sogar: das Kind war alt genug, um seine Gemüthsanlagen beurtheilen zu lassen und jung genug, um sich noch kindlich anschließen zu lernen; es war ein wohlgestaltetes, raschblütiges, herzliches Geschöpf, resolut und geschickt, eine feine Natur; die Leidenschaft, mit welcher sie, einem Andern zu Hülfe, Geld zu erwerben trachtete, stempelte sie mir zu einer kleinen Heldin und das dankbare Opfer ihrer einzigen Rose schlechthin zu einer kleinen Heiligen. Freilich hatte ich bisher für mein Zukunftskind in erster Ordnung nicht nur eine tugendlich erprobte, sondern auch eine gentile Abstammung bedingt; vor

solch sinnigen Kundgebungen schwanden indessen alle Bedenklichkeiten gegen die Findlingsart und wie schwer fiel es dagegen in's Gewicht, daß ich das kleine Wesen aus weiter Ferne, als einen Fremdling, dem nur Gott Vater ist, in meine Heimat führen durfte. Ohne blutsverwandtliche Instincte, oder Erinnerungen, ohne Einspruch von irgend welcher Seite konnte dieses Kind mein sein, nur mein sein und bleiben. Seine Anhänglichkeit an den großen hausbackenen Tölpel dünkte mir ein leicht zu überwindendes Hinderniß. Daß ich bei aller Eingenommenheit indessen gewillt war, vorsichtiglich zu Werke zu gehen, magst Du der Weisheit Salomonis zutrauen, Freund.

Ich fand in Vater Bertrix einen stattlichen Mann, noch in den besten Jahren, verständig und in seiner Art gebildet, wie die savoyischen Führer ohne Ausnahme sein sollen, ja vielleicht noch über das Durchschnittsmaß hinaus, doch nur Wenige, die da im Sommer den Alpenstock, im Winter auch den Bakel regieren und überdies im Frühling und Herbst auf einem eigenen Stück Ackerland mit Spaten und Hacke umzugehen verstehen.

Als ich ihm erzählte, daß und wie ich die Bekanntschaft seines Töchterchens gemacht habe, da schmunzelte er vergnügt und lobte die Kleine als ein braves und geschicktes Kind, das seiner hinfälligen, alten Muhme im Haushalte beistehe wie eine Erwachsene und ihm allerorten fehlen werde, wenn er sich über kurz oder lang von ihm werde trennen müssen.

„Was zwingt Sie denn aber, sich von dem Kinde zu trennen?“ fragte ich, getheilt zwischen Herzensangst und Hoffnung auf ein meine Wünsche förderndes Entgegenkommen.

Der Mann antwortete mit eingänglichem Behagen. Mochte es ihm doch selten genug auf seinen Wanderungen geschehen, statt über Felsen und Firnen, über seine Erfahrungen am häuslichen Herd ausgeforscht zu werden. Nicht allzuviele gemüthliche deutsche Kleinstädterinnen steigen mutterseelenallein hinauf in das Chamounix.

„Ja, sehen Sie, Madame“, sagte er, „ich bin Wittwer; nun schon fünfzehn Jahr und wenn ich mich noch einmal verändern will, wird's hohe Zeit. Mir lebt wol im Hause noch ein alter Großvater von meiner Frauenseite her und auch die Mutter Matou, die meine leibliche Tante ist. Wie lange kann's aber dauern, sind Beide unter der Erde; mein einziger Sohn hat schon jetzt keine Ruhe mehr im Hause, es treibt ihn in die weite Welt und wie dürfte ich ihn halten? Die Myrtille wird auch nicht bis an mein Lebensende bei mir bleiben. Die Natur will ihr Recht, Madame. Dann stände ich ganz allein und mit einem neuen Anfang wär's zu spät. Ich suche eine Frau, Madame.“

„Und wäre die so schwer zu finden; Bertrix?“

„Im Gegentheil“, versetzte er lachend, em barras de richesse! An mannbaren Mädchen ist kein Mangel im Chamounix. „Die Sache ist: so oft ich in Gedanken den Freiersweg einschlage, stoße ich an einen Stein.“

„Die Erinnerung an Ihre selige Frau, nicht wahr?“

„Wie meinen Sie das, Madame?“ fragte der Wittwer verwundert. Meine Barbe war ein braves Weib, wir haben gut mit einander Haus gehalten. Das wäre aber doch kein Grund, daß sich mit einer Andern nicht eben so gut haushalten ließ. Weit eher ein Beweis. Nein, handelte es sich nur um eine Frau, wäre ich bald genug am Ziel, aber —“

‚Sie scheuen die Stiefmutter für Ihren Sohn?“

„Auch das nicht, Madame. Mein Amédée ist ein guter Junge, aber

ein Dickhäuter, der, wie man zu sagen pflegt, einen Puff vertragen kann. Und wie lange wird er denn noch im Hause sein?" Ich meine die Myrtille, Madame, sie ist eine zärtliche Creatur; obendrein von der alten Matou durch Mutterliebe verwöhnt. Aber die vernünftigste Frau, die ich finden könnte, würde ihr nicht einmal eine Stiefmutter, geschweige denn eine Mutter werden wollen. Die Myrtille ist ein Findelkind, Madame."

„Ihr Sohn hat es mir erzählt, Bertrix; auch von dem Ort und der Art, wie Sie das Kind entdeckt haben. Unglaublich genug, auch wenn der Schnickschnack der Leute davon abgerechnet wird. Haben Sie weiteres über den Ursprung des Kindes erfahren?"

„Ich habe nicht danach geforscht, Madame."

„Sie thaten recht daran, Freund. Was hätte Ihnen und dem Kinde eine Mutter genutzt, die es über sich vermochte, ihr Neugeborenes nackt und bloß preiszugeben in einer Einöde, wo nur ein wunderbarer Zufall es vor dem sichern Untergange retten konnte?"

In dem gelassenen Manne ging während dieser Frage eine seltsame Bewegung vor; ich sah, wie er unter der wetterbraunen Haut erblaßte und die Faust krampfhaft um den langen Führerstab zusammenpreßte. Er stieß seine Entgegnung kurz und rauh hervor, in abgebrochenen Sätzen, wie aus zugeschnürter Kehle. „Das Kind war nicht nackt und bloß", sagte er, „es war auch kein neugeborenes, Madame. Es hatte die heilige Taufe empfangen und stand schon ziemlich sicher auf seinen Füßchen. Es mag eine große Noth und vielleicht die allergrößte Liebe gewesen sein, welche die Mutter zu einer Handlung trieb, die Ihnen ein Verbrechen scheint '

Ich drückte dem Manne die Hand. Mein letztes Bedenken war geschwunden. Mochte die, welche den Findling geboren, sein wer und wo sie wollte, der, welcher ihn erzogen, war ein Ehrenmann. Die Lehre von dem Erbtheil in unserm Blute, auf welche ich bisher gläubig und dankbar geschworen hatte, sie dünkte mir plötzlich ein Wahn. Das gute Beispiel bildet gute Sitten.

Der brave Führer verstand meine Meinung, ohne daß ich sie aussprach.

„Hätte ich", fuhr er nach einer Pause wieder beruhigt fort, „hätte ich das Kind unbemerkt in meine Familie einführen können, würde es Myrtille Bertrix geheißen haben und meine Tochter gewesen sein. Da ich das nicht konnte, wurde es Myrtille de la Source. Wer eine Heimlichkeit zu wahren hat, Madame, thut wol, eine Fabel wie eine Windel darum zu schlagen. Je gröber das Gewebe, um so sicherer schützt es; in unseren Bergen wenigstens. — Ich weiß aber nicht, wie ich dazu gekommen bin, Ihnen das zu sagen. Es ist zum ersten Male geschehen, Madame; weiter aber — —"

„Will ich nichts wissen, Freund. Nur eine Frage sollen Sie mir noch beantworten einfach mit Ja oder Nein, und dann den Grund vernehmen, warum ich sie Ihnen nicht ersparte: die gute Marie, Ihre Schwester, wenn ich recht verstand, die den Amédée aufgezogen und ihre alte Tante unterstützt hat, als sie dem Herrn Cüré, der jetzt Pater Anselme heißt, den Haushalt führte, die gute Marie, lebt sie noch?"

Der Mann starrte mich einen Moment an, als sehe er die Hexe von Endor. Dann breitete sich ein feuchter Nebel über seine Augen und dann schüttelte er lange langsam den Kopf und wir gingen eine Weile schweigend neben einander.

Endlich sagte ich: „Geben Sie das Kind mir, Bertrix. Ich habe kein

eigenes und ich habe es lieb gewonnen. Ich traue mir zu, ihm eine Mutter werden zu können. Ich will es erziehen zu einer guten, thätigen Frau, die überall in der Welt ihren Platz findet und ein kleines Erbtheil werde ich ihr auch hinterlassen dürfen. Wir leben in Genf wolangesehene Bekannte, von denen Sie sich über meine Person und meine Verhältnisse Auskunft geben lassen mögen."

„Das wäre kaum nöthig, gute Dame", versetzte nach einer neuen Pause der Führer mit der ruhigen Wärme, die allezeit wohl thut. Wer so viel mit fremden Menschen verkehrt wie ich, lernt ihnen durch die Augen in das Herz schauen und was triebe Sie denn auch als ein liebreiches Herz? Im Uebrigen, wer von den Armen in unseren Bergen darf wol fragen, in welche Hände seine Kinder kommen? Es sind nicht Alle Savoyarden, die unter dem Namen die Welt durchziehen, aber viele sind es doch. Unsere Thäler ernähren nur eine geringe Anzahl von Denen, die darin geboren werden, die anderen müssen früh auf eigene Füße gestellt werden und, es ist schier ein Wunder, aber sie kommen darauf fort. Auch die Myrtille würde, selbst wenn ich nicht wieder heirathete, ihr Brod unter Fremden suchen müssen. Lassen Sie mich heute auf einer Tour verunglücken, wer sorgte für das Kind? Ihr Anerbieten ist ein großes Loos für sie und mich. Nur daß — — nur daß — —"

„Sie spüren mir die Ketzerin an", ergänzte ich mit einem Lächeln; „und Sie haben ja recht darin, daß ich nicht Ihrer Kirche angehöre. Das Kind wird aber von derlei Unterscheidungen noch nicht viel wissen und ich verspreche Ihnen, es gewissenhaft in seiner angestammten Lehre unterweisen, dem katholischen Gottesdienste regelmäßig beiwohnen zu lassen, durch kein Wort, keine Miene seine religiöse Richtung zu stören."

„Ich traue Ihnen das zu, Madame", sagte Bertrix. „Ich habe in meinem Leben mehr Andersgläubige als solche meiner Kirche auf unsere Berge geführt, viel gute Menschen unter ihnen gefunden und — le bon Dieu ne damne pas les bonnes gens. Ich kann im Grunde auch gar nicht finden, daß die englischen Protestanten, die sich der Prieuré gegenüber ein neues Bethaus bauen wollen — und zu denen gehören Sie doch wol, Madame, wenn Sie auch eine Deutsche sind — nicht wahr? Nun sehen Sie, ich kann nicht finden, daß Die, welche wir Katholiken Ketzer nennen, von Grund aus etwas Anderes glauben als wir."

„Etwas Anderes nicht, aber etwas weniger, Bertrix."

„Das gebe ich zu. Ich meine aber und ich könnte mir sonst auch gar nicht erklären, warum überall in hohen Alpenthälern Katholische wohnen —"

„Nicht überall, Freund. — Aber fahren sie nur fort. Sie meinen — —"

„Ich meine, wenn die Leute aus unserm Thale versetzt würden in Gegenden, wo ihnen das Korn gleichsam in den Mund wächst, wo Eisen- und Wasserstraßen sie bequem in weite Fernen führen, wo sie mit leichter Mühe so viel Geld erwerben, um blos zum Vergnügen, mit sicheren Führern zur Seite, Gletscher und Schneegebirge zu besteigen, daß sie dann auch am Ende dies und jenes Stück von ihrem alten Glauben entbehrlich finden würden. Und umgekehrt, Madame, wenn die reichen Ketzer, die aus fruchtbarenen Ebenen, von England und jetzt sogar aus Amerika zu uns kommen, wenn die ihr Leben als arme Haferbrodesser und Wildheuer von vorn anfangen müßten, wenn jeden Augenblick Lawinen und Bergstürze sie bedrohten, wenn sie ihre Kinder rath- und hülflos in der Welt umherirrend wüßten, mit einem Worte, wenn sie mehr von den Lasten als den Lusten des Diesseits

kennen lernten, daß sie dann auch wohl gläubig sich an die schützenden Engel und Nothelfer im Jenseits wenden würden."

„Noth lehrt beten, das ist wohl wahr, Bertrix. Es giebt aber auch Nöthe, die in einem irdischen Paradiesesgarten dem Menschen keinen Trost und keine Hülfe, als die von Oben kommen, gestatten. In Ihrem alten und in Ihrem neuen Vaterlande, Freund, den schönsten und reichsten Gegenden Europas, leben, so gut wie zwischen diesen armen Bergen nur Katholiken. Unsere geistigen Anlagen werden wohl noch andere Voraussetzungen haben, als Erde und Himmel, zwischen denen wir geboren werden und so auch das Mehr oder Weniger unseres Glaubens, andere als das Mehr oder Weniger unserer Landesfrüchte. Aber lassen wir diese Fragen, die wir beide nicht lösen werden. Irre ich nicht, so dachten Sie an Ihre Behauptung einen Schluß zu knüpfen, der auf mein Verhältniß zu Ihrer kleinen Myrtille Bezug hatte. Welchen Schluß, Bertrix?"

„Den Schluß, Madame, daß ich mich nicht allzuviel darum grämen würde, wenn dem Kinde in dem sichern Schutze Ihres Hauses ein Theil seiner angeerbten Andacht sich abschwächen sollte, insofern nur, und daran zweifele ich nicht, die Grundandacht ihm bleibt, die alle Christen gemein mit einander haben. Daß also unser Gottesdienst es nicht ist, der mir für die Kleine in Ihrer Heimat Sorge macht."

„Und was sonst, Bertrix?"

„Des Kindes Abstammung, Madame. Die fremde Sitte und Art, die fremde Sprache — —"

„Ei, wie irren Sie sich, Freund!" unterbrach ich ihn lachend. „Die kleine Savoyardin kommt unter Deutsche und fremder Leute Brod dünkt bei uns auch großen Kindern Kuchen."

„Aber ein Findling, Madame!" erwiederte der gute Mann sehr ernst. Ein armer Findling, dem kein ehrlicher Name, nicht einmal ein Muttername in seine neue Heimat mitgegeben werden kann. Myrtille de la source! Wie viel Tadel und Abfall würden Sie um Ihrer Gutthat willen Madame zu ertragen haben, und das Kind selbst, wie viel Mißachtung und Mißgunst obendrein. Hier bei uns haben die wenigen Menschen, die sie kennt, sich an sie gewöhnt, sie bleibt armen Geistes, niedrigen Standes und wird ihr Elend vielleicht niemals inne."

„Lassen Sie es meine Sorge sein, Bertrix, dem Kinde ein unverschuldetes Elend zu ersparen, oder zu vergüten. Ich lebe nicht in der großen Welt und die Wenigen, die ich Freunde nenne, würden Jeden, den ich liebe, als einen auch ihnen Zugehörigen anerkennen."

So sagte ich, der brave Mann glaubte mir und, Freund, würden die, in deren Namen ich sprach, mich Lügen gestraft haben?

Wir waren während dieser Unterredung über die Waldzone der Aiguilles rouges hinausgekommen, ohne daß wenigstens ich bemerkt hätte, wie an den jenseitigen Bergen weiße Dunstwolken auf- und niederstiegen und nur dann und wann noch ein klarer Gipfelblick zum Durchbruch kam. In anderer Stimmung würde dieses schleierhafte Heben und Senken, dieses Widereinanderstreiten luftiger Dämonen mir ein gefangennehmendes Schauspiel gewesen sein. Ich würde nöthigenfalls in der kleinen Herberge auf der Flégère übernachtet, keinenfalls die Partie aufgegeben haben, wenn mir auch selbst noch für den andern Morgen der Blick auf ein Nebelmeer statt dessen auf das Eismeer in Aussicht gestellt worden wäre. Heute stimmte

ich halben Weg's fast freudig zur Umkehr; die Angelegenheit, die mir plötzlich wie eine Glückslotterie am Herzen lag, konnte auf diese Weise noch vor Abend zum Austrag kommen, und gegen mein Erwarten stimmte auch Freund Bertrix nach dem raschen Entschluß zu einem raschen Vollzug. Er mochte wie ich sich heimlich scheuen, die Sache noch einmal ernüchternd zu beschlafen, oder von Denen, welche sie nächst uns anging, beschlafen zu lassen.

Auf dem Heimwege verständigten wir uns über das nothwendig Nebensächliche. Es war kein Geschäft mit weitläufigem Apparat, zumal da der Pfleger und Vormund des Kindes neben seinen übrigen Würden auch die des Maires im Weiler begleitete. Mit dem Herrn Cüré, dem ehrenthalber noch eine Stimme zugestanden werden mußte, wurde eine Verständigung um so leichter vorausgesetzt, da derselbe — es war, der unmittelbare Nachfolger dessen, der jetzt Père Anselme hieß — den Quellenfindling von Anbeginn wie ein räudiges Lämmchen in der Gemeinde betrachtet und für dessen anderwärtige Unterbringung gestimmt hatte. So ordnete sich alles zum Besten und das einzige Bedenken, das sich mir je näher wir dem Weiler kamen, um so bänglicher aufdrängte, war das, ob das Kind auch werde mit mir gehen wollen? Ich traute dem kleinen Geschöpf einen energischen Protest zu und Papa Bertrix, ich merkte es wol, that es im Herzensgrunde auch.

„Wir müssen die Matou zuvor gewinnen", sagte er; „sie ist eine fromme Seele und die Myrtille nimmt ihre Betsprüche leibhaftig wie aus Gottes Mund. Auch mein lustiger Amédée kann das seine dazu thun. Der Junge cujonirt seine kleine Marmotte nach Noten, macht aber doch mit ihr was er will. Bei uns armen Leuten, Madame, erzieht ein Kind das andere, und so hat der Amédée nicht blos wie ein Bruder mit der Kleinen gespielt, er hat sie auch gefüttert und geführt wie ein Mütterchen und die Kleine hängt dafür an ihm nicht blos mit einer Schwesterseele. Ich hätte an eine Trennung der Kinder vor ihrer Reisezeit denken müssen, und auch darum, Madame, kann ich Ihren guten Willen nur als eine himmlische Fügung segnen. Denn wenn ich meinem Sohne auch keinen Hemmschuh anlegen werde, er ist mein einziger, und mein Herzenswunsch bleibt es doch, daß er mein Gehülfe wie dereinst mein Nachfolger in meinem Amte und Hause werden möge."

In der Vesperstunde betraten wir den Hof des Bertrix'schen Erbhauses, das Höfchen und Häuschen müßte ich sagen, denn in solchen Thalmulden ist alles dem Menschen Zugehörige eng bemessen und erscheint noch zwergenhafter neben den riesigen Bergen. Die großen Hotels verdrießen das Auge darum auch als etwas Ungehöriges, wennschon der übrige Corpus es sich gern gefallen läßt, nach der Wanderungsmühsal sich in luftigen Räumen zu erquicken und auszuruhen.

Bertrix führte mein Maulthier in den Stall, vor welchem die Fremdlingsblüthe vom Seeufer sich entfaltet hatte; die Thür stand offen, ich sah ein altes Mütterchen die Kuh melken, hielt es für gerathen, die wichtige Eröffnung ohne Zeugen erfolgen zu lassen und ging auf das Haus zu, in dem ich die Kinder vermuthete.

Das Haus war ein Bau, wie auch in unseren armen Gebirgsdörfern, von Holz auf roher Steinunterlage errichtet, scheinbar recht wandelbar, doch aber, wie die Bewohner versichern, dauerhaft und warm. Die Thür führte unmittelbar in das einzige Zimmer des einzigen Stocks. Die Schlafstellen befanden sich auf dem Boden. In diesem einzigen Zimmer ward Winters

auch die Schule gehalten; die Zahl der Schüler mag allerdings nicht bedeutend gewesen sein, denn der Weiler ist klein und die Prieuré nahe genug, daß, so denke ich, die älteren Kinder dort unterrichtet werden können. Der Raum war mit Holz ausgekleidet, das der Rauch dunkel gebräunt hatte, doch aber so sauber als es möglich ist, wo die Wohnstube auch zugleich die Küche vorstellt und ein altersschwaches Mütterchen mit Hülfe eines Kindes den Haushalt führt; ein einziges schmales Fenster gab dürftiges Licht, die Decke war mit der Hand zu erreichen; über dem Herdfeuer brodelte, der Augusthitze zum Hohn, der Kessel mit der Abendsuppe. Indem ich, auf der Thürschwelle stehend, dieses ärmliche Heimwesen überschaute, malte ich mir das Entzücken aus, wenn ich meine kleine Myrtille in das helle, luftige Mädchenstübchen führen würde, das ich im Geiste bereits in meinem Hause für sie ausgewählt und ausgestattet hatte; Rosen blühten auf dem Fensterbret, die süßen Trauben am Spalier konnte sie mit Händen greifen, im grünumrankten Bauer schmetterte ein Canarienvogel. Die kleine Myrtille hatte gewiß noch keinen Canarienvogel gesehen und gehört. Giebt's überhaupt Vögel im Chamounixthale, Freund, außer etwa den Adlern, die über den Firnen kreisen und den paar Hühnern im armen Bauernhof?

Die Kinder waren nicht im Zimmer; nur der steinalte Großvater saß auf der Ofenbank, einem Gerippe ähnlicher als einem Wesen mit Fleisch und Blut. Aus den tiefen Augenhöhlen hervor blitzte aber noch der junge Spaßvogel Müseau, wenn es auch nur ein paar piepsende Küchlein waren, mit denen er lustig Zwiesprache hielt, indem er bald dem einen, bald dem andern ein Krümchen von seinem trockenen Vesperbrod zuwarf.

Sobald er mich gewahr ward, nickte er, ohne meine Anrede zu erwarten, zutraulich mit dem Kopfe, was, da der Kopf dabei ununterbrochen wie ein Perpendickel wackelte, einen verwunderlichen Rhythmus gab; seine Stimme meckerte noch einmal so lustig, weil er nun mit einem menschlichen Wesen Zwiesprache pflegen durfte. Er hielt mich für ein reisendes Individuum, das sich bei seinem Enkeleidam wegen irgend einer großen Bergtour Raths erholen wollte, was seiner Zeit, wo von einer Organisation der Führer noch nicht die Rede war, oftmals vorgekommen sein mochte.

„Der Bertrix ist noch nicht retour, Madame", sagte er. „Ich kann Ihnen aber eben so gut Auskunft geben wie der Bertrix. Ich bin fünfzig Jahre früher Führer gewesen als er und viel öfter oben auf dem Monarchen und viel öfter rund herum. Das Geschäft wird freilich anjetzo in einem Jahre stärker getrieben als meiner Zeit in zehn, dazu kommen jetzt aber auch zehn Führer auf einen in meiner Zeit. Ich aber und der Bertrix wir sind vom alten Stamm. Da mein Vater selig ein Bube war wie mein Amédée — er ist von meinem Blut, Madame, und es großvatert sich in dem Buben — wo fragte da ein Teufel nach dem Chamounix? Und unter uns, Madame, ich kann es im Grunde heute noch nicht begreifen, was das für eine Marotte ist, über Eis- und Schneehaufen, die Einer Winters bei sich zu Haus ganz bequem und ganz umsonst aus seinem Fenster betrachten kann, in der Sommershitze mit Lebensgefahr und schweren Geldkosten hinwegzuklettern. Denn ein Heidengeld kostet's, Madame, das sage ich Ihnen voraus, und wenn's das ganze Jahr Sommerzeit wäre, da würden wir Führer reiche Leute wie die Goddams überm Meer. Wenn das Geschäft aber auch nur im halben Jahre was zu lucriren giebt, Madame, da frage ich doch, warum mein Amédée das schöne Geld einem Fremden gönnen und

partout ein Kutscher werden will, da er doch der Letzte ist vom alten Stamm? Als ich ein Junge war wie mein Amédée, sah es freilich noch erbärmlich aus im Thal und ich dachte an nichts Anderes als fort über die Berge und hinaus auf's Meer. Da sticht aber der Hafer so einen reichen Goddam und anstatt sein Geld wie sonst in seinem Schlosse zum Fenster hinauszuwerfen, kletterte er in's Chamounix hinauf und wirft's dem alten Monarchen an den Kopf und ein Narr macht ihrer zehn, und die zehn machen hundert und so immer fort. Wir aber im Thal lesen die blanken Füchse auf und sind aus unserer Noth. Das ist so die Manier des hohen Himmelsherrn wenn das Erbarmen mit dem armen Volke ihn beschleicht. Naturgenuß nennen's die Milords mit vollem Beutel. Einer von Denen, die zuerst in's Thal gekommen sind, hat sich sogar ein Lustschloß gebaut dort drüben auf dem Montanvert, wo jetzt der Pavillon steht und mit großen Lettern d'ran geschrieben: à la nature. Ich habe die Inschrift noch gelesen, Madame. Wenn ich aber, da ich jung war, der Natur ein Lustschloß hätte bauen sollen, das hätte in einer Landschaft stehen müssen, wo so weit das Auge schauen kann, der Wind über Weizenäcker bläst mit Halmen so hoch, daß ein Mann darin Versteckens spielen kann, wo aber die Aecker aufhören, da flösse das Meer und tausend Schiffe schwämmen drauf. Schiffsjunge, Matrose hätte ich werden mögen, Madame, wie mein Amédée Kutscher oder Courier werden will. Ich bin aber niemals über das Mer de glace hinausgekommen, nicht einmal bis an den Lemansee, wie mein Amédée. Und da es mir nun einmal nicht anders bescheert gewesen ist, da danke ich doch alle Tage dem hohen Himmelsherrn, daß er mich in meiner Jugend nicht hat von einem Haifisch auffressen lassen, denn wie sehr ich mit meinem Verlangen auch in die Weite schweifte, in's Grab hinunter steigen und dermaleinst wieder aus dem Grabe heraus, das hätte ich doch allezeit nur in meinem Thale gemocht."

In unser geliebtes Hochdeutsch übersetzt klingt dieses Fragment eines Plauderstücks freilich ganz anders als ich es in französischem Patois aus des alten Chamounixführers Munde vernahm: recht dürr und steifleinen und abgeblaßt. Es gilt aber von der Sprache des Volks, und wäre es unseres eigenen Volks, was unser Goethe von jeder Unterhaltung in fremden Sprachen sagt. Mir ist als hätte ich gestern schon einmal darauf angespielt, Freund. Es war ja auch bei seiner ersten Schweizerreise, daß er der leidigen Erfahrung Ausdruck gab:

„Man erscheint in einer fremden Sprache immer albern, weil man immer nur das Gemeine, die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft, eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit wiedergiebt, während jener, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen behelfen muß."

Mich dünkt, in dem Vergleich vom Dummkopf und geistreichen Menschen ist in erster Ordnung auch die des guten und schlechten Novellisten ausgedrückt, Freund. Die Erfindung hat ihre Schranken, auch die Charaktere sind alle schon dagewesen. Es giebt eben nichts Neues unter der Sonne wie in dem Menschengemüth. Erst der Vortrag hebt die Beschränkung auf und läßt das Dagewesene jung und neu erscheinen. Der Vortrag ist's der aus dem Handwerker einen Künstler macht.

Gestern noch würde ich den Jugenderinnerungen des alten Müseau

stundenlang mit Vergnügen zugehört haben, zumal wenn es nicht in der dumpfen Stube neben dem prasselnden Herdfeuer hätte geschehen können; wer weiß, ob sich durch väterliche Tradition nicht sogar eine Spur hätte entdecken lassen von jener genialsten Freundesreise, welche jemals ein Dichter und ein Fürst miteinander gemacht haben. Auf der Welt gewesen war der Sohn des ersten Chamounixführers im November 1779 jedenfalls, wenngleich er, als ich ihn nach seinem Alter fragte, entweder Spaß machte oder radotirte, indem er sagte: „Wenn wir wieder Lichtmeß schreiben, schreib' ich hundert!"

In meiner heutigen Ungeduld unterbrach ich sein Geplauder durch die Frage nach den Kindern. Sie waren nach der Prieuré gegangen. Amédée, um den gegen Abend eintreffenden Reisenden seine Dienste bei der Gepäckbeförderung und dem Suchen eines Unterkommens anzubieten, Myrtille blos dem Amédée zur Gesellschaft, da ihr Chansonnier zur Abwechslung heute nach Saint Gervaix hinabgestiegen war. Nebenbei, Lieber, ich habe mir diese als reizend gerühmte Partie für einen der nächsten Tage vorgenommen. Vielleicht auch daß ein Dutzend savoyischer Schwefelbäder meine Gelenke in eine Verfassung bringen, die Alpentouren angemessener ist als die gegenwärtige.

Also auf Geduld angewiesen ging ich nun daran, wenigstens den Patriarchen der Familie zum Vertrauten und eventuellen Helfershelfer meiner Wünsche zu machen. Er hörte mich an ohne merkliche Freude oder merkliches Leid, die Myrtille war nicht von seinem Blut, ein armer Champi und im Grunde ein unnützer Brodesser im Hause; wenngleich er, wie er eingestand, hinsichtlich der Beköstigung nicht allzu kurz gehalten werde. Freilich zu Zeiten der Marie sollte das Essen besser geschmeckt haben als jetzund und eine Galette, wie die Marie sie gebacken, brächte die alte Betschwester Maton vollends gar nicht zu Wege.

Da so ohne meine Zuthun die Rede auf die gute Marie gekommen war, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, den schwatzhaften Alten nach diesem mir über die Maßen wichtigen Mitgliede der Familie Bertrix auszuforschen; ich that es mit Vorsicht, aber doch nicht ohne Gewissensscrupel, da ich mich erst vor zwei Stunden anheischig gemacht hatte, die Windel, in die eine Heimlichkeit gewickelt worden war, niemals zu lüften. Zur Strafe war denn auch die Ausbeute meiner Neugier sehr gering. Der alte Müseau hatte sich auf keine Hypothesen eingelassen; Schwester Bertrix war nicht von seinem Blut, sie interessirte ihn wenig und ihr Wirthschaften im Hause war auch zu lange her, um sich noch genau darauf besinnen zu können. In Vater Müseau's Alter scheinen zehn Jahre lange, achtzig Jahre aber kurze Zeit; und auch wir, auf des Lebens Mittelhöhe, wissen ja schon wie blasse Spuren die jüngsten Erfahrungen hinterlassen, während die ältesten frisch und kräftig in der Erinnerung leben.

So mußte ich mich denn damit begnügen, daß die Leute viel Wesens von der Marie Bertrix, als dem schönsten Mädchen im Thal, gemacht, daß sie den Vater Müseau rechtschaffen verpflegt und den besten Platz gebacken habe, der in Les Bois jemals gebacken worden sei. Als sie den Amédée auf die Beine gebracht, sei sie über Nacht auf und davon gewesen, während der Alte gerade schlief. Er denke sich zurück nach Genf, wo sie schon vor der Zeit in Diensten gestanden habe. Und nun heiße es, sie wäre todt und im Hause wirthschafte die alte Betschwester Maton.

Ich hatte dem Alten zur Auffrischung seines Gedächtnisses eine Chocoladentafel geschenkt, die ich mir als Wegzehrung mitgenommen hatte und die

nun bei der kurz abgebrochenen Partie nicht zur Verwendung gekommen war. Während seiner Mittheilungen leckte er an dem ungewohnten Genäsch, schnalzte mit der Zunge, klopfte sich behaglich auf den Bauch und nach dem letzten Brocken schlummerte er ein. Wie er so zusammengekrümmt da saß, mit offenem Munde, die Lider halb geschlossen über den Augen, die in tiefen Höhlen versunken lagen, ja, da war er wirklich ein abschreckendes Menschenbild.

Bei alledem gehörte Vater Müseau noch nicht zu den völlig abgelebten Greisen, die den Glauben an einen jenseitigen Wiederanfang der Vernunft so schwer machen. Ihm blieb außer seinem gesunden Schlaf und Appetit noch ein Sinnenrest, ein Zug des Bluts, zwei, drei Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, ein Stümpfchen guter Laune — und wie Manchem schwinden auch die. Müßte man aber nicht das Patriarchenalter als die härteste Prüfung, härter denn Krankheit und Tod ansehen, wenn die Patriarchen selber die Last der Jahre nicht mit einer Lebenslust trügen, die der Jugend oftmals versagt? Unter allen Umständen dünkt es mir eine Verkehrtheit der Erziehung, wenn Kindern das Alter als das Stadium der Weisheit angeführt wird, dem der Zoll der Ehrfurcht gebühre. Das giebt schweren Irrthum und rechtfertigt in den Augen der Jugend das Abwenden von einem Ausnahmszustande, der Gottes Ordnung zuwiderläuft. Wo die Dankbarkeit nicht ausreicht, und Dankbarkeit ist keine leichte Tugend, ja, fast scheint es, am wenigsten leicht, wenn die Wohlthat einem natürlichen Trieb entsprang, wo also die Dankbarkeit nicht ausreicht, sollen wir Erbarmen mit den Greisen den Kindern zur Gewissenssache machen, mitleidige Liebe ihnen als ein Pflichtgebot vorhalten, das, weil es das schwerste, das einzige ist, welchem der große Gesetzgeber auf dem Sinai schon im Diesseits eine Verheißung gab. Das ist der Sinn des vierten Gebots, welches sich nicht blos auf die Eltern erstreckt und besser lauten würde, wenn es statt Vater und Mutter, Väter und Mütter, oder in Summa Greise lautete, das Gebot, welches den größten Culturfortschritt innerhalb der Familie bezeichnet und gegen welches, wie mir scheint, in unserer Zeit mehr als gegen jedes andere gefrevelt wird. Seine Kinder liebt auch der roheste Mensch, selber unter Thierarten herrscht Monogamie, aber unsere Vorfahren ließen sich von ihren Nachkommen todtschlagen, so bald sie der Schwachheit des Alters inne wurden, und überseeische Wilde machen heute noch nicht nur aus ihren Feinden, sondern auch aus ihren Greisen ein Mahl.

Wie ich nun so am geöffneten Fenster der dumpfen Schulstube im Chamounixthale stehend auf den schlummernden Alten im Ofenwinkel blickte, da fühlte ich eine tiefe Verehrung für meinen neuen Freund Bertrix, nicht weil er einen kleinen Findling, aber weil er zwei Greise mit so viel Schonung unter seinem armen Dache hegte; im Herzensgrunde freute ich mich aber doch, dem Kinde meiner Zukunft die Uebung der schwersten Pflicht zunächst ersparen zu können.

Die Thür wurde kaum hörbar geöffnet und auf die Schwelle trat ein Mütterchen, in Wahrheit nicht viel größer als die kleine Myrtille. Die Augen waren blöde, aber groß und rund wie unschuldige Kinder- oder Nonnenaugen. Sie blieben eine Weile starr auf mich gerichtet, als ob sie meinen heimlichsten Seelenwinkel erspähen wollten, und von der Anstrengung des Spähens liefen sie über. Die Hände waren kreuzweis über die Brust gelegt. Dann wankte das Mütterchen auf mich zu, fiel vor mir nieder auf

seine zitternden Kniee und sagte nichts weiter als: „Haben Sie das Kind lieb, gute Dame, es schlummert ein Engelchen in dem kleinen Herzen."

Mutter Matou schluchzte und ich schluchzte mit. Nachdem ich meine Thränen hinuntergeschluckt, sie die ihren mit ihrer groben Stallschürze getrocknet hatte, wiederholte ich ihr, was ich zuvor Vater Bertrix gelobt, nur vielleicht mit beweglicheren Worten und dem Hinzufügen, daß sie im nächsten Sommer ihr liebes Kind wiedersehen solle.

Sie schüttelte langsam den Kopf und sagte mit der Zuversicht, die keinen Widerspruch aufkommen läßt: „Ich werde es nicht wiedersehen. Zeit und Stunde ist für mich da. Und darum nehmen Sie es hin, gute Dame. Es wird wol so sein, daß die liebe Himmelsmutter Sie dem armen Findling zur Hülfe schickt."

Damit verließ sie das Zimmer und Bertrix trat ein. Ich machte ihm den Vorschlag, daß ich alle vorgenommenen Partien mir für einen spätern Besuch des Thales aufsparen und schon morgen früh mit der Kleinen heimreisen wolle, und er gestand mir, daß auch er zu dem Schlusse gekommen sei, das Abschiedsbangen auf diese Weise abzukürzen; auch die Matou, die während unserer Unterhandlungen wieder eintrat, nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Sie trug einen Haufen vergilbter Wäsche und bunter Lümpchen im Arm, die sie mit ihren zitternden Händen zu einem Bündel zusammenzupacken suchte. Ich bat sie, sich die Mühe zu sparen, da ich morgen in Genf für alles zur Reise Nothwendige Sorge tragen werde. Die Alte schüttelte nach ihrer langsamen Art den Kopf, blickte mich mit ihren großen runden Augen an und sagte: „Es sind die Kleider, die dem Kinde zum letzten Male von seiner Mutter angelegt worden sind." Sie hauchte die Worte nur still vor sich hin; es giebt aber ein Hauchen, das lauter mahnt als Glockenton.

Ich drückte schweigend die zitternde Hand an mein Herz. Bertrix stand still am Fenster, den Rücken uns zugekehrt; der alte Großvater schlief. Es war als ob ein Engel durch das Zimmer flöge.

„Die Kinder kommen!" rief endlich Bertrix. Er ging ihnen entgegen; die Matou folgte ihm. Ich blieb allein. Ich erinnere mich nicht vieler Minuten, wo mir das Herz in solcher Spannung geschlagen hätte.

Aber die Plauderbogen schwellen unter meinen Händen. Ich spüre Dir, Freund, jene Wirkung an, die sans phrase Langeweile genannt. Die Sache — um mich meinem Helden Amédée gemäß auszudrücken — die Sache ist nämlich die: Es hatte sich, ohne daß ich im Eifer der Erinnerungen es gemerkt, rasch wie es in Alpenthälern die Regel ist, ein Wetter zusammengezogen mit obligatem Regenguß und starkem Arvebrausen. Ich saß im Chálet de l'Impératrice gebannt, während die Ungeduld mich doch hinaus, die Thalstraße aufwärts trieb. In solchem Unbehagen ist es aber immer ein Kitzel, sich einen Leidensgefährten anzuschaffen. Nun, da die Wolken sich zu brechen beginnen, habe ich es indessen gnädig mit Dir im Sinn.

Um es also kurz zu machen: wir nahmen dem Kinde sein Ja, wie man zu sagen pflegt, über den Kopf hinweg. Mutter Matou lispelte fromm, Vater Bertrix mahnte laut und verständig; ich lockte mit Rosen und Trauben, Freund Amédée machte Späße nach Großvaters Art. Von vornherein und unter vier Augen mit mir hatte er einige Einwendungen gegen das Project erhoben: „Die Myrtille ist zu dumm. Sie paßt nur in's Thal. Brauchen Sie keinen Kutscher, Madame?" Da ich ihm jedoch erklärte, daß ich nicht reich genug sei, mir Kutsche und Pferde zu halten, schien er das bescheidenere

Loos dem Kinde für angemessen zu achten. Er hatte hinter jedem Chamounixbesucher einen Marstall vorausgesetzt und mochte ich tief genug in seiner Schätzung sinken. Für die Myrtille, die, was sich trennen heißt noch nie erlebt hatte, handelte es sich um eine Reise von der Art wie ihr Amédée sie voriges Jahr nach Genf gemacht, und da sie die Reise unternehmen sollte in Gesellschaft der guten Dame, der die Centimestücken so flott von Händen gingen, die so schöne Rosen und süße Trauben versprach, freute sie sich darauf. Einmal jedoch fragte sie mich nachdenklich, ob da, wo ich wohne, auch der Monarch zu sehen sei? Da ich es leider verneinen mußte, konnte ich meinem geographisch instruirten Freunde Amédée nur dankbar dafür sein, daß er das dumme Kind belehrte, es gäbe da, wo ich wohne, viel schönere Berge als den Monarchen, Weinberge, auf denen Trauben wachsen. Und im Winter läge auf den Bergen auch Schnee genug und wenn der Schnee geschmolzen sei, da komme er, Amédée nämlich, zum Besuch; das heißt, wenn er bis dahin nicht Kutscher geworden wäre.

„Nein, Führer!“ widersprach die Myrtille.

„Nein, Kutscher“, beharrte Amédée und während dieses mir nicht neuen Disputs schied ich nach meinem Hotel.

Am andern Morgen stand das Wägelchen angeschirrt, das uns nach Sallenches, bis wohin dazumal nur die große Diligence ging, fahren sollte. Ich ging zur Reise gekleidet angstvoll wartend vor der Thür auf und ab. „Es ist ihnen über Nacht leid geworden, sie kommen nicht!“ dachte ich und stand im Begriff den Wagen fortzuschicken — da kamen sie, Mutter Matou am Stock und das Kind. Bertrix war wohlüberlegt, als die Kleine noch schlief, aufgebrochen, um seinen Lord nach dem Brévent zu führen, und den Amédée hatte er mitgenommen; so ward eine Abschiedsscene vermieden. Auch die Matou hielt sich tapfer. Sie sprach kein Wort, war sie doch niemals eine Sprecherin außer mit den Himmlischen, die sie nicht sah. Nur die runden Kinderaugen redeten, als sie mir das Bündelchen reichte. Sie weinte nicht, sie küßte das Kind auch nicht, machte ihm nur wiederholt das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust, und als die Kleine lustig mir nach in den Wagen kletterte, dasselbe Zeichen in die leere Luft. Die Pferde zogen an. Ehe sie um die Straßenecke bogen, blickte ich mich noch einmal um. Die alte Frau hatte ihren Stock zu Boden fallen lassen und lag auf ihren Knieen, die Arme nach uns ausgestreckt. Ich hätte umkehren mögen, hätte zu der Alten sagen mögen: „Behalte Dein Kind, bis Gott Dich ruft, dann will ich's von Dir erben“, aber die Myrtille rief eben einem ihrer barfüßigen kleinen Abendsänger fröhlich zu, daß sie eine große Reise mache und ihm was recht Schönes mitbringen werde — und der Wagen rollte weiter.

Unsere Fahrt ging glücklich von statten. Die mahnenden weißen Berge lagen uns im Rücken. Mein neues Töchterchen zeigte ein offenes Auge, ein frohes Staunen bei jedem Wechsel der Scenerie, vor den Wasserstürzen bei Chède jauchzte sie laut auf; in jedem der elenden Nester, die wir passirten, fragte sie: ist das Genf? Bild reihte sich an Bild, auch in meinem Herzen Freude an Freude.

In Sallenches wurde ein Imbiß genommen, der wenigstens der Kleinen köstlich mundete, dann rasch die harrende Diligence bestiegen. Als wir eben unsere Wagenplätze eingenommen hatten, trat plötzlich unser alter Freund, der Chansonnier, vor das Hotel. Er mochte sich auf dem Wege von Saint Gervais verspätet haben, um auch die thalab fahrenden Mittagsgäste durch

seine Kunst zu erquicken. Myrtille, die ihm ihr stolzes Reiseglück gern bemerklich gemacht hätte, aber den Namen des Mannes nicht kannte, hob mit lauter Stimme und ausgebreiteten Armen den Refrain ihres Liedes an. „A dieu charmant pays de France!“ Da mir einigermaßen bänglich zu Muthe ward, schob ich hastig einen Franc in ihre Hand; sie warf ihn ihrem Gönner zu; er stutzte über die ungewohnte reiche Ernte, blickte in die Höhe und schwenkte seine Capotte. Die Kleine lachte, nickte und klatschte in die Hände; das Gefährt setzte sich in Bewegung; „A dieu charmant pays de France“ schallte es von der Straße uns nach — und weiter ging's.

Der Postwagen war dicht besetzt, das muntere, braune Kind in seinem ärmlichen Aufzuge erregte vielseitiges Interesse; es wurde von rechts und links, von vorwärts und rückwärts ausgefragt und war nie um eine Antwort verlegen. Immer mehr gab's zu sehen und zu staunen. Das Faucigny schien auch mir ein reizender Erdenfleck. Die prachtvollen alten Nußbäume brachen fast unter ihrer Früchtelast. Ach, wenn die Nüsse reif gewesen wären und die Myrtille sie alle, alle hätte knacken können! Als wir wieder über die Arve fuhren, stand auf der Brücke eine hohe Säule und auf der Säule ein Mann, ein guter König, wie ein Mitreisender erklärte. „Wird der arme König aber nicht müde?“ fragte staunend das Kind und nach einer Weile mitleidig: „Steht der Kaiser auch immer auf einer Säule, Madame?“

Auf einem Platze, wo die Pferde gewechselt wurden, gab es gute Pfirsich und Feigen und vor einem Café prangte eine Reihe von Oleanderbüschen über und über mit rothen Blüthen bedeckt. Das mußte ja Genf sein, das große, schöne, reiche Genf ihres Amédée. Aber es war nur Bonneville; die arme Myrtille mußte sich gedulden und wurde allmälig still, müde und sogar ein bischen blaß.

Endlich hielten wir in Genf. Es war noch früh am Nachmittag. Hätte ich nun rasch einen Fiaker genommen, wäre allsobald nach dem Bahnhof gefahren, hätte der Neuheit der Wagenfahrt unmittelbar die Neuheit der Dampffahrt folgen, mein Töchterchen die Bergregion im Coupé verschlafen, es im Flachland erwachen lassen und ohne Aufenthalt weiter und weiter geführt bis in mein kleines, stilles, behagliches Haus — dann, Freund, würde mein Kindergeschichtchen wahrscheinlich ganz einen andern Ausgang genommen haben. Ob einen bessern, einen schlimmern? weiß ich freilich nicht, jedenfalls den, daß ich Dir es heute nicht zum ersten Male erzählte. Ich meinte jedoch dem Kinde seine Wundererwartungen von Genf befriedigen, ihr und mir eine Ruhestation gönnen zu müssen, hatte überdies etliche dringende Obliegenheiten mütterlicher Eitelkeit abzuthun und konnte ja auch die alte Christiane, mein „vernünftiges Princip“, nicht im Stiche lassen. Ich hatte ihr den Abstecher nach dem Chamounix erspart und wußte wie sehnsuchtsvoll und reisemüde sie im Hotel des Bergues meine Rückkehr erwartete.

So verließen wir denn in der Chamounixstraße die Diligence und gingen, ohne den Quai zu berühren, in die innere Stadt, um Wäsche und einen neuen Anzug für den kleinen Reiseneuling anzuschaffen. Der Staat brachte einen mäßigen Eindruck hervor; noch mäßiger war der einer großen Puppe, trotz ihrer natürlichen, blonden Locken. Der arme Champi hatte nie mit einer Puppe gespielt und wußte sich durchaus den Zweck des angeputzten, todten Balges nicht zu erklären. Auch eine reich gefüllte Zuckerdüte verfehlte ihren Zweck, da die mancherlei Reisegenüsse den kleinen Magen schon mehr als zuträglich angefüllt hatten.

Ueberhaupt entsprach die große Wunderstadt, die im ganzen Chamounix-thale nicht Platz haben sollte, Freund Amédée's geistreichen Schilderungen wenig. Die engen Gassen, das Straßengewühl, die thurmhohen Häuser mit den ragenden Schornsteinröhren erregten dem armen Dorfkinde mehr Grauen als Staunen, und wo waren die Rosen, die Trauben, das himmelblaue Wassermeer? Sie schmiegte sich ängstlich an meine Seite und flüsterte: „Ich habe mir Genf anders gedacht, Madame."

„Warte nur, das Beste kommt noch, Myrtille", tröstete ich.

Indessen wurde sie immer matter und müder; das ungewohnte Schuhwerk drückte sie, sie gähnte und seufzte laut. Ich gab manchen mir noch wünschenswerth dünkenden Einkauf auf, bestieg mit meinem kleinen Anwesen eine Droschke und beorderte sie nach dem Hotel des Bergues. Kaum im Wagen, fielen dem Myrtillchen die Augen zu und sie war nicht zu ermuntern, als wir vor dem Hotel still hielten; Christiane, die mit ihrem unvermeidlichen Strickzeug vor dem Hause auf- und abspazierte, mußte die Schlaftrunkene herausheben und die Treppe hinauf in mein Zimmer tragen. Die Last war nicht zu schwer für die hünenhafte Zofe trotz ihres ergrauenden Haars. Wir legten das Kind auf mein Bett und ließen es ein Stündchen ruhen.

Du weißt, Freund, daß unser vernünftiges Princip schon als ich ein Kind war, mit meinen Lebensplänen, vulgo Schrullen, selten einverstanden gewesen ist. Die Alte war es am wenigsten mit dem, für welchen ich jetzt ihre Zustimmung zu gewinnen suchte. Es wäre nicht wohlgethan, eines Kindes Wiege zu verrücken, meinte sie in zarter Umschreibung weit ärgerer Hintergedanken. Als ich sie auf den friedlichen Ausdruck des schlummernden Engelchens aufmerksam machte, sah sie mich mit mitleidiger Herablassung an und erwiederte nur, es werde ein Kunststück sein, diesen Haarwuchs glatt und gleiche zu bringen; das dringendste Bedürfniß aber scheine ihr ein Seifenbad, das zum Glück im Hotel zu jeder Stunde zu haben sei.

Dem pflichtete ich bei. Das kleine, braune Naturkind wurde nach seinem ersten Erwachen auf seidenem Pfühl in eine Marmorwanne gesetzt und gründlich abgebürstet und abgespült, ein Luxus der großen Welt, dessen es sich in seinem jungen Leben auch noch nicht erinnerte und der mehr einen wehelichen als wohligen Eindruck machte. Ein ausgesprochenes Leidensstadium aber trat ein, als darauf der krause, schwarze Haarwald, der über der schmalen Stirn in die Höhe stieg, gleichfalls geschwemmt, gekämmt, gestriegelt, geölt und glatt in den Nacken hinab gescheitelt wurde. Nachdem nun auch reines Zeug, gestickte Höschen und ein rosenrothes, kurzes, bauschiges Gewand angethan worden war, wurde der zum Kinde der Gesellschaft metamorphisirte Findling der Quelle zur Bewunderung seines Selbst vor den großen Toilettenspiegel in meinem Zimmer geführt.

Ich kann weder leugnen noch behaupten, ob ein derartiger Culturgegenstand in Taschenformat etwa in dem Schulhause von Les Bois existirte, hineingeblickt, so viel ist gewiß, hatte die kleine Myrtille noch nie und die grauen, strudelnden Wellen der Arve sind auch nicht einladend zu eitler Bespiegelung. Mein Töchterchen stand daher eine Weile wie erstarrt vor dem fremden Menschenbild ihm gegenüber, dann fragte sie, die Augen ernsthafter denn je, aber die Lippen ohne Lächeln: „Das kleine Fräulein da drüben, bin das ich, Madame?" Und als ich zustimmend nickte: „Ich hatte mich mir anders gedacht, Madame." Und wieder nach einer Weile: „Wird mich denn aber auch Amédée wieder erkennen, wenn er mich so sieht?"

Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß die kleine Modedame mir lange nicht so gut gefiel wie die kleine barfüßige Straßensängerin mir gefallen hatte, in den Augen der alten Christiane aber war, wie echauffirend auch immer die veredelnde Procedur, ein Waldteufelchen in die Reihe der nach Gottes Ebenbilde 'eschaffenen erhoben worden. Wie freute ich mich nun auf die Hauptüberraschung: eine Bootfahrt auf dem See. Da Christiane keine Freundin von Wasserpartien ist, mit Ausnahme derer im Scheuer- und Bükefaß, sie überdies auch alle Hände voll mit Packen zu thun hatte, weil die Heimreise zu ihrer höchsten Genugthuung mit dem morgenden Mittagszuge angetreten werden sollte, ging ich mit meinem geputzten Töchterchen allein nach der nächsten Kahnstation. Es war über unseren Vorbereitungen Vesperstunde geworden; ein buntes Treiben belebte den Quai, die schöne Welt promenirte, Equipagen rollten aufwärts und abwärts; ein Dampfboot lief vom Stapel. Alles das wirkte aber nur befremdend auf das kleine Herz; erhoben wurde es nur, alle kindliche Phantasie überboten, durch den Anblick des großen Wassermeers, dessen nächtiges Himmelblau es mahnte an die Pforte des Arveyron. Mit einem Schrei des Entzückens sprang Myrtille in das Boot und hier hob sie zum ersten Male den Blick in die Höhe.

Das westliche Seeufer, längs dem wir segelten, lag schon im Abenddämmer, silbern vom jungen Monde angehaucht, drüben aber waren die savoyischen Felsen noch sonnig bestrahlt und den Montblancgipfel hatte ich noch niemals in so glorreichem Goldglanze leuchten sehen. Nein, noch niemals; denn ich sah ihn heute nicht mit meinen Augen, sondern mit denen des Kindes, das zu seinen Füßen geboren war und dessen Blicke wie verzaubert an einer himmlischen Erscheinung hafteten. Ein Schauer lief über den kleinen Leib, die Wangen entfärbten sich; unter dem fahlen Mondlicht, in das wir bei einer plötzlichen Biegung traten, kam sie mir vor wie ein verklärter Geist. Sie schlug ein Kreuz über der Brust, faltete die Hände und gab fortan keinen Laut; sie starrte nur unverwandt nach der Richtung, in welcher der Beherrscher ihrer Heimat allmälig verschwand. Ich verwünschte meine Unvorsicht, in dem jungen, starken Herzen einen Dämon aufgeweckt zu haben; ahnungsvoll beklommen hieß ich dem Schiffer umlenken.

Während der Rückfahrt trat der weiße Berg von Neuem hervor; er war auch auf dem Quai noch zu unterscheiden, wenn schon die angezündeten Gasflammen blendeten. Myrtille folgte mir nur widerstrebend in mein Zimmer, das, leider Gottes! nach der Seeseite gelegen war. Sie lief zum Fenster. Da — leuchtete ihr Monarch, jetzt unter einem rosigen Schleier; sie sprach kein Wort, gab auf unsere Fragen nur ein Schütteln oder Nicken zur Antwort, mochte nicht essen und nicht trinken, bewegungslos blickte sie empor zu der hohen Majestät.

Ich hätte sie über Nacht gern in meinem Zimmer behalten; es stand aber nur ein Bett darin, während Christiane in dem ihren, das in den Mansarden gelegen war, bereits ein zweites hatte aufschlagen lassen. So führte ich denn die Kleine die verschiedentlichen Treppen hinauf. Oben riß sie sich von meiner Hand und stürzte an's Fenster. Noch einmal und noch deutlicher der alte, weiße Zauberer! Willenlos, stumm und steif wie ein hölzerner Götze ließ sie sich von mir entkleiden und zu Bett bringen; auch Christiane legte sich, sie lächelte spöttisch, als ich sie bat, den Riegel nicht vorzuschieben und mir ihren Stubenschlüssel zu überlassen, damit ich in der

Nacht einmal nach dem Kinde, das mir nicht ganz wohl scheine, sehen könne. „Sie werden alle Beide schon schlafen", meinte das alte vernünftige Princip.

Aber es ließ mir keine Ruhe, mitten in der Nacht stieg ich wieder hinauf, lauschte an der Thür, öffnete sie leise und trat unbemerkt ein. Das vernünftige Princip schlummerte vernehmlich, das Kind aus der Fremde aber stand im weißen Hemdchen mit bloßen Füßen am Fenster und schaute in die Höhe. „Te quitter c'est mourir!" hörte ich sie leise, leise vor sich hinsummen. Sie ließ sich ohne Widerspruch in ihr Bett zurückführen, ich bin aber überzeugt, daß sie, sobald ich den Rücken gewendet, wieder herausgesprungen und unter das Angesicht ihres Monarchen getreten ist. Daß auch ich kein Auge schloß in der Nacht, wirst Du mir glauben.

Ich stand vor der Sonne auf. Wir mußten mit dem Frühzuge fort, so weit als möglich ohne Aufenthalt. Ich klingelte der Stubenjungfer, bestellte das Frühstück und gab ihr den Schlüssel, um meine Dienerin zu wecken. Kaum drei Minuten und Myrtille trat in mein Zimmer in ihren heimischen Kleidern, den groben Strohhut auf dem Kopfe und das Bündelchen Mutter Maton's in der Hand. „Adieu, Madame", sagte sie ganz beherzt. „Je m'en vais."

„Wohin?" fragte ich zwischen Weinen und Lachen.

„Nach Hause, Madame."

„Ganz allein, kleiner Narr?"

„O, ich finde schon den Weg, Madame."

„Aber warum willst Du nicht bei mir bleiben, Myrtille?"

„Ich würde sterben, Madame", sagte sie; aber diesmal hatte sie Thränen in den Augen und sie fiel dabei auf ihre Kniee.

Ich will Dir meine ferneren Gegenreden ersparen, Freund. Sie wurden ja doch mit halbem Herzen vorgebracht. „Das Kind würde sterben", klang es vernehmlich an mein Ohr. Genug: anstatt nach Freiburg aufzubrechen, saßen wir am Morgen wieder im Eilwagen, um das Arvethal hinanzufahren. Das vernünftige Princip blieb auch heute zurück. Christiane billigte meine Nachgiebigkeit nicht und noch weniger meine Begleitung, welche die Heimreise um mehrere Tage verzögerte. Das Mädchen würde auch allein in der Postkutsche keinen Schaden genommen haben. Daneben argumentirte sie aber auch wieder aus ihrem Erfahrungsschatz: Art lasse nicht von Art.

Es war eine schweigsame Fahrt. Wir hatten die Plätze auf der Banquette, aber Myrtille blickte heute nicht auf den Weg; sie freute sich nicht über Blumen und Früchte, oder über den guten Säulenkönig in Bonneville; sie sehnte sich ungeduldig nach dem Ziel und nur wo vor Saint Martin und später jenseit Servoz der Montblanc uns plötzlich gegenüber trat, da jauchzte sie laut auf; faßte dann aber rasch nach meiner Hand, küßte sie und sagte mit weichen Tönen: „Sein Sie mir nicht bös, ne me grondez pas, Madame!"

Nun gewiß zürnte ich ihr nicht. Ich grübelte nur still in mich hinein und suchte meine Enttäuschung, die mehr als manche länger währende von einem Schmerze in sich barg, durch Gedankenfragen matt zu machen. Wie hieß die Macht, welche dieses Kind fortzog von Wohlleben und hegender Liebe, unbezwinglich zurück in eine arme Hütte, die nicht einmal sein Elternhaus war? Hieß sie Gewohnheit? Sehnsucht nach dem plumpen Jungen, der das Kind wie ein Mütterchen gefüttert und geführt und an welchem das kleine Herz seit seinem Erwachen gehangen hatte? Oder hieß sie Heimweh?

Wissen wir eigentlich was Heimweh ist, Freund, wir, die wir das Wander-

volk sind par excellence, ein Colonistenvolk, das leichtherzig und leichtfüßig wie kaum ein anderes seine Scholle vertauscht? Denn, daß wir ein Vaterland lieben, dafür leben und wenn es sein muß sterben können, was hätte das mit dem eigentlichen Heimsinn gemein? Näher käme ihm allenfalls jene deutsche Specialität, die im weiten Vaterlande das engere cultivirt, sich statt im Staate im Stäätchen wohlbefindet, und so liefe mein Problem am Ende darauf hinaus, daß die Vaterlandsliebe die Heimatsliebe ausschlösse, so wie etwa — keine Anzüglichkeit, Freund! — die Familienliebe eine erste Jugendliebe verdrängt.

Oder müssen es die dürftigen, gefahrdrohenden Alpenthäler sein, in denen Freund Bertrix den himmlischen Nothhelfern einen besondern Wirkungskreis voraussetzt, muß es die Armuth sein an Gut und vielleicht an Geist, welche die Leidenschaft der Sehnsucht erweckt und erhält, während in der gleichförmigen Fülle des Flachlandes diese eingeborene Anlage verkümmert oder — sich in ein höheres Stadium umwandelt? Denn mit Vorliebe ein reiches Elternerbe hegen, das Haus ehren, das der Brite sein Castell nennt, nach nichts Besserm verlangen, wenn wir in einem Fruchtgarten geboren sind, wenn Geistesquellen uns umrauschen und Lebensluft aus tausend Blüthenkelchen quillt, wie es alle Romanen und die Pariser zumal so stark bezeugen: Eines wie das Andere würde weit eher noch unsern deutschen Wandersinn erklären, als den Heimatssinn des Findlings Myrtille und des Großvaters Müseau, der da, wo er geboren worden, auch aus dem Grabe auferstehen wollte.

Oft mag es die Noth sein, die uns hinaustreibt über Land und Meer, Leibesnoth, oder Geistesnoth. Aber wir singen doch aus Herzensgrunde: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." Und der Dichter trifft in's Schwarze, wenn er mahnt:

„Bleibe nicht am Boden haften, frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften, überall sind sie zu Haus!
Wo wir uns der Sonne freuen, sind wir jede Sorge los,
Daß wir uns auf ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß!"

Auch der Graubündner, der Savoyarde verläßt seine Thäler und zieht hinaus in die Welt. Aber er thut es ohne Sang und Klang, aus purer Noth um Brod. Und wenn er diese Noth überwunden, da zieht es ihn zurück und er schmückt seine arme Heimat mit den sauer erarbeiteten Schätzen. Wo finden wir in dem weiten Deutschland Stiftungen von Bürgern, die in der Fremde reich geworden sind, wie die Schweiz und Savoyen sie in den kleinsten Orten aufzuweisen haben? Kehren unsere Landsleute, wenn sie über dem Ocean Hunderttausende erworben haben, in ihr altes Land zurück, so siedeln sie sich selten in der alten Heimat an, sie suchen große oder sonstwie angenehme Plätze, Einer zieht dem Andern nach, sie bilden besondere Colonien und nennen sich nicht mehr Deutsche, sondern Deutsch-Amerikaner; eines Tages werden sie sich vielleicht Deutsch-Chinesen nennen. Doch genug des Allbekannten, Freund. Um auch dies Problematische gemäß einem vernünftigen Principe abzuschließen, wollen wir wenigstens sagen: der Heimsinn hat einen Urquell mit dem Glauben, der Vaterlandssinn wurzelt im Wissen und in dem Gewissen.

Von der Prieuré gingen wir nach Les Bois zu Fuß.

Myrtille bezwang sich mit rührendem Willen, um langsam neben mir Schritt zu halten. „Spring nur immer voran!" sagte ich und dahin flatterte sie wie ein Vogel.

Der Erste, der mir aus dem Dorfe entgegen kam, war Freund Amédée: „Hab ich's Ihnen nicht gleich gesagt, Madame?" rief er mir zu. „Die Kleine ist zu dumm, die paßt nur in's Thal."

Er lachte aber doch über das ganze Gesicht, daß er seine Kleine wieder hatte. Vor dem Hause erwartete mich Bertrix. „Gott lohne es Ihnen, Madame, daß Sie mir das Kind zurückbringen", sagte er, indem er mir herzlich die Hand drückte. „Ich habe gar nicht geahnt, wie es mir an die Seele gewachsen ist. Thor, der ich war, an eine zweite Heimat zu denken. Mit der Myrtille im Hause bin ich versorgt —"

„Und ich kann Kutscher werden", fiel sein Sprößling ein.

„Ja, bald", versetzte der Vater und lächelnd zu mir gewendet: „Weiterhin sorgt schon Gott."

Wir traten in's Zimmer. Myrtille hing am Halse der Matou, die heute ihr Liebeskind herzte und küßte. Die Kleine schoß an mir vorüber in den Hof, um nach ihrer weiten Reise auch die Kuh, das Mûle und ihren Rosenstock zu begrüßen.

Mutter Matou faßte meine Hand und würde sie geküßt haben, hätte ich's nicht gewehrt. „Tragen Sie's dem Kinde nicht nach, meine gute Dame", sagte sie. „Die liebe Himmelsmutter hat's ihm eingegeben, daß es nicht anders konnte. Es sollte mir erst die Augen zudrücken, meine gute Dame. Es schlummert ein Engelchen in dem kleinen Herzen."

So waren Alle vergnügt und dankbar, daß sie mir mein neues Glück wieder abgewonnen hatten. Nur der Großvater Müseau knurrte vernehmlich aus seinem Ofenwinkel hervor, weil über dem Wesen, das mit dem Champi gemacht werde, der Suppentopf übergelaufen sei.

Da der Champi von seiner weiten Reise ihm aber einen Korb voll süßer Früchte mitgebracht, lachte auch Großvater Müseau und feierte die Heimkehr seiner kleinen Marmotte als ein Segensfest. Ich aber, Freund, fuhr noch am nämlichen Abend bis Argentières und von da ohne Aufenthalt heim.

Es war nur das jähe Verlangen eines Sommertages, das mir vereitelt worden war, und wie mich auch das Aufgeben wurmte, um einen dauernden Eindruck und einen leider je mehr und mehr seltenen war ich reicher geworden. Da ich in meinem Plauderbriefe nicht von unserem alten Goethe losgekommen bin, will ich Dir diesen Eindruck in Worten niederschreiben, die er einstmals auch nach einer einsamen Bergfahrt ausgesprochen hat:

„Wie habe ich doch wieder Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränkung, Genügsamkeit, Geradsinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Dulden, Ausharren" und setze ich hinzu, eine starke Liebe.

Im Uebrigen, Freund, wer etwas Gutes zu thun und Sorge zu tragen ein Verlangen hat, der findet allerorten den Ballast, der sein Lebensschiffchen im Gleichgewicht erhält. In welcher Weise ich das meine so erhalten habe, weißt Du. Dennoch that die kleine Wunde mir längere Zeit weh, als Du ahnen magst; allmälig aber verschmerzte ich sie und allmälig vergaß ich, daß ich sie empfangen. Bertrix hatte mir versprechen müssen, sich in jedem Nothstande des Kindes an mich zu wenden; ich merkte aber wol, daß es ihm wenig Ernst mit seinem Versprechen war. Das Kind hatte in der Wahl zwischen ihm und mir sich für ihn entschieden und wenn er die Freude seines Daseins allein

genoß, hatte er auch die Sorge für sein Dasein allein zu tragen. Ein feiner Sinn regierte das Herz des wetterharten Alpenführers. Und so wunderte ich mich auch kaum, daß ich auf drei, vier Fragebriefe, die ich in den ersten Jahren an ihn schrieb, niemals eine Antwort erhielt. Es kamen die großen Tage des Vaterlandes mit ihrer Freude und ihrem Leid, das Heimweh des fremden Kindes erschien mir kaum noch als ein Traum.

So dachte ich denn auch an nichts weniger als eine Reise in das Chamounix, als ich mich vor zwei Wochen von Euch trennte. Ich suchte wirklich nur eine Sommerfrische am Luzerner See. Weil ich aber zufällig bei Wege erfuhr, daß eine alte Bekanntin, die ich lange nicht gesehen, in Interlaken zu treffen sein werde, entschied ich mich, ihr dahin zu folgen. Ich wählte den angenehmen Weg über den Brünig, den ich noch nicht kannte, der daher keine Art von Erinnerung in mir zu wecken vermochte. Wie ich nun über den Brienzer See nach dem Gießbach fuhr und seelenruhig den Duft eines halbwelken Rosenstraußes, den ich mir am Morgen in Luzern gekauft hatte, einsog, da vollzog sich in mir oder vor mir eine Operation, die Du mir, Dichter, erklären sollst, weil das vernünftige Princip, dem ich mich jemehr und mehr untergeordnet habe, nicht damit zu Stande kommt.

Einer mir unbekannten englischen Familie, die auf der Bank mir gegenüber saß, erklärte ein Herr aus einem Handbuch in ihrer Sprache die umgebenden Ufer, so daß ich der leidigen Mühe überhoben ward, in meinem Bädecker nachzulesen. Denn sehen, was man nicht kennt, ist nur halber Genuß. Kurz zuvor, ehe für einen Moment das Faulhorn am Horizont auftaucht, deutete der Herr auf eine vorspringende Felsenplatte, der Tanzplatz geheißen, auf welchem die Sage nicht wie auf dem gleichnamigen unseres Harzes unholde Hexchen, sondern ein junges Liebespaar sich drehen und wirbeln läßt, bis es im entzückten Rausche Brust an Brust hinunter in die Seetiefe stürzt. Seltsam nun, während dieses unisonen, fremdartigen Vortrags kam es über mich, die ich mir sonst durchaus keiner Anlage zu einem zweiten Gesicht bewußt bin, wie eine Vision, eine Sinnestäuschung, obendrein doppelter Art. Ich sah, ja, ich sah das taumelnde Paar in die Tiefe hinunterstürzen und ich hörte, ja ich hörte einen Schrei, halb wie einen Jubel- und halb wie einen Schreckensschrei. Das Haupt des Jünglings, von zwei braunen Armen umschlungen, ruhte an der Jungfrau Brust und wurde von den Falten ihres weißen Schleiers verhüllt, das Haupt der Jungfrau aber, mit Purpurrosen geschmückt, war mir zugewendet und ich erkannte deutlich das braune Köpfchen des Findlings von der Quelle des Arveyron.

Die Erscheinung hatte natürlich nur die Dauer eines Gedankenblitzes und ja doch, ich gebe es zu, lediglich der Duft meines Rosenstraußes hatte mir die Nerven für solch' ein Gaukelspiel gereizt. „L'odorat est le sens de l'imagination", sagt Rousseau und ich weiß aus mehrfältiger Erfahrung, er ist auch der Sinn, der stärkste Sinn der Erinnerung. Dennoch: der Eindruck, nein die Erschütterung blieb. Alle Schauenslust war mir mit der Erscheinung am Iseltwald entschwunden. Ich sah den Gießbach wie im Traum, ich blickte zu der ewigen Jungfrau empor wie im Traum; die Worte der alten Bekanntin, viele und laute Worte, verhallten vor meinen Ohren wie im Traum. Ominöse Ahnungen ließen mich nicht los, die grausigsten Erzählungen vom zweiten Gesicht fielen mir ein. Ich sah das Kind, das ich zu dem meinen hatte machen wollen und in vielleicht sträflichem Schwachmuth aufgegeben hatte, ringen in Noth und Tod, in Noth und Tod, gleich

denen der guten Marie und so brachte ich mich denn endlich nur zur Ruhe, indem ich mich entschloß, in medias res dem Unheil auf die Spur zu kommen und auf dem nächsten Wege den Schauplatz meiner Muttersorgen aufzusuchen.

Wie ich nun aber gestern das Arvethal hinauffuhr, da tauchten die alten Erinnerungen auf, noch viel ausführlicher als ich sie Dir, armer Freund, heute Morgen kund gethan; und mit jedem neuen Bilde, das sich entrollte, mit jedem Wort, das ich Dir schrieb, wurde das Herz mir leichter und am Ende froh. Alle Apprehensionen sind verscheucht; ich rechne auf ein Wiedersehen im Glück.

Zu einem Gang nach Les Bois war es gestern Abend zu spät; ich stellte Erkundigungen an bei der Dienerschaft im Hotel. Die Stubenjungfer war aus Genf, der Buchführer ein geschniegelter, französischer Herr, der Zimmerkellner ein Schwabe und der Hausknecht ein dummer Teufel Gott weiß woher. Was wußte Einer wie der Andere von einem Laboureur aus Les Bois, der vor acht Jahren im Sommer Führer war und im Winter Schule hielt! „Erkundige Madame sich im Bureau des guides.“ Aber das Bureau war gestern Abend geschlossen und heute Morgen belagert von allerlei Volk. So stieg ich denn zum Kirchhof hinauf, über dessen Mauer ich schon gestern geschaut, habe da gesucht und gesucht und — endlich gefunden! Zwei graue Erdwellen nicht weit von einander und auf jeder ein kleines, schwarzes Kreuz. Großvater Müseau und Mutter Matou. Diese Kreuzchen hatte ich zu finden erwartet; die ewige Raststätte möge den Greisen gesegnet sein. Weiter aber fand ich nichts.

Gewillt, ohne weitere Präliminarien die Auskunft, nach der es mich drängte, mochte sie nun Herzeleid bringen, oder Freude, an Ort und Stelle zu erfahren, schlug ich den Weg ein nach Les Bois; da überfiel mich jenes körperliche Unbehagen, das so oft mein Vornehmen hindert; dann kamen Sturm und Strom. Nun aber, da mir wieder wohler ist und auch der Regen sich verzogen hat, breche ich auf. Sobald ich zurückkehre, sollst Du erfahren, Freund, wie die Gesichte, die dem Duft eines Rosenstraußes entsteigen, zwar nicht sich erklären, aber doch sich erfüllen.

Am Abend.

Ich stand vor dem kleinen Hause und blickte durch die Scheiben in das Zimmer. Die Scheiben blitzten heute blanker als vor acht Jahren und in der Stube sah es heller aus. Aber sie war leer. Daß ich die Ofenbank der Alten unbesetzt finden werde, wußte ich ja, wo aber sollte ich die Jungen suchen? Alles seelenstill! Ich trat in den Hof. Nichts war verändert darin; nur der Rosenstock vor dem Nachtquartier der Kuh und das Mûle hatte eine stattliche Krone getrieben und viele rubinrothe Blüthen prangten daran. Er mochte sorgfältig gepflegt worden sein. Unter dem Rosenstock aber saß im Sonnenschein ein Mann, der ohne aufzublicken an einer Holzarbeit schnitzte; keiner solchen, die in den Bazars von Interlaken Parade machen würde, die aber im Chamounixthale genugsam Abnehmer finden wird. Ich werde Dir einen der Alpenstöcke, die Vater Bertrix geschnitzt hat, zum Andenken mitbringen, Freund. Denn Vater Bertrix war der fleißige Mann, wenig verändert im Gesicht und noch unergraut; aber — zwei Krücken lehnten neben ihm an der Wand — ein Krüppel!

Er erkannte mich auf den ersten Blick; aus seinen ehrlichen Augen stürzten Thränen, wie alte Leute oder Siechgewordene sie bei unerwarteten Be-

gegnungen leicht weinen. Er streckte mir beide Hände entgegen, drückte die meinen an sein Herz, nannte mich ein über das andere Mal seine Wohlthäterin, weil ich ihm das Kind wiedergeschenkt habe, das mein Eigenthum geworden sei. „Was hätte ohne das Kind aus mir werden sollen?“ rief er aus. Und nun erzählte er mir umständlich und in Sprüngen die Geschichte dieser acht Jahre, die ich ihm so knapp als möglich nacherzählen will.

Der Großvater und das Mütterchen waren schon im ersten Winter heimgegangen, die kleine Myrtille hatte nun allein das Hauswesen versorgen müssen. Freund Amédée aber war weder Kutscher noch Führer geworden, sondern zunächst Hausknecht in einem der Hotels der Prieuré und für den Winter, wo deren Gesinde sich zerstreut, so eine Art von Concierge. Die Stellung hatte ihm außerordentlich zugesagt, er auch ein Stück Geld in ihr verdient, so daß er mit Fug sein Leiblied vom Rentner singen durfte. Zu allem Gelingen hatte er auch noch das Glück, sich vom Militairdienst frei zu loosen; als aber der Krieg ausgebrochen war und die Hiobspost von Sedan in das Thal hinaufdrang, da ging er nach Chambéry und stellte sich freiwillig.

„Sie sind eine Deutsche, Madame“, so sagte Bertrix, „aber Sie werden mir zugestehen, daß er nur seine Schuldigkeit that. Hätte ich nicht die Myrtille zu versorgen gehabt, die arme, weltverlassene Creatur, die ich in diesem feindlichen Aufruhr Ihnen, Madame, doch nicht schicken konnte, ich würde auch die Flinte auf die Schulter genommen haben und heute vielleicht — kein Krüppel sein. Nun büße ich dafür, daß ich weichmüthig die erste Mannespflicht versäumt.“

Ich unterbrach den braven Mann mit der Frage, wie Myrtille die Trennung von ihrem Bruder ertragen habe? Er antwortete:

„Nun mit Herzeleid freilich und auch mit dieser und jener Gegenrede. Was versteht so ein kleines Mädchen vom Patriotismus, Madame? Ja, wenn Ihre Deutschen in das Thal hinaufgedrungen wären — sie war noch ein Kind, aber ein resolutes Kind, Madame, sie hätte ihnen leicht den Paß mit Steinwürfen versperren helfen. Was aber den Abschied anbelangt, so haben sie ihm den rechten Namen gegeben, es war, Gott sei Dank! immer nur noch einer der Schwester vom Bruder. So waren wir Beide nun ganz allein, auch die Mehrzahl der Gäste war vor dem Kriegslärm aus dem Thale geflohen. Nur ein englischer Herr blieb seelenruhig bei uns und ließ sich sogar nicht abschrecken, die große Tour um den Montblanc vorzunehmen. Ich wurde sein Führer, wie ich es im Leben wol schon zwanzig Mal auf dieser Tour gewesen bin. Da wir in Aosta angekommen waren, hatte mein Herr des Bergsteigens noch nicht genug; er wollte zurück in die Schweiz über den großen Sanct Bernhard. Auch diese Tour war mir nicht neu, doch redete ich von ihr ab, weil sie der Beschwerden nicht lohnt.

Wenn so ein englischer Lord sich aber einmal etwas in den Kopf setzt, Madame, da läßt er nicht locker. Mein Herr behauptete, daß vor den römischen Legionen und dem großen Kaiser Karl und dem großen Consul Bonaparte, von deren Zügen in allen Handbüchern geschrieben steht, auch schon ein gewisser Hannibal mit seinem Heere den Weg über den Bernhard eingeschlagen habe und von diesem alten Hannibalzuge dachte er noch Spuren aufzufinden, oder wenigstens Beweise dafür. Außerdem wollte er aber auch das Monument betrachten, welches dem heldenmüthigen General Desaix beim Hospiz auf dem Bernhard errichtet worden ist. „Das war ein anderer Feldherr wie Eure heutigen“, sagte er. Und leider Gottes hatte er recht, Madame.

Dafür ist dem Tapfern aber auch ein Grab geworden, so hoch oben wie kein anderer General der Welt es hat. Und nicht weit von dem Monumente da geschah das Unglück, Madame. Der Weg ist im Grunde ohne große Gefahr, denn die Jahreszeit war noch gelinde. Aber der englische Herr war ein sonderbarer Wagehals und ein Führer ist verpflichtet, Den, welcher sich ihm anvertraut hat, zu retten, coûte qu'il coûte."

Bertrix erzählte mir nun eine haarsträubende Sturzgeschichte, die leider manche ihres Gleichen hat, deren Wiederholung ich Dir aber ersparen will, Lieber. Der englische Herr kam heil davon, der arme Bertrix dahingegen wurde halberstarrt, mit zerschmettertem Unterschenkel von den guten Mönchen aufgefunden und in ihrem Asyl gepflegt. Alles, was ich da wieder von den Bernhardinerbrüdern gehört — Albrecht, wenn ich mir fortan den Menschen und die Menschenliebe auf ihrer Gipfelhöhe denken werde, da ist es bei den Helfern da oben in dem ewigen Eis und Schnee und ich meine, diese Helfer von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, lohnt die Mühsal des Weges über den Sanct Bernhard wol. Auch der arme Bertrix sagte zu mir: „Ich beklage mein Schicksal nicht, nein, ich danke Gott dafür. Ich habe da oben erst fassen lernen, was Christenthum heißt."

Den ganzen Winter hat der Zerschmetterte in dem Hospiz zugebracht, Bruch und Wunden heilten in dem harten Klima schwer. Wunderbare Fügung aber; der Bruder, welcher ihm zur besondern Pflege des Leibes und der Seele bestellt wurde, das war der Pater Anselme, der einstmals Pfarrer in der Prieuré und der geliebte Herr der seligen Matou gewesen war. Bertrix hatte nicht geahnt, daß er ihn auf dem Bernhard treffen werde; als er aus dem Chamounix schied, war er in ein beschauliches Kloster Savoyens getreten und hatte erst nach Jahren die Buße der That erwählt.

„Lange wird er sie nicht mehr geübt haben", meinte Bertrix; „die Mehrzahl der Bernhardiner stirbt jung und seine Lungen waren schon dazumal schwach und krank. Der Himmel wird um einen Heiligen reicher sein, Madame."

Als der Frühling kam, haben vier Brüder den Bertrix hinunter getragen bis de Proz, wo er mit seinem Pfleger ein Wägelchen bestieg. Der weite Umweg über Martigny und Genf in das Chamounix konnte nicht vermieden werden, weil er ununterbrochen die einzige Fahrstraße bot. In Genf erwartete den Vater die arme Myrtille, die den ganzen Winter allein in dem kleinen Schulhause verbracht hatte und beschieden worden war, das Geleit des Hülflosen während der Thalfahrt zu übernehmen. Und hier im Bahnhofe von Genf war es, wo der, welcher jetzt Père Anselme hieß, das Kind zum erstenmal sah, welches jeden Morgen und Abend, wenn es sich der lieben Himmelsmutter empfohlen, auch für ihn gebetet hatte. Freund, wer doch als stiller Zeuge diesem ersten und letzten Sehen hätte lauschen können!

Seit dieser Stunde hat die Myrtille nun ihren Pfleger in die Pflege genommen und seit dieser Stunde ist aus dem Kinde ein Weib geworden. „O, welche Weisheit von unserm Herrgott, daß er mich keine zweite Frau hat finden lassen!" rief Bertrix mit Thränen der Freude in den Augen.

„Da sitze ich nun den lieben, langen Tag und schnitze das Holz, das die Kleine gespaltet hat. Die Arbeit ist nicht allzu geschickt, wie Sie sehen, Madame. Aber was wollen Sie? Ich war über vierzig Jahre, als ich die Handthierung begann. Noth leide ich nicht —"

Ich vergaß zu erwähnen, daß der englische Herr, bevor er heimwärts

zog, zur Pflege seines Lebensretters eine ansehnliche Spende in den Opferstock des Hospizes gelegt und auch noch einige Banknoten als Schmerzensgeld und Ersatz für die gebrochene Existenz zurückgelassen hat. Nicht allzu splendid, wie mir scheint, für Einen, der hinlänglich Muße und Münze besitzt, die Spuren eines gewissen Hannibal in den Bernhardpässen aufzusuchen. Indessen für einen Bauer im Chamounixthale sind zweihundert Pfund ein Capital. „Nein, Noth habe ich nicht und Schmerz nicht mehr. Nur manchmal ein bischen Zucken in den Gliedern, wenn ich unsern Gletscher da drüben in der Abendsonne glitzern sehe. Dann aber welch' große, große Freude! Wo die Myrtille mit ihrer Liebe waltet, kann's im Herzen nicht dunkel bleiben. Und mein Sohn ist ja auch nun glücklich wieder heimgekehrt. Er war bei Delle verwundet worden; nur in die Hand; aber bei der geringen Pflege in den Unglückstagen kostete die Heilung Zeit und der Mittelfinger ist hin. Es war die rechte Hand, ein Gewehr kann er nicht mehr laden und so wurde er entlassen, da er doch gern geblieben wäre, um in dem Vergeltungskriege, der, wie er versichert, nicht lange auf sich warten lassen wird, allerwenigstens General zu werden. Er ist ein Spaßmacher wie sein Großahn Müseau, mag er so alt werden und so froh bleiben wie der! Seit diesem Sommer hat man ihn in die Compagnie aufgenommen und morgen, Madame —"

„Morgen ist mein Hochzeitstag, Madame!"

Es war Myrtille, die mit diesem Freudenruf die Erzählung vollendete und dabei zu meinen Füßen niedersank; unverändert die braune Myrtille mit den ernsthaften Kinderaugen und den lachenden Kinderlippen; selber gewachsen schien sie mir nicht, wenigstens nicht mehr als für ein Mädchen, das morgen Hochzeit machen will, unerläßlich ist. Sie jauchzte und schluchzte in einem Athem. „O, Madame!" rief sie aus, „ich habe alle Tage an Sie gedacht, ich habe alle Tage gebetet, daß Sie wieder in's Thal kommen möchten. Und nun schickt Sie mir Gott, daß Sie morgen vor dem Altar unsere Mutter sein sollen, mir und ihm, die wir ja Beide keine haben."

„Ihm — wem, Myrtille?" fragte ich mit einer gewissen Beklemmung, die mich während der letzten feurigen Reden Bertrix' überfallen hatte.

„Nun wem denn sonst als meinem Amédée?" versetzte lachend die Myrtille und ich athmete auf. „Und ehe morgen die Sonne aufgeht," fuhr Myrtille fort, „pflücke ich diese Rosen von meinem Stock und flechte von ihnen meinen Brautkranz, Madame, und gleich nach der Frühmesse werden wir getraut. Aber sobald wir Mann und Frau sind, „da steigen wir hinauf zum Monarchen. Ich auf dem Mule und der Amédée als mein Führer zu Fuß; und dort oben, Madame", rief sie mit ausgebreiteten Armen und über den Wangen eine Purpurwoge, „dort oben feiern wir unser Hochzeitsfest!"

Das ist das Ende meines Geschichtchens, Freund, die Pointe aber, auf die es gegen mein Erwarten nun doch noch hinausläuft, die entnehme ich, da ich in diesem Plauderbriefe doch einmal schon so vielerlei entnommen habe, ausnahmsweise einem alten Traumbuche meines vernünftigen Princips:

„Wenn Einer Einen sterben sieht, bedeutet es sein Hochzeitsfest."

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Hilft der Mutter
Das Kindelein,
Wird die Butter
Bald fertig sein!

[illegible]

Pa.
mit
W
m

Da

Der Salon.

Die Fluth des Lebens.

Novelle von **Adolf Stern.**

„Nehmt den Steinkrug, Pater, und rückt näher zum Feuer! Es ist guter alter Ungar, den mir Jablonicz, der mährische Pascher, gebracht hat! Wir brauchen nicht zu sparen, denn auf das Weihnachtsfest haben wir ein Fäßlein Auslese! Der Sturm draußen läßt auch nach — Ihr werdet einen ruhigen Heimweg haben, ich geleite Euch bis an die Waldecke, wo der Hohlweg von Grafenstein auf die Straße mündet. Von da könnt Ihr nicht fehlgehen nach Eurer Einsiedelei — also seid hübsch munter und thut mir Bescheid!“

Der Angeredete, ein rüstiger Greis in der braunen Kutte der Franziscaner, welcher auf einem Schemel am Tische des weiten Gemachs saß, schaute mit behaglichem Lächeln zu dem eifrigen Sprecher hinüber. Dieser stand vor dem mächtigen Herde und warf soeben einen Arm voll Scheite auf das hoch emporschlagende Feuer, das mit seinen Flammen den hohen Raum besser und lustiger erhellte, als die kleine metallne Lampe, die vor dem Pater auf dem Tische braunte. Der Hausherr zeigte eine kräftige, schlanke Gestalt und ein jugendlich frisches Gesicht, aus dem ein paar dunkelfeurige Augen zu dem Alten hinüber blitzten. Der scharfe, sichere Blick, der stattliche, braune Knebelbart, gaben den hübschen Zügen des jungen Waidmannes einen Ausdruck der Entschlossenheit, der über seine Jahre hinausging. Er mochte deren etwa dreiundzwanzig zählen. Der Franziscaner, welcher jetzt seinen Schemel erhob und ihn zum Herde heranrückte, konnte leicht doppelt so alt sein. — Der junge Mann trug ein verschossenes, grünes Jagdwams, das dennoch knapp und beinahe zierlich den schlanken Körper umschloß und hatte die hohen Jagdstiefel mit einfachen Schuhen vertauscht. Die schwere Büchse, mit der eisernen Stützgabel, und ein Jagdspeer hingen seinem Sitz am Feuer zunächst — im breiten hirschledernen Gurt aber blitzte ein Jagdmesser von künstlicher Prager Arbeit, auf dessen Griff sich seine kräftige Hand von Zeit zu Zeit gewohnheitsmäßig stützte. Er setzte sich dem Pater gegenüber, füllte ihm und sich selbst das Glas, und horchte dann mit der Miene Eines, der längst daran gewöhnt ist, dem eintönigen Windbrausen, das von Zeit zu Zeit über sein Dach dahinfuhr. Jedesmal, wenn ein langgezogener, heulender Ton sich vernehmen ließ, stieß er den Schürhaken tief in das Herdfeuer, als solle die auflodernde Flamme und die behagliche Gluth dem Alten Muth machen, trotz Wind und Wetter zu bleiben.

Der Mönch dachte offenbar nicht an's Gehen. Er horchte, wie sein junger Wirth, auf die langgezogenen klagenden Töne, mit denen der

Wind sich im First des Hauses und den Wipfeln der umstehenden Bäume verfing. Er blickte in die Tiefe des Gemachs hinein, wo allerhand Geräthe in den Ecken, Waffen und Kleider an Pfosten und das schwere Holzwerk der Decke von aufzüngelnden Flammen erhellt wurden und gleich darauf wieder in Dunkelheit versanken. Nach langer behaglicher Pause hob er endlich an:

„Euer Haus, Erich, ist diesen Herbst fester und wärmer geworden, Ihr werdets brauchen können! Es giebt einen harten und frühen Winter, wenn nicht alle Anzeichen trügen!"

„Meine Anzeichen trügen nicht", lachte der Jäger behaglich. „Die Singvögel zogen schon im Anfang September dort hinunter und Hasen und Füchse haben dichtere Pelze, als seit vielen Jahren! Richtet Euch immer darauf ein, Pater Sebald, daß wir in unserm Walde einfrieren und sorgt, daß Euch der gestrenge Herr auf Grafenstein für die Klause brav Holz anfahren läßt. Ich spüre den Winter Morgens schon hart, wenn ich vom warmen Bett auf und in den Wald hinaus muß."

„Darum thät Euch eine junge Frau gut, die Euch Morgens länger daheim hielte!" sagte der Franziscaner mit schlauem Lächeln und prüfendem Blick auf die stattliche Gestalt des jungen Försters. In Erich's Gesicht schlug eine glühende Röthe empor, welche Pater Sebald nicht entging, so tief er auch scheinbar seine Augen in den Weinkrug senkte.

„Traf ich das Rechte?" fragte er dann. „Werdet Ihr nach dem Fest die Martha des Grafensteiner Försters als Hausfrau hier herein führen? Mir ist's leid, daß ich Euch nicht mit dem hübschen Kinde in meinem Waldkirchlein zusammengeben darf und dem lutherischen Pfarrer in Heuersbach diese Sorge für Euer Glück überlassen muß. Aber Freunde und getreue Nachbarn bleiben wir doch, Erich, und ich denke zu Drei wird sich's hier noch hübscher sitzen, als zu Zwei."

„Ihr könntet Einem ja schier in ein Glück hineinreden, Pater Sebald", erwiederte nach einer kleinen Pause der Förster mit hörbar tiefem Athemzuge. Die rasche Gluth, welche vorhin auf seinen Wangen loderte, war schon wieder verschwunden, ja dem Einsiedler, welcher dem jungen Gastfreund vertraulich näher gerückt war, wollte es beim ungewissen Schein des Feuers vorkommen, als sei Erich in den letzten Augenblicken blässer geworden. Er saß eine Weile ganz still, sah seitwärts in die herabsinkenden Herdflammen, die er jetzt zu nähren vergaß und wandte sich dann wieder zu Pater Sebald:

„Nein, nein, Pater — ich denke nicht an die Martha, an kein Mädchen in Grafenstein und weit und breit hier herum. Ich will keine Frau hier hereinbringen, ich bin gar nicht gesinnt, wie Ihr Euch denkt, mir ist zu Muth, wie Ihr Euch nie denken möget!"

„Ihr habt Unrecht, Erich, solltet einen alten Freund hören. Wer Weib und Kind entbehrt, weil es Gottes Gebot und sein Beruf so will, weiß darum doch, daß Andere sie nicht entbehren können. Hier im wilden Wald kann das einsame Leben nicht früh genug enden!"

„Und wär's dann zu Ende?“ rief Erich mit erhobener Stimme, „wenn ich mich mit der Martha oder sonst einem Mädchen zusammengeben ließe? Mir ist immer zu Sinne, als wäre ich noch ganz jung, als habe das Leben noch gar nicht angefangen. Wenn ich Morgens hinausgehe in den weiten Wald und höre nichts als das Rauschen der Bäume und der Quellen auf den Elbwiesen, und manchmal das Glöckchen Eurer Waldkapelle und stundenweit, weiß ich, ist kein Mensch außer Euch und mir, da fasse ich manchmal an Büchse und Waidmesser, wie ein Mensch, der sich fürchtet! Ihr wißt wol, daß ich's nie thue. Und wenn ich am Abend heimkomme und das schwarze, spitze Dach meines Forsthauses kaum zwischen den Bäumen erblicken kann, da faßt mich's an, als wäre ich hundert Stunden und Meilen von allem Leben fern!“

„Das würde anders sein, wenn Euch aus Eurem Forsthaus das Feuer auf dem Herd hell entgegenschiene, wenn ein liebes Gesicht aus der Thür nach Euch lugte.“

„Nein, nein, Pater — es wäre drum nicht besser!“ entgegnete Erich träumerisch vor sich hinblickend. „Wir wären doch allein und weit, weit vom Leben! Ein Tag schliche wie der andere dahin und ein Jahr käme zum andern, und am Ende stünden ich und mein Weib mit grauen Haaren und die Kinder wüchsen groß und der Tod käme, ehe man nur gelebt hätte!“

„Ihr seid ein wunderlicher Heiliger, Erich!“ fiel ihm Pater Sebald in's Wort. „Wenn Euch so sehr nach lustigem Leben verlangt, warum bittet Ihr Euren Herrn nicht, Euch nach Grafenstein oder Heuersbach zu setzen, wo die Forsthäuser im Dorf und nahe daran stehen? Bis heute dachte ich, dies einsame Haus hoch am Kamm des Gebirges und die Nachbarschaft des Waldbruders wären Euch just recht und lieb.“

„Das sind sie auch, Pater“, sagte der junge Förster mit warmem, herzlichem Ton und reichte dem alten, besorgt dreinsehenden Freunde die Hand. „In die Dörfer verlangt mich's nicht, dort ist das Leben so weit als hier. So lange es einmal so sein muß, weiß ich mir nichts Besseres, als hier oben mit Euch allein zu hausen und jeden Abend auf Euer Kommen zu warten. Gebt Euer Glas her, Pater Sebald, und laßt mich das Feuer schüren, es ist wahrhaftig über meinem thörichten Schwatzen halb niedergebrannt. Aber auf meinem Sinne bleib' ich doch. Mir ist's immer, als säß' ich hier oben an einem Quell, der zwischen Moos und Steinen tröpfelt und ganz verborgen hinrieselt. Kaum kann ein Durstiger die Lippen dran netzen! Aber drunten geht der Strom und Tausende sehen ihn rauschen und trinken aus seiner vollen Fluth.“

„Euer Bild ist wahrer, als ihr glaubt, Erich, und Ihr frevelt, ohne es zu wissen, wider Gott, der es wohl mit Euch gemacht hat!“ rief der Alte erregt. „Hier oben am Quell ist der Trunk, den Ihr thut, klar und rein, drunten risse Euch der Strom vielleicht in seine wilden Wellen! Ihr ahnt nicht, wie tückisch und reißend sie sind! Was wolltet Ihr drunten, Erich? Wir leben hier friedlich, einträchtig beisammen, trotz-

dem ich zur Messe läute und Ihr lutherisch getauft seid. Drunten im ganzen Böhmen schlagen sie sich die Schädel ein und füllen ihre Tage mit Mord und Gräuel, um ihren Glauben zu erweisen. Dieser Tage erst sollt' es bei Prag eine große Schlacht geben. Jablonicz wußte davon zu erzählen. Der treibt nun im Strom, nach dem Ihr Euch sehnt. Möchtet Ihr seines Gleichen sein — solch Leben führen?"

„So meinte ich's nicht", versetzte der junge Förster gedankenvoll mit seinem Waidmesser spielend. „Vor mehr als einem Jahre, als sie in Prag den neuen König und die schöne Königin aus dem fernen Inselland krönten, als die Welt voll war von all' der Pracht und Herrlichkeit und die Leute bei Tausenden nach Prag zogen, da war mir's wie Einem, den am schwülen Sommertag die Fluth lockt. Da zog mich's hinab und ich blieb dann doch, weil mir zu rechter Zeit einfiel, daß ich ein Narr sei und bei der ganzen Pracht und Lust von fern stehen würde. An dem Strom hätte ich vermuthlich mehr dürsten müssen, als an meinem Waldquell und so überwand ich mein Gelüst! —"

„Seht Ihr wol, Erich, wie toll Euer Traum ist", hub Pater Sebald wieder an. „Der König, den sie da auf Libussa's alten Thron erhoben haben, hat Tage voll Sorgen und Nächte voll Kummer — ob's seiner Königin besser zu Muth ist, weiß Keiner zu sagen! All' die Pracht und Herrlichkeit der Feste ist zerstiebt, sie sind jetzt gar nüchtern und bedrängt da unten und die Wogen der Welt spielen übel mit ihnen!"

„Ihr versteht mich ganz falsch, Pater!" sagte der Förster und schaute vor sich hin, als sähe er nicht in die frisch entfachte Flamme seines Herdes, sondern in eine endlose, dämmernde Ferne hinaus. „Es müßte nicht Pracht und Lust und Taumel sein — nur Leben, nur die große volle Fluth! — Und wenn sie Einem überm Haupt zusammenschlüge — man wäre doch mitten drin! —"

„Jetzt frevelt Ihr im Ernst", rief der Franziscaner von seinem Sitz aufstehend. „Ihr habt, trotz Eures Katechismus, Eure Gebete vergessen: führe uns nicht in Versuchung! Kommt, kommt, Mann, gebt mir das Geleit, ich will diese Nacht für Euch um Erlösung vom Uebel thörichter Wünsche beten. Habt Ihr bei Eurem Durst nach der Fluth niemals daran gedacht, daß sie Euch wegspülen, in den Grund hinabreißen könnte?"

Der junge Förster erwiederte nichts, aber der Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß er durch die eindringlichen Worte des alten Freundes nicht überzeugt sei. Es lag ein Zug durstiger Sehnsucht und unruhigen Verlangens in ihnen, den der Franziscaner freilich schon an manchem Abend geschaut, aber bis heute auf seine Weise gedeutet hatte! Pater Sebald zog die braune Capuze über sein Haupt und griff nach einem derben Dornstock, welcher neben der Thür lehnte. Erich schlüpfte schweigend in die großen fuchspelznen Jagdstiefel, nahm den Hut und goß den Rest des Weins im Kruge in die beiden Gläser.

„Einen Trunk noch!" sagte er lächelnd. „Dann wollen wir gehen und morgen Abend wieder friedlich beisammen sitzen. Bei uns verrinnt

ja ein Tag wie der andere, so muß wol auch ein Abend dem andern gleichen!“

Der Pater erwiederte nichts. Er that schweigend Bescheid und öffnete die Thür des Gemachs, die zu einem kleinen Vorraum führte. Aus diesem traten Beide in die kalte, schneehelle Novembernacht hinaus, welche über den Bergen lag. Auf wohlgehaltenem Waldpfad schritten sie dann ihrem Ziele zu. Aber nur karge, einsilbige Worte wurden gewechselt. — Jeden bewegte in seinem Gemüth die Unterredung des verflossenen Abends. Der Sturm hatte sich beinahe völlig gelegt, nur vereinzelte Windstöße brachen aus den höher liegenden Waldstrecken hervor und wirbelten den Schnee auf den Lichtungen empor. Im Walde selbst lag der Schnee dicht und fest, er knirschte unter den Füßen der Männer und verhieß eine kalte Nacht. Weder Erich noch der alte Franziscaner achtete sonderlich darauf. Erst als sie nach einer Stunde ihr Ziel erreicht hatten, wandte sich der junge Mann in fragendem Tone zu Pater Sebald:

„Was meint Ihr, sollte ich heute nicht bis zu Eurer Klause mit hinaufsteigen und die Nacht bei Euch bleiben? Es ist doch rauher und wilder, als wir gedacht haben.“

„Was fällt Euch ein, Erich?“ lachte der Alte. „Es bleibt bei unserm Vertrag; hier scheiden sich allabendlich unsere Straßen! Und Ihr nehmt den geraden Weg zu Eurem Hause — keinen Reviergang mehr!“

„Ich denke nicht daran! Gute Nacht denn und auf morgen Abend!“ rief Erich dem Pater nach, der mit kräftigem Handdruck von ihm geschieden war und seinen Pfad aufwärts verfolgte. Drei Wege kreuzten sich hier — die große Straße, die über die Berge hinlief und viele Stunden weiter nach Schlesien hinabführte, der tiefe Hohlweg von Grafenstein herüber, der durch den dichten Wald fast wie ein Schacht emporstieg und hier auf die Straße mündete, und ein Fußweg, der hoch über der Straße zu der Waldkapelle des heiligen Veit leitete, bei der Pater Sebald's einsame Hütte stand. Erich konnte den rüstigen Alten noch eine Weile mit den Augen verfolgen, zwei-, dreimal klang ihm des Mönchs gewohnter Abschiedsgruß „Gott mit Euch!“ noch in's Ohr — dann wandte er sich zum Heimgang. Er blickte in den Hohlweg hinab, dessen weißschimmernde Ränder sich bald im Dunkel verloren, er sah an den beeisten Stämmen empor, lauschte ein paar Mal stillstehend dem Wind, der in den Waldschluchten drunten wimmernd verklang. Es war heut' wie immer — und immer wie heut'! Kein Zweig, kein Stein, kein Laut war anders und doch schritt Erich wie verzaubert seines Wegs. Sein Herz schlug erregt und das Gespräch an seinem Herde klang in ihm nach.

Beinahe hatte er sein Haus erreicht, als sein Auge, das rasch umhergeblickt hatte, plötzlich gebannt ward. Zu gleicher Zeit stand er still und wandte das Haupt rechts, gespannt lauschend. Der Wald hatte hier eine breite Lichtung und über weite Schneefelder hinweg, die den Abhang des Gebirges bedeckten, sah man tief zu Thal. Da war's

ihm, als ob dort unten in der Tiefe, wo er nicht Haus noch Hütte wußte und die Straße einsam zwischen den Vorsprüngen der Riesenberge hinlief, ein breiter Feuerstreif aufflammte. Und zu gleicher Zeit trug der Wind, der jetzt plötzlich umsetzend von unten herauf wehte, Töne empor, die sein scharfes Jägerohr als ungewohnt erkannte und doch nicht unterschied. Er holte tief Athem, er spähte schärfer und schärfer hinab, bald war's, als laufe der Feuerschein weithin, bald als komme er empor und mit ihm drangen die Töne näher! Eine wilde Spannung und Erregung kam über den jungen Jäger, die Traumbilder seines Hirns vermischten sich mit dem, was er in der Tiefe sah und die schwankenden Feuerstreifen, die verworrenen Klänge, die Windstöße dünkten ihm Wogen! Er stand hier oben auf einsamer Waldhöhe und die brausende gewaltige Fluth des Lebens schwoll zu ihm heran!

Plötzlich versank vor seinem Auge Alles, was er eben zu sehen geglaubt. Weithin erglänzte nichts, als der Schnee und das Eis, blieb nichts zurück, als das Brausen des Windes, der ihm jetzt kältend durch Mark und Bein schauerte.

Erich wußte nicht, hatte er geträumt oder gesehen, was ihn so heftig erregt. Eine lange Weile stand er noch in der Lichtung, die tiefe Stille und Oede der Winternacht umfing ihn. Seufzend und kopfschüttelnd raffte er sich auf und erreichte sein Forsthaus. Das Feuer auf dem Herde war herabgebrannt, die kleine Lampe erloschen. Aber eine behagliche Wärme durchströmte den Raum, von der Asche auf dem Herd leuchteten noch rothglühende Funken. Der junge Förster setzte sich dorthin, wo vorhin Pater Sebald gesessen und starrte, in sich verloren, auf den Aschenhügel, in dem Funke um Funke verglomm. Wie lange er so gesessen und sein dunkles, einsames Geschick bedacht, wußte er sicher selbst nicht. Aber eine Stunde und mehr mußte verflossen sein, als ihn ein plötzlicher Schlag an die Thür seines Hauses aus dem verworrenen Traum emporschreckte. So selten es vorkam, daß ein verirrter Holzknecht, ein Saumthierführer oder streifender Jäger Nachts in Erich's Forsthaus Obdach suchte, es war doch schon mehr als einmal geschehen. Aber in diesem Augenblick, nach den Erlebnissen dieses Abends, durchfuhr der eine dumpfe Schlag an die eichne Bohlenthür den jungen Mann mit einer Gewalt und Macht, als bedeute er ein ungeheures Ereigniß! Rasch, ohne der Vorsichtsmaßregeln zu denken, die er sonst getroffen, ohne nur eine Frage zu thun, zog er den Riegel zurück. Die Thür ging auf und ließ ihm draußen im Mondlicht ein bekanntes Gesicht, eine vertraute Gestalt erblicken.

Erich hätte laut auflachen mögen, als er den schwarzen struppigen Vollbart, das durchwetterte Antlitz und die kleinen stechenden Augen des mährischen Paschers Jablonicz erkannte. Er zog Jahr aus, Jahr ein über das Gebirge, mit Fuhrwerk, mit Waarenbündeln, mit geheimen Briefen. Erich wie Andere, die ihn kannten, und bei denen er einsprach, wußte kaum recht, was der wilde Gesell trieb, kümmerte sich auch nur so weit um ihn, als er ihm Wein und mancherlei Bedürfnisse

zuführte. Sobald er ihn erblickte, war's, als ob die heftige Spannung der letzten Stunde von ihm wiche.

„Ihr seid's, Jablonicz!“ sagte er gleichgiltig, ja mit einem Ton merklicher Enttäuschung. „Wo zum Teufel kommt Ihr so spät Nachts her? Das Feuer auf meinem Herd ist schon ausgebrannt, es muß Mitternacht sein. Aber wenn Ihr einen Trunk und einen Bissen kaltes Wildpret begehrt —“

„Nichts begehr' ich — ich bringe, Erich Wallram! — bringe Euch Glück und Ehre und Gold, so viel Ihr haben mögt!“ strudelte der Mährer hervor, der jetzt mitten im Gemach stand und seine beiden Hände auf Erich's Schultern legte. Bei dem Lichtspan, den der Förster rasch entzündet hatte, nahm er in Jablonicz' Zügen die wildeste Erregung wahr. Die struppigen Haare hingen dem schwärzlichen Gesellen tief in's Gesicht herein, seine Lippen waren in unaufhörlicher zuckender Bewegung, er athmete rasch und stoßweise, wie ein Mensch, der todtmatt ist und sich doch nicht Zeit zur Ruhe gönnen will. Als er Erich's Blick mit zweifelndem Ausdruck auf sich gerichtet sah, fuhr er wieder heraus:

„Was steht Ihr und starrt mich an, Erich Wallram? Rasch müssen wir sein, wenn wir den großen goldnen Preis gewinnen wollen. Führt mich auf dem nächsten Waldpfad zu Eurem Grafen Harrach auf Grafenstein. Der ist der rechte Mann dafür — der wird sie nicht entrinnen lassen! Sie kommen wahrhaftig — sie ziehen diese Straße herauf und wir brauchen nur das Garn zu stellen, so fliegen die Vögel in's Nest!“

„Von wem sprecht Ihr? Seid Ihr toll oder trunken, Jablonicz?“ fragte Erich, dem es nur mit Mühe gelang, sich von dem unheimlichen Besucher los zu machen. „Wer kommt? Wer zieht die Straße herauf?“

„Die bis vor fünf Tagen in Pracht und Prunk auf dem Hradschin saßen!“ rief Jablonicz. „Friedrich von der Pfalz mit seiner blonden Königin! Aus und vorbei ist's mit der ganzen Königsherrlichkeit. Am Weißen Berge halten die Raben ein Festmahl an Friedrich's todten Soldaten, sonst kann der Bettelkönig keinem Menschen eine Schüssel Suppe mehr vorsetzen! Die Bayern haben gesiegt und Ferdinand von Steyermark, wollte sagen Ferdinandus der Andere, ist in Prag!“

Erich Wallram blickte wie betäubt auf den erhitzten Sprecher, der ihn wiederum bei beiden Schultern gefaßt hatte.

„Versteht Ihr mich recht, Mann? Aus ist's, ganz aus — das nackte Leben suchen sie zu retten und fliehen über Eure Berge! Nach Breslau wollen sie! Ihr Troß war groß, als sie aus Prag zogen, er ist Stunde um Stunde kleiner geworden! — Sie können nicht Widerstand leisten, wenn eine Hand voll entschlossener Männer ihnen die Straße sperrt. Euer Graf, Erich und wir! Macht fort, laßt uns die Zeit nicht müßig verlieren! Dreißigtausend Goldgülden hat der Kaiser als Preis auf den Kopf des Pfälzers gesetzt! Graf Harrach wird im Fürstenhut prangen — wir aber haben ausgesorgt für's Leben, wenn wir sie fassen!“

„Was kommt Euch an!“ fiel der junge Förster dem dunkeln Gesellen endlich in's Wort. „Ich habe mich nie um die Händel der Welt

und noch weniger um Euch bekümmert. Aber das weiß ich doch, daß Ihr den Pfälzer Euren König geheißen!"

„Der Teufel weiß es!" rief der Mährer wild aus. „Vielmal hab' ich mir die Sohlen wund gelaufen bis nach Siebenbürgen und seine Botschaften an den wilden Bethlen Gabor getragen. Mit Undank hat er mich belohnt — mich einen Betrüger, Lügner gescholten — einen Hund geheißen — wäre er noch Herr geblieben, hätt' er mich hängen lassen! Jetzt hat sich der Hund an seine Fersen geheftet, Ihr sollt der Jäger sein, Wallram! Den kürzesten Weg zu Eurem Grafen, kommt! kommt! sonst kommen sie!"

Der junge Jäger holte tief Athem — ihm war es, als ob dunkle Wogen und Wellen in seiner Seele aufrauschten! Das Blut schoß ihm in's Gesicht, seine Augen hefteten sich fest auf Jablonicz, der ungeduldig treibend vor ihm stand.

„Ihr wollt's so!" sagte er klanglos. „So kommt denn, der kürzeste Weg ist der beste!" Bereitwillig folgte ihm der Mährer aus dem Hause. Hätte er ahnen können, was durch den Sinn Erich's fuhr, er hätte keinen Fuß vor den andern gesetzt!

Der junge Förster war in diesem Augenblick entschlossen, den wilden Gesellen unschädlich zu machen. Plötzlich, wie Alles an diesem Abend, war ihm der Gedanke gekommen, noch wußte er nicht wie! Wenige Schritte vom Hause führte der Pfad an einer tiefen Schlucht vorüber. Wie er ihrer ansichtig ward, durchfuhr ihn der Gedanke den Mährer hinabzustürzen! Schon gelangten sie zu der Stelle, wo Erich den Begleiter zum vernichtenden Stoß packen mußte, da trat plötzlich Pater Sebald's Bild vor seine Seele und zugleich fiel sein Blick auf einen hölzernen Verschlag, der am Wege stand und in dem er sonst einige Vorräthe geborgen hatte. Mit raschem Entschluß und gewandter Stärke ergriff er Jablonicz, der nur einen lauten Aufschrei hören ließ, riß die Holzthür des Verschlags auf und stieß den wilden Gesellen in den dunkeln, engen Raum hinein. Er schlug die Thür zu und schob den schweren Blockriegel, welcher glücklich genug von außen angebracht war, vor. Drinnen warf sich der Ueberwältigte einmal mit der vollen Wucht seines Leibes gegen die Thür, deren Festigkeit seines Tobens spottete. Dann schollen wilde Flüche, mit heiserem Gelächter über Erich untermischt, heraus.

Erich hörte weder die einen noch das andere. Fliegenden Schrittes war er zu seinem Hause zurückgekehrt und wandte sich von dort nach der Straße. Mit verhaltenem Athem, mit gespanntem Blick, wie im Fieber glühend, lauschte und spähte er den Weg hinaus. Deutlich unterschied jetzt sein Ohr zwischen den Windstößen ferne menschliche Stimmen, Gewieher und Hufschlag von Pferden. Und dort schwollen sie heran, die rothen, feurigen Wellen, die sein erhitztes Hirn vorhin geträumt hatte! Lichter und Fackeln schwankten auf und ab und leuchteten dem dunkeln Zug voran, der die Straße daherkam. Erich stürzte ihm wie trunken entgegen; jetzt traf sein Blick auf Rosse und Waffen, auf verhüllte Ge-

stalten. Die Fackeltragenden hoben die Stümpfe ihrer Fackeln höher, ein Gewirr von Stimmen in deutscher und in böhmischer Sprache und in Zungen, welche der junge Förster nie vernommen, schlug an sein Ohr. Mitten im Getümmel drängender Menschen, bäumender, scharrender Pferde, schwerbeladner Saumthiere, fiel Erich's Auge auf eine hohe schlanke Frauengestalt, welche halb ruhend auf einer mit Decken und Pelzen belegten Tragbahre saß. Aus den Umhüllungen ihres Hauptes hervor quollen die üppigen blonden Locken; ihre strahlenden blauen Augen blickten fest vor sich hin und richteten sich eben auf den jungen Waidmann, als dieser von den vordersten Bewaffneten des Zuges ergriffen und zwischen die Pferde der Reiter hineingedrängt wurde.

„Wer seid Ihr? Was thut Ihr hier? Was stellt Ihr Euch Seiner Majestät in den Weg?" fragten mehrere rauhe Stimmen im drohenden Tone.

„Ich bin der Förster dieses Waldes und dies ist mein Haus!" versetzte Erich Wallram ruhig.

„Der Wald gehört?" frug eine Stimme aus dem Hintergrund des Zuges.

„Dem Grafen Harrach auf Grafenstein", erklang die Antwort. Unzufriednes Gemurmel ließ sich aus der Gruppe der Männer hören. Die schöne Frau aber wandte sich rasch zu Erich, der dicht vor ihrer Trage auf die Kniee gesunken war.

„Steht auf, junger Jäger! Ich hoffe, Ihr seid ein treuer Böhme und werdet Eurem König und Eurer Königin gern einige Stunden Rast unter Eurem Dache gönnen! Wir sind von der — Reise ermüdet, unsere Dienerschaft ist zum Theil vom Weg abgekommen — Euer Dach soll uns schirmen, Euer Herd erwärmen!"

Erich stammelte nur undeutliche Worte zur Erwiederung. Die holde Erscheinung, der milde Klang der Stimme berauschten ihn. Aber die flüchtige Königin, die deutlich auf seinem Gesichte las, kehrte ihr Haupt zu dem neben ihr zu Pferd haltenden Herrn, dessen Gestalt und Gesicht in der dichten Pelzumhüllung fast unkenntlich waren.

„Laßt uns hier rasten, mein Gemal. Die Anstrengungen dieser Tage waren für mich und Euch fast zu groß! Wenige Stunden Ruhe werden uns die Kraft zurückgeben — vielleicht erreicht uns ein Theil unseres verlorenen Gefolges."

„Die Verlorenen finden uns schwerlich wieder — wir werden noch mehr verlieren, Elisabeth!" entgegnete die Stimme des Königs dumpf und vor Anstrengung fast klanglos. „Die Rast möchte ich Dir gönnen, aber vielleicht erreichen uns Tilly's wallonische Reiter, während wir zu ruhen wähnen."

„Verzeihung, Majestät, daß ich in's Wort falle", sagte einer der bewaffneten Reiter, welche König Friedrich umgaben. „Wir haben von Prag her fast zwei Tage Vorsprung, ich sandte meinen Leibjäger mit dem besten Pferde diesen Nachmittag wol sieben Stunden auf unserer Straße zurück, er hat sich erst in der Nacht wieder an uns angeschlossen

und weit und breit keine feindlichen Streifer getroffen. Hier herauf drang noch nicht einmal die Kunde von der Schlacht."

Der König ließ nur einen einzigen Laut hören, der Zustimmung oder Widerspruch bedeuten konnte.

Die hohe Frau gab inzwischen ein Zeichen, das von Allen verstanden ward. Man ließ Erich vorangehen und die Thür zu seinem Forsthaus weit öffnen. Ihm nach folgte der Zug und ehe der junge Waidmann zur Besinnung gekommen war, füllten blendender Lichtschein und brausendes, buntes Leben sein dunkles, einsames Haus.

Wie sie Alle hereingekommen waren und Platz gefunden hatten, wer sie waren, die um ihn schwirrten, ihm zuriefen und befahlen, Erich wußte es nicht! Die Fackeln, die von den Dienern hingepflanzt wurden, wo sich ein Raum zeigte, ließen ihn nur die Gestalten erkennen. Er stand eifrig schaltend am Herd — denn indem sie über die Schwelle schritt hatte ihm die Königin gesagt: „Zündet ein wenig Feuer an!" Prasselnd schlugen alsbald die Buchen- und Eichenscheite zur Esse des Herdes empor, ihre Gluth röthete das bleiche Gesicht der schönen Frau, die sich auf denselben Schemel gesetzt hatte, auf dem vorhin der Franziscaner gesessen. Neben ihr stand der König mit gramgefurchtem, mißmuthigem Antlitz. Der verhüllende kostbare Pelzmantel war auf den Boden des Gemachs geglitten, er schob ihn unter die Füße seiner Gemalin. Sein reiches gesticktes Kleid trug die Spuren der eiligen Reise, das schlichtere des Begleiters, der hinter ihm ehrerbietig harrte, schien noch die der Schlacht zu tragen, es war rauch- und staubgeschwärzt, vielfach zerrissen. Das schwarze Auge dieses Begleiters prüfte abwechselnd und mit einer Art Unruhe die Mienen des Königs und der Königin. Erich sah von seinem Standort aus deutlich, wie peinlich die hohen Flüchtlinge den Zwang empfanden, mit dem über ihre Blicke und Worte gewacht wurde. Der König öffnete seine wortkargen Lippen zu einem Befehl:

„Seht hinaus, Graf Kinsky, wie die Rosse untergebracht sind! Stellt Wachen aus und laßt sie häufig ablösen. Schickt Alle, die nichts zu thun haben, hier herein, an Schlaf ist doch nicht zu denken und die Leute sollen um meinetwillen ihre Glieder nicht erfrieren!"

„Ihre Majestät aber werden in diesem Getümmel wenig Ruhe finden!" wendete der Graf mit einer Verbeugung vor der Königin ein. Elisabeth machte eine ungeduldige Bewegung mit ihrer schönen Hand:

„Geht, geht Graf", sagte sie. „Vollzieht die Befehle des Königs! Ihr aber bleibt hier!" wandte sie sich zu Erich, der wenige Schritte vor ihr stand und den Cavalier begleiten wollte. Dann blickte sie dem Grafen nach und sagte nach einer Pause leise zu ihrem Gemal:

„Er gehorcht doch!"

„Er gehorcht noch!" versetzte der unglückliche König bitter und nachdrücklich. „Auf ihn zähle ich kaum mehr — wenn er bis Breslau getreu bleibt, wird er meinen, ein Uebriges gethan zu haben. Einer nach dem andern fällt ab — Gott allein weiß das Ende!"

Das Auge der Königin glitt jetzt auf den jungen Waidmann, in

dessen Zügen ein tiefer, mitleidiger Ausdruck sichtbar ward. Sie brach das Gespräch mit ihrem Gemal ab, um nach Erich Wallram's Namen zu fragen. Wie er ihn genannt, sagte sie mit bewegtem Tone:

„Der Name unseres ersten Gastfreundes auf dieser traurigen Reise soll bis auf bessere Zeiten in unserm Gedächtniß bewahrt bleiben! Ihr werdet uns am Morgen, so weit die Straße durch Eure Wälder führt, geleiten, nicht wahr, Erich Wallram?"

Der junge Mann hätte zu den Füßen der schönen, königlichen Frau stürzen mögen, die ihn bittend anlächelte. Um sein Besinnen war's geschehen, seit er im Strome trieb! Er hatte nur Augen, nur Sinn für die Gäste an seinem Herd. Einmal glitt sein Blick auf die wirren Gruppen, die das Gemach sonst erfüllten. Er sah, daß die bärtigen, betreßten Diener zunächst der Thür am Boden gelagert waren und seine Wintervorräthe heißhungrig verzehrten. In der Mitte des Raumes zechten Andere von dem kostbaren Ungar, den er für das Weihnachtsfest bewahrt. Flüchtig glitt ihm einmal durch den Sinn, wie Pater Sebaldus das Forsthaus morgen Abend finden, was er sagen werde! Dann aber war's ihm doch, als habe mit dieser Stunde ein neues Leben angehoben und das alte sei unwiderruflich zu Ende. Mit dem Pagen der Königin, einem blonden, jungen Engländer, wartete er den hohen Flüchtlingen bei dem kargen Mahl auf, das er ihnen noch zu bieten vermochte. So rasch verstanden sich ihre Blicke und so sicher trafen sich ihre Hände, als wären sie seit Jahren Genossen im gleichen Dienst. Er hatte vergessen, was draußen vorging, seit sich eine Welt im engen Raum seines Hauses drängte.

Elisabeth von Böhmen hatte eben das Glas mit dem braungoldnen Ungarwein, das ihr die Hand des Jägers bot, zum ersten Mal an ihre Lippen gesetzt. Da trat Graf Kinsky durch die Thür wieder ein, beschneit, mit sturmgeröthetem Gesicht.

„Alles ist ruhig und sicher, mein königlicher Herr!" sagte er herankommend. „Die Wachen sind ausgestellt und halten die Straße, die wir kamen, weit im Auge. Die Pferde sind leidlich untergebracht — und Ew. Majestät Kämmerer ordnet das Gepäck zur morgenden Reise besser, als es gestern sein konnte! Wenn Ew. Majestäten zu ruhen vermöchten, kann ich für Eure Sicherheit bürgen. Noch Eins, mein König, eben habe ich in Euer Recht der Gnade eingegriffen, Ihr werdet es meinem Eifer zugut halten."

König Friedrich sah den Sprecher mit einem unbeschreiblichen Blick an: „Wer wäre so elend, daß er meiner Gnade bedürfte, Kinsky?"

„Doch, doch!" versetzte der Graf, ohne durch den Ton des fürstlichen Flüchtlings aus seiner Fassung gebracht zu werden. „In einem kleinen Kerker unweit dieses Hauses fand ich einen Mann, der ehedem Ew. Majestät Dienste geleistet. Es ist ein gewisser Jablonicz — unser trefflicher Gastfreund hat ihn wol wegen Holz- oder Wildfrevel seiner Freiheit beraubt. Er rief Ew. Majestät Gnade an und ich willfahrte dem armen Burschen."

„Jablonicz?" fragte der König zurück und suchte sich zu besinnen. „Ich kann mich nicht erinnern, weiß nur, daß der Name zu denen gehört, die mir Graf Matthias Thurn nannte, zu den vielen Namen, die ich nie, nie hätte hören sollen."

Er schloß wie müde die Augen — der Blick der Königin ruhte besorgt auf ihrem Gemal. Wie aber Elisabeth von Böhmen ihr Haupt wandte, sah sie den jungen Herrn des Hauses todesblaß, mit der Miene der tiefsten Bestürzung vor sich stehen. Ein Blick kaum beherrschten Ingrimms schoß auf den Grafen Kinsky hinüber, er rang offenbar mühsam nach Worten. Ehe noch die erschrockene Königin eine Frage zu thun vermochte, rief Erich mit schmerz- und zornerstickter Stimme:

„Graf Kinsky — was habt Ihr gethan?! Der Mann, den Ihr befreit, kam vor wenig Stunden hier herauf, sann mir an, den König und die Königin zu verrathen! Ich gedachte ihn unschädlich zu machen, hatte seiner vergessen! Ihr aber laßt ihn frei, jetzt wird er unterwegs zu meinem Herrn, zum Grafen Harrach sein, Euch — uns Alle zu verderben!"

Die königlichen Flüchtlinge hatten sich beide von ihrem Sitz erhoben, ihre Augen trafen sich und trafen die des jungen Waidmanns, ein Gedanke war in ihren Blicken! Friedrich von der Pfalz suchte, während die Königin vom Augenblick überwältigt ihr Gesicht verhüllte, in dem unergründlichen dunklen Auge und dem steinern gewordenen Gesicht des böhmischen Grafen zu lesen.

„Was muß ich glauben, Graf Kinsky?" hob er gepreßt an. „Seid Ihr so frevelhaft unbedacht — oder habt Ihr mit nur zu gutem Bedacht gehandelt? Ich klage Euch nicht an, rechtfertigt Euch vor Gott und Eurem Gewissen, warum Ihr einem Mann, der uns Unheil sinnt, zur Freiheit halft!"

„Mein königlicher Herr!" sagte Graf Kinsky, auf Erich deutend. „Diesem Mann scheint die Ehre, königliche Häupter unter seinem Dach zu beherbergen, den Sinn zu verwirren oder er will durch vorgespiegelte Gefahr den Werth seiner Dienste erhöhen! Wer kann und soll Ew. Majestät Sicherheit hier bedrohen? Die feindlichen Reiter sind schnell, aber sie fliegen noch nicht, so viel ich weiß!"

Erich Wallram kämpfte wie in Fluthen. In seinem Innern warf er sich hart vor, den gefährlichen mährischen Mann nicht in die Schlucht hinabgestürzt zu haben, hier hörte er sich angeklagt und sah den Schatten auf dem Gesicht des flüchtigen Königs dunkler und dunkler werden. Aber Zeit an sich selbst zu denken blieb ihm nicht — die Gefahr, in welcher die schwebten, die sich seinem Hause anvertraut hatten, wuchs mit jedem verlorenen Augenblick. Er kniete zu den Füßen der Königin und hob seine Hände gegen sie empor:

„Verzeiht meine Sorge und Kühnheit, hohe, königliche Frau. Wir leben hier oben so einsam, so fern von aller Welt, daß ich nicht weiß, ob jener Jablonicz Wahrheit gesprochen. Aber wenn es wahr ist, daß auf Eure Häupter ein goldner Preis gesetzt ward, dann fürchte ich, daß

der Mann, den Graf Kinsky befreit, bei meinem Herrn, dem Grafen Harrach, offenes Ohr und eine willige Hand findet! Wenn Ihr jetzt ohne Verzug die große Straße einschlagt, könnt Ihr noch gerettet werden! Nur ein Hohlweg führt vom Schloß Grafenstein auf die Straße herüber, den Hohlweg müssen sie kommen, wenn sie Euch erreichen wollen. Mit einem halben Dutzend entschlossener Leute könnt' ich im Hohlweg jeden Verfolger stundenlang aufhalten!"

Wie er so kniete, ging ihm wol dumpf durch den Sinn, was nachher mit ihm geschehen würde. Doch schaute er unverwandt und drängend zum Gesicht der hohen Flüchtlinge empor. König Friedrich's Blick glitt unschlüssig und wirr von dem böhmischen Grafen auf den jungen Förster und mit dumpfer, gepreßter Stimme sagte er:

„Wem soll ich nun trauen, Elisabeth? Auch dieser kann ein Verräther sein!"

Ueber das Gesicht der Königin ging es wie ein himmlisches Leuchten. Ihre blauen Augen hefteten sich fest, durchdringend auf Erich, dann rief sie aufwallend:

„Traut Diesem, mein Gemal! Nie hat ein Verräther solche Züge getragen. Laßt uns sofort aufbrechen und thun, was er räth, auch er wird, wo nöthig, sein Wort lösen."

Ihre weiße, schlanke Hand ruhte einen Augenblick auf Erich's Schulter. Ihm war's, als ob er dankend aufjauchzen müsse. Graf Kinsky suchte seine Erregung unter dem Eifer zu verbergen, mit dem er den raschen Aufbruch anordnete. Tosender und schwirrender als vorhin beim Eintritt drängte der Menschenschwarm in die Winternacht hinaus. Es war die Stunde gegen Morgen, wo die Kälte schneidender und empfindlicher wird; Murren und Flüche über die jäh unterbrochene Rast wurden laut genug und drangen bis zu den Ohren des königlichen Paares. Friedrich und Elisabeth saßen, von wenigen Getreuen umgeben, noch am Feuer, das Erich vorhin entzündet hatte. Draußen wurden Bündel geschnürt und Rosse geschirrt — nur wenige der Diener dachten daran, ihre Waffen zu prüfen. Einige Männer tauschten rasche Blicke, schwangen sich hastig auf die Pferde und trabten von dem Hause hinweg — nicht die Straße, die vor ihnen lag, sondern jene hinab, die sie gekommen waren. Graf Kinsky trat mit der Meldung in's Haus, daß drei böhmische Leibtrabanten den königlichen Reisezug verlassen und den Weg nach ihrer Heimat eingeschlagen hätten! Erich kam es vor, als ob der Graf, der in unterwürfig ehrerbietiger Haltung seine Meldung machte, ein verstohlenes Lächeln dabei nicht verbergen könne. Die Königin zeigte den Ausdruck stolzer Verachtung, der Pfälzer aber erhob sich und sagte gefaßt:

„Komm, komm, Elisabeth! Und wenn wir allein fliehen sollten — dies unwürdige Schauspiel kann nicht früh genug enden!"

Sie traten hinaus, Elisabeth von Böhmen lehnte den Tragsessel ab, den an Stelle der Entflohenen andere Diener ergriffen hatten und verlangte ihr Pferd, das der junge englische Page herbeiführte. Erich

sprang hinzu und hielt der hohen Frau den Bügel, ein dankbarer Blick fiel auf ihn — und doch athmete er gepreßt und ihm war zu Muth, wie Einem, der auf hoher uferloser See treibt. Er schritt noch einmal in sein Forsthaus zurück, das weite Gemach lag mit den Spuren dieser Nacht, beim letzten Schein der verlöschenden Fackelstümpfe, häßlich verwüstet vor ihm. Wild erregt griff er nach seinem Jagdspieß, nach der mächtigen Hakenbüchse und schlug dann die Thür hinter sich zu — er hörte draußen laut und lauter seinen Namen rufen. Die tausendmal ersehnte Fluth war gekommen — sie riß ihn hinweg, wer mochte wissen wohin?

Der Zug des flüchtigen Königs war schon in Bewegung. Nur der junge Engländer hatte Erich's geharrt und sprach ihn im gebrochenen Deutsch hastig an:

„Zeigt uns die Straße zur Rettung! Ihr meint es treu mit der Königin — diese Männer da voran sind allzumal Schufte und würden den Judaslohn gern verdienen, den Graf Kinsky sicher schon in seiner Tasche hat. Wär' ich der König, ich ließe ihn niederstoßen!"

Wilder und wirbelnder fühlte sich Erich erfaßt! Er hätte auflachen und fragen mögen, warum er allein von Allen der Treue sein solle, doch strebte er nun mit mächtigen Schritten den Zug zu erreichen. Wie er herankam, sah er, daß die Königin nach ihm zurückgeblickt hatte.

„Wir sind auf der rechten Straße, Erich Wallram?" fragte sie, während er neben ihrem weißen Pferde herschritt. „Und wo — wo ist der Hohlweg, von dem Ihr spracht, aus dem die Gefahr kommen müßte?"

„In einer Stunde kommen wir dorthin, Majestät!" entgegnete Erich. „Ihr möchtet befehlen, wer mit mir dort bleiben und für Eure sichere Reise wachen wird!"

Auf den Lippen der Königin erstarb die Frage, was aus den Männern werden sollte, die diesen Dienst übernähmen? Sie wandte sich in englischer Sprache zu ihrem Gemal — Erich lauschte einige Augenblicke den fremden unverständlichen Worten. Wie die breiten beeisten Baumstämme längs der wolbekannten Straße vorüberglitten, dachte er wol daran, daß ein Sprung in den Wald ihn aus der Fluth an's sichere Land retten könne. Und doch wußte er, daß er den Sprung nicht thun werde — jetzt nicht und niemals! Die Minuten verrannen, der Zug trabte und schritt mit immer größerer Eile dahin — Erich folgte ihm willig und willenlos!

Und nun ward der Hohlweg erreicht, dem seit einigen Minuten, seit ihn die Hand des Försters zuerst gezeigt hatte, die Gesichter Aller im Zug gespannt und sorgenvoll entgegenblickten.

Er lag still und halb verschneit, wie zur Stunde, wo Erich an dieser Stelle von Pater Sebald geschieden war! Der junge Förster schritt in den Weg hinein, der sich dunkel nach Grafenstein hinabzog. Kein Licht blitzte auf, kein verdächtiger Laut war zu hören. Der Zug hielt auf der großen Straße, Erich Wallram kam zurück und verneigte sich noch einmal tief vor den königlichen Flüchtlingen:

„Hier allein ist die Gefahr! Laßt mit mir sechs oder acht der zuverlässigsten von Euren Leuten zurück und Ihr sollt fünf, sechs Stunden sichern Vorsprung haben. Dafür bürg' ich Euch, königlicher Herr!"

Auf einen Wink Friedrich's gesellten sich wenig Bewaffnete zu Erich. Auch der junge Engländer sprang vom Pferd und trat zu ihnen. Das Auge Elisabeth's weilte mit dankbarer Rührung auf dem muthigen Pagen — dann aber schien sie sich zu besinnen. Sie streifte den Handschuh ab und zog einen Ring von ihrem Finger. Sie neigte sich gegen den jungen Jäger und sagte mit klarer Stimme:

„Ihr wagt viel für uns und setzt Alles auf's Spiel! Wir vertrauen Euch ganz! Nehmet diesen Ring, Wallram, nicht als Dank, sondern als ein Zeichen, daß Ihr hohen Anspruch auf unsern königlichen Dank habt."

Der flüchtige Böhmenkönig murmelte einige Laute, die sich Erich als Dank deuten mochte. Der Zug setzte sich auf einen Wink Graf Kinsky's rasch wieder in Bewegung, die müden Pferde wurden angetrieben. Erich wähnte noch einen Blick der Königin zu erhalten. Aber die hohe Frau sah jetzt nur noch auf den jungen Landsmann, der ihre Hand küßte und auf seine Knie sank. Minutenlang konnte man in der mondhellen Nacht noch alle Gestalten im Zug unterscheiden — bis sich die Straße tiefer hinabsenkte und Alle zugleich verschwanden.

Die Augen Erich's und des jungen Engländers trafen sich, ein Entschluß war in ihnen zu lesen. Der Förster stieß am Ausgang des Hohlweges die Gabel seiner Büchse tief in den harten Boden — er wies den Bewaffneten den Platz an, wo sie mit ihren Partisanen den Pfad sperren konnten. Dann flog sein Blick den gegenüberliegenden Weg empor, der zu Pater Sebald's Klause führte. Der alte Franciscaner mochte im kurzen Morgenschlummer ruhen, ohne Ahnung, wie jäh und wild die Wogen, vor denen er gewarnt, seinen jungen Freund erfaßt hatten!

Die Straße heran, nicht aus dem Hohlweg hervor, klang Hufschlag. Erich, der Page und die bewaffneten Männer, rauhe gleichgiltige Soldknechte, schauten auf. Graf Kinsky kam des Wegs zurück, auf dem er vorhin mit den hohen Flüchtlingen verschwunden war. Leicht und sicher lenkte er sein Pferd, er ritt heran und rief der Gruppe am Hohlweg zu:

„Ihr seid Narren, Ihr Männer, wenn Ihr für Diese da unten sterbt. Ihnen krümmt man kein Haar, wenn die Verfolger sie erreichen, Euch läßt der Kaiser hängen!"

Damit gab er seinem Pferd die Sporen und flog die Straße in der Richtung nach Böhmen hin. Hinter ihm drein aber krachte, das Echo weckend, ein Schuß aus Erich's Büchse, wilder Grimm über den hohen Verräther hatte den Jäger überwältigt. Mit dem Schuß aber ward plötzliches unheimliches Leben geweckt. Den Hohlweg herauf tönten wilde, verworrene Laute, Geräusch schwerer, stampfender Tritte. Die böhmischen Männer neben Erich und dem Pagen sahen sich an, sie

traten zu einander. Schrill klangen ihre Stimmen in das Ohr des Erregten:

„Der Kinsky hat Recht! Ihnen geschieht nichts — uns geht's an den Hals! Werft die Waffen weg, Brüder und zieht friedlich Eurer Straße."

Sie zogen nicht ihrer Straße, sie flohen eilends dem Grafen Kinsky nach. Der junge Engländer murmelte grimmige Flüche, Erich Wallram lud verächtlich lachend seine Büchse. Der Page warf einen wehmüthigen Blick nach der Straße zurück, wo sein Pferd frierend, gesenkten Ohres stand. Erich holte tief Athem, es galt einen letzten Entschluß. Er verstand die Sprache des Jünglings nicht, aber er las in dessen Seele. Rauh und fast befehlend sagte er:

„Dringt der Haufe dort unten wirklich heran, so halten wir Beide ihn so wenig auf, als ich allein. Fürchten sie aber meine Büchse, so brauchts nur meiner! Steigt zu Pferd, Herr, sagt Eurer Königin, wie es hier steht, und sorgt, daß sie auf ihrer Flucht die letzten Kräfte von Roß und Mann dransetzen."

Zwei-, dreimal widersprach der Jüngling. Aber Erich sah seinen Blick aufleuchten, als er endlich gehorchte. Behend schwang er sich in den Sattel, im rasenden Galopp ritt er die Straße hinab. Den Segenswunsch, den er dem treuen Deutschen noch zurief, verschlang der Morgenwind, der sich erhob und der Hufschlag seines Rappen!

Die Fluth des Lebens, die um Erich gerauscht hatte, sank tief! Wie am Abend zuvor stand er einsam in dem heimischen Forst; nur an Rückkehr zu seinem Herd durfte er nicht denken. Der tobende dunkle Schwarm kam den Hohlweg höher herauf — er feuerte seine Büchse mit sicherer Hand ab. Er lud und feuerte wieder, er sah deutlich, wie der Haufe zurückwich, auf's Neue näher kam und vor jedem seiner sicher gezielten Schüsse wiederum in der Tiefe verschwand. Viertelstunde um Viertelstunde verrann — eine grimmige Lust an dem wilden Spiel kam über ihn, und das Herz schlug ihm höher bei dem Gedanken, daß jede Minute für die holde flüchtige Königin gewonnen sei. Da klang verdächtiges Geräusch über ihm, Steine und Erde bröckelten von der Höhe herab, wo der Wald am Hohlweg hinzog. Er sah empor, er hörte Stimmen und Tritte, sie klangen wie Wellen über seinem Haupt. Eine wolbekannte Stimme schlug an sein Ohr — er hörte Jablonicz, den Mährer, mit wildem Fluch ausrufen:

„Es ist Wallram, der Förster, der uns hier die Straße sperrt." Waffen rasselten über ihm — er zuckte einen Augenblick, dann sah er auf's Neue fest in den Hohlweg hinaus. Wieder krachte sein sicherer Schuß in den herandrängenden Schwarm — wieder wich derselbe tobend und heulend zurück. Im nächsten Augenblick aber fiel ein Schuß aus der Höhe, Erich Wallram brach getroffen zusammen und umklammerte im Fall seine Büchse. Von der Straße heran klang Geräusch von Schritten, klang Hufschlag zugleich. Jablonicz und die Männer über dem Gestürzten wichen plötzlich in's Dickicht des Forstes zurück — auch

im Hohlweg ward es bald still. Ein Trupp von Reitern, die noch König Friedrich's Feldzeichen trugen, sprengte die Straße daher. Und von seinem Waldkirchlein herab kam Pater Sebaldus, den die Schüsse emporgeschreckt hatten und der im Augenblick, wo Erich zusammenbrach, den Ort des Kampfes erreichte. Mit tiefem schmerzlichen Stöhnen warf sich der Alte neben Erich nieder. Er nahm das Haupt des tödtlich Verwundeten in seine Arme — er hauchte die Augen und Lippen an, die sich schließen wollten. Da richtete sich Erich Wallram empor — er sah starr auf die Reiter, die um ihn hielten und erkannte ihre Abzeichen. Mühsam stammelte er:

„Euer König und — Eure Königin sind dort hinab! Wenn Ihr treue Männer seid, so haltet an dieser Stelle wenig Stunden und dann folgt ihnen nach. Sagt auch der Königin, wie Ihr mich hier gefunden habt."

Er schloß die Augen und öffnete sie noch einmal gegen den alten Franziscaner. Seine Hand, die in der des Alten ruhte, hielt krampfhaft den Ring, den ihm Elisabeth von Böhmen gegeben:

„Ihr hattet Recht, Pater Sebald!" flüsterte er. „Der Strom geht hoch und reißt einen Menschen jäh hinab! Nicht noch einmal würd' ich mir wünschen, was über mich kam! Aber thun würde und müßte ich doch und immer wieder, wie ich heut' gethan habe! Lebt wohl, Pater Sebald, und gedenkt meiner treu, treuer — als die schöne Königin thun wird!"

Bis zum hellen Morgen hielten die Reiter an der Waldstraße. Wie sie nach Schlesien hinabritten, stieg der alte Franziscaner mit gerötheten Augen und wankenden Schritten zu seiner Kapelle empor. Drunten aber an der Waldecke, unter Schnee und Tannenzweigen, lag ein einsamer Todter, über den die Fluth des Lebens hinweggebraust war!

Deutsche Kaiserlieder.

Von Albert Moeser.

---

1. Otto's I. Vermählung.

(930)

Der Rhein fließt still zu Thale
Durch blühender Ufer Hügelrand,
Es schimmern im Sonnenstrahle
Die Burgen und das Land;
Ein Schiff zieht durch die Hänge,
Ein Königswappen erglänzt am Mast,
Dort hallen der Waffen Klänge,
Dort leuchtet im Brautgepränge
Ein Jungfrau'nbild im Abendglast.

Schön Editha, die holde,
Sie ist's, der Britten Königskind,
Mit wallender Locken Golde
Spielt der entfesselte Wind;
Es warb nach Minneweise
Um sie der deutsche Königssohn,
Er rang nach hohem Preise,
Held Athelstan, der Weise,
Geleitet sie treu auf Deutschlands Thron.

Die Jungfrau schaut in Gedanken
Erwartenden Blicks vom hohen Bord,
Schon steigt aus den Wellen, den schwanken,
Köln, der altheilige Ort;
Da hebt sich ein Tücherwinken
Am Ufer und lauter Freudenschall,
Viel Schilde sieht man blinken,
Drommeten schmettern und Zinken
Und jubelnder Ruf allüberall.

Herr Heinrich harrt, der starke,
Der Finkler, dort im Königsornat,
Ein Held von deutschem Marke,
Bewährt in Rath und That,
Im Schmuck der greisen Locken
Mathildis auch, sein Ehgemal,
Herr Otto, froh erschrocken,
Dahinter mit Frohlocken
Im Schmuck der deutschen Ritter Zahl.

Die Jungfrau tritt an's Ufer,
Die Hand beut ihr der Bräutigam,
Es preisen die Willkommrufer
Das Kind von edlem Stamm;
Herr Otto hält umfangen
Entzückt der Frauen höchste Zier,
Sie neigt ihm Mund und Wangen,
Sie kosen in süßem Verlangen,
Umrauscht vom wehenden Reichspanier.

Herr Heinrich, glückdurchdrungen,
Spricht mild: „Nun Heil Dir, deutsches Land!
Das Werk, das mir gelungen,
Glück auf! es hat Bestand;
Nun schwirrt um meine Brauen
Die Sorge nicht mehr um's deutsche Reich,
Nun möcht' ich den Enkel noch schauen,
Dann scheiden von irdischen Auen
Und still empfangen des Todes Streich."

---

2. Jagdlied Otto's I.

Die letzten Sterne sinken,
Erbleichend vor des Tages Pracht,
Die nickenden Halme trinken
Dürstend den Thau der Nacht;
Die Burgen weit im Kreise
Schau'n lichtverklärt vom Bergeshang,
Harztannen rauschen leise,
Und zu der Liebe Preise
Tönt weit hinaus des Thürmers Sang.

Es flattert des Reiches Fahne
Im Morgenwind vom Thurmesrand,
Mein Weib auf hohem Altane
Winkt grüßend mit schimmernder Hand;
Laut hör' ich die Finken schlagen,
Der Knappen Schaar ist längst bereit:
Wohlan, nun gilt's zu wagen,
Zu wagen und zu jagen
In grüner Waldeseinsamkeit.

Nun auf! in wald'ge Gründe!
Zu Felsen schroff und dichtbemoost!
Wo jäh durch nächt'ge Schlünde
Der wilde Waldbach tost;
O Lust: in Morgenlüften
Zu schweifen auf des Wildes Spur,
Umhaucht von Tannendüften
In bergenden Schlüften und Klüften
Beherzt zu jagen den Bär und Ur.

Das deutsche Land hat Frieden,
Ich zwang die Feinde mit mächt'gem Streich,
Vom Schlachtenglücke gemieden
Bleiben sie ferne dem Reich;
Anstürmten die wilden Magyaren
Auf Rossesbug von Pruth und Theiß,
Doch ich trieb sie zu Paaren
Und mähte die tückischen Schaaren
Und warb um köstlichen Siegespreis.

Die frechen Dänenbunde
Sie wollten uns bringen in große Noth,
Sie sannen am fernen Sunde
Des deutschen Reiches Tod;
Doch unverweilt nach Norden
Zog kühnen Muths mein tapfres Heer,
Da gab's ein großes Morden,
Und hoch von ragenden Borden
Warf ich den Reichsspeer weit in's Meer.

In Südlands Duftgefilde,
Am uralt-heil'gen Tiberstrand
Dort klangen deutsche Schilde,
Geschwungen von mächtiger Hand;
Ich setzte der Kaiser Krone
Im Petersdom mir stolz auf's Haupt,
Nun glänzt sie auf deutschem Throne,
Und von der Feinde Hohne
Wird sie mit nichten mir je geraubt.

Doch wie auch Kampf mich freue
Und Schlacht und rüst'ger Männerstrauß,
Stets kehr' ich gern auf's Neue
Zum Harz in's Kaiserhaus;
Wie auch die Ferne prange,
Nichts gleicht der Lust im deutschen Wald,
Wenn laut vom Hügelhange
Durch Lüfte mit munterem Klange
Des Jagdhorns mahnender Ruf erschallt.

---

3. Leichenzug Otto's III.

(1002)

Genug nun der Rast im Pinienwald,
Steht auf vom Gefild, das der Po durchwallt,
Gebt fürder dem Kaiser das Todtengeleit,
Und haltet das Schwert, das gute, bereit,
Die Leiche des Kaisers zu schützen.

Ihn lockte des Südens Sirenengesang,
Ihn lockte der Liebe allmächtiger Hang,
Er liebte Italiens blühendstes Weib,
Ihn labte Stephania's schwellender Leib,
Doch trank er sich Tod in den Küssen *).

So sank er dahin; und den Fluthen gleich,
Die zerbrechen des hemmenden Ufers Bereich,
Ergossen sich Schaaren, beseelt von Haß,
Und folgten uns stürmend ohn' Unterlaß,
Den Kaiser, den todten, zu fangen.

Doch wir lassen ihn nicht, den theuersten Hort,
Uns tönt in den Ohren des Sterbenden Wort:
„Ich habe geliebt das italische Land,
Doch ruh'n will ich an des Rheines Strand,
Zu Füßen Karoli des Großen."

So ziehen der Tage sieben wir schon,
Es läßt uns nicht rasten der Feinde Hohn,
Wir beten und weihen und streiten zugleich,
Und scheuchen die Argen mit kräftigem Streich
Und retten die Ehre des Reiches.

Getrost! schon leuchten die Alpen von fern,
Uns winkt in Verona der Hoffnung Stern,
Dort harret vereint das germanische Heer,
In Treuen gerüstet zu kräftiger Wehr,
Dort endet die Tücke der Welschen.

Dann steigen wir auf zu der Alpen Rand,
An Seeen vorüber in's deutsche Land,
Und den Kaiser, den jungen, den Arglist traf,
Wir betten ihn rettend zu ewigem Schlaf
Im ragenden Dome zu Aachen.

---

*) Nach der Sage hat Stephania, um die Hinrichtung ihres Gemals Crescentius zu rächen, den Kaiser vergiftet.

Wanderungen durch das Elsaß.

Von F. Lucius.

Ein Ausflug nach der Hohkönigsburg.

I.

„Es giebt Gegenden" — so beginnt ein rasch in jüngster Zeit als Bühnendichter bekannt und beliebt gewordener Schriftsteller, Adolf Wilbrandt, eine seiner früheren Novellen, in welcher er an die Einfahrt von Warnemünde uns versetzt, und die flache, platte Ebene und darin, „wie ein Gebirge zum Spielen, die unfruchtbaren, bleichen Sandhügel seiner Heimat" uns zeigt — „es giebt Gegenden, die wir lieben, weil sie schön sind, und Gegenden, die nur schön sind, weil wir sie lieben", und meisterhaft versteht er's dann, die Fernsicht zu befriedigen, die nächste Umgebung zu schildern, den Strand zu beleben und mit so gefälligen Farben das ganze Landschaftsbild vor unserm Auge auszumalen, „daß man gar nicht mehr weiß, wie öde die Gegend ist." Der junge Dichter, der weit gereist und viel gesehen, liebt sie eben treu und warm — man hört's und fühlt's ihm an — auch in der Ferne noch und unter mildem Himmelsstrich, jene Orte, wo er das Licht der Welt erblickt, und die, wenn vielleicht nicht immer harmlosen, so doch gewiß erinnerungsreichen Jahre der Kindheit und Jugend verlebt. Ein ähnliches Privileg nehmen wir für uns in Anspruch, indem wir den Leser abermals zu einer Wanderung in unser schönes Heimatland, das Elsaß, entbieten und als Ausflug für heute die oft besuchte und viel bewunderte Hohkönigsburg vorschlagen.

Nachdem wir kaum das dunkle, unter dem Wall und den Stadtmauern hindurch führende Gewölbe hinter uns haben, biegt der Zug links ab und wir sind auf der Straßburg-Baseler Bahn, der ältesten des Elsasses, da blos die kurze Strecke von Mülhausen nach Thann etwas früher fertig gestellt und befahren wurde. Sie verdankt ihr Dasein ganz besonders der zähen Ausdauer des Mülhauser Fabrikanten Nicolas Koechlin, der mühsam genug die nöthigen Capitalien für deren Bau zusammenbrachte und auch sonst noch Schwierigkeiten ohne Maß und Zahl zu überwinden hatte, die von allen Seiten hemmend seinem Unternehmen entgegentraten. Man sah aber zu Ende der dreißiger Jahre den unberechenbaren Nutzen der Eisenbahnen wie anderswo so auch in unserer Gegend noch nicht ein; und wenn heute Städte und Dörfer um einen blos projectirten Schienenweg schon sich streiten, und um denselben in ihre Nähe zu bekommen, selbst schwere pecuniäre Lasten bereitwilligst sich auflegen, so boten zu jener Zeit nicht wenige Gemeinden alle Mittel auf und widersetzten sich hartnäckig bis zum letzten Augenblick, damit die Bahn doch ja nicht durch ihre Gemarkung gehe und der fruchtbare Ackerboden zu so neumodischen und nutzlosen Zwecken (wie sie behaupteten) verwendet werde. Doch hier zu Lande ebenfalls ist es längst schon anders und besser geworden auch in dieser Hinsicht, die Vorurtheile sind nach und nach verschwunden; der ungebildetste Dorfbewohner vermag

nicht mehr in trotzigem Eigensinn zu widersprechen, wo sonnenklar und handgreiflich die Wirklichkeit ihn seines Irrthums überführt. Und wenn auch hie und da noch Einzelne sich finden, die es sich nicht nehmen lassen, daß den Eisenbahnen allein es zuzuschreiben ist, wenn ihre Felder nicht tragen, wie sie es gehofft und gewünscht, die steif und fest behaupten, daß der niederfallende, noch dazu „mit Gift geschwängerte“ Kohlendampf die Kartoffelkrankheit erzeugt und den blühenden Obstbäumen verderblich werde, in stundenweiter Entfernung sogar, so wollen wir eben damit uns trösten, daß es nur Einzelne — rari nantes — sind, die, taub für jede Gegenrede, an ihren verschrobenen Vorurtheilen festhalten, und der Hoffnung uns hingeben, daß ein immer besserer Schulunterricht auch diesem Aberglauben steuern und vernünftigeren Ansichten allmälig Eingang verschaffen werde.

Hier, nicht weit von der Bahn, erblicken wir die Ostwalder Ackerbaucolonie, die Schöpfung eines Mannes, der von 1837—48 als Maire an der Spitze der Verwaltung seiner Vaterstadt gestanden und, noch nicht ganz ein Sechziger, im Jahre 1859 als Professor des administrativen Rechts an der Straßburger Hochschule verstorben ist. Er hieß Friedrich Schützenberger und sein Name hat heute noch einen guten Klang bei allen Denen, welche seine vielseitige und unermüdliche Thätigkeit zu würdigen verstanden, ganz besonders bei der mittleren Bürgerclasse, aus welcher er selbst — er war eines Bierbrauers Sohn — hervorgegangen und deren Wohl er auf jede Weise, deren Rechte er männiglich gegen Jedermann auf das Kräftigste zu vertreten sich bemühte. Die öffentlichen Arbeiten waren es insonderheit, welchen er seine sachkundige Sorgfalt widmete; wo und wie er konnte, verbesserte und verschönerte er in dem Innern sowol, als auch in der Umgebung der Stadt, so viel die ihm zu Gebote stehenden Mittel es ihm gestatteten; und was er in dieser Hinsicht zu leisten vermochte, das zeigen die öffentlichen Plätze und Märkte mit ihren freundlichen Baumpflanzungen, wie auch ganz besonders die weitläufigen, mit eben so viel Kunst als Geschmack angelegten, schattigen Spaziergänge bei der Orangerie drunten in der Ruprechtsau. — Auch die Ostwalder Ackerbaucolonie hat er, wie gesagt, in's Leben gerufen und Näheres darüber finden wir in dem von Ludwig Spach, dem Straßburger Archivisten, veröffentlichten Schriftchen: „Die Reihenfolge der Maires von Straßburg“. Da heißt es: „Anderthalb Stunde südwestlich von Straßburg, bei dem Dorfe Ostwald, besaß die Stadt ausgedehnte wüste Baumstrecken und unfruchtbare Ackergründe (über hundert Hectaren). Seinem Grundsatze treu, die Ansprüche der Proletarier, sofern sie berechtigt, zu befriedigen, faßte Schützenberger im vierten Jahre seiner Verwaltung den Plan, diese Steppen zu befruchten, diese verkrüppelte Waldung auszunutzen und dort im eigentlichen Sinne eine Ackerbaucolonie zu gründen. Und es blieb nicht bei dem Plan; rasch wurde in den Jahren 1840—46 zur Ausführung geschritten. Einfache Gebäulichkeiten, zum künftigen Wohnplatz der herrenlosen Arbeiter bestimmt, erhoben sich mit Stallungen und Scheune; der unfruchtbare, ungesunde Boden wurde entwässert und urbar gemacht; unter guter Aufsicht ging die Installirung der Colonisirung vor sich, die zum Theil aus der durch von Türckheim (dem vorletzten Maire) gegründeten Maison de refuge herstammte. Leichter, als zu erwarten stand, wurde die Disciplin in dieser zusammengewürfelten Menschenmasse durchgeführt“ — und Spach konnte in einer poetischen, an seinen Freund Schützenberger gerichteten Epistel nicht lange darauf mit vollem Rechte sagen:

„Es schweift der Blick auf immergrüne Wiesen,
Die Blume blüht und duft'ge Kräuter sprießen
Empor aus frisch bezwung'nem Sand.
Das Kornfeld wogt, wo dürres Strauchwerk stand;
Im Sonnenlichte prangt die schmucke Schweizerhütte;
Zur Arbeit drängt sich der Gesellen Schaar,
Die ohnlängst noch, entfremdet jeder Sitte,
Mit trotz'gem Blick und unverschämter Bitte,
In Lumpen halb verhüllt, der Straßen Abschaum war."

Philanthropisch war das Unternehmen — die Stadtkasse aber fand ihre Rechnung nicht dabei. „Dem Vorwurf eines verfehlten pecuniären Unternehmens zu entgehen, kam der Maire 1847 auf einen untrüglichen Ausweg; er schlug dem damaligen Präfecten einen Contract vor; die kleinen, im Zuchthaus eingeschlossenen Sträflinge sollten zum Theil, nach dem Vorbild von Metray und Petitbourg nach Ostwald verpflanzt und von dem Departement eine Kopfsteuer für den Unterhalt eines jeden Einzelnen geleistet werden. Auch dieser Plan wurde in's Werk gesetzt; mit dem 1. Juni 1847 kamen vorerst zwanzig Sträflinge in die Colonie. Diese Zahl wurde nach und nach auf mehr als das Zehnfache gesteigert. Der Stadtkasse erwuchs daraus eine nicht zu verachtende Einnahme*) und unter freiem Himmel waren die jungen Sträflinge auf jeden Fall besser aufgehoben, in gesunderm Zustand, als hinter Schloß und Riegel. Wenige entzogen sich der Aufsicht durch die Flucht und es wurden auch in dieser Hinsicht die pessimistischen Ansichten Lügen gestraft. Die Colonie verbreitete Schützenberger's Name in Frankreich und den naheliegenden deutschen Bezirken." Ich wage, indem ich diese Mittheilung schließe, die ganz bescheidene Frage: Könnte nicht der vom Straßburger Maire so kühn gewagte und mit so glücklichem Erfolg gekrönte Versuch auch noch anderswo wiederholt und weiter erprobt werden?

Zu unserer Linken hier, ganz in der Nähe, liegt die bedeutende und reich bevölkerte Doppelgemeinde Illkirch-Graffenstaden, die wir nicht unbeachtet lassen dürfen. In Illkirch ist noch heute das Haus zu sehen, in welchem vor bald zweihundert Jahren ein Act vollzogen wurde, welcher für das Elsaß und ganz besonders für die Stadt Straßburg von den weitgreifendsten Folgen werden sollte. Im Jahre 1680 nämlich hatte Ludwig XIV. in Metz, Besançon und Breisach die sogenannten Reunionskammern errichten lassen, welche die Rechte des Königs im Elsaß bestimmen und geltend machen sollten. In Städten und Dörfern wurden die Bürger bei Strafe der Gütereinziehung aufgefordert, dem König den Eid der Treue zu leisten. Die Stadt Straßburg wies Anfangs diese Zumuthung beharrlich zurück mit dem Bemerken, daß sie als unmittelbarer Reichsstand keiner andern Macht den Eid der Treue leisten könne; aber verlassen, wie sie war, von Kaiser und Reich, und unvermögend, sich kräftig und nachhaltig zu vertheidigen einem französischen Kriegsheer gegenüber, mußte sie sich schließlich doch fügen und den König von Frankreich als Oberherrn anerkennen, welcher ihr jedoch die Versicherung gab, daß es ihm nicht von Weitem in den Sinn komme, ihre Reichsfreiheit antasten zu wollen. Als aber der französische Kriegsminister Marquis von Louvois hörte, daß der Magistrat fortfuhr, den Kaiser und

*) Ein jährlicher Reingewinn von etwa 4—5000 Francs, ungerechnet den Mehrwerth des Bodens, der heute auf ungefähr 30,000 Francs angeschlagen werden kann.

den Reichstag wiederholt um Hülfe anzurufen, glaubte er nicht länger mehr zögern zu dürfen, weitere und entscheidende Schritte zu thun. Im September 1681 ließ er eine Armee von 30,000 Mann, welche unter verschiedenen Vorwänden im Elsaß zusammengezogen worden, unter dem Befehl des Generals Montclad gegen Straßburg anrücken und durch denselben der bestürzten Bürgerschaft erklären, daß die Stadt durch die Friedensschlüsse von Münster und Nymwegen dem König von Frankreich abgetreten worden sei, daß derselbe von seinem Rechte bis jetzt noch keinen Gebrauch gemacht, nun aber, wo kaiserliche Truppen im Anzug seien, von der Stadt Besitz zu nehmen gedenke und der Magistrat wohl daran thun werde, um mögliche Gefahr von den Bewohnern abzuwenden, in die Nothwendigkeit sich zu fügen und die Unterwerfung nicht länger zu verweigern. Am 29. September kam Louvois selbst nach Illkirch und forderte, ohne in weitere Erörterungen sich einzulassen, den zu ihm beschiedenen Magistrat auf, sich unverzüglich dem königlichen Machtgebot zu unterwerfen. Dieser sah die Unmöglichkeit ein, die Unabhängigkeit der Stadt noch ferner zu behaupten, und setzte die Capitulation auf, welche mit einigen Abänderungen am 30. September 1681 von beiden Theilen zu Illkirch unterzeichnet wurde und in deren Folge „die Stadt Straßburg, nach dem Beispiel des Herrn Bischofs von Straßburg, des Grafen von Hanau, Freiherrn von Fleckenstein, und der Ritterschaft im Unterelsaß Ihre christliche Majestät als ihr Oberhaupt und ihren Schutzherrn anerkennt, während der König die Stadt sammt ihren Dependenzien in seinen königlichen Schutz nimmt". Denselben Tag noch, Nachmittags um vier Uhr, zogen dann „die königlichen Völker" in die Stadt ein.

Unter derselben bürgerlichen Verwaltung stehend, hängt ohne alle Unterbrechung mit Illkirch die Schwestergemeinde Graffenstaden zusammen und dieser letzte Name dürfte leicht manchem der geehrten Leser, auch in der Ferne, nicht ganz unbekannt klingen. Der eben so bescheidene, als geniale Straßburger Mechaniker, dem wir die kunstvolle, gewiß einzig in ihrer Art dastehende astronomische Münsteruhr zu verdanken haben, die wol täglich von Vielen angestaunt — fast hätte ich gesagt angegafft — aber höchst selten und von einigen Wenigen nur nach ihrem ganzen und vollen Werth gewürdigt wird und die seit 1842 jene andere ersetzt hat, die der Schaffhauser Isaac Habrecht im Jahre 1575 nach den Plänen und Zeichnungen des Professors der Mathematik Conrad Dasypodius verfertigt hatte — Johann Baptist Schwilgué, im Verein mit seinem Freund Rollé, gründete zu Ende der dreißiger Jahre in Graffenstaden eine mechanische Anstalt, in welcher vornehmlich Brückenwagen eigener und verbesserter Construction, kleinere Maschinen und landwirthschaftliche Instrumente jeder Art verfertigt wurden. Doch bald nachher ging dieselbe in andere Hände über und erweiterte sich rasch von Jahr zu Jahr unter der umsichtigen und sachverständigen Leitung des langjährigen und verdienstvollen Directors, Herrn Meßmer, eines ehemaligen Schülers der polytechnischen Schule in Karlsruhe. Einen ganz besondern Aufschwung jedoch nahm die Fabrik in jenen Jahren, wo gleichzeitig an allen Enden unseres Welttheils Eisenbahnen um Eisenbahnen projectirt und auch ausgebaut wurden. Zuerst fertigte sie blos Güter- und Personenwagen an, kurz nachher aber war sie auch durch herbeigezogene und selbst herangebildete technische Kräfte im Stande, Locomotiven zu liefern und zwar zu solchen Preisen und von solcher Güte, daß sie nicht blos in Frankreich und Deutschland, sondern auch in Rußland, Spanien und Italien leichten Absatz

fanden. Bauten um Bauten wurden jetzt aufgeführt, um die nöthigen, das Tausend bereits übersteigenden Arbeiter unterzubringen und die immer zahlreicher und bedeutender werdenden Bestellungen bewältigen zu können. Fühlbarer und drückender wurde nun aber auch von Tag zu Tag ein mißlicher Uebelstand, der unverweilt eine gründliche Abhülfe erheischte. Es war eben ein empfindlicher Verlust an Zeit und Geld, daß alles nöthige Rohmaterial auf den gewöhnlichen Wegen im Straßburger Bahnhof abgeholt und eben daselbst die schweren und unbehülflichen Locomotiven und Eisenbahnwagen abgeliefert werden mußten. Die Fabrik durfte um keinen Preis länger mehr in dieser so nachtheiligen Isolirung belassen werden und so wurde dieselbe denn auch vor mehreren Jahren durch ein Zweigbähnchen von einer halben Stunde etwa, welche hier in der Nähe des Bahnhofs von Geispolsheim in den großen Schienenweg einmündet, mit allen Eisenbahnen des Continents in Verbindung gesetzt. In der jüngsten Zeit hat der bisherige Besitzer, Herr Alfred Renouard de Bussières, dieses Etablissement an dieselbe Gesellschaft abgetreten, welche auch die Köchlin'sche Maschinenbauanstalt in Mülhausen erworben hat. Herr Director Brauer, der schon längere Zeit mit der technischen Leitung dieser Fabrik betraut war, wird ihr wol auch in der Zukunft ihren Rang zu erhalten wissen.

Da drüben rechts liegt Geispolsheim oder Geyspitzen, wie es unsere Landleute gewöhnlich nennen, eine der zahlreichen Ortschaften, in welchen man sich hauptsächlich darauf legt, zu Hunderttausenden von Köpfen das Kraut zu pflanzen, welches in Straßburg eingeschnitten und in kleinen Tonnen als „Straßburger Sauerkraut" nach allen Seiten hin, besonders aber nach Paris versendet wird. Geispolsheim ist heute nur noch ein großes Bauerndorf und zugleich Hauptort des Cantons; zur Zeit aber war's ein Städtchen, das mit Mauern und Gräben umgeben und mit vier Thoren versehen war, welche erst im Jahre 1832 niedergerissen wurden. Zu verschiedenen Malen wurde es verwüstet und verheert, insbesondere war dies aber im Jahre 1444 der Fall, wo die Armagnaken es gänzlich niederbrannten. Dieser Name erinnert an eine der unruhigsten und bedrängnißvollsten Zeiten in unserer elsässischen Landesgeschichte. Armagnaken wurden nämlich jene zuchtlosen Söldnerschaaren genannt, welche damals in Frankreich bald im Namen Karl's VII., bald in dem der im Lande anwesenden Engländer kämpften, die aber, weil sie von keiner Seite zuständigen Sold oder nöthigen Unterhalt erhielten, mit der unerhörtesten und schändlichsten Grausamkeit die Einwohner brandschatzten und plünderten. Mit rohem Stolze nannten sie sich selbst écorcheurs, Schinder. Im Jahre 1439, in demselben Jahre, in welchem die Münsterpyramide in Straßburg vollendet wurde, drangen sie aus Lothringen, wohin sie Herzog Renatus II. in seinem Kriege gegen den Grafen von Baudemont zu Hülfe gerufen hatte, über die Zaberner Stiege in's Elsaß ein und durchstreiften dasselbe sengend und brennend in seiner ganzen Länge bis in den Sundgau hinauf, ohne daß man dazu gekommen sich gemeinsam zu vereinigen und kräftigen Widerstand ihnen entgegen zu setzen. Reich mit Beute beladen zogen die Armagnaken oder armen Gecken, wie sie das Volk spottweise nannte, nach drei Schreckenswochen endlich wieder ab, und mehr denn hundert verbrannte Dörfer bezeichneten den Weg, den sie genommen hatten. Aber sie sollten leider bald nachher wiederkommen, und zwar in Folge des in der Schweiz ausgebrochenen Bürgerkrieges. Kaiser Friedrich III. hatte nämlich den König von Frank-

reich um Hülfe angerufen, um das von den anderen Cantonen hart bedrängte, in thörichtem Bunde mit ihm stehende Zürich zu befreien. Karl VII. war froh, sein müssiges und raublustiges Kriegsvolk beschäftigen zu können und schickte unter der Anführung seines Sohnes, des Dauphin's (später Lugwig XI.), 30,000 Mann, die, nachdem sie sich der Stadt Mümpelgard bemächtigt, wo Magazine und Spitäler angelegt wurden, durch den Sundgau über Altkirch gen Basel hin zogen. Am 26. August 1444 aber erlitten sie bei dem Siechenhause von St. Jacob, an der Lirs, jene eben so unerwartete als bekannte Niederlage, die den Dauphin bewog von jeglichem Weiterdringen abzustehen, indem er sagte: „Haben mich ihre Hunderte blutrünstig geschlagen, was werden erst ihre Tausende thun.“ Er zog sich in's Elsaß zurück und verlegte seine tüchtig zusammengeschmolzenen Truppen in der Gegend von Schlettstadt in die Städte und Dörfer umher. Aber auch hier wieder verübten sie die schändlichsten Ausschweifungen und heillosesten Räubereien ein ganzes Jahr hindurch. Als von Seiten der Reichsregierung alle Bitten um Abhülfe erfolglos blieben, so nahmen endlich die Städte und Bauern, Straßburg an der Spitze, zur Selbsthülfe ihre Zuflucht. Dreitausend Straßburger streiften auf die räuberischen Horden, die Bauern machten sich zusammen und schlugen ihre Peiniger todt wo und wie sie konnten. Da hielt es Ludwig für klug, sich aus dem ohnehin erschöpften Lande so schnell wie möglich nach Frankreich wieder zurückzuziehen. Wenigstens 20,000 Einwohner des Landes und viele der Gecken haben bei diesem Ueberfall das Leben verloren.

Doch während ich in solcher Weise Altes und Neues bunt durcheinandermischend erzähle, haben wir eine bedeutende Strecke durch die fruchtbare, mit sorgsamem Fleiße bebaute Ebene zurückgelegt. Die in nur geringer Entfernung längs der Bahn sich hinziehende Landstraße wird jetzt immer belebter; Landleute beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters ziehen in größeren oder kleineren Gruppen zu Fuß auf derselben einher; Andere fahren dichtgedrängt zu zwanzig und mehr Personen noch auf großen Leiterwagen. Alle haben sich sonntäglich herausgeputzt und die Frauen besonders in ihren langen rothen Röcken und reich mit bunten, breiten Bändern und Schleifen gezierten Häubchen bieten einen wunderlichen und malerischen Anblick dar. Unweit der Bahn steht hier neben einem großen Gehöfte (es ist ein Posthaus) eine alterthümliche Kirche ganz allein an der Straße. Sie heißt St. Ludan (im gewöhnlichen Sprachgebrauch St. Lodde) und ist die Pfarrkirche der etwa zehn Minuten davon entfernt liegenden Gemeinde Hipsheim; als Wallfahrtskirche an gewissen Tagen, wie gerade heute, von vielen Hunderten auch aus der weitern Umgebung besucht. Ludan, ein Sohn des schottischen Grafen Hiltebold, soll nämlich, als er von seiner Pilgerfahrt in's gelobte Land nach Hause zurückkehrte, im Jahre 1202 nicht weit von da unter einer Ulme, die erst 1870 durch einen heftigen Sturmwind entwurzelt und zusammengerissen wurde, gestorben sein. Bei seinem Hinscheiden setzten sich alle Glocken rings umher in Bewegung und erklangen so lange fort, bis der Leichnam des Heiligen beerdigt war, was an dieser Stelle hier geschah, wo dann auch späterhin die Kirche erbaut wurde, deren Schutzpatron er geworden ist. Im Jahre 1492 wurde ihm in derselben ein heute noch vorhandenes Denkmal errichtet. Er gilt als ganz besonders heilskräftiger Fürsprecher und wird darum von Vielen in allerlei Leibes- und Seelennöthen voll gläubiger Zuversicht noch immer angerufen.

Erstein, ein Marktflecken von 4,000 Seelen, war ehedem befestigt und schon unter den fränkischen Königen, welche daselbst einen Hof besaßen, unter dem Namen Herinstein bekannt. Ludwig der Fromme schenkte seine dasigen Besitzungen seinem Sohne Lothar; von diesem gingen sie als Leibgeding auf seine Gattin Irmingarda, eine Tochter des Grafen Hugo, aus Attich's Geschlecht, über, welche sie 830 zur Gründung eines Benedictinerklosters für Frauen verwendete, das aber schon im fünfzehnten Jahrhundert wieder aufgehoben wurde. Im Jahre 1333 wurde dieses Städtchen als dem Herrn von Geroldseck verpfändet von den Straßburgern erobert und theilweise zerstört. Ich kann nicht umhin, über diesen Kriegszug und besonders dessen Ausgang einige Einzelheiten an dieser Stelle mitzutheilen. Dieser Ritter hatte sich in seine jetzt völlig verschwundene Burg Schwanau, unweit Erstein am Rhein gelegen, zurückgezogen, und weil dieses rings von Sümpfen und Ried umgeben und deshalb um so fester war, ungestraft während längerer Zeit kecke Raubzüge nach allen Seiten hin unternommen, den Handel auf dem Rhein gestört und die ganze umliegende Ebene unsicher gemacht. Da verbündeten sich die Straßburger mit den Städten Basel, Bern, Freiburg und Luzern und suchten das Raubnest in ihre Gewalt zu bringen; aber die Belagerung zog sich in die Länge, denn man konnte nirgends recht ankommen; zudem war das Schloß auch noch für lange Zeit auf's beste verproviantirt. Nun aber hören wir, wie der alte treuherzige Bernhard Herzog (1537—1596) in seiner „Edelsasser Cronik" weiter erzählt: „Darnach haben sie die heimlichen gemach zu Straßburg außräumen lassen, den Vorhat in Thonnen vnd Fesser gethan, vnd solches mit schlaudern vnd werkzeug in's Schloß genötiget, daß sie sich nit lenger mögen erhalten vnd sich mit den Stetten in sprach geben. Nach vieler rede vnd handlung ist bethediget (vor Gericht bedingen, beschließen davon Thedigung = gerichtlichen Vertrag), daß den Stetten das Schloß Schwanav vnd alle die darinnen waren, sich auf genade vnd vngenade ergeben solten, außgenommen was die Frav von Geroltzed, so der Zeit in dem Schloß war, vber die fallbruck tragen mochte, das zu jhrem Leib gehörte, das solt jhr zu stohn, vnd sie gesichert sein. Da nam sie jhren gemahl, den alten Herren auff den Rucken vnd einen jungen Sohn auff den Arm, vnd trägt sie vber die Fallbrucken; das gehörte zu jhrem Leib. Des beschwerten sich die Stett, vnd vermeinten die Fraw solte Kleinotter, gelt oder ander geschmuck nemmen, vnd nicht jhren Herren oder Sohn, vnd wolten mehrertheil der Stett, wiewol es hoch versprochen was, nicht halten. Nachdem aber dieser zeit der Adel in den Stetten, vnd insonderheit zu Straßburg vnd Basel regierten, vnd die vom Adel solche thedigung gemacht, geschworen vnd besigelt hetten, darumb sie sich dessen hart vnd viel annehmen, daß der Frawen die thedigung gehalten wurde, ist sie mit jhrem gemahl vnd Sohn vber Rhein in die Herrschafft Geroltzeck geführt vnd begleitet worden, vnd sein noch vier Herren von Geroltzeck vnd fünfftzig vom Adel in dem Schloß Schwanaw ergriffen vnd endthaubt worden." Wem wären bei diesem Berichte die Weiber von Weinsberg im Schwabenlande (1140) nicht in den Sinn gekommen? Schade, daß wir hier wie dort wahrscheinlich nicht Geschichte, sondern nur Sage vor uns haben!

Es ist wol hier nicht der Ort uns weiter auf die Frage der Sagenbildung einzulassen; doch möchte ich darauf aufmerksam machen, wie die neuere Forschung über die heilige sowol als auch die Profangeschichte dazu gekommen, so gar manches Factum in Frage zu stellen, ja als unhaltbar zu erweisen,

dessen Wirklichkeit Niemand in früheren Zeiten zu bezweifeln für möglich gehalten hätte. Was Wunder auch! Bilden sich doch selbst in unseren Tagen der Oeffentlichkeit noch beständig Sagen aus, die oft auf halber Wahrheit blos beruhen, oder auch, jeder historischen Grundlage entbehrend, nur elendem Klatsch und bequemer Nachbeterei ihr Dasein zu verdanken haben. Zum Beispiel — ganz in der Nähe, uns jetzt gerade gegenüber, auf dem rechten Ufer des Rheinstroms, liegt das badische Pfarrdorf Meissenheim. Hier starb am 3. April 1813 jene Friederike, die der große Dichterfürst mit jugendlicher Leidenschaft einst eben so innig und warm als kurz und flüchtig nur geliebt, und auf deren Grabmal man so wahr wie sinnig die Inschrift setzen konnte:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!"

Die Sessenheimer Pfarrerstochter, welche in stiller und anspruchsloser Abgeschiedenheit ihr Leben hier geendet, hat es wol nicht geahnt, daß ihr Name noch heute so allgemein bekannt, so oft und viel genannt werden würde; jedenfalls aber hat sie es noch weniger ahnen können, daß hämische Bosheit oder beklagenswerthe Leichtgläubigkeit so unerwiesene und zum Theil ehrenrührige Angaben sagenhaft und ungeprüft in einer so nahen Zukunft schon mit demselben in Verbindung bringen würden. Bei Gelegenheit eines späteren Ausfluges, wo wir einen Abstecher nach Sessenheim selbst zu machen gedenken, wird uns die erwünschte Gelegenheit geboten werden, weiter auszuführen, was wir im Hinblick auf ihren nahen Grabeshügel heute vorübergehend blos andeuten konnten.

Wir sind bei dem Dorfe Mutzenheim angekommen, wo man vor einigen Jahren die großartigen Ueberreste eines Hypokaustums oder unterirdischen Heizapparates auffand und zu Tage förderte, durch welches das Dasein einer römischen Niederlassung an dieser Stelle bestimmt erwiesen wurde. Lassen diese nun, wie einige unserer Alterthumsforscher meinen, auf irgend eine öffentliche römische Badeanstalt schließen, die hier zur Zeit errichtet gewesen, oder haben sie, wie Andere behaupten, keinen weiteren Zweck gehabt als die Luft zu erwärmen, welche in den mittelst ausgehöhlter Ziegelsteine erbauten Mauern durch die gesammten Wohnungsräume eines vornehmen, hierher verschlagenen Patriciers geleitet wurde? Diese Frage wird wol für immer eine offene bleiben. Es finden sich übrigens in dieser ganzen Gegend zwischen der Ill und dem Rhein vielfache Spuren römischer Ansiedelungen vor, wie sich auch die Namen Römerstraße, Heidenstraße, Heidenbuckel (tumuli) allenthalben noch bis auf diesen Tag im Munde des Volkes erhalten haben. Auch sind schon zahlreiche, mitunter sehr werthvolle Alterthümer hier herum an verschiedenen Orten entdeckt und aufgefunden worden, wie z. B. jenes bronzene, aus dem vierten Jahrhundert stammende Gefäß, das ein Grenzaufseher vor mehreren Jahren bei Schwanau an seiner Fischangel hängend, gewiß enttäuscht und als unwillkommnen Fang aus dem Wasser zog. Es war eine Art Becher, etwa einen Liter haltend, auf welchem Christi Monogramm zwischen den beiden Buchstaben *A* und Ω nebst der Inschrift: Septimus Theodatus, corrector Venitiae et Istriae ꝛc. eingegraben war. Ich muß leider sagen war, denn wie alle übrigen so mühsam gesammelten und sorgfältig bewahrten Kunstschätze und Denkmäler aus alter und neuer Zeit ist auch dieses Stück mit der Straßburger Stadtbibliothek, auf welcher es niedergelegt worden, zu Grunde gegangen.

Das hier links jetzt vor uns liegende, nahe an 3000 Einwohner zählende Städtchen Benfeld hat an sich wenig Sehenswerthes aufzuweisen, um so zahlreicher und interessanter sind aber die geschichtlichen Erinnerungen, welche an diesen Ort sich knüpfen. Das Dörfchen Ell (auch Ehl und Ehly), welches nur durch die Ill von Benfeld getrennt ist, steht an der Stelle des alten Helvetus, welches Ptolemaeus *Ελκηβος*, die Theodosische Karte Hettelus nennt, und das einst eine nicht unbedeutende gallo-römische Stadt gewesen sein muß, deren Besatzung den Rhein zu decken bestimmt war; auch hatten die Celten schon großartige Metallfabriken hier angelegt, welche später die Römer benutzten. Es ist nicht leicht möglich, daß diese Stadt so ausgedehnt gewesen, wie es die örtliche Volkstradition behauptet, und mehrere Dörfer der Umgegend innerhalb deren Mauern gelegen; allenthalben jedoch wurden und werden noch heute — doch seltener jetzt — so viele Mauertrümmer und römische Alterthümer ausgegraben (wie z. B. Münzen, Töpfe, Urnen, figurirte Steine, Gefäße, Götterbilder, unter anderen eine Pallas mit dem Peplum, zwei Altäre, von denen eine auf vier Seiten mit den Bildern von Mercur, Hercules, Minerva und Vesta in erhabener Arbeit geziert, der andere statt der letzten Göttin einen Apoll darstellend, Christusmonogramme, unverarbeitete Bronzemassen von vielfacher Composition u. s. w.), daß man wol nicht mit Unrecht vermuthet, es sei die eigentliche Stadt von einem in die Weite sich ausdehnenden Gürtel von Landgütern und Villen umgeben gewesen, deren Besitzer Helvetus bewohnten. Diese Stadt ist wahrscheinlich 451 durch Attila, vielleicht schon 406 bei jenem Einfall verwüstet worden, den Hieronimus in seinen CXXIII Briefe mit so beredten Worten beschreibt; denn wenn Argentoratus, der Hauptort der Legio Augusta so viel schon durch denselben zu leiden hatte und einen großen Theil seiner Bevölkerung nach Germanien mußte abführen sehen, so wird wol auch Helvetus einem ähnlichen Schicksale nicht leicht haben entgehen können.

In dieser Gegend hat sich das Andenken an den heiligen Maternus, den ersten Apostel des Elsasses, ganz besonders lebhaft erhalten. Ein unlängst abgetragener Tumulus hieß die Heidenkanzel, oder der Maternusbuckel, von wo herab er einst das Evangelium verkündigt, und ein in der Nähe sich befindliches Wasserbecken von etwa zehn Meter im Umfang heißt heute noch das Maternuswasser, in welchem er die Neubekehrten getauft haben soll. Nach der durch den vaterländischen Chronikschreiber Twinger von Königshoven (1346—1420) mitgetheilten Sage war Maternus ein unmittelbarer Schüler des Apostels Petrus, der ihn von Rom aus mit zwei Gesellen, Eucharius und Valerius, in's Elsaß schickte. Hier wirkte er Wunder und Zeichen, machte Todte auferstehen, erledigte Besessene und befreite manchen Menschen von seinem Siechtage, so daß von dem Volke, das heidnisch war, Viele sich taufen ließen und den Christenglauben annahmen. Auch in Straßburg predigte und wirkte er in solcher Weise, aber die Bürger kehrten sich nicht daran und hatten es für ein Gespötte: „wan in den stetten let sich das volk nüt alsobalde underwisent also in den dörfern, do das volk einvaltig ist". Als er aber gar aus den heidnischen Tempeln daselbst christliche Kirchen machen wollte, wie er dies anderwärts gethan, da wurden die Bürger zornig und schlugen ihn mit seinen Gesellen und vertrieben ihn mit großer Schmach. Sie zogen also weg und als sie nahe zu Benewelt (Benfeld) kamen, so stieß St. Maternus ein großer Siechtag an, daß er an der Stätte starb. Seine zwei Gesellen trugen den Leichnam

über die Ill an eine heimliche Stelle, da Niemand wohnte und begruben ihn mit großem Wehklagen, „davon heißt diese stette Eley, das ist gesprochen ein groß Geschrey". Aus Furcht vor der Grimmigkeit der Heiden zu Straßburg verließen nun die beiden Gehülfen die Gegend ohne Verzug und flohen gen Rom zu St. Peter, dem sie Alles erzählten, wie es gegangen wäre. Dieser aber sah sie fröhlich an und sprach zu ihnen: Wisset Ihr nicht, was ich Euch oftmals vorhergesagt habe, daß Ihr müßtet viel erleiden um Christi Namen und damit kommen in das ewige Reich? — So wisset auch, daß unser Bruder Maternus schläft. Nehmet darum meinen Stab und gehet bald wieder zu der Stätte, da Ihr ihn begraben habt, und leget ihm den Stab in seine Hände und sprechet zu ihm: Bruder Materne, St. Peter der Zwölfbote entbietet Dir, daß Du in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes aufstehest und das Amt, das Dir geboten ist zu predigen, vollführest. — Da nahmen die Zween St. Peter's Stab und seinen Segen und schieden fröhlich und kamen in fünfzehn Tagen wieder von Rom in's Elsaß. Im Beisein einer großen Schaar Christenvolks und auch vieler Heiden „dülbent" (gruben) nun die Zwei, Eucharius und Valerius, das Grab auf und fanden St. Materni Leib noch da, frisch und „wolsmackende". Und sie legten ihm St. Petri Stab in die Hände und sprachen wie ihm St. Peter zu thun befohlen hatte. Da that St. Maternus die Augen auf und erstand und ging mit dem Stab aus dem Grabe. Da schrie das Volk vor Freude und lobeten Alle Gott um dieses Zeichens. Da hieß St. Maternus das Volk schweigen und sprach: Ich war, wie Ihr wol wisset, von dieser elenden Welt geschieden und in die ewige Ruhe gesetzet. Nun bin ich aber durch St. Peter's Gebet wieder in das Leben gekommen und soll noch so viele Jahre leben und bei Euch sein, als ich Tage in diesem Grabe gelegen. Er war aber wol dreißig Tage im Grabe gelegen. — Und viele Leute begehrten gläubig zu werden, auch in Straßburg, allwo Maternus eine Kirche baute, auswendig der Stadt, zu St. Peter's Ehre, dieweil St. Peter noch lebte. Und diese Kirche heißt zum Alten St. Peter und ist die erste Kirche, die zu Straßburg erbaut ward. Bald nachher fuhr Maternus weg gen Trier mit seinen Gesellen und bekehrten sie auch zum Christenthum, auch die von Köln und Tungern und war in diesen drei Städten Bischof*) dreißig Jahre bis an seinen Tod. Da jede dieser drei Städte seinen Leichnam besitzen und keine derselben nachgeben wollte, so erschien plötzlich ein Engel in Gestalt eines Greises; derselbe schlug vor, den Heiligen auf ein Schifflein zu legen und es dann den Wellen des Rheins preiszugeben: würde das Schifflein unbeweglich bleiben, so gehörte der Leib des heiligen Maternus den Kölnern zu; würde es dem Lauf des Flusses nachfolgen, so hätten ihn die Bewohner von Tungern in Anspruch zu nehmen; würde es aber gegen den Strom schwimmen, so sollten die Trierer in dessen Besitz kommen. Dieser ziemlich ungleiche Vertrag wurde jedoch angenommen und — o Wunder — das Schifflein trieb mit der kostbaren Ladung rheinaufwärts und hielt eine Stunde oberhalb Köln, so daß die Trierer den Sieg davontrugen und die Reliquie in Empfang nahmen. — In einer Chronik wird aus Maternus sogar der Sohn der Wittwe von Naïn: „dirre (dieser) sant Materne was der witwen

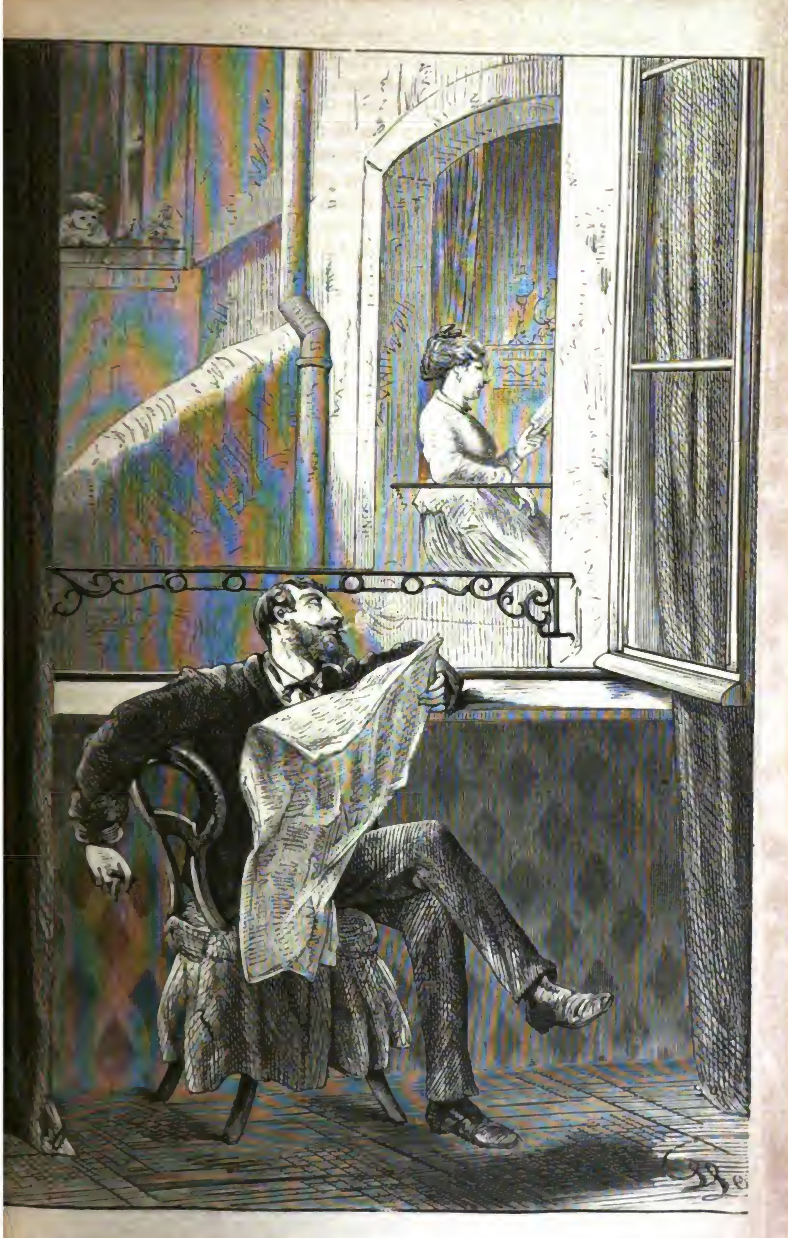
*) In einem Lobgesang auf den heiligen Anno heißt es Vers 537:
„Darna sie Kolni bikertin (bekehrten)
Da Bischof ward derselbe man
Der vane demi (von dem) todi was irstantan (erstanden)."

sun, den unser Here erbickete (erweckte) von dem dode ... also wart sant Materne erbicket einmol von Got selber, das ander mol mit St. Peter's stab." — Der gelehrte und einsichtsvolle vaterländische Geschichtsschreiber Abbé Grandidier und Andere haben jedoch bewiesen, daß St. Maternus nicht dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, sondern dem vierten angehört habe, womit denn die Poesie der Legende ziemlich verschwindet.

Wol kann das in einer Entfernung von etwa zwei Stunden uns jetzt gerade gegenüberliegende Städtchen Rheinan von der Bahn aus nicht gesehen werden, wir müssen desselben aber darum doch mit einigen Worten Erwähnung thun und dies um zweier verschiedener Ursachen willen. Denn wenn auch nicht mit Bestimmtheit erwiesen werden kann, daß der als Historiker und Humanist berühmte und mit Erasmus von Rotterdam innig befreundete Beatus Rhenanus*) (er hieß eigentlich Batt Bild) hier geboren wurde (1481—1547) so hat doch sein Vater hier in Rheinau gewohnt, bevor er nach Schlettstadt übersiedelte, wo er sich das Zutrauen seiner Mitbürger in so hohem Grad erwarb, daß er nach und nach zu der höchsten Stelle bei der Stadtverwaltung erhoben wurde; und jedenfalls sind wir eher berechtigt, mit seinem Freund und Biographen Johann Sturm (dem ersten Rector des 1538 gegründeten Straßburger Gymnasiums) den Namen Rhenanus von Rheinau abzuleiten, als mit Anderen anzunehmen, der Gelehrte habe sich darum denselben beigelegt, weil seine Familie wahrscheinlich aus Rhenen, in den Niederlanden, abstammte.

Das heutige Städtchen datirt erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Das frühere Rhinovia, welches nach und nach stückweise von den oftmals gewaltig angeschwollenen und ungestümen Fluthen des Rheines hinweggeschwemmt worden, muß aber schon 1267, um welche Zeit sie ein Bündniß mit Straßburg abschloß, eine bedeutende Stadt gewesen sein. Hierher verlegte nun auch der Bischof Conrad von Lichtenberg zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Benedictinerstift, welches schottische und irländische Mönche im achten Jahrhundert auf der zwei Stunden unterhalb Straßburg, bei der Wanzenau gelegenen Rheininsel Honau gegründet hatten, nachdem der Rhein das Dorf, so wie einen beträchtlichen Theil der Güter des Stiftes fortgerissen und die ganze Insel mit dem Untergang bedroht hatte. Aber auch hier ließ der Strom die Klosterbrüder nicht ruhig. „Donah aber", sagt Königshoven, „über vil jor also men zelte nach Gottes geburte Mcc und lxxxxij. jor, do as der Rin dasselbe Kloster und stifft gerwe (ganz) abe und wart von Honowe gezogen gein Rinowe do dasselbe stifft und dumherren nu sint und tut jn (ihnen) der Rin aber gar we und het ein gros teil von der stat gessen und isset in kurtzer zit gerwe abe, das villichte nüt gescheh, werent sü selige münch blieben also jr vordern." Im Jahr 1398 sahen sich die Mönche wirklich gezwungen, abermals auszuwandern und siedelten nach Straßburg über in die Kirche zum Alten St. Peter. — Im December 1749 war der Wasserstand des Rheins ein so niedriger, daß man die Gemäuer, Thür- und Fenstergestelle, Zinnen und Thürmlein der verschwun-

*) Beatus Rhenanus schrieb unter Anderem:
Rerum germanicarum libri III.; auch besorgte er die erste Ausgabe des Vellejus Paterculus, von welchem er in der Abtei Murbach im Oberelsaß ein heute verlorenes Manuscript entdeckte — eine erste Ausgabe des Tertullian mit Anmerkung, welche vom römischen Stuhl verdammt und verboten wurde — eine Ausgabe des Tacitus — der Werke des Erasmus in acht Bänden folgend 2c.



Bei der Lectüre.

denen Stadt, noch wohl erhalten, konnte emporragen sehen. Und noch jetzt sollen zur mitternächtlichen Stunde lange Züge von geisterhaften Mönchen Bußlieder singend. am Ufer des Flusses hinwandeln.

Es dürfte vielleicht manchem der verehrten Leser nicht uninteressant sein, zu sehen, wie ein vaterländischer Dichter diese Sage in elsässischer Mundart behandelt hat:

Unn dief im Rhin do drunde
Hebt au e Hammer us,
Zwelf Glockeschläj erdeene,[1]
Zum Wassergrund erüs.

E Metteglöckel drunde
fangt hell ze liedde-n-an[2]
E Zuck vun Klosterbriedre
Kummt schmächdi, bleich unn rahn.[3]

Sie schritte-n-üs em Wasser;
E Jeder draht e Kerz.
Unn murmelt vor sich nidder,
Unn schlaht[4] derzue uff's Herz.

Jez sinn sie alli howe
Unn's Glöckel drunde schweit.[5]
's schellt dreimol noch: unn Jeder
Still uff de Kneie[6] leit.[7]

Sie bette-n-um Erbarme:
„Sei gnädi, Herr unn Gott,
Vergange isch es Alle
Do hunde Truej[8] unn Spott."

— 'S isch g'sinn[9] e lusti's Völkel,
Diß hett im Kloster g'hüst;[10]
Gebett't hann sie nitt sölli,[11]
Doch desto besser g'schmüst.[12]

Unn isch merz' Nacht noch gange[13]
Am Rhinaukloster hin,
Se hett mer's heere rabble
Mit Wirsle druff und drin.

So sinn emol sie g'gesse,
Grad in re-n[14] Osternaacht;
's hett bi der ew'je-n Ambel
Kenn Brueder me[15] gewacht.

Druff, wie die isch erlosche —
Uff einmol rüscht's unn süst[16]
Durch alli Gäng unn Müre,
Wie wenn e Wasser brüst.

Der Rhinstrom wild und zorni
Hett's Kloster ball umirngt,
In sinne diefste Rache
Er's gribdi[17] 'nunder schlingt.

Do drunde steht's, versunke
Jetz viel Johrhundert schunn;[18]
Mer sieht's, wenn d'Welle schweie
Oft glänze-n in der Sunn.[19]

---

[1] erdeene = ertönen. [2] liedde = läuten. [3] rahn = hager. [4] schlaht = schlägt. [5] schweit = schweigt. [6] Kneie = Knie. [7] leit = liegt. [8] Truej = Trug. [9] g'sinn = gewesen. [10] g'hüst = gehaust [11] sölli = viel, sehr, gewaltig. [12] g'schmüst = geschmaust. [13] mer = man. [14] in' ren = in einer. [15] me = mehr. [16] rüscht's unn süst = rauscht und saust es. [17] gribdi = gierig. [18] schunn = schon. [19] Sunn = Sonne.

Gar stattlich nimmt sich die nahegelegene Kirche hier mit ihren drei schlanken, emporstrebenden Thürmen aus und zieht, nicht mit Unrecht, unsere Aufmerksamkeit auf sich; könnten wir dieselbe besuchen und genauer uns ansehen, so würden wir auch eine diesem Aeußern entsprechende innere Ausstattung finden: schöne Frescobilder, die leider 1793 theilweise beschädigt, oder auch ganz zerstört wurden, und eine prachtvolle Orgel, ein Meisterstück des wohlbekannten Straßburger Orgelbauers Andreas Silbermann (1712—1783), der (wie auch nach ihm seine beiden Söhne Johannes Andreas und Johannes Daniel) so viele ausgezeichnete, auch heute noch hochgeschätzte Werke, unter anderen die Münsterorgel verfertigte. Wol wurde diese Kirche erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erbaut; die Abtei Ebersmünster oder auch Ebersheimmünster (Ebersheim und Ebersmünster heißen auch zwei in der Nähe liegende Dörfer), welcher sie zugehörte, hat aber eine mehr als tausendjährige Geschichte aufzuweisen, und soll, wie die Sage berichtet, ihre Entstehung sowol, als auch ihren Namen Aprimonasterium, nachfolgendem Vorgang zu verdanken haben. — Eines Tages jagte Siegbert, König Dagobert's II. Sohn, in dieser damals wald- und wildreichen Gegend und wurde von einem Eber schwer und lebensgefährlich verwundet. Ein Einsiedler, der sich bei dem verfallenden Götzentempel des alten Novientum eine Klause erbaut hatte, nahm ihn freundlich bei sich auf und verpflegte ihn auf's beste. In seines Herzens Angst jedoch und für des Kindes Leben zitternd, ritt Dagobert eilends nach Straßburg zu dem dortigen Bischof, dem heiligen Arbogast und flehte denselben an, er wolle durch seine frommen Gebete und heilskräftige Fürbitte beitragen und mithelfen zur Rettung und Wiederherstellung seines Sohnes:

„Und sieh' der Jüngling bald genas;
Frug eben der nicht weiter,
Ob durch des Heiligen Gebet,
Ob durch des Frommen Kräuter.

Alles Guten Dank dem Herrn gebührt,
Durch welche Hand er's füge;
Dem Bischof ward gespendet reich,
Der Klausner hatt' Genüge.

Jetzt aber schuf der König froh,
Solch' Wunder zu bekennen,
An der Hütte Platz ein Beterstift,
Thät's Ebersmünster nennen *).

Das alte Benedictinerkloster ist längst schon aufgelöst und viele der ehemals dazu gehörigen Gebäulichkeiten sind niedergerissen und anderweitig verwendet worden, was jedoch von demselben übrig geblieben, bildet noch heute ein ziemlich bedeutendes und gedehntes Viereck aus, das seit 1829 im Besitz des Marienvereines ist und dient als Novizenhaus, aus welchem ein großer Theil der Schulbrüder hervorgegangen ist.

*) Nach anderen Angaben wurde das Kloster schon 667 von Attich oder Adalrich, dem Herzog von Elsaß und Odilien's Vater erbaut. In der Kirche des Odilienklosters hängt ein Oelgemälde, welches die von der Sage erzählte wunderbare Begebenheit darstellt.

Die Howards von Brereton.

Novelle von S. Junghans.

(Schluß.)

Gerald war in die Höhe gesprungen; er richtete sie sanft auf und strich ihr das Haar aus der Stirn. „Du bist fast ohnmächtig; was hat Dich geängstigt, meine kleine Julie?“ fragte er zärtlich.

Es ist schwer, die Liebe der beiden Kinder zu einander zu schildern, denn nichts war gewöhnlich in dieser aus den geheimsten Tiefen der beiden Naturen zugleich erwachsenen Neigung. Es hätte zuweilen scheinen können, als vermißten sie, wenn sie getrennt waren, einander nicht; erst wenn sie wieder zusammenkamen, merkten sie, daß Eines nur in der Gesellschaft des Andern eigentlich lebe.

Julie blickte jetzt wieder hell aus den Augen und die Farbe war in ihr zartes Gesicht zurückgekehrt. Obwol auf dem Lande groß geworden und einfach gewöhnt, hatte sie die Reizbarkeit einer überfeinen Constitution; man hätte sagen können, ihr Körper vibrire allzu lebhaft mit den Schwingungen des Seelenlebens; das, was sie fühlte, konnte sie in einem Augenblick kräftig wie Stahl, im andern matt und gebrochen nicht nur scheinen, sondern auch sein lassen.

„Du bist jetzt wohl, mein Liebling?“ fragte Gerald, der seinen Arm stützend um ihre Schulter gelegt hatte. „Ja“, sagte sie fröhlich. „Laß uns nebeneinander hier niedersitzen; wie glücklich bin ich, daß ich Dich gefunden habe. Ich lief von Hause fort, weil jetzt die Zeit ist, wo er gewöhnlich kommt; ich wußte ja nicht, daß Du zurück seiest, aber ich wollte hier athmen, wo Du oft gehst, und da bin ich durch die Lücke dort oben geschlüpft.“

Es war eine der naiven Liebeserklärungen Julien's, wie Gerald schon manche gehört hatte, als müsse es so sein, und ohne sich seines Gefühls für das Mädchen bewußt zu werden. Was aber trotz dieser und ähnlicher Worte vielleicht noch eine Zeit lang geschlummert hätte, das erwachte plötzlich bei der Kunde von den häufigen Besuchen seines Bruders in Catesby's Hütte.

Julie kauerte neben ihm, an seine Kniee geschmiegt, und sah mit unschuldigen Augen zu ihm auf, während sie erzählte, wie James fast alle Tage gekommen sei, wie sie ihn anfangs um Gerald's willen freundlich empfangen, sich aber zuletzt vor ihm versteckt habe. „Denn er verlangte mich zu küssen“, sagte sie eifrig, „denke, Gerald, er, der Fremde, da doch Du, der mich kennt, der mein bester Freund ist, mich in all' den

Jahren nur einmal geküßt hast, damals, weißt Du noch? als ich mich über den Tod des kleinen Hundes Polly nicht trösten wollte."

Gerald schwieg; auf seinen Wangen brannten zwei rothe Flecke und seine Brauen zogen sich zusammen, mehr aber in gespanntem Nachdenken als im Zorn.

Für den Mechanismus des Menschengeistes giebt es Momente, in denen die Räder des Getriebes mit so wüthender Geschwindigkeit durcheinander wirbeln, daß es ein Wunder ist, wie die Maschine diese furchtbar erhöhte Spannung erträgt. Oft auch wird sie durch dieselbe verletzt oder unheilbar zerstört, geht aber Alles gut, dann wird das Werk von Jahren in solchen Minuten vollbracht. Gerald erlebte dies jetzt: er, der noch eben ein Knabe gewesen war, wurde ein Mann. Eine Art Inspiration ließ ihn sein künftiges Leben und die Bedingungen, welche er zur glücklichen und ehrenhaften Führung desselben bedürfen werde, in einem Augenblick umfassen. Fast zugleich stand seine Jugendzeit vor seinem geistigen Auge und es war vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß ihm in diesen Momenten die Eichen über ihm ihr Lied von der Dauer im Wechsel, das alte Lied der Natur, welches die Menschen, die es verstehen, so unabhängig und frei von kleinen Sorgen und Befürchtungen zu machen vermag, in die Seele rauschten.

So war es keine Regung knabenhaften, wenn auch noch so heißen Gefühls, es war ein männlicher Entschluß, dem Gerald jetzt Worte lieh. Er sagte:

„Du hast recht gethan, ihn nicht zu küssen, Julie, und ich will Dir sagen, weshalb: Du bist von heute an meine Braut, und Du wirst einst, wenn ich leben bleibe, mein Weib sein. Küsse mich, meine Julie."

Julie hörte, von einem tiefen, feierlichen, glückseligen Schrecken ganz erfüllt. Er nahm sie jetzt in seine Arme und Beide küßten einander, ehrfürchtig, zusammenschauernd, als ob sie vor Gott ständen. Das Mädchen hatte einfache, aber großartige Begriffe von der Heiligkeit eines Gelöbnisses. Gerald that mit männlichem Muth einen Schritt, dessen Folgen er erwogen hatte; Julie erwog nichts, aber sie war in ihrem Sinne ihm nun ewig eigen und würde es für ihre einfache Pflicht gehalten haben, eher in den Tod zu gehen, als ihm die Treue zu brechen.

Ehe sie sich trennten sagte Gerald: „Sei morgen um dieselbe Zeit wieder hier, Julie . . . ich soll fort; nein, zittre nicht, Du darfst jetzt kein Kind mehr sein, wenn auch" — er sprach mit einem beinahe lustigen Lächeln, „wenn auch Dein künftiger Gatte noch in die Schule geschickt wird!"

Wenige Tage später reisten die Brüder ab. Ein heimlich verlobtes Mädchen auf der Schulbank, welches das süße Geheimniß etwa wie ein Kind den verbotenen Zuckerkand in der Tasche trägt, ist nichts seltenes; weniger häufig findet sich ein junger Mann in der Lage, das Bewußtsein, der Hort und die Hoffnung einer ihm für das Leben angehörenden Frau zu sein, vor pedantischen Lehrern und kindischen Mitschülern verbergen zu müssen. Es gehört eine besondere Charakterstärke dazu, um

unter solchen Umständen nicht aus dem Geleise geworfen zu werden. Gerald besaß dieselbe; er trug sein Geheimniß und all die inneren Widersprüche, in welche es ihn zu seinem gegenwärtigen Leben setzte, und das war nicht immer leicht.

„Seinen eigenen Weg gehen", ist in einer öffentlichen Schule fast immer gleichbedeutend mit — sich dem Spott und den Neckereien der Andern aussetzen. Gerald aber zwang die Andern, ihn ohne Spott und Neckereien seinen eigenen Weg gehen zu lassen.

Seinem Bruder stand er fern. Die Freunde desselben hätten gern Händel mit ihm gesucht; seine bekannte Ueberlegenheit in allen körperlichen Uebungen hielt sie davon ab, vielleicht auch seine entschlossene Ruhe, welche bis zu ihren äußersten Grenzen zu erproben sie nicht für gut fanden. Den Studien gegenüber zeigte Gerald, wenn auch gerade keinen Feuereifer so doch eine unablässige, anständige Rücksicht, ungewöhnlich genug in dem vornehmen Eton, um ihm den guten Willen der Lehrer zu gewinnen. James schrieb spottend an seine Mutter: „Gerald scheint sich als das Genie der Familie entpuppen zu wollen. Außerdem macht er ganz den Eindruck, als beabsichtige er, wenn er Eton verläßt, eine religiöse Secte zu gründen oder eine Insel zu erobern: er sieht aus, wie ein Mensch, der sich mit einem großen Plane trägt."

Beim Beginn der Weihnachtsferien kehrten die jungen Howards nach Hause zurück. Der Tag der Reise trug eine so trübe, trostlose Physiognomie, wie nur einer zwischen November und März; naßkalte, nebelgeschwängerte Luft, Pfützen auf den Straßen und tropfende Dächer; selbst James, der es im Allgemeinen unter seiner Würde hielt, von den klimatischen Eigenthümlichkeiten seiner Heimat Notiz zu nehmen und der außerdem die Ansicht hegte, daß mit der Witterung, die er, und nun gar auf seinem eigenen Grund und Boden, zu ertragen genöthigt sei, ein jeder Andere sich wol begnügen könne, selbst James fluchte leise in sich hinein.

Die Brüder saßen allein in dem geschlossenen Wagen, der sie von der Station in Evesdale abgeholt hatte. Sie waren jetzt in der Nähe des Parkes: Gerald ließ das Fenster auf seiner Seite nieder und blickte mit stetem Auge in den Nebel hinein, nach der Stelle, wo man das Häuschen des alten Catesby mehr ahnen als erkennen konnte.

James sah ihm mit spöttischen Lippen zu; er hatte die gegründetste Vermuthung, daß neben ihm ein begünstigter Nebenbuhler sitze, und er hätte für sein Leben gern eine geringschätzige Bemerkung über Julie gemacht, den Schatz, welchen er nicht besitzen konnte, dem Andern als ein werthloses Ding vor die Füße gestoßen. Aber er schwieg, weil er einsah, daß es unbequem sein würde, in flagranter Fehde zu Hause anzukommen. Auch konnte man nicht wissen, was Gerald zu thun im Stande wäre, wenn man ihn reizte.

Einige Stunden später saß James in besonderer Audienz neben dem Lager seiner Mutter. Sie hatte befohlen, daß man sie nicht störe, und blickte in zorniger Verwunderung in die Höhe, als die Thür hastig

weit aufgerissen wurde und ihr zweiter Sohn in's Zimmer trat. „Was bedeutet dies?" fragte sie hochmüthig. Da war er dicht neben ihr, sie konnte seine Züge deutlich sehen und sie stockte, sie schwieg vor Furcht — eine Sache, welche im Leben der Mrs. Howard noch nie vorgekommen war. Es hing das freilich mit ihrer Gemüthsstimmung während der letzten Monate zusammen, die sie immer das Hereinbrechen eines Unglücks erwarten ließ.

James war aufgesprungen; sein Bruder faßte ihn plötzlich an der Schulter und drängte ihn neben das Sopha der kranken Frau. „Wo habt Ihr sie?" fragte er mit heiserer Stimme; „sprecht — sprich, Bube, wo hältst Du sie versteckt?"

Jetzt war sein Griff aber nachgerade zu hart für den durch die ganze Scene etwas verblüfften James geworden. James war ein Engländer und high-bred, folglich blutdürstig wie ein Tiger nach einer handgreiflichen Beleidigung. Mit einem wilden Ruck riß er sich los, um so fassungsloser in seiner Wuth, je geduldiger er anfangs in seiner Ueberraschung den unsanften Griff ertragen hatte, und fuhr dem unceremoniösen jüngern Bruder an die Kehle.

Ein Zweikampf aber hatte für jetzt nicht in der Absicht Gerald's gelegen.

Er entfernte die Hände James' von seinem Halse. „Wir können das später thun", sagte er, noch immer mit einer Stimme, die ihm nicht anzugehören schien. „Mutter, willst Du ihm nicht befehlen, daß er mir sage, was er mit Julien gethan hat? Ich habe das Recht, nach ihr zu fragen."

„Was ist mit dieser Julie?" fragte Mrs. Howard scharf.

„Sie ist fort — verschwunden. Der alte Mann auch; das Haus ist leer."

„Und was kümmert das Dich?" fragte Mrs. Howard in einem sonderbaren Ton. „Ja, das möcht' ich wissen", murmelte James, von dessen Gesicht die Blässe der Wuth verschwunden war, um einer natürlichen Farbe Platz zu machen. So war, rascher, als er erwartet hatte, die Nothwendigkeit, die Wahrheit zu enthüllen, an Gerald herangetreten. „Was es mich kümmert?" die augenblickliche Angst um Julien wich dem Ernste der Erklärung, die er zu geben hatte und er fuhr ganz ruhig fort; „ich habe mir ein Anrecht auf meine Gespielin erworben: sie wird mein Weib werden."

Eine secundenlange Stille folgte den Worten; dann lachte Jemand höhnisch auf. Es war James, er begnügte sich, zu bemerken, dies sei „das Beste, was er seit langer Zeit gehört habe". Mrs. Howard war auffallend ruhig geblieben; endlich sagte sie lauernd: „Hast Du geglaubt, daß ich einen solchen Wahnsinn, eine solche Entehrung unserer Familie dulden werde?"

„Ich werde, im Fall es mir nicht gelingt, Deine Einwilligung zu erhalten, warten, bis ich derselben nicht mehr bedarf", entgegnete Gerald. Und nun lasse mich wissen, wohin man Julien gebracht hat, Mutter; Du wirst mich nimmermehr abhalten, ihr zu folgen — wo ist sie?"

Er sah von seiner Mutter auf James, Beide schwiegen, als sei ihnen eine Antwort nicht der Mühe werth. Gerald's Hände ballten sich: „Habt Ihr nach Howard'scher Weise Eure Karten ausgespielt?" rief er drohend. „Ihr irrt Euch in mir — ich werde Euch nicht schonen; ich werde durch das Gericht ihre Spur verfolgen lassen."

„Das wirst Du nicht, Knabe", stieß jetzt die Kranke hervor.

„So gieb sie mir wieder, wo ist sie? Mutter —"

„Was weiß ich es!" rief Mrs. Howard verächtlich. „Was kümmert mich das niedrige Geschöpf! Besser, tausendmal besser für uns Alle, wenn sie nie wieder zum Vorschein käme!"

Gerald sah noch einmal in hoffnungsloser Angst auf seinen Bruder, dann verließ er das Zimmer.

„Er darf kein Aufhebens um das Mädchen machen — man darf sie nicht in der Leute Mund bringen", stöhnte die kranke Frau. „Wo kann sie sein? Du hast nichts mit ihrem Verschwinden zu thun, James?"

„Auf Ehre, nein!" Und James fühlte sich sehr geschmeichelt, daß man ihn für einen Don Juan und Mädchenräuber zu halten geneigt war.

Mrs. Howard schwieg eine lange Zeit, in quälende Gedanken versunken. Endlich richtete sie die halbgeschlossenen Augen auf ihren Sohn und ein grausamer Zug trat in ihrem Gesicht hervor. Warum sollte sie ihn länger schonen, warum all' die Angst und Qual heimlich und allein tragen?

„Was thun wir, James, wenn Dein Bruder auf dieser wahnsinnigen Heirath besteht?" fragte sie boshaft.

„Ich werde mich den Teufel drum kümmern", meinte James, in richtiger Würdigung des Umstandes, daß ihm das Recht des Eingreifens in die Angelegenheiten Gerald's nicht zustand.

„Freilich, was gehen Dich, den Erben, dergleichen untergeordnete Familienhändel an? wir müssen sie unter uns abmachen. Und vielleicht ist Dein Bruder gar nicht einmal der unpractische Thor, welcher er scheint. A propos, James", fuhr sie in einen andern Ton fallend fort, „Dein zwanzigster Geburtstag ist nahe; während des letzten Jahres vor Deiner Mündigkeit bleibt uns noch eine kleine Formalität zu erfüllen. Wir müssen die Todeserklärung des verschollenen Kindes Deines Oheims durch die Gerichte wiederholen lassen."

„Gut, ich habe nichts dagegen Aber wie kommst Du jetzt hierauf, Mama?"

„O, ich meinte nur so. Fatal, daß damals der Todtenschein eben so wenig wie irgend welche Nachrichten über jenes überflüssige kleine Wesen aufzutreiben waren. Wir haben endlose Weitläufigkeiten dadurch."

Mrs. Howard schwieg und schickte einen raschen Blick nach ihrem Sohne hinüber. Noch immer gleichgiltig! Sie verachtete ihn in ihrem Herzen wegen dieser kurzsichtigen Sicherheit; sie wußte, wie er dachte; daß die Sonne einmal aufzugehen unterließe, war eher noch zu fürchten, als daß sie aufgehen könne über ihm und er nicht mehr Herr von

Brereton! Sie gönnte ihm seine anmaßliche Ruhe nicht mehr; sie begann von Neuem: „Man verfällt auf wunderliche Ideen, wenn man, wie ich, stundenlang ohne Beschäftigung allein sein muß. Seit ich von dem Verhältniß Deines Bruders Gerald mit jenem Mädchen erfahren, habe ich zuweilen bei mir gedacht, wie es nicht ganz unmöglich wäre, daß eine große Veränderung in Deinem Schicksal gleichbedeutend würde mit einer ganz geringen in dem meinen, daß ich nämlich aus der Mutter des Erben die Schwiegermutter der Erbin werden könnte."

In James wachten die alten Befürchtungen wieder auf, seine Mutter leide an momentanen Geistesstörungen. Der arme Bursche sah sich rathlos um. „Was meinst Du eigentlich, Mama?" fragte er mit erzwungener Ruhe. Mrs. Howard las ihm seine Gedanken mit Leichtigkeit von der Stirn ab und hatte eine Art boshafter Freude an seiner Verwirrung. „Ich meine so", sagte sie behaglich, „Dein Bruder will Julien, die Pflegetochter des alten Catesby, der ein vertrauter Diener Deines Oheims war, heirathen. Wie sie eigentlich heißt und ob sie wirklich die Enkelin des Alten ist, darum hat sich, wie ich mich überzeugt habe, eine löbliche Gemeindeverwaltung nie bekümmert. Da man also nicht weiß, ob sie zu dem alten Catesby in einer verwandtschaftlichen Beziehung steht, so ist die Annahme, daß eine solche Beziehung gänzlich fehle, eine erlaubte. Du folgst mir doch?"

„Ja", sagte James mit dumpfer Stimme. Es war ihm zu Muthe, wie wol sonst schon, wenn er einem Gegner im Faustkampf gegenüber gestanden hatte und für die nächsten Augenblicke einen betäubenden Schlag mit einiger Sicherheit erwarten konnte.

„Weiter also. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß eben diesem alten Catesby und seiner Frau das Kind Deines Oheims Gerald, seine kleine Tochter Julie, von ihm selber zur Wartung übergeben worden ist. Die Frau ist gestorben, der Alte ist kindisch geworden —"

„Und das Kind!" rief James.

„Von dem Kinde weiß ich nichts", sagte Mrs. Howard kalt. „Aber eine andere Thatsache, die Interesse für mich hatte, ist zu meiner Kenntniß gekommen. Die Tochter der Catesby's, ihr einziges Kind, die vermeintliche Mutter dieser Julie, hat in ihrer Ehe, die sie als gänzlich unbescholtenes Mädchen einging, niemals Kinder gehabt."

James sah seine Mutter an; er erkannte ihre Absicht, ihn zu quälen, und diese Entdeckung gab ihm seine Kaltblütigkeit zurück.

„Das Mädchen — Julie Howard von Brereton meine ich — kann nicht am Leben geblieben sein", sagte er, „sie wäre sonst längst aufgetaucht; Erbinnen, auch wenn sie noch in den Windeln sind, pflegen nicht auf diese Weise spurlos zu verschwinden."

„Du hast Recht", meinte Mrs. Howard bedächtig; die Sache ist sehr ungewöhnlich — so ungewöhnlich, daß sich nur sehr Wenige finden dürften, die man bewegen könnte, an ihre Möglichkeit zu glauben. Es wird für uns am besten sein, wenn Du nicht zu diesen Wenigen gehörst."

„Und Du, Mutter?" fragte James zögernd. Mrs. Howard lächelte.

„Meine Ueberzeugung, welcher Art sie auch sei, steht im Dienste Deiner Interessen, James. Uebrigens bin ich noch ziemlich unbesorgt. Fassen wir einmal die schlimmste Möglichkeit in's Auge: dies Mädchen wäre wirklich Julie Howard. Sie selber weiß es nicht; ich habe keinen Grund zu vermuthen, daß ein Mensch lebt, der es wisse. Und stände wirklich je ein Ritter für sie auf, so dürfte es ihm einigermaßen schwer werden, ihre Identität zu beweisen."

„Es wäre unmöglich", sagte James hastig. „Aber solch ein verdammter Proceß! Ihr Verschwundensein gefällt mir übrigens durchaus nicht", fuhr er nach einer Weile finstern Brütens in die Höhe. „Der Alte fehlt auch. Das giebt zu denken Wenn schon eine gegnerische Partei existirte, ohne daß wir es ahnten — Freunde des verstorbenen Oheims — und sich ihrer bemächtigt hätte!"

Die Gefährdung eines Besitzes schärft den Spürsinn des Besitzenden auf wunderbare Weise. So dachte Mrs. Howard bei diesen Worten und sah ihren Sohn beifällig an. James hatte keine Ruhe mehr; er gab seine Absicht kund, in die Stadt zu reiten und zu versuchen, sich irgend welche Nachricht über die Verschwundenen zu verschaffen. Mrs. Howard billigte diesen Vorsatz und entließ ihren Sohn, nachdem sie ihm einige Winke zur bessern Ausführung desselben gegeben hatte. James ritt fort; er konnte nicht ahnen, daß die eine Person, welche ihm Alles, was er wissen wollte, hätte sagen können, hinter ihm im Schlosse zurückblieb. Diese eine Person war Gerald.

Gerald saß in seinem Zimmer auf dem Bett, einen offenen Brief in der Hand, den ihm ein Diener eben überbracht hatte. Die Spannung war aus seinen Zügen gewichen; sein Gesicht trug noch immer die Blässe tiefer Erregung, aber er athmete erleichtert auf und strich sich das Haar aus der Stirn, wie Einer, der die schwere Last einstweilen neben sich gelegt hat. Das Couvert des Briefes — es war auf den Teppich geglitten — war von Männerhand adressirt; der Brief dagegen zeigte die großen, unbeholfenen, aber sorgfältigen Schriftzüge eines Kindes. Er lautete:

„Mein Liebling! Du kannst nicht denken, wie ich geweint habe, als Herr Burke mir sagte, daß wir, der Großvater und ich, unser Häuschen verlassen und mit ihm fortreisen müßten, ohne daß ich warten könne, um von Dir Abschied zu nehmen. Herr Burke kam vor acht Tagen mit Herrn Harrison, dem Advocaten aus Evesdale; er ist der beste Freund Deines Oheims Gerald Howard gewesen, der in Indien gestorben ist, und denke, o denke, Gerald — mir schwindelt, indem ich dieses schreibe — sie sagen, ich sei Deine Cousine, die Tochter von Gerald Howard. Ich glaube es, Gerald! Deshalb habe ich Dich so unaussprechlich geliebt, so lange ich denken kann. Sie fragten mich viel; ich mußte ihnen erzählen, was ich Dir oft gesagt habe, daß ich mich aus meiner frühesten Kindheit schöner Zimmer erinnere, in denen ich mit meiner Wärterin wohnte. Die Herren sahen so ernsthaft aus, daß ich mich fürchtete; sie schrieben alle meine kindischen Worte nieder. Jetzt,

Gerald, wohne ich in einem hübschen Hause; es gehört Herrn Burke. Eine alte Dame, die ihm den Haushalt versorgt, ist sehr gut gegen mich, aber ich weine alle Tage, wenn ich an die Hütte am Eingang von Brereton Park denke. Auch der Großvater — der ja aber gar nicht mein Großvater sein soll — ist nicht zufrieden hier, obgleich man ihm erlaubt hat, die beiden Staare und den Hund mitzunehmen. Auch ihn hat man Vielerlei gefragt und ich war verwundert, wahrzunehmen, wie er sich auf Manches besann, woran er seit Jahren nicht mehr gedacht hat. Und nun, willst Du nicht hierher kommen, mein Geliebter? Mir ist, als liebte ich Dich noch weit mehr — wenn dies möglich ist — seit ich weiß, daß wir Verwandte sind, daß wir stets zu einander gehört haben; ich bin krank vor Sehnsucht nach Deiner Stimme und nach Deinen Augen. Komm, ich bitte Dich; die Reise ist nicht so gar weit. Bis in den Tod Deine Julie."

Am Eingang des Briefes stand als Bezeichnung des Ortes, an welchem sich die Schreiberin befand, „Lilac Cottage"; das Couvert trug auf dem Poststempel den Namen einer kleinen Stadt der mittlern Grafschaften, etwa fünfzig Meilen von Evesdale.

Gerald wußte, nachdem er gelesen hatte, anfangs nichts besseres, als den Namenszug Julien's immer wieder zu küssen. Wie sie an die wichtigste Folge der Entdeckung ihres Standes in ihrer kindlichen Weise gar nicht gedacht hatte, so fiel auch ihm dieselbe erst spät ein; ohne ihn anfänglich sonderlich zu überraschen, stand es endlich vor ihm: Julie ist die Erbin dieses Bodens, auf dem ich groß geworden bin. Auf eine Weile vergaß er die folgenschwere Entdeckung wieder, um sich in träumende Gedanken an Julien's Lieblichkeit, an den unbewußten Adel ihrer Erscheinung und ihres Wesens zu versenken; dann aber kam die Erinnerung an ihr Erbrecht zurück und nun traf sie ihn schon wie ein Schlag. Der furchtbare Conflict, welcher sich zwischen ihr und den seitherigen Besitzern, seinem Bruder und seiner Mutter, vorbereitete, trat in sein Bewußtsein, und endlich auch seine eigene, nun um Vieles schwierigere Stellung zwischen seiner Familie, die er bedauerte, und deren rücksichtsloses Festhalten am Besitze er voraussah auf der einen, und dem geliebten Kinde auf der andern Seite. Als er sich erhob, geschah es mit dem halbunterdrückten Seufzer des tapfern Mannes, der einem ihm aufgedrungenen peinlichen Kampfe mit trübem, gefaßtem Muthe entgegen geht.

Daß er den Bitten Julien's folgen und sie aufsuchen müsse, war ihm Gewißheit; zuvor aber wollte er seine Mutter und seinen Bruder von Allem, was er erfahren hatte, in Kenntniß setzen. So ließ er denn Mrs. Howard um eine Unterredung ersuchen und bat, daß auch James zugegen sein möge. Als dieser nach langen, nutzlosen Bemühungen, in der Stadt etwas Näheres über das Verschwinden des alten Catesby zu erfahren, erhitzt, ermüdet und in gereizter Stimmung zurückkehrte, wurde ihm die Aufforderung zu dieser Zusammenkunft auf dem Zimmer der Mutter zu Theil. Er traf seinen jüngern Bruder schon dort. „Ich habe Nachricht von Julien", begann Gerald in einem Tone, dem

keinerlei Herausforderung oder Parteinahme abzumerken war. „Entschuldigt mich, wenn ich Euch den Brief nicht vorlese; sein Inhalt ist folgender . . ."

Und nun erhielten Mrs. Howard und James den Bericht, der, so harmlos in seiner Form, so liebeathmend in seiner eigentlichen Gestalt, für sie eine furchtbare Kriegserklärung war. Die Mutter und der älteste Sohn vergaßen sich dabei so weit, daß sie einen langen Blick des Einverständnisses wechselten, der es ihnen unmöglich machte, nun noch die Ueberraschten zu spielen, und Gerald ergriff seinen Vortheil; er sagte rasch: „Ihr habt etwas von der Sache gewußt . . . ich sehe, daß Euch die Nachricht nicht unerwartet kommt."

James verschmähte es, einzulenken. „Dachtest Du", rief er höhnisch, „Deine Verschwörung mit dieser schlauen Betrügerin unbeobachtet immer weiter spinnen zu können? Hier sind zwei Augen offen gewesen, und solltet Ihr Euch beikommen lassen, auf dies wahnsinnige Märchen wirklich Ansprüche zu gründen, so findet Ihr uns bereit, Euch Beiden die Thür zu weisen, wenn wir es nicht etwa vorziehen, für Dein Fräulein Braut den Aufenthalt an einem Orte zu erwirken, wo sie ihren interessanten Kindheitserinnerungen ganz ungestört nachhängen kann."

Mrs. Howard beobachtete während dieser Worte ihren zweiten Sohn scharf; auf seinem Gesicht war weit weniger Zorn als Verwunderung über diese bitteren Ausfälle und grundlosen Angriffe zu lesen. Als James schwieg, fragte sie: „Du hast Julien bis heute für die Enkeltochter Cateby's gehalten?"

„Ja, Mutter", sagte Gerald einfach.

„Und jetzt?"

Sein Gesicht verdüsterte sich. „Wie kann ich schon jetzt wissen, ob ihre Freunde sich und sie nicht täuschen?" entgegnete er leise.

„Erwähnt jener Brief schon ihrer vermeintlichen Ansprüche auf Brereton?" fragte Mrs. Howard weiter.

„Nein, o nein. Julie —", er zögerte einen Augenblick und fuhr, erröthend wie ein Mädchen, fort: „Julie spricht nur davon, daß sie jetzt meine Cousine sei. Sie ist ein Kind; an das Erbe hat sie wol noch kaum gedacht."

„Sehr glaublich", bemerkte James.

„Du siehst ein, daß Du einstweilen jede Beziehung zu der jungen Person wirst abbrechen müssen", begann die Dame nach einer kurzen Pause vorsichtig, gleichsam tastend. Gerald's unwillkürliches Auffahren zeigte ihr sofort, daß sie Widerstand finden würde. „Du kannst dies höchst unpassende Verhältniß zu der Enkelin Catesby's nicht fortbestehen lassen wollen, wenn man das Mädchen gewissermaßen feindlich gegen uns auftreten lassen will", fuhr sie dennoch überredend fort.

Gerald antwortete nicht gleich; endlich sagte er: „Wir können hier nicht einig sein, Mutter. Ihr, Du und James, werdet so lange wie möglich, nein, immer, dies Mädchen, dies Kind für eine Betrügerin, im besten Falle für ein Werkzeug in der Hand von Betrügern halten. Ich

dagegen kenne sie seit Jahren nicht nur als ein schönes, sondern auch ein adeliges Geschöpf, adelig von innen und außen, und ich gestehe", hier zögerte er, hielt aber dann den Blick seines Bruders ruhig aus, „daß in mir eine starke Stimme zu Gunsten ihrer Ansprüche redet. Du mußt mir gestatten, sie aufzusuchen, Mutter — ich werde nicht Partei nehmen, das brauche ich wol kaum zu versprechen, sondern nur hören und sehen. Ich glaube, daß ich so Euch auch von Nutzen sein kann."

James hatte seinen Bruder ausreden lassen; jetzt brach sein wilder Grimm los und machte sich in Aeußerungen Luft, die man von einem durch das Glück verwöhnten jungen Mann, dem zum ersten Male ein gewaltiges Mißgeschick drohend in den Weg tritt, wol kaum milder erwarten konnte. Gerald mochte das einsehen, denn er blieb ruhig, sogar dann, als James in gehässigster Weise mehr als nur andeutete, wie Gerald's Verlöbniß mit der jungen Prätendentin wol nichts als ein Act der Berechnung und schlauer Tücke gegen ihn, den ältern Bruder, gewesen sei. Dem Jüngern kam hier das innere Getrenntsein von seiner Familie, in dem er aufgewachsen war, zu statten. Er empfand nichts von der tiefen Bitterkeit, die sich da erzeugt, wo Mißtrauen und Haß an die Stelle der bequemen verwandtschaftlichen Neigung treten: daß ihn sein Bruder so ganz verkannte, verletzte ihn kaum, da er gewöhnt war, falsch beurtheilt zu werden. Gerald war es, der die unfruchtbare Unterredung endete; er erklärte noch einmal seinen Entschluß, Julien aufzusuchen, und ging dann, nicht ohne daß Mrs. Howard Zeit gefunden hätte, ihm zuvor, unbemerkt von James, zuzuflüstern, sie wünsche ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sprechen.

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, trat James mit gekreuzten Armen dicht an das Lager seiner Mutter. Er schien in der letzten Stunde um vieles älter geworden; weltlich gesinnt, wie er stets gewesen war, trat er nicht unvorbereitet in den Kampf, der ihn erwartete, ein, das heißt, er war der Einsicht von der Größe des Kampfobjects gewachsen. Es handelte sich, wie er wol wußte, erst in zweiter Linie um den gefährdeten Reichthum; die Howards blieben auch ohne Brereton Hall mit Allem, was dazu gehörte, eine der begütertsten Familien der Grafschaft. Aber ein Einfluß, eine Ehrenstellung war mit jenem großen Grundbesitz verknüpft, welche verlieren zu sollen ihm entsetzlich schien.

Diese Sorgen streiften rasch alle Jugendlichkeit von ihm ab. Eine Blüthe, welche, früher schon halb welk, dem kalten Hauche solcher Befürchtungen sofort zum Opfer fiel, war die Form kindlicher Unterordnung der Mutter gegenüber, wie sie in angesehenen Familien mit religiöser Strenge anerzogen wird. Er und sie waren künftig, das fühlte er, entweder Bundesgenossen oder Feinde, immer aber einander gleichstehend.

Er war zu ihr getreten und sagte: „Und nun noch ein Wort mit Dir, Mutter. Du wirst es nur begreiflich finden, wenn ich zu wissen wünsche, in wessen Interesse Du Deine verteufelt scharfsinnigen Vermuthungen und Deine mühsam zusammengebrachten Nachrichten über

Julie Catesby zu verwerthen gedenkst? Wie Du selber ganz richtig und mit der Dir eigenen Voraussicht bemerktest: es ist ziemlich einerlei, ob man als Mutter des Erben oder als Schwiegermutter der ihren Gatten anbetenden Erbin fungirt. Aber bei Gott, wissen will ich wenigstens", James ballte leicht die rechte Hand und sah in diesem Augenblicke seinem Vater, dem wilden Howard, ganz ähnlich — „wissen will ich wenigstens, ob ich in meiner Mutter eine jenem Gesindel heimlich in die Hände arbeitende Feindin unter meinem Dache dulden muß!"

Mrs. Howard war durch die Heftigkeit ihres Sohnes so wenig aus der Fassung gebracht, daß sie ihn kaltblütig daran erinnerte, wie er dies Haus erst in einigen Monaten sein Dach zu nennen berechtigt sei, ehe sie weiter bemerkte: „Uebrigens ist Dein Verdacht gegen mich ziemlich abgeschmackt, James. Ich wurde freilich zuerst auf jenes Mädchen aufmerksam . . . das eben sollte Dir meine Sorge für Dich beweisen. Ich habe Dich stets Deinen Brüdern vorgezogen — Gerald besonders war mir nie sympathisch; es ist für mich keine Veranlassung da, meine Privatüberzeugungen zu seinem und zu Miß Julien's Vortheil zu verwerthen. Nein. James, mein armer Bursch, mache Dir keine unnöthigen Sorgen . . . ich denke, wir bleiben in Brereton."

Dabei lächelte Mrs. Howard in einer Weise, die etwas Beruhigendes für ihren Sohn hatte. Es war ihre Eigenthümlichkeit, zu lächeln, wenn sie Jemanden zu schaden glaubte: aber James durfte hoffen, daß er es nicht sei, dem diesmal ihre Heiterkeit galt.

* * *

Die Sonne des nächsten Tages neigte sich zum Untergehen, als ein junger Reisender, welcher vor einer halben Stunde den Zug an der über den Bäumen der Chaussee noch sichtbaren Station verlassen hatte, den Kiesweg zur epheuumrankten Pforte eines freundlichen kleinen Landhauses hinauf schritt. Die Villa zeigte jene scheinbar anspruchslose Eleganz, welche sich ländliche Wohnungen zum Muster genommen hat: unter dem überdachten Eingang stand eine Bank, wie vor der Thür eines Dorfbewohners, aber der Sitz war von geschnitztem Eichenholz und der Fußboden des kleinen Porticus bestand aus Marmorplatten, die man mit einer feinen Hanfmatte belegt hatte.

Der Tag war milde gewesen, als habe er, den der August vergessen, sich in den December hinein verirrt. Unter der Pforte saß ein alter Mann; er richtete sich jetzt beim Herannahen des Kommenden langsam auf. „Catesby? guten Abend, Alter", sagte dieser freundlich. „Wie geht es Euch? und wo — wo ist Julie?"

Im Grunde des Herzens wunderte sich Gerald, denn dieser war es, daß das Kind noch nicht an seinem Halse hing. Der alte Mann hatte sich erhoben und stand in höflicher Haltung vor dem Fragenden. Alte Erinnerungen waren in der letzten Zeit in ihm wachgerufen worden und die Gewohnheiten seiner im Dienste eines vornehmen Herrn verbrachten Jahre kehrten wieder. „Julia? Miß Julie Howard?" sagte er geläufig

und mit großem Decorum. Dann aber zog der gewöhnliche blöde Ausdruck wieder über seine Züge; er sank in sich zusammen und murmelte traurig: „Ich weiß es nicht — ich weiß es nicht. Warum starb die Frau — sie hätte es nicht thun dürfen."

Betroffen starrte Gerald ihn an und wandte sich dann der Hausthür zu. Dieselbe ging auf eine geräumige Halle; der Glanz des Sonnenuntergangs strömte hinein und zauberte trügerische Lichter in die Glasglocken der noch nicht angezündeten Lampen. Gerald stand halb geblendet und legte eben die Hand auf die Klingel, da flog eine jugendliche Gestalt die Treppe hinunter und schmiegte sich im nächsten Augenblicke, leicht und warm wie ein kleiner Vogel, in seine Arme. Er zog sie hinaus in die Helle und hielt sie hier auf Armeslänge von sich, um sie zu betrachten. Zum ersten Male sah er sie als Dame gekleidet, sie schien ihm vertraut und doch fremd; vor Allem groß war der Eindruck vornehmer Zartheit, den sie in dieser Gestalt machte; so groß, daß er mit einer Art demüthiger Galanterie, die er seiner armen Jugendgespielin früher nie gezeigt, ihre Hände an seine Lippen drückte. Sie lachte und weinte zugleich und konnte sich nicht genug wundern, daß sie ihn, den sie schon Tage und Nächte lang mit ganzer Seele erwartete, nun doch nicht von ferne schon gesehen habe. Endlich flüsterte sie: „Komm nun mit zu dem guten Mann, der ein Freund meines —" — „meines Vaters" wollte sie sagen, aber ein angeborener Tact verbot ihr plötzlich diese Bezeichnung vor dem Bruder des Besitzers von Brereton Hall und sie fuhr fort: „der ein Freund Deines Oheims gewesen ist."

Gerald war nicht gerade zu Gunsten des Mannes eingenommen, welcher, sich seiner Freundespflicht gegen den verstorbenen Gerald Howard so spät erinnernd, jetzt kam, um ein Meer der Verwirrung loszudämmen. Unwillkürlich hatte daher sein Gesicht, als er ihm gegenüber treten sollte, den Ausdruck abweisender Verschlossenheit angenommen. Herr Burke sei in der Bibliothek, flüsterte Julie, und Beide traten durch eine schwere Thür von dunklem Eichenholz in das weite Gemach ein. Aus einem gewaltigen Lehnstuhl am Kamin erhob sich jetzt ein Mann mit langen Gliedmaßen und bewegte sich den Verlobten entgegen mit dem lässigen, schlottrigen Gange Derjenigen, welche ihres Lebens größtes Wegestück nicht auf den gepflasterten Straßen civilisirter Länder zurückgelegt haben. Nicht eben schnell, aber ohne Zögern kam er auf Gerald zu und streckte ihm die Hand entgegen mit wortloser Vertraulichkeit, als sei guter Wille zwischen ihnen Beiden selbstverständlich. Herr Burke hatte ein langes faltiges Gesicht und besonders helle, klug zwinkernde, dabei aber gar gutmüthig und ehrlich blickende Augen.

„Sie kommen zu uns, in's feindliche Gebiet?" sagte er, während er dem Gaste einen Platz am Kamin anbot, mit einem langsam über seine großen Züge sich verbreitenden Lächeln, welches ihm eigenthümlich war.

„Julie bat mich zu kommen", entgegnete Gerald einfach.

„Ja so. Schade, daß Sie nicht der älteste Sohn sind, Master

Howard. Das gäbe dann einen Compromiß, für den ich gerade der rechte Mann wäre."

Er brach kurz ab und berührte von da an die Angelegenheit, welche gegenwärtig sein Lebenszweck war, nicht wieder, bis nach der Abendmahlzeit, bei welcher Julie mit vieler Anmuth den Platz der Dame des Hauses verwaltete, das junge Mädchen sich zurückgezogen hatte. Auch jetzt geschah es auf Gerald's Veranlassung. Herr Burke hatte lange schweigend und nachdenklich in die Gluth des Kamins gestarrt, als der junge Mensch endlich anhob:

„Sie sind ein Freund meines Oheims Gerald gewesen, Mr. Burke?"

„Ja, ja", sagte Burke auffahrend und setzte sich entschlossen zurecht, als sehe er ein, daß jenes Thema nun nicht länger unbesprochen bleiben könne. „Ja, mein junger Freund, reden wir nun von Geschäften. Ich war allerdings vertraut mit dem armen Gerald, war sein einziger Gefährte in den letzten Monaten vor seinem Tode. Wir jagten zusammen in den Dschungeln. Der arme Bursche; er machte sich heftige Vorwürfe, daß er sein Kind im Stich gelassen habe, wie er es nannte — wol mit Unrecht, denn er war zu der Zeit, als er seine kleine Erbin dem Ehepaar Catesby übergab, so ziemlich unzurechnungsfähig gewesen. „Meine lieben Verwandten werden mit Leichtigkeit über das Recht des verwahrlosten kleinen Geschöpfs wegschreiten", sagte er zu mir und er nahm mir, als er krank wurde, das Versprechen ab, im Falle seines Todes nach England zurückzukehren, die Catesby's aufzusuchen und das Kind unter geeigneter Aufsicht nach Brereton Hall zu führen. Aber die Kleine sollte Unglück haben. Gerald starb und ich — nun, ich fiel bald darauf in die Hände der Aufrührer von Delhi und entging durch eine Reihe von Zufällen einem martervollen Tode, aber nicht dem kaum günstigern Loose, in ein Fort der Nordgrenze und von da in das Gebirge geschleppt zu werden. Dort habe ich zehn Jahre als ein vergessener Gefangener unter einer übrigens menschlichen Bevölkerung verlebt. Vor anderthalb Jahren gelang es mir zu entkommen, bei Gelegenheit einer localen Fehde; ich arbeitete mich bis zu unseren Grenzforts durch und konnte nun endlich meine Rückkehr nach England möglich machen. Ich selber habe keine Verwandten, keine Verpflichtungen, meine Zeit gehörte daher dem letzten Willen Gerald's. Was er gefürchtet hatte, ist eingetreten; die Familie seines jüngern Bruders ist im Besitz seiner Hinterlassenschaft, seine kleine verschollene Tochter hielt Jedermann für todt und das Vormundschaftsgericht war so gefällig gewesen, diese vox populi durch eine amtliche Erklärung zu sanctioniren. Miß Julia Howard aber lebte in ahnungsloser Niedrigkeit noch immer bei dem Pflegevater, welchen ihr Vater ihr bestellt, und bei diesem habe ich sie ohne viele Mühe aufgefunden."

Er hielt inne. Gerald murmelte: „Julie, die Herrin von Brereton — als halbe Bettlerin jahrelang an der Schwelle ihres Besitzthums lebend! es ist zu grausam — es scheint unmöglich."

„Nicht unmöglich, weil es ein grausames Geschick sein würde“, sagte der Mann, welcher zehn Jahre lang weit entfernt von jedem Laute der heimischen Sprache ein hoffnungsloser Gefangener gewesen war, mit ruhiger Stimme. „Ich habe schon bei mir gedacht: Ihr Umgang mit dem Kinde, Ihre freundliche Neigung zu ihr, die Sie dahin führte, das Mädchen an einer für ihren damaligen Stand ungewöhnlichen Bildung Theil nehmen zu lassen, das Alles war eine Fügung des Schicksals, durch welche das Unrecht desselben an Julien einigermaßen verringert wurde. Ob wir es je ganz werden wieder gut machen können, ist noch sehr die Frage“, fügte er ernster als er bisher gesprochen hatte hinzu.

„Wie? Sie haben doch die Hoffnung, Julien's Recht beweisen zu können?“ meinte Gerald lebhaft. Er vergaß in diesem Augenblick, daß er zu Denen gehörte, welchen der Nachweis dieses Rechts ein Brandmal aufdrücken würde.

Burke antwortete nicht direct. „Man sollte einen Fall wie diesen in einem Lande mit geordneter Rechtspflege für unmöglich halten“, sagte er halb vor sich hin. „Aber es ist, als sei über dem Kinde bei seiner Geburt ein widriges Gestirn aufgegangen und habe alle Zufälle, die seinen Lebenslauf kreuzen konnten, herbeigezwungen und zu einer Art üblen Harmonie vereinigt. Die Mutter hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu sterben, nachdem sie die Kleine an einer, wie sich erweisen sollte, sehr unwirthbaren Küste ausgesetzt hatte. Dem Vater mag damals der Anblick des Kindes, dessen Besitz er mit dem Leben seines Weibes erkauft hatte, unerträglich gewesen sein. Seinem ungerechten Trübsinn folgend, entfernte er den kleinen Ankömmling aus seinem Haushalt, und wäre es ihm darum zu thun gewesen, ihn den Blicken der Welt zu entziehen und seine Existenz in Vergessenheit gerathen zu lassen, er hätte seine Maßregeln nicht besser treffen können. Von ganz unparteiischen Personen, welche sich der Vorfälle nach dem Tode der jungen Mrs. Howard erinnerten, ist mir wiederholt ganz unbefangen versichert worden, das Kind sei, wie ja Jedermann wisse, kurz nach seiner Geburt gestorben. Und in Rutherford, wo die Catesby's, denen es zur Pflege übergeben worden war, auf einer Farm Gerald's lebten, haben mir noch vor wenigen Wochen ihre früheren Nachbarn von dem hübschen Enkelkinde erzählt, welches die alten Leute bei sich aufgezogen hätten. Niemand hatte auch dort den Stand und Namen des kleinen Mädchens geahnt. Gerald muß in einer Grille seiner damaligen menschenhassenden Stimmung den Pflegeeltern aufgegeben haben, das Kind für ihr eigen gelten zu lassen. Er verließ England und sie erhielten die Weisung, bis auf Weiteres in Rutherford zu bleiben. Als ich ihn, den alten Universitätsfreund, in Indien traf, begann die Vaterzärtlichkeit in ihm zu erwachen; er pflegte es sich auszumalen, wie er wol sein Kind bei seiner Rückkehr finden würde. Mit der letzten Krankheit überfiel ihn eine nagende Reue über seine Vernachlässigung der Kleinen; er ging, wie das bei krankhaften Gemüthszuständen oft geschieht, auch jetzt viel zu weit und rechnete sich in den bittersten Worten den Tiefsinn, in den er nach dem Tode

seines Weibes verfallen war, zur unverantwortlichen Schwäche an. Er starb schwer; zum Glück wußte er das Schlimmste nicht — er hatte nicht erfahren, daß die rüstige, energische Frau Catesby's an einem Schlaganfalle ganz plötzlich gestorben, und daß der in seiner Art geistreiche Alte in Stumpfsinn verfallen war."

Er schwieg. Nach einer langen Pause sagte Gerald: „Es wird doch irgend ein Document bezüglich auf die Uebergabe des Kindes an die Catesby's existiren."

„Möglich, daß es existirt; es befindet sich dann aber im Archiv von Brereton Hall und somit in den Händen Ihrer Frau Mutter", sagte Burke etwas bitter. Gleich darauf, als bereue er, die Worte gesagt zu haben, reichte er dem jungen Manne die Hand. „Verzeihen Sie, lieber Herr. Sie sehen, ich vertraue Ihnen; ich verberge Ihnen unsere Schwäche nicht. Um einen gewichtigen Proceß anzufangen, habe ich eigentlich nichts als meine Ueberzeugung von der Identität jenes Kindes mit Julie Howard; es lebt mir kein Zeuge für die Richtigkeit meiner Aussagen, ich kann keinen juristischen Beweis beibringen."

„Eben so wenig aber kann meine Mutter den Tod der kleinen Julie beweisen", sagte Gerald.

„Da allein liegen für unsere Sache die Chancen des Gelingens. Ich will Ihnen gestehen, daß ich die Idee hatte, Ihre Angehörigen durch einen nachdrücklichen Hinweis auf diese bedenkliche Lücke in der Kette ihrer Besitztitel zur freiwilligen Uebergabe bewegen zu können. Sie schütteln den Kopf; Sie meinen, man wird es auf den Proceß ankommen lassen?"

„Ja", sagte Gerald trübe; „Sie kennen meine Mutter nicht." Seinen weitern Gedankengang verschwieg er. Hätte er auch aussprechen können, was ihm schwer und schwerer auf's Herz fiel, die Ueberzeugung, daß seine Mutter niemals im guten Glauben sich als Besitzerin von Brereton Hall habe fühlen können? Dazu war sie viel zu klug. Sie hatte von Anfang an wissen müssen, daß ihr Recht, das Recht ihres ältesten Sohnes, auf schwachen Füßen stand: vielleicht gar — hier stieg ihm dunkle Glut bis zu den Schläfen in das gebräunte Gesicht — hatte sie nicht nur geahnt, sondern gewußt, daß die rechtmäßige Besitzerin lebte, wo sie lebte! Gerald fühlte, daß ihm der Athem stockte, der Gedanke war nicht zu tragen, er schüttelte ihn von sich — er, der Sohn einer Betrügerin — nein, es konnte doch anders sein. Aber woher hatte seine Mutter eher, als ihn der Brief Julien's einweihte, von den Ansprüchen, die man für das Mädchen erhob, gewußt?

Burke unterbrach das peinliche Sinnen; das Gesicht des langen Mannes hatte sich verdüstert. Die Wahrheit zu sagen hätte ihm, dem etwas phlegmatischen Gesellen, auf der Welt nichts unangenehmeres begegnen können, als die Nöthigung, in einen Proceß verwickelt zu werden, und nun gar einen solchen, der ganz England Monate lang mit pikanter Zeitungslectüre versorgen, der dem Romanconsum zum Schaden der Leihbibliotheken merklichen Abbruch thun würde. Aber sein

Pflichtgefühl war stärker als der Trieb zur Bequemlichkeit. „Es kann nichts helfen", sagte er jetzt mit einem ungeduldigen Seufzer, „und handelte es sich anstatt um Brereton Hall um den geringsten Bettel, geringfügiger, als die Bagatelle meiner irdischen Habe, welche dem kleinen Mädchen auf alle Fälle nach meinem Tode zugute kommen soll. Versprochen ist versprochen und wenn mein Advocat die kleinste Handhabe zu finden vermag, an welcher er ansetzen könnte, um — verzeihen Sie mir, Master Howard — Ihren Herren Bruder aus dem Sattel zu heben, so müssen wir dran. Aber es ist spät geworden; kommen Sie, ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen."

* * *

Gerald hatte nicht lange Ruhe in Lilac Cottage. Die Gegenwart seiner kleinen Braut vermochte nicht, ihn innerlich zu befreien, ihr süßes Geplauder ließ ihn nicht vergessen, daß sie, so heiter und glückstrahlend, das Opfer eines Verbrechens war, an dem er selber ohne sein Wissen und seinen Willen Theil genommen hatte. Im Gegentheil: je weniger sie im heitern Genuß der Gegenwart und seiner Liebe an ein Unrecht, welches das Schicksal ihr zugefügt hatte, glauben wollte, um so mehr hielt er es für seine Pflicht, sich ihrethalben innerlich zu quälen. Es drängte ihn, vor seine Mutter zu treten und ihr eine strenge Frage entgegen zu schleudern. Nach kurzer Abwesenheit langte er wieder in Brereton an.

Er traf seinen ältern Bruder nicht mehr; James war schon nach Oxford abgereist und hatte die Universität bezogen. Gerald hörte die Nachricht mit Befriedigung; die Heftigkeit seines Bruders konnte nur zu nutzlosen Auftritten führen. Mit etwas wie Kampfluſt sah er einer Besprechung mit seiner Mutter entgegen; er glaubte sie zwingen zu können, ihm Rede zu stehen. Aber er hatte sich getäuscht. Mrs. Howard bemerkte ihrem Sohne, daß sie sich auf private Erörterungen über die Person Julie Catesby's nicht einlassen würde. Als er beharrte, brach sie in den bittersten Hohn aus gegen ihn, der verlange, man solle an die Uneigennützigkeit seiner Theilnahme für die Pflegetochter Catesby's glauben. Ihren Worten hatte von jeher, wenn sie Jemanden angriff, eine dämonische Macht, den Gegner vor sich selbst zu erniedrigen, innegewohnt. Und heute that sie dem dumpfen Groll langer Jahre Genüge. Gerald kannte sich zuletzt selber nicht mehr; vor seinen Augen wurde das grüne Gefilde seiner jungen Liebe mit Schlamm überzogen: wo er hatte anklagen, verurtheilen wollen, da wurde er gezwungen, sich zu vertheidigen und endlich selber unter Hohn und Spott an den Pranger gestellt.

In der Einsamkeit seines Zimmers freilich gelang es ihm, des lähmenden Einflusses ihrer Rede Herr zu werden. Was sich aber nicht mehr besiegen ließ, war die Ueberzeugung, vor welcher die gedankenlose Kindheit, das sorglose Knabenalter stehen geblieben war, ohne sie zu fassen: die schreckliche Gewißheit der moralischen Unwürdigkeit dieser

Frau, die seine Mutter war. Gerald verbrachte im ohnmächtigen Kampfe gegen diese Ueberzeugung die bittersten Augenblicke seines Lebens. Seinem Entschlusse, Brereton Hall so bald wie möglich ganz zu verlassen, kam Mrs. Howard entgegen. In einer letzten Unterredung sagte sie ihm, sie habe eine Fähndrichsstelle für ihn gekauft in einem Regimente, welches in wenigen Monaten nach Indien gehen werde. „Du siehst gewiß ein, daß es anständig ist, wenn Du Dich während eines Processes, der Deine verwandtschaftlichen mit Deinen anderweitigen Neigungen so sehr in Conflict bringen muß, möglichst weit vom Schauplatz der Ereignisse entfernt hältst", meinte sie höhnisch. Gerald schien mit dieser Auffassung einverstanden, denn er machte keinerlei Einwendungen und reiste in kürzester Frist nach dem Lager von Aldershott ab. Dort cantonirte derzeit sein Regiment und bereitete sich durch sinnreiche Felddienstübungen auf die Mahrattenkämpfe, denen es entgegenging, vor.

Bald sollte Gerald merken, daß seine Mutter außer messerscharfen Worten auch noch andere Mittel habe, um ihm ihre Gesinnung fühlbar zu machen. Er war noch nicht mündig und daher von ihr abhängig, und sie gefiel sich darin, ihn darben zu lassen und zwar unter den erschwerendsten Umständen. Sie setzte ihm ein unzureichendes Monatsgeld aus und schrieb, das sei Alles, was sie ihm bewilligen könne, ohne die Renten von Brereton Hall anzugreifen. Von diesen aber irgend einen Vortheil zu ziehen gestatte ihm, wie sie wol wisse, seine strenge Tugend nicht. So war Gerald's Lage eine fast unerträgliche den flotten Kameraden gegenüber, welche die Sparsamkeit des jungen Howard von Brereton nicht begreifen konnten oder wollten, um so weniger, da es bekannt war, daß der älteste Sohn in Oxford gewaltige Summen verschwendete. Es mißfiel den jungen Kriegern ungeheuer, daß das Gold von Brereton Hall unter den Zechbrüdern und an den Spieltischen von Oxford so lustig rollte, während dieser zweite Sohn, dieser Mönch, im Regimente kaum einen Schilling umsetzte, keine Karte anrührte und überhaupt, wie sie sich ausdrückten, gerade so lebte, als halte er Aldershott Camp für eine Kinderstube. So kam sich Gerald zwischen den Kameraden Monate lang vor wie Einer, der über Pulverfässer geht; täglich, ja stündlich erwartete er unter ihren Sticheleien das Wort, welches ihn zwingen würde zu ziehen, den Beleidiger zu fordern und schließlich seinen Abschied zu nehmen. Erst nach und nach, da sein mehr als gewöhnlicher persönlicher Muth und gewisse Züge aufopfernder Hülfsbereitschaft unter den Officieren bekannt geworden war, genoß der arme Junge verhältnißmäßiger Ruhe.

Julie lebte indeß in Lilac Cottage, dem freundlichen Asyl, welches ihr jetziger Pflegevater sich gegründet hatte, ein stilles, anmuthiges Leben und kümmerte sich erstaunlich wenig darum, ob man sie als Herrin von Brereton Hall anerkennen werde oder nicht. Ihr ernstestes Geschäft war die Wartung des alten Catesby, den sie, einfach den Vorschriften eines guten, liebenden Herzens folgend, auch fernerhin als ihren Großvater und den Beschützer ihrer Kinderjahre ehrte. Burke hatte ihr eine Lehre-

rin gegeben, das Muster einer correcten Gouvernante. Allmorgentlich kam diese Dame aus der Stadt, um ihren Zögling einen Theil des Tages zu beschäftigen: ihre Bemühungen hatten aber — leider muß es gestanden sein — keinen glänzenden Erfolg aufzuweisen. „Miß Steady sagt nicht viel, aber die Arme sieht oft aus, als verzweifle sie an mir", schrieb Julie an Gerald. „Ich kann nicht umhin, zu denken, daß ich entsetzlich schwer von Begriffen sein muß. Wie sehr bewundere ich jetzt Deine Geduld, Du Lieber, vermittelst derer Du mir in den glücklichen Zeiten in dem kleinen Hause so Mancherlei gelehrt hast. Ich fürchte, ich werde nie viel lernenswerthe Dinge behalten, wenn sie mir nicht von Deinem Munde kommen; seltsam, jedes kleine Wort, welches Du mir damals sagtest, hat sich unauslöschlich tief meinem Gedächtniß eingeprägt."

Aus einem gleichzeitigen Schreiben Burke's erfuhr Gerald damals, daß dieser nun endlich seine Liebe zu friedlicher Bequemlichkeit so weit überkommen hatte, um die Feindseligkeiten gegen Mrs. Howard von Brereton durch einen Besuch in Brereton Hall zu eröffnen. Die Dame hatte ihren Gegner längst erwartet und war so wohl auf ihn vorbereitet, daß ihm die Vortheile des Angreifers entgingen. Sie verstand es, diesen guten Mann durch die moralische Atmosphäre, welche sie um sich verbreitete, gewissermaßen zu betäuben. Mit großer Schlauheit verschmähte sie es, sich ihm anders, als die berechnende, harte und unscrupulöse Frau zu zeigen, welche sie war; sie gab ihm sehr deutlich zu verstehen, daß es nutzlos sein würde, an ihre Gerechtigkeit oder ihr Gefühl zu appelliren.

„Sie sind", sagte sie, „wie es mir scheint, hierher gekommen, um mir Ihre Ansicht, meinetwegen Ihre Ueberzeugung, im Betreff der Herkunft jenes jungen Mädchens vorzulegen, vielleicht sogar, um auf die meine einzuwirken. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es auf das Dafürhalten von Privatpersonen, wie Sie und ich, in dieser Sache gar nicht ankommt; es handelt sich allein darum: werden Sie Beweise beibringen, die den Gerichten genügen? Möglich, daß die Tochter meines Schwagers lebt, daß Sie dieselbe aufgefunden haben; ich bestreite Ihnen diese Möglichkeit gar nicht; Sie irren, wenn Sie vermuthen, daß ich es thäte. Beweisen Sie nur, mein Herr! Setzen Sie die Gerichte in Bewegung; bis dahin aber, bitte, verschonen Sie mich mit Ihren ferneren Besuchen."

Es war dies eine unerwartete Auffassung der gegenseitigen Beziehungen, welche ihres Eindrucks auf den ehrlichen Burke nicht verfehlte. „Anstatt eines Advocaten", schrieb er an Gerald, „möchte ich wahrlich lieber einen Beichtvater zu Rathe ziehen; der sollte mir sagen, ob es denn wirklich meine Pflicht ist, so viel Schmutz aufzuwühlen, um dem Kind einen Besitz zu erwerben, ohne welchen es, das ist meine unjuristische Ueberzeugung, vollkommen eben so glücklich sein wird, als mit demselben."

Dennoch wurde der Proceß bald darauf förmlich eingeleitet und

die Anklage gegen Mrs. Howard wegen widerrechtlichen Erbantritts erhoben und später auch auf ihren inzwischen mündig gewordenen ältesten Sohn ausgedehnt. Mrs. Howard erwies dem gerichtlichen Verfahren, welches mit beträchtlicher Langsamkeit vorschritt, die allergrößte Mißachtung. Der einundzwanzigste Geburtstag ihres Sohnes James wurde eben damals als der Regierungsantritt des Herrn von Brereton Hall mit so viel verschwenderischen Festlichkeiten gefeiert, als rücke der junge Mann in die Pairswürde ein. Die Dame hatte die ganze zahlreiche Familie, die Howards von Barneridge und von Evesdale, von Littleton und von Combe Prior geladen; sie waren Alle gekommen, trotz der Wolke am Horizont der Gastgeber. Leider — um die Wahrheit zu gestehen — war es bei den meisten dieser Gäste nicht sowol die Ansicht, Mrs. Howard-Grève sei des Vergehens der Usurpation nicht fähig, als vielmehr die vertrauensvolle Ueberzeugung, sie werde, was sie einmal begonnen habe, trotz aller Kronanwälte und wieder aufgetauchter Erbinnen auch siegreich durchführen, die sie bewog, der allgeehrten Frau bei dieser Gelegenheit in ihrem Krankenzimmer den Hof zu machen.

Für die Pächter und Arbeiter waren im Park lange Tafeln gedeckt, an welchen man sie mit großartiger Freigebigkeit bewirthete. Später tummelten sie sich in den Anlagen bei den volksthümlichen Spielen, für welche die Herrschaft ebenfalls Vorkehrungen getroffen hatte. Ein Feuerwerk beschloß den festlichen Tag, weit prächtiger — nach den Aussagen vieler Augenzeugen — als dasjenige, welches die Gräfin Kilkenny jüngst zur Feier der Mündigkeitserklärung ihres Sohnes, des Marquis von Larne, hatte abbrennen lassen.

Wenn etwas die Festesfreude hätte stören können, so wäre es einerseits die Abwesenheit des zweiten Sohnes gewesen, die auf eine unliebsame Spaltung in der Familie deutete, und andererseits der Gesundheitszustand des jungen Herrn von Brereton, desjenigen, dem alle die Hochrufe, das Hurrahgeschrei und die Böllerschüsse dieses festlichen Tages galten.

Die Verwandten hatten längst, in kleinen Gruppen bei einander stehend, ihre Bemerkungen ausgetauscht über die große „Veränderung", welche in den letzten Monaten mit James vor sich gegangen war und mit bedeutsamen Blicken sich dahin geeinigt, daß ihm das Leben in Oxford nicht gut bekomme. Er war dort, wie Jedermann wußte, ein wenig wild gewesen. „Ein wenig wild", das ist die harmlose Formel, mit der die englische Gesellschaft, gefällig genug, die tollsten Verirrungen vornehmer und reicher junger Leute bezeichnet. „Ein wenig zu wild", hieß es in diesem Falle, nachdem man die eingesunkenen Augen und die erschlafften Züge des jungen Mannes gesehen hatte. James selber war lustig und lärmend, überall hörte man seine scharfe, trockene Stimme, oft von Hüsteln unterbrochen; er mischte sich unter die Arbeiter und nöthigte sie in einer lebhaften, aufgeregten Weise zum Trinken; er selber leistete darin, wie einige schärfer Beobachtende bemerken wollten, ganz Erhebliches.

Als die Cousine von Barneridge, eine gute, mütterliche Frau, der Dame des Hauses beim Abschied andeuten zu müssen glaubte, daß James nicht ganz so wohl aussehe wie früher, erfuhr sie eine scharfe Zurückweisung. Mrs. Howard-Grève, die Alles wußte, sollte sich von Anderen auf den Gesundheitszustand ihrer Familie aufmerksam machen lassen? Eine lächerliche Idee! Zu ihrem Sohn aber sagte sie, ehe er sie verließ, um nach Oxford zurückzukehren:

„Du bist auf dem besten Wege, Dich zu ruiniren, James. Du mußt aufhören, die Tage zu durchtrinken und die Nächte zu durchspielen."

James ersuchte seine Mutter mit einem Fluche, ihm keine Moral zu predigen, aber sie ließ sich nicht beirren.

„Du muthest unserm Credit das Mögliche zu", sagte sie, „eher noch als der wird aber, fürcht' ich, Deine Gesundheit verbraucht sein. Willst Du es mir anthun, daß ich Gerald in Deine Stelle einrücken sehen soll?"

„Es fragt sich, ob ich das hindern kann", meinte James höhnisch, „wenn er am Schürzenbande unserer wieder auferstandenen Cousine kommt."

Mrs. Howard machte eine ungeduldige Bewegung. „Davor sind wir ganz sicher, verlasse Dich auf mich; die Tochter Gerald Howard's ist und bleibt todt!" — Dabei hatte sie die Hand fest geschlossen, als halte sie darin den Schlüssel zu dem Grabe der erwähnten jungen Dame in sicherm Gewahrsam.

James beobachtete seine Mutter und sagte endlich lauernd:

„Zuweilen scheint es mir, als wärest Du, Mama, die einzige Person, welche sie mit Erfolg auferstehen lassen könnte."

„Was soll das? Was für Unsinn Du manchmal schwatzest, James!"

„Nun, ich meinte nur . . . Wie dem aber auch sei, Eins schwöre ich Dir: ich will mein Feld, so lange ich es besitze, so abernten, daß, wer auch nach mir komme, in Jahren noch keinen Halm daraus ziehen soll."

James ging nach Oxford zurück und machte seinen tollen Vorsatz wahr. Seine Verschwendung wurde das Märchen der Stadt; man erzählte ihm nach, wie er sich gerühmt habe, ein Landgut mit seinen Gesellen in einer Nacht verpraßt und am darauf folgenden Morgen den Jahresertrag dreier Farmen in einem Geschmeide an eine Dirne weggeschenkt zu haben.

Der Proceß fristete indeß ein kümmerliches Dasein; die Versuche zur Ermittelung irgend werthvoller Zeugen hatten fast gar keine Resultate geliefert. Schon rieth man Burke, die Klage, welche er durch keine Beweise unterstützen könne, fallen zu lassen, und gab ihm zu verstehen, er könne sich glücklich schätzen, wenn alsdann die Besitzer von Brereton von einem gerichtlichen Vorgehen gegen ihn wegen Erhebung betrügerischer Ansprüche abständen.

An das Regiment Gerald's waren Befehle ergangen, sich reisefertig zu halten, da es innerhalb der nächsten drei Wochen unter Segel gehen sollte. Gerald Howard theilte seiner Mutter und Vormünderin den für die Abreise bestimmten Termin mit, als er aber einen neuen Briefbogen vor sich hinlegte, um auf diesem der kleinen Julie die furchtbare Trennung anzukündigen, da fand er, daß er dies nicht vermöge. Er schrieb statt dessen an Mr. Burke und Burke antwortete ihm: „Nehmen Sie augenblicklich Urlaub und kommen Sie auf acht Tage zu uns, mein Freund. Ich habe dem Kinde noch nichts gesagt; möglich, daß wir ein Auskunftsmittel finden."

Der junge Mann hatte diesen etwas dictatorisch gegebenen Rath befolgt und befand sich auf der Reise nach Lilac Cottage Avonside. Der Zug war stundenlang durch eine in der matten Herbstsonne nüchtern daliegende flache Landschaft gefahren, gegen Abend hatten die wenigen Reisenden, welche ihn besetzten, einen halbstündigen Aufenthalt in Barren Row, einem trübseligen Dorf an der Grenze der Kohlendistricte. Die Gegend umher sah aus, als sei sie dem Fluche langsamen Verdorrens anheimgegeben; das kleine Stationsgebäude am Rande einer windigen Hochebene hob sich unschön gegen den kalt verglühenden Abendhimmel ab.

Gerald trat fröstelnd in ein kahles, enges Wartezimmer, warf einen halb abwesenden Blick auf den kalten Kamin und blieb dann vor den auf einem fußbreiten Papierstreifen groß gedruckten Bibelsprüchen stehen, welche, wie in allen Wartesälen der britischen Inseln, so auch hier von der Wand hingen. Wäre die Dämmerung nicht schon so weit hereingebrochen gewesen, so hätte er vielleicht eben so gedankenlos die zum Gebrauch Durchreisender auf dem Tisch liegende Bibel aufgeschlagen.

Er hatte so lange auf die großen, schwarzen Lettern gestarrt, daß, als er sich abwandte, ihm das Bild derselben, nur umgekehrt, weiß auf schwarzem Grunde, Momente lang vor den Augen blieb, und doch war nicht der Sinn eines einzigen Wortes in seine Seele gedrungen. Da fing allgemach der Boden unter ihm zu dröhnen an, dann ein langgezogener Pfiff und gleich darauf draußen das Schritt- und Stimmengewirr, welches die Ankunft eines Zuges kündet. Es war der von Süden kommende Eilzug. „Eine Minute Aufenthalt!" hörte er draußen und gleich darauf in der offenen Thür, im Tone höflicher Mahnung gesprochen, noch einmal die Worte: „Nur eine Minute Aufenthalt, Sir."

„D—n it! So fahrt ohne mich weiter", gab der Angerufene, welcher inzwischen eingetreten war, unwirsch zurück. „Ich bin krank wie ein Hund und wußte, daß ich unterwegs liegen bleiben würde", murmelte er weiter, indem er sich schwer in das Rohrsopha niedersinken ließ. Der Schaffner stand unschlüssig, schwankend zwischen seiner Pflicht, welche ihm das Abfahrtssignal gebot, und der Rücksicht auf den anscheinend sehr angesehenen jungen Reisenden. „Soll ich ein Telegramm für Sie aufgeben lassen, Mr. Howard?" sagte er endlich, „wir müssen fahren."

„Fahrt zum Teufel!“ herrschte ihn Jener an und der Mann verschwand.

Beim ersten Ton der scharfen, kranken Stimme war Gerald aus seiner Versunkenheit aufgefahren; er hörte, ohne jedoch dem Sprechenden das Gesicht zuzuwenden. Jetzt, als das Zimmer bis auf ihn und Jenen leer war, drehte er sich langsam um. Auf dem Sitze lehnte der Reisende mit geschlossenen Augen, eine verfallene Gestalt und ein scharfes, fahles Gesicht. „Was fehlt Dir, James?“ fragte Gerald erschüttert, indem er sich zu ihm niederbeugte.

Der Kranke öffnete ein paar verglaste Augen, in denen Ausdruck und Licht erst allmälig erschien. „Ah, Du —“, sagte er, nicht sehr verwundert. „Hast Du dort drüben schon Witterung gehabt und bist der Fährte des verendenden Wildes gefolgt? Du kommst gerade recht, die Sache wird bald aus sein.“

„Ich war auf dem Wege nach Avonside, um Abschied zu nehmen . . . ich gehe nächsten Monat nach Indien“, erwiederte Gerald, indem er, um die Empfindlichkeit des Kranken zu schonen, es vermied, die furchtbar zerstörten Züge schärfer anzusehen.

„Ist nun nicht mehr nöthig; es ging rascher, als Ihr dachtet, rascher, als ich dachte. Ihr behaltet recht, denn Ihr lebt — und ich —“

Er brach in ein wildes Stöhnen aus und schlug sich mit geballter Hand vor die Stirn, über die sich straff die gelbliche Haut spannte.

„Meinen Fluch würd' ich Euch lassen, dächte ich nicht, der Teufel könnte ihn, mir zum Tort, in Segen verkehren.“ Er sprach jetzt rascher und leiser, da er einen Hustenanfall nahen fühlte. „Ihr werdet meiner lachen, Du und sie — sie, die schlaue Cokette — über meinen plumpen Versuch, sie zu kirren. Ich fing es nicht fein genug an . . . Du warst auch da der Klügere . . . Du spieltest den Tugendhaften, Du warbest um sie, wie um eine Ebenbürtige — verdammte Scheinheiligkeit — Du wußtest Alles . . . Du sichertest sie Dir und ich blinder Thor, ich ließ mich von der Furcht vor ihrem Rechte, das mir drohte, wie ein Gespenst, durch ein wüstes Leben und in ein frühes Grab hetzen!“

Vergebens hatte Gerald den immer heftiger Werdenden zu beschwichtigen gesucht. Keuchend, mit sichtbarer Anstrengung, aber unaufhaltsam, stieß James die Worte hervor; fluchend kämpfte er lange den Husten zurück, welcher ihn endlich auf eine Weile zum Schweigen brachte. Aber mit noch röchelndem Athem begann er von Neuem; bald gedachte er unter Verwünschungen der wüsten Genossen seines Oxforder Treibens bald in bitterm Hohn der überklugen Mutter, die ihm mit einem Verbrechen doch nur sechs Fuß Erde erkauft habe.

Plötzlich stockte er und fuhr mit der Hand nach dem Mund. Gerald erkannte die Bewegung trotz der Dämmerhelle des Zimmers; er beugte sich tief über den Bruder, stützte ihn mit raschem Griff mit der Linken und fühlte nun auch schon seine Rechte warm überströmt.

Er rief heftig nach Licht . . . eine lange, qualvolle Minute verrann, ehe der Bahnbeamte mit einer Lampe eintrat. Der Mann fuhr mit

einem unterdrückten Ausruf zurück bei dem Anblick, der sich ihm bot. Gerald's Antlitz war so geisterhaft, daß zwischen ihm und dem andern fahlen Gesicht, welches die Todesnähe ruhiger und edler erscheinen ließ, eine ergreifende Aehnlichkeit hervortrat. Jener sah mit zweifelndem Entsetzen von den blutüberströmenden Kleidern des Einen auf die blutbedeckte Hand des Andern der Brüder, und erst als Gerald sich langsam aufrichtete, den Erschöpften, halb Bewußtlosen vorsichtig stützend, wurde Jenem klar, welchen von den beiden jungen Männern der traurige Unfall betroffen hatte.

Mit Hülfe des Beamten bettete Gerald seinen Bruder so gut es gehen wollte auf dem Rohrsopha, und dann trugen die beiden Männer dasselbe ein paar hundert Schritte weit auf der kohlenstaubigen Chaussee nach dem einen Wirthshause des Dorfes. Hier lag der Herr von Brereton die lange Nacht hindurch in einer niedrigen Stube auf dem Bett, während unten die Arbeiter einer nahen Kohlengrube stundenlang lärmend zechten. Man befand sich in einem District, in welchem durch das neue Verhältniß zwischen Capitalisten und Arbeitern der Sinn feudaler Unterordnung unter die Landherren, wie ihn die ackerbauenden Grafschaften noch hegen, geschwunden war und dem Trotz gegen die Reichen Platz gemacht hatte. Die Leute feierten den Tag einer Lohnerhöhung und waren nicht gesonnen, sich durch die Mahnung, daß oben ein vornehmer Herr todtkrank liege, ihr Gelage verleiden zu lassen.

Gerald saß in trübem Sinnen neben dem Lager. Er hatte für den Kranken gethan, was er konnte in diesem armen, aller Bequemlichkeiten baren Ort, dessen Bewohner die letzte Reise ohne die Hülfe des Docters oder Apothekers anzutreten schienen, denn weder der Eine noch der Andere war auf Meilen in der Runde seßhaft. Als es endlich still im Hause wurde, versank der Erbe von Brereton in einen fieberhaften Schlummer, aus dem er gegen Morgen erwachte. Der Himmel hellte sich im Osten, das kleine, häßliche Zimmer tauchte sich in jenes unsäglich frostige, hoffnungslose Morgengrau, welches einer andern Welt anzugehören scheint als der erste Sonnenstrahl, dem es so nahe vorausgeht. Gerald hörte plötzlich seinen Namen von den Lippen des Kranken, der bisher durch keine Bewegung verrathen hatte, daß er wache. Fast erschrecken beugte der Jüngere sich über ihn und legte dabei seine Hand auf die Rechte des Bruders. James beachtete die halbe Liebkosung nicht. „Willst Du mich hier sterben lassen?“ fragte er scharf. „Ich bin ein wenig zäher, als Du Dir einbildest, und denke noch einen Einzug in Brereton Hall zu halten.“

Er schwieg, mühsam Athem schöpfend. Gerald sprach nichts, er beugte nur den hübschen dunklen Kopf tiefer, bis seine Stirn die abgezehrte Hand auf der Bettdecke berührte. James zog die Hand nicht weg.

„Sieben Uhr früh passirt der Oxforder Zug dies verwünschte Nest“, fuhr er nach einer Weile fort. „Ich muß Dich bemühen, mir behülflich zu sein, wenn ich meine Gebeine von diesem etwas harten Lager

zusammenlese und nach der Station hinüber schleppe. Auch fährst Du wol mit nach Brereton und bist Zeuge der angenehmen Ueberraschung, mit der sie dort das Erscheinen eines Gespenstes begrüßen. Thue den Leuten den Gefallen und bleibe neben mir, damit dem Schatten der Körper nicht fehle und ihre Begriffe von der physikalischen Zusammengehörigkeit beider keine Verwirrung erleiden."

Eine Stunde später — die Sonne war aufgegangen, aber nur als ein kreisrunder Fleck in einer dichten Nebelwand sichtbar — fuhr James Howard von Brereton in Decken gehüllt von Barren Row ab. Der Bahnhofsvorstand hatte mit ostensibler Bereitwilligkeit alle nöthige Hülfe geleistet, aber, einem weniger menschlichen, als socialen Instinct folgend, seine Dienste mehr an die Adresse des jüngern, als des ältern Bruders gerichtet. Auch jetzt, als er von dem abfahrenden Zug auf den Perron zurücktrat, hefteten sich seine Blicke auf die hohe Gestalt Gerald's, der in der Thür des Coupés noch einmal sichtbar wurde, und er bemerkte zu dem Unterbeamten neben ihm:

„Ich wette, der wird die Jagd auf Brereton gut im Stand halten, was sagen Sie?"

So kehrte James Howard-Grève noch einmal nach seinem Hause zurück, aber er hatte nicht lange Zeit, sich dort aufzuhalten; er war eilig, denn er war auf einer großen Reise begriffen. Die Hausgenossen fanden ihn einsilbig, was diesem Mangel an Zeit zuzuschreiben sein mochte; ganz im Gegensatz zu seinem frühern Benehmen war er bescheiden und duldsam; er fuhr Niemanden an und verlangte keine Dienstleistungen, aber still, wie er sich hielt, überschattete doch seine Gegenwart das Haus mit einer düsterern Wolke, als sie es zur Zeit seines tollsten Treibens gethan hatte. Sein Bruder Gerald, der mit ihm gekommen war, blieb neben seinem Lager und die wenigen Worte des Kranken waren fast alle an ihn gerichtet.

Mrs. Howard hatte ihren ältesten Sohn gleich nach seiner Ankunft auf einige Augenblicke gesehen; sie lag jetzt in ihrem Zimmer, fern von dem seinen; auch sie sprach nicht, aber ihre Dienerin hatte dem Hausmeister gesagt, sie fürchte, daß die Herrin heftiger leide, als je.

Gerald hatte seinem Bruder einmal von der Mutter gesprochen; da James nicht gleich antwortete, dachte Jener, daß der Kranke, dessen Gehör merklich schwächer wurde, ihn nicht verstanden habe. Aber nach einer Weile sagte derselbe leise: „Ich weiß nicht, ob ich ihr unrecht thue, aber mir ist, als habe ich ihr dafür zu danken, daß ich hier liege."

Der lebenslange Groll gegen den jüngern Bruder schien ihm zugleich mit der Lebenskraft zu entschwinden und die Existenz derjenigen, welche lange zwischen ihnen gestanden hatte, des Mädchens mit dem Anrecht auf den größten Theil ihrer Habe, war schon mehrere Tage vor seinem Tode dem sich trübenden Bewußtsein entrückt. Zuletzt mochten sich die Fäden der mühsam und unvollkommen gewebten Gedanken unauflöslich verwirren: er sprach leise, nur dem Bruder verständlich, von

einer großen Spinne, die, regungslos in ihrem Netz verharrend, Alles weit und breit und auch ihn in demselben gefesselt halte. „Hüte Dich vor ihr", sagte er. — Der häßliche, beängstigende Wahn verließ ihn nicht mehr. Die Todesnebel vor den verlöschenden Augen schien er für Spinnengewebe zu halten, die er mit einer matten Geberde des Widerwillens von seinem Angesicht zu entfernen strebte.

Gerald sah mit erstícktem Jammer zu . . . wie sollte er diese letzte Qual von dem Kissen des Sterbenden bannen? Man betet wol in solchen Augenblicken, aber der Kranke hätte ihn nicht mehr gehört, die Thore der Sinne waren verfallen. Endlich beugte er sich über ihn und küßte die beiden eingesunkenen Augen; die Lider öffneten sich nicht wieder, aber ein unverkennbarer Ausdruck des Friedens verbreitete sich jetzt über die scharfen Züge: James Howard schlief ein . . . und so endete sein letzter Ferienbesuch in Brereton Hall.

Der Wind, welcher gelbe, raschelnde Blätter um das Trauergefolge des jungen Herrn von Brereton Hall aufgejagt hatte, gleichsam als wolle auch er ein Ehrengeleite geben, war zur Ruhe gegangen; es folgten stille Tage, so still, wie sie nur der Herbst bringt. Zwischen dem hohen, kühlblauen Himmel und der röthlichen Erde webte nur das ganz goldene Sonnenlicht; kein Lüftchen regte sich, die Vögel schwiegen seit langem. Sehr still war es auch in den weiten Räumen von Brereton Hall; der „junge Herr" — der Titel war nun schon sanft auf die Schultern Gerald's hinüber geglitten — streifte im Park umher oder er hielt sich auf seinem Zimmer; die kleinen Brüder, zum Leichenbegängniß von der Schule herbeigeladen, waren gleich darauf wieder fortgeschickt worden. So fiel in dem ruhigen Hause ein vermehrtes Bewegen, ein rascher Tritt sofort auf; Mrs. Howard ließ sich berichten und erfuhr, was sie erwartet hatte: Der junge Herr wolle auf einige Tage verreisen und frage an, ob er sie vorher sehen dürfe.

Mrs. Howard willigte jetzt in die Zusammenkunft, welche sie bisher nicht gewünscht hatte. Sie empfing den Sohn mit der ihr eigenen Beherrschtheit: hatte das Ereigniß der letzten Tage die Ruhe ihrer harten Züge gestört, so war davon schon jetzt keine Spur mehr zu sehen. „Ich wünsche Dir Glück, Gerald Howard von Brereton"; mit diesen Worten und einem lauernden Blick unter den halbgeschlossenen Augenlidern hervor begrüßte sie ihn. Gerald neigte leicht das Haupt, ohne zu sprechen.

„Du acceptirst also den Titel?" fragte die Dame nach einer Pause, und sie konnte den Triumph in ihrer Stimme nicht ganz verbergen.

„Bist Du geneigt, mich jetzt anzuhören?" fragte Gerald statt aller Antwort. „Es scheint dringend nöthig, daß ich mich, ehe ich die Schritte thue, zu denen ich entschlossen bin, mit Dir verständige."

Auf einen Wink seiner Mutter setzte er sich neben das Ruhebett nieder. Mrs. Howard hatte die Hand leicht über eine braune Mappe auf dem Tisch neben ihr gelegt.

„Zunächst", hob Gerald an, „will ich mir von unserm Commando einen verlängerten Urlaub und damit die Erlaubniß erwirken, dem Regiment auf einem später abgehenden Schiff folgen zu dürfen. In einem Monat, denke ich, werden sich alle die Formalitäten abthun lassen, unter welchen ich das nun in meine Hände übergegangene Erbe Gerald Howard's an die rechtmäßige Eigenthümerin zu übergehen habe."

Die Lippen der Dame zuckten höhnisch. „Ich dachte es — der Knabe will die Großmuthsscene bei Leibe nicht aus der Komödie streichen lassen", sagte sie verächtlich, „obwol er selber sehr gut weiß, wie unendlich gering ihre practische Bedeutung ist Du hältst das Herz des Kindes in Deiner Hand", fuhr sie mit erhöhter Bitterkeit fort; „Du heirathest sie — sie betet Dich an, und es kommt schließlich erstaunlich wenig darauf an, welcher von Euren beiden Namen unter Documenten steht, über deren Inhalt ihr in erbaulicher Eintracht zusammen gegirrt habt. Das ist nicht Alles; ich kenne das Frauenherz . . . Du bist in der That weit mehr Herr im Hause, wenn Dein Weib denkt, Du habest ihr das Recht, von dem sie nie Gebrauch macht, in unvergleichlicher Großmuth geschenkt! Das giebt Dir Macht über sie, daß eigentlich Niemand so recht weiß, ob sie wirklich Diejenige ist, als welche Du Sie proclamiren ließest.

Ja, Du siehst, wir wissen genau, was diese schöne That werth ist. Du hast auch wol nicht geglaubt, mich mit anführen zu können"

Sie hatte die Genugthuung, zu sehen, daß ihre Worte den jungen Menschen keineswegs gleichgiltig ließen; ist doch der Edelsinn oft in peinlicher Weise empfänglich für die Auslegung, welche die Gemeinheit seiner Handlungsweise giebt. Eine unbehagliche Röthe trat auf Gerald's gesenkter Stirn hervor; er sagte mit gepreßter Stimme:

„Ich gedenke, Julien ihr Wort zurückzugeben . . . sie soll frei sein, mich zu wählen oder zu meiden."

„Ah, in der That! noch ein Act billigen Edelmuthes!" sagte Mrs. Howard ungeduldig. „Kommen wir zu Ende. Ich habe hier etwas für Dich . . . gewisse Papiere, die vor einiger Zeit in meine Hände gelangten. Sie sind geeignet, Deine Tugendglorie einigermaßen erbleichen zu lassen . . . sie zwingen Dich einfach zu dieser Abtretung, die Du so gern freiwillig und mit möglichst großem Aufwand hochtrabender Gefühle vollzogen hättest." Sie hatte die Mappe geöffnet und trotz des kaltblütigen Tones, in dem sie sprach, zitterte ihre Hand, als sie suchend blätterte und endlich ihrem Sohn einige gefaltete Bogen hinhielt. „Gestatte mir die Bemerkung, daß James diese Documente nicht kannte", fügte sie mit lässigem Nachdruck hinzu.

Gerald laß lange und aufmerksam, obwol auf den meisten der Folioblätter wenig Schrift neben großen Siegeln zu sehen war. Die Wirkung derselben auf ihren Sohn war vielleicht nicht die, welche Mrs. Howard erwartet hatte. „Armes Kind", sagte er endlich mit einem tiefen Athemzuge, während sich seine Hand fest um die Papiere schloß; „armes Kind."

Es waren Actenstücke, die sich auf die Geburt und Taufe der Karen

Julia Howard Grève von Brereton bezogen, ferner die notariell beglaubigte Anweisung einer Jahresrente, auf den Namen John Catesby's lautend und einer Summe zur Bestreitung der aus der Wartung der Karen Julia Howard erwachsenden Unkosten, endlich einige Briefe des ältern Gerald Howard an John Catesby. Sie trugen den Poststempel einer indischen Stadt und enthielten kurzgefaßte Anweisungen im Betreff der körperlichen Pflege der kleinen Tochter.

Als Gerald lange schwieg, ließ sich Mrs. Howard herab, in nachlässigem Ton zu bemerken: „Die Sachen sind auf sehr einfache Weise in meine Hände gekommen; sie fanden sich in einem Wandschrank jener Hundehütte, die der blödsinnige Alte mit dem Mädchen bewohnt hat. Es sind die Früchte der Nachlese, welche ich halten ließ, nachdem Herr Burke, der trefflich gewählte Protector der Miß Howard, sammt seinem Advocaten das Haus durchsucht hatten", setzte sie verächtlich hinzu. „Wäre James leben geblieben, so hätte ich, dem Beispiel Catesby's folgend, die Wische ebenfalls da aufbewahrt, wo Sonne und Mond sie nicht wieder beschienen haben würden. Wie jetzt die Sachen stehen, gewährt es mir eine besondere Genugthuung, Deiner Großmuth etwas nachhelfen zu können."

Mrs. Howard hielt die Augen auf das Gesicht ihres Sohnes gerichtet, aber sie konnte den Ausdruck desselben nicht enträthseln Sie war in der That eine scharfe Kennerin menschlicher Herzen, aber ihre freilich selten trügenden Schlüsse waren alle ohne Ausnahme auf die Fehler und Schwächen, wenn nicht gar auf die verbrecherischen Neigungen des irrenden Geschlechts der Sterblichen gegründet; wo ihr einmal die Einfalt und Einheit selbstloser Güte, wo ihr hochsinnige Geradheit entgegen gehalten wurde, da paßte ihre auf gewundene Gänge, auf sündenkranke Organismen berechnete Sonde nicht. Sie begriff den tiefen Seufzer der Erleichterung nicht, mit dem Gerald sich jetzt aufrichtete, die Papiere fest in der Hand; mit mißtrauischem Blick suchte sie seinen stetig leuchtenden Augen zu begegnen; vergebens mühte sie sich, den Entschuß, welcher sein plötzlich gefaßtes und sicheres Wesen ganz zu beherrschen schien, von seinen Zügen zu lesen. Und doch hätte sie mit dem einfachsten, nächsten das richtige getroffen.

„Du überlässest es mir also, diese Papiere, die uns viel Mühe sparen werden, den betreffenden Personen zuzustellen?" sagte der junge Mann in fast heiterm Ton.

„Thue was Du willst mit ihnen", murmelte Mrs. Howard; gleich darauf richtete sie sich forschend ein wenig in die Höhe; ihr scharfes Ohr hatte schon einige Secunden lang einen zögernden Schritt draußen unterschieden. Sie berührte die Klingel und der alte Hausmeister trat ein. „Was treibt Ihr Euch horchend vor der Thür herum? Warum klopft Ihr nicht?" fuhr sie ihn an. Der Mann entschuldigte sich, er habe gefürchtet, zu stören. Ein Herr sei da und wünsche Mr. Howard zu sprechen . . . ein Herr und eine Dame.

„Haha, unsere theure Verwandte vielleicht! sie kommt schon, um

uns hinauszuwerfen", rief Mrs Howard, welche die Bestätigung ihrer ersten Vermuthung im Gesicht des Dieners las, triumphirend aus. „Sie scheint prompt von Entschlüssen — ich rathe Dir, Knabe, mache Deine Bedingungen, ehe Du ihr jene Kleinigkeiten ausliefers!"

Gerald war schon an der Thür, da trat er, sich besinnend, noch einmal dicht neben das Lager der kranken Frau. „Ich thue, was ich muß, Mutter", sagte er leise; sie wandte ihm verächtlich den Rücken.

Der Diener hatte den Fremden das große Eßzimmer geöffnet; sie hatten einen kalten Reisetag gehabt und saßen am fernen Ende des Gemaches neben dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte. Als Gerald eintrat, erhob sich eine der beiden Personen, die junge Dame und flog ihn mit leuchtenden Augen entgegen. Aber auf halbem Wege hielt sie inne, erschreckt durch den Ernst auf dem geliebten Antlitz, dem sie zugestrebt hatte, und sah ängstlich nach ihrem Begleiter hinüber. Burke's lange Gestalt erhob sich jetzt aus der Tiefe eines Sessels; mit einem sonderbaren Ausdruck halb schadenfroher Mißbilligung trat er näher. Als aber auch Gerald, der es vermied, Julien's Blick zu begegnen, ihn fragend ansah, streckte er abwehrend die großen Hände von sich und rief:

„Ich bitte, den stummen Zuhörer spielen zu dürfen, während jene junge Dame die Motive ihrer Reise, deren zufälliger und unverantwortlicher Begleiter ich geworden bin, auseinander setzt. Nun, Miß ... reden Sie!"

Aber Julie, anstatt dieser Aufforderung Folge zu leisten, bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Jetzt hing Gerald mit leidenschaftlichem Blick an dem verhüllten Gesicht, dem goldenen Köpfchen, der hinreißenden Anmuth der zarten Gestalt, doch er kam nicht näher und schwieg noch immer. Burke mochte einen ganz andern Verlauf dieses Zusammentreffens erwartet haben; er begann endlich in gezwungenem Ton: „So muß ich nothgedrungen den Erklärer dieses seltsamen, lebenden Bildes spielen. Das Kind glaubte, Gott weiß, weshalb, Sie könnten am Ende gar ohne Abschied nach Indien gehen und zwang mich zu der Reise hierher. Vergebens setzte ich ihr das Unpassende des Schrittes, das sich ihr jetzt fühlbar macht, auseinander, vergebens suchte ich ihr darzuthun, welchen Deutungen gerade ihr Erscheinen in dem Trauerhause so bald nach Ihrem Todesfall ausgesetzt sein würde; sie wollte nichts hören, nichts verstehen, sie wollte nur Sie sehen. Sie schlug vor daß ich sie in Catesby's Hause lassen sollte, während ich vorerst allein hierher ging. Wir waren dort — die Ratten haben in so großer Anzahl von dem vereinsamten Hause Besitz genommen, daß von ihnen ein Respectiren der Person irgend welches Eindringlings nicht zu erwarten war. So sind wir hier ... und nun ... zum Teufel, Herr, warum reden Sie nicht?"

Julie hatte die Hände von ihrem Gesicht sinken lassen; sie war bleich und ihre Augen, die sie jetzt zu ihrem Verlobten erhob, füllten sich langsam mit Thränen. Da war Gerald plötzlich neben ihr und hastig, wie im Trotz gegen seine eigenen Entschlüsse, zog er sie an sich und be-

deckte ihr Gesicht, welches sie zu ihm in die Höhe hielt, als erwarte sie nicht anders, mit zärtlichen Küssen. Seine schwindende Selbstbeherrschung gab dem Kinde die Ruhe wieder; sie lehnte zufrieden, mit halbgeschlossenen Augen, den Kopf an seine Schulter und von diesem sichern Zufluchtsort aus bemerkte sie: „Wenn Du nach Indien gehst, gehe ich auch — um Dir das zu sagen, bin ich gekommen“

Da löste Gerald ihre Hände von seinem Halse; schon jetzt erfüllte ihn bittere Scham über das eben Geschehene. Von Neuem hatte er sie durch seine Liebkosungen bestochen, und sie sollte doch frei werden. Schweigend reichte er Burke die Papiere hin; dieser las und seine Augenbrauen zogen sich in die Höhe. Gerald erklärte mit wenigen Worten das Schicksal der Blätter; der ältere Mann gab sie mit einer Verbeugung dem Mädchen. „Sie stehen auf Ihrem eigenen Grund und Boden, Miß Howard von Brereton“, sagte er.

Julie überflog die Papiere mit gleichgiltigem Blick. „Es scheint mir ganz einerlei, ob Brereton mir oder Dir gehört“, sagte sie dann, die scharfsinnige Vermuthung der Mrs. Howard rechtfertigend. Gerald dachte an das Gespräch mit seiner Mutter und eine brennende Röthe stieg ihm in das Gesicht. Er mußte sagen, was ihm unerträglich das Herz bedrückte, obwol er wußte, daß sie es entweder gar nicht verstehen, oder daß es ihr bittern Schmerz bereiten würde.

„Als Du Dich mir verlobtest, warest Du arm und namenlos, Julie“, begann er mit Anstrengung. „Das Versprechen, welches Du mir gabest, führte Dich, nach menschlichen Begriffen, zu einem größern Glück . . . jetzt ist das anders —“

Er hielt inne, zu lebhaft fühlend, wie der Sinn seiner Worte sie kränken konnte, wenn sie ihn ganz faßte. Sie that es. „Du setzest also voraus, daß ich mich mit Dir verlobte, weil ich Herrin von Brereton zu werden strebte“, sagte sie in einem Ton, den er noch nie von ihr gehört hatte. „Jetzt, meinst Du mir sagen zu müssen, könnte ich die Freiheit, welche Du mir zurückgeben willst, besser benutzen, als indem ich Dich heirathete . . . ich danke Dir.“

„Julie“, bat er, als sie sich mit zuckenden Lippen abwandte, „höre mich! Du warst, Du bist so jung . . . Du kanntest Niemanden als mich. Laß mich auf eine Weile fortgehen . . . genieße die Vorrechte, mit denen Dein Stand Dich ausrüstet. Lerne Andere kennen, koste Deine Freiheit . . ich wäre ehrlos, wenn ich ein Opfer von Dir annähme, dessen Größe Du nicht kennst.“

Er sprach so ernstlich gegen sich selber . . . Julie hörte mit beklommenem Athem zu. Wäre sie in den Gewohnheiten der Gesellschaft groß geworden, so hätte sie vielleicht in dem spröden Stolz, der Mädchen anerzogen wird, ihn, der anscheinend sich von ihr zu lösen strebte, jetzt fahren lassen und das Lebensglück zweier Menschen wäre ihr aus den Händen geglitten. Aber sie folgte der echt weiblichen Regung, die nicht immer mit der modernen Sitte zusammenfällt; vielleicht auch hatte sie, mit dem wunderbaren Aneignungsvermögen der Frau, schon ein wenig

ihre Stellung als reiche Herrin begriffen. Sie trat dicht vor den jungen Mann hin und stampfte den „eigenen Grund und Boden" leicht mit dem Fuße. „Hast Du mich lieb, Gerald Howard?"

„Julie —"

„Sprich die Wahrheit, bei Deiner Ehre ... liebst Du mich noch so, als da Du unter den Eichen zu mir sprachst?"

„Noch eben so? Nein — weit mehr", sagte er, halb abgewendet.

„Und deshalb gehst Du?"

„Ja, deshalb."

„Es ist nicht wahr, Gerald Howard." Sie stand dicht vor ihm und ihre großen grauen Augen leuchteten mit einem Feuer, das er noch nicht kannte, in die seinen; das Howard-Blut schien in ihr zu erwachen. „Du gehst, weil Dir Deine Ehre vor den Leuten mehr werth ist, als ich es bin. Du weißt, daß mir dies Erbe und dieser Name nichts, gar nichts sind, ohne Dich ... habe ich je danach begehrt? ... Du weißt, daß ich sterben werde, wenn das Fieber Dich in Indien verzehrt, oder wenn Du fällst und in der Einöde ein vergessenes Grab findest und doch — und doch — "

Anfangs klang ihre Stimme hell vor Aufregung und Eifer, aber Julie gehörte nicht zu den Kräftigsten, und die Bilder, welche sie heraufbeschworen hatte, waren zu viel für sie — plötzlich versagte diese Stimme und sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Burke hatte sich längst in eine tiefe Fensternische zurückgezogen! Jetzt streckte er den Kopf hervor. Das Zimmer war, so viel er sehen konnte, leer ... erst ein zweiter Blick zeigte ihm Julien's Kleid, das sich neben einem hohen Armstuhl hervorbauschte. Gerald schien vor ihr zu knieen; die Stimmen der Beiden waren zu einem unabsichtlichen Flüstern herabgesunken.

Beruhigt zog Burke den Kopf zurück; nach solchen Anzeichen mußte Julien's Sache siegen. Mit Erstaunen hörte er daher nach Verlauf einer weitern Viertelstunde das Ergebniß der Unterredung, welches dennoch nicht ganz günstig für die Herzenswünsche der jungen Herrin von Brereton ausgefallen war. Gerald hatte seine Braut überzeugt, daß er sich seinem Commandeur zur Verfügung stellen und dann sein Schicksal erwarten müsse. Mit gleicher Bestimmtheit hatte sie ihm dagegen ihren unerschütterlichen Entschluß kundgegeben, ihn, im Falle er fort müsse, als seine Frau nach Indien zu begleiten.

Wenige Wochen nach diesem Tage verließ Mrs. Howard Grève Brereton Hall für immer und bezog mit ihren beiden jüngsten Söhnen einen ihr gehörigen kleinen Landsitz in einer entfernten Grafschaft. Der Wechsel der Besitzer der Halle vollzog sich in großer Stille, doch konnte man natürlich die Berichterstatter der Provinzialzeitungen nicht hindern, sich des dankbaren Stoffes zu bemächtigen. Sie beuteten denselben übrigens mit bemerkenswerther Discretion gegen die bisherigen Besitzer von Brereton aus, um dann, als sie auf die glänzenden Eigenschaften und



Daniel Sanders.

merkwürdigen Schicksale der jungen Erbin kamen, ihrer Reporterphantasie um so freier den Zügel schießen zu lassen.

Brereton Hall blieb darauf Monate lang verwaist, unter der Obhut des alten Hausmeisters. Die junge Herrin hatte sich gelobt, das Haus nicht zu betreten, bis — sie sprach das Wort ihres Termins vor Anderen nicht aus, sie sagte es nicht einmal Dem, den es zumeist anging; sie wartete mit einer ruhigen Entschlossenheit, die ihrem aus Stärke und Zartheit wunderbar gemischten Charakter eigen war.

Indeß diente Gerald fort in Aldershott; die Colonien schienen den Schutz des tapfern Regimentes, dem er angehörte, noch immer entrathen zu können. Die Officiere vergingen fast vor Ungeduld und doch war diese Zeit peinlicher Erwartung erst das Vorspiel eines härtern Schlages, der sie treffen sollte. Endlich langte aus Indien die Nachricht eines — Friedensschlusses mit der bisher widerspenstigen halbwilden Majestät ein, in Folge dessen die Stärke der dortigen englischen Truppen bedeutend vermindert werden konnte. Der bisher suspendirte Befehl zur Abreise des Regiments wurde ganz zurückgenommen.

Eine Anzahl der jüngeren Officiere nahm bei dieser Calamität ihren Abschied, die meisten, um ihre Dienste der spanischen Regierung anzubieten, unter der man eher hoffen konnte, in Action zu treten.

Gerald war unter den ersteren; ob die spanische Expedition ebenfalls in seinem Plane gelegen hat, ist uns nicht bekannt geworden, er vermälte sich, gerade als dieselbe abging — fast ein Jahr nach dem Tode seines Bruders — mit seiner Cousine Julie und jetzt erst zog die junge Erbin an seiner Hand in Brereton Hall ein.

Vielleicht daß die ältere Mrs. Howard Recht behielt und daß Julie, die in zärtlicher Einigkeit mit ihrem Gatten lebte, nie zum vollen Bewußtsein ihrer gesonderten Bedeutung und Würde als eigentliche Herrin von Brereton Hall durchdrang, obwol sich Gerald von Zeit zu Zeit gewissenhaft bemühte, dies Bewußtsein in ihr zu wecken. Da sie aber im Herzen ihres Gatten herrschte, so erwuchsen ihr hier Gerechtsame, weit ausgedehnter noch als die, welche die Erbin von Brereton aufgeben konnte.

Daniel Sanders.

Nicht im Fluge hat der Mann, dessen Namen dieser Aufsatz trägt, sich die allgemeine Anerkennung gewonnen, sie ist das Resultat und der Segen einer ausharrenden, treuen Arbeit und der hingebenden Pflege und Bethätigung eines reichen, geistigen Vermögens im Dienste vaterländischer Erkenntniß und nationaler Bildung. Allerdings hat Sanders schon vor einem Menschenalter mit seinem ersten größern Werke „Das Volksleben der Neugriechen", Mannheim, 1844, sich ehrenvoll in die Literatur eingeführt. Aber wie schätzbar auch der von ihm gesammelte Stoff, eine geschmackvoll feine Behandlung und wie sicher und frei das Urtheil des jugendlichen Uebersetzers und Culturforschers erscheinen mögen: das Werk selbst richtete sich doch mehr an die verhältnißmäßig kleine Gemeinde der Männer des Fachs und der Literatur von Beruf; im deutschen Volke, bei dem größern Publicum wurde Sanders erst ein Decennium später, dann aber auch gleich in der augenfälligsten Weise bekannt. Liebe und Haß folgten diesem zweiten entscheidenden Auftreten in nicht gemeinem Maße; beide Empfindungen blieben ihm noch Jahre lang zur Seite, während er ruhig seines Weges weiter ging, seines Zieles und ehrlichen Wollens sich bewußt.

Es ist der Erinnerung unserer Zeitgenossen noch lebhaft gegenwärtig, mit welchem Sturm der Entrüstung die kritische Beleuchtung des Grimm'schen Wörterbuchs (in zwei bei Hoffmann und Campe in Hamburg 1852—1853 erschienenen Heften) empfangen wurde; und wenn auch hier und da das sachliche Gewicht von Sanders' Ausstellungen anerkannt wurde: für den Ton seiner Kritik fand sich kaum Einer unter den namhaften Kritikern des Tages, der ihn vollauf nicht blos entschuldigt, sondern begriffen und gebilligt, und der dies auch offen von sich bekannt hätte. Sanders aber war so durchdrungen einerseits von der Gerechtigkeit seines Angriffs, andererseits von der Nothwendigkeit seiner Forderungen, daß er das öffentliche Urtheil noch einmal und noch directer herausforderte, indem er in dem „Programm eines neuen deutschen Wörterbuchs, 1854" zuerst nachwies, wie weit Grimm hinter der eigenen Aufgabe und hinter den Ansprüchen der Zeit zurückgeblieben, und sodann positiv ausführte, welche Aufgabe an einen Lexikographen unserer Zeit zu stellen und wie dieselbe practisch zu lösen sei. Die natürliche Consequenz eines so offenen Verfahrens war die Inangriffnahme eines eigenen Wörterbuchs; in staunenerregender Weise wurde durch die Kraft eines einzigen Mannes binnen wenigen Jahren (1859—1865) ein Werk geschaffen und abgeschlossen, das der Nation bleibend zur Ehre gereicht und dessen vollen Segen auszubeuten noch Geschlechter auf Geschlechter sich dankbar bemühen werden. Sanders aber hat seitdem nicht auf seinen Lorbeeren geruht; eine Reihe von Schriften, deren enger Zusammenhang mit dem Hauptwerk seines Lebens sich unschwer erkennen läßt, ist ununterbrochen an's Licht getreten; noch andere stehen in Aussicht, alle von einem dankbaren Publicum begrüßt oder erwartet.

So steht Sanders gegenwärtig in der Vollkraft seines Wirkens; seinen

Lesern und Zeitgenossen aber mag es ein gemüthliches und intellectuelles Bedürfniß sein, die eigenthümliche Art seiner Arbeiten klar zu erkennen, und seiner geistigen Entwickelung mit Theilnahme zu folgen.

Daniel Hendel Sanders ist am 12. November 1819 in einer geachteten und wohlhabenden jüdischen Familie in demselben mecklenburgischen Städtchen geboren, das nun schon seit dreißig Jahren sein beständiger Wohnort geblieben ist, in der etwa eine halbe Meile südlich von der Residenz Neustrelitz belegenen ehemaligen Hauptstadt Strelitz (jetzt gewöhnlich Altstrelitz genannt). Sein Vater, der dem Kaufmannsstande angehörte, leitete die Erziehung und Entwickelung des Knaben und eines wenig ältern Bruders mit treuer Sorgfalt. In der Widmung seines Erstlingswerkes rühmt er die Pietät des Sohnes, daß „die zarte, gütige und liebevolle Pflege des Vaters ihn habe vergessen lassen können, daß ihm seit frühester Jugend die Mutter fehle", und fast ein Menschenalter später in der Widmung seines Wörterbuchs an seinen Bruder Alexander ist es für den Gelobten, wie im Munde und Sinne des Lobenden sicher die ehrendste Anerkennung, „des trefflichen Vaters ähnlicher Sohn" zu heißen. So war die Jugend Sanders', obgleich das Auge der Mutter nur wenige Tage liebend und segnend auf dem Kinde geruht hatte — seine Geburt kostete ihr das Leben (gest. 22. Nov. 1819) — nicht liebeleer geblieben. Daß Sanders aber eine glückliche Kindheit und Jugend im elterlichen Hause und unter Gespielen genossen, das beweist nicht blos der normale Gang seiner Entwickelung, sein Sinn für Einfachheit und Natürlichkeit, sondern auch die frühe Hinneigung zur Poesie, zumal zur Volkspoesie, die ihn in der Muttersprache und später an fremden Völkern fesselte; beweist vor Allem der Umstand, daß noch der angehende Fünfziger die Stimmung der Jugend in seiner „Heitern Kinderwelt" (1868) treu zu erkennen und treu wiederzugeben vermocht hat. Wir halten uns auch berechtigt, auf diese frühesten Eindrücke zurückzugehen für die Dialectproben, die Sanders unter andern für Firmenich's Völkerstimmen und Hoffmann's Weihnachtsbaum für arme Kinder beigesteuert hat.

Neben dem Vaterhause ist dann der Einfluß trefflicher Lehrer zu nennen; die jüdische Schule zu Strelitz, an deren Spitze später Sanders selbst zu treten berufen war, erfreute sich gerade damals freier, pädagogisch wie wissenschaftlich gleich bedeutender Lehrer, des Dr. Lehfeldt (nachmals Buchhändler in Berlin) und Joseph Zedner's, später Bibliothekar am britischen Museum zu London; Beide haben in der segensreichsten Weise auf Sanders eingewirkt, er selbst hat es wiederholt privatim wie öffentlich „mit freudigem Stolze" ausgesprochen, daß er „diesen trefflichen Männern die Grundlage seines Wissens und Anregung zum Vorwärtsstreben danke". Mit Zedner zumal hat er bis an dessen Lebensende am 10. October 1871 in ununterbrochener Verbindung gestanden; ein öffentliches Zeugniß seiner Anhänglichkeit bietet auch die Widmung seiner „Heitern Kinderwelt". Vom zwölften Lebensjahre an besuchte Sanders das Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz. Unter den Lehrern dieser Anstalt haben besonders drei förderlich auf ihn eingewirkt; der philosophisch gebildete und klare Director Andreas Kämpffer, der spätere Nachfolger desselben Friedrich Eggert und der Physiker Knochenhauer (nachmals in Meiningen), welchem letztern auch der größte Naturforscher Mecklenburgs in jüngster Zeit, Ernst Boll, besondere Anregung verdankt hat. Mit Eggert, einem geschmackvollen Kenner und Meister classischer Form, ist Sanders bis auf den heutigen Tag in treuer Freundschaft

verbunden geblieben; das Herz des trefflichen Greises bewahrt seinen Schülern und Freunden insgesammt einen gemüthlichen Antheil. Auf der Universität Berlin, die Sanders zu Ostern 1839 bezog, verband er zwei Studiengebiete mit einander, die von den meisten ihrer Jünger im Gegensatz zu einander aufgefaßt zu werden pflegen, die historisch-literarischen Forschungen und das mathematisch-physische Feld. Für beide Richtungen bot ihm Berlin in Persönlichkeiten wie Boeckh, Droysen, Lejeune-Dirichlet, Dove reiche Belehrung, Anregung und vorbildliche Muster; dazu kam der Verkehr mit gleichstrebenden Altersgenossen, von denen ich außer den in ehrenwerther Thätigkeit unter uns fortwirkenden M. Carrière, W. Koner, H. B. Oppenheim, die Namen zweier abgeschiedener Mecklenburger anzuführen mir gestatte; der Eine von ihnen hat ein Menschenalter hindurch ein stilles Leben in schlichter Berufstreue in unmittelbarer Nähe von Sanders und in fortgesetztem, traulichen Verkehr mit demselben geführt, der Professor der Mathematik an dem Neustrelitzer Gymnasium, Moritz Füldner (gest. 23. November v. J.); der Andere, eine wol noch reicher ausgestattete und zu glänzenden Erwartungen berechtigende Persönlichkeit ist der noch früher der Wissenschaft und seinen Freunden entrissene Mediciner Benno Reinhardt, mit und neben Virchow u. A. als Herausgeber des Archivs für pathologische Anatomie bekannt. Mit Reinhardt war Sanders schon auf der Schule in enger Freundschaft verbunden; auch auf der Universität gewann gerade dieser Freund für seine geistige Entwickelung den entscheidendsten Einfluß.

Der gesellige Umgang Sanders' beschränkte sich aber nicht auf seine deutschen Landsleute; er wurde auch mit allen, oder fast allen, damals zu Berlin studirenden jungen Griechen näher bekannt und blieb mit mehr als einem in treuer Freundschaft verbunden. Ein junger Athener, Kanzelarios, hat u. a. ihn zweimal in seiner Vaterstadt besucht, das letzte Mal fast ein halbes Jahr und zwar krank; er schied nur, um in Berlin ein frühes Ende zu finden, wohin ihn Sanders auf seinen Wunsch zurück geleitete; auch Schönlein's Kunst, von der der Kranke Heilung gehofft hatte, vermochte das entfliehende Leben nicht zurückzuhalten. Glücklicher ist ihm ein anderer Freund, wenn auch in weiter Ferne, bis heute erhalten, der jetzige Professor in Athen Iraklis Mitropulos. Das Band, das die Jünglinge verknüpfte, ist in allem Wechsel des Lebens unzertrennlich geblieben; für seine innige Anhänglichkeit an den Freund zeugt die Widmung des „Griechischen Volksleben", von Sanders, welche die Namen seines Vaters und Mitropulos verbunden hat. Vielleicht, daß auch jetzt nicht selten eine ähnliche Sehnsucht nach dem schönen Griechenland und dem fernen Freund sein Gemüth ergreift, wie er sie in den Tagen der Jugend mit warmen und tief empfundenen Worten vorher verkündet. Der Umgang mit diesen Söhnen des Südens hat auch die ersten literarischen Gaben Sanders' gezeitigt und gefördert. Schon im Jahre 1842 verband er sich mit seinen Freunden Carrière und Oppenheim zu der Herausgabe neugriechischer Volks- und Freiheitslieder; 1844 folgte das schon genannte „Volksleben"; größere Arbeiten, demselben Gebiete angehörig, brachten weiter Prutz' literarhistorisches Taschenbuch und die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik; den Kreis dieser Thätigkeit schließt die Uebersetzung von Rhangawis' aristophanischem Lustspiel „Die Hochzeit des Kutrulis", 1848. Zur sachlichen Würdigung dieser Werke genügt es auf den Beifall der Kenner hinzuweisen, den sie in reichem Maße geerntet; wir greifen nur noch ein und das andere persönliche Moment heraus, das erste zugleich nicht ohne

reale wissenschaftliche Bedeutung. Mit Rhangawis ist Sanders nur auf brieflichem Wege befreundet geworden, der gefeierte Dichter näherte sich zuerst dem deutschen Uebersetzer und Kritiker und wurde mit durch ihn bestimmt, für die Komödie nicht weiter den „politischen" Vers, sondern den jambischen Trimeter zu verwenden. Fast noch wichtiger will uns ein Charakterzug bedünken, den wir schon in diesen Erstlingswerken Sanders' erkennen und in allen weiteren wieder finden. Wer je mit heutigen Griechen zu verkehren das Glück hat, weiß, wie eifersüchtig sie auf ihren Zusammenhang mit den Hellenen des Alterthums halten, und wie böses Blut Fallmerayer einst mit seiner Slaventheorie unter ihnen gemacht hat. Sanders, der sein „Volksleben" einem patriotischen Griechen unserer Zeit gewidmet, nimmt keinen Anstand, in wesentlichen Beziehungen dem geistvollen Fragmentisten beizustimmen und einen engen Zusammenhang der slavischen und neugriechischen Volkspoesie theils vorauszusetzen, theils nachzuweisen. Ich erkenne hier den vorurtheilsfreien Forscher, der an den naturwissenschaftlichen Studien den Blick für das Thatsächliche, für das Werk geschärft hat, von dessen sicherm Erkennen auch der idealste Sinn getragen sein muß; und eine noch größere geistige Freiheit verräth eine Note, worin er einen griechischen Freund Stephanos (S. 322) auffordert, den Wechseleinfluß griechischer und slavischer Volkspoesie eingehend zu prüfen; ihm, Sanders, sei es gleich, ob seine Resultate bestätigt oder widerlegt würden. Das ist die Signatur unseres Zeitalters; jener Wahrheitssinn, der die eigene Persönlichkeit unbedingt der Sache opfert, der ohne Ansehen der Person Widerspruch erträgt und mit gleicher geistiger Ruhe seinen Widerspruch äußert. Von diesem Standpunkt aus ergiebt sich uns auch die volle Berechtigung, mit der Sanders einst gegen Grimm zu Felde zog. Wir aber wollen dem Gang unserer Darstellung nicht vorgreifen, der uns bald genug zu der Thätigkeit führen wird, die seit zwanzig Jahren Sanders' Leben hauptsächlich gefüllt hat.

Nach vollendeten Studien kehrte Sanders im Besitz der philosophischen Doctorwürde und eines preußischen Oberlehrerzeugnisses in seine Vaterstadt zurück, um hier die Leitung derselben Anstalt zu übernehmen, die seine Jugend so wesentlich gefördert hatte. Es folgen nun eine Reihe stiller, glücklicher Jahre für Sanders. Sein Lehrerberuf gewährte ihm reiche innere Befriedigung und veranlaßte ihn zugleich zu einer directen schriftstellerischen Thätigkeit; er gab 1845 seine „Gespräche" heraus, die als Ergänzung der gewöhnlichen Lehrbücher zu dienen bestimmt sind; seine literarischen Arbeiten über Griechenland, die von Strelitz aus veröffentlicht wurden, machten seinen Namen in weiten Kreisen ehrenvoll bekannt; nicht minder gelegentliche Beiträge in gelehrten Zeitschriften, wie in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, in Herrig's Archiv u. a.; sie bezogen sich meistens auf Sprache und Literatur der neueren Völker, griffen auch wol hier und da auf das Hebräische zurück; so in einer Uebersetzung des hohen Liedes, die viele Jahre später (1866) als selbstständige Schrift erschien. Die allgemeine Achtung seiner Mitbürger hob und stärkte die Freude an der anstrengenden, aber willig geübten Arbeit des Berufs, und was dem Leben erst vollen Werth verleiht, außer alter und neuer Freundschaft genoß Sanders eines hohen Glückes am eigenen Herde, einer eigenen gemüthlichen Häuslichkeit; er und sein Bruder führten Schwestern heim, Töchter einer von früh auf befreundeten Familie; so wob sich zwischen ihnen ein neues, festes Band, das bis auf heute beide Häuser in traulicher Lebensgemeinschaft zusammenhält.

In einer solchen theils beglückten, theils glückverheißenden Lage trat Sanders in das bewegte Jahr 1848 hinüber, in dessen trüber und unklarer Gährung sein reiner Sinn vor Andern den idealen Kern und nationalen Gehalt zu würdigen wußte, der sich erst heute zu festen und greifbaren Formen entwickelt hat. In diesem Sinne war er selber publicistisch in seinen „Blättern für freies Volksthum" thätig; und als die nationale Bewegung wider Wunsch und Erwarten und anscheinend vor der Zeit ebbete, machte er seinem Unmuth mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Adolf Glassbrenner (der damals in Neustrelitz lebte), in den „Xenien der Gegenwart" Luft. Diese journalistische Thätigkeit bildet aber nur eine Episode in Sanders Leben; er sollte bald und ausschließlich der wissenschaftlichen Arbeit zugeführt werden, und zwar in ihrer edelsten Aufgabe, in ihrer Bestimmung für die unmittelbare nationale Bildung.

Die äußere Veranlassung zu dieser Thätigkeit bot ein Ereigniß, das schmerzvoll in Sanders' Leben eingriff, das aber gleichwol ihm selber und dadurch auch der Nation zum Segen gereicht hat. Die jüdische Schule in Strelitz, die unter seiner Leitung fröhlich aufblühte und auch von Seiten der christlichen Bevölkerung eines seltenen Vertrauens und zahlreichen Besuches genoß, ging 1852 ein, um mit den übrigen städtischen Anstalten verschmolzen zu werden. Nicht ohne Schmerz schied Sanders von einer reich gesegneten Berufsthätigkeit und gab dieser Empfindung in einer gedruckten Abschiedsrede einen warmen, bewegten Ausdruck; er suchte und fand Trost in der Fortsetzung den seit lange begonnenen und treu gepflegten germanistischen Studien, die mehr und mehr den Mittelpunkt seines Lebens zu bilden bestimmt waren; in diesem ihren persönlichen Werthe hat er sie auch bald genug erkannt und gewürdigt, keine verlockende Gunst einer äußern glänzenden Stellung — ihm wurde u. a. ein Directorat in Frankfurt a. M. angeboten — hat Sanders seitdem von dem freien und hohen Berufe des unabhängigen Schriftstellers zu entfernen vermocht.

Die erste reife Frucht dieser Thätigkeit war seine Kritik des Grimm'schen Wörterbuchs. Die Leidenschaft hat sich im Laufe der Jahre so weit beruhigt und geklärt, daß man ohne Furcht der Mißdeutung und ohne Impietät gegen eine geniale Natur und eine nationale Größe es ruhig aussprechen darf. Jacob Grimm — denn um diesen handelt es sich zunächst, weniger um seinen Bruder, noch weniger um seinen Nachfolger — war zum deutschen Lexikographen nicht berufen; die Aufgabe war nur von außen an ihn herangetreten; sie entsprach auch nicht seiner innern Begabung, die, wie tief sie auch das Wesen deutscher Geistesart zu erschließen vermochte, doch der Klarheit und Schärfe in wesentlichem Grade ermangelte, die vor Allem dem Lexikographen eignen sollen. So konnte Sanders unschwer, ohne den Werth des gesammelten Stoffes an sich zu verkennen und zu verkleinern, den Mangel an Bestimmtheit, an übersichtlicher Gliederung, an schlagenden Beispielen u. a. mit Evidenz darthun; und neben diesen mehr zufälligen Fehlern ließ sich eine ganze Reihe principieller Ausstellungen mit Grund geltend machen. Wir nennen unter diesen, um mit Aeußerlichkeiten zu beginnen, die thatsächlich, wenn auch nicht im Sinn ihres Urhebers unpatriotischen Neuerungen der Orthographie, die lateinische Schrift und Worterklärung, das Ueberwuchern etymologischer Untersuchungen; schlimmer war noch die deutlich erkennbare Abneigung Grimm's gegen die heutige Sprachentwickelung, und die nicht selten hervortretende Absicht, die Meister der Sprache, ja den

Sprachgenius selbst von vorgefaßten Meinungen aus zurecht rücken zu wollen; im engen Zusammenhang damit stand die unzureichende, grammatische Observation im Gebiet des Neuhochdeutschen, und was als Hauptsache zu nennen ist: die mechanische alphabetische Anordnung brachte die innere Fülle unserer herrlichen Muttersprache nicht im entferntesten zur Anschauung.

Schon dadurch allein, daß Sanders statt der mechanischen, eine dynamische Anordnung gewählt hat, deren Wesen bei der weiten und verdienten Verbreitung seines Wörterbuchs einer nähern Darlegung nicht bedarf, hat er ein Hauptverdienst gegenüber seinem Vorgänger; nicht minder durch das bewußte Vermeiden der an demselben gerügten Mängel und die positive Ausfüllung seiner Lücken. Den wesentlichsten Vorzug des Sanders'schen Wörterbuchs erkennen wir aber darin, daß es der Wissenschaft und dem Leben der Nation in gleicher Weise zu dienen bestimmt und fähig ist. Sanders hat sein Wörterbuch nicht auf das enge und doch in sich unendliche Gebiet der Literatur beschränkt; auch die Sprache des Lebens in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe, in Ackerbau und Schifffahrt, auf dem Markt der Oeffentlichkeit, wie in den still umfriedeten Räumen des Hauses ist von ihm mit bewußter Absicht und in treuem, hingebendem Eifer erforscht und dargestellt worden, in einem Maße und einem Umfang, der die laute und stille Bewunderung von Freund und Feind erweckt hat und fort und fort zu wecken geeignet ist. Dazu kommt die warme Ueberzeugung, daß wie in der Vergangenheit, so auch in der Gegenwart ein frisches Leben die Adern unserer Muttersprache durchwalle, und daß ein treues, selbstvergessenes Forschen auch in dem heutigen Bestande derselben ungeahnte Blicke in die schöpferische Kraft unseres Volksgeistes eröffne. So ist Sanders' Hauptarbeit, so sind alle daraus abgeleiteten und daran weiter geknüpften Arbeiten von Liebe zur Vergangenheit, von Achtung für die Gegenwart, von Vertrauen zu der Zukunft unserer Nation durchdrungen. Diese Liebe zu seinem Volke lohnt ihm dasselbe bereits mit warmem Danke und entschädigt ihn so für die Verunglimpfung, die ihm lange Jahre statt der gehofften und verdienten Anerkennung zufiel.

Uns aber liegt es noch ob, den weitern Verlauf von Sanders germanistischer Thätigkeit mit wenigen Worten darzustellen. Dahin gehört zunächst sein „Handwörterbuch der deutschen Sprache" (1869), ein für das größere Publicum bestimmter dankenswerther Auszug aus dem oben genannten und charakterisirten Werke. Die Planmäßigkeit in Anlage und Ausführung der Arbeit mit ihren durch den Zweck bedingten Modificationen und Abweichungen von dem größern Werke verdient auch hier wiederum besondere Anerkennung. Sodann nennen wir das in zwei Bänden 1871 erschienene „Fremdwörterbuch", das an Klarheit der Anordnung und Fülle des Stoffes alle seine Vorgänger hinter sich zurückläßt und damit den seltenen Vorzug verbindet, für diese bald geduldeten, bald gern aufgenommenen Fremdlinge literarische Nachweisungen in reicher und gewählter Fülle zu bieten. Die Schärfe der Unterscheidung, die Sanders in seinem Wörterbuch so meisterhaft handhabt, veranlaßte ihn weiter, gleichfalls 1871, ein eigenes „Wörterbuch deutscher Synonymen" abzufassen, das ohne störenden gelehrten Ballast den Leser in das geheime Walten der Muttersprache tiefer hineinführt; gerade in diesen feinen und sorgsamen Unterscheidungen zeigt sich so recht die Schärfe und Gemüthstiefe des Verfassers; wir lernen mit und an ihm unsere Sprache und unsere Classiker doppelt liebgewinnen; wie tief er sie im Einzelnen, zumal

seinen Goethe studirt hat, zeigt u. a. auch der schöne Beitrag, den er weiland in Gutzkow's Unterhaltungen zur Berichtigung des übernommenen Goethetextes geliefert hat.

Dem unmittelbaren, practischen Bedürfniß seiner Nation kommen „Der Katechismus der Orthographie“ (1856) und neue Schriften verwandten Inhalts, auch gelegentliche Aufsätze in Zeitschriften, wie Lindau's „Gegenwart“, im „Salon“ u. A. entgegen; in dieselbe Kategorie gehört sein „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“; eine noch tiefergehende Wirkung verheißt sein „Nach Begriffen geordneter deutscher Sprachschatz“, der eine Fülle des im Leben bereits verwendeten und verwendbaren sprachlichen Stoffes aus Heimat und Fremde zur bequemen Aneignung darbietet. Es liegt Sanders, wie in allen seinen Werken, so auch in diesem fern, dem Sprachgenius irgendwie Schranken auflegen oder das schöpferische Bedürfniß eines reichen, geistigen Innern auf das Maß des Vorhandenen zurückführen zu wollen; erleichtert aber kann selbst das Werk eines sprachgewaltigen, schöpferischen Genius durch eine solche Arbeit werden; und in noch höherm Grade kommt der „Sprachschatz“ rasch und sicher dem unmittelbaren Bedürfniß des Lebens und des Tages entgegen.

Noch manche andere gereifte Arbeiten verheißt uns eine so reiche und so glücklich entwickelte geistige Organisation und ein so reges, schöpferisches Vermögen. Wir erinnern, ohne den Anspruch zu erheben, daß wir Sanders' literarische Pläne auch nur annähernd kennen, an das bereits angekündigte „Orthographische Wörterbuch“, und an die seit langen Jahren erwartete selbstständige Behandlung der deutschen Vor- und Ableitungssilben, die dereinst eine wesentliche und werthvolle Ergänzung seines Wörterbuches bilden wird.

An dem Schluß unserer biographischen Skizze angelangt, sei es uns vergönnt, eine persönliche Verwahrung anzuknüpfen.

Wir haben in unserm Artikel unsrer festen und wohlbegründeten Ueberzeugung gemäß unsere principielle Zustimmung zu Sanders sämmtlichen Arbeiten ausgesprochen. Damit sind kleinere und größere Abweichungen im Einzelnen nicht ausgeschlossen, für deren Darlegung hier nicht der Ort ist. Nur einen Satz fügen wir im Interesse der Sache mit bewußter Absicht hinzu, dessen Form Sanders, wenn er anders einen gegen A. Stahr gelegentlich in der „Gegenwart“ ausgesprochenen Tadel aufrecht hält, mißbilligen muß. Wir unsererseits halten denselben in der Gedrängtheit einer schriftlichen Darstellung nicht für schwerfällig und sind überall der Meinung, wie sehr auch die schriftliche Darstellung der Lebendigkeit des mündlichen Gespräches nahe zu kommen berufen und verpflichtet ist, daß dem darstellenden Geiste eine schnellere und straffere Zusammenfassung nicht blos gestattet ist, sondern auch nicht selten geradezu obliegt.

Der Satz aber, mit dem wir von einem Manne Abschied nehmen, der uns in den Tagen einer glücklichen Jugend persönlich gütig und liebevoll, nicht wie ein Meister, sondern wie ein Freund und Genosse, geistig gefördert und geleitet hat, sei der folgende:

Wer wie Sanders in seinen „Vorschlägen zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland“, Berlin 1873, solche Grundsätze nennt und consequent beobachtet:

1. Im Ganzen und Großen steht der Schreibgebrauch für ganz Deutschland bereits fest.

2. Die Regeln und Feststellungen über deutsche Rechtschreibung müssen so einfach, so faßlich und so bestimmt sein, daß sie in der Volksschule mit voller Sicherheit zu erlernen sind, so daß also Niemand, der die Volksschule gehörig durchgemacht, über die berechtigte Schreibweise eines deutschen Wortes im Schwanken sein darf;

der hat den unheilvollen Gegensatz, der unser Vaterland zerklüftet, zwischen Laienschaft und Gelehrtenthum innerlich überwunden, hat Wissenschaft und Leben in fruchtbare Verbindung gebracht; er ist es werth, daß die Nation auch seinen fernern Leistungen mit offenem Vertrauen entgegenkomme, das wie es der höchste Lohn eines schriftstellerischen Wirkens ist, so andererseits die Arbeitslust und Arbeitskraft eines schaffenden Geistes auf das furchtbarste steigert. Friedr. Latendorf.

Aus Odilon Barrot's Advocaten-Praxis.

Eine Kriegserinnerung aus Frankreich.

Von **Arnold Wellmer.**

> Berrger, Odilon Barrot
> Font pleurer tout le barreau.
>
> Pariser Leierkastenlied.

„Auf nach Bougival! Dort hat ein findiger Unterofficier einen Weinkeller entdeckt, der sich eine halbe Meile lang durch den Kalksteinfelsen windet und so viel des edelsten Traubenblutes enthält, daß unsere ganze Division sich zwei volle Monate dran erquicken kann, der Mann täglich eine Flasche und wir natürlich zwei . . .“

Es war an einem behaglichen Novemberabende 1870. „Wir“ belagerten das „unberwindliche“ Paris und saßen gemüthlich beisammen in dem kleinen freundlichen Café restaurant Coeur d'or zu Grand Chesnay, unmittelbar vor dem vergoldeten eisernen Gitterthore von Versailles, das auf die Straße nach St. Germain führt.

Wir! Nämlich die jungen Officiere der schlesischen reitenden Feldartillerie und der Führer dieser friedlichen Kriegsfeder. Der treue Leser des „Salon“ sollte uns eigentlich noch ein wenig kennen. Vor jetzt gerade zwei Jahren sind wir uns schon ein Mal im „Goldenen Herzen“ begegnet — Bd. IX., Heft. VI. Es war, als Papa Grissot und seine schönen traurigen Töchter Clairy und Madelon uns von dem prächtigen weißen Marmorgrabe auf dem Friedhofe von Petit Chesnay erzählten, das nur die Inschrift hat: A ma mère! und so viel napoleonische Sünde und Schande bedeckt . . .

Welch' eine frohe Bewegung das war, als der gute liebe Doctor Abends aus Versailles zurückkam und uns die große Neuigkeit von dem entdeckten Riesenweinkeller in Bougival erzählte. Mit einem Eifer und einer wichtigen Geschäftigkeit, wie sein schlesisches Phlegma sonst nicht kannte, und einem rosig strahlenden Gesicht, als hätte er selber wenigstens Amerika entdeckt, oder mit den dienstthuenden Kameraden im Lazareth des Versailler Schlosses, die aus Bougival die frohe Botschaft und alle Satteltaschen voll „Proben“ mitgebracht hatten, die Entdeckung des findigen Unterofficiers bereits würdig gefeiert.

Auch wir improvisirten ein kleines Entdeckungsfest mit dem Besten aus Papa Grissot's Keller. Gab's doch morgen wieder Gratiswein in infinitum. Und der war in der letzten Zeit schon bedenklich dünn geflossen. Ja, die meisten bisher entdeckten Kellerquellen in den Dörfern um Versailles herum waren schon ganz versiegt, d. h. ausgetrunken. Und der gute pére Grissot wußte Wunderdinge von der Fülle und edlen Güte der neuen Weinquelle in Bougival zu erzählen. Der Keller gehörte dem größten Weinhändler von Paris. Auch Clairy und Madelon nickten und lächelten dazu von ihrem hohen Buffetsitz verheißungsvoll nieder. Sie gönnten den jungen Siegern,

die so hübsch und bescheiden und achtungsvoll gegen die Töchter des Goldenen Herzens waren und am Buffet so prompt in blanken Francstücken zahlten, diese Entdeckung von Herzen.

Und am andern Tage ritten wir die wenigen Kilometer hinaus nach Bougival, fünf Mann hoch und einige Burschen, alle leeren Satteltaschen voll leerer Weinflaschen. „Denn Flaschen muß Jeder mitbringen!" hatten des Doctors Kameraden gesagt.

Armes Bougival! Wie hatte das freundliche Städtchen an der Seine, mit den schmucken Sommerhäusern und Parks der Pariser gelitten! Besonders am 21. October, als General Trochu den großen Ausfall gegen St. Cloud und Bougival machte und persönlich commandirte und vorsorglich zwölf Maulesel mit großen Säcken voll eiserner Nägel mit sich führte, um den Prussiens die Kanonen zu vernageln. Der Mont Valerien und die Batterien der Enceinte hatten an diesem Tage besonders Bougival und La Malmaison mit ihren furchtbaren schweren Granaten überschüttet, unbekümmert darum, daß Bougival noch von Tausenden französischer Bürger bewohnt war. Als der Kampf Mann gegen Mann um den Park und das Lieblingsschlößchen Josephinen's tobte und sich immer weiter und heftiger auch um Bougival ausbreitete, sandte der Oberst des sechsundvierzigsten Regiments einen Officier mit Bedeckung in die Stadt zurück, um aus seiner Wohnung die Regimentsfahne zu holen. Er hatte beim ersten Alarm nur an ein Vorpostenscharmützel gedacht, und jetzt war es eine blutige Schlacht, in der seine sieggewohnte Fahne nicht fehlen durfte. Der Officier eilte mit seinen Soldaten im Geschwindmarsch durch die Straßen . . . Da riefen sich einige Bürger, blindsanguinisch wie alle Franzosen, jubelnd zu: „Sie fliehen; Sie sind besiegt! Laßt uns die Barbaren niederschießen und Theil am Siege und am Ruhme nehmen . . ." Und sie besetzten das Haus, in dem die Fahne aufbewahrt wurde, verrammelten ihre Hausthüren und holten die versteckten Gewehre hervor und schossen auf die Prussiens . . . Die stießen aber mit ihren Kolben die Hausthüren ein und stachen mit ihren Bajonnetten die Mörder nieder . . .

Wie schwer hat Bougival diese bürgerliche Kriegsthat büßen müssen! Als die Pariser gänzlich zurückgeschlagen waren, wurden die Häuser, aus denen die Bougivaler hinterlistig geschossen, bis auf den Grund niedergerissen und sämmtliche Einwohner aus der Stadt getrieben. Zu Fuß mußten sie auswandern — denn die Pferde wurden ja in Paris verspeist! — und all' ihr Hab und Gut, das sie nicht auf dem Rücken forttragen konnten, zurücklassen. „C'est la guerre! Grand malheur pour vous et pour nous!" bekamen sie in ihren eigenen kriegerischen Lieblingsredensarten von den austreibenden Soldaten als Trost mit auf den Weg.

In diese verwüstete traurige Stadt, in der nur Soldaten — nur Feinde wohnten, ritten wir hinein. Ja, fröhlich, wie auf einem Spazierritt zu einem guten Trunk in lustiger Gesellschaft! C'est la guerre! Der friedliche Leser wird sich voll sittlicher Entrüstung abwenden: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser da! — Aber wer dem wilden, blutigen, unmenschlichen Kriege in der Nähe in's Auge gesehen hat, der wird sich an die kriegsgehärtete Brust schlagen und sagen: Ja, es ist so und nicht anders. Bei all' dem Elend, bei Verwüstung und Tod rings um uns her, haben wir draußen im Kriege doch manche vergnügte Stunde erlebt, gescherzt und gelacht, wie daheim unterm Weihnachtsbaum . . . C'est la guerre! Gott sei mir Sünder gnädig!

Und laut, lustig und überlustig ging's auch in der engen düstern Stube zu, hinter der sich der Riesenkeller mit seinen vielen hundert Fässern Wein aufthat. In der Stube saßen dichtgedrängt Officiere, Aerzte, Intendanturbeamte — rauchend, singend, lärmend — und vor allen Dingen trinkend. Wir fanden nicht ohne Mühe ein Sitzplätzchen und mit viel Mühe pro Mund ein leeres Glas. Stoff, und vom Besten, war dagegen im Ueberfluß da. Officierburschen in weißbaumwollenen französischen Schlafzipfelmützen versahen Küferdienste — auch für sich! — und schleppten unaufhörlich riesige Blechkannen herbei mit dem Purpurblut der üppigen Weingelände an den Ufern der Garonne und Loire ...

A propos, da fällt mir schwer auf's Gewissen, daß ich meinem seligen Nachbar — das Epitheton geht auf die angenehme Vergangenheit in jener wirthlosen Bougivaler Weinstube! — einem rothen Berliner Intendanturrath — das „roth" ohne alle demokratische Färbung, nur auf Nase und Wangen, Uniformkragen, Aufschläge und Börse zu beziehen! — noch immer den feierlich mit Wort und Gläserklang und Handschlag versprochenen Dank für das mir abgetretene leere Glas schuldig bin: seinen Namen um seiner hohen Bougivaler Weinverdienste willen in Druckerschwärze zu verewigen! Was ich hiermit nachholen möchte. Der brave Mann heißt Menger!

Zur Abkühlung wurde der Weinkeller besehen. Eine Kalksteinhöhle mit unendlichen Seitengängen, ein Labyrinth, das man nicht ungestraft ohne Ariadnefaden oder leuchtende Zipfelmütze betreten durfte. Und welch' ein süßer, geheimnißvoller Duft quoll uns entgegen! Die edelsten Weinblumen aus dem ganzen weinfröhlichen Frankreich strömten ihn aus, hier zu einem berauschenden Bouquet vereinigt.

Dann ging's auf die Jagd. Einer schönen Lieutenantssage nach lebten in einem großen Park, der sich die bewaldeten Kalksteinberge hinaufzieht, noch einige verschüchterte weiße Hühnchen und Hunderte friedlicher Lapins. Aber es durfte in den Vorposten nicht friedlich geschossen werden. Das kriegerische Schießen besorgte der Mont Valerien, der hin und wieder eine grollende Granate nach Bougival schleuderte, eine glühende eiserne Visitenkarte: „Mes amis-ennemis, Onkel Bullrian hat die Ehre und das Vergnügen, sich freundlich in Erinnerung zu bringen!" Wir gingen also mit blanken Degen auf die Hühner- und Lapinjagd, wie der famose Jägerinnenchor in „Martha" mit Spießen und Liedern. Der Doctor borgte mir seinen „Spieß" und schleppte dafür eine schwere eiserne Spitzhacke mit sich, die er auf der Straße aufgelesen hatte. Es war der Entdeckerehrgeiz über ihn gekommen. Er wollte durchaus etwas entdecken: eine Höhle, eine Verschwörung, einen Weinkeller, eingemauerte Nonnen und Schätze, einen unterirdischen Gang unter der Seine durch nach Paris, eine Franctireurbande, eine Mine, ein niedliches vergrabenes Andenken für seine Laura zu Bunzlau am Bober, wo die braunen bunzlauer Kaffeekannen gemacht werden, irgend etwas, das ihn im großen Hauptquartier, in der Division, in der Batterie, oder doch im Coeur d'or berühmt und bei Laura angenehm machen würde. Und zu solchen Entdeckungen braucht man in Kriegszeiten einer derben Spitzhacke. Das wußte ja der Kanonier. Und er war just in einer echten eisernen Spitzhackenstimmung. Ach, wenn doch in Bunzlau und in Grüneberg Bordeaux und Burgunder wüchsen!

Der Rasen des Parks war hin und wieder von einer Granate aufgerissen. Auf der Höhe stand eine prächtige weiße Villa, zerschossen, verödet.

Nur der Springbrunnen vor der Veranda trieb sein glitzerndes Wasserspiel — eine brillante Garbe, die zu Staub versprüht — lustig und friedlich in die sonnige Winterluft, als ginge ihn das grand malheur rings herum nicht das Geringste an.

Wir fanden nur noch ein einziges weißes Hühnchen. Das saß hoch im Wipfel einer Platane und ließ sich weder durch unsere gezückten Degen, noch durch die Spitzhacke des Doctors herabschrecken. Es kauerte so still und harmlos zwischen den kahlen Zweigen, wie im friedlichen Nest von Stroh. Dann merkten wir, das Hühnchen sei todt, verhungert oder erfroren. Seine sämmtlichen Schwestern und Brüder hatten die glücklichen Soldaten von Bougival bereits verspeist.

Einige Lapins sahen wir noch durch die Bäume springen. Aber sie waren flinker als unsere Jagdspieße. Sie huschten in die Löcher am Berge — ihre Burg Malepartus. Nur ein armer „père Casquette“ blieb am Eingange seiner uneinnehmbaren Burg zappelnd hängen — in einer Drahtschlinge, die ihm eine findige Kriegerhand von Bougival gelegt hatte. Er wurde gespießt und für gute Beute erklärt. C'est la guerre!

Der Doctor „entdeckte“ richtig eine großmächtige Kalksteinhöhle. Nur war sie leider schon früher von einem Bougivaler Columbus gleichfalls entdeckt und in ihr das künstlich vermauerte Seitenhöhlchen mit der reichen Sammlung prächtiger alter, oft mannshoher Vasen und Krüge von Thon, Porcellan und Glas. Viele lagen in Scherben umher. Die enttäuschte Spitzhacke hat diese nicht vermindert. Ein vielumherirrendes Entdeckerherz ist gar oft gestimmt, wie eine zersprungene Glasglocke und wie eine zerspringende Porcellanvase.

Keine kriegerische Landpartie ohne „Häuserbesehen!“ Auch unser Bougivaler Spazierritt wurde damit beschlossen. Wir gingen die Hauptstraße hinab, direct auf die Seine zu. Das Ende der Straße war durch zwei Häuser verbarricadirt, deren Wände, Thüren, Fenster, Dächer, Möbeln einander in die Arme sanken, ächzend, krachend, sterbend, als die Macht des Dynamit und Pulverfasses sie überwältigte. Die Barricade wurde überklettert und vor uns lag die breite blanke Seine und dahinter Paris mit dem stolzen Triumphbogen und der goldenen Invalidenkuppel. Links geht die Straße nach St. Germain zu, rechts nach La Malmaison, nur von einer Reihe freundlicher Landhäuser gebildet, die den freien Blick auf die Seine und Paris haben. Wir gingen rechts, den verwüsteten Park und das Schlößchen zu besehen, in denen Josephine einst so glücklich und dann so unglücklich war; wo sie mit Aimé Bonpland die Veilchen der Napoleoniden pflegte, die Hortensia ihrer schönen, blonden, leichtsinnigen Tochter Hortense, Königin von Holland, und ihre eigenen Lieblingsrosen, die Rosen von Malmaison . . . und wo sie verlassen, verstoßen in Aimé Bonpland's Armen starb, der ein halbes Jahrhundert später noch vereinsamter und trauriger in den Graseinöden am Uruguay das müde Auge schließen sollte . . . Zum Glück kamen wir dies Mal nicht bis Malmaison, auch nicht bis in die gegenüberliegende Villa Metternich, in der die Frau Fürstin so bizarre Feste gab und so tolle Moden ersann und der Mademoiselle Therese so starke Chansons einstudirte und dann ein wenig schmollte, als Monsieur le prince Richard einer andern schönen Frau so galante Briefe geschrieben hatte, bis er vom Duellplatz verwundet in die Villa nach Bougival gebracht wurde. Die war jetzt dem Schutz der Herren Soldaten bestens empfohlen, aber Onkel Bullrian nahm

keine Notiz davon .... Zum Glück für unser heutiges Salonthema blieben wir vorher in einer andern interessanten Villa hängen.

Das Häuserbesehen war überhaupt hier an der Seine, wo die schönsten Villen Bougivals stehen, ein Spaziergang mit Hindernissen. Das Straßenpflaster war aufgerissen und die Steine kunstvoll so ausgestreut, daß sich ausfallende laufende Franzosen- und Pferdebeine recht bequem das Genick brechen konnten. Und alle zwanzig Schritt war eine kostbare Barricade quer über die Straße gebaut, bis an die Seine. Lauter Barricaden „mit Musik". Jeder ehrliche Soldat, der nur einen goldrahmigen Spiegel, ein Oelgemälde von der hochseligen Frau Urgroßmama, in thurmhoher Lockenfrisur und im prachtvollen Rococorahmen, ein geschnitztes Büffet, eine Marmortoilette, ein vergoldetes Sammetfauteuil, ein Billard oder dergleichen Bagatellen zu einer Barricade herbei trug, hätte sich seine tapfere Siegerseele aus dem Leibe geschämt, wenn „seine" Barricade ohne alle Musik, ohne einen Flügel von Erard, ein Pianino von Pleiel, eine Cremoneser Geige oder irgend ein Blasinstrument dagestanden hätte. Ja, der Barricadenehrgeiz und Wetteifer ging noch weiter. Es wurden unparteiische Taxatoren ernannt, unbesoldete Ehrenämter, welche jede Barricade gewissenhaft abzuschätzen hatten. Die theuerste Barricade sollte Siegerin sein. Eine neuntausendachthundert Thlr.-Barricade mit zwei Flügeln, einundeinhalb Pianino — die eine Hälfte war unterwegs verloren gegangen — etlichen Pendulen, einem reich mit Gold gestickten Staatsrathsfrack, der an einem elfenbeinernen Billardqueue aus einem gelbatlassenen Polisandersopha in die Luft ragte, erhielt den Tugendpreis, ein gesprochenes Ehrendiplom! Vergebens appellirte die gekränkte Nachbarin, eine achttausendfünfhundert Thalerbarricade, legte besonderes Gewicht auf eine zu gering taxirte reichgebundene kostbare Bibliothek, die zu einem stattlichen Wall aufgemauert war, und sprach sogar ziemlich laut von Bestechung der Unparteiischen durch einige Dutzend Flaschen Muscateller und Champagner ... Es half nichts. Die neuntausendachthundert Thaler prangten in großen schwarzen Ziffern als die ultima ratio auf einer Damastserviettenfahne in dem Rücken der Siegerin. Und es gab keine höhern Appellationsinstanz. Für solche Luxusinstitute hat nur der goldene Friede Zeit und Geld.

Ueber diese Barricaden mußten wir klettern. Vor der Bücherbarricade blieb ich stehen, kopfschüttelnd und nachdenklich. Ueber die wollte das alte bequeme gottlose Wort: „C'est la guerre!" mir doch nicht hinweg helfen. Mir that das Herz weh bei dem Gedanken: Wenn Deine lieben Bücher hier jetzt im Schnee und Regen faulten, von benagelten Commisstiefeln zertreten und zerfetzt! Pauvre monsieur l'ennemi, der Du wahrscheinlich Dein ganzes — und zwar ein langes Menschenleben an dieser Bibliothek gesammelt hast, denn dafür sprechen die vielen verschiedenen Altersschattirungen der Pergament- und goldbedruckten braunen Lederbände — wie muß Dir zu Muth sein, wenn Du nach dem Frieden in Dein Haus zurückkehrst und Deine Bücher verfault und zerrissen auf der Straße findest ... O mon Dieu! Odilon Barrot! Armer alter Mann! Armes Gelehrtenherz!

Ja, „Camille Hyacinthe Odilon Barrot!" stand vor dem Titelblatte des Buches, das ich in der Hand hielt, mit einer flüchtigen kleinen Schrift. Und im zweiten und dritten — in allen Büchern, die ich aufschlug, derselbe Namen. Da waren eine schöne große französische Ausgabe von Walter Scott mit Kupferstichen, der Code Napoleon, Racine, Rabelais, Thiers' Geschichte

des Consulats, Büffon, Lafontaine, Rousseau, Pitaval, Louis Blanc's Zehn Jahre, Mde. de Sevigné, juristische, Staatswerke, Classiker, moderne Poesien, Zeitschriften, Alles bunt durcheinander, wie sie der aufbauenden Soldatenhand just in den Griff gekommen waren — und hier ein Band Causes célèbres ... Beim Aufschlagen fällt mir die Lithographie eines jungen schönen Mädchens in's Auge. Darunter der Name Marie Morell und auf der Druckseite vis-à-vis die Worte: ... „Odilon Barrot plaidait ... Marie Morell, une fille de seize ans, innocente, religieuse, un coeur immaculè, une ame claire, une figure et un oeil comme un ange, une fille de la plus honnéte et trés grande famille du général Morell ... voici, messieurs les jurés, la victime déplorable d'une scélératesse infame — et voilà La Roncière, un officier de la cavallerie, mal-famé, un caractère dur, insociable, froid, méchant, intrigant ... choisissez le coupable — l'un des deux ..."

Und wieder ruhte mein Auge auf dem lieblichen Mädchengesicht ... Da sah ich unter dem Bilde und unter den Namen eine verblichene Bleistiftschrift und ein großes Fragezeichen ... Ich entzifferte:

„Marie Morell"

?

Une énigme de l'ame!

(Marie Morell — ein psychologisches Räthsel?)

Mein Interesse, meine Spannung wuchsen. Ich hätte diese Cause célèbre in einem Zuge auf der Barricade zu Ende lesen mögen, trotz des frischen Novembertages und der Granaten des Mont Valerien. Aber die Kameraden und die Spitzhacke drängten weiter.

Ich steckte also das verregnete, zerfetzte, bereits völlig zu Maculatur gewordene Buch ohne Gewissensscrupel in die Tasche, zur Lectüre für die Versailler Abende als Andenken an Odilon Barrot und die Bougivaler Bücherbarricade „mit Musik". C'est la guerre!

„Odilon Barrot, der große französische Volks- und Staatsmann und Rechtsgelehrte, hat hier in der Nähe gewohnt!" sagte ich. „Welches Haus mag diese Bücherbarricade geliefert haben?"

Soldaten, die gleichfalls „Häuser besahen" und mit allerlei Frauenputz behängt und mit einem ausgestopften jungen Bären, und sonstigen Curiositäten zur Verkürzung der langen Winterabende beladen vorüberkletterten, konnten Auskunft geben.

Dort also, dicht neben der Bücherbarricade, hatte Odilon Barrot in friedlichen und stürmischen Tagen gewohnt! Und wahrscheinlich die größte Zeit seines langen und wechselreichen Lebens. Es war ein altmodisches, einfaches Landhaus, geräumig und behaglich. Einstöckig und in Hufeisenform erbaut, schloß das Hauptgebäude mit den beiden vorgeschobenen, niedrigeren Seitenflügeln einen Rasenplatz mit Blumenbeeten und Ziersträuchern ein, von der Straße durch eine Mauer und ein großes, eisernes Gitterthor im Rococostil geschieden. Dies Gitter war aber jetzt von innen durch Möbeln und anderes Haus- und Küchengeräth fast verbarricadirt, die Mauer crenelirt — eine kleine Festung gegen einen Ausfall der Pariser.

Wie da hineingelangen? Es reizte uns Alle, Odilon Barrot's Haus genauer zu sehen. Die Bougivaler Soldaten und — des Doctors Spitzhacke wußten Rath. Es machte ihr das riesigste Vergnügen, in einem Nach-

barhause ein Fenster einzuschlagen. Wir kletterten hinein und fanden richtig, wie uns die Soldaten gesagt hatten, im Innern die Seitenwände durchbrochen, nach rechts und nach links. Im Interesse der Vertheidigung waren die Häuser ganzer Straßen so mit einander in Verbindung gesetzt. Der Doctor machte sich ein Verdienst daraus, durch Erweiterung der Mauerlücken die Communication zu verbessern.

Wir standen in Odilon Barrot's Landhause, wir gingen durch die verlassenen, verwüsteten, traurigen Räume. Die Bewohner mußten in der größten Eile und Bestürzung geflohen sein, ohne mehr als etwas Handgepäck gerettet zu haben. An den Wänden hingen Oelgemälde und Spiegel, auf den Kaminen standen Uhren und Vasen und zierliche Nippes von Bronce und Alabaster, im Speisesaal Porzellan und Glas und die großen, französischen Tafelaufsätze von Alfenide zum Wärmen der Speisen, in der Bibliothek lagen Bücher, Briefe und andere Papiere wüst auf dem Boden umher . . . Alles fast in Trümmern, in Scherben, in Fetzen . . . Die meisten Möbel waren auf den Hof hinausgeschleppt oder hinabgeworfen, das Gitterthor zu verbauen oder die Straßenbarricaden vertheuern zu helfen. In dem Speisesaal, dessen hohe Glasthüren auf einen schönen Park gingen, und in der Bibliothek waren Granaten geplatzt. Die Fenster zertrümmert, die Tapeten zerfetzt, die Vorhänge herabgerissen, die Bettstellen ohne Matratzen . . . Und wie behaglich, wie wohnlich, wie friedlich und fröhlich ist es hier einst gewesen! Das athmeten alle Räume noch im Todeshauch.

Einst! Mit welchen Gefühlen muß der achtzigjährige Odilon Barrot geflohen sein! Und wo weilt er jetzt? Hungert er in Paris? Tagt und klagt er mit in Bordeaux? Irrt er heimatlos durch Frankreich?

Armer Greis! Achtzig ehrenvolle Jahre des redlichen Kampfes für Recht und Wahrheit und für die Größe und den Ruhm Frankreichs — — und jetzt kurz vor Schlafengehen dieser Sturm, zerwühlend und vernichtend!

Wie viel Wandlungen seines Lebens und Frankreichs hat Odilon Barrot erfahren! Er hat oft geirrt, aber nie irren — gewollt.

Seine Geburt fällt in das Jahr der ersten, wilden Revolutionsstürme — 1791. Sein Vater ist ein muthiger Vertheidiger des unglücklichen Bourbonenkönigs, Ludwig's XVI. Im Convent erhebt er kühn seine Stimme gegen die Hinrichtung — gegen die Ermordung des Königs und seiner Familie. Er protestirt gegen den Verrath des ersten Consuls und ein napoleonisches Kaiserreich. Er agitirt 1814 für die Restauration eines constitutionellen Königthums der Bourbonen.

Unter diesen Eindrücken wächst der junge Odilon auf, reift er zum Jüngling, zum Mann heran. Mit zweiundzwanzig Jahren schon Advocat am Cassationshofe, legt er im März 1815, als Napoleon von Elba entflohen, schon vor den Thoren vor Paris steht, seine Stelle nieder und erhebt mit dem Vater zugleich seine energische Stimme gegen ein neues Kaiserthum Napoleon — das Unglück Frankreichs! Vater und Sohn unterzeichnen die Petition, welche nach dem zweiten Sturz des Kaiserreichs Ludwig XVIII. nach Frankreich zurückruft.

Wie bald aber schwinden Odilon Barrot's bourbonische Hoffnungen! Der König und sein Bruder, Graf Artois, haben im Exil nichts gelernt und nichts vergessen. Die hochadeligen Emigranten sind nur übermüthiger zurückgekehrt. Die Reaction erhebt stolzer ihr Haupt, verderblich für Frankreich . . .

Enttäuscht, ernüchtert bricht der junge Advocat mit den Traditionen seiner Familie, mit seiner Jugendliebe und seinen Jugendträumen. Neben Lafayette und Düpont von der Eure wird er einer der schärfsten und beredtesten Gegner der neuen Regierung, der feurigste Anwalt der liberalen Partei in allen politischen Processen. Er vertheidigt die Protestanten im südlichen Frankreich, die angeklagt sind, am Frohnleichnamsfest ihre Häuser nicht mit Teppichen und Blumen geschmückt zu haben, gegen die jesuitische Hofpartei, und kämpft begeistert für den von ihm aufgestellten Rechtsgrundsatz: „Das Gesetz muß neutral sein gegen alle Culte. Ja, das Gesetz ist atheistisch — in dem Sinne, daß es alle Religionen gleich rechtlich beschützt und sich mit keiner identificirt!" — Die Protestanten werden freigesprochen.

„Aide-toi, le ciel t'aidera!" (Hilf Dir selber, so wird auch Gott Dir helfen!) Das ist der Name — das Motto einer liberalen Gesellschaft, die im Boden der Verfassung und des Gesetzes wurzelt, und Odilon Barrot ist ihr Präsident. Das Wort wird das Motto seines Lebens.

In der Julirevolution wird Odilon Barrot der Vertreter des liberalen Bürgerthums und kämpft mit Béranger, Lafitte und Benjamin Constant siegreich für ein populäres Königthum — gegen Lafayette und die Republikaner. Er hilft Louis Philipp auf den Bürgerkönigsthron und geleitet den vertriebenen Karl X. und seine Familie sicher und schonend nach dem Hafen von Cherbourg, mit der zartsinnigen Wehmuth, mit der man einer alten, irrenden Jugendliebe zum letzten Abschied in's Auge sieht.

Der dankbare Bürgerkönig macht Odilon zum Seinepräfecten. Das Euredepartement wählt ihn in die Kammer. Eine glänzende, parlamentarische Thätigkeit beginnt im muthvollen und meist siegreichen Kampf gegen die Sünden der Regierung, die nicht gehalten, was sie versprach. Er wird der schneidigste Gegner des Ministers Guizot. Er glaubt 1848 das verhaßte Ministerium zu stürzen und muß zu seinem Schrecken den Thron mit fallen sehen . . . Die von ihm selber mit entfesselte Revolutionsfluth rauscht über ihn hinweg, ihn unaufhaltsam mit fortreißend. Der neue Minister des Innern, Odilon Barrot, hat nur die traurige Aufgabe, die Abdankung Louis Philipp's zu verkünden.

Mit welchem Ingrimm und Erröthen blickt er bald auf seine Ministerrolle unter der Präsidentschaft Louis Napoleon's zurück — als dieser auch ihn getäuscht und betrogen und als abgenutztes Werkzeug bei Seite geschoben und — seinen blutigen Staatsstreich ausgeführt hat. Grollend und traurig, bekümmert um Frankreich, zieht Odilon Barrot sich ganz in ein gelehrtes Stillleben nach Bougival zurück. Er schreibt über die „Centralisation und ihre Wirkungen". Er hat die Genugthuung, den unheilvollen Decembermann in Nichts zerfallen — aber auch den tiefen Schmerz, sein geliebtes, stolzes Frankreich besiegt, zerschmettert, in wahnsinniger Anarchie dem Abgrund und gänzlicher Vernichtung zutaumeln zu sehen . . .

Ja, mit welcher Todestraurigkeit, mit welcher Verzweiflung im Herzen muß der achtzigjährige Odilon Barrot aus Bougival, aus seinem schönen, friedlichen Heim, von seinen lieben Büchern geflohen sein — beim Nahen der deutschen Sieger!

* * *

Am jüngsten 7. August ist Odilon Barrot, über zweiundachtzig Jahre alt, an der Wassersucht gestorben, nachdem er noch Schlimmeres erlebt als

den Krieg und den Sieg der Deutschen: — die blutrothe, rasende Commune — den Bürgerkrieg mit Mord und Brand.

Und noch ein Mal sollte er in die Oeffentlichkeit treten. Der alte Thiers, Präsident der Republik, erinnerte sich seines Jugendgenossen und Collegen im Bürgerministerium. Odilon Barrot wurde Mitglied des neuen Staatsrathes und am 27. Juli 1872 Vicepräsident desselben. Aber er sollte auch noch den Schmerz erleben: Thiers einem Mac Mahon geopfert — mit brechendem Auge die römisch-napoleonische Reaction aus dem blutgedüngten Boden Frankreichs wieder aufwuchern zu sehen . . .

Der Patriot Odilon Barrot ist gern gestorben.

Sein Tod ließ mich die verwitterten Blätter wieder hervorsuchen, die ich aus der Bücherbarricade von Bougival vor gänzlicher Vernichtung gerettet hatte. Sie behandelte einen psychologisch und criminalistisch hochinteressanten Fall aus Odilon Barrot's Advocatenpraxis. Obgleich er beim Beginn seiner politischen Laufbahn schon seit der Julirevolution auf dieselbe verzichtet hatte, so finden wir den berühmten Rechtsgelehrten und hinreißenden Redner doch hin und wieder noch im Barreau — bei besonders wichtigen politischen Processen seiner Partei, wie im Sommer 1832, als nach dem Aufstande vom 2. und 6. Juni die Bitten Odilon Barrot's, Arago's und Lafitte's um Mäßigung und Milde in den Tuilerien so schnöde abgewiesen wurden, als das Ministerium den Belagerungszustand über Paris aussprach und die gehorsamen Kriegsgerichte ihre blutigen Todesurtheile sprachen . . . Da trat Odilon Barrot als feuriger Vertheidiger vor dem Cassationshofe auf und forderte und erlangte durch seine Macht der Rede Achtung der Regierung vor dem Paragraphen der Verfassung: „Niemand darf seinem natürlichen Richter entzogen werden!" — Die Todesurtheile des Kriegsgerichts wurden cassirt.

Oder ein eminent schwieriger, rechtswissenschaftlich, psychologisch, oder social interessanter „Fall" reizte den Advocaten im Staatsmanne, die Politik auf eine Weile bei Seite zu schieben und seine Kunst und sein Glück wieder einmal im Barreau zu versuchen.

Ein solcher Fall ist der unserige: Marie Morell contra La Roncière, — der vor vierzig Jahren auch in Deutschland das größte Aufsehen machte. Wir wollen versuchen, den Proceß nach unserer Quelle hier in möglichster Kürze wiederzugeben. Aber gerade in der kurzen Zusammenfassung der Vorgeschichte, der Anklageschrift, der Verhöre vor dem Instructionsrichter, der mündlichen Verhandlungen vor den Geschworenen und dem Resumé liegt die größte Schwierigkeit für unsere Feder, die den Leser gern vor den endlosen Wirrnissen und Wiederholungen der actenmäßigen Darstellung bewahren möchte.

Versuchen wir's also, ohne das Gelingen zu garantiren — zur Erinnerung an die Bougivaler Bücherbarricade mit Musik und an unsern Besuch in Odilon Barrot's kriegverwüstetem Hause.

* * *

Der Assisensaal im Palais de Justice hat schwerlich jemals eine glänzendere Versammlung gesehen als in den Frühlingstagen 1835. Alle reservirten Sitzplätze sind von den vornehmsten und eleganteſten Pariser Damen in großer, neuer Assisentoilette eingenommen. Aus ihren Gesichtern lacht das Vergnügen und die Neugier, wie bei einer großen Première in der Großen

Oper. Die Cavaliere machen den Schönen den Hof, wie im Ballsale Die goldenen Operngläser mustern die Bänke der Ankläger, der Verklagten und der Familien beider Parteien, der Zeugen und der Advocaten . . . O, es ist eine sehr gewählte Gesellschaft da unten vor den Assisen zu sehen.

Welch' eine stattliche, vornehme und reiche Familie sind doch die Morells, und wie prächtig-würdevoll ist ihre Anklägergruppe im Halbkreis vor den Geschworenen arrangirt! Sicher haben sie zu Hause unter den Augen eines kundigen Regisseurs Probe gesessen!

Da ist der Vater, der General Baron Morell, in großer Paradeuniform, eine imposante Erscheinung. Die Generalin, eine noch immer anmuthige, vollblühende Frau in der Mitte der Dreißige, hat sehr gewählte Toilette gemacht, einfach schwarz, aber distinguirt, mit niedergelassenem schwarzen Schleier. An ihrer Seite ihr zwölfjähriger Sohn Robert, ein lebhafter Knabe in der Sonntagssammetjacke mit weißen Perlmutterknöpfen, der sich sehr wichtig vor den Assisen vorkommt, aber mit der Zeit herzlich langweilt und von der Mama alle Augenblicke zu einer würdigen gekränkten Unschuldsmiene ermahnt werden muß. — Da sind die Brüder der Generalin: der Marquis Julius de Mornay, Mitglied der Deputirtenkammer, und Graf Charles de Mornay, Ministerresident am Hofe zu Karlsruhe. Auch die Frau Marquise de Mornay, eine Tochter des berühmten Marschalls Soult, der Herzog und die Herzogin von Vicenza, Graf Mornay d'Andreville, die Herren Auguste de St. Aignan, Theodor de Lameth und der Vicomte de Montesquiou versäumen nicht, durch ihre Anwesenheit die Macht, den Glanz und Reichthum „ihrer" Familie Morell vor den Herren Geschworenen in's günstigste Licht zu setzen. Denn im Uebrigen haben die Schwäger und Schwägerinnen, Vettern und Cousinen, Onkel und Tanten der Ankläger mit dem Proceß nicht das Geringste zu schaffen. Aber für das französische Richterauge ist eine glänzende Theaterstaffage vor den Assisen von entscheidender Wichtigkeit und die Frau Herzogin von Vicenza findet sich in ihrer dunkelblauen Sammetrobe und dem Diamantencollier heute auf dem Parket des Palais de Justice, wo sie die einzige agirende Duchesse ist, viel interessanter, als morgen auf dem Hofball in den Tuilerien, wo man über Herzoginnenschleppen stolpert. Eine vornehme deutsche Frau würde sich halb todt ängstigen — und — schämen und ihren Hausarzt um ein Krankheitsattest anflehen, wenn sie als Zeugin vor Gericht erscheinen müßte — noch dazu in einem so delicaten Falle, wie der vorliegende. Aber ein deutscher Gerichtshof, vor dem der Besenbinder und der General gleich sind, und ein deutsches Gemüth sind eben himmelweit verschieden von den französischen. Dafür sind wir ja auch die deutschen Barbaren.

Auch die beiden Anwalte der Familie Morell sind ganz dazu angethan, die Pracht und Macht der Ankläger vor den Augen der Richter und ganz Frankreichs glänzend hervorzuheben.

Es sind die berühmtesten Parlaments- und Assisenredner Frankreichs: der geistreiche Legitimist Pierre Antoine Berryer und unser Odilon Barrot.

Nur die Heldin fehlt noch: Fräulein Marie von Morell. Sie wird erst in einer spätern Effectscene auftreten — Nachts um die zwölfte Stunde — bei magischer Beleuchtung. Der Präsident verkündet, daß Fräulein Morell durch Krankheit vorläufig am Erscheinen verhindert sei, wie die beiden entsandten Gerichtsärzte bezeugen. Dr. Bailly giebt zu Protocoll: Ich habe bei verschiedenen ärztlichen Besuchen im Hause des Generals Morell das

Fräulein in einer merkwürdigen, convulsivisch-nervösen Affection gefunden, die sich mehrmals des Tages und ziemlich zu derselben Stunde wiederholt. Diese krampfhafte Erscheinung, die in Starrsucht ausartet, beginnt gewöhnlich Morgens vier Uhr und hält volle sechzehn Stunden an. Erst um sechs Uhr Abends weicht der Krampf und die Kranke ist bei vollkommener Besinnung und Klarheit in ihren Antworten. Aber schon nach zwei Stunden kehrt jene krankhafte Affection wieder und dauert bis nach zehn Uhr; dann von elf bis zwölf Uhr ein neuer Anfall. Nur von Mitternacht bis vier Uhr ist Fräulein Morell fast ganz krampffrei und im Stande, vor dem hohen Gerichtshofe zu erscheinen und alle an sie gerichteten Fragen klar und bestimmt zu beantworten . . .

Der Präsident arrangirt also neben den Tagesassisen noch nachmitternächtliche Schwurgerichtssitzungen zur Vernehmung des Fräuleins Marie von Morell.

Auch die Gegenpartei hat die größten Anstrengungen gemacht, vor den Assisen möglichst imposant aufzutreten.

Der Angeklagte, Cavallerielieutenant Emil de la Roncière ist neunundzwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe und ziemlich hübsch. Er erscheint in sehr eleganter Toilette, den kleinen schwarzen Schnurrbart zierlich gekräuselt. Er hat eine ruhige Haltung und eine offene Miene. Man möchte ihm gar nicht zutrauen, daß er, wie die Anklage behauptet, in das friedliche Haus seines Generals Morell so niederträchtige, schamlose Briefe geschleudert hat, um Zwietracht in diese glückliche Familie zu säen, die ihm nur Güte erwiesen und daß er endlich gar die junge, schöne, einzige Tochter wie ein wildes Thier nächtlich überfallen und in der brutalsten Weise gemißhandelt hat . . .

Und vor ihm sitzt sein tiefgebeugter Vater, der greise Generallieutenant Clement de la Roncière, ein Tapferer aus der alten siegreichen Garde Napoleon's. Dafür zeugen die Medaillen auf seiner Brust und der Uniformärmel, der an seiner rechten Seite leer niederhängt, eine ehrwürdige, rührende Erscheinung, im Auge und in der ganzen Haltung den tiefsten Seelenschmerz, Kummer und Scham. Seine beiden Schwäger, Graf Clement de Ris und General Nourry haben neben ihm Platz genommen. Dann der Vertheidiger, der berühmte Proceßredner Chaix d'Estanges. Weiter Niemand! Wie wollen die La Roncières, die aus Belgien stammen und in Frankreich keine „Familie“ und als einzigen Reichthum nur ihren Degen haben, da gegen die mächtigen und prächtigen Morell's in die Schranken treten? Wiegt doch das mitternächtliche Auftreten der einzigen „convulsivisch-nervös afficirten“ schönen Marie Morell tausend auf dem Schlachtfelde begrabene Generalsarme siegreich auf.

Horch! Es schlägt Mitternacht. Das große Auditorium ist auf's Höchste gespannt. Aller Augen sind auf die Thür des geheimnißvollen Cabinets gerichtet, in dem, wie man weiß, die Heldin der Nacht soeben ihren letzten „Anfall“ überstanden haben muß. Der Präsident erhebt sich feierlich und ersucht die geehrten Anwesenden, beim Eintreten des Fräuleins von Morell kein Geräusch zu machen, kein Zeichen der Theilnahme oder der Neugier zu geben — aus Achtung vor dem tiefen Unglück der jungen Dame . . . Dann winkt er. Die Thür des Cabinets thut sich auf, und gestützt auf zwei Damen der großen Gesellschaft und begleitet von ihrem Hausarzt, schwankt die Heldin herein . . .

Marie von Morell ist noch nicht siebzehn Jahr, eine hohe, schlanke,

elegante Figur in dunkler, gewählt einfacher Toilette. Ihr schönes Gesicht ist blaß, die Augen thränengeröthet, der Ausdruck lieblich, sanft und „merkwürdig naiv". In ihrem Daherschwanken spricht sich tiefes Leiden und die größte Erschöpfung aus — zugleich aber auch eine unverwüstliche Anmuth und Grazie. Das Publicum ist sehr angenehm berührt von diesem holden „Opfer eines Cavallerielieutenants" und nimmt sogleich lebhaft Partei für die rührende und interessante Unschuld. Obgleich der Präsident noch ein Mal warnend drei Finger auf die Lippen legt, fliegt doch ein Ah! der Bewunderung, der Theilnahme für das Opfer und ein leiser Schrei der Entrüstung gegen den Cavallerielieutenant durch den Saal . . .

* * *

Da hätten wir mühsam die Scene aufgebaut, auf der sich unser Criminaldrama ohne Fallen des Vorhanges und ohne Coulissenwechsel abspielen soll. Jetzt wollen wir versuchen, das halbjährige Vorspiel und die verschiedenen Schwurgerichtssitzungen der sechs Verhandlungstage und -Nächte in einen einzigen möglichst knappen Act zusammenzuziehen.

Die Anklage erzählt:

Baron Morell ist commandirender General und Inspector der Cavallerieschule zu Saumur an der Loire. Er hat nur die Verpflichtung, sich zeitweise in dieser Garnison aufzuhalten. Sonst wohnt er mit seiner Familie in Paris. Saumur dient gewöhnlich als Sommer- und Herbstvillegiatur. So langt dort die ganze Familie im August 1834 bei dem General an; die Generalin, die sechzehnjährige Tochter Marie, der zwölfjährige Sohn Robert, die englische Gouvernante Mariens, Miß Allen, der Bediente Samuel Guillieron und das Kammermädchen Julie Genier.

Sogleich öffnet der General sein Haus den Officieren der Cavallerieschule und den angesehensten Einwohnern. Es ist das vornehmste, reichste und liebenswürdigste am Ort. Der junge Capitain Octave d'Estouilly, aus guter Familie, von angenehmen Gesellschaftsformen und tadellosen Sitten, überdies dem General warm empfohlen, ist bald der intimste Freund des Hauses. Er theilt seine zarten Aufmerksamkeiten zwischen der noch immer anmuthigen, jugendlich lebhaften Mutter und der jungen, schönen Tochter.

Dagegen zeigen sich Herr und Frau Morell sehr kühl und ablehnend gegen den Lieutenant Emil de la Roncière vom ersten Lancierregiment und öffnen ihm ihr Haus nur bei wenigen officiellen Diners und Soiréen. Es ist wahr, der junge Lancierlieutenant, obgleich erst seit fünf Monaten der Cavallerieschule zugetheilt, hat sich schon in der ganzen Stadt den Ruf des leichtsinnigsten und sittenlosesten Officiers erworben, der bis über die Ohren in Schulden steckt und seinem Vater viel Kummer gemacht hat. Er soll auch die Veranlassung sein, daß der Wirth des Hotel de l'Europe, wo La Roncière speiste, mit seiner Familie Saumur verlassen mußte, weil sich im Ort anonyme Briefe verbreiteten voll der beleidigendsten Geschichten über die Wirthin. Doch fehlen die Beweise, daß La Roncière diese Briefe geschrieben oder mit der Wirthin in einem Liebesverhältniß gestanden hat. Und erst seine Vergangenheit, seine vielen Strafversetzungen! Einmal sogar nach Cayenne! Hören wir darüber Odilon Barrot in seiner Anklagerede: „La Roncière gilt allgemein als ein harter, unverträglicher Charakter, kalt, boshaft, voll berechnender Tücke. Er war kein Spieler, nahm nicht Theil an Trinkgelagen und mußte doch, ehe er neunundzwanzig Jahre alt war, durch

sieben Regimenter wandern. Ich habe in den Acten des Kriegsministeriums nachgesehen, warum man ihn so streng behandelte. Was fand ich? Nicht einen Fall, wo er gegen die Subordination fehlte — stets Mißhandlungen gegen Untergebene oder Civilpersonen. Bald hatte er einen Soldaten geschlagen, bald einen Stallknecht grausam gezüchtigt, bald sein Pferd mitten unter Frauen und Kinder getrieben, bald einen Maire in der Amtskleidung insultirt . . ."

Merkwürdigerweise erhält dieser so übelberüchtigte, sittenlose La Roncière bei einem Officierdiner im Morell'schen Hause seinen Platz neben der jungen, sechzehnjährigen Tochter . . . Er plaudert, er scherzt, er lacht mit ihr — und flüstert ihr dann, wie Marie und die Anklage behaupten, in's Ohr: „Sie haben eine liebenswürdige Mutter, schade, daß Sie ihr so wenig gleichen!"

La Roncière, der die ganze Anklage für eine böswillige Erfindung des Fräuleins Marie Morell erkärt und dieselbe wegen Verleumdung selber in Anklagestand versetzt hat, antwortet auf diese Anschuldigung mit großer Lebhaftigkeit: „Wie könnte ich wol bei einem Diner solche Ungereimtheiten zu der Tochter des Hauses gesagt haben! Ich mußte ja darauf gefaßt sein, augenblicklich aus der Gesellschaft gewiesen zu werden!"

Wenige Tage nach jenem Diner findet man im Hause folgenden an Frau von Morell adressirten anonymen Brief ohne Datum:

„Ich zittere vor Verlangen, Ihnen den Namen Dessen zu nennen, der Sie anbetet. Es ist das erste, süße Gefühl, welches mein Herz erfüllt hat, die Huldigung muß Ihnen angenehm sein. Ich hoffe, daß Alles, was ich Ihrem Fräulein Tochter geschrieben habe, Sie nicht mißvergnügt gemacht hat; erst müssen Sie wissen, daß ich die Wahrheit gesagt und vor dem Handeln alle möglichen Erkundigungen eingezogen habe, um zu wissen, ob Sie Ihre Tochter lieben und erst, seit ich mich vom Gegentheil überzeugt habe, fing ich an, sie zu quälen. Ich hatte einen großen Plan im Kopf, ich werde ihn hier nicht ausführen können, aber der Winter wird für sie traurig sein. Ich habe mehr als dreißig anonyme Briefe über sie an Personen geschrieben, welche sie zu Paris kannte: an Mlle. de B., welche zu Neuchatel-en-Bray ist, an Mme. du M. zu Ancy-le-Franc, und Sie werden sehen, daß ich Alles weiß. Ich werde heute den ganzen Tag um Ihr Haus sein; wenn ich Sie ausgehen sehe, erlauben Sie mir zu glauben, daß Sie die Huldigung der achtungsvollen Liebe annehmen von Ihrem gehorsamen Diener

E. de la R."

Das Morell'sche Haus ist ein Eckhaus. Die Fenster des Generals gehen auf die Loire und die Brücke. Herr von Morell bezeugt, daß er an jenem Tage und zu der Stunde, in der seine Gemalin gewöhnlich auszugehen pflegte, den Lieutenant La Roncière auf der Brücke stehen sah, der sich sogleich entfernte, als der General das Fenster öffnete.

Gleichzeitig findet Marie Morell im Hause einen an sie gerichteten Brief ohne Datum: „Mademoiselle! Da ich nicht weiß, ob Ihre Frau Mutter Ihnen Briefe mittheilt, welche sie empfängt, so sehe ich mich gezwungen, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen einen Haß gelobt habe, welchen die Zeit nicht mildern kann; könnte ich Sie zerfleischen (hacher), Sie tödten, ich würde es thun. Später wird mein Haß Erfolge haben, welche das ganze Glück und die Ruhe Ihres Lebens vernichten. Ich habe nicht eine, sondern drei Personen in Ihrem Hause

bestochen, ich weiß Alles, was drin passirt. Sie haben einen Brief hinter den Vorhängen gefunden, Sie werden diesen in dem Piano finden. Ihr Vater weiß Einiges von Alledem, aber er hatte keine Kenntniß von meinem gestrigen Briefe. Nein, das Ganze ist kein Scherz; der Tod wäre für Sie eine große Wohlthat, denn Ihr Leben wird immer elend und voll Marter sein! R."

Ein an „Mlle. Hellen" adressirter Brief redet Miß Allen an: „Man hat mir gesagt, Sie wären eine sehr achtungswerthe Person, immer die Bibel in der Hand. Sagen Sie daher Fräulein von Morell christlich, sie sei die unliebenswürdigste Person von der Welt; ich kenne nichts Dümmeres und Gemeineres. Ah! Ihre Mutter! welch' ein Ideal von Anmuth! Welche hinreißende Frau! Mein Gott, welcher Contrast! Die Tochter hat eine runzliche Stirn und ein Wesen, als ob sie zehn Jahre älter wäre als ihre entzückende Mutter. Bemühen Sie sich daher, Fräulein von Morell gottesfürchtig zu machen: man weiht sich Gott, wenn selbst der Teufel von uns nichts will; sie ist so abscheulich häßlich, daß sie auf die Welt nicht zählen darf, nicht einmal sicher auf einen Mann. Der Ball am Samstag war köstlich, aber durch sie verdorben. Vielleicht werden Sie mir zürnen: lesen Sie in der Bibel das Wort von den Beleidigungen."

Mit dem Stempel der Stadtpost vom 8. September erhält der Capitain d'Estouilly folgenden Brief: „Sie haben, wie mir scheint, ganz Ihre Handlungsweise geändert, und ohne Vorurtheil, wie wollen Sie, daß ich Ihnen diene? Mehrere Dinge lassen mich vermuthen, daß Sie Alles Frau von Morell gesagt haben; ich mache Ihnen mein Compliment darüber; das war das beste Mittel, Marie zu quälen. Ihre Mutter hat ihr eine famose Scene gemacht. Das hieß Ihrerseits viel Gleichgiltigkeit zeigen und konnte sie fürchten lassen, sie würde Sie nicht wiedersehen; aber ich dachte mir, die Anschuldigung war ziemlich schwach, weil sie nur schlecht verhehlte Unruhe hervorbrachte. Ich habe mir durch meinen Freund einige Worte ihrer Schrift verschafft, mich bemüht sie zu copiren und ich sende Ihnen das Resultat meiner Arbeiten; bringt sogleich den angeblichen Brief von Marie an ihre Mutter, deren Wuth wird dann ihren Höhepunkt erreichen; man wird Ihre Heldin einsperren und wir lachen uns in den Bart, mein theurer Freund. Zum Schluß versichere ich Sie, daß ich ihr das Leben schwer mache; ich habe in ihrem Zimmer, in ihren Büchern Blättchen Papier verborgen, auf denen steht, daß sie das häßlichste, dümmste, unliebenswürdigste Wesen ist, was bei mir wenigstens Ueberzeugung ist, ich habe dergleichen sogar in ihr Gebetbuch geschmuggelt: das ist verteufelt geschickt. Adieu, ich schneide meine Feder, um Ihnen im Namen der armen Tiefbetrübten süße Worte zu sagen."

Diese „douceurs" sind in den vorstehenden Brief eingeschlossen — ein Billet in Marie Morell's Handschrift: „Es ist sehr böse von Ihnen, mir so wenig Aufmerksamkeit zu schenken; wenn Sie den Zwang kennten, den das mir kostet. Sie haben am Samstag nicht mit mir getanzt, wie neidisch bin ich deswegen gewesen! Ich sehe, Sie sind hart, wie ein Felsen und ich bin so zärtlich; Sie behandeln mich schlecht. Ich bitte den lieben Gott, Sie zu bekehren, aber er ist eben so taub, wie Sie. Ich liebe Sie sehr, ich versichere Sie; Sie sind so allerliebst (gentil).

Maria von Morell."

Es folgt ein Brief an den Baron Morell:

„General, ich wollte Verwirrung und Zwietracht in Ihrem Hause stiften, ich schäme mich, nicht weiter gekommen zu sein und ich bin krank vor Wuth; ich möchte jedoch nicht, daß Sie mich für einen Mann halten, der sich für seine Rache mit so unbedeutenden Briefen begnügt, wie Sie empfangen haben; nein. Ich hatte Alles Schwärzeste angewandt, was der Verleumdung zu Gebote stand, um die unschuldigste Person von der Welt zu verderben. Das Werk war meiner würdig, aber unglücklicher Weise war Saumur ein schlechter Schauplatz für meine Tragödie; Sie und Ihre Familie sind dort geliebt und geschätzt, meine Worte wurden von Niemand gehört. Ich bin zu einem andern Mittel gekommen; ein Mann, der nicht im Geringsten von Ihnen abhängt, der Ihnen nichts war, schien mir das sicherste Werkzeug dazu, ich habe ihm also gesagt: eine gewisse Person hätte mir erzählt, sie kenne nichts Unehrenhafteres, nichts Alberneres als ihn (M. d'E.), denn es hätte sie beleidigt, daß er sich erlaubt habe, oft mit ihr eine Unterhaltung anzufangen; endlich, als ich meinen armen Mann hinreichend verletzt und aufgezogen glaubte, schrieb ich ihm einen schönen anonymen Brief, in dem ich ihm von angeblichen Fortschritten sprach und endlich schickte ich ihm einen vortrefflich nachgeahmten Brief von der unschuldigen Creatur, welche ich verderben wollte, ihn auffordernd, denselben zu Frau von Morell zu tragen, welche, wie man sagt, so strenge ist und großen Lärm gemacht haben würde. Ich hoffte, M. d'E., dessen Eigenliebe mir durch alles Das, was ich ihm sagte, verletzt schien, würde diese gute, kleine Gelegenheit benutzen, sich zu rächen. Da mein Spion mich benachrichtigt hatte, Sie wüßten um die ganze Geschichte, und M. d'E., der meine schlecht verstellte Schrift erkannt haben muß, mir auswich, so glaubte ich, er gehöre auch zu dieser Canaille, welche schöne Gefühle haben, wenn sie glücklich sind und Geld in der Tasche fühlen. Das die Erklärung einer Komödie, welche eine Tragödie werden sollte. Dankt meinen Gläubigern; die Hunde stoßen mir den Degen in die Nieren, der Teufel möge sie holen und mich mit! Ich kann mich nur mit ihnen beschäftigen, und werde vor Paris keine Minute für Sie übrig haben. Im Uebrigen Ihr Diener." Eine grobe Zweideutigkeit in der Unterschrift ist ausgestrichen.

Am 14. September erhält Capitain d'Estouilly wieder mit der Post einen Brief:

„Sie sind in nichts meinem Rath gefolgt, Sie haben denselben verachtet, alles Das schreit nach Rache: die hat begonnen, aber es wird mir den Tod bringen, sie zu stillen. Dies junge Mädchen betet Sie an, ich sah sie gestern Abend elf Uhr am Fenster versteckt, in der Hoffnung, Sie noch ein Mal zu sehen. Anstatt auf diese Liebe von sechzehn Jahren durch die Kälte Ihres Alters zu antworten, welche sie so sehr leiden gemacht haben würde, können die Ausdauer, mit der Sie sich drei Mal die Woche bei Herrn von Morell langweilen und Ihre häufigen Promenaden auf der Brücke ein so verliebtes Herz leicht glauben lassen, daß man ihr Liebe für Liebe giebt; ich habe zu viel Vertrauen zu Ihrem guten Geschmack, als daß ich glauben könnte, es sei das Geringste an der Geschichte — sondern Sie denken: ein schönes Vermögen kann die Häßlichkeit und Dummheit verschönern. Sie sind eben so boshaft, wie ich, Ihren kalten und berechnenden Verstand dieser Art von Anbetung entgegenzusetzen, welche sie Ihnen gewidmet hat; aber wiegen Sie sich nicht in Täuschung, in einiger Zeit wird dies junge Mädchen nur

eine arme herabgewürdigte Creatur sein, ein Gegenstand des Mitleids für alle Welt; wenn Sie das wollen, dann wird man sie Ihnen in die Arme werfen, die Eltern überglücklich, sich ihrer entledigt zu haben. Sie wird unschuldig und rein sein — das ist das Einzige, was ich ihr nicht rauben kann, aber in Aller Augen wird sie schuldig sein. Das Alles, mein lieber Freund, wird im Monat Januar geschehen, und Sie werden die Ursache sein, denn ich will Ihnen Alles sagen: ich liebe sie wie ein Narr, das heißt: ihr Geld und auf meine Art. Ich würde ihr den Kopf verdreht haben, aber ihre geringschätzige Art hat mich gehindert, ihr eine Erklärung zu machen, auch werde ich mich wegen ihrer Liebe zu Ihnen an ihr rächen. Ich habe durch die Person, welche von mir erkauft ist, in ihrem Zimmer den demüthigendsten und beleidigendsten Brief niederlegen lassen. Seit Sie die Dummheit begangen haben, wurde sie bis zum Aeußersten gequält und bewacht: daß die Höllenflammen sie verzehren." R.

D'Estouilly theilt alle Briefe dem General mit und wohnt dem Familienrath in dieser seltsamen Angelegenheit bei. D'Estouilly will den schändlichen Schreiber dieser Briefe fordern — und das ist unzweifelhaft La Roncière. Aber Herr von Morell fürchtet für die Ehre seiner Tochter und möchte jedes Aufsehen vermeiden. Da aber die Briefe immer unverschämter werden, beschließt der General, dem Lieutenant La Roncière wenigstens sein Haus zu verschließen. Bei einer musikalischen Soirée am 21. September, zu der die Officiere der Cavallerieschule ohne besondere Einladung Zutritt haben, läßt der General den Lieutenant La Roncière in sein Privatcabinet rufen und sagt ihm in Gegenwart des Capitain Jacquemin: „Aus besonderen Gründen ersuche ich Sie, nicht mehr in mein Haus zu kommen. Gehen Sie!"

La Roncière verbeugt sich und verläßt das Haus, ohne ein Wort der Ueberraschung, der beleidigten Ehre, ohne eine Frage wegen dieser „besonderen Gründe". Erst am andern Tage sucht er den Capitain Jacquemin auf und bittet um Erklärung jener Scene. Er erhält die Antwort: „Sie haben bei einem Diner dem Fräulein von Morell beleidigende Worte zugeflüstert und dann der Familie und dem Capitain d'Estouilly anonyme Briefe geschrieben!"

Umsonst schwört La Roncière hoch und theuer, weder jene Worte gesprochen, noch die Briefe geschrieben zu haben. Capitain Jacquemin zuckt die Achseln.

La Roncière geht zu seinem Kameraden, dem Lieutenant Ambert, theilt ihm die ganze Angelegenheit mit und fragt um Rath, was er für seine Rechtfertigung und Ehre thun solle.

„Den General wegen Verleumdung verklagen und eine gerichtliche Untersuchung der Handschriften durch Sachverständige fordern!" ist Ambert's kühler Rath. La Roncière geht unentschlossen, in großer Aufregung fort.

In der zweiten Nacht nach jener musikalischen Soirée, von der La Roncière so schimpflich fortgewiesen ist, erwacht Miß Allen von einem durchdringenden Schrei, der aus Marie's Schlafzimmer kommt. Das befindet sich neben dem Schlafzimmer der Gouvernante und nur durch dieses kann es betreten werden. Miß Allen verschließt ihre Thür nach dem Flur jeden Abend sorgsam. Sie springt auf, um zu ihrem Zögling zu eilen, findet die Thür jedoch gegen alle Gewohnheit von innen versperrt. In ihrer Angst

findet sie die Kraft, den Riegel zu sprengen. Sie findet Marie ohnmächtig, halb entkleidet, blutend auf dem Boden liegen. Der Hals ist mit einem weißen Tuche, der Leib mit einem Strick fest umschnürt . . . Endlich gelingt es der Gouvernante, die Ohnmächtige zu sich zu bringen und aus ihrem Munde folgende gräßliche Geschichte zu hören:

„Ich schlief. Es mochte zwei Uhr nach Mitternacht sein, da erwachte ich von dem Klirren einer Fensterscheibe. Bei dem hellen Mondschein sah ich schaudernd, wie das Fenster sich öffnete und ein Mann in's Zimmer stieg. Ich wollte schreien, aber die Angst hatte mir die Kehle zugeschnürt. Der Mann stürzte auf die Thür nach Ihrem Zimmer zu und verriegelte sie. Ich sprang auf und suchte Schutz hinter dem Stuhl unten am Bett, den ich mit aller Kraft fest vor mir hielt. Der Einbrecher kam auf mich zu. Er war mittelgroß, trug einen langen Tuchüberrock und eine silberbordirte Mütze, das Gesicht halb verborgen von einer schwarzen seidenen Binde, die unter dem Kinn durch um die Ohren gebunden war. Dennoch erkannte ich sogleich deutlich La Roncière. Sein Auge funkelte furchtbar. Wie ein Tiger stürzte er sich auf mich, mit den Worten: „Ich komme mich zu rächen!" Ich hielt den Stuhl krampfhaft fest, er riß ihn mir fort und warf mich zu Boden . . . Mit Gewalt zerrte er mir das Camisol vom Leibe, band mir das Tuch so fest um den Hals, daß ich kaum Athem holen konnte und schnürte den Strick um meine Taille . . . Er schlug mit Fäusten auf meine Brust und Arme, biß mich in's Handgelenk, trat mich mit Füßen, stach mit dem Messer nach mir, fletschte förmlich die Zähne, in immer größere Wuth gerathend, und rief mir mit teuflischer Lust zu: „Seit ich Dich kenne, hatte ich die Begierde, Dich zu verderben!" Zuletzt . . . nein, es ist zu scheußlich, ich kann's nicht sagen . . . Die Scham verschließt mir den Mund . . . Ich verlor die Besinnung. Der große Schmerz brachte mich wieder zu mir und ich konnte endlich um Hülfe schreien. Als Sie an der Thür rüttelten, ließ er ab von mir und hohnlachte: „So, jetzt hast Du genug! Das ist meine Rache dafür, daß Dein Vater mir die Thür gewiesen hat", legte einen Brief auf den Tisch und kletterte aus dem Fenster. Da hörte ich ihn noch sagen: „Halt' fest!" dann war er verschwunden und Sie, theuerste Miß, brachen die Thür auf . . . Aber, bitte, sagen Sie den Eltern nichts davon."

Morgens sechs Uhr sagte die Gouvernante aber Alles den Eltern. Marie war allein im Zimmer. Als sie zum Fenster hinaus sah, stand La Roncière unten an der Brücke. Er trug noch die Kleidung, wie in der Nacht, aber ohne das schwarze Tuch um's Gesicht. Er lächelte höhnisch zu ihr herauf. Marie ist die einzige Zeugin für diesen Vorfall.

Als die Eltern kamen, fanden sie Marie sehr leidend und in zitternder Aufregung. Sie sahen den Biß, die Spuren der Mißhandlungen, das blutige Tuch, den Strick, die zertrümmerte Fensterscheibe und den versiegelten Brief. Nur das Nachtcamisol Marien's fehlte und ist auch nie wieder zum Vorschein gekommen. Der Brief war an die Generalin Morell gerichtet und lautete:

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Der Steinmarder.

Ein Thiercharakterbild von **Karl Müller.**

Ein stilles, heimliches Plätzchen des Parks, das von einer vier Meter hohen Mauer begrenzt wird, die mit alten Ställen und Scheunen in Verbindung steht, gewährt uns durch das Gebüsch und den Stamm einer mächtigen italienischen Pappel, die etwa fünfzehn Schritt von der Mauer entfernt steht, eine gute Deckung. Wir haben sorgfältig die Richtung der nur leise ziehenden Luftströmung geprüft und uns von unserer günstigen Stellung auch in dieser Hinsicht vollkommen überzeugt. Die Dämmerung beginnt schon unter den belaubten Büschen, während droben auf den Kronen der Bäume und auf den weißen Wölkchen am Himmel der Widerschein des glänzenden Sonnenuntergangs noch ruht. Der Mond steht hoch am Himmel; seiner leuchtenden Scheibe fehlt nur noch wenig vom Vollmond. Allmälig dringen unter dem Rücktritt des Tageslichtes die Mondstrahlen durch die Oeffnungen des Laubdunkels, zahllose Sterne tauchen auf, und bald hüllt sich die ganze Umgebung in den Mantel einer zauberhaften Mondnacht ein. Die unbeschatteten Dächer und Mauerflächen springen klar und deutlich in die Augen. Das Gebell eines wachsamen Pommers, der allabendlich mehrmals die Runde macht und seinen Gang vom Hofe aus durch die Straße jenseits der Mauer genau bis zu einem steinernen Pfosten ausdehnt, ist uns allzu bekannt und dünkt uns zu unserm Zweck so unschädlich, daß wir uns in unserer Erwartung nicht stören lassen. Auch die Gesänge vorbeiziehender Burschen und das Geflüster liebender Paare an gewohnten Standorten vernehmen wir ohne Bedenken. Langsam zieht der Rauch des Schornsteins auf der Hütte eines armen Bäuerleins durch die Bäume des Gartens dahin. Der Duft der gequellten Kartoffeln und des Rübenkaffees erinnert wie am Morgen und Mittag an die Dürftigkeit der Hüttenbewohner. Ein tiefgehendes Mitleid mischt sich in die romantischen Empfindungen, welche der Anblick der alten Mauerüberreste aus der Ritterzeit in uns hervorruft. Plötzlich ruft die Eule und weckt uns aus träumerischem Sinnen. Dann wird's wieder stille. Gedämpft nur erreicht ein kurzes Gebell aus der Hütte des Pommers unser Ohr. Jetzt fallen einige Bröckchen und Steinchen von der Mauer zu Boden. Aus dem Schatten blinkt uns unter dem überragenden Dach eines Holzschuppens etwas Weißes entgegen; die Erfahrung sagt uns, daß es die weiße Kehle eines Steinmarders sei; der erst mißtrauisch vom Versteck aus sichert, mit der Nase, dem Gesicht und Gehör gleich thätig. Nun fährt er mit einigen leichten Sätzen hervor und setzt sich frei auf die Mauer wie ein Eichhörnchen. Hinter ihm her eilen drei Junge und drücken sich verzagt möglichst nahe an die Mutter an, die wir sogleich als solche an der geringern Größe und schwächern Gestalt im Vergleich zum Vater erkannt haben. Diese putzt mit den Vorderpfoten geschäftig das Gesicht, kratzt sich hinter dem „Gehör", beißt an Leib und Flanken nach quälenden Schmarotzern, reckt und streckt sich der ganzen Länge nach mit etwas gelüfteter Ruthe und

giebt damit den Kleinen ein Beispiel des Sicherheitsgefühls und Behagens, welches die treueste Nachahmung findet. Nach einigen Minuten wandelt die Alte etwas abwärts auf einem schmalen Mauervorsprung mehrere Schritte weit nach Art der Katzen, einen Fuß vor den andern setzend. Hinterdrein folgt das junge Volk. Unter dem Schatten eines Haselbusches verschwindet die Führerin, und nun hören wir den leisen Sprung derselben in das dürre Laub auf dem Boden. Die jungen Marder beugen sich vor und schauen verlangend hinab, aber zögernd kehren sie um und springen unruhig und leise klagend auf der Mauer hin und her. Die Alte schwingt sich wieder aufwärts und zeigt den Jungen einen bequemern Weg an einer Hollunderstaude von der Mauer hinunter. Diese folgen ohne Zagen, aber kaum ist das letzte Junge unten angekommen, so erscheint die Lehrmeisterin schon wieder oben und lockt die Kleinen hinauf. Ihre Anleitungen nehmen immer größere Ausdehnungen an. Auf der Mauer springt sie zwanzig bis dreißig Schritt vorwärts, führt dann einen Seitensprung aus auf einen überhängenden Ast oder einen nahestehenden knorrigen Stamm, kehrt um, überspringt die mit geschwungenen Rüthchen folgenden Jungen, rennt wie besessen hin und her, oder dreht sich an einer breiten Stelle der Mauer im Kreise um sich selbst, indem sie die lange Ruthe in gekrümmter Lage schleifen läßt und die Spitze zwischen die Zähne nimmt. Oder sie legt sich gestreckt auf die Mauer, als wolle sie auf Beute lauern, bis die Lehrlinge ihr nahe sind und durch eine gewandte Ausweichung zur Seite und einen hohen Satz wieder nach einer andern Richtung hin gelenkt werden. Immer reger, lebendiger und geschickter wird das Spiel. An Stauden und Bäumen auf und nieder, über Dach und Mauer auf und ab führen die Wege. Hier ist eine Mauerspalte, dort eine Baumhöhle, die zum Aus- und Einschlüpfen dient, und immer ist es das Dunkel des bergenden Dachs, welches die Familie von Zeit zu Zeit aufnimmt und auf kurze Zeit gänzlich unseren Blicken entzieht. Des Spielens und Unterrichtens endlich müde, an welchem sich der Vater nur wenig betheiligt, nimmt jetzt die Mutter eine ernste, bedächtige Haltung an; in ihr regt sich das lüsterne Verlangen nach Beute. Oder vielleicht hat ihr scharfes Gehör das Pfeifen sich verfolgender Mäuse vernommen, vielleicht auch wittert das feine Näschen die schlafenden Sperlinge im dichten Gebüsch unweit der Mauer. Oder der Sinn steht ihr nach dem Ufer des Bachs, der den Park zum Theil durchfließt, oder nach dem Teich, wo die Frösche Concert halten und, die heranschleichende Räuberin nicht ahnend, den Sommernachtstraum der Lurchenliebe träumen. So führt sie denn die befähigten jungen Räuberchen auf Raub aus, lehrt sie schleichen, mit Vorsicht und Wachsamkeit die Sinne eben so wohl zu ihrer eigenen Sicherheit wie zum Verderben der ausersehenen Opfer gebrauchen. Das Nest des Goldammers oder des Erdsängers sammt dem brütenden Weibchen am Boden oder im niedrigen Gebüsch, das knuppernde Mäuslein im Laube, das außerhalb des Hühnerstalls auf dem Aste eines Strauchs oder Baumes schlafende Huhn, die jungen Häschen, welche im Bereiche seiner nächtlichen Raubzüge „gesetzt" worden sind; sie alle sind in Gefahr, dem Sprung und tödtlichen „Biß" des blutdürstigen Mörders zum Opfer zu fallen. An den Fröschen müssen unter Anleitung der Alten die Jungen oft lange Zeit Sprung- und Fangübungen vornehmen; ihnen zerkauen sie gierig die Schenkel. Kommt der beeren- und früchtereiche Herbst heran, dann finden wir alte und junge Marder auf der Suche nach den niedergefallenen Früchten, ja sie

klettern selbst auf die Bäume und suchen sich das reifste Obst aus. In der Frühe läßt sich zuweilen ein säumiger Nascher von einem vorüberwandelnden Menschen überraschen. Wird er des Unwillkommenen von Weitem gewahr, so springt er vom Baume herab auf gewohntem Paß dem Schlupfwinkel zu; den Blicken des Nahegekommenen aber sucht er sich durch Niederdrücken an den Ast und Verbergen der Ruthe zu entziehen. In solchen Fällen habe ich ergötzliche Ansprachen an den spitzbübischen Obstdieb gerichtet und mich an seiner Verlegenheit geweidet. Was hätte er in solchen Lagen für ein Loch gegeben, durch welches der feine Kopf gegangen wäre! Denn wo der Kopf durchdringt, da geht der Kopf und Alles, was drum und dran hängt, auch hindurch. Das blöde Geblinzel, das Suchen mit dem nickenden Kopfe nach einer Vertiefung oder Höhle, das Verlangen, durch einen kühnen Meistersprung der vermeintlichen Gefahr zu entgehen, und dann wieder das Aufgeben jedes verwegenen Planes und die fuchsartige Demuth und ein Ausdruck des Selbstbedauerns, dem nur die Worte noch fehlen — alle diese Erscheinungen folgen rasch vor des Beobachters Augen. Besteigt man den Baum, so flüchtet der Marder aufwärts, oft bis in die Spitzen der Gezweige; hart bedrängt, läßt er zorniges Murren hören, ähnlich dem Katergeknurr; erbost zeigt er das schneeweiße Gebiß. Doch fährt er nicht zu, selbst wenn man ihm mit dem Gesicht nahe zu Leibe rückt. Erst ein starkes Rütteln oder ein Schlag bringt ihn zum verzweiflungsvollen Sprung abwärts. Entweder wirft er sich geradezu im Bogensatz mit ausgebreiteten Läufen zu Boden, oder er springt von Ast zu Ast und scheut sich dabei gar nicht, die Schulter oder den Rücken, ja sogar den Kopf des Verfolgers als Stufe zum Hinabspringen zu gebrauchen. Solche verzweiflungsvolle Sprünge unternimmt er besonders zur Nachtzeit, wenn er vor dem Hunde, dem Pommer, dem Pinscher, oder dem hierzu abgerichteten Hühnerhunde „gebaumt" ist, und dieser ungeduldig auf seine Herabkunft wartet, während ein gewandter Kletterer ihn dem Rachen des Harrenden zuzutreiben strebt. Gute, durch langjährige Uebung zu Vortheilen im Fangen geübte Hunde fassen den herabspringenden Marder in dem Augenblick, wo er die Erde berührt und tödten ihn durch einen derben Biß und durch heftiges Schütteln in wenigen Secunden. Solche Meister im Würgen sind gewöhnlich auch zuverlässig auf der Suche. Durch viele andere in Kreuz und Quere ziehende Fährten hindurch wird die Marder- oder Iltisfährte sicher verfolgt. Von den Gebäuden aus beginnt in weiten Kreisen die Nachtsuche nach den Wiesen, Gärten, Gräben, Bächen und Feldern hin.

Flüchtet die Beute in Canäle oder Erdröhren, so hilft in vielen Fällen die Beigabe eines Dächsels, zuweilen ist jedoch ein Verkeilen der Oeffnungen und ein Durchschlag nöthig, der auf den nächsten Morgen verschoben wird. Baumt der Marder an Bächen oder Flüssen, auf einen Weiden-, Ulmen-, oder Pappelbaum, so wird sein Sprung vom Baum herab, wenn nur irgend möglich, dem Lande zu gerichtet werden; nur mit Widerstreben wirft er sich wol dann und wann einmal in das Wasser. Der Iltis dagegen thut dies in solchen Fällen meistens und die Jagd wird alsdann doppelt anziehend. Nicht immer geht das Würgen ohne empfindlichen Biß selbst für den tüchtigsten Hund von Statten. Alte männliche Marder besitzen Kraft und Zorneswuth genug, um sich wenigstens für den ersten Augenblick mit Erfolg zu wehren. Ein gewandter Sprung, oder eine geschmeidige Wendung nach der Schnauze des Angreifers preßt diesem nicht selten lauten Schmerzensschrei

und Geheul aus. Da bedarf es oft eines kräftigen Schüttelns, um des festgebissenen, wuthentbrannten Raubthiers los zu werden. Dann aber wehe ihm! Zwischen den wohlbewaffneten Kiefern des Hundes kracht das Knochengerüste des sich aalartig windenden Vorderleibes, und der Druck trifft sicher den Sitz des sonst so zähen, aber nun rasch endenden Lebens.

Je weiter der Herbst vorrückt, desto unfriedlicher wird das Geheck der Marder unter sich und desto mehr suchen sie eine Begegnung oder eine gegenseitige Durchkreuzung ihrer Raubpläne zu vermeiden. Namentlich sind es die alten Marder, welche streng ihre Pässe einhalten und von Genossen ihresgleichen rein halten. Mit der Vereinsamung in der Lebensweise vermehrt sich die Vorsicht des Marders, mit dem Eintritt der Winterstrenge und der kärglichern Mahlzeit aber auch seine List und Kühnheit. Die Noth lehrt ihn über Pläne sinnen und brüten und zwingt ihn zu gewaltsamern Unternehmungen. In Hühner- und Entenställe, in Taubenschläge bricht er ein, wenn es gilt durch Klettern und Springen, oder durch Kriechen und Einzwängen des Leibes, oder auch durch Beseitigung des Ziegels eines fehlerhaften Dachs und Erweiterung eines Lochs mittels Beißens und Kratzens das Ziel zu erreichen. Ein furchtbarer Schreck ergreift das Geflügel, im Taumel der Verzweiflung flattert, gackert oder schreit und piept das arme Federviehvolk; mit rasender Mordgier und unersättlichem Blutdurst haust dagegen der gewandte Räuber unter den entsetzten Opfern, bis der letzte Schrei verstummt und der Fuß des letzten sterbenden Huhns nicht mehr zuckt. Was entrinnen kann, stürzt hinaus in die Nacht, um an irgend einem Plätzchen sich zu verbergen. Welche Verheerung aber ringsum im Hühnerstall! Alle Hühner und mit ihnen der stattliche Hahn liegen gemordet am Boden. Ueberall Blut und ausgerissene Federn. Todtenstille herrscht. Nur ein leises Rascheln verräth das einzige überlebende Wesen — es ist der Mörder selbst, den der Hausherr glücklich überlistet hat. Oben am Dach hat sich der Eindringling krampfhaft angeklammert. Im Schein der Laterne funkeln die kleinen Augen, in denen der Ausdruck der Mordlust noch nicht erloschen, aber derjenige der Furcht und Angst immer mehr die Oberhand gewinnt. An der Schnauze hängen noch Federchen, an der weißen Kehle kleben frische Blutflecken, die verräthischen Zeichen der Schuld. Die kürzeren, sehnigen Vorderläufe mit den breiten Pfoten und scharfen Krallen, der dicke, muskelkräftige Hals, von dem sich der feine, vorn spitz zulaufende Kopf kaum merklich durch die sanfte Wölbung abhebt, der schlanke Leib, die längeren, zu weiten Sprüngen geeigneten Hinterläufe, die buschige Ruthe — die Bildung aller dieser Körpertheile erklärt die Räthsel seiner Thaten. Ein wohl gezielter Schlag auf den Vorderkopf, aus gerechter Entrüstung geführt, betäubt und wirft ihn zu Boden. Entkommt er aber der Nachstellung nach solchen Blutthaten, so trifft man ihn nicht selten am darauffolgenden Tage in einem Zustande überwältigender Schlafsucht an, die ihm nicht einmal gestattet, der plumpsten Verfolgung zu entgehen.

Aber ob auch vom Munde des Landmanns und des Feinschmeckers der Marder als Hühner-, Tauben- und Eierdieb verwünscht wird, wir reden, abgesehen von seinem Nutzen als Mäuse- und Rattenvertilger, mit einer gewissen Achtung von dem kühnen Raubthiere. Es liegt geistige Geweckheit bei aller Verschmitztheit in dem gewandten Turner, in dem leichtfüßigen Springer, in dem hochstrebenden, über Hindernisse wegsetzenden Thier. Die Anmuth der Bewegung, die Schönheit der Gestalt und Farbe, die Lebendigkeit

und Raschheit des Temperaments, die Eigenheit sich säuberlich zu halten und selbst das weiße Chemisettchen zu schonen, das er mit der Zunge nur zum Theil zu belecken vermag — wie wendet ihm dies Alles unser Wohlgefallen zu. Bei der schlankesten Taille erscheint er naturwüchsig und muskelkräftig vom Kopf bis zur Sohle. Was er thut, vollbringt er mit Kraft und Energie bei aller Geschmeidigkeit und Feinheit seines Wesens. Wenn er an der Wand, am Baumstamm oder Dachgiebel hinaufklettert, schlägt er derb die Krallen ein, daß es klappert und Bröckchen oder Rindenstückchen hier und da sich lösen; wenn er durch ein enges Loch kriecht, arbeitet er mit Kraft und weiß er den Leib zu dehnen und zu wenden, sei's zur Seite oder nach oben. Nichts Halbes, Unsicheres, Kleinliches und Gewöhnliches hat Theil an seiner Natur, er ist äußerlich und innerlich geharnischt, eine durchaus ritterliche Natur, wenn es gilt zu rauben und zu morden. Den Feinden gegenüber beherrscht Klugheit seine Festigkeit, die übrigens in der Bedrängniß wieder zur Geltung gelangt und dem ungeschickten oder unvorsichtigen Angreifer furchtbar werden kann. Hat mein Bruder Adolf einst doch das eine Hosenbein durch den Biß und Riß eines an der Ruthe aufgehobenen, geschossenen, aber nur scheintodten Marders verloren! Und liegt nicht eine unleugbare Poesie in seinem geheimnißvollen nächtlichen Wandel? Ein flüchtiger Schatten, ein huschendes Gespenst, eilt er vorüber, Nacht, Mondschein und Phantasie lassen den Raubritter größer und flüchtiger erscheinen. Und wenn eine „Neue" (erster Schnee) die Abdrücke seiner unverkennbaren Sprünge dem sie „austretenden" (nachgehenden) Waidmann verräth, welch' ein Reiz liegt dann in der Verfolgung dieser verrätherischen Zeichen! Leichter auszumachen, als der Absprünge und längeres Fortbaumen zu seiner Sicherheit anwendende Edelmarder, treibt ihn der Schlag wider den Stamm oder Ast aus dem Eichhorn-, Krähen- oder Elsterneft, oder aus der hohlen Eiche, dem anstehenden Schützen zum Schuß, oder dem wachehaltenden Hunde zum wüthenden Empfang.

Ende Januars oder Anfang Februars beginnt die Ranzzeit des Marders. Es geht etwas vor in seiner Seele, was ihm den täglichen Schlaf in seiner Wohnstätte beunruhigt. Träume durchzucken ihn und erpressen ihm zuweilen wirkliche Seufzer aus tiefer Brust. Wie ihn vorher der „bellende" Magen zuweilen am Tage aus dem Versteck zum Herumschleichen im Dunkel der Scheuer und des Stalles hervortrieb, so schnellt ihn jetzt häufiger der mächtigste aller Triebe vom Lager empor, und die schnüffelnde Nase, sonst so lüstern nach der Spur der Mäuse und des Geflügels, folgt dem von der Nacht her durch Werbungsanträge müde gemachten und heimlich geflüchteten Weibchen. Seiner Spur geht er dann manchmal selbst über die von der Sonne hell beschienenen Dächer und Mauern nach. Aber hält ihn auch die Vorsicht und Furcht hinter Dach und Fach zurück, so regt ihn der Abend mit seinem bergenden Dunkel und seiner heimischen Stille desto eifriger zur Wiederaufnahme des Ariadnefadens an, der ihn auf kürzestem Wege zur Geliebten führt. Doch nicht wie ehedem sehen wir den kühnen Räuber mit gewaltigen Sätzen herausfahren, nachdem er durch Sichern die Luft rein gefunden; nein, langsam schleicht oder trollt er dahin wie die Katze, dabei senkt er die Nase und zieht die Ruthe auf dem Boden nach. Je wärmer die Fährte wird, desto heißer wird sein Verlangen; die Nähe des Weibchens wirkt wie ein elektrischer Schlag auf alle Theile seines Körpers. Stolz hebt er Hals und Kopf, die Ruthe schlägt Bogen und Wellen, die Läufe strecken

sich und heben den schlanken Leib höher, die Grannenhaare stellen sich auf dem Rücken, alles an dem Thiere ist Spannung und Leben. Das Weibchen dagegen erscheint in gleichgiltiger Haltung, es sei denn, daß es einen allzu verwegenen und verfrühten Andrang des Männchens abwehrt oder in eiligen Sprüngen ernstlich oder scheinbar und neckender Weise entflieht. Selbst bei erhitzten Kämpfen der Nebenbuhler sitzt es behaglich zusammengekauert und verfolgt, in Anschauung versunken, den Verlauf des ritterlichen Zahn- und Krallengefechts. Das zum Sprichwort gewordene Dachmardergeschrei der sich den Balg zersetzenden Kämpen scheint wenig innere Aufregung bei ihm zu bewirken; der Ausgang wird von ihm mit aller Geduld abgewartet, und die Wahl fällt allemal auf den Sieger. Sieger wird aber stets der alte, stärkere Marder bleiben über den jüngern und schwächern. Aber hartnäckig und bis auf's Aeußerste bekämpfen sich die ebenbürtigen Männchen, nicht selten ihrer mehr als zwei auf einmal. Wüthend fahren sie gegen einander und gebrauchen ihre scharfen Waffen. Bald bilden sie einen dichten Knäuel, der sich hinwälzt, bald trennen sie sich wieder, um von Neuem sich zu umarmen; mit durchdringendem Geschrei empfängt der eine den Biß des andern und sucht ihn mit einer flinken Wendung zu erwiedern, einerlei, welches Glied des Leibes ihm zwischen die Zähne kommt. Wir sahen einst geraume Zeit drei Marder am Tage sich auf dem Gebälke an einer alten Mauer in der Burg Friedberg raufen, bis endlich einer der Kämpfenden vom Balken herunterfiel und den zweiten eine Strecke mitriß, so daß dieser schwebend an der Kehle des dritten so lange hing, bis dem festgekrallten oben sitzenden endlich keine andere Wahl blieb, als sich mit dem Nebenbuhler die bedeutende Höhe von vierzig Fuß niederfallen zu lassen. Der Fall ernüchterte und trennte die Raufbolde.

Der März bringt den Ausfall der Winterhaare mit sich, der Balg zeigt hier und da schon kahle Flecken und dem daran zausenden Händler Israel's bleiben einzelne Haare oder auch Unterwolle zwischen den Fingern zurück, so daß er in den bezeichnenden Ausruf ausbricht: „Der hat Märzwasser gesoffen“.

Ende April oder Anfangs Mai bringt das Weibchen Junge zur Welt. Längst schon hat es sich von der Begleitung des Männchens befreit. Es geht mit dem Gedanken um, der zukünftigen Nachkommenschaft eine geeignete Geburts- und Pflegestätte zu bereiten. Gewöhnlich ist es die Scheune, welche der Marder hierzu erwählt, oder ein Stall, wo er im Stroh, Heu oder in sonstigen wärmegebendem Stoff eine Höhle und am Ende derselben ein Lager fertigt, das er rund zu formen weiß und gern mit Federn, Wolle und Haarwerk auslegt. Hier ist die Geburtsstätte von drei bis fünf Jungen, welche nach einiger Zeit ihres Wachsthums den Schlaf der menschlichen Hausbewohner durch ihr ununterbrochenes Geschrei bei Nacht sehr zu stören und zu kürzen vermögen, namentlich in denjenigen Nächten, wo die Alte ihnen das Gesäuge zu entziehen beginnt und sie zum Raub innerhalb des noch beschränkten Tummelplatzes, dem Gebäude, anweist. Die Liebe der Mutter giebt sich bei Gefahr, die den Kleinen droht, namentlich wenn sie noch hülflos sind, in rührender Weise kund. Wie die Mutterkatze schleppt sie ihre Jungen von den ihr verdächtig gewordenen Orten im Maule weg. In einer Scheune aufgescheucht, trug eine Mardermutter eines ihrer Jungen fliehend mit sich fort, und nachdem sie es anderwärts in Sicherheit gebracht hatte, kam sie trotz der anwesenden Menschen wieder, um die übrigen Jungen zu holen.


Digitized by Google



Ach, wär' ich der Wind,
Der kecke Freier,
Ich höbe geschwind
Den duftigen Schleier;

Versuchte zu nippen,
Und — eh sie's noch wüßt' —
Hätt' ich schon die Lippen
Der Holden geküßt!

Im Walde kommen selten Fälle vor, daß Junge in hohlen Eichen oder Buchen entdeckt werden. Der Steinmarder ist und bleibt ein treuer Bürger der Dörfer, Gehöfte und Ackerbau treibenden Städte und hört lieber den Hahn im Hofe krähen, als den Nordwind im Forste brausen. Ob auch die menschliche List fort und fort darauf bedacht ist, ihn zu täuschen und zu berücken, und Hunderte, ja Tausende alljährlich im Winter das zarte, warme Röckchen hergeben müssen, er weiß durch bewunderswürdige Schlauheit und durch seine Feinheit der Sinne seine Art vor gänzlichem Vertilgtwerden zu bewahren.

Die sicherste Fangmethode ist diejenige mittels der Tellerfalle, welche bei Schnee auf den Sprung des Marders gestellt wird, oder mit dem Schwanenhals, der übrigens sorgfältig mit feiner Spreu oder Mauererde bedeckt werden muß und mit einem Hühnerei als Köder versehen ist. Ich habe bereits in unseren „Thierwohnungen" auf die Vorsicht und den scharfen Witterungssinn des Marders auf Grund vielfältiger eigener Beobachtung aufmerksam gemacht. Jede Veränderung des auf dem Passe vom Marder besuchten Ortes, jede kleine Erhöhung, jeder verdächtige Gegenstand kann ihn auf Wochen und Monate vertreiben. Nur dann, wenn es gelungen ist, ihn durch den Köder an einer Stelle vertraut zu machen, wird er ohne besondere Mühe überlistet. Unter solchen Umständen thut auch die Hohlfalle ihre guten Dienste, die man erst wochenlang feststellt, so daß der Marder sich an den Durchgang durch dieselbe gewöhnt. Verzweiflungsvoll und erstaunlich erfolgreich — so schilderte ich in den „Thierwohnungen" — sind oft die Sprünge, um der Verfolgung zu entgehen. In einem Gartenhaus, das rings an den Fenstern mit gut schließenden Läden versehen war, und dessen etwa drei Meter hohe Stubendecke in der Mitte eine runde Oeffnung von einem halben Meter Durchmesser hatte, die auf einen kleinen Boden führte, auf den von außen ein Marder mit Leichtigkeit an einzelnen Stellen des durchlöcherten Dachs gelangen konnte, trug sich folgendes Ereigniß zu, welches von der Schwungkraft dieses Thieres den augenfälligsten Beweis liefert. Der Besitzer des Gartenhauses fand eines Morgens bei seinem Eintritt sämmtliche Fensterscheiben zerbrochen und bedeutende Schweißspuren (Blutspuren) an einzelnen Glasscherben untermischt mit Haaren eines Marders. Die Wände des Zimmers waren an vielen Stellen bis zur Decke zerkratzt, und deutlich sah man, daß viele mißlungene Kletter- und Springversuche nach dem Bodenloch gemacht worden waren, ehe das verzweifelte Thier glücklich sein Ziel erreichte. Offenbar war der Marder in der Nacht vom Boden heruntergesprungen, und da kein anderer Weg zur Befreiung führte, selbst das Fenstereinrennen der Läden wegen nichts half, so mußte der Eingang schlechterdings auch zum Ausweg gewählt werden.

Wiens ehemalige Wälle und Basteien.

Wenn Jemand, der Wien noch im Jahre 1857, ehe die mächtigen Wälle und Basteien mit ihrem Glacis der Neuzeit zum Opfer fielen, gesehen, behaupten wollte, er habe die Befestigung, wie sie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nach den Türkenbelagerungen sich zusammengebaut, erblickt, der würde groß in Irrthum sein.

Bekanntermaßen sprengten die Franzosen, nachdem Wien im Jahre 1809 capitulirt, einen Theil der Bastionen. Viele Jahre durch sah man die riesigen Schutthaufen, besonders an der Mölkerbastei, liegen. Ein Theil der Kriegsentschädigung, welche Frankreich nach den Befreiungskriegen an Oesterreich zahlen gemußt, wurde zum höchst überflüssigen Wiederaufbau des Zerstörten und mannigfachen Neubauten an der Befestigung verwendet. Kaiser Franz, der höchst conservative Herr, hätte es nimmer über sich vermocht, Wien zu einer offenen Stadt zu machen. Baulustig wie er war — ohne doch in Wien irgend ein bedeutendes Bauwerk zu hinterlassen, man müßte denn das Burgthor für ein solches erklären und den Theseustempel — ward an den alten Basteien Vieles hin- und hergeschoben, Manches weggenommen, Anderes zugesetzt und besonders die Thore neugebaut oder doch umgestaltet. Auch der Stadtgraben ward gesäubert, mit Pappelalleen bepflanzt und so größtentheils zu einer ganz erträglichen Promenade gemacht. Vorher waren das stille, öde, zum Theil tiefe, in Regenzeiten sumpfige Gänge zwischen den Wällen und den äußeren Verschanzungen, welche letztere mit ihren Vorwerken und Brückenköpfen anfangs der zwanziger Jahre schon gänzlich beseitigt wurden.

Die alte Stadt hatte eine nicht vollkommen kreisrunde, sondern eine mehr ovale Figur; ihre Ausdehnung von Westen nach Osten war die größere. Sie hatte ringsum einen breiten Wall von einer Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß, welcher Wall mit elf regelmäßigen Basteien besetzt war. Wälle und Basteien umgab der Stadtgraben; dieser war gegen das Glacis, wie schon erwähnt, von Verschanzungen, an den Thoren von Vorwerken und Brückenköpfen begrenzt. Wien war eine gewaltige Festung im alten Stile.

Wenn man von der Burgbastei aus, die unmittelbar vor dem sogenannten Rittersaal der kaiserlichen Burg gelegen war, auf dem Walle in nordwestlicher Richtung fortschritt, so gelangte man zuerst an die Löwelbastei, berühmt durch die heldenmüthige Vertheidigung der Bürger Wiens bei der zweiten Türkenbelagerung, welche der Wiener Maler Leander Ruß in einem bekannten, im obern Belvedere sich befindenden Gemälde verherrlichte. Dann kam man zur Mölkerbastei mit prachtvoller Aussicht, über die nordwestlichen und nördlichen Vorstädte, als deren Hintergrund der Leopolds- und Kahlenberg, der Hermannskogel und die weiteren Berge bis Dornbach sich erhoben. Hierauf folgte die Elendbastei, die Neuthorbastei, die Gonzagabastei, die

Biberbastei, letztere drei bereits der Leopoldstadt gegenüber liegend. Zwischen dieser Vorstadt und der Altstadt fließt bekanntlich der Wien durchziehende Donauarm. Von diesen gelangte man zu der schon gegen Osten und Südosten gewendeten Dominikaner-(Hollunder-)Bastei mit ihrem riesigen Ueberwerke vor der Kirche des Klosters. Diese Hochschanze bestand bis in die neuesten Zeiten. Sodann erreichte man die Braunbastei, in der Nähe des Stubenthores, daher wol auch Stubenthorbastei genannt, dann folgte, halb schon gegen Süden gekehrt, die Wasserkunstbastei, endlich die Kärtnerbastei nächst der Kärtnerstraße. Von dem Wall vor dieser Straße genoß man eine wundervolle Aussicht über Wiens größte Vorstadt, die Wieden und auf die Mödlinger Höhen bis an den Schneeberg. Schritt man nun noch weiter bis zur Burgbastei, so hatte man den Rundgang um die Stadt vollendet. Auf dieser Bastei, vor dem Rittersaal, lag ein sehr besuchtes, aus Holz gezimmertes Kaffeehaus, wo Abends die schöne Welt zu finden war und Musik ertönte. Zwischen dem Nordwestende der Burg und der Löwelbastei befand sich, auf dem Wall lang sich hinziehend, das nette schmale Paradiesgärtchen für den kais. Hof, das besonders zur Rosenzeit weitum seine Düfte sendete. In selbem stand die Reiterstatue Franz des I. (Maria Theresia's Gemal) von Moll, jetzt im neuen Kaisergarten unter der Burg aufgestellt. Auch auf der Biberbastei, gegenüber der Leopoldstadt, ward — wenigstens in späteren Jahren — eine Kaffeehütte errichtet, die Ambrosi'sche, wenn ich des Namens mich noch recht erinnere. Es war ein köstlicher Punkt, mit weiter Aussicht über die Donauberge, die ganze Leopoldstadt, auf die Berghöhen im Norden und östlich über die Prater-Auen auf die Ausläufer der Karpathen.

Es mag hier auch bemerkt werden, daß die Wiener den Ausdruck „Bastei" für Wälle sowol als Basteien anzuwenden beliebten, während doch derselbe nur den Vertheidigungsvorsprüngen gebührt hätte. Ein Spaziergang über die Bastei hieß also so viel als eine Promenade über die Wälle, denn die eigentlichen Basteien waren nicht alle dem Publicum zugänglich. Erhielt man in jenen Zeiten einen Besuch von Personen, welche Wien noch nicht gesehen hatten und mußte man der freundliche Führer des Gastes sein, so war ein Rundgang über die „Bastei" immer das Erste, was man dem Fremden vorschlug und das mit Recht. Er lernte da das ganze Panorama des Glacis und der Vorstädte und die Berge der Umgebung kennen, und auch von der alten Stadt, die er umkreiste, so manchen wichtigen Punkt und manch anziehendes Gebäude.

In die innere Stadt führten damals (1807) elf Thore, sieben größere, vier kleinere: das Burgthor, Schottenthor, Neuthor, Rothenthurmthor, Stubenthor, Kärtnerthor und Franzensthor. Letzteres war erst im Jahre 1802 eröffnet worden und befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Kärtnerthores, ward daher wol auch das neue Kärtnerthor genannt. Durch selbes durften die Wagen nur in die Stadt hinein, so wie seitdem durch das Kärtnerthor nur hinaus fahren. Die kleinen Thore waren: Fischerthor, Schanzelthor, Theresienthor, Mauththor. Fast alle diese Thore hatten Brückenköpfe und Vorwerke, daher es eine ziemliche Weile dauerte, bis man von der Stadt, das Thor und seine Annexen durchschreitend, auf das Glacis gelangte. So war am Ende der Schottengasse das innere Schottenthor von einem Hause (dem Guldner'schen) überbaut, dann erst folgte der innere Wall mit einem Thore, hierauf die Brücke über den Stadtgraben, dann mußte man den Brückenkopf durchschreiten, diesen begrenzte der äußere

Stadtgraben, über welchen eine kürzere Brücke lag, hierauf ging es weiter durch die Verschanzungen, die den äußern Stadtgraben deckten; dann erst war man glücklich auf dem Glacis angekommen. Diese Thorwege und Brücken erstreckten sich aber durchaus nicht in gerader Richtung. Die äußere Brücke lag, z. B. bei dem Schottenausgange, viel mehr gegen Norden als die innere. Man mußte bei fast all diesen Thoren ein Chaos von unregelmäßigen winkeligen Bauten durchwandern. Abwechselnd zeigten sich Wohnungen für Militairpersonen, Wachhäuser und Wachstuben, militairische Werkstätten, Bäckereien, Kramläden 2c., wie denn überhaupt diese Wälle, Basteien und Brückenköpfe über einer Masse von mitunter sehr mächtigen Kasematten sich erhoben. Und so gewährten fast alle diese Ausgänge ein nicht geringes irrgartenähnliches Interesse. Es war ein Baugerümpel der verwegensten Art.

Denkt man sich die Belebtheit dieser Orte durch die Hin- und Herfahrenden, Kutschen und Lastwagen, die vielen Gehenden und Stehenden, durch das Gewimmel der überallhin sich postirenden Verkäufer und Ausrufer hinzu, so mag man ein Bild dieses alterthümlichen hauptstädtischen Lebens vor Augen haben.

Stieg man jedoch in die Tiefen des Stadtgrabens nieder, des innern, oder des äußern, besonders in der Dämmerungszeit, so fand man da viele öde, stille Plätze von einer Einsamkeit und Verlassenheit, daß man unwillkürlich sich angeregt fühlte, Dämmerungselegien zu dichten oder doch zu empfinden. Ich liebte als Knabe über die Maßen den Besuch dieser schweigsamen, öden, mitunter sumpfigen, schutt- und unkrautbedeckten Orte.

Erst in den letzten fünfzehn Jahren des Kaisers Franz erlitten die Befestigungen Wiens, wie bereits bemerkt, bedeutende Umgestaltungen. Die meisten Thore wurden umgebaut, die äußeren Verschanzungen, der äußere Stadtgraben, die Brückenköpfe verschwanden. Dadurch ward der Raum zwischen Stadt und Vorstädten — das Glacis — sehr erweitert. Neue Wiesen und Alleen wurden angelegt, so daß das Glacis einen immer freundlichern Spazierplatz bildete. Doch war dieser weite Raum für die nächtliche Sicherheit der Passirenden eben kein Gewinn. Die Burgbastei vor dem Rittersaal mit ihrer Limonadenhütte — so pflegten die Wiener das dortige Kaffeehaus zu nennen — verschwand. Eben so der Wall unmittelbar vor der Burglänge bis zur Bellaria (dem nordwestlichen Burgende, gegenüber dem Ministerium des Aeußern). Dort ward der Paradeplatz angelegt, zur Rechten des gegen die Vorstadt Gewendeten der Volksgarten mit dem Theseustempel, links der kaiserliche Garten. Inmitten nach außen hin stellte sich das neue Burgthor mit seiner dorischen Säulenhalle auf der Stadtseite und seinem Festungsgesicht auf der Seite des Glacis. Das lange, schmale Paradiesgärtchen mit seinen zahllosen Rosenhecken auf dem Wall zwischen Bellaria und Löwelbastei mußte gleichfalls weichen, dagegen ward das nette, elegante Häuschen am Nordwestende des Walles zu einem Café benutzt, dahinter auf dem Vorsprung jener Bastei ein Kaffeehausgarten angelegt, dessen Aussicht über Nähe und Ferne höchst reizend zu nennen war. Nun erhielt dieser Garten den Namen Paradiesgärtchen. Kein alter Wiener kann ohne tiefen Schmerz an diesen unvergleichlichen Frühstücksplatz zurückdenken, wo, bei trefflichem Kaffee und süßen Düften, besonders zur Frühstückszeit, sich mit einem Freunde so köstlich plaudern oder die Zeitungen auf eine so unbeschreiblich wonnige Art genießen ließen. Wenn hier Abends

Musik erklang, die schönsten, feinsten Damen promenirten und cokettirten, wer glaubte nicht in Armida's Zauberhain zu verweilen, wo die holdesten Anschauungen und Düfte die Sinne bestrickten?

Es ist dahin, das Paradiesgärtchen! Lange glaubte man, daß es erhalten, daß es geschont werden könne. Da erfaßte denn endlich auch im Jahre 1872 die zerstörende Neuzeit das holde Plätzchen, das freilich durch das Verschwinden des Glacis, durch die allmälig sich erhebenden Bauten der Ringstraße und ihrer Umgebung schon sehr viel von seiner Herrlichkeit verloren hatte.

Im Laufe der Kaiser-Franz-Jahre ward ein neues Gehthor vor der Teinfaltstraße eröffnet; man nannte es gewöhnlich Neuthor, und das ehemalige, damals schon uralte winkelige Neuthor an der Nordseite der Stadt ward nun das „alte Neuthor" benamset. Gänzlich umgebaut ward das Rothenthurmthor, das zur neuen Ferdinandsbrücke (ehedem Schlagbrücke) und zur Leopoldstadt führte. Das Theresienthor dagegen, etwas südöstlich, ward schon früher ganz abgeschlossen. Noch sieht man heutzutage, in der alten Stadt, im Auwinkel, das Haus, durch welches das innerste Thor gebrochen war. Das Stubenthor sah Schreiber dieser Zeilen in drei Gestalten, in seiner ganz alten, unleugbar düstersten, aber anziehendsten, dann in zwei Neugestaltungen, von denen eine geschmackloser und erbärmlicher als die andere gewesen. Zwischen dem Stubenthor und dem zu weit entlegenen (alten) Kärtnerthor, am Ende der Weihburggasse, ward das **Karolinenthor** erbaut, auch nur für Fußgänger. Eine lange Brücke mußte über den dort tiefen Stadtgraben geführt werden, in welchem an der Seite dieser Brücke Pappeln gepflanzt wurden, die mächtig emporwuchsen und in den Frühlingstagen ringsum ihre Düfte verbreiteten. Ganz nahe vor diesem Thore entstand im Anfang der zwanziger Jahre das sogenannte Wasserglacis. Dort ward der hölzerne Aeskulaptempel, bestimmt zur Spendung von Mineralwässern (daher der Name Wasserglacis) errichtet, daneben ein Kaffeehaus, auch aus mehreren hölzernen Baracken bestehend, nach der damals so einfachen und wenig luxuriösen Weise. Das Wasserglacis ward zu einem höchst beliebten und besuchten Spaziergang der Wiener, besonders der Bewohner der Stadt und der benachbarten Vorstädte. Man sah Publicum aus allen Ständen, besonders des Abends, wo es Musik gab. Man konnte da die Wiener, vornehm und gering, jung und alt, wie von der Pfeife des Rattenfängers von Hameln angelockt, in Schaaren sich versammeln sehen. Dieses Wasserglacis wetteiferte kühn an Besuchtheit mit dem eleganten, im Halbkreise, aus Stein erbauten Kaffeehaussalon im Volksgarten. Letzterer hat es freilich lange überlebt. Er besteht noch jetzt und hat sich in neuester Zeit zu einem Stelldichein der eigentlich vornehmen Welt emporgeschwungen. Strauß jun. dirigirt dort häufig sein vortreffliches Orchester.

Es würde zu weit gehen, alle die Veränderungen und Umbauten, deren einige auch in die jüngere Ferdinandeische Zeit fallen, zu erwähnen. Besonders wurden die Treppenaufgänge neben den Thoren wesentlich verbessert und verschönert.

Die Wälle, breit genug, um darauf zu reiten und zu fahren, was auch beides an vielen Stellen desselben gestattet war und häufig geschah, waren stets ein Lieblingsspaziergang aller Wiener, da dieselben von jeder Gegend der Stadt in kürzester Zeit zu erreichen waren. Vorzüglich in den Tagen des Winters, am allermeisten an schönen Sonn- und Feiertagen, zwischen elf

und drei Uhr bildete der Wall von der Burg bis zum Stubenthor die Hauptpromenade der eleganten Welt in ihren feinsten Wintertoiletten. Man begegnete daselbst nicht selten den Personen des kaiserlichen Hofes, dem hohen und höchsten Adel, häufig sogar dem Kaiser und der Kaiserin.

Im Stadtgraben, für dessen Säuberung auch viel geschehen war, wurden allerlei Gärten, wie jener des Erzherzogs Anton unmittelbar unter dem Karolinenthor, angelegt. Das Hüttenwerk des Münzamtes in seiner Tiefe, unter der Wasserkunstbastei, erhielt sich sehr lange, wol bis in die dreißiger oder gar in die vierziger Jahre.

Im Jahre 1848 und 1849 spielte der Stadtgraben, noch kurz vor seinem Verenden, eine traurige Rolle. Das Pulver und Blei der unerbittlichen Reaction traf hier so Manchen im Grunde seiner Vertiefung, u. A. auch Messenhauser, Becher, Jellinek, in der Nähe des alten Neuthores. Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß Männer, welche damals ihr Bild, als in effigie hingerichtete Flüchtige, am Galgen hätten erblicken können, gegenwärtig in hohen Ehren in der Nähe des Monarchen prangen und als hohe Patrioten und Partisane von Ganz-Oesterreich gelten. Ein Lächeln ist schwer zurückzuhalten, wenn man solches in die Erinnerung zurückruft.

Nach dem Jahre 1848 aber illustrirte noch die Bastei eine grandiose, recht zeitgemäße Zuthat. Auf vier oder fünf der eigentlichen Vorsprünge stiegen sogenannte Blockhäuser empor, um die innere Stadt, für den Fall, daß das Volk der Vorstädte noch einmal seinen Grimm gegen dieselbe wenden zu wollen sich erkühnte, zu schützen und die Meute gehörig zurecht zu weisen. Diese Blockhäuser erforderten eine nicht geringe Ausgabe. Man baute sie jedoch nur, um sie baldigst wieder sammt Wall und Basteien zu entfernen, ein wahres Bild des damaligen Treibens und immerwährenden Experimentirens in der politischen und administrativen Sphäre unseres Oesterreich.

Im Jahre 1857 leuchtete es plötzlich dem Minister Bach ein, daß man Wien auf eine andere Art in solchen Fällen vertheidigen, auch, daß man endlich den beengenden Gürtel der Mauern brechen müsse, wenn man Wien die Erlaubniß geben wolle, zu einer Großstadt zu werden, wonach schon längst das gährende Leben dieser Stadt gewaltig drängte.

Um Weihnachten 1857 erschien das kaiserliche Patent. Das Todesurtheil der Festung Wien wurde gesprochen. Was Wien seitdem geworden, weiß Jeder, der es damals gesehen und zehn Jahre später wieder erblickt hat.

Austriacus.

Familie Kleeberg.

Novelle von **F. Henkel.**

(Schluß.)

Fünftes Kapitel. Mamsell Mehl.

Dorette Kleeberg war in ihrem Arbeitszimmer. Es war ein schmales, einfenstriges Gemach mit an den Wänden herlaufendem Holzgesims, auf welchem sich meist nur zum Geschäft gehörige Bücher befanden. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Schreibtisch, bestreut mit einem Chaos von Papieren, Briefen und Kattunlappen; sonst war darin nichts weiter zu bemerken, als ein paar steife, mit schwarzem Roßhaarzeug bezogene Stühle.

Die Besitzerin dieses Gemaches stand am Fenster und schnitt sich Federn. Nicht weit von ihr kramte ihr Neffe Paul auf dem Schreibtisch herum.

„Laß das Suchen!“ erklang jetzt die strenge Stimme seiner Tante. „Wie soll Deine Zeichnung hier unter meine Geschäftspapiere kommen?“ Ueberhaupt ist es lächerlich, daß Du darauf einen solchen Werth legst.“

„Das finde ich gar nicht lächerlich, Tante Dorette“, erwiederte der junge Mann und sah mit geröthetem Antlitz zu ihr hin. „Der Kopf war vortrefflich gelungen.“

„Hat Dir das Original dazu gesessen?“ fragte seine Tante und sah über ihre Brille weg nach ihm hin.

Er hatte ihre Worte nicht gehört und stand, ärgerlich vor sich hin blickend, am gleichen Fleck. Es war wirklich sehr zu beklagen, daß er das Unglück hatte, nur ein Auge zu besitzen; sein Gesicht war gut geformt, seine ganze Erscheinung eine, wenn auch den zartesten Eindruck machende, doch sehr angenehme und elegante. — Die Tante wiederholte ihre Frage.

„Mir gesessen?“ sagte er, rasch aufsehend. „Das hätte ich ihr nicht vorschlagen mögen — dem stolzen Mädchen!“

Das Messer schnitt plötzlich unsicher, Fräulein Dorette legte es sammt der Feder fort. — „Die Dirne stolz?“ sagte sie und ein rother Hauch zeigte sich über ihrem eben noch so bleichen Gesicht.

„Gerade diesen Ausdruck hatte ich so gut getroffen!“ rief ihr Neffe, sich unmuthig auf einen Stuhl werfend. „Der Kopf war so schön!“

Seine Tante hielt sich mit zitternder Hand am Schreibtisch fest. — „Schön?“ stammelte sie. „Nennst Du das Mädchen schön oder Deine Zeichnung?“

Abermals verklang ihre Frage ungehört, aber sie vernahm dafür

ein leises Klopfen an ihrer Thür. Als sie „Herein!“ gerufen, trat die wohlbeleibte Gestalt der Haushälterin, Mamsell Mehl, in's Zimmer. An Paul war Alles ungehört vorübergegangen, er sah daher bei ihrem plötzlichen Erscheinen überrascht empor. Als er jedoch sich überzeugt, wer eingetreten, verließ er mit einem kurzen „Guten Morgen!“ eilig das Gemach.

„Wenn ich ungelegen komme, Fräulein Kleeberg —“

„Nein, durchaus nicht!“ erwiederte Dorette und ihre Stimme zitterte seltsam. „Es paßt mir im Gegentheil sehr, daß Sie kommen; schließen Sie von innen die Thür, ich habe mit Ihnen etwas ungestört zu bereden.“

Mamsell Mehl befolgte augenblicklich den gegebenen Befehl und kehrte dann zu ihrer Herrin zurück. „Die Abrechnungen —“, sagte sie, ihre kleinen braunen Augen forschend auf Dorette Kleeberg richtend.

„Sind richtig, ganz richtig — aber davon heut' Abend — mir geht jetzt im Augenblick etwas Anderes durch den Kopf — ganz etwas Anderes. Es muß rasch eine Aenderung in einer Sache getroffen werden, wobei Sie mir behülflich sein müssen, aber es muß auf das Allereiligste geschehen.“

„Ich stehe Fräulein Kleeberg ganz zu Diensten.“

„Setzen Sie sich, Mehl“, erwiederte Dorette und sich ebenfalls niederlassend, sagte sie nach einer Pause: „Wenn auch rasch gehandelt werden muß, so ist der Plan dazu nicht so rasch entworfen; haben Sie Zeit?“

„Es ist draußen Alles angeordnet, die Mägde sind am Scheuern und der Biel putzt das Silberzeug von neulich Abend.“

„Gut, so sind wir ungestört.“ Sie sann einen Augenblick nach und fuhr dann fort: „Was ich mit Ihnen zu bereden habe, betrifft das Mädchen oben.“

„Louise?“

„Ja wohl. Sie haben mir lange nichts von ihr berichtet, ich erwarte, daß Sie mir nichts verheimlichen, was diese anbelangt — nach keiner Richtung hin.“

Mamsell Mehl war schlau genug, zu bemerken, daß aber bei Fräulein Kleeberg nach dieser Richtung hin etwas vorgegangen. Sie versuchte vorsichtig danach zu forschen.

„Wie sollte ich dazu kommen, meine Pflicht nicht nach wie vor zu erfüllen! Ich hätte sicherlich, wenn es nöthig gewesen, wenn sich etwas Ungewöhnliches zugetragen, davon Meldung gemacht. Ich kann nichts Anderes berichten, als daß sie sich jetzt entwickelt, stärker wird, frische Farben bekommt, mehr Haltung — mit einem Wort, daß sie, daß sie —“

„Daß sie recht —“ Das Wort wollte nicht über Doretten's schmale Lippen, Mamsell Mehl errieth den Gedanken und sprach ihn aus.

„Daß sie — ja wol — recht hübsch wird. Ich rede ihr, weiß Gott, nicht das Wort, aber hübsch wird sie. Daß sie das selbst fühlt,

bemerkt man wol; nicht umsonst werden die Zöpfe immer glatter, immer zierlicher um den Kopf gelegt, das Gesicht und Hände so rein gewaschen vor Tisch, als ging es an eine Hoftafel. Man bemerkt das auch andererseits. Die jungen Herren wissen ja nicht aufmerksam genug zu sein. Da heißt es bald hier, bald da: „Erst das Fräulein — danach wir", oder: „Ist's gefällig? Wir können warten." Und der grüne Junge, der erst vor einer Woche in's Geschäft gekommen, Hans Kolb, der stiert sie Mittags so blödsinnig an, daß Einem ganz elend dabei wird."

„Warum haben Sie mir davon nicht eher Mittheilung gemacht?" fragte Dorette Kleeberg mit zornigen Augen. „Sie wissen doch, was für Blut in diesem Mädchen steckt — sollen wir gleiche Schande an ihr wie an ihrer Mutter erleben? Hier hilft nichts Anderes, die Dirne muß aus dem Hause, eher ist keine Ruhe hier."

„Daran habe ich auch bereits gedacht" — Da Mamsell Mehl jetzt wußte, wo man hinaus wollte, war es ihr eine Kleinigkeit, nachzuhelfen und sich gefällig zu zeigen. Sie fuhr daher eifrig fort: „Auch im Benehmen hat sie sich gewissermaßen geändert. So 'was Selbstbewußtes — so 'was Sicheres — wahrhaftig, als wenn sie nur noch zu sagen brauchte: „Von heute an bin ich die längste Zeit hier gewesen, nun kommt an mich die Reihe!" — Deshalb stimme ich Fräulein Kleeberg vollkommen bei, daß es die höchste Zeit ist, das Mädchen auswärts zu placiren."

„Es ist gut, Mehl; haben Sie vielleicht auch schon über das „Wie" nachgedacht? — Mein Bruder, wenn auch in jedem Punkt, was das Mädchen anbelangt, mir beistimmend, würde nicht wünschen, dasselbe Knall und Fall entfernt zu sehen, obgleich ich ihm Gründe nennen könnte, welche es ihn vielleicht sehr wünschen ließen."

Mamsell Mehl horchte auf. „Auch über das „Wie" und „Wohin" habe ich bereits nachgedacht, da ich eine solche Nothwendigkeit bald kommen sah, aber es ist durchaus nur ein Vorschlag, weil Sie mich darum gefragt, Fräulein Kleeberg, und ich bitte, mich nicht später, sollte die Sache nicht nach Wunsch ausfallen, mit den Folgen zu belasten."

„Reden Sie, Mehl."

„Es ist ein einfacher Ort, den ich meine, ein Aufenthalt, der aber in jeder Beziehung sittlich gut zu nennen ist. Ich will auch nicht gesagt haben: dies ist der einzige Ort, nach welchem das junge Mädchen hingeschickt werden könnte — mein Himmel, es giebt wer weiß wie viele derartige Aufenthalte, wo sie unterzubringen wäre! Aber eine Anfrage dort ist ja erlaubt."

„Der Ort darf und kann nur ein einfacher sein, da durchaus keine Gelder weiter für dieses Mädchen verschwendet werden sollen."

„Sie kennen ja F . . . ., Fräulein Kleeberg, das kleine, hübsche Städtchen?"

„Natürlich, und was ist da?"

„Da ist eine Vorbereitungsschule für Krankenpflegerinnen aller

Confessionen, wo man ohne Honorar junge Personen, die sich diesem Beruf widmen wollen oder müssen, gern aufnimmt und anlernt, um sie später an die derartige Hülfe bedürftigen Hospitäler zu versenden. Ich kenne das Haus genau und kann daher mit Bestimmtheit sagen, daß dies der richtige Platz für die junge Person wäre. Sie ist nicht ungeschickt mit der Nadel und es ist gerade dieses, was dort gern gesehen und gut benutzt werden kann, da es dort immer eine Menge alter Wäsche zu flicken und zu ordnen giebt. Wie gesagt, man könnte ja dort genauere Erkundigungen erst einziehen; eine solche Frage ist erlaubt und durchaus nicht bindend."

Als Mamsell Mehl schwieg, sagte Dorette Kleeberg nach einer Weile tiefen Nachdenkens: „Ich finde Ihren Vorschlag vortrefflich. Dies Mädchen gehört in eine solche Schule des Lebens. Der beste Ort, um in Zukunft der Welt ein nützliches Mitglied zu werden. Können Sie mir die Adresse für die Anstalt geben? Ich werde mich sogleich an die Vorsteherin wenden und das Mädchen ohne weitere Frage anmelden."

„Aber Fräulein Kleeberg äußerten vorhin", sagte Mamsell Mehl aufstehend, „daß der Herr Principal erst gefragt werden müßten, ich will durchaus keine Verantwortung übernommen haben."

„Mein Bruder stimmt hier bei, das versichere ich, Sie sind jedes Vorwurfs ledig. Vorwurf?" wiederholte sie sich selbst. „Als ob davon hier die Rede sein könnte!"

„Die Adresse werde ich aufschreiben und Fräulein Kleeberg sofort bringen. Da ich nicht ganz sicher bin, ob die Vorsteherin eine Frau Holsten oder Frau von Holsten ist, muß ich erst noch einmal genau zwischen meinen Papieren nachsehen."

Dorette Kleeberg wandte sich nochmals zur Haushälterin, als diese sich der Thür näherte. „Diese Angelegenheit bleibt unter uns vollkommen verschwiegen, und ist Alles abgemacht und in Ordnung, werde ich es dem Mädchen selbst mittheilen — und Sie, Mehl, werden es dann hinbringen. Ich gebe Ihnen die dazu nöthigen Briefe, so wie das Geld mit. Sie brauchen mir darüber keine Abrechnung zu bringen."

„Also die Haushaltsrechnungen heut' Abend — oder vielleicht nach dem Kaffee?"

„Ich werde Sie rufen lassen. Jetzt nur rasch die Adresse."

Mamsell Mehl schloß die Thür auf und glitt trotz ihrer behäbigen Gestalt leicht und geräuschlos hinaus. Die allein zurückgelassene Herrin stand eine Weile regungslos vor sich hinstarrend, dann schlug sie die Hände zusammen, drückte sie an die brennende Stirn und sagte: „Das Geschick hat die Rache in meine Hände gelegt!"

Sechstes Kapitel. Ihr einziger Freund!

„Wer ist da?" fragte Dr. Helbing.

„Ich sollte nur bestellen", sagte das eingetretene Mädchen, „der

alte Buchhalter von Herrn Kleeberg wünsche den Herrn Doctor auf einen Augenblick zu sprechen."

„Wie sonderbar", sagte die Mutter des Arztes, welche eben mit ihrem Sohn das Abendessen beendigt. „Im Augenblick, wo wir von der Familie sprechen, kommt eine Botschaft von ihnen. Du mußt gleich gehen, Georg."

„Machen Sie Licht in meinem Zimmer und führen Sie den Herrn hinein, ich komme sogleich. — „Ich begreife nicht", sagte der Doctor zu seiner Mutter, nachdem sich das Mädchen entfernt, „was es sein kann. Herr Kleeberg ist mit Paul gestern in's Bad gereist — es müßte Eine von den Damen erkrankt sein!" — Er schritt nach der Thür. Ehe er hinausging; wandte er sich nochmals um. „Sollte ich noch einmal fort müssen, laß ich es Dir sagen."

Als er in sein Zimmer trat, verbeugte sich vor ihm ein ältlicher Mann, der ihm vollkommen fremd war.

„Mit wem habe ich die Ehre?"

„Mein Name ist Grüttner, Buchhalter bei Herrn Kleeberg — Kleeberg und Sohn. Ich komme, um zu —"

„Ist Jemand erkrankt?" unterbrach ihn der Doctor rasch. „Oder sind von den Reisenden üble Nachrichten eingelaufen?"

„I, daß ich nicht wüßte — durchaus nicht, nein, durchaus nicht — aber krank ist Jemand — allerdings krank; deshalb bin ich auch so frei und wollte —"

„Ist es Fräulein Ida?"

„Nein, durchaus nicht — auch nicht Fräulein Dorette."

Der Doctor wurde ungeduldig, der Mann kam ihm mit seinen niedergeschlagenen Blicken, seinem ängstlichen Wesen sonderbar unheimlich vor. — „Darf ich Sie bitten, mein Herr, sich kurz zu fassen? Es ist Abends meine einzige Erholungszeit."

Jetzt sahen endlich die Augen des armen alten Mannes den Doctor an und der namenlos kummervolle und angstvolle Ausdruck ging ihm zu Herzen.

„Bitte, setzen Sie sich und sagen Sie mir klar, was Sie wünschen.".

Diese einfachen Worte wirkten beruhigend auf den alten Mann.

„Ich bin ihr einziger Freund", sagte er, den ihm angewiesenen Platz einnehmend. „Und deshalb muß ich ihr helfen, wenn auch von der andern Seite mein Gewissen mir bittere Vorwürfe macht — aber sie ist krank, ich habe es schon längst bemerkt — und da muß jede Rücksicht schweigen."

„Wer ist die Kranke?" fragte der Doctor, nicht ohne einen Anflug von Sorge, ob der Mann ganz bei Verstand sei.

„Ja, und eben das ist es. Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, Herr Doctor, mich nicht zu verrathen, denn sehen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ich über dreißig Jahre aus dem Hause Kleeberg mein Brod erhalten, daß ich Herrn Kleeberg selig versprochen, seinem Sohn, diesem jetzigen Herrn, ein treuer Diener zu sein, so verträgt es sich nicht gut,

wenn ich hingehe und den Ankläger spiele — ja, den Verräther. Obgleich es ja nicht so schlimm ist, was sie gethan! Allein es könnte mir doch übel angerechnet werden!"

Der Doctor sah unruhig den alten Diener an; es kam ihm plötzlich eine Erinnerung, daß in der Familie Kleeberg allerlei unklare Verhältnisse existirten. Ohne einen Augenblick zu zögern, sagte er: „Mein Ehrenwort, daß Sie vollkommen unerwähnt bleiben sollen! Aber jetzt reden Sie ohne Unterbrechung — es ist spät."

„Würden Sie mit mir gehen und das arme Mädchen sehen?" fragte der alte Buchhalter dringend. „Ich könnte Sie durch das Hinterhaus, durch meine Zimmer unbehindert und ungesehen zu ihr bringen."

„Ehe ich gehe, beantworten Sie mir jetzt die Frage: Wer ist das kranke Mädchen?"

„Es ist — es ist —", und die zitternden Hände drehten den Hut hin und her, „es ist Herrn Kleeberg senior jüngstes Enkelkind."

Der Doctor fragte kaum hörbar: „Herr Kleeberg hat drei Kinder?"

„Nein, bitte, durchaus nicht! Sein Vater hatte drei Kinder. Von der ersten Frau die noch lebenden, von der zweiten eine Tochter — und dieser Tochter Kind ist es. Sie haben vielleicht doch gehört, daß mein alter Principal zweimal verheirathet gewesen?"

„Das wol, aber nur, daß diese Frau früh gestorben."

„Allerdings — und dennoch —" Herr Grüttner stand auf. „Es schlägt eben Neun, Herr Doctor — Sie bemerkten selbst, daß es spät sei — auch die Sorge um mein armes Kind. Unterwegs könnte ich Ihnen noch weitere Auskunft geben — doch noch einmal, nicht wahr, ich habe Ihr Ehrenwort, zu schweigen?"

Doctor Helbing war aufgesprungen. Er ging im Zimmer auf und ab, er konnte seiner Aufregung nicht Herr werden. Die unklare Mittheilung des alten Dieners ließ ihn ahnen, daß jedenfalls Etwas in der Kleeberg'schen Familie verborgen werde, dessen Entdeckung ihn vielleicht für immer von ihr trennen würde, trotzdem sein Herz sich bereits lebhaft für die Tochter des Hauses interessirte. — Endlich klingelte er, verlangte von dem Mädchen Hut und Handschuhe und gab ihr die Bestellung für seine Mutter, ihn nicht vor zehn Uhr zurück zu erwarten. — „Doch ehe wir gehen, noch Eins: Woran leidet die Kranke? Und wie alt ist sie?"

„O, sie war noch nie krank, sie hat nur seit gestern Fieber. Sie leugnet es ab, aber ich weiß ganz genau, daß sie Fieber hat, ich habe es heut' Abend an ihren glänzenden Augen, an den rothen Flecken auf ihren Backen gesehen. Das arme Kind ist Siebzehn und ein halb, glaube ich."

„Wir gehen bei der Apotheke vorüber, ich werde gleich etwas Beruhigendes mitnehmen."

„Herr Doctor", sagte der alte Grüttner, während sich der Arzt die Handschuhe anzog, „Sie finden es vielleicht sonderbar, daß ich Sie gerade zu dem kranken Kind geholt, aber, einmal kenne ich keine Aerzte

und dann dachte ich, Sie, als Freund des Hauses, würden doch wol auf meinen Wunsch am ersten eingehen. Nicht wahr, ich habe Ihr Versprechen — und ich mußte so handeln, ich brauche mir keine Vorwürfe zu machen, denn sie hat nur mich, der für sie sorgt — ich bin ihr einziger Freund."

Der Doctor drückte dem alten Diener stumm die Hand und schob ihn leise aus der Thür.

Siebenes Kapitel. Ein homöopathisches Mittel.

Der alte Grüttner hatte Recht: sein Liebling war krank. Nach der Nacht, welche sie auf der kleinen Brücke zugebracht, hatte sie keinen Augenblick geschlafen. Sie hatte die Arbeit bei Seite legen müssen, da das heftigste Kopfweh sie unfähig machte, dieselbe fortzusetzen. Einige Tage waren in diesem Zustand vergangen, ohne daß er sich verschlimmert, aber heut' Abend war sie nicht mehr im Stande gewesen, sich auf zu erhalten, ihr Freund hatte sie auf dem Bett liegend gefunden. Es war über sie ein eigener Zustand von schläfriger Gleichgiltigkeit gekommen, der sie so theilnahmlos machte, daß selbst, als der alte Mann erklärte, er müsse fort und einen Arzt holen, sie es ohne jede Gegenrede geschehen ließ. Sie war, bald nachdem er das Zimmer verlassen, in einen unruhigen Schlaf verfallen; dann und wann hatte sie die Augen wieder geöffnet, jedoch nur tiefe Dunkelheit erblickend, war sie in den Wahn verfallen, ihr Freund sei gar nicht wieder gekommen, da er sicherlich keinen Arzt angetroffen. Ihr Kopf wurde ihr immer schwerer, sie hatte das sonderbare Gefühl, als würde ihr ganzer Körper zu Stein und ihre Seele darin eingesperrt. Sie konnte denken, aber ihre Gedanken vermochten keine Thätigkeit ihres Körpers zu erzwingen.

Plötzlich hörte sie an die Thür klopfen. Sie wußte den Namen ihres Freundes — sie hätte ihn so gern gerufen — aber die Lippen blieben geschlossen — der Name unausgesprochen. Jetzt wurde die Thür geöffnet — man rief „Louise!" — sie wollte sich aufrichten — wollte antworten — aber fiel lautlos zurück und ihre Augen schlossen sich. Kurz darauf legte sich eine weiche, warme Hand auf ihre Stirn, es überkam sie dadurch eine eigene Ruhe — sie konnte die Augen wieder öffnen und als sie sie aufschlug und über sich gebeugt, vom Licht beschienen, jenes Antlitz sah, welches sie so oft stundenlang beobachtet, da entrang sich ein lauter Ruf ihrer gequälten Seele — und als die Augen sie forschend anblickten, die sie so oft bewundert, lösten Thränen den starren Bann, der auf ihr gelastet.

Der arme alte Mann stand zitternd, mit gefalteten Händen an ihrem Bett, während der Doctor aufmerksam ihren Puls fühlte. Nach einer Weile legte er die Hand sanft zurück.

„Haben Sie irgendwo Schmerzen?" fragte er.

Wie oft hatte sie ihn sprechen sehen, nie hören — wie dieser Ton sie glücklich machte! Sie sah unwillkürlich zu ihrem alten Freund em-

vor — er war es, der ihr, wenn auch ohne sein Wissen, diese Seligkeit verschafft und sie reichte ihm die Hand und sagte leise: „Mir ist viel besser, ich danke."

Jetzt, als das volle Gesicht des jungen Mädchens sichtbar wurde, als der alte Grüttner ihr die langen Zöpfe sanft zurücklegte, da tauchte plötzlich in Helbing eine Erinnerung auf, die mahnend an sein Ohr klang: „Niemand!" — Ja, das war dasselbe Gesicht aus dem Album Paul's, nur durch andere Gefühle, welche sich jetzt darin spiegelten, einen andern Ausdruck gewinnend. Er legte seine Hand abermals auf ihre glühende Stirn und als er die Hitze fühlte, fragte er: „Haben Sie Kopfweh?"

„Etwas", antwortete sie und versuchte ihn ohne Scheu anzublicken. „Es war heftiger, jetzt ist es besser."

Des Arztes Pflicht war gethan; er hatte beobachtet, geprüft und erkannt, daß hier keine Gefahr, nur eine Ueberreizung der Nerven zu heilen war. Jetzt warf er einen Blick auf die Umgebung des jungen Mädchens.

Eine elende Kammer war es. Das Fenster, aus kleinen, grünlichen Scheiben bestehend, war mit einem alten Kattunvorhang halb verhangen. Kleinere und größere Schränke verdeckten die Wände und ließen nur Platz für eine Art Nachtkommode, auf welcher ein blecherner Waschnapf und einiges andere Geschirr stand. Die Mitte des Zimmers nahm ein Tisch ein, der, ohne Decke, zeigte, daß er seiner Politur aus früherer Zeit längst verlustig gegangen und zum Proletarier herabgesunken, wie überhaupt sein ganzes Dasein nur noch auf vier wackeligen Beinen stand. Stühle waren nur zwei vorhanden und zwar verschiedener Race; der eine, aus Holz, zeigte noch einige Lebenskraft, während sein aus Rohr bestehender Kamerad schon bedenkliche Schwächen offenbarte. Ein rostiger, kleiner Ofen, der durchaus nicht danach aussah, als könne er im Winter ein gemüthlicher, warmer Gesellschafter sein, war als Beschluß des Ameublements anzusehen. — Als Helbing's Blick von dieser traurigen Umgebung wieder zu dem jungen Mädchen zurückkehrte, erfaßte ihn ein unsagbares Mitleid. Er betrachtete sie unverwandt, bis ihn der alte Buchhalter aus seinen Träumereien weckte.

„Ist Louise wirklich besser, Herr Doctor, wäre es vielleicht nicht nöthig, daß sie Medicin bekäme?"

„Fräulein Louise", sagte der Doctor ruhig, während er nochmals des Mädchens Hand ergriff, „ist nur ein wenig angegriffen und erkältet, aber sie kann die kühlende Arznei ganz gut brauchen. Leuchten Sie mir, bitte, ich will ihr gleich einen Löffel voll davon geben."

Als das junge Mädchen Beiden zusah, wie sie beschäftigt waren, ihr zu helfen, sie zu pflegen, da stürzten abermals Thränen aus ihren Augen und als Doctor Helbing ihr leicht den Kopf emporhob und diese Thränen sah, welche langsam über ihre Wangen rollten, da zitterte seine Stimme, als er sagte: „Ich helfe Ihnen, armes Kind, weinen Sie nicht!"

Die namenlose Wonne, das Licht, das plötzlich in die Nacht ihres Daseins gefallen, wirkte bei ihren überreizten Nerven so betäubend auf sie, daß sich ihre Augen schlossen und ein leichter Schlaf sie am Denken verhinderte.

Nachdem beide Männer dies glückliche Bild von Jugend und Unschuld eine Zeit lang betrachtet, erhob sich Doctor Helbing zuerst und trat an den Tisch, um seinen Hut zu nehmen. Er winkte Grüttner, ihm vor die Thür zu folgen.

Als Beide auf dem Gang standen, sagte er: „Dies ist für mich eine Lebensfrage geworden. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, Herr Grüttner, ich vergelte Gleiches mit Gleichem; meine Freundschaft kann einem solchen Factum gegenüber sich nicht aufrecht erhalten. Wie und was ich für das arme Kind da drinnen thun werde, weiß ich noch nicht, aber daß ich sie aus dieser Höhle, diesem erniedrigenden Leben erretten will, steht bei mir fest."

Als die scharfen Blicke des Arztes bei dieser Versicherung auf das Gesicht des alten Mannes fielen, erschrak er über dessen Blässe. Er gedachte der Worte hinsichtlich der Dankbarkeit gegen dieses Haus und er begriff jetzt, welche Sorge den Mann befallen mußte. Er sagte daher rasch:

„Daß Ihre Gefühle, Ihre Stellung hier im Hause in jeder Hinsicht vor mir gesichert sind, dafür haben Sie das Ehrenwort eines Mannes erhalten. Im Augenblick wollte ich Ihnen nur die Beruhigung geben, da Sie des Kindes einziger Freund sind, wenigstens bis jetzt — daß es aus seiner traurigen Lage befreit werden soll. Wie ich das bewerkstelligen will, ohne daß der geringste Verdacht, als Urheber davon, auf Sie fällt, lieber Freund, werde ich in den nächsten Tagen überlegen. Jetzt nur noch dies: Halten Sie sich morgen um diese Zeit bereit, mich denselben Weg von heut' Abend hierher zu führen. Ich wünsche jetzt selbst nicht gesehen zu werden, nicht eher, bis ich die Maske kann fallen lassen. Das junge Mädchen wird die Nacht wol ziemlich ruhig schlafen, sie muß morgen die Arznei fort nehmen und leichte Kost genießen; aber nichts arbeiten, ganz ruhig bleiben." Er reichte Grüttner die Hand. „Nun danke ich Ihnen nochmals für Ihr Vertrauen und wenn Sie mir noch einen Gefallen thun möchten, so geben Sie mir jetzt Ihr Geleit, denn die Wege sind hier in der Dunkelheit nicht leicht zu finden."

Nachdem Doctor Helbing glücklich die vielerlei Gänge und Treppen passirt, welche ihn aus der Fabrik in's Freie führten, ging er eiligen Schrittes nach seiner Wohnung. Unterwegs überlegte er, daß er vor der Hand die Sache selbst seiner Mutter noch verschweigen wollte: es reifte bereits in ihm ein Plan, in welchem sie allerdings eine Hauptrolle spielen sollte, aber er war in noch zu aufgeregter Stimmung, um sich selbst klar über seine Absicht zu sein. Seine edle Seele, von jeher nur auf das Eifrigste bestrebt, das Beste zu wollen und der Menschheit ein Retter und Helfer zu werden, litt wahrhaft unter dem Eindruck, den die Erinnerung, mit welcher Liebe er sich der Familie Kleeberg genähert,

bei ihm hervorrief. Die heitere, anmuthige Persönlichkeit Ida's verlor immer mehr an Reiz und es war ihm, als verbreite sich das trübe Licht aus der elenden Kammer des verwaisten Mädchens über das ganze Haus. Er saß noch lange überlegend in seinem Zimmer, kämpfend mit dem Gefühl, Menschen, denen er sich mit aufrichtiger Liebe genähert, diese Liebe entziehen und sie zu Denen zählen zu müssen, die so oft seine Freundschaft mit Undank gelohnt.

Achtes Kapitel. Es wird ihr geholfen!

Der Regen stürzte in Strömen hernieder. Das Gewitter hatte sich in dieser Wasserfluth aufgelöst und erquickte nun die lechzende Natur.

Dorette Kleeberg kam eben von der obern Etage; sie war naß und schmutzig geworden, da sie sämmtliche staubige Topfgewächse aus dem Zimmer auf die kleine Brücke gebracht, wo der Regen, wenn er wie heute heftig kam, sich trotz des Blechdaches Bahn brach.

Ida war im Wohnzimmer und lag im offenen Fenster, die überschwemmte Straße und die durchnäßten Fußgänger betrachtend, als ihre Tante eintrat und sie in dieser Unterhaltung störte. Das Mädchen wandte sich um und sagte:

„Du bleibst entsetzlich lange! Da sind zwei Briefe an Dich, die sicherlich wichtige Nachrichten enthalten.“

Fräulein Dorette trocknete ihre seidene Schürze, nahm das nasse Tuch vom Kopf und griff dann nach den Briefen.

„Der eine ist vom Vater und der andere aus F.....“, sagte Ida, zu ihrer Tante tretend, welche erstern bereits erbrochen und sogleich laut zu lesen begann:

„Liebste Dorette! Deine Mittheilungen in geschäftlicher Beziehung waren erfreulich. Mit dem Musternachschneiden hat es keine Gefahr, denn es sind immer gangbare Dessins, die einen guten Preis abwerfen, wenn die Formen einmal bezahlt sind. Was Du mir aber über das Mädchen schreibst, kann ich nicht ganz billigen; es wäre besser gewesen, sie nicht in ein derartiges Haus unterzubringen. Deine Gründe sind zwar in mancher Hinsicht nicht zu verwerfen, indessen könnte man uns doch einen Vorwurf daraus machen, für sie, bei so großer Jugend, ein solch' beschwerliches Amt gewählt zu haben.“

„Dein Vater ist immer verzagt!“ unterbrach Dorette ihre Lectüre. „Dem Muthigen gehört die Welt! Ich wollte, dies Sprichwort hätte man ihn alle Abende beten lassen!“ — Sie las weiter: „Du mußt Dich jedenfalls erst auf das Genaueste über Alles dort erkundigen, ehe Du einen festen Entschluß faßest. Spare lieber diesmal kein Geld, wenn es möglich wäre, sie für immer gut zu placiren und sich auf diese Art günstig loszukaufen.“

„Da stimme ich dem Vater bei“, sagte Ida. „Um etwas Erwünschtes zu erreichen, muß man nur nicht sparen wollen.“

„Du giebst mit vollen Händen, ohne Mittel zu besitzen — ich weiß, was ich zu thun habe.“ — Sie fuhr fort: „Paul hat seit vier Tagen gebadet; wie der Doctor vorausgesagt, fühlt er sich eher ermattet, als gestärkt, aber er will die Bäder fortsetzen, da er es Helbing fest versprochen. Was Du mir über den Doctor schreibst, klingt mir sehr befremdend und berührte mich so unangenehm, daß ich es Paul verschwiegen. Ich hatte durchaus das Gegentheil erwartet; wenn er nicht selbst unwohl ist, kann ich dies plötzliche Wegbleiben bei Euch nicht erklären. Ich erwarte baldigst über diese Angelegenheit eine befriedigende Antwort.“ Der Schluß des Briefes bezog sich nur auf geschäftliche Details. Dorette war zu begierig, aus Frau von Holsten's Antwort auf ihre Anfrage, hinsichtlich der Anmeldung Louisen's in die dortige Anstalt, etwas zu erfahren, um diese erst zu Ende zu lesen. Sie legte den Brief daher bei Seite und griff nach dem zweiten. — Die Antwort war in mancher Hinsicht ganz ihren Wünschen entsprechend. Kein Lehrgeld, nur hinreichende Leibwäsche; der Anzug wurde, da er mit dem Costüm der Gehülfinnen dort übereinstimmen mußte, unentgeltlich geliefert. Aber die Dame machte am Schluß des Briefes zur hauptsächlichen Bedingung, daß die junge Person den schweren Beruf aus eigenem Antrieb erwählt und einen kräftigen, gesunden Körper besitze, da beide Dinge für diesen Dienst durchaus erforderlich seien.

Dorette Kleeberg legte den Brief nachdenklich bei Seite.

„Aus eigenem Antrieb?“ fragte Ida. „Das kommt gewiß selten vor! Wer hätte wol Lust, immer im menschlichen Elend zu leben?“

„Die gute Frau hat mich nicht ganz richtig verstanden“, sagte ihre Tante. „Indessen denke ich, werde ich mich wenig darum kümmern, was der Mamsell da oben genehm ist oder nicht, und Kräfte genug wird sie wol besitzen, Krankenhemden zu flicken.“

Als Dorette eine Weile geschwiegen, fragte ihre Nichte:

„Hast Du denn dem Vater das als etwas Wichtiges geschrieben, daß Helbing uns seit ein paar Tagen nicht besucht hat?“

„Hältst Du es etwa nicht für wichtig, wenn ein solcher Mann wie der Doctor in seinen Bewerbungen um Dich plötzlich einhält, ohne jeden Grund?“

„Herren interessiren sich blitzwenig für derartige Dinge! — Der Vater wird keine Ausnahme machen — und der Doctor — wird schon wiederkommen. Es hat ihm ja Niemand etwas gethan.“

„Deinen Vater beschäftigt Deine Zukunft sehr“, erwiederte ihre Tante, während sie die Briefe wieder zusammenlegte, „und ich sage Dir, es wäre sein und mein höchster Wunsch, wenn Du die Frau dieses Mannes würdest. Die Jugend ist ein Schmetterling, der Schmelz ist leicht verwischt, die Frische dauert eine kurze Zeit!“

„Das ist ebensowenig etwas Neues, Tante, als daß die Männer mit dem lockern Vogel verglichen werden. Was kann ich dazu, wenn er nun weiter flattern will? Wahrhaftig, mir wäre es auch lieber, er thäte es nicht und ich würde Frau Doctor Helbing. — Eben hat es geklopft. Herein!“

Die Thür öffnete sich und Mamsell Mehl trat ein. Mamsell Mehl's Erscheinung zu dieser Zeit, wo sie gewöhnlich bei ihrem Kaffee saß — es war vier Uhr Nachmittags — ließ Dorette Kleeberg ahnen, daß sie ihr etwas Besonderes mitzutheilen habe. Sie wandte sich daher an ihre Nichte mit der Bitte, sie allein zu lassen. Fräulein Ida schlug ihre hübschen Augen gen Himmel und sagte: „Regenwetter und Haushaltsrechnungen! Das paßt sehr hübsch zusammen!" — Und sie verließ das Zimmer.

„Nun, Mehl?" fragte Dorette. „Haben Sie etwas Besonderes zu melden, oder haben Sie auch einen Brief aus F . . . . erhalten? Hier habe ich soeben die Antwort auf mein Schreiben bekommen." Sie wies auf den Brief.

„Nein, einen Brief habe ich nicht erhalten; es ist etwas Anderes, was ich mit Fräulein Dorette besprechen möchte, betrifft aber ebenfalls Louise."

„Sie ist doch nicht kränker geworden?" — Die Frage klang sehr ängstlich. „Ich kann unmöglich Dr. Helbing zu ihr bringen, wir müssen einen andern Arzt nehmen. Jetzt, so nahe am Ziel, muß dies noch kommen! Und dazu schreibt die Frau hier, ob die angemeldete Person gesund sei!"

Mamsell Mehl's listige Augen sahen nicht ohne Behagen die peinvollen Sorgen, welche sich im Gesicht ihrer Herrin ausdrückten. Als dieselbe geendet, sagte sie: „Nein, kränker ist sie nicht, ich glaube selbst, daß sie kräftig genug wäre, um mit mir ausgehen zu können, Luft ist die beste Arznei. Aber es gefällt ihr, sich zu ruhen, bedauert zu werden und dann als interessante Genesende wieder bei Tisch zu erscheinen. Aber das leide ich nicht. Morgen wird sie arbeiten und ihre alte Lebensweise wieder anfangen. — Indessen, das ist es nicht, was ich eigentlich sagen wollte; es ist mir etwas Anderes aufgefallen, hinter was ich nicht kommen kann, wenn ich mir auch die größte Mühe gebe."

„Und was ist das?" fragte Dorette und nahm den Brief aus der Anstalt in die Hand, als sollte er ihr eine Sicherheit geben, gegen irgend ein neues Uebel.

„Es wird ihr geholfen", sagte die Haushälterin. „Auf irgend eine heimliche Weise — sie ist nicht immer allein — sie muß Jemand haben, der ihr auch diesmal bei ihrem Unwohlsein beigestanden."

„Und woraus schließen Sie das?"

„Hier." — Mamsell Mehl zog ein Glas mit einem Rest Arznei aus ihrer Tasche. — „Dies fand ich in ihrem Korb, als ich ihr gestern Arbeit brachte. Sie hat nicht gesehen, daß ich es mitnahm, da sie auf dem Bett lag und schlief; aber nun frag' ich: wer hat ihr dies gebracht? — Die Medicin ist noch ganz frisch." — Mamsell Mehl entkorkte die Flasche und roch daran.

„War kein Zettel an der Flasche? Man könnte sonst leicht die Apotheke darauf lesen", fragte Dorette und griff nach dem Glas.

„Nein, wahrscheinlich vorher abgerissen; man sieht also die Schlau-

heit, mit welcher man zu Werke geht. Ich hatte jetzt nur fragen wollen, was Sie dazu meinten, Fräulein Kleeberg, wenn ich heut' Abend ein kleines Verhör mit ihr anstellte, sie würde sich vielleicht doch verrathen und man könnte der Person, die ihr geheime Dienste leistet, ein wenig den Brodkorb höher hängen, denn es kann eben nur hier Jemand aus dem Hause selbst sein, z. B. Einer von den jungen Laffen könnte sich liebenswürdig gemacht haben — das Wahrscheinlichste! und da es ja im Blut steckt, wird Mamsell Louise wol nicht die Sprödeste geblieben sein."

„Nein, Mehl, lassen Sie das Inquiriren mit ihr, da lügt sie Ihnen etwas vor und Sie bringen nichts heraus und verrathen sich am Ende selbst. Was Sie mir da eben erzählt, ist mir sehr lieb; jetzt muß sie ohne Zögerung fort, es ist ein wahres Glück, daß ich bereits Schritte gethan. Heut' Abend werde ich schreiben, morgen früh suche ich Wäsche zusammen, packe die Sachen und übermorgen früh halten Sie sich fertig, mit ihr abzureisen. Aber sie erfährt nicht eher etwas davon, als morgen Abend, wo ich ihr die Sache mittheilen werde. Bis dahin wird sie wol auch noch kräftiger geworden sein, daß man dort nicht denkt, man schickte eine Kranke, anstatt Jemandes, der Kranke warten soll."

„Wie Sie das wünschen, Fräulein Kleeberg — und weiter keine Maßregeln?"

„Durchaus Alles gelassen wie es war, desto sicherer gehen wir. Da ihr Jemand zur Seite steht, könnte der geringste Argwohn sie veranlassen, dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen und wozu des Aufruhrs, da man binnen vierundzwanzig Stunden die ganze Angelegenheit für immer beendet hat."

„Sehr wahr."

„Ist das Uebel erst aus dem Hause, dann gelingt es vielleicht Ihrer Klugheit, die Persönlichkeit zu finden, welche des Mädchens Vertrauen besessen, es soll dann nicht Ihr Schaden sein."

Mamsell Mehl wandte sich zum Gehen. „Welchen Koffer soll ich für morgen aussuchen — vielleicht den, welchen Louisen's Großmutter hatte?"

Fräulein Dorette besann sich eine Weile. „Nein, suchen Sie eine von den kleinen Kisten aus, in welche die Baumwollenstücke gepackt werden."

„Soll ich dies Fläschchen" — sie deutete auf die Arzneiflasche, die auf dem Tisch stand.

„Nein, lassen Sie dieselbe einstweilen hier."

Mamsell Mehl war dies nicht lieb. Sie verließ das Zimmer mit einem mürrischen Gesicht; das Fläschchen hätte vielleicht immer einmal wieder als Erpressungsmittel dienen können für geleistete Dienste. Fräulein Dorette wußte das aber eben so gut, nahm daher dasselbe und warf es, als sie nach ihren Blumen auf der Galerie sah, von dort in einen der auf dem Hof befindlichen Wasserbehälter.

Neuntes Kapitel. Als Magd!

Der alte Grüttner brauchte nach einigen Abenden, die Dr. Helbing regelmäßig oben auf der Schränkekammer zugebracht, nicht mehr auf ihn zu warten, um ihn dorthin zu geleiten. Der Doctor fand seinen Weg ohne Führer. — Daher befand sich auch jetzt der alte Mann vor der Hand allein bei seinem Liebling.

Sie saßen Beide auf ihrem alten Plätzchen, wo sie Jahre lang gesessen und Luftschlösser gebaut, wann ihnen einmal das Glück lächeln würde.

„Das ist jetzt Glück", sagte Louise eifrig, als ihr Freund wieder begann: „Ja, siehst Du, Kind, wenn wir einmal Glück hätten!"

„So, meinst Du, Louischen!" erwiederte er und sah eigentlich betrübt aus. „Ja, daß Du Dich wieder so wohl fühlst ist freilich ein Glück — aber wenn, wenn nur nicht die Geschichte mit dem Doctor herauskommt. Weiß Gott! wir wären Beide verloren — und wohin sollten wir — Du so jung und ich so alt!"

„Aber Herr Grüttner, hat Dr. Helbing nicht gestern Abend wieder gesagt, er würde mir forthelfen — und hilft er mir, ist für Sie auch gesorgt!"

„Ja, wenn ich mir nur vorstellen könnte, wie er Dir helfen will."

„O, ich habe schon eine Idee! Ich will sie Ihnen gleich sagen: ich will beim Dr. Helbing in Dienst gehen — als Magd."

Der alte Mann war so erschrocken über diese Idee, daß er nichts sagte, als: „Du lieber Gott im Himmel!"

„Ja, dabei ist gar nichts zu beten!" sagte das junge Mädchen. „Was bin ich denn hier? — Und überhaupt — wer bin ich denn, wer? — Kann mir ein Mensch der Erde darauf Antwort geben? Nein. — Ob ich hier arbeite oder dort", sagte sie und eine tiefe Röthe zog über ihr Gesicht — „dort, bei seiner Mutter."

„Und, und —", stotterte der alte Mann.

„Ja, und geben Sie nur Acht, Herr Grüttner; den ganzen Tag würde ich ohne Unterlaß arbeiten, fleißig und pünktlich sein wie eine aufgezogene Uhr — und käme dann der Abend, dann setzte ich mich in mein Stübchen und erwartete Sie — gerade so wie jetzt — sind denn diese Abende jetzt nicht die herrlichsten von der Welt?"

„Du vergißest aber, daß der Arzt wol zu der Kranken kommt, mein Herz, aber der Herr sich doch nicht Abends zu seiner —"

„Ja, sagen Sie es nur gerad' heraus — Magd setzt!" rief sie eifrig. „Daran denke ich ja auch nicht! Wie würde ich das verlangen! Es ist mir ja auch schon genug, kann ich als stumme Person ihm dienen und sagt er mir dann und wann freundlich: danke! — bin ich vollkommen zufrieden!"

Der alte Grüttner rückte unruhig auf seinem Stuhl umher. „Möchtest Du nicht lieber abwarten, was für einen Plan Herr Helbing hinsichtlich Deiner hat, ehe Du ihm zuerst Deine Idee mittheilst?"

„Das kann ich, wenn Sie es besser finden."

Grüttner schwieg. Nach einer Pause, während er Louise aufmerk-

sam betrachtet, sagte er: „Glaubst Du, Herzchen, daß der Doctor noch öfters kommt, obgleich Du ganz hergestellt scheinst?"

Louise starrte ihn an. „Ja — allerdings — ganz hergestellt, das bin ich wol — glauben Sie etwa, Herr Grüttner, er käme schon heut' Abend nicht mehr?"

„Er hat mir damals bei meinem Besuch gesagt: Abends sei seine Erholungszeit. Nun, denke Dir doch, warum sollte er, wenn Du seiner nicht mehr bedarfst, den unbequemen Weg hierher machen — nicht wahr? Er opfert sich doch nur auf, um zu helfen, nicht um hier mit uns zu schwatzen."

„Ach!" sagte sie und drückte den Kopf in ihre Hände. „Daß er nicht kommen würde — daran hab' ich nicht gedacht — nur an die Freude, wenn er käme. Aber horch!" rief sie und sprang auf. — „Ich höre die Treppe knarren — er kommt doch — jetzt geht er über den Gang — ja, er muß es sein!" — Sie legte die Hände auf ihr Herz und wandte den Kopf nach ihrem Freund. — „Herr Grüttner", sagte sie, er hält mich doch noch für krank!"

Der alte Mann hatte sie mit ängstlichen Blicken betrachtet; jetzt sah er vor sich nieder und sagte leise: „Ich glaube es selbst."

Die Thür öffnete sich und Dr. Helbing trat ein. Er grüßte beide Verlassene mit dem freundlichsten Lächeln. — „Nun, wie steht es hier oben im Versteck?" sagte er, seinen Hut ablegend. — „Wie geht es?" — Er reichte Louise die Hand, ihr dabei in's Gesicht sehend. „Herrlich, wie ich sehe, die gesunden Farben kommen wieder — und Ihnen, lieber Grüttner?"

„Mir, recht gut, wie immer."

Louise schob ihrem Gast einen der beiden Stühle zu. „Bitte", sagte sie.

Der Doctor lachte. „Also Einer von uns Dreien muß wieder stehen, oder wir müssen abwechseln."

„Bitte", wiederholte Louise schüchtern und schob Dr. Helbing den Stuhl näher. „Ich bin die Jüngste und stehe gern."

Dr. Helbing sah sie ernst an. „Wenn auch die Jüngste, so doch die kaum Genesene — und die Frau."

Er drückte sie leise auf den Stuhl und trat zu Grüttner.

„Wenn ich es nicht um Ihretwillen thäte, lieber Freund, ich würde in diese elende Kammer Manches schicken, was sie freundlicher aussehen machen sollte. Aber freilich, es geht so nicht. Doch sehen Sie nur nicht so ängstlich aus, freuen Sie sich doch, daß Ihr Pflegkind wieder so wohl und munter ist, das Uebrige kommt auch noch."

Er stellte sich einen Augenblick an das Fenster und sah in den Abendhimmel; der alte Grüttner benutzte diese Frist, um sich auf Louisen's Bett zu setzen und bot dem Doctor, als er sich dem Zimmer wieder zuwandte, seinen leeren Platz an.

„Wahrhaftig!" lachte Helbing. „Nun ist Platz genug! — Aber es fehlt dafür an Licht — ich sehe meine kleine Patientin kaum noch, wir könnten uns wol erlauben, die Talgkerze anzustecken."

Louise war wie ein Pfeil an ihren Waschtisch gesprungen, wo sie gewöhnlich den Leuchter stehen hatte, und versuchte Licht zu machen.

„Fräulein Louise“, sagte der Doctor, als sie das Licht auf den Tisch gestellt und sich neben ihn niedergelassen — „können Sie lesen und schreiben?“

Louise wurde purpurroth, der Doctor lächelte und faßte zärtlich ihre Hand. — „Nur nicht gleich so erschrocken. Wäre es Ihre Schuld, wenn Sie es nicht könnten? Ich will die Schuld Anderer kennen lernen.“

„Ja“, sagte Louise — „soll ich meine Hefte —“

„Sie kann beides sehr gut“, unterbrach sie Grüttner. „Sie hat Unterricht darin gehabt und später hat sie bei mir sich weiter fortgebildet. Auch im Rechnen ist sie sehr brav.“

„So“, sagte der Doctor und ließ Louisen's Hand frei. „Also das Erbarmen hat man doch gehabt, wenigstens dies nicht zu vergessen.“

„Geographie kann ich auch etwas, aber keine Sprachen, gar nichts sonst, als Nähen und Stricken.“

Der Doctor wandte sich ab, er wollte dem Kinde seine feuchten Augen nicht sehen lassen.

„In der Geographie habe ich Louise ebenfalls unterrichtet“, sagte der alte Buchhalter. „Wirklich, Herr Doctor, wir haben hier sehr glückliche Stunden verlebt. Wenn ich denke, wie wir gerade bei der Geographie gelacht und die allerschönsten Reisen in Gedanken gemacht. Ich wollte, es ginge ein paar Jahre noch immer so fort!“

Dr. Helbing sah Louise an. „Und Sie — denken Sie auch so? Möchten Sie auch nicht aus dieser Höhle — nicht einmal sehen, wie schön die Welt draußen ist?“

„Gewiß!“ erwiederte sie eifrig, setzte aber zögernd hinzu: „Das heißt die Welt — ich weiß nicht — ich würde sehr allein in ihr sein.“

Dr. Helbing lächelte. „Ich würde viel lieber vorziehen —“, fuhr sie fort.

Der alte Grüttner stand auf und sagte rasch: „Sie möchte gern Lehrerin werden — einen Beruf haben.“

„Lehrerin!“ sagte Louise erstaunt. „Herr Grüttner, wie wäre das möglich? Ich habe ja eben gesagt, daß ich nichts weiß.“

Dr. Helbing stand ebenfalls auf. „Würden Sie“, sagte er, sich zu Louise wendend — „mit Allem einverstanden sein, was ich in Ihrem Interesse unternehme?“ — Er sah sie fest und prüfend an.

„Mit Allem“, war ihre Antwort. Mehr noch als der Ausspruch, daß sie bereitwillig ihr Geschick in seine Hände legen wollte — offenbarte sich ihm das Geheimniß ihres Herzens in den zu ihm emporgerichteten strahlenden Blicken — einen Augenblick verweilte er in dieser seligen Empfindung, dann wandte er sich rasch zu Grüttner, welcher bei Louisen's Ausspruch in Gedanken versunken, jetzt bei des Doctors Anruf erschrocken emporfuhr. — „Könnten Sie wol morgen Abend sich bei mir um diese Zeit einfinden? Ich möchte gern mit Ihnen Allerlei bereden.“

„Gewiß, Herr Doctor, ich stehe um diese Zeit immer zu Diensten.“

„Gut, so erwarte ich Sie gleich nach Acht. Und nun“, wandte er sich zu Louise, „muß ich für heute gute Nacht sagen. Seit Sechs bin ich von meinem Hause fort und gehe jetzt erst wieder dorthin zurück.“ — Er reichte ihr die Hand — vielleicht durch den Gedanken, wie ihre erbärmliche Kleidung gegen ihre körperlichen Reize in den Hintergrund trat — vielleicht auch welches Glück es ihm gewähren würde, sie aus diesem Elend empor zu ziehen, wurde ein Lächeln bei ihm hervorgerufen. Allein da sie die Ursache davon nicht ahnen konnte, sah sie in diesem Lächeln nur eine Verachtung, eine Verspottung ihrer Erscheinung. Sie starrte ihn an, sie entzog ihm rasch ihre Hand und als die Thür sich hinter ihrem alten und neuen Freund geschlossen, warf sie sich auf ihr Bett und schluchzte laut: „Er hat über mich gelacht!“

Zehntes Kapitel. Nacht!

War auch Dorette Kleeberg endlich bei dem Augenblick angelangt, wo sie wußte, daß es nur noch weniger Stunden bedurfte, bis das Mädchen aus dem Haus gebracht wurde, welches ihr auf das Tiefste verhaßt war, so überkam sie doch eine eigene Unruhe und Angst, als sie beschäftigt war, aus dem Nachlaß der Stiefmutter die Wäsche und Garderobe Louisen's zu ordnen; ja, es überlief sie zuweilen, trotz des schwülen Wetters, wenn sie ein oder den andern Schrank öffnete und ihre mageren Hände unter den alten Kleidern, der vergilbten Wäsche kramten, ein frostiger Schauder. Zwischen den vielen Schlüsseln, welche in ihrem Körbchen lagen, befand sich auch wieder der, den sie vor fünfzehn Jahren als unbefugtes Eigenthum an sich genommen. Mochte der Gedanke damals, das Enkelkind der Stiefmutter seines Vermögens zu berauben, ihr auch weniger klar vorgeschwebt haben, als der: hinter die Geheimnisse seiner Mutter zu kommen, so hatte sie sich doch bis jetzt nicht entschließen können, denselben herauszugeben, um genauere Nachforschung nach dem Schrank oder der Kiste anstellen zu lassen, zu welcher er paßte — besonders wenn sie dachte, es wäre eine Möglichkeit, daß Geld oder andere Dinge vorgefunden würden, welche dem Mädchen eine ehrenvolle und ebenbürtige Stellung in ihrer Familie einräumen könnten. Sie hatte einen Charakter, welcher Härte und Kälte genug besaß, unter jeder Form Etwas durchzusetzen, wenn es ihrer Ansicht nach nothwendig oder vortheilhaft war.

Mehrere Monate waren verflossen, seit Dorette Kleeberg Louise nicht gesehen. Jetzt wollte sie nun, zum letzten Mal, wie sie hoffte, sie sehen und sprechen.

Als endlich mit Mamsell Mehl's Hülfe gegen Abend Gepäck und Briefe in Ordnung waren, begab sie sich auf den Weg zu Louisen's Kammer, um mit kaltem Blut ihr die Mittheilung zu machen, daß sie von nun an als Magd ihr Brod sich zu verdienen habe.

Louise hatte seit dem gestrigen Tag eine eigene Wehmuth beschlichen. Sie war den Tag über ernst und ruhig gewesen, nur der Gedanke, daß

der Doctor, wenn er auch über sie lächle, sich ja doch ihrer annehmen wollte und daß sie vielleicht unter seinem Schutz weiterleben könnte, hatte sie wieder getröstet.

Als sie ihre Arbeit für die Fabrik beendigt, nahm sie ein Buch, welches ihr Herr Grüttner kürzlich gebracht und setzte sich damit an's Fenster. — Sie hatte sich so hinein vertieft, daß sie nicht gehört, wie sich die Thür geöffnet und erst als dieselbe sich wieder schloß, empor sah.

Eine Weile starrte sie die schwarze Erscheinung Doretten's an, ohne zu wissen, ob es ein Bild ihrer Phantasie, oder die wirkliche Gestalt dieser Person war, welche sich ihr jetzt nahte. Sie blieb einen Augenblick sitzen, dann warf sie das Buch bei Seite und ging ihr entgegen.

„Also das sind die Beschäftigungen der jungen Person!“ sagte Dorette, auf das Buch zeigend. „Und wer wagt es, solche Dinge ohne Mamsell Mehl's Erlaubniß hierher zu bringen?“

Louise erwiederte kein Wort, sie überließ es ihrer Feindin, fortzufahren: „Es ist gut, daß ich diesem unnützen Leben jetzt eine andere Zukunft ausgemacht. Du wirst morgen früh um Neun mit Mamsell Mehl dies Haus verlassen und Dich nach F . . . . begeben, um Dich im dortigen Hospital zur barmherzigen Schwester auszubilden.“

„Wer hat das bestimmt?“ rang sich jetzt von den zitternden Lippen Louisens.

„Ueber Dich“, sagte Dorette, „bestimmen mein Bruder und ich, da leider Niemand anders da ist, der diese Last uns abnehmen möchte und könnte. Auf Dankbarkeit rechnen wir nicht, aber auf Gehorsam.“

Ehe Louise die Kraft gewonnen, ein Wort zu erwiedern, hatte Dorette bereits die Thür, erreicht und als das Mädchen sie aufreißen wollte, um ihr nachzueilen, drehte sich der Schlüssel im Schlüsselloch und ward danach abgezogen.

„Gefangen!“ schrie sie auf und rasselte vergeblich an dem rostigen Schloß. — „O Gott! gefangen!“

Die ganze Erscheinung Doretten's, so wie ihre Mittheilung war so rasch an ihr vorübergegangen, daß sie erst noch eine Weile stand, um das eben Erlebte zu begreifen.

„Ich!“ rief sie und lief im Zimmer auf und ab — „ich fort, fort, in ein Hospital, unter Kranke und Sterbende — fort, von meinem einzigen Freund, fort von ihm, den ich —“

Jetzt fiel ihr mit Entsetzen ein, daß Dr. Helbing heut' Abend nicht kommen werden, sondern Herrn Grüttner gebeten hatte, ihn zu dieser Zeit in seinem eigenen Hause aufzusuchen. Noch einmal stürzte sie wie eine Verzweifelte an die Thür, es blieb dasselbe, sie war verschlossen und für sie keine Möglichkeit da, zu entrinnen. — Und morgens früh kam Herr Grüttner nie, niemals; sie hätte ihm nicht sagen können, daß sie nicht fort gewollt, daß man sie gezwungen und daß sie vor Schmerz und Wehe, nicht unter Dr. Helbing's Schutz das Haus verlassen zu können, sterben werde!

Der Abend sank tiefer und mit der Dunkelheit steigerte sich die

Aufregung des jungen Mädchens. Sie warf sich auf ihr Bett, lief auf und nieder, ersann hundert Pläne für ihre Befreiung; malte sich aus, wenn sie jetzt frei wäre, wie sie zu ihren beiden Freunden laufen wollte, sich Dr. Helbing zu Füßen werfen und ihn anflehen, sie als seine Dienerin anzunehmen! Aber gerade, daß dies Alles unmöglich, steigerte ihre Verzweiflung.

Sie zündete Licht an und dachte zu schreiben — war es nicht vielleicht eine Möglichkeit, daß Herr Grüttner heut' Abend noch einmal zu ihr käme? — Sie wollte ihm dann den Brief unter der Thür zuschieben und ihn bitten, in aller Frühe zu Dr. Helbing zu eilen, seine Hülfe für sie zu erflehen. In dieser Hoffnung riß sie ein Blatt aus ihrem Schreibbuch und entwarf in fieberhafter Eile die Erlebnisse der letzten Stunden. Als ihr Brief beendigt, setzte sie sich damit an die Thür; wohl hundertmal legte sie das Ohr an dieselbe, ob kein Schritt sich nahte, aber ach! im Gegentheil, die Stille draußen wurde immer größer und die Zeit rückte eilig weiter. Jetzt schlug die Uhr. — „Das ist Neun, nein, das war Zehn!"

Sie ließ den Brief fallen und weinte bitterlich. So spät kam er nie mehr, es war vorbei — die Nacht — und dann der Morgen! Die Verzweiflung bemächtigte sich ihrer geängsteten Seele immer mehr. Sie sah aus dem Fenster, das stand freilich offen, der Sprung herab befreite allerdings, aber nur vom Leben und sie wollte frei sein, um zu leben, um in seiner Nähe zu leben.

Die Nacht rückte weiter, aber ihr schöner Gefährte, der Schlaf, floh das arme Mädchen. Sie saß mit rothgeweinten Augen am Tisch und starrte in das trübe Talglicht, immer von Neuem überlegend, ob sie nicht, ehe die weiblichen Häscher ihre Hände morgen an sie legten, ihnen zu entfliehen vermöchte. Aber nirgends ein Ausweg! — Wieder versuchte sie an der Thür zu rasseln, unmöglich! Es war ein festes, starkes Schloß. Sie sah sich im Zimmer um, sie nahm das Licht, zeigte sich denn nirgends ein Spalt, eine andere Thür?

„Eine andere Thür!" Der Gedanke sprang ihr plötzlich wie ein Lichtstrahl entgegen. „Eine andere Thür!" sagte sie, nochmals nachdenkend. „Ja, vielleicht hinter einem dieser Schränke!"

Sie beleuchtete jeden Winkel ihres Zimmers, es war nichts zu sehen, aber es fiel ihr ein, einmal gelesen zu haben, daß man durch Klopfen hören könnte, ob eine Wand hohl sei oder nicht. Sie schlug mit der Faust überall an, der Klang erscholl stets gleichmäßig, aber hier, hier nicht mehr! Ihr Athem stand still — hier klang es hohl — dicht neben dem Schrank, in welchen, wie sie öfters gesehen, Mamsell Mehl alle Reste Leinwand und Shirting gelegt. Der Schrank war der kleinste, der schmalste von Allen, nur einfach aus Tannenholz. Es mußte eine Kleinigkeit sein, ihn etwas vorzuschieben.

Sie stellte sofort den Versuch an, allein zu ihrem größten Erstaunen vermochte sie, trotz der Anstrengung aller ihrer Kräfte, die durch ihre Aufregung auf das Doppelte gestiegen waren, ihn nicht einen Zoll breit

von der Stelle zu rücken. Sie stand wie erstarrt da. Der Schweiß rann von ihrer Stirn. Sie griff nach dem Licht; doch nichts war zu sehen, was den Schrank zu dieser Widerspenstigkeit hätte berechtigen können. Aber als ihr Blick auf den Boden fiel, da entdeckte sie wol die hemmende Gewalt. Er stand in einer Art Einrahmung, einer hohen, starken, an den Boden befestigten Leiste, die natürlich jede rückende Bewegung des Möbels verhinderte. Dennoch klopfte sie wieder an die Wand, ja, dahinter mußte es hohl sein.

Sie nahm das Licht und versuchte die ziemlich breite Spalte zwischen Wand und Schrank durch einen Lichtstrahl zu erhellen. Und da, als sie sich fest gegen den Schrank lehnte, glitt er plötzlich unter diesem Druck an der Wand langsam und leise weiter. Sie athmete kaum vor Anstrengung. Ihr Bett hinderte, den Schrank weiter zu schieben; sie riß es in die Mitte des Zimmers, leuchtete an den Boden und da zeigte sich, daß an der einen Seite, wo ihr Bett gestanden, die behindernde Leiste fehlte. Nun bedurfte es nur noch einer kleinen Mühe. Der Schrank glitt ohne Anstrengung weiter. Und hier war kein Irrthum möglich — eine Thür war da, aber freilich ohne Schlüssel. Sie untersuchte die Thür, beleuchtete das Schlüsselloch, sie hielt das Licht empor und da, als träte ihr Geisterspuk entgegen, da sieht sie in die Kalkwand, über dem Einschnitt der Thür kreuzweis gelegt, die Form zweier Schlüssel hineingepreßt. — Sie hält die Hand an die brennende Stirn, sie starrt die Form der Schlüssel an. „Das sind dieselben, von denen *sie* einen besitzt!" ruft sie. „Ich habe, ich habe die Thür gefunden — ich, ja, ich! Und nun ist ihr Geheimniß in meinen Händen und jetzt — Handel gegen Handel!"

Sie holt einen Stuhl herbei und klettert darauf, beleuchtet nochmals genau das sonderbare Zeichen, sie lacht, sie weint, kein Zweifel! Der eigenthümlich wie ein gothisches Fenster nachgeahmte Griff, derselbe zackige Bart des Schlüssels!

Hier also war das Versteck der Person, die sie so bitter gehaßt und verfolgt. O, wenn sie eine Ahnung gehabt, wer der Hüter ihres Geheimnisses gewesen! Aber nun fiel ihr plötzlich ein: wenn sie es ihr ableugnete, daß sie den Schlüssel besitze, wenn sie ihr sagte: sie sei eine Wahnsinnige, Mondsüchtige, sie aus dem Zimmer werfe und dann ihr Spiel doppelt gewonnen hätte! „Nein! nun und nimmermehr! Und sollte ich Feuer an die Thür legen, ich will ihr Geheimniß in meinen Händen haben! Die Thür muß auf, ehe der Morgen kommt, die Nacht ist noch mein!"

Sie suchte im Zimmer umher, um Alles herbeizuschleppen, was als Brech- und Zerstörungswerkzeug dienen konnte. Ihr Messer, die große Scheere, mit welcher sie die Stücken Zeug bescheiden mußte, eine alte Zange, endlich ein Plätteisen mit schwerem Bolzen, waren ihre gefundenen Waffen. Das Schloß war unmöglich zu zerstören, das sah sie auf den ersten Blick; sie richtete daher ihr Augenmerk auf die hölzerne Thür selbst und daran begann sie nun mit grenzenloser Anstrengung zu arbei-

ten. Sie kratzte die leichte leinene, mit Lehmfarbe getränkte Deckwand ab und gewahrte nun, daß die Thür aus aneinander gefügten Bretern bestand. Eines davon zu durchschneiden, wo ein Spalt sich zeigte, war jetzt ihr Hauptgedanke. Es gelang ihr nach vieler Mühe, Messer und Scheere durchzuzwängen, dann fiel ihr noch ein, einzelne Stellen durch das Licht zu verkohlen; waren erst ein paar Löcher entstanden, dann gelang es vielleicht ein Bret loszureißen.

Mitternacht war längst vorüber und noch immer arbeiteten die fleißigen Hände des jungen Mädchens unverdrossen an der schwierigen Arbeit. Aber die Aussicht auf ein Gelingen trieb sie zu neuem Eifer an. Ein Loch war schon so weit gediehen, daß ihre Hand fast hindurch konnte. Sie stemmte nun mit aller Gewalt den schweren Plättbolzen hinein und ein lauter Krach kündete ihr an, daß ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Ein schmales Bret war bis oben hinauf gespalten und gab nach mehrmaligem Rütteln und Schlagen vollkommen nach. „Jetzt", sagte sie, „jetzt kann ich schon hineinleuchten."

Der Lichtstrahl, welcher durch die Oeffnung fiel, zeigte nichts, als eine Menge auf einander geschichteter Papiere. Sie streckte den Arm hinein und zog einige davon heraus.

Es waren Briefe; ihr gieriger Blick fiel darauf — und mit einem Schrei des Entzückens drückte sie dieselben an ihre Lippen, an ihr Herz. — Sie waren an ihre Mutter adressirt, an „Frau von Jacquemain, geb. Kleeberg". — Sie riß das Couvert ab, aber der Inhalt war in fremder Sprache geschrieben! Ihre Augen starrten darauf, doch nur einen Augenblick, dann jubelte es wieder in ihr auf: „Hier ist noch mehr verborgen! Hier ist Alles verschlossen gewesen, was ihr und mir gehört — und deshalb suchte das Weib danach, deshalb, weil sie es vernichten wollte!"

Sie warf sich in der Aufregung auf ihr Bett, sie weinte, sie dankte, sie konnte die Sinne nicht mehr beherrschen.

Nach und nach erst beruhigte sich ihr Blut und sie vermochte es von Neuem, an ihre Arbeit zu gehen. Vermittels ihrer langen Scheere konnte sie weit in die Gefache hinein reichen und sich wenigstens die geschriebenen Sachen herausholen. Aber ach, nur selten lagen ein paar deutsche Zeilen dazwischen, welche sie aber doch, als von der Hand ihrer Mutter geschrieben, mit innigster Liebe an die Lippen preßte. Den im Hintergrund sich ihrem Auge zeigenden Kasten konnte sie unmöglich erreichen; aber plötzlich kam ihr ein Gedanke, der ihren Eifer auf den Gipfel trieb: sie mußte die Papiere alle durchsehen — konnten nicht hier Dinge sein, die ihr über den wichtigsten Punkt, die Heirath ihrer Eltern, Aufschluß gaben? Doch nachdem sie eine Menge Papiere, sämmtlich in fremder Sprache geschrieben, in ihre Hände gebracht, sah sie mit namenloser Trauer die Gefache immer leerer werden, ohne ein derartiges Papier gefunden zu haben. Sie leuchtete nochmals hinein — nur eine kleine Mappe lag noch außer den erwähnten Gegenständen darin. Diese zog sie mit vieler Mühe heraus, aber sie war ihr durch ein kleines

Schloß nutzlos. Sie drehte sie hin und her und plötzlich, ohne einen Augenblick zu zaudern, schnitt sie die Rückwand derselben durch. Mit zitternden Händen griff sie in die Tasche und als sie die darin enthaltenen Papiere ausbreitete -- da strahlten ihr die Namen ihrer Eltern aus mehreren Schriften entgegen. Da aber Alles in französischer Sprache abgefaßt, für sie unverständlich war, konnte sie nur ahnen, daß es vielleicht die Ehecontracte waren. Sie las die Jahreszahlen, die mit der Zeit, wo ihre Mutter das elterliche Haus verlassen, in Einklang standen, sie sah, daß Stempel darunter gedrükt, daß es sicherlich also gerichtliche Acten waren. Sie legte die Papiere nebeneinander, sie verglich, sie rechnete, ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten — vielleicht das Recht eines Namens zu besitzen — nicht mehr die höhnende Frage: Louise — und weiter nichts? — es war so viel, fast ertrug es die junge Seele nicht! Zwischen all' das Licht trat aber dann wieder die dunkle Gestalt der Peinigerin ihrer Jugend, ihres ganzen Daseins — aber dann kam ihr Freund, ach! ihr lang bewährter, treuer Freund — und als sie in der Freude ihres Herzens, bei dem Gedanken, ihm Alles bald mittheilen zu können, die Hände vor die Augen drückte und dieselben wieder zurückzog, umgab sie tiefe Nacht. Das Licht, längst an letzter Lebenskraft zehrend, ohne daß es das beschäftigte Mädchen gemerkt, war plötzlich erloschen und es war keine zweite Kerze da, weil sie nie mehr als eine bekam. Was war zu thun? Kam auch die Sonne jetzt zeitiger, um ihr gütiges Licht der Erde und deren Bewohnern zu spenden, so wußte Louise doch nicht, wie lange das währen konnte, da sie nicht auf die Uhr gehört. Sie tappte nach ihren eben durchlesenen Papieren, schlich damit nach ihrem Bett und wollte dort, mit ihnen in der Hand, den jungen Tag erwarten. Aber immer öfterer sanken die müden Augenlider herab, immer mehr neigte sich der müde Körper — und plötzlich sank die zarte Gestalt langsam in die Kissen zurück und tiefer Schlaf legte sich über sie.

Elftes Kapitel. Morgen.

Dorette hatte Mamsell Mehl befohlen, nicht vor acht Uhr das Zimmer Louisen's zu öffnen, ihr dann erst das Frühstück zu bringen und danach sofort mit ihr auf die Post zu gehen. Das Gepäck ward um Sieben schon durch den Hausburschen, welcher auch die beiden Plätze bezahlt, für sie besorgt.

Dorette hatte eine unruhige Nacht gehabt, war früh aufgestanden und daher bereits um sieben Uhr fertig angezogen in ihr Arbeitszimmer getreten. Als man ihr um halb Acht den Besuch Doctor Helbing's meldete, konnte sie ihn ungestört empfangen.

Als er eintrat, fragte sie ihn, nachdem sie ihn ziemlich ernst begrüßt: „Sie sind doch nicht der Ueberbringer einer bösen Nachricht hinsichtlich meines Bruders oder Paul's?“

„Durchaus nicht“, sagte er, den ihm angewiesenen Platz einnehmend. „Es ist eine andere Angelegenheit, welche mich zu so früher Stunde her-

führt. Da die Sache aber Eile hat und ich später keine Zeit habe, so müssen Sie mich wegen der unpassenden Stunde entschuldigen."

„Bitte."

„Gestern Abend erhielt ich noch spät einen Brief von der Vorsteherin des Hospitals für Krankenpflege aus F . . . ." Seine Augen ruhten fest und ernst auf Doretten's Gesicht, er konnte deutlich sehen, wie es aschfahl wurde. Er fuhr fort: „Diese mir befreundete Dame erkundigt sich bei mir nach einem jungen Mädchen, welches man ihr zur Erlernung der Krankenpflege, um sich später als barmherzige Schwester ihr Geld verdienen zu können, angeboten. Da sie im Augenblick mehrere Anerbietungen derart erhalten, so ersuchte sie mich, weil sie weiß, daß ich hier Hausarzt bin, mich bei Ihnen hinsichtlich dieses Mädchens zu erkundigen und ihr dann genaue Mittheilung über dasselbe zukommen zu lassen. Dies ist der einfache Zweck meines Besuchs. Da ich noch heute Frau von Holsten eine Antwort zu geben beabsichtige, muß ich Sie jetzt sogleich um nähere Auskunft über die fragliche Person bitten. Ist dieses Mädchen in Ihren Diensten oder ist sie in der Fabrik beschäftigt? Kann ich sie sehen und sprechen?"

Dorette hatte sich trotz des furchtbaren Schlags, den diese Entdeckung, diese Anforderung an sie gemacht, wieder gefaßt. „Sie ist weder das Eine oder das Andere. Sie werden mir erlauben, über Familiengeheimnisse zu schweigen, die weder für Sie, Herr Doctor, noch für Frau von Holsten Interesse haben können. Was hier geschehen, mußte sein und diente nur zum eigenen Interesse der jungen Person selbst. Uebrigens, die Anforderungen, welche Frau von Holsten für die Aufnahme des Mädchens gestellt, können erfüllt werden, und außerdem" — sie sah auf ihre Uhr — „wird sie sich binnen einer Stunde dorthin begeben."

„Da ich", sagte Doctor Helbing mit festem Ton, „für das dortige Hospital die Pflicht übernommen habe, die als Magd sich anmeldende Person erst zu prüfen und zu sehen, ob sie sich auch wirklich für diesen schweren Dienst qualificire, so muß ich Sie bitten, mich das Mädchen sehen zu lassen — und zwar augenblicklich. Ist sie in der Nähe?"

Er stand auf, auch Dorette erhob sich. Sie sagte mechanisch:

„Ich — ich werde Sie hinführen. Aber noch Eins, Herr Doctor, Sie berücksichtigen Nothwendigkeiten, welche die Familie hinsichtlich dieses Mädchens nehmen muß."

Helbing verbeugte sich stumm. Dorette klingelte. Als die Dienerin erschien, befahl sie ihr, Mamsell Mehl zu schicken.

„Wir können einstweilen gehen", wandte sie sich zum Arzt und öffnete ihm die Thür.

Als Beide auf den Gang traten, kam ihnen bereits Mamsell Mehl entgegen. Sie prallte erstaunt zurück, als sie Doctor Helbing an Fräulein Doretten's Seite sah.

„Es ist Alles in Ordnung — soeben wollte ich das Frühstück hinauf bringen lassen." Sie hatte den Schlüssel in der Hand.

„Gehen Sie mit uns", sagte Dorette. „Doctor Helbing muß uns begleiten, da er den Auftrag von Frau von Holsten bekommen, sich die junge Person, welche ich für das Hospital angemeldet, erst anzusehen."

Die drei Personen gingen, ohne ein Wort zu wechseln, die Treppen und Gänge, welche zu Louisen's Kammer führten, neben einander her. Endlich war die Thür erreicht. Als Mamsell Mehl den Schlüssel hineinsteckte, wandte sich Doctor Helbing zu Dorette und sagte mit einem Ton der tiefsten Entrüstung: „Eine Gefangene?!"

Die Thür öffnete sich, aber alle Drei fuhren bei dem unerwarteten Anblick, welcher sich ihnen hier darbot, entsetzt zurück; kein Wort kam über ihre Lippen. Doctor Helbing suchte ängstlich nach der Bewohnerin, während die Frauen mit namenloser Verwirrung die Unordnung, die hier herrschte, betrachteten.

„Dort!" sagte der Doctor und eilte auf Louise zu, welche er, in tiefsten Schlaf versunken, auf dem Bett liegen sah.

Während er dorthin geeilt und dann mit Staunen das schlafende Mädchen betrachtet, schreckte plötzlich Beide ein gellender Schrei und ein schwererer Fall auf. Doctor Helbing wandte sich rasch um, während Louise im jähen Schreck von ihrem Bett aufsprang.

„Sie ist todt, sie ist todt — der Schlag hat sie gerührt!" schrie Mamsell Mehl, indem sie bemüht war, ihre Herrin vom Boden aufzuheben.

Doctor Helbing war rasch herzugetreten. Er bog sich über Dorette, faßte nach dem Herzen, nach dem Kopf und sagte ernst: „Lassen Sie den Unsinn, sie ist nur ohnmächtig."

Er zog ein Fläschchen aus der Brusttasche, rieb ihr mit der darin enthaltenen Essenz Stirn und Schläfen und fragte ruhig: „Wodurch ist das gekommen?"

Louise stand jetzt dicht neben ihm. „Dadurch", sagte sie und zeigte auf die erbrochene Thür. „Dadurch! Es war hier verborgen, umsonst hat sie das ganze Haus danach durchsucht! Jahrelang hat sie mich mißhandelt, zum Hohn und Spott ihrer Familie gemacht, aber es ist vorbei, es ist vorüber — ihre Macht ist gebrochen!"

Ein leichter Schauder, der durch Doretten's Körper lief, zeugte von dem zurückkehrenden Leben. Doctor Helbing trat auf Louise zu; er faßte ihre Hand und fragte:

„Sie haben mir versprochen, mir in allen Dingen zu folgen — wollen Sie jetzt Ihr gegebenes Wort halten?"

Louise senkte den Kopf; dann sah sie zu ihm empor und sagte leise: „Ja."

„Gut, dann bitte, schweigen Sie so lange, bis diese beiden Damen das Zimmer verlassen haben."

Dorette Kleeberg lag in Mamsell Mehl's Armen; ihre Augen hafteten starr auf den beiden in die Wand gepreßten Schlüsselformen. Endlich sagte sie, wie sich auf etwas besinnend: „Das Zeichen — zwei Schlüssel — ja, ja, sie sagte es — und dann, dann starb —" Sie sah sich um und als sie Louise neben Helbing stehen sah, nahm ihr Gesicht

einen solchen Ausdruck des Entsetzens an, daß selbst Mamsell Mehl sie mitleidig betrachtete und sich bemühte, sie emporzurichten. Mit zitternden Händen griff sie nach dieser formidablen Stütze und wankte, durch sie gehalten, zur Thür hinaus.

„Louise", sagte Doctor Helbing, als er bemerkte, daß das junge Mädchen mit sich kämpfte, ihre Feindin, ohne ein Wort zu äußern, so gelassen scheiden zu sehen, „Sie haben Ihr Geschick in meine Hand gelegt; ich werde Sie noch heute zu meiner Mutter bringen. Aber nun erzählen Sie mir, was haben Sie in diesem Zimmer angefangen?"

Louise sah um sich — ein unendlich glückliches Lächeln verschönte ihre Züge. „Zuerst sehen Sie nur dies Eine", sagte sie und schritt nach ihrem Bett, von welchem sie die darauf liegenden Papiere holte, um sie Helbing zu überreichen. „Ich verstehe keine fremde Sprache — bitte, was ist dies?"

Doctor Helbing warf einen Blick auf das Papier und sagte dann der in namenloser Angst harrenden Louise: „Es ist der abgefaßte Ehecontract Ihrer Eltern — haben Sie diese Papiere hier in dem Schrank gefunden?"

Sie nickte Ja, dann bedeckte sie ihre überströmenden Augen mit den Händen.

Sie wurden ihr nach einer Weile sanft wieder herabgezogen. — „Louise!" sagte eine Stimme, welche in ihrem Herzen jedesmal ein eigenes Gefühl von Wonne erregte, „warum weinst Du, Kind, wenn Dir endlich das Geschick Alles wieder giebt, was Du verloren geglaubt: Eltern, Freunde — eine Heimat!"

Er zog das erröthende Mädchen an sich und sie in seine Arme schließend, fügte er leise hinzu:

„Und ein Herz, das Dich nie lassen kann!"

Zwölftes Kapitel. Keine Luftschlösser.

In einem Garten sitzt unter einem mächtigen, ganz mit rosa Apfelblüthen überdeckten Baum Louise und ihr Freund, der alte Buchhalter.

Sie lacht zu ihm auf, während er sich vergnügt die Hände reibt.

„Jetzt ist es vorbei", sagte sie, „mit den Plänen; keine Luftschlösser mehr, lieber Herr Grüttner! Wirklich und wahrhaftig wird es nun, wie ich es Ihnen gesagt! Was denken Sie — dreißigtausend Thaler! Und ich sollte Ihnen nicht Alles verschaffen können, was Sie glücklich macht? Morgen ist der herrlichste Tag meines Lebens — morgen werde ich seine Frau!"

Herr Grüttner lachte. „Seine Frau! Ja, das klingt anders, als voriges Jahr — seine —"

„Ich weiß es wohl!" rief Louise mit blitzenden Augen. „Da wollte ich seine Magd werden! Der Begriff „Magd" ist zwar sehr verschieden von dem Wort „Frau"; aber so will ich auch ihm mit Freuden, mit ganzer Hingebung dienen! Sind wir jetzt nicht glückliche Menschen?"

„Ja", erwiederte er, „sehr glückliche Menschen! Wer hätte gedacht, daß wir so lange in dem Kämmerchen vor all' den Schätzen gesessen!"

„Da kommt Jemand", sagte Louise plötzlich und sprang auf. „Es ist Paul."

Sie ging ihrem Vetter entgegen. Er reichte ihr die Hand und setzte sich zu ihr und ihrem Freund. „Morgen ist Dein Hochzeitstag", sagte er.

„Du kommst doch?" rief Louise eifrig.

Er hatte sie nicht verstanden und sagte: „Mein Vater und Ida lassen Dir Glück wünschen. Da Du meintest, es mache Dir Freude, mich bei diesem Fest zu sehen, so bin ich sehr dankbar für Deine Einladung und nehme sie gern an."

„Das freut mich unendlich!" sagte Louise und faßte nach seiner Hand. „Und Du wirst immer zu uns kommen — immer unser Freund bleiben?"

„Wenn Du es willst — ja. — Nicht wahr, Du bist sehr glücklich?" sagte er nach einer Pause, während er sie aufmerksam betrachtet. Sie nickte ihm lachend zu.

Nach einer Weile sagte er: „Wenn man glücklich ist, da ist man eher geneigt, etwas Gutes zu thun, andere Menschen auch glücklich zu machen — ich meine — auch zu vergeben."

Louise wurde ernst, ihre Wangen bleicher. Herr Grüttner rieb sich verlegen die Hände.

„Die Tante", fuhr Paul fort und faßte Louisen's Hand, „ist sehr schwach, sie hat die Nacht unter schrecklichen Beängstigungen zugebracht. Der Vater meinte, ein Wort von Dir würde besser wirken als alle Arznei."

Louise fühlte seine zitternde Hand; sie sah nach ihrem alten Freund und bemerkte, wie er mit Spannung zuhörte und auf ihre Antwort wartete.

„Ja — ja, ich will ihr vergeben", sagte sie. „Um Eurer Beiden willen — nur Eines kann ich nicht — ich kann sie nicht wiedersehen."

Paul hatte sie verstanden; er nickte mit dem Kopf und sagte: „Es ist auch dies genug."

„Louise!" rief jetzt eine wohlbekannte Stimme.

Die Gerufene sprang auf. Sie flog dahin in ihrem weißen Kleid zwischen dem jungen, grünen Laub wie ein Schmetterling. Der alte Buchhalter und der Sohn seines Principals sahen ihr voll Liebe nach. Bald kehrte sie am Arm Doctor Helbing's zurück. Er begrüßte auf das Herzlichste beide Freunde.

„Die Mutter läßt bitten, zu Tisch zu kommen — Du bleibst doch heut' bei uns?" wandte er sich an den jungen Mann.

Sie schritten jetzt Alle dahin, durch den sonnigen Garten, unter den blühenden Bäumen — glückliche Menschen in des Wortes ganzer Bedeutung!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Aus den Papieren eines Untersuchungsrichters.

Von **Adolf Rutenberg.***)

— Der Fall erregte ungewöhnliches Aufsehen in der ganzen Stadt. Herr v. F., aus guter Familie, in einer einflußreichen Stellung, die ihm selbst bei Hofe Zutritt verschaffte, begiebt sich, nachdem er bis gegen Mitternacht in einem Officiersclub verweilt, in ein öffentliches Tanzlocal, welches als Sammelplatz der verrufenen Frauenzimmerwelt und des mit ihr verwandten gefährlichsten Verbrecherthums übelberüchtigt ist. Er verhält sich zu Anfang nur beobachtend und zuschauend. Einige Damen, die sich ihm in provocirender Weise zu nähern suchen, weist er durch höfliche, aber sehr bestimmte Entgegnungen zurück. Bald aber bemächtigt sich seiner ein gewisses Gefühl der Unsicherheit, ja des Unwohlseins. Die bacchantische Lust der Dirnen und ihrer Anhänger wirbelt an seinem Platze vorüber, wie die Geistercaravane an dem Auge des einsamen Wüstenwanderers. Der Einzige, der nicht an der allgemeinen Ausgelassenheit Theil nimmt und der trotzdem anscheinend so ruhig und sicher auf das Treiben im Saale blickt, muß auffallen. Man empfindet seine Anwesenheit als eine Unbequemlichkeit, als eine Störung. Einzelne trunkene Bursche taumeln in seine Nähe, stoßen gegen den Tisch, an dem er sitzt, und fordern ihn auf, gemüthlich zu sein und mitzutrinken. Schon ist er aufgestanden und will sich anschicken, das Local zu verlassen, da fällt sein Blick, den er noch ein Mal durch den Saal schweifen läßt, auf eine weibliche Figur, die er bisher nicht bemerkt hat, die aber sofort sein ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Etwas abseits von der übrigen Menge, halbverdeckt durch einen Säulenvorsprung, steht ein junges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und einem an dieser Stelle doppelt auffallenden Ausdruck der Unschuld und der Ergebung. Ein einziger Blick ihrer großen traurigen Augen, der ihn zufällig trifft, veranlaßt Herrn v. F. sein Vorhaben aufzugeben; er beschließt zu bleiben, um womöglich das Geheimniß der schönen Unbekannten zu erforschen. Denn daß ein solches vorliegt, ist ihm unzweifelhaft. Nur ein furchtbares Schicksal, eine dämonische Gewalt kann es sein, welche dieses Mädchen veranlaßt hat, die Stätte des Lasters und des Verbrechens

*) Herr Adolf Rutenberg ist der geistreiche Verfasser der „Studien und Kritiken" (Berlin, Staude, 1874), welche bei ihrem Erscheinen ein nicht unverdientes Aufsehen in der literarischen Welt erregten. Wiewol wir nicht mit allen darin ausgesprochenen Urtheilen übereinzustimmen vermögen, so müssen wir doch die Unabhängigkeit derselben — eine seltene Tugend in unseren Tagen! — würdigen, welche, verbunden mit einer großen Frische des Tons und Schlagfertigkeit des Ausdrucks, die Lectüre des Buches zu einer sehr anregenden machen.

Die Red. des „Salon".

aufzusuchen. Ohne weiter zu beachten, was um ihn her vorgeht, geht er quer durch den Saal dem Standpunkte zu, den die räthselhafte Figur unverändert einnimmt. Er nähert sich ihr, er redet sie an. Sie blickt mit etwas müden Augen verwundert in ein Gesicht, dessen feine Züge einen zugleich fremdartigen und sympathischen Eindruck auf sie machen. Dennoch weist sie alle seine Anerbietungen mit einem Kopfschütteln zurück und da er nicht aufhört, in sie zu dringen, um wenigstens ihren Namen oder ihre Wohnung zu erfahren, faßt sie ihn bei der Hand, zieht ihn tiefer in die Nische und beschwört ihn hier mit fast flehentlicher Geberde, so schnell wie möglich das Freie zu suchen, da bei seinem längeren Verweilen im Local das Schlimmste für ihn zu befürchten sei. „Und Sie?" ruft er aus, hingerissen von der Grazie ihrer Erscheinung und dem sanften Feuer ihrer Blicke. „Sind Sie nicht auch allein unter diesen halbwilden, halb zu Thieren entarteten Menschen? Gestatten Sie mir wenigstens, daß ich Sie nach Haus begleite. Ich schwöre Ihnen, mich dabei so artig zu verhalten, wie der wohlerzogenste Bräutigam."

„Sorgen Sie nicht für mich", erwiedert sie ruhig. „Mein Bräutigam ist hier; er duldet nicht, daß jemand Anderes ihm sein Recht streitig macht." — „Was frage ich nach Ihrem Bräutigam, mein schönes Kind! Er verdient nicht der Ihrige zu sein, da er dieses Glück so wenig zu schätzen weiß. Mag er es sich selber zuschreiben, wenn ihm ein Anderer die Braut entführt!" Mit diesen Worten will er sich gewandt ihres Armes bemächtigen, um sie aus dem Local zu führen. Eine unsanfte Berührung seiner Schulter veranlaßt ihn jedoch, sich umzuwenden und er sieht sich einem jungen, hochgewachsenen Manne gegenüber, aus dessen dunklen Augen ihm die wildeste Leidenschaft entgegenblitzt.

„Augenblicklich lassen Sie den Arm dieser Dame los." Herr von F., auf eine solche Intervention nicht vorbereitet, macht einen Schritt rückwärts. Jedoch schon ist er von einer tobenden Menge umringt, die ihm den Ausgang des Locals versperrt. „Was wollen Sie von der Dame?" brüllt nun sein Gegenüber. „Was veranlaßte Sie, dieselbe anzureden?" — „Hinaus mit ihm", schrien Andere. „Setzt ihn an die Luft! Haut ihn! Gebt ihm einen Denkzettel!"

Der Wirth des Locals, obgleich an dergleichen Vorfälle gewöhnt wie der Schiffer an die Sturmfluth, glaubt im Interesse des eleganten Fremden ein Uebriges thun zu müssen. Er schiebt seine dicke Gestalt zwischen die Streitenden und fordert sie auf, Frieden zu halten oder ihre Angelegenheiten außerhalb seines Locals auszumachen. Herr v. F., der inzwischen seine ganze Kaltblütigkeit wiedererlangt hat, benutzt die entstandene Pause und bahnt sich einen Weg nach der Ausgangsthür. Dort bemerkt er einen Beamten der Criminalpolizei, der ihm aus seiner frühern Beschäftigung bei der Staatsanwaltschaft bekannt ist. Er bezeichnet demselben mit den Augen jenen jungen Mann, der sich als Beschützer einer Dame aufgeworfen, die doch unzweifelhaft keinen bessern Ruf verdiene, als die anderen Besucherinnen des Locals. Der Beamte erwiedert darauf nur mit einem höflichen Achselzucken. Herr v. F., auf

das Höchste intriguirt, glaubt nun erst recht, daß es sich hier um das Opfer eines Schurkenstreichs handle, daß es vielleicht möglich sei, ein armes, alleinstehendes junges Mädchen von dem Wege des Lasters, auf den es durch Noth oder Verführung gerathen sei, in bessere, sociale Verhältnisse zurückzuführen. Er macht noch einmal Kehrt, um der interessanten Schönen wenigstens seine Adresse einzuhändigen. Auch widerstrebt es seiner chevaleresken Natur, den Platz gewissermaßen als Flüchtling zu verlassen, ohne sich zuvor von ihr verabschiedet und sein Benehmen entschuldigt zu haben. Er verweilt noch etwa eine halbe Stunde in dem Local, aber es gelingt ihm nicht, von der Gesuchten auch nur eine Spur zu entdecken. Unzufrieden mit sich selber will er endlich seinen definitiven Rückzug antreten, da tritt ihm zum zweiten Mal die athletische Figur mit den blitzenden Augen in den Weg.

„Was er hier noch ferner zu suchen habe und ob ihn nach Küssen oder Schlägen gelüste!"

Diese brutale Anrede bringt das Blut des vornehmen Mannes, der sich in der guten Gesellschaft den Namen eines vollendeten Cavaliers verdient hat, in die heftigste Wallung. Er erwiedert mit einer groben Verbalinjurie, und da jener die Faust erhebt, um den Streit auf das ihm geläufigere Gebiet der Thätlichkeiten zu verpflanzen, fühlt er sich von zwei feinen, aber kräftigen Händen am Handgelenk gepackt und mittelst einer im Ringkampf üblichen Drehung des Armes zu Boden gedrückt. Als er sich wieder aufrichten kann, ist der fremde Herr verschwunden. Er will ihm nacheilen, wird aber daran von seinen Genossen verhindert, die ihn in den Saal zurückziehen, aber doch nicht auf die Dauer festzuhalten vermögen. Etwa zehn Minuten später ist er ihnen entschlüpft. Niemand hat ihn fortgehen sehen. Man weiß nicht recht, was man aus der Affaire machen soll. Doch ist man darin einig, daß wenn es zu einem nochmaligen Rencontre zwischen dem unbekannten Herrn und dem „Blitz-Karl" kommen sollte, es schwerlich ohne Blutvergießen abgehen würde. Der „Blitz-Karl" ist der gefürchtetste und wildeste Schläger des ganzen Stadtviertels, der um eines schiefen Blickes willen im Stande ist einen Todtschlag zu begehen. Wer aber gar seine Braut, die „Heilige", wie sie mit Spitznamen genannt wird, anzurühren wagt, der ist verloren, wenn sie ihn nicht in Schutz nimmt. Weshalb sie in diesem Falle nicht ein gut Wort zu Gunsten des Fremden eingelegt, ist Jedermann aufgefallen. Denn obschon sie durch ihren Stolz und durch ihre Vornehmthuerei sich nicht viel Freunde erworben hat, das muß man ihr lassen, daß sie ein gutes Herz besitzt und wo wirklich Hülfe Noth thut, gern zu helfen bereit ist. So schwirren in dem Saal die Gespräche durcheinander. Lange indessen pflegt man sich hier mit Reflexionen und Befürchtungen nicht aufzuhalten. Die Musik intonirt einen neuen Tanz. Die Gruppen lösen sich in jenes chaotische Durcheinander auf, bei dessen Anblick die Muse der Tanzkunst mit schauderndem Entsetzen die Flucht ergreift.

Verlassen auch wir auf kurze Zeit den großen Saal und ziehen uns

in ein daranstoßendes Zimmer zurück, an dessen Thür ein Zettel mit der Aufschrift: „Bestellt" befestigt ist. Hier pflegt der Wirth seinen intimsten Bekannten oder solchen Personen, an deren Gunst ihm gelegen ist, als z. B. den Abgesandten der Polizeibehörde, welche ihm dann und wann die Ehre geben, die Honneurs seines Locals zu machen. Das Zimmer ist nur wenig erleuchtet durch eine sparsam brennende Petroleumlampe. Auf dem Sopha sitzt eine weibliche Gestalt, den Kopf in die Hand stützend, so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie sich durch unsern Eintritt nicht stören läßt. Es ist die „Heilige", die wir sogleich an der strahlenden Schönheit ihrer blonden Locken wieder erkennen. Das arme Kind! Wie so wenig stimmt ihre Erscheinung zu dem ganzen sonstigen Apparat des Locals. Ein tiefer Kummer spricht sich auf ihren Zügen aus, zugleich eine Angst und Unruhe, die mit ihrer fast statuenhaften Regungslosigkeit in Widerspruch zu stehen scheint. Endlich löst sich der Ausdruck ihres Gesichts, die Starrheit verschwindet; dagegen bilden sich um ihre Lippen jene kleinen Falten, welche das sichere Zeichen einer erlittenen Kränkung sind. Ja, er hat sie beleidigt, jener feine Herr, welcher mit einer solchen Sicherheit und gleichzeitig mit einer solchen Nachlässigkeit ihr seine Cavalierdienste anbot. Eine feine Form, urtheilt sie, für ganz andere Absichten, die er jedenfalls ausgesprochen hätte, sobald er erst mit ihr allein gewesen wäre. Der Gedanke daran treibt ihr das Blut in das Gesicht. Und diese schamhafte Röthe brennt noch auf ihren Wangen, als die Thür aufgeht und der Blitz-Karl ihr anzeigt, daß er bereit sei, wenn sie nach Hause gehen wolle, sie zu begleiten.

Die Veränderung, welche mit dem Aeußern ihres Bräutigams vor sich gegangen, ist zu auffallend, um nicht von ihr auf den ersten Blick bemerkt zu werden. Seine Kleider, deren Eleganz und Sauberkeit zuvor unbestreitbar war, hängen ihm schlotternd um den Leib und sind über und über mit Straßenkoth beschmutzt. Sein schönes, blauschwarzes Haar scheint seinen Glanz verloren zu haben; in unordentlichen Strähnen bedeckt es die eine Seite der Stirn, während sich auf der andern Seite die deutlichen Spuren einer Kratzwunde zeigen.

Da er noch immer an der Thür steht, um ihre Antwort zu erwarten, zieht sie ihn vollends in das Zimmer und macht die Thür hinter ihm zu.

Etwa eine Viertelstunde darauf verließen die Beiden das Local, nachdem sie zuvor noch einen Gang durch den Saal gemacht und von einzelnen Bekannten Abschied genommen hatten. An dem jungen Mädchen bemerkte man dabei eine ihr sonst nicht eigenthümliche Heiterkeit, von der später Einige behaupten wollten, daß sie etwas Gezwungenes gehabt habe. Der „Blitz-Karl" zeigte seinen gewöhnlichen derben Humor. Als man ihn nach dem fremden Herrn fragte, um dessentwillen er doch plötzlich aus dem Local verschwunden sei, ließ er nur seine weißen Zähne sehen, mit denen er einen kaum hörbaren Fluch zerbiß. Sein Anzug war elegant und sauber, seine Stirn frei und klar.

Noch in derselben Nacht fanden patrouillirende Schutzleute in dem-

jenigen Theil des Thiergartens, welcher zwischen den Rousseauinseln und der frühern Hofjägerallee belegen ist, in einem Gebüsch versteckt den Körper des Herrn von F. in anscheinend leblosem Zustande. Derselbe lag in einer großen Blutlache; auch waren die Kleider ganz mit geronnenem Blut bedeckt, das noch immer aus einer tiefen Halswunde hervorsickerte. In der einen Hand hielt er krampfhaft umfaßt die Scheide eines Stockdegens. Ein sofort herbeigeholter Arzt fand, daß noch Leben in dem Körper sei und ordnete den Transport desselben nach dem nächsten Krankenhause an. Dort kam der Unglückliche auf Augenblicke wieder zu sich, vermochte aber nicht auf die seitens eines Polizeibeamten an ihn gestellten Fragen eine irgend wie verständliche Antwort zu ertheilen. Die Zeichen, die er machte, schienen darauf hinzuweisen, daß die Absicht des Attentats auf Beraubung gegangen sei. In der That vermißte man an ihm Uhr und Portemonnaie, in welchem nach seinen Andeutungen eine ziemlich bedeutende Geldsumme gewesen sein mußte. Eine verständliche Bezeichnung der Person des Thäters konnte man von ihm nicht erlangen; nur so viel schien aus seinen Geberden hervorzugehen, daß er von zwei Männern überfallen und erst nach erheblichem Widerstande überwältigt worden sei.

Diesem Verhör machte sehr bald der Anstaltsarzt ein Ende, der vor der Hand jeden Verkehr mit dem vom Blutverlust total Entkräfteten verbot. Eine Vorschrift, die sich insofern als überflüssig erwies, als Herr von F. wenige Stunden nach seiner Aufnahme in das Krankenhaus in den Armen eines ihm befreundeten Officiers, dessen Adresse man in einem Notizbuch des Verletzten gefunden hatte und der auf telegraphische Benachrichtigung sofort herbeigeeilt war, seinen Geist aufgab.

Bei der ärztlichen Untersuchung der Wunde stellte sich heraus, daß nicht nur eine Vene durchschnitten, respective durchstochen war — wodurch in sehr kurzer Frist ein enormer Blutverlust entstanden war — sondern daß der Stich bis in die Lungengegend vorgedrungen und die Spitze einer Lunge durchbohrt hatte. Trotzdem wäre eine Rettung sehr wohl möglich gewesen, wenn durch rechtzeitige ärztliche Hülfe die Folgen des Blutverlustes hätten beseitigt werden können.

Die That qualificirte sich hiernach im juristischen Sinne als Körperverletzung mit tödtlichem Ausgang, deren Verfolgung auch ohne Antrag Seitens des Geschädigten von Amtswegen eingeleitet werden muß.

Die gerichtliche Untersuchung wurde demgemäß eröffnet und zunächst eine große Anzahl Zeugen vernommen, welche den Hergang im Wesentlichen so darstellten, wie er eben geschildert worden ist. Unter den Zeugen waren viele, welche auf Befragen erklärten, zu dem Commis Karl Sachs — dies war der bürgerliche Name des „Blitz-Karl" — in freundschaftlichen Beziehungen gestanden zu haben. Die meisten sprachen die Ueberzeugung aus, daß Sachs ein Mensch sei, zu dem man sich jeder Gewaltthat versehen könne. Alle dagegen protestirten auf das Entschiedenste gegen die Annahme, daß die Absicht des genannten Sachs auf Beraubung gegangen sei. Wenn eine solche an Herrn von F. verübt sei, so müßten

noch andere Personen dabei betheiligt sein, worauf übrigens auch die Stockdegenscheide schließen lasse, da Sachs, so viel man wisse, einen Stockdegen nicht selber besessen habe. Sachs sei zwar ein leidenschaftlicher Mensch, den noch Niemand ungestraft gereizt habe, aber zur Ausführung eines auf Befriedigung der Gewinnsucht abzielenden Verbrechens sei er unfähig.

Auch von seiten der so wichtigen Frage nach dem Wann? der That erhoben sich schwer zu beseitigende Bedenken gegen die Annahme, daß Sachs der Thäter sei. Es stand durch Vernehmung einer großen Anzahl von Zeugen fest, daß die Abwesenheit des „Blitz-Karl", während welcher er doch wahrscheinlich mit Herrn von F. zusammengetroffen war, in die Zeit von ein bis ein ein halb Uhr fiel. Der Körper des Herrn von F. wurde aber erst gegen drei Uhr aufgefunden, und zwar an einer Stelle, welche der „Blitz-Karl" in jener kritischen halben Stunde eben so wenig erreicht haben konnte, wie das Opfer seiner That. Man hätte denn annehmen müssen, Beide hätten sich sofort nachdem sie das Local verlassen, eines Transportmittels bedient, vermöge dessen man in einer Viertelstunde von der Königstraße nach der Hofjägerallee gelangen kann, und der „Blitz-Karl" hätte auf dieselbe unmenschlich schnelle Weise denselben Weg gleich darauf zurückgemacht.

Dagegen blieb die andere Möglichkeit offen, daß ein späteres Zusammentreffen zwischen den beiden Männern stattgehabt hatte oder daß die That an einer ganz andern Stelle, als wo der Leichnam gefunden war, ausgeführt und der tödtlich Getroffene auf irgend eine Weise in jene entlegene Gegend geschafft worden war.

Jedenfalls betrachtete die öffentliche Meinung den unter dem Namen „Blitz-Karl" bekannten Kaufmann Karl Sachs als diejenige Person, auf welche alle Fingerzeige der Beweisaufnahme als auf den Thäter hinwiesen. Die Zeitungen erhoben ein Zetergeschrei über die schlechte Organisation der Polizei, über die wachsende Unsicherheit der Residenz, welche nächstens mit der der Abruzzen erfolgreich werde concurriren können, und verlangten mit lauter Stimme, daß die energischsten Maßregeln ergriffen würden, um die Bestrafung des Schuldigen herbeizuführen.

Das war bald gesagt. Das Gericht hatte zwar die Verhaftung des Karl Sachs wegen Todtschlags beschlossen und den Steckbrief erlassen. Seitens des Polizeipräsidiums war eine Belohnung von 500 Thalern für Denjenigen ausgesetzt, der die Behörde auf die Spur des Verbrechers, dessen genaues Signalement angegeben war, bringen würde. Aber es vergingen Wochen und Monate ohne irgend eine belangreiche Entdeckung. Nur ungewisse Anzeigen liefen ein, daß der „Blitz-Karl" an diesem und jenem Orte gesehen worden sei. Die Furcht vor diesem gefährlichen Menschen schien unter seinen Genossen und Bekannten größer zu sein, als der Reiz, den die ausgesetzte Belohnung haben konnte.

Inzwischen wurden einige Informationen über den Charakter und die Lebensweise des Herrn von F. eingezogen, deren Ergebnisse indessen

— aus welchem Grunde wird sich später zeigen — von der oberflächlichsten Natur waren. Nur so viel stand absolut fest, daß er sich, abgesehen von seinen jüngeren Jahren, bis wenige Wochen vor seinem Tode im Auslande aufgehalten hatte, aber bei seiner Rückkehr nach Berlin sofort wieder in seine alten Verbindungen, die den vornehmsten Gesellschaftskreisen angehörten, eingetreten war. Man schätzte ihn allgemein als einen im höchsten Grade geselligen Menschen von den feinsten Manieren. Man konnte oder wollte nicht begreifen, was ihn an einen Ort geführt haben könne, der ihm bis dahin wol kaum dem Namen nach bekannt gewesen war. Aber Herr von F. lebte als Garçon, war, wie eine von ihm selbst verfaßte, in seinem Nachlaß aufgefundene Schrift bekundete, im Besitz eines kleinen Vermögens, das er zum größten Theil dem Spiel zu verdanken hatte; er war ein Verehrer des schönen Geschlechts und wo ihn ein paar schöne Augen lockten, da fragte er wenig darnach, wohin sie ihn führten. Sein im Uebrigen sehr discreter Diener hatte auf die Frage, was seinen Herrn in das übelrenommirte Local geführt haben könne, nur ein sehr bezeichnendes Lächeln und meinte im Uebrigen, sein Herr habe seine Liebesangelegenheiten stets offen vor aller Welt betrieben.

Schon war davon die Rede, das Verfahren vorläufig einzustellen und nur die Recherchen nach dem muthmaßlichen Thäter in aller Stille fortzusetzen, als dieser sich eines Vormittags, wo ich gerade mit dem Entwurf einer bezüglichen Verfügung beschäftigt war, freiwillig gestellte.

„Ich komme zu Ihnen, Herr Untersuchungsrichter“, sagte er mit einer weichen, melodiösen Stimme, „nicht weil ich mich schuldig fühle, sondern weil ich es vermeiden will, in die Hände der Polizei zu gerathen. Ich habe dagegen eine Bitte an Sie. Meine Braut, deren Wohnung ich Ihnen noch angeben werde, ist in großer Angst und Sorge um mich. Sie steht ganz allein in Berlin. Sie hat Niemand, an den sie sich um Rath und Beistand wenden könnte. Wollen Sie mir versprechen, sich ihrer anzunehmen, wenn sie zu Ihnen kommen sollte?“

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß, wenn jenes junge Mädchen, um derentwillen er mit von F. in Streit gerathen, seine Braut sei, ohnehin die Vernehmung derselben erfolgen müsse, wobei dann, so viel thunlich, auch ihre persönlichen Verhältnisse erörtert werden könnten. Gleichzeitig machte ich ihm bekannt, daß er von jetzt an Gefangener sei und daß er sich wegen einer schweren, von tödtlichem Erfolge begleiteten Körperverletzung zu verantworten habe. Ich hielt ihm die einzelnen gegen ihn vorliegenden Verdachtsmomente vor, seinen Streit mit von F., seine halbstündige Abwesenheit aus dem Local, seine Rückkunft in einem Zustande, der auf alle Zeugen den Eindruck eines stattgehabten gefährlichen Rencontres gemacht, die Kratzwunde an der Stirn — von der übrigens noch einige leichte Spuren sichtbar waren — endlich die heimliche Unterredung mit seiner Braut in dem separaten Zimmer und sein auffälliges Verschwinden nach der That

Mit der größten Seelenruhe hörte er meinem Berichte zu, Einiges

schien ihn zu überraschen; in der Hauptsache jedoch war er offenbar mit meiner Auseinandersetzung des Thatbestandes einverstanden.

„Der Getödtete soll ja wol auch seiner Uhr und seines Geldes beraubt worden sein?“ fragte er, da ich diesen wichtigen Umstand absichtlich nicht mit erwähnt hatte, um ihm die Gelegenheit zu Protestationen und Betheuerungen seiner Unschuld zu verringern.

„Es steht dies zwar nicht absolut fest“, erwiederte ich, „da Herr von F. gestorben ist, ohne sich über diesen Punkt vernehmlich machen zu können, jedoch ist es nach den übrigen Ermittelungen allerdings als höchst wahrscheinlich anzunehmen. Uebrigens wollen wir diesen Umstand vorläufig nicht weiter in Betracht ziehen.“

„Wie Sie wollen, Herr Untersuchungsrichter“, sagte er mit einer gewissen ungebundenen Freimüthigkeit, die den Hauptzug seines Wesens bildete. „Ich bin auf diese wie auf jede andere Art unschuldig. Aber da ich weiß, daß ich verurtheilt werde, daß man ein Opfer, einen Sündenbock haben muß —“

„Ich bitte Sie dringend“, unterbrach ich ihn, „sich dergleichen Redensarten, die mir bekannt genug sind, zu sparen. Halten Sie sich an den Thatbestand und geben Sie Ihre Erklärung vorschriftsgemäß und ohne jede Umschweife ab. Wer ist jenes Mädchen, wegen dem Sie mit von F. Streit bekommen? Ist sie Ihnen schon lange bekannt? Wie kommt es, daß sie von der Polizei bisher nicht ermittelt worden ist?“

„Aus dem einfachen Grunde, weil Niemand außer mir ihren Namen und ihre Wohnung weiß. Es ist ein anständiges Mädchen, dem ich eigentlich seit meiner Kindheit schon verlobt bin. Ich möchte nicht, daß sie auf irgend eine Weise in den Proceß mit verwickelt würde. Sie würden mir daher einen großen Gefallen thun, Herr Richter, wenn Sie zunächst die Sache mit ihr besprächen. Was sie sagt und will, daß ich thue, unterschreibe ich und bin damit zufrieden.“

Dieses an mich gestellte Ansinnen hatte für mich, abgesehen von seiner Ungewöhnlichkeit, etwas psychologisch Unerklärliches, so daß in mir die Vermuthung auftauchte, der Angeschuldigte befinde sich nicht in zurechnungsfähigem Zustande. Ich that daher mehrere Fragen über seine persönlichen Verhältnisse, über sein vergangenes Leben an ihn, die er alle mit vollständiger Klarheit und ohne sich lange zu besinnen bestimmt und präcis beantwortete. Als ich ihn am Schluß dieses Verhörs noch einmal fragte, ob er sich schuldig bekenne, kam er wiederum auf sein vorerwähntes Ansuchen zurück und bat mich auf das Dringendste, ehe eine Erklärung von ihm aufgenommen würde, zuvor mit seiner Braut Rücksprache zu nehmen.

„Sie würden ein solches ganz außergewöhnliches Verlangen nicht an mich stellen“, erwiederte ich, ihn scharf fixirend, „wenn Sie sich wirklich, wie Sie behaupten, frei von aller Schuld fühlten. Ich mache Sie auf die Folgen des hartnäckigen Leugnens aufmerksam. Sie verschlimmern nur Ihre Lage. Legen Sie dagegen ein unumwundenes Zeugniß ab, so stehen Ihnen mildernde Umstände zur Seite und Sie können, da

Sie noch unbestraft sind, mit einer verhältnißmäßig geringen Gefängnißstrafe davonkommen. Andernfalls steht Ihnen das Zuchthaus offen."

Diese Drohung mit dem Zuchthaus, die selbst bei verstockten Verbrechern — wenn solche bisher nur Gefängnißstrafen erlitten haben — stets eine sehr energische Wirkung zu äußern pflegt, blieb auf den vor mir stehenden jugendlichen Hünen ganz effectlos.

„Es ist mir Alles gleichgiltig", sagte er mit einem Tone, wie er aufrichtiger und natürlicher nicht gedacht werden konnte. „Und wenn Sie mir den Hals abschneiden oder mir Daumschrauben anlegen wollten, meine Rede würde darum keine andere sein."

„Für Sie selbst, ja", warf ich ihm ein. „Sie selbst würden die Strafe vielleicht ruhig hinnehmen, aber denken Sie an die Folgen, welche Ihre Angehörigen, insbesondere das junge Mädchen, dessen Schicksal mit dem Ihrigen verknüpft ist, nicht weniger hart treffen würden, als Ihre eigene Person. Was soll aus ihr werden, wenn Sie auf Jahre in's Zuchthaus wandern müssen? Und wenn Sie frei sind, wird sie dem, der eine entehrende Strafe erlitten hat, mit der gleichen Liebe zugethan bleiben, wird sie ihm nur diejenige Achtung entgegenbringen können, die die erste Bedingung zum glücklichen Zusammenleben zweier Menschen ist?"

Diese Worte, die mit erhobener Stimme gesprochen wurden, schienen ihn endlich aus seiner stoischen Gemüthsruhe aufzurütteln. Er warf einen wilden Blick um sich her, als suche er einen Ausgang, um der geschilderten Gefahr zu entrinnen. Plötzlich aber veränderte sich sein Gesicht, ein feuchter Glanz schimmerte in seinen Augen und mit einer Weichheit, die in Betracht seiner herkulischen Erscheinung etwas Rührendes hatte, sagte er:

„Ich bin kein schlechter Mensch, Herr Richter. Hätte ich die That begangen, wegen deren ich zur Untersuchung gezogen bin, ich würde es Ihnen jetzt gestehen, so wahr ich Vergebung meiner Sünden erhoffe. Aber bei demselben Gott, der uns Alle einst richtet, schwöre ich, daß ich unschuldig bin. Für eine bloße Absicht, für einen Gedanken, der uns durch den Kopf fährt, sind wir doch nicht strafbar", fügte er, wie mit sich selbst redend hinzu.

Mein Inculpat war entweder wirklich unschuldig oder der vollendetste Komödiant, der jemals vor einem Untersuchungsrichter sich zu verantworten gehabt hat. Das war mir nunmehr so klar, daß ich jedes weitere Verhör mit ihm für überflüssig hielt. Es lag auch begründete Vermuthung vor, daß die Sache, wie so viele andere, ohne endgiltige Aufklärung reponirt werden würde. Denn zu einer Verurtheilung, besonders durch das Schwurgericht, war das vorhandene Material doch kaum ausreichend. Es ist bekannt, wie geringes Gewicht von den Geschworenen auf einen Indicienbeweis, der in den meisten Criminalprocessen den Ausschlag geben muß, gelegt zu werden pflegt. Und bis jetzt waren es doch nur Indicien, welche gegen den Angeschuldigten Sachs vorlagen. Kein menschliches Auge hatte ihn bei Ausübung der That gesehen; kein

Ohr einen Ruf des Opfers oder ein sonstiges Wort, das den Thäter kenntlich machte, gehört. Nicht einmal das Instrument, welches zur Begehung der That gedient, war aufgefunden. Kein einziger Zeuge hatte über diesen bei allen Gewaltthaten gegen die menschliche Person so wichtigen Umstand etwas auszusagen vermocht. Niemand war da, der hätte sagen können: Sachs war an jenem Abend im Besitz eines Messers oder Dolches, oder: er pflegte dergleichen in der Regel bei sich zu tragen. Selbst die Gerüchte und Aeußerungen, welche über seine Streitsucht, sein jähzorniges, leicht reizbares Temperament umliefen, waren durch keine thatsächlichen Angaben unterstützt. Einige Personen, deren Glaubwürdigkeit nicht einmal ganz zweifellos war, sprachen von einem Vorfall, wobei Sachs, im Zorn über einen Spielverlust, einem seiner besten Freunde einen Messerstich in den Rücken versetzt haben sollte, während dieser am Tisch stand, um seinen Gewinn einzustreichen. Aber dieser „beste Freund" blieb ein namenloses, ungreifbares Etwas, und der Messerstich, den er erhalten haben sollte, wurde von Anderen nur als ein derber Faustschlag dargestellt, bis auch dieser verschwand und von dem ganzen Vorfall nur die unbestimmte Idee einer allgemeinen Schlägerei übrig blieb, bei der die Zeugen selber vielleicht mehr betheiligt gewesen waren, als der Angeschuldigte.

Die Frage blieb also die: war von dem jungen Mädchen, das bisher nur als großes Fragezeichen in den Acten figurirte, eine entscheidende Aufklärung des subjectiven Thatbestandes zu erwarten? Daß sie bei der That selber zugegen gewesen oder dieselbe vielleicht aus der Ferne mit angesehen hätte, konnte nach den stattgehabten Ermittelungen mit Grund kaum angenommen werden. Wahrscheinlich war nur, daß der Angeschuldigte, wenn er schuldig war, sie zur Beichtigerin seiner Schuld gemacht hatte. Was aber in aller Welt sollte sie vermögen, eine Aussage zu machen, die ihren Bräutigam auf Jahre hinaus von ihr entfernte und ihre eigene Existenz vielleicht ganz in Frage stellte?

Trotzdem mußte der Versuch gemacht werden, und an einem schönen Herbstnachmittage machte ich mich auf den Weg, um nach der mir vom Angeschuldigten gegebenen Adresse die Wohnung der schönen Unbekannten aufzusuchen.

Es war ein niedriges, altes Häuschen am äußersten Ende der Wilhelmsstraße, grau von Ansehen und etwas altersschwach, aber anständig gehalten und gegen seine Nachbarn vortheilhaft abstechend durch eine gewisse Atmosphäre von Behaglichkeit, die um die hellglänzenden Fenster zu schweben und aus dem mit weißem Sand bestreuten Eingang den Besucher zu bewillkommnen schien. Im Innern eine steile, etwas wackelige Treppe, die ohne Absatz bis in die erste Etage führte, sodann eine zweite, zwar nicht so hoch, aber nicht weniger senkrecht und halsbrechend. Auf der Höhe angelangt, hat man die Wahl zwischen einem halben Dutzend Thüren, von denen aber nur eine einen Namen zeigt. Es war dies der Name der alten Dame, bei welcher mein weibliches Räthsel mit einwohnen sollte. Die Klingel ertönt, ein Hündchen bellt, ein

schlurfender Schritt naht sich, eine alte, sauber gekleidete Dame öffnet zwar unter Anwendung der nöthigen Vorsicht, aber mit einer freundlichen Miene, die ich meiner ehrlichen Physiognomie zuschreibe. Nachdem ich die Absicht meines Kommens in Kürze dargelegt, werde ich in die „gute Stube" geführt und mit vielen Complimenten genöthigt, auf einem kleinen, über und über mit Häkeleien bedeckten Sopha Platz zu nehmen. Die Alte entfernt sich, um Fräulein „Ida" sofort zu rufen. Es vergehen indessen wol zehn Minuten bis zur Erscheinung des jungen Mädchens und ich habe Zeit, ein vollständiges Inventarium meines Aufenthaltsortes zu entwerfen. Im Zimmer herrscht dieselbe Atmosphäre, dieselbe zum Ausruhen einladende Gemüthlichkeit, welche dem ganzen Hause charakteristisch ist. Ruhe und Frieden lagert auf allen Gegenständen, die den kleinen Raum erfüllen; die Frauenhand, welche hier waltet, muß einer guten Frau gehören, einer sorgsamen Mutter, einer treuen Pflegerin, die in ihrem Alter den Lohn aufopfernder Liebe genießt. Das Spind, die Kommode, der Tisch sind fast überladen mit den Beweisen zarter Aufmerksamkeit: Reminiscenzen an fröhliche Stunden, an heitere Festtage, an glückliche Familienereignisse. Ueber der Kommode hängt die Photographie einer jungen Dame, die bald meine ganze Aufmerksamkeit fesselt. Die Züge, wie man sie in deutschen Landen, aber nur im Mittelstande, ziemlich häufig findet, — wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, danach zu suchen, denn aufgesucht wollen diese Züge allerdings sein — sind ungemein anziehend, ja fesselnd, wenn man sich hinein vertieft, aber sie haben keine Spur jener pikanten, herausfordernden Schönheit, welche zur Bewunderung zwingt. Ein sanftes Feuer, wie das Leuchten des Morgenroths, scheint auf den Wangen und in den Augen zu glühen; aber der Blick der letzteren ist mehr nach innen, als auf die Außenwelt gerichtet.

Wer sie wol sein mag? Dieser unwillkürlichen Frage folgt die Beantwortung auf dem Fuße. Ein leichtes Geräusch und in der geöffneten Thür steht das Bild leibhaftig vor mir. Sie ist es und sie ist es auch nicht. Für die volle, hohe Gestalt erscheint die Thüröffnung fast zu klein. Das Gesicht ist länger geworden, die Züge haben eine Festigkeit gewonnen, welche das Bild nur ahnen läßt. Das Leben ist mit seiner rauhen Hand darüber hingefahren. Aber die Augen haben ihren Schmelz, ihren träumerischen, innigen Blick behalten. Sie sind von einer so wunderbaren Schönheit, daß die Photographie daneben matt und leblos erscheint. Nun tritt sie vollends in das Zimmer und erwiedert meine Verbeugung mit einer leichten Neigung des Kopfes. Die Alte steckt nur noch den Kopf zur Thür herein, wahrscheinlich um sich von dem Eindruck zu überzeugen, den die Erscheinung ihrer Nichte auf den Herrn Untersuchungsrichter machen wird, dann zieht sie sich ängstlich zurück und läßt uns Beide allein.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß dieses tête-à-tête, trotzdem ich Zeit genug gehabt hatte, mich auf dasselbe vorzubereiten, mich in nicht geringe Verlegenheit versetzte. Was ich wissen

wollte, in meiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter wissen wollte und mußte, stand mir klar genug vor Augen. Aber mein menschliches Gefühl sträubte sich dagegen, mit den rauhen Worten des gemeinen Lebens das junge Mädchen einem Inquisitorium zu unterwerfen, dessen Eventualitäten sich nicht im Geringsten berechnen ließen.

Der Untersuchungsrichter befindet sich häufig in ähnlichen Lagen. Er ist nicht selten dem Entdecker vergleichbar, der einen noch jungfräulichen Boden betritt. Mit dem Compaß in der Hand dringt er muthig vorwärts; aber sehr oft macht er Halt, um die Gegend zu beobachten. Wird dieselbe ihren ursprünglichen Charakter bewahren? Wird er nicht gezwungen sein umzukehren und einen neuen Pfad zu versuchen? Und wenn er einem Menschen begegnet, in welcher Sprache soll er ihn anreden? Soll er ihn als Freund oder Feind betrachten?

Was für den Entdecker eine unbekannte Gegend, ist für den Criminalisten das menschliche Herz. Niemand hat dasselbe je ergründet, und doch liegt das ganze Räthsel unserer Natur hier verborgen. Besonders in denjenigen Fällen von Verbrechen, deren Schwerpunkt nach einer weiblichen Figur hinneigt, kommt Alles darauf an, wenigstens einen Fingerzeig zu haben, der uns einen Weg im Labyrinthe der Leidenschaft finden läßt. Daher der alte Grundsatz der Criminalpraxis: „Qui tient la femme, tient la cauce."

Nun, mir war die günstige Gelegenheit geboten. Ich war bis zu der Figur vorgedrungen, welche die Auflösung des Räthsels zu besitzen schien. Aber die Erscheinung selbst stimmte so wenig mit dem Bilde überein, das ich mir von ihr gemacht hatte, war von einer so beseligenden Hoheit, daß mir das Wort auf der Zunge erstarb, als ich sie darnach fragen wollte, was sie in jenes übelberüchtigte Leben geführt hätte.

Sie kam mir indessen zuvor, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ und die Frage an mich richtete, welchen Eindruck ich von der Persönlichkeit ihres Verlobten empfangen hätte? Ich gab ihr eine kurze Schilderung unseres Verhörs, ohne mich jedoch über die Schuldfrage und die Stellung, die Sachs zu derselben genommen, in irgend bestimmter Weise auszulassen. Ich sagte ihr, daß ich ihn zwar einer unüberlegten, selbst rohen Handlung für fähig hielte, nicht aber einer solchen, die nur aus einer gemeinen, niedrigen Sinnesweise hervorgehen könne. Meine Worte schienen ihr wohlzuthun. Sie wandte den schönen, ausdrucksvollen Kopf etwas zur Seite. Als sie mich wieder anblickte, standen ihr die Thränen in den Augen. Sie faßte sich aber schnell und sagte mit einem rührenden Ausdruck kindlichen Vertrauens:

„Damit Sie sehen, daß ich kein schlechtes Mädchen bin, wozu Sie mit Rücksicht auf die sonderbare Situation, in der man mich betroffen, vollkommen berechtigt wären, will ich Ihnen unsere kurze Geschichte erzählen.

Sie haben ganz recht geurtheilt: Karl ist kein böser Mensch. Man kann nicht einmal sagen, daß er verdorben ist. Sein Fehler ist eine wilde, unbezähmbare Leidenschaft. Ich bin überzeugt, daß er mich liebt,

und er hat das ja bei der traurigen Veranlassung, die leider einem Menschen das Leben gekostet hat, in einer brutalen, aber hingebenden Weise an den Tag gelegt. Denn jener Mensch hatte mich allerdings tödtlich beleidigt, obgleich Ort und Zeit der Beleidigung fast den Charakter der Rechtmäßigkeit verliehen. Vielleicht werden die Jahre das wilde Blut des Unseligen ruhiger fließen machen. Ach! wie viel Thränen, wie viel schlaflose Nächte hat er mich schon gekostet.

Das Städtchen M. in der Priegnitz, wo mein Vater Communallehrer war, ist meine Heimat. Seit meinem sechsten Jahre wurde ich in dem Hause des Kaufmanns Sachs erzogen, der wegen seines Reichthums und seines achtungswerthen Charakters für den ersten Mann meiner Vaterstadt gelten konnte. Er hatte mich nach dem Tode meiner Eltern in sein Haus genommen, da er mit meinem Vater in der innigsten Freundschaft, in einer wahren Seelenbrüderschaft gelebt hatte. Aus dieser Zuneigung mag es sich auch erklären, daß er, nachdem ich zu meiner jetzigen Größe herangewachsen war, nichts sehnlicher wünschte, als mich seiner Familie für immer verbunden zu sehen, und zwar als Gattin seines ältesten und einzigen Sohnes Karl. Ich selber fand in mir kein Hinderniß, welches dem Wunsche des von mir kindlich geliebten Mannes im Geringsten entgegen gewesen wäre. Ich war mit Karl Sachs groß geworden, war seine Spielgefährtin und, wie ich mir schmeichle, zuweilen sein guter Engel gewesen, da eine jüngere, stets kränkelnde und in früher Jugend verstorbene Schwester diese Rolle an mich abgetreten hatte. Das schöne Gebäude meines künftigen Lebens im Sachs'schen Hause war sonach im Rohbau ziemlich fertig; nur die Krönung desselben fehlte. Karl kehrte von einer höhern Lehranstalt in dem benachbarten S., wohin er behufs seiner Ausbildung für das Studium der Rechtswissenschaft geschickt worden war, nicht in das Elternhaus zurück, sondern hatte sich, einem eigenen Lebensplan folgend, in die Hauptstadt begeben, angeblich, um in ein dortiges Bankhaus einzutreten, mit dem der Vater Geschäftsverbindungen hatte. Mir sowol wie dem alten Sachs war dieses eigenmächtige Handeln von vorn herein höchst verdächtig. Und daß ich es Ihnen nur offen gestehe: schon damals stieg eine Ahnung in mir auf, als ob dieser Schritt Karl's schweres Unheil für uns Alle im Gefolge haben würde. Karl, der schon als Knabe wegen seiner wilden Streiche in ganz M. übelberüchtigt war, hatte auf dem Gymnasium diesen Charakter nicht nur beibehalten, sondern war durch Umgang mit schlechten Subjecten aus dem Gesellenstande moralisch so verwildert, daß er mir, als ich ihn das letzte Mal im Vaterhause sah, eher Furcht als Neigung einflößte. Trotzdem fesselte mich nicht nur der Wunsch des Vaters, der die einzig mögliche Heilung seines Sohnes in einer Verbindung mit mir erblickte. Die Furcht, die mich zuweilen überkam, wenn er den eindringlichsten väterlichen Ermahnungen, Bitten, Drohungen stets denselben verschlossenen Trotz entgegensetzte, war doch nur die äußre Hülle eines ganz anderen leidenschaftlichen Gefühls, welches mit den Jahren sich immer entschiedener entwickelte. Er hatte mir bei einer Gelegenheit den Beweis

der muthigsten Entschlossenheit gegeben und ich hatte die dunkle Empfindung, daß er in jedem Augenblick für mich zu sterben bereit sei. Trotzdem blieb unser Verhältniß ein ziemlich oberflächliches. Von Liebe war nie zwischen uns die Rede. Karl war auch in diesem Punkte so ganz anders, wie andere junge Männer seines Alters. Zärtlichkeiten, Vertraulichkeiten kannte er nicht. Ich habe in der ganzen Folgezeit kaum ein halbes Dutzend Briefe von ihm erhalten. Doch war ein Drang in ihm, mir thätlich seine Anhänglichkeit zu beweisen, und er war glücklich, wenn er mich gegen Angriffe Anderer in Schutz nehmen oder mir sonst einen Dienst thun konnte, der mit Ueberwindung von Schwierigkeiten verknüpft war.

Jener Vorfall aber, der mir als ein Zeichen seines Muthes im Gedächtniß geblieben ist, dürfte seinen Charakter am besten kennzeichnen.

Ich war noch kein ganzes Jahr im Hause des Kaufmanns Sachs, stand also in meinem siebenten Lebensjahre, als Karl an einem wundervollen Junitage mich aufforderte, mit ihm in den benachbarten Stadtwald zu gehen, wo wir die herrlichsten Erdbeeren frisch vom Blatt pflücken könnten. Obgleich ich einige Bedenken äußerte, ohne Erlaubniß meines Pflegevaters einen so weiten Spaziergang zu machen, ließ ich mich doch an der Hand fassen und folgte, äußerlich widerstrebend, innerlich jedoch aufjauchzend vor Lust, meinem knabenhaften Verführer.

Da er die Wege genau kannte, so waren wir bald an Ort und Stelle und suchten uns ein Fleckchen, wo der ganze Erdboden mit rothen saftigen Beeren bedeckt war, zum Tummelplatze aus. An Appetit fehlte es uns nicht, und so waren wir im besten Schmausen begriffen, als ich, durch ein Geräusch in meiner Nähe erschreckt, mich umblickend ein altes, häßliches, zerlumptes Weib dicht vor mir sehe, die unter entsetzlichen Grimassen ihre langen, dünnen, behaarten Finger, die mir wie Teufelsklauen vorkamen, nach mir ausstreckt. Ich vermochte kaum einen halberstickten Schrei auszustoßen, da fühlte ich schon, wie sich die knochigen Finger der Alten gleich einer eisernen Klammer um meinen Hals legten, so daß ich Athem und Besinnung verlor. Es wäre um mich geschehen gewesen, wenn nicht Karl im nämlichen Augenblick, wo die Alte mit mir im Gebüsch verschwinden wollte, nach mir umgeschaut hätte, um mir eine neu entdeckte Erdbeerfundgrube zu zeigen. Mit einigen raschen Sätzen war er an meiner Seite, hatte ein kleines Taschenmesser, das er stets bei sich führte, aufgeklappt in der Hand und versetzte damit der Alten einen so nachdrücklichen Stich in den Arm, daß sie mich sofort losließ und fluchend und schimpfend das Weite zu gewinnen suchte. Aber damit begnügte sich mein tapferer Ritter nicht. Nachdem er mich, die ich halb ohnmächtig war vor Schmerz und Schreck, sanft in das Heidekraut niedergesetzt hatte, verfolgte er mit lautem Schrei das flüchtige Zigeunerweib, die denn auch von einigen im Walde beschäftigten Holzfällern angehalten und im Triumph nach der Stadt gebracht wurde. Die Alte wurde dann vom Schwurgericht zu einer schweren Zuchthausstrafe verurtheilt und mein heldenmüthiger Paladin war eine

Zeit lang das enfant gâté der guten Gesellschaft von M. und Umgegend, bis er durch neue unnütze Streiche den Ruhm seiner guten That verdunkelte.

Auf mich hatte dieses halb märchenhafte Ereigniß einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß ich mehr als je vorher mein Schicksal mit dem von Karl Sachs unauflöslich verknüpft sah. Er war mein Retter gewesen und ich hatte mir die Idee in den Kopf gesetzt, ihm einst in gleicher Münze zurückzuzahlen. Meine kindische Phantasie gefiel sich in der Ausmalung allerhand abenteuerlicher Gefahren, in welche Karl gerathen könnte, und aus denen ich ihn, gleich seiner vom Schicksal ausersehenen Schutzgöttin, durch irgend welche übernatürliche Beihülfe retten und in die Arme seines Vaters zurückführen wollte.

Leider sollten diese Phantasien, wenigstens der traurige Theil derselben, in einer Weise in Erfüllung gehen, von der mir noch bis vor wenigen Monaten auch die Spur jeder äußern Anschauung fehlte. Und mit meiner geträumten Rolle als Karl's Schutzengel wird es nun wol auch vorbei sein. Die Leidenschaft, dieser furchtbarste Feind des Menschen, spottet des schwachen weiblichen Geschöpfes, das sich ihr in den Weg stellen wollte."

Eine Pause trat ein. Ueber das Gesicht des jungen Mädchens glitt ein tiefmelancholisches Lächeln, das demselben etwas ungemein Anziehendes verlieh. Um dem mir gewordenen Auftrag wenigstens einigermaßen gerecht zu werden, flocht ich einige tröstende Bemerkungen ein. Ich erwähnte eines Falles meiner Praxis, in welchem aus einem sehr jähzornigen Burschen, der namentlich gegen seine nächsten Verwandten sich wiederholte Brutalitäten hatte zu Schulden kommen lassen, schließlich doch noch ein ganz liebenswürdiger, umgänglicher Mensch geworden sei, blos weil man ihn nicht sich selbst und seinem Schicksal überlassen habe, sondern ihn durch Festhalten im Familienkreise und durch eine consequente gleichmäßige Behandlung, verbunden mit vernünftiger Belehrung und Zurechtweisung, auf dem Weg der Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit festgehalten habe. „Denn", fuhr ich fort, „die leidenschaftlichen Charaktere sind oft die besten. Aber man darf ihnen nicht allzufreien Spielraum lassen. Da jedoch mit Gewalt oder Heftigkeit bei ihnen nichts auszurichten ist, auch vernünftige Rathschläge nicht immer am Platze sind, so sind sie nur durch eine hingebende, zu Opfern bereite Liebe zu retten. Diese aber, wenn Selbstvertrauen ihr zur Seite steht, vermag Wunder zu wirken."

Sie hörte mir mit Aufmerksamkeit zu und gab Zeichen des Einverständnisses zu erkennen. Ein einziger Blick ihrer schönen blauen Augen dankte mir für den ermuthigenden Zuspruch, der in meinen Worten lag.

„Nach seiner Entfernung aus S.", fuhr sie in ihrer Erzählung fort, „ließ sich Karl Sachs nur höchst selten und stets in großen Zwischenräumen in seiner Vaterstadt sehen. Sein Aufenthalt dauerte niemals länger, als erforderlich war, um durch Vermittelung von Bekannten oder

Verwandten die ihm gerade benöthigte Geldsumme von seinem Vater zu erlangen. Seitdem alle Versuche des Letztern, seinen Sohn zur Rückkehr auf die Schule zu zwingen, gescheitert waren, hatte jede persönliche Berührung zwischen Beiden aufgehört. Nur durch das befreundete Bankhaus erhielten wir Nachricht über die Lebensweise des jungen Sachs. Derselbe war, allerdings mit geheimer Zustimmung des Alten, in das Geschäft als Lehrling eingetreten, hatte sich aber sehr bald einem so unregelmäßigen, zügellosen Lebenswandel ergeben, daß der Vater selbst, um seinen Geschäftsfreunden unangenehme Verwickelungen zu ersparen, auf Entlassung des Sohnes drang und sich vor der Welt vollständig von demselben lossagte. Diese Handlungsweise, anscheinend das Zeichen einer ungewöhnlichen Härte des Gemüths, war gleichwol im Charakter des Alten tief begründet. Im Herzen freilich sah es bei ihm ganz anders aus. Mir, die ich seit dem Tode seiner Tochter seine einzige Vertraute war, fiel die schwere Aufgabe zu, ihn zu trösten und aufzurichten, wenn er unter dem Schmerz, den vollständigen Untergang seines Sohnes vor Augen zu haben, zu erliegen drohte. Ich habe seine Thränen getrocknet und ihm in die zitternde Hand geloben müssen, seinen Sohn nie zu verlassen.

Da kam der Krieg. Durch ihn verlor mein Pflegevater den größten Theil seines Vermögens. Aber eine neue Hoffnung belebte seine Lebenskräfte, die schon damals sehr in der Abnahme begriffen waren. Karl war zur Armee eingezogen und nach Frankreich marschirt. Der Vater versprach sich Wunderwirkungen von diesem Ereigniß. Während die anderen Familien der Stadt, welche Söhne oder sonstige Anverwandte bei der Armee hatten, die jedesmaligen Siegesnachrichten nur mit halbem Herzen willkommen hießen, konnte dem alten Sachs nichts eine größere Freude bereiten, als wenn er erfuhr, daß das Regiment, bei welchem sein Sohn stand, eine Schlacht mitgemacht hatte und dabei recht tüchtig im Feuer gewesen war. Mir selber war bei dieser convulsivischen Art freudiger Erregung eigenthümlich zu Muthe.

Zwar das stand auch bei mir fest, daß Karl's unbezähmbare Tapferkeit sich auch vor dem Feinde glänzend bewähren würde. Aber konnte eine solche Auszeichnung seinem Charakter denjenigen Halt verleihen, der zu einem ruhigen, thätigen Leben in Friedenszeiten nothwendig ist? War nicht vielmehr zu befürchten, daß das unstete Lager- und Kriegsleben die rohen Gewalten in seiner Brust noch mehr aufregen und neben der Kampflust die Hydra der Habsucht ihr Haupt erheben würde?

Diese Besorgnisse quälten mich Tag und Nacht; und mit angsterfülltem Herzen las ich die Briefe, die uns die Feldpost brachte, jedesmal durch, bevor ich sie dem Vater mittheilte.

Dennoch ging Alles gut. Karl's kräftige Natur schien nur auf einen Anlaß gewartet zu haben, um voll und ganz zum Durchbruch zu kommen. Die Strapazen des Marsches, die Unbilden der Witterung, die steten Aufregungen thaten seinem Körper wohl und sein Blut re[illegible]

Friede den Schlummernden!

Todt, Arm in Arm, und noch das Gift
Umklammernd, das auf der Flucht sie genommen,
Da lag ihr Geheimniß, nackt und bar,
Ihr Leben und Urtheil — die alte Historie!
Die lichtblauen Augen, das goldne Haar
Eines Weibes Schaam, eines Weibes Glorie!

Aus Bret Harte's neuem Gedicht „The babes in the woods."

leichter und freudiger bei dem Donner der Kanonen. Dies seine eigenen Worte aus einem Brief, den er nach der Schlacht bei Wörth an uns schrieb, das erste Lebenszeichen nach langer Trennung. In der Schlacht bei Sedan erhielt er das Eiserne Kreuz und avancirte zum Unterofficier. Als ich dem Vater den Brief vorlas, der diese Kunde enthielt, brachen seine altersmüden Kniee, seine Augen füllten sich mit Thränen und erst nach geraumer Zeit kam er wieder so weit zu sich, daß er sich von der Richtigkeit der Freudenbotschaft durch den Augenschein überzeugen konnte.

Bald nach dem Brief traf auch Karl, der ein ehrenvolles Commando zur Begleitung eines Gefangenentransports erhalten hatte, in M. ein. Es fand eine Scene statt, die zu beschreiben Sie mir erlassen werden. Die Aufregung raubte uns allen Dreien den Schlaf. Wir saßen die ganze Nacht durch mitsammen auf und Karl konnte mit seinen Berichten und Antworten eben so wenig ein Ende finden, wie sein Vater mit Fragen und Unterbrechungen.

Leider dauerte die Freude nur wenige Tage. Karl riß sich aus den Armen seines Vaters, um zum deutschen Heer, das sich auf dem Marsch nach Paris befand, zurückzukehren. Ich begleitete ihn eine Strecke Weges, der uns an jener Stelle vorbeiführte, wo er mich einst aus den Griffen der alten Zigeunerin befreit hatte. Hier war es, wo er mir das Versprechen abnahm, ihm treu zu bleiben und ihm zu vertrauen, wenn auch zuweilen der Schein gegen ihn sei. Ich erwiederte ihm, daß das Vergangene vergessen sein solle, und was die Zukunft beträfe, so könnte ich nur das Wort wiederholen, daß ich mein Schicksal auf ewig mit dem seinigen verknüpft hätte. „Was Du an meinem Vater gethan hast", rief er aus, „das lohne Dir der Himmel. Daß Du aber an mir so festhältst, das will ich Dir, wenn ich gesund zurückkehre, so viel in meinen Kräften steht, zu vergelten suchen. Und Du sollst sehen, daß ich Wort halte." Dabei umarmte er mich leidenschaftlich, und ich fühlte, wie seine heißen Thränen sich mit den meinigen vermischten, die ersten und letzten vielleicht, die er in seinem Leben geweint.

Ach! mein Herr, das war der einzige Lichtblick in unsere dunkle, sorgenvolle Existenz. Denn um mich nur kurz zu fassen und aus einer langen Reihe trauriger Erfahrungen sogleich das Letzte herauszuheben — Karl kehrte nach beendigtem Feldzug nur auf ganz kurze Zeit in seine Vaterstadt zurück, anscheinend in der ernstgemeinten Absicht, das Geschäft seines Vaters, das wieder einigermaßen in Gang gebracht war, zu übernehmen und selbstständig fortzuführen. Eines Tages jedoch war er plötzlich verschwunden und schrieb uns erst aus Berlin, daß es ihm unmöglich sei, in M. sein Leben hinzubringen. Der Ort sei zu klein, die Bevölkerung zu engherzig, die Verhältnisse zu beschränkt für ihn. Er bedürfe eines größern Wirkungskreises, um Freude an seiner Thätigkeit zu haben. Sobald er sich eine auskömmliche Stellung verschafft, woran es ihm gar nicht fehlen könne, werde er einen längst gehegten Plan in's Werk setzen und seinen Vater und mich gleichfalls nach Berlin übersiedeln lassen.

Die Zeitverhältnisse schienen eine solche Absicht allerdings zu begünstigen. Ich bin selber zu unerfahren in jeder Art von Geschäften, um den Erfolg begreifen zu können, womit man hier im Lauf weniger Monate Reichthümer erwerben kann, die sonst kaum der Lohn einer ganzen mühevollen Lebensarbeit sind. Genug, Thatsache ist es, daß Karl durch glückliche Börsenspeculationen sehr bald in den Besitz eines kleinen Vermögens gelangte, das nach seiner eigenen Angabe hingereicht hätte, um uns Allen eine erträgliche Existenz zu sichern. Aber auch diesmal kam das Hinderniß, woran seine hochfliegenden Pläne scheitern sollten, nicht von außen, sondern aus seinem eigenen Naturell, das weder Maß noch Ziel kannte. Statt dem Rath seines Vaters zu folgen und sich vorläufig mit einem mäßigen Gewinn zu begnügen, betheiligte er sich bei neuen wagehalsigen Speculationen, die ihm nicht nur Geld und Gut kosteten, sondern ihn auch mit anderen Genossen in eine Untersuchung verwickelten, aus der er zwar straffrei, aber mit verbittertem, vergrolltem Gemüth hervorging. Zu spät erkannte er, daß er sich auf ein Terrain gewagt, auf welchem er mit seinem freien, offenen, ritterlichen Wesen nur ein Spielball in den Händen schlauer Betrüger gewesen. Außerdem empfand er die Lücke, die ein übereilter frühzeitiger Uebergang in das practische Leben in seiner Bildung zurückgelassen hatte. Die besseren Kreise der kaufmännischen Welt blieben ihm verschlossen. Ganz abgesehen von seinem unglücklichen Debut als Börsenspeculant fühlte er sich dort als ein Fremdling, als ein Heimatloser. Nach kaum geschlossenem Frieden sehnte er sich wieder nach Krieg. In einem Anfall von Verzweiflung verließ er Berlin und begab sich nach Paris, um in einem wüsten, wilden Leben den kleinen Rest seines Vermögens und einen Spielgewinnst, den er den letzten Tagen der Homburger Bank verdankte, zu verschleudern.

Arm und elend kehrte er zu Anfang dieses Jahres hierher zurück. Zu stolz, um die Unterstützung seines Vaters in Anspruch zu nehmen, mißtrauisch gegen sich selbst, aber doch noch zu lebensmuthig, um ganz an sich zu verzweifeln, suchte er nach einem Stützpunkt, nach einem Schutzmittel gegen die Qualen der Selbstvorwürfe. Ein Bekannter, der während des französischen Krieges mit ihm bei derselben Compagnie gestanden und dem er bei einem Ueberfall von Franctireurs das Leben gerettet hatte, leistete ihm den schlimmen Dienst, ihn in jene Kreise der verworfensten Gesellschaft einzuführen, aus denen eine Rückkehr schwer, wenn nicht unmöglich ist.

Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß während eines Zeitraumes von fast zwei Jahren weder der Vater noch ich irgend welchen Versuch machten, um das Schicksal des Unglücklichen zu wenden oder aufzuhalten. Aber einentheils waren unsere Nachrichten über ihn sehr oberflächlicher Natur — etwas Genaueres, wie es mit ihm stand, erfuhren wir erst vor wenig Monaten — und anderntheils waren mir die Hände gebunden und ich konnte den alten Mann nicht allein lassen; er hätte sich im ersten Augenblick nach meiner Entfernung ein Leids angethan. Der Kummer um

seinen verlorenen Sohn hatte ihn gänzlich darniedergebeugt, all' mein Zusprechen half nichts; sein müder Geist konnte sich zu keiner Lebenshoffnung mehr aufrichten.

Ein plötzlicher Tod befreite ihn von seinen Leiden, die nach dem Ausspruch der Aerzte noch Jahre lang hätten andauern können. Die Kunde, die ich hiervon an Karl gelangen ließ, erreichte diesen nicht. Er wohnte der Bestattung seines Vaters nicht bei. Vielleicht — doch wozu jetzt unnütze Muthmaßungen. Ich war nun frei, nach dem Testament die einzige Erbin des alten Sachs, der seinen Sohn wegen Undanks ausdrücklich enterbt hatte. Der Nachlaß war zwar keineswegs beträchtlich: er bestand der Hauptsache nach in einem Materialwaarengeschäft, dessen Ertrag indessen zu meinem Lebensunterhalt vollkommen ausreichte. Sofort meldeten sich auch mehrere Freier, von denen mich sogar einer ohne das Geschäft heirathen wollte. Ich nahm mir kaum die Zeit, ihre Anträge zurückzuweisen; überließ die Sorge für meinen Haushalt einer Anverwandten, deren Treue und Umsicht erprobt waren und machte mich auf den Weg nach Berlin."

Sie hielt inne. Die Erinnerung an Das, was sie in der letzten Zeit durchgemacht hatte, mochte noch zu frisch in ihrer Seele sein, um sogleich den ruhigen Erzählungston wiederfinden zu können.

„Lassen Sie mich", fuhr sie dann fort, indem sie mir voll in's Gesicht sah, „lassen Sie mich schweigen über das erste Wiedersehen, das ich mit ihm hatte; schweigen auch über die Tage und Wochen, die diesem Wiedersehen folgten. Daß ich ihn liebte, vielleicht mehr liebte als je zuvor, wurde mir erst in dieser schweren Zeit recht klar, wo ich mir die Pflicht auferlegt hatte, so lange nicht von seiner Seite zu weichen, bis in mir selbst der Funke jeder Hoffnung auf eine Besserung erloschen wäre. Wo anders als in meiner Liebe hätte ich die Kraft finden können, ein solches Schicksal zu ertragen. In einem wüsten Haufen Unrath nach einer verlorenen Perle suchen ist sicherlich kein Geschäft für die Hand eines schwachen Weibes, das bis dahin nur einem liebevollen Greis zur Stütze gedient hatte. Aber, wenn meine Hand auch schwach ist, mein Herz ist gestählt und ich hoffe — nein, ich weiß es gewiß, es wird mir gelingen."

„Nehmen Sie von mir die Versicherung", bemerkte ich, da in ihrem Schweigen etwas Erwartungsvolles lag, „daß ich mich Ihrem Wunsch mit vollem Herzen anschließe, wenn schon ich das Gefühl Ihrer Gewißheit nicht zu theilen vermag."

Sie sah mich mit großen Augen an. „Auch Sie glauben also an seine Schuld?" rief sie nicht ohne schmerzliche Bewegung aus. „Doch ja", fügte sie sogleich hinzu. „Ich vergaß: der Schein ist allerdings gegen ihn. Aber die Wahrheit wird an's Licht kommen. Es wird sich herausstellen, wo jener Unglückliche, dessen Tod ich tief beklage, die Nacht zugebracht hat, wo er gewesen ist, nachdem er den Ort, an den er so wenig hingehörte, verlassen hatte."

„Und was", fragte ich, „was glauben Sie, das mit einem solchen Nachweis, mit einer solchen Aufklärung gewonnen wäre?"

Statt aller Antwort ging sie an einen Schreibsecretair und langte aus einem verschlossenen Schubfach, das sie mittelst eines winzigen Schlüsselchens öffnete, ein zusammengefaltetes Papier hervor. Indem sie mir dasselbe zum Durchlesen übergab, sagte sie: „Dieses erhielt ich an dem Tage, als Karl sich dem Gericht gestellte."

Es war ein Brief an Fräulein Ida Schmidt, ohne Unterschrift und folgenden kurzen Inhalts:

„Veranlassen Sie Ihren Bräutigam, freiwillig vor dem Untersuchungsrichter zu erscheinen. Er soll die ihm zur Last gelegte That nicht einräumen, aber auch nicht bestreiten, sondern auf alle Fragen möglichst ausweichende Antworten geben. Eine Anklage wird erhoben werden. Dagegen sind Vorkehrungen getroffen, daß für den unwahrscheinlichen Fall einer Verurtheilung die Strafe ihm im Gnadenwege erlassen wird. Der Inhalt mag Ihnen unter allen Umständen eine Gewährleistung bieten; eine zweite gleiche Summe erhalten Sie, sobald Sie unser Verlangen erfüllt haben."

„Erlauben Sie", fragte ich, das Papier wieder zusammenfaltend, „daß ich dies zu den Acten nehme?"

„Wenn Sie auch dies dazu nehmen", erwiederte sie, indem sie mir ein Päckchen preußischer Kassenanweisungen überreichte. Ich warf einen erstaunten Blick erst auf das Päckchen, dessen Betrag nach einem flüchtigen Ueberblick sich auf wenigstens 10,000 Thaler belief — und dann auf das junge Mädchen.

„Dieses Geld", erklärte sie mit einer Miene, welche deutlich genug ihre Verachtung gegen den oder die Absender ausdrückte, „dieses Geld hat jenem Schreiben beigelegen. Ich ersuche Sie, dasselbe der Armendirection oder einem andern wohlthätigen Institut zu übermachen."

Ich betrachtete den Brief nochmals und unterwarf insbesondere das Couvert einer genauen Prüfung. Es war von der Stadtpost abgestempelt und in der Expedition des Potsdamer Bahnhofs aufgegeben. Uebrigens befanden sich weder am Couvert noch am Briefbogen irgend welche Zeichen, die einen Schluß auf den Urheber gestattet hätten.

„Und hat sich Ihr Bräutigam in Folge dieser anonymen Aufforderung zu dem Schritt veranlaßt gesehen, der nicht mehr zurückgethan werden kann?" fragte ich, um die Pause, die entstanden war, zu unterbrechen.

„Das ist eben das Wunderbare", versetzte sie. „Karl hatte vor einigen Tagen in einer etwa einen Monat alten Zeitung die Notiz gelesen, daß er steckbrieflich verfolgt werden sollte. Um Dem zuvorzukommen, begab er sich gestern nach dem Molkenmarkt. Gleich darauf traf dieser Brief ein; die ihn geschickt haben, werden nun freilich annehmen, man sei auf ihre Intentionen eingegangen."

Die Muthmaßung der Sprecherin erfüllte sich, ehe sie ihren Satz noch geendigt hatte. Es klingelte, und gleich darauf reichte die alte

Dame einen Brief herein, der genau so adressirt und gestempelt war, wie der, den ich in Händen hielt. Das junge Mädchen gab ihn mir, ohne auch nur einen Blick darauf zu thun.

„Oeffnen Sie", sagte sie. „Was er enthält, wissen Sie ja."

Ich erbrach das Siegel, auf dem ein Abdruck nicht erkenntlich und entnahm dem Couvert den Betrag von 10,000 Thalern in preußischen Kassenanweisungen, der sehr sorgfältig in mehrere Lagen von weißem feinen Seidenpapier eingewickelt war. Auch diesmal war jede Spur, die auf die Quelle der Sendung hätte führen können, auf das Peinlichste vermieden. Die Handschrift der Adresse stimmte jedoch mit der des ersten Briefes vollständig überein. Es war darin eine graziöse Leichtigkeit unverkennbar, so daß sich mir die Vermuthung aufdrängte, eine Dame und zwar eine den höheren Ständen angehörige, vielleicht eine Verwandte des Herrn von F., sei die anonyme Briefstellerin. Aber welches Interesse hätte eine solche Dame bestimmen können, eine Freigebigkeit zu üben, die selbst bei der Voraussetzung großen Reichthums eine ungewöhnliche genannt werden mußte? Welches Interesse konnte überhaupt eine solche Person daran haben, daß Karl Sachs für ein Verbrechen zur Verantwortung gezogen resp. bestraft wurde, das er nicht begangen hatte. Denn das stand doch mit klaren Worten in dem Brief zu lesen, Sachs war nicht schuldig und was mehr, die unbekannte Schreiberin kannte den Schuldigen. Nur aus diesem Grunde ließ sich das sonderbare Verlangen erklären. Wenn Sachs verurtheilt wurde — was ja nach den bisherigen Ermittelungen immerhin in das Bereich der Wahrscheinlichkeit gehörte — so war damit die Sache abgethan, eine Wiederaufnahme des Processes unzulässig, mithin die Straflosigkeit des wirklichen Thäters gesichert. Dieser mußte entweder gleichfalls den höheren Ständen angehören, oder doch mit der Schreiberin der Briefe in einem derartigen Verhältniß stehen, daß sie seine Interessen mit den ihrigen identificirte

Ich war in meine Combinationen dermaßen vertieft, daß ich vollständig vergessen hatte, wo ich mich befand und wer mit ängstlicher Spannung auf das Resultat meiner Entschließungen wartete.

Erst als ich bereits Hut und Stock in der Hand hatte und im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen, begegnete mein Blick mechanisch ihren Augen, deren sonderbar forschender Ausdruck mich zu mir selber brachte.

„Ihre Geschichte, liebes Kind", sagte ich, indem ich die mir dargereichte Hand herzlich drückte, „Ihre Geschichte hat mich nicht nur von Ihrer, sondern auch von der Unschuld Ihres Bräutigams überzeugt. Was in meiner Macht steht, soll geschehen, um diese dunkle Angelegenheit wenigstens so weit aufzuklären, daß es zu einer Anklage gegen Sachs wahrscheinlich gar nicht kommen wird. Etwas Bestimmteres kann ich Ihnen vorläufig nicht versprechen. Noch eine Frage möchte ich indeß an Sie richten. Es ist nach der Beweisaufnahme als feststehend anzunehmen, daß Sachs gleich nach der Entfernung des Herrn von F das

Tanzlocal in der Königsstraße ebenfalls verlassen und erst, nach einer halben Stunde, in einem Zustand großer Erregung und auffälliger Unordnung seines Anzuges zurückgekehrt ist. Können Sie mir sagen, wo er die Zwischenzeit zugebracht hat?"

Sie sah mir treuherzig in's Gesicht.

„Ich kann es", sagte sie. „Ich will ihn nicht besser machen als er ist. Er wollte sich für die ihm angethane Kränkung an dem Herrn von F. rächen. Wie, wußte er wol selbst nicht. Er ist ihm eine kurze Strecke gefolgt, hat aber seine Spur sehr bald verloren, da jener eine Droschke erster Classe bestieg, die mit ihm im rasenden Galopp davonfuhr. Karl ist dann noch, in dem abscheulichen Wetter, eine Weile auf der Straße umhergeirrt, um sich abzukühlen, wie er mir erzählt hat. Dabei ist er auf dem mit Glatteis bedeckten Trottoir ausgeglitten und hat sich eine leichte Verletzung an der Stirn zugezogen."

„Und welche Garantie haben Sie, daß er Ihnen die Wahrheit gesagt hat?"

„Einfach die, daß noch nie ein unwahres Wort über seine Lippen gekommen ist."

Damit war meine Unterredung mit Fräulein Ida Schmidt beendigt. Wenn ich noch am selben Tage etwas unternehmen wollte, um auf die Spur des wirklichen Thäters zu kommen, so mußte ich die allergrößte Eile anwenden, denn offenbar hatte ich es mit geschickten Gegnern zu thun, denen mein Besuch bei der jungen Dame nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte und die daher Alles aufbieten würden, um etwaige Schritte meinerseits von vornherein resultatlos zu machen.

Mein nächstes Ziel war die Wohnung eines Criminalcommissarius, der mir als außerordentlich tüchtig und jedem Einfluß, der ihn an Ausübung seiner Amtspflichten verhindern wollte, unzugänglich bekannt war. Ich traf ihn zu Hause, bei der Toilette beschäftigt.

„Sie haben doch nichts vor für heute Abend?" fragte ich, einen bedenklichen Blick auf seine Lackstiefel werfend.

„Ja und nein", erwiederte er lächelnd. „Ich bin allerdings zu einer Gesellschaft unseres Directors eingeladen. Haben Sie aber einen Auftrag für mich, so lasse ich mich entschuldigen. Vorausgesetzt", fügte er, mit einer gewissen bedenklichen Miene hinzu, „daß der Auftrag die Gesellschaft aufwiegt."

„O, was das betrifft", bemerkte ich, indem ich den Brief und die beiden Geldpackete vor ihn auf den Tisch legte, „so sollen Sie zufriedengestellt sein."

Darauf setzte ich ihm in Kürze die Sachlage auseinander. Das Meiste war ihm übrigens bekannt, da die Angelegenheit, wie bereits bemerkt, in den betheiligten Kreisen großes Aufsehen erregt hatte. Trotzdem hörte er ruhig, ohne mich zu unterbrechen, meinen Vortrag mit an. Sein Gesicht war ganz Aufmerksamkeit. Als ich ihm den Eindruck beschrieb, den die Persönlichkeit der Ida Schmidt auf mich gemacht hatte, spielte ein unmerkliches Lächeln um seinen Mund. Der eingefleischte

Criminalpolizist kam zum Vorschein. Als ich ihm jedoch mittheilte, welche Bewandtniß es mit dem Brief und den 20,000 Thalern hatte, nahmen seine blassen feinen Züge einen sehr ernsten Ausdruck an. Er unterwarf das Couvert und die Handschrift des Briefes der minutiösesten Prüfung mittelst der Lupe. „Der Fall ist bedenklich", äußerte er sich dann. „Eine Dame ist dabei betheiligt, gegen die wir nur mit der größten Vorsicht irgend welche Schritte thun können."

„Und Sie kennen diese Dame?!" rief ich aus, ganz erstarrt vor Bewunderung der fast unglaublichen Sagacität meines Freundes.

Er lächelte geheimnißvoll, ergriff dann die Lupe, deutete mit dem Finger auf eine Stelle des Briefsiegels, das er an einem Licht flüssig gemacht hatte und ließ mich durchsehen. Es war freilich nichts zu erblicken, als die obersten Spitzen einer Grafenkrone, über welcher ein unbeschreibliches Etwas wie die Klaue eines fabelhaften Thieres, halb Vogel halb Löwe, befindlich.

„Es ist also —", begann ich, ohne recht zu wissen, was ich weiter sagen wollte.

„St!" machte er und legte mir den Finger auf den Mund. „In zwei Tagen spätestens werde ich im Stande sein, Ihnen einen Bericht dessen einzureichen, was ich über diesen ziemlich räthselhaften Vorgang ermittelt habe. Machen Sie dann mit dem Bericht, was Sie wollen. Sie sind als Richter in einer ganz andern unabhängigen Lage, wie ich, der ich leider mancherlei Rücksichten nehmen muß, die mir mein Amt und in diesem Fall auch eine Art Dankbarkeitsempfindung auferlegt."

Mit diesen Worten schob er mich zur Thür hinaus. In früher Morgenstunde des zweitnächsten Tages wurde ich durch einen geheimen Expreßboten geweckt, der mir ein Packet überreichte und dann eben so stumm und höflich wieder verschwand, wie er gekommen war.

Man kann sich denken, mit welcher Hast ich das Couvert abriß, um folgenden, von meinem Freund eigenhändig niedergeschriebenen Bericht zu lesen:

„Herr von F. stammt aus einem uralten Adelsgeschlecht, welches noch im Anfang dieses Jahrhunderts mit einem bedeutenden Gütercomplex im äußersten Winkel Hinterpommerns angesessen war. Dem Vater des Herrn von F., der mit confusen Ideen von Gentilhommerie alten Stils den Charakter eines Lebemanns modernster Fassung verband, gelang es in einer unglaublich kurzen Zeit, in sein gewaltiges Vermögen eine Bresche zu legen, weit genug, um ein Dutzend jener schlimmen Gläubiger einzulassen, die sich verschworen zu haben scheinen, den alten gefesteten Grundbesitz des Landes gleich Maulwürfen zu unterwühlen und an Stelle der erbgesessenen Aristokratie ein neues Proletariat, das der kleinen schnell wechselnden, stets von Schulden verfolgten Grundbesitzer zu schaffen. Dank den unablässigen Bemühungen seines Vaters, der Mitte der fünfziger Jahre an einer Indigestion starb, die er sich durch den übermäßigen Genuß unverdaulicher Pilze zugezogen, befand sich Herr von F., als er das Erbe seiner Väter antreten wollte, ungefähr in der

Lage des bekannten Berliner Hausbesitzers, der, mit sieben Häusern in der Tasche, doch nicht weiß, wo er sein Haupt niederlegen soll. Trotzdem hätte durch eine rationelle Wirthschaft, wo nicht der ganze, doch ein großer Theil des Besitzes der Familie erhalten werden können, wenn Herr von F., dessen Fähigkeiten als Landwirth und guter Verwalter eben so unbezweifelt waren, wie die seines Vaters als bon-vivant — den ernstlichen Willen gehabt hätte, mit seiner Vergangenheit zu brechen. Starke Fesseln mußten es freilich sein, die den damals kaum fünfundzwanzigjährigen Freiherrn an ein bürgerliches Mädchen ketteten, die außer einer in der Folge berühmt gewordenen Schönheit nichts besaß, welches das Interesse hätte rechtfertigen können, das den jugendlichen Feuergeist bestimmte, sie allen blondhaarigen, rothwangigen und wasserblauäugigen Edelfräuleins seines in dieser Beziehung gesegneten Heimatlandes vorzuziehen. Die mannigfachen Heirathsprojecte, womit man sich beeilte, dem einsamen Majoratserben glänzende Aussichten für die Zukunft seines Geschlechts zu eröffnen, zerschlugen sich sämmtlich vor dem unerschütterlichen Starrsinn des abtrünnigen Junkers. Dadurch wurde denn auch der drohende Verfall des Grundbesitzes derer von F. in rapider Weise beschleunigt. Das verhältnißmäßig geringe Allodialvermögen ging durch Schluß des Familienraths, welcher den gegenwärtigen Besitzer für „unwürdig" erklärte, auf eine Nebenlinie über, während der freie Grundbesitz zum weitaus größten Theil eine Beute der Nachlaßgläubiger wurde. So war denn der letzte Sproß eines einst reichbegüterten Geschlechts, welches zu den Zeiten der pommerschen Herzöge durch seinen fürstlichen Aufwand selbst den Hof der Landesherren verdunkelte, auf die Einkünfte von einigen hundert Morgen mittlern Getreidebodens angewiesen, mit denen sein edler Vater, in demselben Lebensalter, in einem halben Monat fertig geworden war. Aber selbst diese winzige Einnahmequelle konnte nur durch eine unausgesetzte Thätigkeit des Besitzers, der zu diesem Zweck ein Leibeigener seines eigenen Grund und Bodens hätte sein müssen, in Fluß erhalten werden. Curt von F. verweilte aber kaum mehr als zwei Monate im Jahre — zur Saat- und zur Erntezeit — auf seiner Scholle; die übrige Zeit brachte er in der Residenz oder auf Reisen zu, die ihn des Jahres wenigstens ein Mal in eines der großen Spielbäder am Rhein führten. Seine unzertrennliche Begleiterin auf allen seinen Lebenswegen war seine Geliebte, die ihm selbst treu blieb, als das Glück ihn verließ und er gezwungen wurde, um nicht als Bettler bei seinen Verwandten aufzutreten, sein letztes Hab und Gut, bestehend in dem hinterpommerschen Grundbesitz, an den ersten besten Liebhaber, der sich fand, für einen Schleuderpreis zu verkaufen.

Anna S. war, wie bereits erwähnt, eine Schönheit ersten Ranges und wenn ihr dafür die anderen Vorzüge des Geistes und Herzens mangelten, so besaß sie wenigstens das unbestreitbare Verdienst, ihre Ansprüche nicht höher zu erheben, als die Umstände des Herrn von F. es gerade gestatteten. Dagegen war es für den Letztern, dessen aristokra-

tische Lebensgewohnheiten tiefer wurzelten, als er selber geglaubt hatte, ein unerträglicher Anblick, die junge Dame, die er nicht heirathen mochte, die er aber nichts desto weniger als seine Lebensgefährtin von Rechtswegen betrachtete, an allen denjenigen Dingen Mangel leiden zu sehen, die den unerläßlichen Comfort eines menschlichen Daseins höherer Ordnung ausmachen. Anna empfand dies mit ihrem Geliebten, aber mit dem ihr eigenthümlichen resoluten Wesen hatte sie bereits einen Plan ersonnen, wie eine gründliche Verbesserung ihrer Glücksumstände herbeizuführen sei, ohne daß sie doch gezwungen wären, sich der bittern Nothwendigkeit einer definitiven Trennung auszusetzen.

Es war im Sommer des Jahres 186*. Sie befanden sich gerade in dem renommirten Spielbad W.; die Saison stand in vollster Blüthe; in den Spielsälen, auf den Promenaden, in den Gärten und Anlagen bewegte sich eine glänzende Menge, deren äußere Erscheinung ganz den Eindruck machte, als habe sich die Elite des Menschengeschlechts hier ein Rendezvous gegeben, um sich selbst zu bewundern. Unter den vielen Schönheiten, die lächelnd und plaudernd am Arm eleganter Cavaliere dahinschwebten und bald mit einem Bekannten einen Gruß austauschten, bald durch einen Blick das Interesse eines Unbekannten zu erregen suchten, fiel Anna S. durch ihre Einsamkeit und die sanfte Melancholie auf, die wie ein Schleier auf ihrem Gesicht lag und dem reizenden Oval desselben eine entschiedene Bedeutung verlieh. Nicht ohne schweren Kampf hatte sie sich von Curt getrennt, der bereits abgereist war, da es ihm trotz aller nur möglichen Anstrengungen nicht hatte gelingen wollen, der launischen Glücksgöttin auch nur ein vorübergehendes Lächeln abzugewinnen. Als Anna, noch in Gedanken bei der traurigen Abschiedsscene, in eine wenig besuchte Seitenallee einbog, um auf einer Bank sich bequemer ihren Träumereien hingeben zu können, befand sie sich plötzlich einem jener Krankenwagen gegenüber, die zwar auch in W. nicht gerade zu den Seltenheiten gehören, die man aber dort vielleicht absichtlich mehr dem Anblick des großen Publicums zu entziehen sucht, aus zarter Rücksichtnahme auf die verwöhnten Nerven der feinen Welt. In dem Wagen saß ein alter Mann, dessen blühender Teint und lebhaft blickende Augen wenig von Leiden oder Schmerzen zu wissen schienen. Wie es kam, daß die Bekanntschaft des armen Gelähmten, die Anna bei dieser ersten Begegnung machte, sich im Laufe weniger Wochen bis zur intimsten Freundschaft steigerte, würde ein unauflösliches Räthsel bleiben, wenn wir nicht wüßten, daß einer schönen jungen Dame, wenn sie sich ein Mal etwas ordentlich vorgenommen hat, fast nichts in der Welt unmöglich ist. Dennoch erregte es in der ganzen fashionablen Welt ein ungeheures Aufsehen, als der steinreiche Graf von W., auf dessen baldiges Ableben eine ganze Reihe in der Welt zerstreuter Verwandten wie auf das Eintreffen des großen Looses rechneten, und von dem selbst die Aerzte mit Sicherheit behaupteten, daß seine Lebensdauer nur nach Monden zu berechnen und daß es Wahnsinn sei, anzunehmen, er werde sein eigenes Lebensende beschleunigen, indem er den Schritt vom Garçon zum Ehe-

mann thue, als, sagen wir, der gelähmte alte Herr diesen Schritt wirklich that und — was dem Aufsehen in den Augen seiner Standesgenossen wenigstens eine erhöhte Berechtigung verlieh — mit einer Bürgerlichen that, von der ein stadtkundiges Gerücht umlief, sie sei, ehe sie Gräfin von W. wurde, die Maitresse des Herrn von F. gewesen. Dennoch hat es vielleicht seit den Zeiten des alten Dessauer keinen glücklichern Ehemann gegeben, als den greisen Gemal Anna's, der sich, nebenbei bemerkt, um das Gerede der Welt so wenig kümmerte, daß er selbst nichts dagegen gehabt hätte, wenn Herr von F. das prachtvolle gräfliche Hotel im aristokratischen Viertel der Residenz nicht mit so ängstlicher Sorgfalt vermieden hätte, als er sich, nach geschlossenem Ehebund, zur Vorschrift gemacht zu haben schien. Aber Anna's Wille blieb auch in diesem Punkt die Richtschnur für das Verhalten beider Theile. Sie hatte den Charakter ihres Gemals mit der untrüglichen Sicherheit des Instincts bis in seine geheimsten Falten durchschaut. Sie batte ihm ein offenes Bekenntniß ihres vergangenen Lebens abgelegt, nichts verschwiegen, nichts zu bemänteln gesucht. Und als er nach dem Grund forschte, der sie bestimmte, eine plötzliche Aenderung ihres Lebensplanes vorzunehmen, da war sie, mit gut gespielter religiöser Zerknirschung, in Thränen ausgebrochen, hatte ihm vorgefabelt, wie sie ihn lange in seiner hülflosen Lage beobachtet habe und von unendlichem Mitleid ergriffen worden sei, als sie von seinem Diener erfahren habe, daß er oft stundenlang allein, unter den gräßlichsten Schmerzen, in seiner Wohnung zubringen müsse. Sie habe sofort den festen Entschluß gefaßt, Alles aufzubieten, damit er sie, gleichviel in welcher Eigenschaft, in seine Dienste nähme. Auf das Lebhafteste von ihrer eigenen Unwürdigkeit durchdrungen, habe sie doch geglaubt, vielleicht durch die gänzliche Entsagung ihrer alten Lebensweise und die ausschließliche Hingebung an ihren neuen Beruf sich die Vergebung ihrer Sünden und die Eröffnung leidlicher Aussichten für das Jenseits verdienen zu können.

Anna's gesunder Menschenverstand, der stets mit den gegebenen Größen rechnete, niemals sich auf unbestimmte Möglichkeiten einließ, hatte die schwache Seite des Alten richtig getroffen. Er traute der Schlange und bald hatte sie ihn mit ihren schillernden Reizen vollständig umstrickt. Nur in einem Punkt freilich hatte die kluge Rechnerin sich dennoch gründlich verrechnet. Während sie selber bereits die Tage zählte, die nach der Meinung der Aerzte dem Alten für die irdische Wallfahrt noch beschieden waren, dachte dieser nicht im Geringsten an einen so baldigen Abschied von seiner schönen jungen Frau. Im ersten Eifer seines ehelichen Glückes hatte er zwar ein Testament gemacht, wodurch seiner Wittwe und den Kindern. die ihm möglicherweise noch geboren werden könnten, sein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen, im Gesammtwerth von etwa drei Millionen Thaler, nach seinem Tode zufallen sollte. Indessen schien ein Wunder mit dem altersschwachen Greis vorgegangen zu sein. Die unheilbare Krankheit, gegen die er bisher vergeblich mit allen Mitteln der Arzeneiwissenschaft angekämpft

hatte, wich dem Frühlingslächeln, welches sich von den Augen und Lippen seiner jugendfrischen Gemalin über seine eigenen welken Züge ergoß und sein Herz mit dem Muth eines Zwanzigers belebte. Seine Gestalt richtete sich in die Höhe und es waren kaum ein halbes Dutzend Monate nach seiner Hochzeit vergangen, als er bereits im Stande war, am Arm seiner Frau einen Spaziergang durch die von der Lenzsonne beschienenen Alleen des Thiergartens zu machen.

Dort bin ich Beiden mehrmals begegnet und entsinne mich noch sehr wohl, wie alle Welt entzückt war von dem guten Aussehen des alten Herrn, von der liebenden Sorgfalt, womit sie seiner Schwäche Beistand leistete und von dem Schimmer reinen Glücks, der Beide zu umgeben schien.

Frau Anna that ihrerseits Alles, um die günstige Meinung der Leute so viel wie möglich auf ihrer Seite zu haben. Die Liebe des Alten, die mit seiner Gesundheit in stetem Wachsthum begriffen war, empfand sie als eine Last; die kindische Art, wie sich dieselbe mitunter äußerte, ekelte sie an; sie war eine warmblütige, lebenslustige Natur. Da aber der Zustand ihres Mannes vorläufig noch eine gänzliche Zurückgezogenheit von allen geselligen Vergnügungen erforderte, so leistete auch sie auf die Zerstreuungen der Welt Verzicht, um nicht den bösen Zungen — die gerade in der guten Gesellschaft die bösesten sind — Stoff zur üblen Nachrede zu geben, wenn man sie etwa in Begleitung eines jüngern Mannes auf diesem oder jenem Ball, im Theater oder sonstwo gesehen hätte. Und wenn sie dann des Abends mit ihm allein saß, in dem großen hellerleuchteten Zimmer, das sie so genau kannte, wie ein Gefangener seine Zelle, wenn er sie bat, ihm etwas vorzulesen oder ein Schubert'sches Lied zu singen, dessen süße Klänge alle ihre Jugendhoffnungen in ihr wach riefen, dann mochte sie wol zuweilen die ganze Trübseligkeit ihrer Lage schmerzlich empfinden und dann erschien es ihr wol auch manchmal, als ob sich ein Schatten zwischen ihr und dem alten Mann im Polsterstuhl aufrichtete, ein Schatten, der allmälig die Züge des verstoßenen Geliebten annahm und der mit fürchterlicher Consequenz sie an ihre Pflicht mahnte, ein Ende zu machen, mit welchen Mitteln es immer sei.

Es liegen eigenhändige Aufzeichnungen der Frau Gräfin vor, welche es unzweifelhaft machen, daß sie in der That den Gedanken einer gewaltsamen Lösung des ihr nach zweijährigem Bestand unerträglich gewordenen Verhältnisses längere Zeit mit sich herumgetragen hat. Die junge Frau hatte von früher Jugend auf die merkwürdige, bei Damen gewiß besonders merkwürdige Gewohnheit, am Abend eines jeden Tages sich Notizen über Das zu machen, was sie in der Zeit zwischen Aufstehen und Zubettgehen erlitten, empfunden, gedacht hatte, mit einem Worte: eine Selbstbeichte mit sich vorzunehmen, in welcher sie die verborgensten Falten ihres Herzens mit einer unnachsichtlichen Strenge zu durchforschen und mit möglichster Objectivität zu beleuchten suchte.

Dieses Tagebuch, dessen Einsicht ich mir durch hier nicht weiter zu

erörternde Mittel zu verschaffen wußte, enthält wiederholte Aufzeichnungen von Gedanken und Vorsätzen, die uns die junge fünfundzwanzigjährige Frau im Licht eines antik tragischen Charakters erscheinen lassen, mit dem erheblichen Unterschied jedoch, daß diese Gedanken Gedanken blieben und die Vorsätze nie zur Ausführung kamen. Freilich ist dabei auf der andern Seite zu berücksichtigen, daß das Hinderniß, um welches sich die Selbstbekenntnisse der schönen Frau wie Regenwolken um einen Berg gruppirten, ohne ihr Zuthun durch eine Macht, gegenüber welcher wir Alle machtlos sind, aus dem Wege geräumt wurden. Graf W., der nach Aussage derselben Aerzte, die ihn einst zum Tode verurtheilten, noch ein halbes Jahrhundert zu leben hatte, starb im Laufe weniger Stunden an der Cholera, als er eben im Begriff war, die Residenz, wo die Seuche alljährlich ihre Opfer fordert, zu verlassen und mit seiner Frau einen längern Aufenthalt in Italien zu nehmen. Im Tagebuch der Gräfin findet sich an dieser Stelle eine höchst charakteristische Lücke. Der Tag, an welchem sie Wittwe wurde, gab ihr keine Veranlassung zu Selbstbekenntnissen. Die Stimme ihres Herzens, ehedem so laut, daß sie dieselbe nur durch einen fortgesetzten äußern Zwang zu betäuben vermochte, war plötzlich verstummt, oder sie fand keine Worte, die derselben hätten Ausdruck verleihen können. Aber schon am nächsten Tage kehrt die Gewohnheit zurück, wenn schon in wesentlich veränderter, abgeschwächter Art. Sie fängt an, statt die Vergangenheit zu recapituliren, Pläne für die Zukunft zu machen, die zwar noch sehr unbestimmt sind und wobei sie sich selber oft widerspricht, die aber doch die Rückkehr ihrer Gedanken zu ihrer ersten Liebe deutlich genug erkennen lassen.

Was war inzwischen aus Herrn von F. geworden. Fast drei Jahre waren vergangen, daß die beiden Personen, die früher keinen Tag ohne einander verbrachten, sich mit Ausnahme einiger höchst flüchtigen Berührungen in der Oeffentlichkeit nicht gesehen hatten. Curt zwar hatte zu Anfang der Trennung, über deren Motiv er von Anna's Seite vollkommen im Unklaren gelassen wurde, mehrfache Versuche gemacht, das alte Verhältniß wenigstens so weit wiederherzustellen, als es die veränderten Umstände seiner Geliebten gestatten würden. Allein wir haben bereits angedeutet, daß alle diese Versuche an den festen Vorsätzen Anna's scheitern mußten. Ob diese Vorsätze einem fortgesetzten energischen Andringen seitens des Herrn von F. auf die Dauer Stand gehalten hätten, muß dahin gestellt bleiben. Jedoch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Curt von F. nach den ersten Mißerfolgen seine Absichten aufgegeben und den Entschluß gefaßt zu haben scheint, das Vergangene mit dem Rücken anzusehen und ein neues Leben der Arbeit und Thätigkeit zu beginnen. In einem Alter, wo andere Männer ihre Laufbahn bereits halbvollendet oder doch so weit gesichert haben, daß sie sich ihrem Fortkommen mit einer gewissen Bequemlichkeit überlassen können, fing der Freiherr von F. damit an, sich mit professionsmäßigem Eifer der Wissenschaft zu widmen, die er bisher nur als Dilettant getrieben hatte. Er hatte in früheren Jahren juristische Collegia

besucht, hatte auch an einem und dem andern Gericht practicirt und seine Carrière als Referendar des Appellationsgerichts seiner Heimatsprovinz beschlossen.

Jetzt nahm er diese Studien wieder auf und da man ihm, mit Rücksicht auf seinen Namen und seine guten Manieren, von oben her nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legte, so war er in Jahresfrist Assessor und trat gleich darauf als Hülfsarbeiter in ein Ministerium ein, dessen Chef ihm aus alter Bekanntschaft mit seinem verstorbenen Vater eine wohlwollende Gesinnung entgegenbrachte. Erwägt man nun ferner, daß der nicht mehr ganz junge, aber desto welterfahrenere Assessor ein ausgezeichneter Arbeiter war und mancherlei Fähigkeiten, wie z. B. die vollendete Kenntniß des Englischen und Französischen besaß, die man gerade bei wissenschaftlich gebildeten Männern selten findet, so wird es Niemand Wunder nehmen, wenn wir unsern Curt sehr bald als Legationsrath und intimen Vertrauten seines ministeriellen Vorgesetzten vorstellen können. Zur Zeit, wo der Graf W. starb, befand er sich in diplomatischer Sendung seines Hofes jenseits des Atlantischen Oceans, wo er die erste Kunde von der überraschend plötzlichen Wittwenschaft seiner geliebten Anna erhielt. Aber das Weltmeer, welches zwischen ihnen lag, schien dieser Kunde viel von dem berauschenden Reiz genommen zu haben, der ihn sonst wol veranlaßt hätte, die lang entbehrten Umarmungen der trauernden jungen Gräfin aufzusuchen. Für diesmal begnügte er sich damit, ihr auf telegraphischem Wege sein Beileid zu bezeugen und sie brieflich zu ersuchen, ihm Ort und Zeit zu bestimmen, die sie für ein Wiedersehen zwischen ihnen am passendsten hielt. Als dieser Brief in Berlin eintraf, hatte Anna die pesthauchende Residenz bereits verlassen. Sie hatte die Regulirung ihrer Angelegenheiten, die durch das vorhandene Testament sehr vereinfacht wurde, einem bewährten Rechtsanwalt übertragen und war in Begleitung einer Kammerzofe und eines Dieners, als „Dame in Schwarz", aber mit der glückseligsten Miene von der Welt nach Italien abgereist, jedenfalls in der Absicht, den Manen ihres Gemals wenigstens das Opfer zu bringen, daß sie den Gedanken, der ihn gewissermaßen in sein Grab begleitet hatte, mit wittwenhafter Pietät ausführte. Uebrigens reiste sie vollkommen nach ihrer Bequemlichkeit. Wo es ihr gefiel, verweilte sie so lange, bis das Verlangen nach Abwechselung sie wieder weiter trieb. Dabei lebte sie ganz zurückgezogen, machte nirgends Besuche, nahm keine entgegen, sondern beschränkte sich auf den Umgang, den ihr Gelegenheit und guter Wind, woran es auf einer Vergnügungsreise nie mangelt, zuführten. Im Herbst des Jahres, wo ihr Gatte gestorben, traf sie in Rom ein.

Hier, in der großen Stadt, war sie genöthigt, wenn sie nicht ganz auf sich selbst angewiesen sein wollte, Verbindungen anzuknüpfen, hin und wieder in Gesellschaft zu gehen und die Bekanntschaften, die sie auf diesem Wege machte, auch wieder in ihrem Hotel zu empfangen. So wurde sie sehr bald in einen Strudel von Zerstreuungen mit fortgerissen

dem sie sich mit dem ganzen so lange zurückgehaltenen Feuer ihres stark sinnlichen Temperaments hingab. Die „trauernde Wittwe", eine Rolle, mit der sie das Debut ihrer Coketterie eröffnen zu müssen glaubte, ging in der lebenslustigen, reichen, schönen, jungen Frau so vollständig auf, daß ihre zahlreichen Verehrer von dem Tage, wo sie in der „ewigen Stadt" erschienen war, ein neues lustrum, den Anfang einer neuen Saison des römischen high life datirten.

Es ist sicherlich im Zusammenhang der Dinge begründet, daß unter den geschilderten Umständen die deutsche Frau, welche an dem italienischen Leben Geschmack gefunden hatte, diese günstige Meinung namentlich auch auf die sie umgebende jüngere Herrenwelt übertrug, unter welcher letztern wiederum sich ein Marchese St., Angehöriger eines alten Florentiner Patriciergeschlechts, durch seine männliche Schönheit und sein distinguirtes Wesen, gleichzeitig aber — was ihm von der gräflichen Wittwe besonders hoch angerechnet wurde — durch eine fast nur noch bei deutschen Männern gefundene Bescheidenheit und Zartheit der Empfindung auf das Vortheilhafteste auszeichnete. Trotzdem er von der Gräfin offenkundig bevorzugt wurde, schien er es sich zum Gesetz gemacht zu haben, ihr niemals durch eine die gewöhnlichen Formen überschreitende Galanterie zu verstehen zu geben, daß er sich seines Vorzugs auch bewußt sei. Diese Zurückhaltung hatte sogar unter Umständen etwas Peinliches, wo nicht Abstoßendes für die warme Theilnahme, die ihm Frau Anna entgegenbrachte und veranlaßte dieselbe ihm bei einer Gelegenheit, dem ersten tête-à-tête, das sie mit dem Marchese hatte, halb im Scherz, halb im Ernst seine Kälte zum Vorwurf zu machen und sich über ihr geistiges Alleinstehen in der römischen Welt zu beklagen. Der feingebildete Florentiner wollte auf diese galante Apostrophe mit einer höflich ausweichenden Redensart erwiedern, als die Thür des Zimmers, in dem das Gespräch stattfand, sich öffnete und — Herr von F. eintrat. Ein momentanes Erblassen der Gräfin wurde, bei dem matten Schein einer Ampel, von Niemand bemerkt; eben so wurde ihr das bedrückende Gefühl, welches ein erstes Wiedersehen mit ihrem frühern Geliebten für sie haben mußte, dadurch wesentlich gemildert, daß der Marchese in dem deutschen Baron einen Bekannten begrüßte, zu dem er bei seinem Aufenthalt in Berlin als Attaché der italienischen Gesandtschaft in vorübergehenden Beziehungen gestanden hatte. Auf diese Weise war sofort ein Gespräch eingeleitet, welches sich nach dem Eintreffen mehrerer Gäste in der ungezwungensten Weise fortsetzte und sich von dem politischen Horizont Italiens allmälig auf die allgemeine Weltlage ausdehnte, die durch den französisch-deutschen Krieg eine so grandiose Veränderung erlitten hatte. Der Marchese war ein aufrichtiger Bewunderer der deutschen Nation, der Baron von F. erkannte nicht minder die Vorzüge des italienischen Volkes an und man war darüber im vollsten Einverständniß, daß die Verbindung beider Nationen zum gemeinschaftlichen Widerstand gegen die feindlichen Mächte der Kirche und des Papstthums von den segensreichsten Folgen sein müsse. Von anderer Seite dagegen erhob

sich gegen diese in einem römischen Salon immerhin etwas gewagten Meinungsäußerungen lebhafter Widerspruch, die Debatte gewann dadurch an Bedeutung und Umfang, die Damen betheiligten sich daran, die beiden Herren, welche ihren antiklericalen Standpunkt so unzweideutig gekennzeichnet hatten, wurden von einigen höchst zungenfertigen Vertheidigern des römischen Stuhles über ihr Glaubensbekenntniß scharf in's Verhör genommen und hatten Mühe, die von mehreren Seiten zu gleicher Zeit gegen sie gerichteten Angriffe zurückzuschlagen. Inzwischen hatte sich die Dame des Hauses in eine Nische des geräumigen Salons zurückgezogen und indem sie ihre schönen Augen bald mit Interesse auf dem Marchese ruhen ließ, bald den intelligenten, aber etwas matten Zügen des deutschen Freiherrn zuwandte, überlegte sie bei sich, wie sie ihr Verhalten bei dem unvermeidlichen tête-à-tête, das ihr mit dem Letztern bevorstand, einrichten sollte Sie hatte den Brief, den Derselbe aus Washington an sie geschrieben, mit anderen Briefen bei ihrer Ankunft in Rom bereits vorgefunden, sie entsann sich aber so wenig des Eindrucks, den seine Lectüre ihr hinterlassen, als wären Jahre, nicht Monate verflossen, seitdem sie ihn gelesen. Was stand in dem Brief? Waren darin die alten Versicherungen von Liebe und dem „Nicht-ohne-einander-leben können" erneuert, oder war vergangener Zeiten darin nicht gedacht und vielleicht nur der Inhalt der telegraphischen Depesche in etwas umfangreicherer Weise wiederholt? Die Gräfin war höchst unzufrieden mit sich, daß sie zu keinem bestimmten Entschluß kommen konnte. Sie hatte dabei ganz überhört, daß in Folge der Ankündigung eines Dieners der größte Theil der Gesellschaft sich in das Nebenzimmer begeben hatte, wo die Abendtafel gedeckt war. Nur der Marchese und der Freiherr waren noch zurückgeblieben und standen in halblautem Gespräch in der Mitte des Saales, anscheinend nicht mit sich einig, wer von Beiden der Dame des Hauses den Arm bieten sollte, um sie zur Tafel zu geleiten. Jetzt näherte sich ihr Jemand und redete sie mit ihrem Vornamen in deutscher Sprache an. Halb erschrocken, halb unwillig blickte sie auf. Herr von F. stand vor ihr und deutete mit bezeichnender Geberde auf den Marchese, der soeben in der Thür des Nebenzimmers verschwand. Sie faßte sich schnell, konnte aber nicht verhindern, daß eine verrätherische Röthe flüchtig ihre Wangen färbte und die Hand, die sie ihrem Cavalier reichte, unmerklich zitterte. „Seien Sie unbesorgt, gnädige Gräfin", sagte er förmlich, „ich werde verschwiegen sein wie das Grab." Sie glaubte etwas wie Hohn aus seinen Worten heraus zu hören und fühlte sich durch dieselbe auf das Tiefste verletzt. Welches Recht hatte er dazu, in einem solchen Ton zu ihr zu sprechen und auf ein Verhältniß anzuspielen, das einer ganz andern Zeit angehörte? Nur ein Deutscher konnte sich einer solchen Tactlosigkeit schuldig machen.

Sie konnte nicht umhin, bei Tische ihren Gefühlen in einigen malitiösen Anspielungen auf die vermeintliche Rohheit deutscher Sitten Luft zu machen und dagegen die feinere Cultur der italienischen Gesellschaft lobend hervorzuheben. Namentlich für die Nerven einer Frau, betonte

sie, sei das norddeutsche Klima zu rauh und spröde, und es berühre sie stets angenehm, wenn ihr in Rom selbst von niederen Leuten mit einem Respect begegnet werde, den man z. B. bei der Berliner Bevölkerung in bedenklichem Grade vermisse. Diese Einleitung gab Stoff zu einer leichtfließenden, von mannigfachen Scherzreden gewürzten Tischunterhaltung, die das vorhin begonnene politische Gespräch in angenehmer Weise unterbrach. Der Freiherr wollte selbstverständlich den Vorwurf, den seine Tischnachbarin ihren eigenen Landsleuten machte, nicht gelten lassen. Er hob im Gegensatz zu ihren vorgeblichen Fehlern ihre anerkannten und durch die Geschichte der neuesten Zeiten so nachdrücklich bewährten Nationaltugenden hervor und ereiferte sich bei dieser oratio pro domo vielleicht mehr, als die Leichtigkeit, womit die Gesellschaft den Gegenstand behandelte, zweckmäßig erscheinen ließ. Aber der Marchese, der zur linken Seite der Gräfin Platz genommen, nahm die Partie des Barons und erklärte die Ansichten der Dame des Hauses, für welche er derselben im Namen seiner Nation zu Danke verpflichtet sei, mit einer den deutschen Frauen eigenthümlichen Bewunderung ausländischer, speciell italienischer Sitten.

Während er dies in seiner graziösen, lebendigen Weise sagte, wobei er die Hälfte seines untadelhaften Profils seiner Nachbarin zuwendete, blieben die Augen derselben mit einem Ausdruck auf dem Sprechenden haften, als säße sie ganz allein mit ihm an irgend einem dem Augen der Welt entrückten Plätzchen und dächte an ganz andere Dinge, als an die, welche gerade den Gegenstand ihres Gesprächs bildeten. Nur ein Mal, als ein Blick des Marchese flüchtig ihr Gesicht streifte, begegnete derselbe einem Strahl ihrer Augen, dem er nicht wehren konnte bis in das Innerste seines Herzens vorzudringen und den dort schlummernden Funken einer tiefverborgenen Neigung zu der schönen Frau zur hellsten Flamme anzufachen.

Marchese St. hatte zwei Gründe, seiner Neigung zu der deutschen Gräfin, die deshalb nicht weniger heftig war, weil sie sich bisher in keiner für ein anderes Auge sichtbaren Weise geäußert hatte, die Zügel der berechnenden und willensstarken Vernunft anzulegen. Er stammte aus einem alten, aber gänzlich verarmten Geschlecht. Sein Adelsstolz sträubte sich gegen den Gedanken, aus den Händen seiner Frau die Mittel zu einem Leben zu erhalten, welches ihm das Vorurtheil seiner Standesgenossen auferlegte, wenn er in Rom oder Florenz einen festen Wohnsitz begründen wollte. Er hatte sich einen ganz andern Lebensplan zurecht gemacht, ähnlich dem seines deutschen Gesinnungsgenossen. Das junge Königreich Italien brauchte tüchtige staatsmännische Kräfte, um sich in sich selbst zu kräftigen und die Form der constitutionellen Monarchie, welche der italienischen Bewegung viel ferner lag, als der gleichzeitigen deutschen, in der Nation, und zwar zunächst in den gebildeten Ständen, Wurzel fassen zu lassen. Der Marchese hatte sich bis dahin an verschiedenen auswärtigen Höfen bei der Legation des Turiner Cabinets durch mannigfache Dienste hervorgethan; man prophezeite ihm allerseits

eine bedeutende Zukunft, wenn er die eingeschlagene Carrière weiter verfolgen würde. Aber sein Charakter, eine seltsame Mischung von Unabhängigkeitssinn und Dienstwilligkeit, politischer Verschlagenheit und treuherziger Gradheit, die keine Winkelzüge kannte, wies ihn mehr auf die Bahn der parlamentarischen oder schriftstellerischen Wirksamkeit. Gegenwärtig war seine Candidatur für den Gesetzgebenden Körper in Aussicht genommen, und er hatte alle Vorbereitungen so getroffen, um bei einer auf ihn fallenden Wahl sofort nach Turin oder Florenz abreisen zu können.

Die Liebe hatte den damals dreißigjährigen Mann niemals ernstlich beschäftigt; unter seinen Freunden galt er als einer jener selten glücklichen Männer, welche durch die Frauen in ihren Unternehmungen weder gefördert noch gehindert werden. Er selber hielt sich für ziemlich kugelfest. Um so jäher war sein Erwachen aus dem Traum, als er am Tage nach der geschilderten Soirée bei der Gräfin W. sich selber das Geständniß ablegen mußte, daß er für dieses Mal wol nicht so leichten Kaufs davon kommen würde.

Die Aufzeichnungen der Gräfin, welche sich auf diesen römischen Aufenthalt beziehen, enthalten viele interessante Details über die Mittel und Wege, die sie anwendete, um den armen Marchese, der trotz seines eigenen Geständnisses noch eine Zeit lang Widerstand geleistet zu haben scheint, vor Beendigung der Saison als einen um Gnade flehenden Besiegten zu ihren Füßen zu sehen. Die Gnade wurde ihm denn auch in der Form eines glückverheißenden Lächelns, welchem weitere Geständnisse folgten, gewährt, die Verlobung jedoch, wegen des noch andauernden Trauerjahres der Gräfin, vorläufig geheim gehalten und erst bei deren Rückkunft nach Berlin, welche gerade ein Jahr nach ihrer Ankunft in Rom erfolgte, in öffentlichen Blättern bekannt gemacht.

Von dem Freiherrn ist in den Notizen der Gräfin nicht fernerhin die Rede. Sein Name verschwindet eben so meteorenhaft, wie er aufgetaucht war. Er sollte die jungverheirathete Marchesa, die ihn vergessen zu haben schien, bald genug an sein Dasein erinnern.

Bei Fortsetzung unserer Erzählung befinden wir uns zu Anfang des Jahres 1873. Die Hochzeitfeier hatte vor ungefähr drei Monaten im Geburtsorte des Marchese stattgefunden; ebendort nahmen die Neuvermälten ihren vorläufigen Wohnsitz, da sie mit dem nächsten Frühjahr eine längere Reise zu machen beabsichtigten. Anna, verwittwete Gräfin W., sah sich als Marchesa St. am langersehnten Ziel ihrer Wünsche. Sie war im Besitz eines bedeutenden Vermögens, das ihr die Befriedigung ihrer mannigfachen und kostspieligen Launen im vollsten Maße gestattete; sie war die rechtmäßige Gemalin eines Mannes, der außer dem Vorzuge eines altadeligen Namens alle diejenigen Eigenschaften in hohem Grade besaß, die von Frauen an Männern am meisten geschätzt zu werden pflegen. Sie hatte freilich vergessen, daß der Ausgangspunkt ihres Strebens, als sie den Grafen W. heirathete, mit dem jetzigen Endpunkt kaum etwas Anderes als den Namen gemein hatte. Hatte sie sich nicht einst selber

einen heiligen Eid abgelegt, was auch der Lauf der Zeiten an ihr ändern möchte, niemals ihre Gefühle für ihren ersten Geliebten zu ändern? Welchen andern Zweck hatte die erste Trennung von ihm gehabt, als die, ihr die Mittel zu einer endlichen vollständigen und dauernden Vereinigung mit ihm zu gewähren? Hatte sie nicht, um diesen Zweck zu beschleunigen, eine Zeit lang selbst Mordgedanken mit sich herumgetragen und wenn sie sich aufrichtig selbst zur Rede stellte, würde sie bei Begehung eines Mordes heftigere Gewissensbisse empfunden haben, als sie jetzt nach Eingehung einer zweiten Ehe empfand? Und doch hatte Curt von F. keinerlei rechtmäßige Ansprüche an sie. Sie war nie mehr gewesen als seine Geliebte. Aber würde der Marchese, der bis jetzt von den früheren Beziehungen seiner Frau zu von F. keine Ahnung hatte, bei einer Enthüllung derselben die nämliche Vorurtheilslosigkeit und Großmuth beweisen, wie der alte Graf W.? Die eitle Frau wollte sich nicht eingestehen, daß sie einst den deutschen Baron, den sie jetzt einen Abenteurer und Industrieritter nannte, mit der vollen Gluth ihres stürmischen Herzens geliebt hatte. Sie wollte ihre Vergangenheit aus ihrem Gedächtniß auslöschen und glaubte, wenn sie dies erreicht hätte, auch vor anderen Zeugen ihrer jugendlichen Verirrungen, wie sie es nannte, sicher zu sein.

Allein noch ehe sie den ersten Schaum ihres neuen Glückes gekostet — bereits an ihrem Hochzeitstage — meldete sich jener unbequeme Mensch, dessen Manieren schon ein Mal ihr höchstes Mißfallen erregt hatten. Am liebsten hätte sie ihn ohne Weiteres durch den Diener abweisen lassen. Allein der Marchese war zugegen, als ihr die Karte des Herrn von F. überbracht wurde, und warf einen fragenden Blick darauf, so daß sie nicht umhin konnte, Befehl zum Einlaß zu ertheilen. Die instinctmäßige Abneigung, der der ungebetene Hochzeitsgast bei seiner einstigen Geliebten begegnete, obschon diese sich die erdenklichste Mühe gab, den Schleier ungesuchtester Höflichkeit über ihre Gefühle zu decken, erregte bei denjenigen Theilnehmern des Festes, welche in allen menschlichen Dingen nach Grund und Ursache zu forschen lieben, ein gewisses Nachdenken. Auch war in der That Grund und Ursache zu jener Abneigung vorhanden. Herr von F. war in keiner freundschaftlichen Absicht nach Florenz gekommen. Oeffentlich stellte er seine Reise als eine geschäftliche Angelegenheit dar, und behauptete, daß nur seine alte Verbindung mit dem Marchese ihn bestimmt habe, da das eigentliche Ziel seiner Mission Rom sei, einen Abstecher nach der Arnostadt zu machen und Zeuge des neu aufgehenden Glückes eines frühern diplomatischen Waffenbruders zu sein. Ueber seine und der jungen Marchesa Vorgeschichte beobachtete er strengste Verschwiegenheit. In der That hatte jedoch der Freiherr seine so rühmlich begonnene Carrière quittirt und war nur zu dem Zweck nach Florenz gekommen, um sich mit eigenen Augen von dem, was er den schmählichsten Verrath eines Weibes nannte, zu überzeugen.

Er glaubte so sicher an die Anhänglichkeit seiner Anna, daß er

ihre ersten römischen Plänkeleien mit dem Marchese für ein bloßes Manöver hielt, um sich in seinen, des Freiherrn, Augen um so interessanter zu machen. Dieser Glaube gründete sich auf eine genaue Kenntniß der Natur Anna's, die stets eine große Freundin des kleinen Krieges der Coketterie gewesen, einer tiefen Liebe aber, wie sie nach der Ansicht des Herrn von F. der Marchese verlangte, vollkommen unfähig war. Er hatte deswegen in gutem Glauben Rom ohne großen Abschied verlassen und war nach Washington zurückgeeilt, um die laufenden Geschäfte abzuwickeln und sein definitives Ausscheiden vorzubereiten. Mitten in dieser Thätigkeit traf ihn die Nachricht der stattgehabten Verlobung, und nunmehr erlebte er das Ungeheuerste, daß ein Mädchen, die er einst aus dem Schmutze der Straße aufgehoben und zu seiner Gefährtin gemacht hatte, ihn verschmähte und einem bessern Mann ihre Hand reichte. Neid, Haß, Rachsucht erhoben ihre giftigen Häupter in der Seele des Mannes, der Jahre lang auf ein Glück gewartet hatte, das ihm nun ein Anderer, der zufällig desselben Weges kam, vor der Nase wegschnappte.

Von Stund an sann er auf eine Gelegenheit, dem Marchese eine Wunde beizubringen, die ihn Zeit seines Lebens unglücklich machen sollte. Was sich ihm als nächstes Mittel bot, den im Wonnerausch der ersten Ehefreuden schwelgenden Marchese über gewisse pikante Details aus der Jugendgeschichte seiner Gemalin die Augen zu öffnen, verschmähte er. Wahrscheinlich hielt er dieses Mittel nicht für sicher genug; denn er hatte bald entdeckt, daß die Liebe des jungen Ehemannes zu seiner schönen Frau in der tiefsten Tiefe einer großangelegten Natur wurzelte, und also durch ein gewöhnliches Hausmittel schwerlich zu erschüttern war.

Aber der Zufall oder die Schickung, die so oft den Advocatus diaboli zu spielen scheint, nahm auch dieses Mal Partie für das verneinende Princip. Die Harmonie der jungen Ehe löste sich schon nach Verlauf weniger Wochen in jämmerliche Dissonanzen auf.

Als der Marchese seiner Frau das erste Mal von seinen Hoffnungen und Aussichten sprach und ihr mit begeisterten Worten die Zukunft seines Vaterlandes schilderte, hatte sie zwar eine liebevolle Aufmerksamkeit geheuchelt, doch aber ein leises Gähnen nicht unterdrücken können und endlich ihre Unkenntniß der italienischen Sprache vorgeschützt, die ihr namentlich das Verständniß politischer Anschauungen sehr erschwere. Der Marchese fühlte sich durch die nicht undeutliche Anspielung verletzt und vermied es in der Folge wieder von Politik zu sprechen. Wovon anders aber sollte er sie unterhalten? Die Politik erfüllte seinen Geist so vollständig, daß derselbe kein Organ für eine andere Unterhaltung zu haben schien. Es wäre falsch, wollte man daraus — wie die Marchesa that — einen Mangel an Liebe oder nur an Rücksichtnahme folgern. Der Marchese liebte seine schöne Gemalin mit der Kraft und dem Ernst seiner ersten und letzten Liebe. Aber er war ein Mann und betrachtete seine Frau als seine ebenbürtige Lebensgefährtin, die als solche vor allen

Dingen auch an seinen geistigen Bestrebungen Theil nehmen müsse, ja, von der er Anregung und Förderung in manchen Fragen der Politik, die dem weiblichen Gefühl oft klarer sind, als dem männlichen Verstande, zu erfahren hoffte. Ihm ein Spielzeug in müßigen Stunden zu sein, eine bloße Puppe, die sich aus- und ankleiden läßt und die man, wenn sie sich langweilt, mit Bonbon füttert, dazu stellte er das Geschlecht überhaupt viel zu hoch, und dazu glaubte er am allerwenigsten seine Frau herabwürdigen zu dürfen.

Aber Frau Anna war eben eine Puppe oder, wenn man lieber will, eine von jenen Weibern, deren maßlose Eitelkeit und Selbstsucht niemals zugiebt, daß wenn sie sich in der Ehe unglücklich fühlen, die Schuld meistens an ihnen selbst liegt; die vom Mann verlangen, daß er allen ihren Launen zuvorkomme, daß er denselben Alles opfere, und die ihm dann, wenn sie ihn zu ihrem Sclaven gemacht haben, mit Untreue und Verrath lohnen und dem Eifersüchtigen verächtlich den Rücken wenden. Dieser wahre Charakter Anna's kam jetzt zum Vorschein. Zunächst warf sie ihrem Manne Mangel an Liebe vor; sie fühle sich so nervös, so angegriffen, sie bedürfe der Erholung, er solle mit ihr — mitten im Winter — auf's Land gehen, dann — sie lebten zu einsam, sie bedürfe der Erholung, der Aufheiterung, und so die ganze Litanei der „unglücklichen Frauen", die bekannt genug ist. Der Marchese ließ es diesen Klagen gegenüber an unermüdlicher Aufmerksamkeit nicht fehlen; alle Zeit, die ihm seine öffentliche Thätigkeit übrig ließ, verbrachte er bei seiner Frau. Aber den richtigen Ton der Unterhaltung, den sie verlangte, konnte er nicht finden; noch weniger aber vermochte er ihren Wünschen nach jenem vergnügungstollen Leben, als dessen einzig wahren Stapelplatz die Marchesa Paris bezeichnete, nachzukommen. Er konnte und mochte Florenz, wo sich ihm eine bedeutende literarische Wirksamkeit eröffnet hatte, vor der Hand nicht verlassen; er fühlte, daß er in Paris ein Fremdling bleiben und seine besten Kräfte dort brach liegen würden. Die Marchesa aber, der er seine Gründe mit der Bitte, sich auf die Zukunft zu vertrösten, auseinandersetzte, sah darin wieder einen neuen Beweis von Lieblosigkeit

Trotzdem — wer vermag die Mittel und Wege zu berechnen, welche der Liebe für ihre Zwecke zu Gebote stehen — war sicherlich kein Grund zur Hoffnungslosigkeit vorhanden. Der Marchese empfand zwar die Kluft, die sich zwischen ihm und seiner Gemalin in überraschend kurzer Zeit aufgethan hatte, vielleicht mehr als diese selbst, aber er fühlte einen Muth und eine Kraft in sich, welche selbst einer größern Aufgabe gewachsen gewesen wäre. Die Carnevalsbelustigungen standen vor der Thür. Obgleich er selbst in jüngeren Jahren kein Freund derselben gewesen war, hatte er doch beschlossen, den ganzen Monat Februar in Rom zuzubringen, in der stillen Hoffnung, daß seine Frau, nachdem sie ihren Willen gehabt, auch einem ruhigern zurückgezogenen Leben werde Geschmack abgewinnen können.

Im Herzen von Frau Anna war indessen bereits ein anderer Ent-

schluß gereift. Schon nach der ersten Mißhelligkeit mit ihrem Manne stand es bei ihr fest, daß sie sich von ihm trennen müsse. Sie hatte darüber zu ihrer Kammerzofe gesprochen, der das Leben in Florenz gleichfalls nicht behagte und die es für die geeignete Zeit hielt, ihre Gebieterin daran zu erinnern, daß der Freiherr von F. doch ein ganz anderer trätabler Mann sei wie der stolze und ernste Marchese. Das erste Mal verbot die Marchesa ihrer Dienerin jemals wieder den Namen von F. in ihrer Gegenwart auszusprechen. Das zweite Mal, als die Zofe es dennoch wagte, dem Verbot entgegenzuhandeln, schwieg sie; beim dritten Mal gab sie ihre Einwilligung zu einem Rendezvous. Es fand eine höchst rührende, vielleicht sogar aufrichtig gemeinte Aussöhnung statt. Man hatte sich über die Art, wie die Trennung bewerkstelligt werden sollte, schnell verständigt. Sie erfolgte mit der ganzen formlosen Rücksichtslosigkeit, welche egoistische Naturen bei ihren Handlungen anzuwenden pflegen, wenn sie meinen in ihren Rechten gekränkt zu sein. Dennoch war der Marchese — Dank den Beobachtungen einiger Freunde — nicht ganz unvorbereitet. Um die Flucht seiner Frau zu verhindern war es zwar zu spät. Da er aber das Ziel derselben kannte, so folgte er ihr auf dem Fuße und traf wenige Stunden später als sie in Berlin ein.

Hier aber verlor er ihre Spur, da sie unter fremdem Namen reiste. Er nahm deswegen in einem ihm von seinem frühern Berliner Aufenthalt in guter Erinnerung gebliebenen Hotel Quartier, fand hier sogar einige bekannte Gesichter, mit denen er sich, so gut es gehen wollte, incognito in ein Gespräch einließ und brachte den Abend im Theater zu. Am nächsten Tage war einer der Ersten, der ihm auf der Straße begegnete, sein Nebenbuhler, der im Vollbewußtsein, eine gute That ausgeführt zu haben, auf der Reise zu einem Rendezvous begriffen sein mochte. Seine Ausstattung wenigstens, die Nonchalance, womit er ein Stöckchen schwenkte und den neuesten Gassenhauer vor sich hinpfiff, rechtfertigten diese Vermuthung. Der Anblick des Marchese wirkte augenscheinlich erheblich ernüchternd auf seine Stimmung. Indessen Jemand, der die Hochschule der Diplomatie durchgemacht hat, wie unser Herr von F., wird selten länger als die Schwäche unserer Natur unbedingt zu verlangen scheint, einer momentanen Erregung unterworfen sein. Aber der Scharfblick des Marchese bedurfte nur eines Moments, um seinen Gegner zu erkennen. Alle jene bösen Zungen, welche einst das Ohr Othello's mit Argwohn und Mißtrauen vergiftet hatten, erhoben sich, um das heiße Blut des Italieners in siedende Wallung zu bringen. Kein Zweifel, er hatte seinen Todfeind vor sich. Die erste Bestürzung des Freiherrn, die Hast, womit er das begonnene Gespräch abzubrechen suchte, um nur loszukommen, seine scheuen mißtrauischen Blicke sprachen deutlicher, als Worte es vermocht hätten.

Der Freiherr vermochte dem Auge des Marchese, das Flammen auf ihn zu sprühen schien, nicht Stand zu halten. Er verabschiedete sich

schnell, indem er einen nothwendigen Geschäftsgang vorschützte, wobei er in der Zerstreuung dem Marchese seine Visitenkarte überreichte.

Dieser blieb auf dem Trottoir stehen, wahrscheinlich, weil seine Erregung ihn hinderte, sich von der Stelle zu bewegen.

Um dieses Mannes willen war er von einer Frau betrogen worden, die er demungeachtet zärtlich liebte und das fühlte er, nie aufhören würde, zu lieben. Dieser Gedanke hing sich wie Centnerlast an seine Thatkraft. Aber fast im nämlichen Augenblick schnellte die Begierde, sich zu rächen, seine ganze Energie in die Höhe und er fühlte einige Beruhigung bei der Vorstellung wenigstens die Richtung zu kennen, welche er der Spitze seines Degens zu geben hatte.

Er ging mechanisch die Straße entlang. Was wollte er thun? Was sollte er zunächst thun? Er konnte keine rechte Ordnung in den Gang seiner Ideen bringen. Immer schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er nicht eher Ruhe finden könnte, als bis er den ihm angethanen Schimpf mit Blut gesühnt hätte. So war er wol eine Stunde lang planlos umhergewandert, die Hände auf den Rücken gekreuzt, den Kopf zur Erde gesenkt. Endlich hob er die Augen auf; er befand sich vor dem Brandenburger Thor am Eingange des Thiergartens.

Es war klarer, sonniger Wintertag. Eine Masse Menschen, Schlittschuh unter dem Arm oder in der Hand, eilten an ihm vorüber. Langsam folgte er dem Strom der Menge, der ihn nach der Eisbahn an den Rousseau-Inseln führte.

Der Anblick der dort sich tummelnden Eisläufer und Eisläuferinnen, die schärfere Luft, die hier draußen wehte, weckten in ihm die Lust, die lange nicht geübte Kunst ein Mal wieder zu probiren und die Schatten, die ihn umdrängten, wenigstens auf kurze Zeit im Menschengewühl loszuwerden. Er schnallte ein Paar Stahlschuh unter die Füße und fuhr als ein gänzlich Unbekannter durch die Reihen der fröhlichen Gesellschaft. Nichts ist sicherlich mehr geeignet das Gefühl der Vereinsamung in uns zu erwecken, als eine derartige Bewegung inmitten von lauter fremden Gesichtern, die uns fragend und forschend ansehen, als gehörten wir nicht dorthin, wo Jugend und Lebenslust ihren Tummelplatz haben. Der Marchese blickte finster genug vor sich hin, um derartige Gedanken in Allen zu erregen, die ihm begegneten. Gleichzeitig aber fühlte er, wie wohlthätig die energische Anspannung seiner Körperkräfte auf seinen Geist wirkte. Er fing an mit Ruhe und Planmäßigkeit nachzudenken. Ehe er einen bestimmten Vorsatz faßte, mußte er doch Gewißheit haben. Nur die rohe Thatsache konnte ihm ein Recht geben, gleichfalls mit einer That darauf zu antworten. Aber wie sich diese Gewißheit verschaffen?

Ein Blick auf seine Uhr belehrte ihn, daß es Zeit sei aufzubrechen, wenn er am nämlichen Tage noch etwas unternehmen wollte. Der Mond war bereits aufgegangen und warf helle Streifen auf die dünne Schneekruste, mit der das Eis überzogen war. Als er sich bückte, um seine Schlittschuh abzuschnallen, hob er ein Stück Papier mit auf,

das ihm unzweifelhaft beim Herausziehen der Uhr entfallen war. Es war die Visitenkarte, die ihm Herr von F. gegeben und die er gedankenlos in seine Westentasche gesteckt hatte. Während er noch den Namenszug der Karte betrachtete, hörte er ein leises Kichern neben sich. Er machte eine Bewegung als ob er sich zum Gehen anschickte und steckte die Karte wieder zu sich. Gleich darauf berührte Jemand seine Schulter; eine mit herausfordernder Eleganz gekleidete junge Dame stand neben ihm, streckte ihm eine tadellos gantirte Hand entgegen und sagte: „Bitte, mein Herr, schenken Sie mir die Karte." — „Welche Karte?" — „Die Sie so eben in der Rocktasche verborgen haben." — „Darf ich fragen, welches Interesse Sie an einer gleichgiltigen Visitenkarte nehmen können?" — „Das werde ich Ihnen erklären, sobald ich im Besitz des gewünschten Gegenstandes bin."

Der Marchese hatte die unbestimmte Empfindung als sollte er durch die Unbekannte Mittheilungen von Wichtigkeit über Das, was seine ganze Seele beschäftigte, erhalten. Er händigte ihr die Karte ein, die sie sorgfältig in einem winzigen Täschchen unterbrachte, worauf sie mit einem graziösen Lächeln ihren Arm in den seinigen legte. „So", sagte sie, indem sie von dem sehr belebten Hauptwege in einen einsamen Seitenweg abbog. „Da sie die erste Probe Ihrer Galanterie so glänzend bestanden haben, werden Sie mir auch eine zweite Bitte nicht abschlagen. Führen Sie mich in irgend ein feines Café. Ich habe heute noch nicht dinirt und sterbe fast vor Hunger." — „Wenn es Ihnen recht ist", entgegnete der Marchese, indem er eine leer vorüberfahrende Droschke heranrief, „so gehen wir nach meinem Hotel. Dort sind wir ungestört, und können uns von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft unterhalten."

Die Dame lachte und ließ sich von ihrem Begleiter in die Kutsche heben, worauf dieser an ihrer Seite Platz nahm. Auf der Fahrt erzählte sie dem Marchese, daß sie dem königlichen Corps de ballet angehöre und ganz allein in der Welt dastehe, da sie ihren Vater nie gekannt, ihre Mutter aber vor einigen Jahren durch den Tod verloren habe. Dieselbe sei nämlich gleichfalls vom Ballet gewesen, freilich nur als Wasch- oder Plättfrau.

Nachdem die niedliche Balleteuse diese Erzählung zu ihrer großen Zufriedenheit beendigt hatte, seufzte sie ein Mal, gab dem Marchese einen leichten Schlag auf den Arm und forderte ihn auf, doch auch etwas zu sagen.

„Wir sind an Ort und Stelle", sagte er, indem er den Wagenschlag öffnete und dem Kutscher zurief, zu halten. In der That hatten sie noch eine kleine Strecke zu gehen. Aber die Tänzerin schien durch das Vorurtheil, welches der Marchese an den Tag legte, indem er nicht unmittelbar vor seinem Hotel halten ließ, nicht im Geringsten verletzt zu sein. Sie hing sich wieder in seinen Arm und machte einige Pas auf dem Trottoir, um sich die Füße zu erwärmen. Der Italiener veränderte seine finstere Miene nicht. Unbekümmert um die Aufmerksamkeit müßiger Spaziergänger ging er so schnell, als die kleinen Schritte seiner Be-

gleiterin gestatteten, und hatte nach wenigen Minuten seine Hotelwohnung erreicht. Dieselbe lag im ersten Stockwerk nach der Straße hinaus und bestand in einem salonähnlichen Wohnzimmer mit fast luxuriöser Ausstattung und in einem Cabinet. Das ausgelassene Wesen der Tänzerin kam hier erst recht zum Ausbruch. Sie zog an der Klingelschnur mit einer Heftigkeit, als ob sie dieselbe zerreißen wollte. Den mit einer tiefen Verbeugung eintretenden Kellner rief sie in herrischem Tone zu: „Zwei Couverts für mich und meinen Mann.“ Als er schon hinaus war, läutete sie ihn nochmals herbei und trug ihm auf zwei Flaschen Moët kalt zu stellen. Sodann entledigte sie sich ihrer Pelzjacke, nahm den Hut ab und unterwarf in einem Spiegel, vor welchem zwei Kerzen brannten, ihre Toilette einer aufmerksamen Musterung. Erst nachdem sie sich von allen Seiten genau betrachtet, ihren Chignon zurechtgerückt und die Falten ihres schweren Seidenkleides geordnet hatte, sah sie sich nach dem Marchese um. Derselbe saß, noch vollständig angekleidet, in einem Fauteuil und folgte mit den Blicken den anmuthigen Bewegungen der vollendet schönen Gestalt. Wie sie sich ihm jetzt näherte, den kleinen Kopf mit der mächtigen Frisur cokett in den Nacken werfend, wie sie sich dann neben ihn stellte, ihren schlanken Oberkörper zu ihm herabbeugte und mit vielen zärtlichen Worten nach dem Grund seines Kummers forschte, wobei eine Wolke von Wohlgerüchen sich über ihn zu ergießen schien, kam es ihm vor, als wichen die trüben Schatten, in deren Gefolge er hierher gekommen war, von seiner Seite und seine Brust athmete freier und leichter.

„Warum haben Sie die Handschuh nicht abgezogen?“ fragte er, als sie ihm beide Hände auf die Schulter legte. Schnell streifte sie den rechten Handschuh ab und hielt ihm fünf der zierlichsten, rosigsten Fingerspitzen hin, die er nach einander mit ritterlicher Galanterie an seine Lippen führte.

„Da kommt die Suppe“, rief sie, als der Kellner mit einer dampfenden Schüssel in das Zimmer trat. „Geben Sie mir Ihren Arm, Herr —.“ Sie sah ihn zweifelnd an. „Ich weiß wahrhaftig nicht“, sagte die Dame mit komischer Verzweiflung, „wie ich Sie nennen soll!“

„Wofür halten Sie mich?“ fragte er, indem er sich seines Paletots entledigte und ihr den Arm bot.

„Das ist schwer zu sagen“, erwiederte sie. „Daß Sie ein Italiener sind, höre ich an Ihrer Aussprache des Deutschen. Im Uebrigen aber möchte ich Sie für Jemand halten, der im Begriff steht, einen für sein Lebensglück entscheidenden Schritt zu thun.“

Trotz der Nachdenklichkeit seines Wesens konnte er sich bei dieser Aeußerung der Tänzerin eines Lächelns nicht erwehren. „Die Bemerkung würde Ihrem Scharfblick Ehre machen“, versetzte er, „wenn sie sich nicht durch ihre Allgemeinheit dieses Vorzugs selber beraubte.“

„Ah, Sie sind ein Diplomat“, lachte sie, indem sie den Suppenlöffel in die Hand nahm und ihn um seinen Teller bat. „Sie wollen sich meiner Menschenkenntniß entziehen. Aber ich habe Sie doch durch-

schaut. Der entscheidende Schritt, den Sie thun wollen, steht jedenfalls in Verbindung mit einem galanten Abenteuer."

Der Kellner trat wieder ein und trug die übrigen Gerichte auf. „Wünschen die Herrschaften den Champagner jetzt?" fragte er, mit einem Blick, der halb dem Marchese halb der Dame galt.

„Champagner?" fragte der Erstere. „Wer hat Ihnen gesagt —?"

„Mein Mann trinkt keinen Champagner", fiel die Tänzerin ein, den Marchese mit einem Wink der Augen beschwichtigend. „Bringen Sie eine Flasche Rothwein und eine Champagner." Nachdem der Wein erschienen, probirt und für gut befunden war, überließ sich die Schöne ausschließlich den Freuden des Mahles, über welche sie das vorher angefangene Gespräch gänzlich vergessen zu haben schien. Der Marchese, der selber wenig aß und noch weniger trank, widmete ihr eine fast ungetheilte stille Aufmerksamkeit. Wir haben bereits erwähnt, daß die Frauen seines Vaterlandes Ursache hatten, sich über den Mangel an Theilnahme, die er ihnen widmete, zu beklagen. Er hatte niemals die Gelegenheit zu Damengesellschaft aufgesucht, und das Gefühl, das ihn bei der ersten entscheidenden Gelegenheit vollkommen übermannte, war noch zu neu, zu wenig gereift, zu wenig mit seinem innern Wesen verwachsen, daß er nicht das Bewußtsein desselben auf kürzere Zeit hätte verlieren sollen. Und in diesem Augenblick, wo er sich unter dem Einfluß eines neuen Zaubers befand, hatte er es vollständig verloren.

Wie er sie beobachtete, während sie mit gespitzten Lippen den süßen Schaumwein aus einer breiten Schale schlürfte, und ihm dabei mit den Augen zulächelte, wie er ihren Fingern mit seinen Blicken folgte, während sie in unglaublich kurzer Zeit ein Dutzend kleiner Seekrebse zurechtmachte und unter beständigen Lobreden auf ihren Wohlgeschmack verspeiste, hätte man glauben sollen, er hätte in seinem Leben noch keine Frau Champagner trinken oder kleine Seekrebse oder etwas ihnen Aehnliches essen sehen. Genug, er gab sich diesem Zauber ganz hin, und bestätigte damit den alten Satz, daß der Mensch ein Unterthan des Augenblicks ist. Wir könnten sogar weiter gehen und sagen: er verliebte sich in ein Mädchen, dessen Charakter und sonstige Eigenschaften ihm unbekannt waren, und die ihn lediglich durch die vollendete Grazie ihrer Erscheinung bezauberte. Wir könnten ferner einen für seinen eigenen Charakter sehr nachtheiligen Schluß ziehen und sagen: er war nicht anders als die meisten Männer gewöhnlichen Schlags. Was sie an ihren Frauen tadelnswerth und strafbar finden, das glauben sie, sei für sie selber eine erlaubte und zulässige Handlung. Aber der momentane Rausch des armen Marchese dauerte nicht lange genug, um ihn mit jenen Männern gewöhnlichen Schlags in eine Classe zu werfen. Als er sich nach beendigter Mahlzeit erhob, um seine Dame — auf ihren dringenden Wunsch — in ein Theater zu führen, in welchem an jenem Abend die erste Vorstellung eines französischen Lustspiels stattfand, hatte seine frühere düstere Stimmung sich wiederum seiner Lebensgeister bemächtigt und zwar aus Anlaß einer Erwähnung des Namens des

Herrn von F. Als er nämlich endlich die ihm längst versprochene Aufklärung verlangte, gestand die Tänzerin, daß sie ihm zwar die Karte nur abverlangt habe, um einen Anknüpfungspunkt zu haben, daß aber allerdings der Herr von F. ein alter Bekannter von ihr sei, der sie noch jetzt zuweilen besuche und mit dem sie sogar, während seines Aufenthalts in Amerika, in Briefwechsel gestanden habe.

„Und seit wann ist Herr von F. wieder in Berlin?"

„So viel ich weiß, erst seit einigen Wochen."

„Ist seine Commission bei der Gesandtschaft in Washington erledigt?"

„Nein. Doch der Grund seiner Hierherkunft ist ein Geheimniß, von welchem den Schleier zu lüften eine sträfliche Indiscretion wäre."

„So lassen Sie den Schleier auf dem Geheimniß liegen und erklären Sie mir nur, was Sie für einen Beweggrund hatten, meine Bekanntschaft zu suchen?"

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichte man sehr bald das Theater, dessen Räume bereits von einer erwartungsvollen Menge dicht gefüllt waren.

Der Marchese hatte zwei Plätze in der sogenannten Fremdenloge genommen, die einzige, die noch zu haben war. Als sie die Loge betraten, fand sich, daß die erste Reihe Stühle bereits vollständig besetzt war. Ein junger Officier erhob sich jedoch sofort und räumte der Dame seinen Platz ein. Der Marchese mußte sich mit einem Sitz in der zweiten Reihe begnügen, der für ihn den unschätzbaren Vortheil hatte, daß er sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit gegen die Vorsehung überkam ihn, als bald nach Aufgang der Scene ein Herr und eine Dame in die der seinigen gegenüberliegende Loge traten, in denen er vermöge seines ausgezeichneten Gesichts sofort den Freiherrn von F. und seine Frau erkannte. Wie gut, daß seine Gestalt in Dunkel gehüllt war. Die jähe Aufregung, die sich seiner bemächtigte, wäre sonst wol schwerlich von seinen Nachbarn unbeachtet vorüber gegangen. Mit einer gewaltsamen Anstrengung bemeisterte er diese Schwäche, flüsterte der vor ihm sitzenden Dame einige Worte in's Ohr, welche diese mit einem zustimmenden Lächeln beantwortete, und war geräuschlos aus der Loge verschwunden. Er richtete seine Schritte zunächst nach der Garderobe, wo er sich Ueberzieher und Stock geben ließ. Sodann begab er sich in die im Theatergebäude befindliche Restauration. Es saßen hier einige Personen beiderlei Geschlechts, anscheinend dem dienenden Stande angehörig, die jedoch in einer so eifrigen Unterhaltung begriffen waren, daß sie den Eintritt des Marchese gar nicht bemerkten. Dieser stellte sich hinter einen Pfeiler, von wo er die Gruppen mit scharfen Blicken musterte. Da saß neben einem gallonirten Bedienten, der ihr angelegentlich den Hof zu machen schien, die ihm wohlbekannte Kammerzofe seiner Frau, auf deren breitem Gesicht sich deutlich die volle Zufriedenheit mit ihrer augenblicklichen Situation aussprach. Der Marchese trat an das Buffet heran und übergab dem dort stehenden Kellner einen beschriebenen Zettel mit der Anweisung, denselben sofort der Person, deren Namen

auf dem Zettel genannt war, einzuhändigen. Dabei machte er eine Geste gegen den Tisch, an welchem die Kammerzofe saß.

Auf dem Zettel stand: „Du kannst nach Haus gehen und brauchst mich nicht zu erwarten, da ich mit Herrn von F. nach dem Theater soupiren werde.“

Nachdem er den Zettel dem Kellner übergeben, hatte sich der Marchese aus dem Local entfernt, um an einer Stelle des Theaterausgangs, wo er sicher vor Entdecknng war, den Erfolg seines Manövers zu beobachten. Er wartete eine Viertel-, er wartete eine halbe Stunde, keine Kammerzofe. Schon wollte er sich auf's Neue in das Innere des Theatergebäudes begeben, als die Ausgangsthür von innen geöffnet wurde und das Mädchen in Begleitung des gallonirten Bedienten heraustrat. Sie gingen langsam die Straße hinauf: sie schien anfangs mit der Begleitung durchaus nicht einverstanden zu sein und weigerte sich den Arm, den er ihr galant anbot, anzunehmen. Zuletzt aber siegte seine Beredsamkeit, von der er durchaus keinen sparsamen Gebrauch machte, und das Paar wandelte in der schönsten Harmonie und unbekümmert um das fürchterliche Schneetreiben, welches dem Marchese fast den Athem versetzte, durch verschiedene Straßen, bis es vor einem großen Gebäude Halt machte, über dessen Eingang die Worte: „Hôtel garni“ zu lesen waren. Dort trennte sich das Mädchen von ihrem Begleiter und der Marchese folgte ihr unbemerkt, bis zu einem Treppenabsatz. Hier blieb sie stehen und suchte in ihrer Kleidertasche nach dem Schlüssel. Der Marchese benutzte diesen Aufenthalt und trat in eine Wandnische zurück, so daß das Mädchen, als sie die Treppe vollends heraufstieg, dicht an ihm vorbeikam, ohne ihn zu sehen. Er folgte ihr, sobald es sich thun ließ, ohne ihren Verdacht zu erregen, über einen langen, nur wenig erhellten, sich hin und her windenden Corridor. Am äußersten Ende desselben blieb die Zofe stehen und schloß eine Thür auf, die sie aber sofort hinter sich verriegelte.

Nach Verlauf von etwa fünf Minuten klopfte der Marchese an. Er hörte, wie sie sich drinnen bewegte, es erfolgte aber keine Antwort. Erneutes und verstärktes Klopfen; derselbe Erfolg. Erst beim dritten Mal ertönte eine Stimme: „Wer ist draußen?“

Der Marchese versuchte die Stimme des Bedienten nachzuahmen; es war sicherlich sehr gewagt, allein der Erfolg rechtfertigte das Wagniß. Nach abermaliger Pause wurde der Riegel zurückgeschoben, ein Druck auf die Thürklinke und er stand vor dem zum Tode erschrockenen Mädchen. Ein einziger kräftiger Griff, ein Blick, ein Wort überzeugte dasselbe, daß an Flucht nicht zu denken sei. Sie setzte das Licht, das ihr aus der Hand zu fallen drohte, auf einen Tisch und fragte mit demüthiger Geberde:

„Was wünschen der Herr Marchese?“

„Die Schlüssel zu dem Secretair dort und die Kofferschlüssel!“ sagte der Marchese

Die Zofe gehorchte ohne Zaudern. Der Secretair, der im Zimmer

stand, war leer; eine flüchtige Durchsuchung zweier großen Reisekoffer ergab ebenfalls kein weiteres Resultat, als das Tagebuch der Marchesa, welches indessen mit dem letzten Tage des römischen Aufenthalts abbrach.

„Wo hat Deine Frau ihre sonstigen Briefschaften?" herrschte der Marchese die Zofe an, die während dieser ganzen Scene vergebliche Versuche gemacht hatte, sich der Gewalt ihres Gebieters zu entziehen.

„Ich weiß es nicht", wimmerte sie, die Hände ringend. „Ich weiß es wahrhaftig nicht, Herr Marchese."

Im selben Augenblick machte sie eine rasche Wendung nach der Seite, nahm ein Papier vom Boden auf und steckte es in den Mund.

Aber ehe sie es hinunterschlucken konnte, hatte der Marchese ihre Gurgel gepackt, die er mit seinen Händen so fest zusammendrückte, daß ihr Gesicht kirschroth wurde und ihre Augen weit aus den Höhlen hervortraten. Sie sank mit einem schwachen Aufschrei zu Boden, wo sie der Marchese liegen ließ, nachdem er den Papierstreifen zwischen ihren Zähnen herausgezogen hatte. Bei dem flackernden Kerzenlicht konnte er mit Mühe folgende Worte entziffern: „Liebe Anna! Ich habe eine Bitte an Dich. Nach dem Theater möchte ich mit Dir in der H.'schen Restauration zusammen speisen. Richte Dich also darnach ein, und sei versichert, daß Du dadurch unaussprechlich glücklich machst Deinen Curt."

Der Marchese stieß einen Fluch aus und warf den Zettel der am Boden liegenden Zofe in's Gesicht. Darauf verließ er die Wohnung und begab sich in das Theater zurück. Die Tänzerin traf er nicht mehr in der Loge anwesend; sie war von dem jungen Officier entführt worden. Er hatte also volle Muße, von seinem Versteck aus seine Frau und seinen glücklichen Rivalen zu beobachten und so den Giftbecher, den ihm die Hölle selbst credenzte, bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Um die siedenden Wallungen seines Blutes einigermaßen zu dämpfen, stürzte er ein Glas Wasser nach dem andern hinunter; dann stürmte er, ohne Ueberzieher und Hut, in's Freie. Er war Zeuge, wie der Freiherr von F. seine Frau in einen Wagen hob und dabei so siegesgewiß lächelte, als wüßte er, daß der unglückliche Mann, dessen Freund er sich einst genannt hatte, nicht zehn Schritt davon stand und die Lippen sich blutig biß vor der entsetzlichen Qual, die sein Inneres durchwühlte. Von weiterer Verfolgung des Paares nahm er indessen Abstand, sei es aus Mangel an physischer Kraft, sei es, weil er durch Das, was er gesehen, diejenige Gewißheit erlangt hatte, die er zur Ausführung seiner That bedurfte. So viel steht fest, daß der Marchese vom Theater direct in sein Hotel zurückkehrte, wo er gegen elf Uhr in einem bejammernswerthen Zustande anlangte.

Während der Stunde von elf bis zwölf Uhr hat man ihn in seinem Zimmer auf- und abgehen hören; dabei hat er zuweilen Laute ausgestoßen, welche seinen Zimmerkellner mehrfach veranlaßten, an der Thür zu horchen, ob er sich vielleicht ein Leids angethan Aber gleich darauf hörte man ihn wieder seinen regelmäßigen Auf- und Niedergang beginnen und leise vor sich hinsprechen.

Um zwölf Uhr ist der Kellner bei ihm gewesen und hat ihm Schreibzeug bringen müssen. Er hat ihn zwar äußerst blaß aussehend gefunden, an seinem sonstigen Benehmen aber keinerlei Veränderung bemerkt. Er hat etwa eine Stunde hastig und viel geschrieben; der Kellner sagt: wol ein Dutzend Briefe, die er sofort couvertirte und zu sich steckte. Genossen hat er nichts. Bald nach ein Uhr hat er das Hotel verlassen. Er war mit einem eleganten Pelzrock bekleidet und trug einen großen schwarzen Hut. In der Hand hatte er einen Stock, den der Kellner früher nicht bei ihm gesehen haben will.

Und nun komme ich zum Schluß. Es ist wol keinem begründeten Zweifel unterworfen, daß man in dem Marchese diejenige Person zu erkennen hat, auf welche die Ermordung des Herrn von F. als auf ihren Urheber zurückzuführen ist. Es ist aber fast eben so unzweifelhaft — wenn schon dieser Punkt wol niemals ganz aufgekärt werden wird — daß der Marchese die That nicht selber ausgeführt hat. Wie es ihm möglich gewesen ist, im Zeitraum von einer Stunde zwei Hände zu finden, welche die Führung des tödtlichen Stoßes für ihn übernahmen, wie er es überhaupt angestellt hat, den Freiherrn von F., der freilich von einer derartigen Verfolgung keine Ahnung gehabt zu haben scheint, auf die Spur zu kommen, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen.

Die Untersuchungsacten bieten in dieser Beziehung gar keinen Anhalt. Uebrigens sind dieselben — wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf — auch in denjenigen Punkten, über welche sich die Beweisaufnahme verbreitet hat, durchaus nicht verläßlicher Natur, da nach der ganzen Lage dieses Falles anzunehmen ist, daß Bestechungen von Zeugen und zwar von solchen Zeugen, die in dem Proceß als Hauptpersonen figuriren, in kolossalem Maßstabe vorgekommen sind.

Jemand, der nicht namhaft gemacht werden will, hat gesehen, daß in der Zeit von halb zwei bis zwei Uhr, zwei Männer, von denen der Eine mit einem Pelzrock bekleidet und der Andere in Arbeitertracht durch seine herkulische Figur den ersten weit überragte, sich im Thiergarten in der Gegend der Luisen-Insel aufgehalten haben. Der Mann mit der Herkules Figur ist allem Anschein nach eine vielfach wegen Verbrechen gegen das Leben in Untersuchung gewesene Persönlichkeit, deren gewaltthätiger Charakter nur durch die fuchsähnliche Schlauheit übertroffen wird, womit sie bisher in den meisten Fällen sich der Bestrafung zu entziehen gewußt hat. Dieser Mensch ist seitdem aus Berlin verschwunden und soll nach Amerika ausgewandert sein. Sollte es noch gelingen, seiner habhaft zu werden, so werde ich nicht verfehlen, ihn sofort dem Gerichte zu überliefern. Das Stockende, welches in den Händen des Opfers gefunden ist, wird von dem Kellner des Hotels, in welchem der Marchese logirt hat, mit ziemlicher Bestimmtheit als zu dem Stock gehörig, den der Letztere bei seinem Fortgange in der Hand gehabt hat, recognoscirt.

Ich stelle anheim, ob gegen den Marchese eingeschritten werden soll."

Dem Berichte war ein Verzeichniß aller derjenigen Personen beigefügt, welche der Beamte behufs Ermittelung des dem Berichte zum

Grunde liegenden thatsächlichen Hergangs vernommen hatte. Die Liste war so umfangreich, daß ich in allem Ernste an der Möglichkeit zweifelte, daß ein einziger Mensch in einem Zeitraum von zwei Tagen eine so kolossale Aufgabe bewältigt haben könnte. In der That hatte ihm ein College bei der Vernehmung des Personals beider mehrerwähnten Hotels Beistand geleistet. Dennoch blieb die Arbeit, deren Resultat ich in sauber geschriebenen Blättern vor mir liegen hatte, eine riesenmäßige, aber leider vergebliche.

Es wurden mancherlei Nachforschungen sowohl nach dem Marchese als nach seiner schönen und so verderbten Frau angestellt, die auch wenigstens hinsichtlich der Letztern von Erfolg gekrönt waren. Man fand ihre Spur in einem wenig besuchten Nordseebade, wo sie sich einige Wochen aufgehalten und die Absicht geäußert hatte, den nächsten Winter in Paris zuzubringen. Inzwischen kam von oben herab die Weisung, das weitere Verfahren vorläufig auf Ermittelung des muthmaßlichen Thäters zu beschränken und erst, sobald dieser ermittelt wäre, die Sache in seinem ganzen Umfange wieder aufzunehmen.

Wie mir mein Freund, der Criminalpolizist, mittheilt, liegt derjenige Mann, auf den allein sich die Anweisung eines hohen Ministerii beziehen konnte, mitsammt dem Schiff, das ihn dem Lande der Verheißung zutragen sollte, in den Fluthen der Nordsee begraben.

Karl Sachs ist seit einigen Monaten verheirathet. Mit wem? brauche ich nicht zu sagen. Er hat der Stadt, wo er so unfreundliche Tage gesehen, den Rücken gekehrt und weilt mit seiner jungen Frau an derselben heimatlichen Stelle, die er einst verließ, um das Glück suchen. Jetzt ist er glücklich; die Liebe hat ihn von der Leidenschaft geheilt.

Nach Granada!

Maurische Romanze von **Otto Braun.**

„The sullen passage of thy weary steps
Esteem a foil, wherein thou art to set
The precious jewel of thy home-return "
Shakespeare: Rich II.

Wieder kommt ein duftend Brieflein
Mir von Dir, mein Lieb, zu Händen,
Frohe Kunde mir zu bringen,
Kuß und Grüße mir zu senden;
Mächtig haucht aus jeder Zeile
Deines Herzens Glut mich an,
Und auf leichter Traumesschwinge
Schwebt mein Geist zu Dir hinan.

Weithin über Berg' und Meere
Wandr' ich und durch grüne Auen,
Ueber mir seh' ich den Himmel
Von Granada wieder blauen;
Vöglein flattern hin und wieder,
Rieselnd rinnt der Bach durch's Laub,
Und von Lorbeer und Orange
Regnet würz'ger Blüthenstaub.

Traun! Schon seh' ich aus der Ferne,
In der Abendsonne Blinken,
Der Alhambra rothe Thürme
Grüßend mir entgegen winken;
Lieblich durch die duft'ge Vega
Schlängelt sich des Daro's Lauf —
O wie taucht aus alten Bildern
Nun so hell Erinn'rung auf!

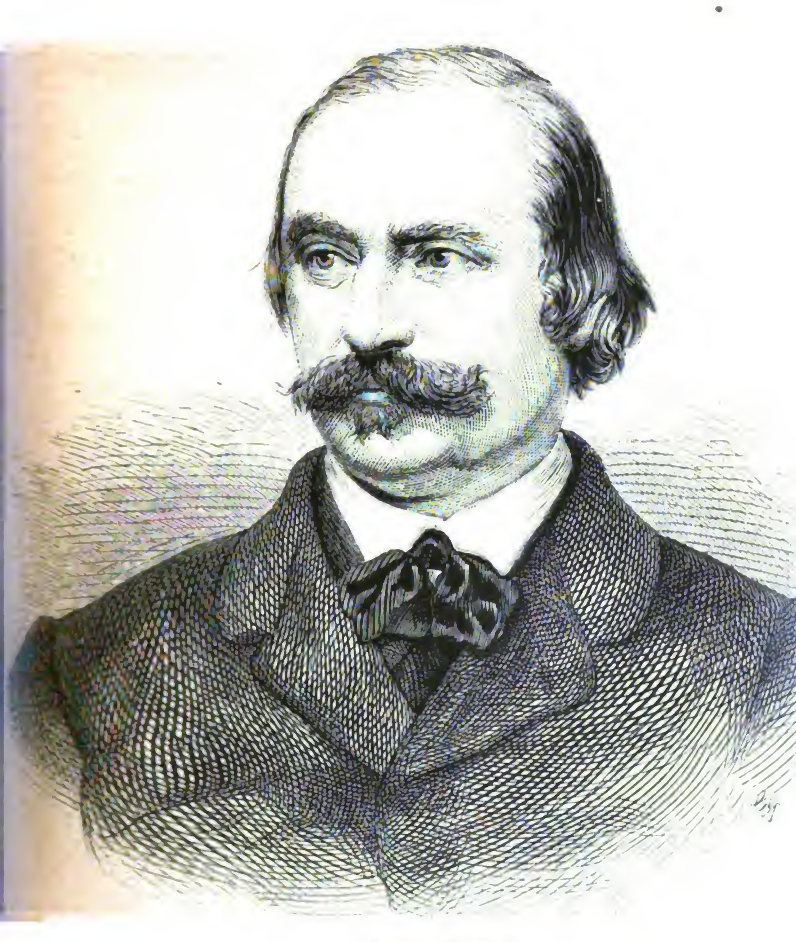
Ja, hier bin ich in der süßen
Heimat meines Herzens wieder,
Traulich schallen aus den Zweigen
Melodiegeschwellte Lieder,
Blüthenduftgetränkte Lüfte
Wogen spielend um mich her —
Meine trunknen Sinne schwimmen
In der Liebe Rosenmeer

Und nun kommst Du, maurisch' Mädchen,
Hold entgegen mir gegangen,
Mit den dunklen Schelmenaugen,
Mit den sammtnen Pfirsichwangen!
Deine weichen, weißen Arme
Schlingst Du fest um meine Brust,
Und aus Deiner seidnen Wimper
Quillt die Perle reinster Lust.

Was die Herzen still empfunden
In der Trennung bangen Tagen:
Süßer Hoffnung, leiser Trauer
Wonneschmerzliches Verzagen,
Windet, wie die strahlentrunkne
Blüth' aus dunklem Erden choß,
Sich befreiend aus dem Busen
Unter Liebesschauern los.

Doch kein Wort vermag den Lippen
Sich vernehmbar zu entwinden,
Worte kann das übervolle
Herz für sein Gefühl nicht finden,
Nur des Aug's beredter Spiegel
Kündet Dir mein hohes Glück,
Ach, und schöner strahlt das Deine
Mir aus Deinem Blick zurück!

Wiederseh'n! O Wiedersehen!
Höchste Du von allen Wonnen,
Alles Lebens Blüth' und Krone,
Aller Freuden lichter Bronnen,
Stern der Hoffnung, Hort der Liebe,
Frommen Glaubens Unterpfand —
Schling' um uns ein unauflöslich
Licht- und luftdurchwirktes Band!



Eduard Hanslick.

Eduard Hanslick.

Die Kritik genießt von jeher das sonderbare Vorrecht, daß nicht blos in ihrem Schooße die widersprechendsten Meinungen entstehen und einander bekämpfen, sondern daß sie auch über sich selbst die verschiedenartigsten Urtheile ergehen lassen muß. Sie wird gelesen, gesucht, geschmeichelt, gefürchtet — und als überflüssig verschrieen. Ihre Bedeutung und ihr Einfluß wird zu gleicher Zeit anerkannt und verleugnet. Nicht wenige Künstler behaupten, die Kunst stände besser, wenn überhaupt keine Kritiken und Kritiker existirten; aber bei näherer Prüfung findet man, daß neun Zehntheile der Künstler, welche jene Behauptung aufstellen keine Kritik über sich ungelesen lassen, und auch deren Verfasser nicht ignoriren, vorausgesetzt, daß er unbestrittenen Einfluß ausübt.

Nun ist von allen Kategorien der Kritik die musikalische diejenige, bei welcher die oben erwähnten Erscheinungen am häufigsten hervortreten; einerseits schon aus dem einfachen Grunde, weil die Musik die jetzt weitest verbreitete Kunst, die in allen Kreisen heimische, im öffentlichen Kunstleben fast täglich in anderm Gewande erscheinende ist, also den meisten Neuigkeitsstoff bietet, andererseits aber weil auch ihr Wesen selbst die ergiebigste Quelle verschiedenartigster Anschauungen, ästhetischer Abhandlungen und Controversen ist und sein wird. Während in anderen Künsten der Stoff des Kunstwerkes von vornherein festgestellt ist, und nur in Betreff der Begrenzung und der Darstellungsweise als Gegenstand der Forschung und Prüfung dienen kann, ist bei der Musik schon die Frage des Darzustellenden der erste Streitpunkt, und wahrlich kein kleiner; denn nicht grimmiger eifern die Bekenner der Transsubstantiationslehre, nach welcher Leib und Blut Christi in Brod und Wein des Abendmahles wirklich vorhanden sind, gegen die „Ketzer", die anderen Anschauungen folgen, oder gar wie die Calviner, nur eine symbolische Bedeutung des Abendmahls annehmen; alle stützen sich auf Worte des Evangeliums! — als die Bekenner des Grundsatzes: daß die Musik Gefühle wirklich und unverkennbar ausdrücke, gegen die „Leugner alles Gefühls" eifern, welche das Kunstwerk zuerst vom Standpunkte der Kunstgesetze betrachten und der Musik nur eine symbolische Tonsprache zuerkennen, nur an den Geist der Kunst, nicht an die Decrete alter und neuer Musiksynoden glauben. Bestände noch die Inquisition in alter Kraft, so würde eine Abtheilung für musikalische Glaubensartikel sicher eingeführt worden sein, und vor ihrem Richterstuhle ginge es wohl Keinem schlechter als dem unerschrockenen, wenn auch manchmal recht herben Vorkämpfer der Wahrheit, dem kühnen Reformator der Musikästhetik, Eduard Hanslick.

Man könnte vielleicht fragen, ob nicht Richard Wagner der von einer solchen Inquisition noch mehr Bedrohte wäre? Die Frage ist nicht schwer mit „Nein" zu beantworten. R. Wagner kämpft für die Freiheit der Gefühle in der Musik, wie die katholischen Bischöfe für die Freiheit der Kirche im Staate, gegen die Gesetze, welche der Staat für seine Existenz aufgestellt hat. Er verlangt die unbeschränkte Macht des Gefühls in der Musik, und zwar

nach der Weise, wie er diese Gefühle auffaßt, und für ihn — das sagt er ganz frei und offen in seinem „Kunstwerk der Zukunft“ — ist die wahre Kunst nur denkbar und möglich, wenn es keine Politik mehr giebt, wenn die Staaten aufhören. Solche Grundsätze vertragen sich in manchen Punkten mit den Gefühlsregungen der zopfigsten Musiker des verflossenen Jahrhunderts ganz so gut, als der starrste Katholicismus sich in manchen Dingen mit der wildesten Socialdemokratie vertragen kann; auch haben, wie wir beweisen werden, nicht jene Grundsätze zuerst die stärkste Gegnerschaft hervorgerufen. Wir sprechen übrigens selbstverständlich nur vom Schriftsteller Wagner, dem Componisten des „Lohengrin“ und der „Meistersinger“ zollen wir die gebührende hohe Bewunderung. Und nun wenden wir uns zu dem Hauptzwecke dieser Studien, zu dem Lebens- und Entwickelungsgange des Mannes, der mitten im hin- und herwogenden Streit der Parteien den Wegweiser wissenschaftlicher Forschung mit starker Hand aufgepflanzt hat.

Eduard Hanslick ist 1825 in Prag geboren und hat dort seine ersten wissenschaftlichen, so wie seine musikalischen Studien vollendet. Die Hauptstadt der Provinz (oder wenn man will des „Königreiches“) Böhmen besaß zu jener Zeit die besten Gymnasien der Monarchie, und auch das Conservatorium, an dessen Spitze der gelehrte und überall hochgeachtete Tomaschek stand, genoß einen weitverbreiteten und wohlbegründeten Ruf. Böhmen sandte damals die tüchtigsten, fleißigsten Beamten in die Kanzleien, und die besten gründlichsten Musiklehrer in die ganze Welt. Der Beamtenlaufbahn widmete sich Hanslick zuerst, nachdem er auf der Wiener Universität die in Prag begonnenen juridischen Studien beendet, und das Doctorat der Rechte erlangt hatte, aber die Musik, in welcher er von Meister Tomaschek graduirt worden war, machte ihre Rechte an ihm geltend. Und fast zu gleicher Zeit mit seinem Eintritt in den Staatsdienst (in welchem er, wenn wir nicht sehr irren, bis zum Jahre 1856 geblieben ist) begann er die Thätigkeit als Musik-Kritiker und -Aesthetiker, welche ihn auf den Ehrenplatz, den er jetzt einnimmt, geführt hat.

Was Anno 1846 eine ernsthafte Musikkritik, wie sie Hanslick zu schreiben unternahm, in Wien bedeutete, kann heute nur von Dem begriffen werden, der zu jener Zeit in der österreichischen Hauptstadt gelebt, und die musikalischen Verhältnisse genau gekannt hat. Die jüngere Wiener Generation, welche Hanslick's, Schelle's, und Speidel's gediegene und geistvolle Besprechungen liest, hat keine Ahnung von Dem, was damals zu Tage gefördert wurde; heutzutage muß, angesichts der oben genannten Männer, der Berichterstatter eines Blattes dritten Ranges fast mehr Fachkenntniß und Bildung besitzen, als damals für irgend einen Hauptkunstrichter nothwendig erschien. Es wird anstatt weitläufiger Darlegungen an dem Hinweise genügen, daß der sehr witzige Saphir, der Redacteur des „Humorist“, der nach seinen eigenen Worten von Musik so viel verstand, „wie die Katz' vom Sonntag“, nichts desto weniger auch in tonkünstlerischen Angelegenheiten einen unermeßlichen Einfluß ausübte, die erste Persönlichkeit war, welche reisende Virtuosen, Sänger &c. aufsuchten, und die ihnen so zu sagen gutes und schlechtes Wetter anberaumen konnte. Während in Leipzig zwei große Musikzeitungen wirkten, deren eine der edle Schumann leitete, und größtentheils selbst schrieb, während in Berlin die von Marx gegründete Musikzeitung sich großer Theilnahme des Publicums und der Mitwirkung bedeutender Gelehrter erfreute, vermochte die Wiener Musikzeitung kaum ein kümmerliches Dasein zu fristen. Ihr

Herausgeber und die Mitarbeiter waren wackere, gemüthliche Leute, die ihre Herzensergüsse über Musik gedruckt lesen wollten, Fünf gerade und unsern Herrgott einen guten Mann sein ließen, und sich um Das, was außerhalb Wiens geschah, keine Sorge machten.

Die Componisten „draußen im Reich", Mendelssohn und nun gar schon „der Mann von der Clara Wiek", der Schumann, waren norddeutsche Verstandesmusiker, die für Wien wo „wir" Gefühl brauchten, nicht paßten, und mit deren Werken man sich daher auch nicht zu plagen brauchte. Die Wiener Musikzeitung war auch ein leutseliges Blatt, das Niemandem wehe that, und niemals Polemik trieb. Eine Zeit lang, gegen das Jahr 1846 oder 1847 spukte ein unheimlicher Geist in ihren Spalten; der Dr. Becher, ein „Ausländer" aus Deutschland schrieb geistsprühende und gelehrte Artikel, welche die Aufmerksamkeit aller Gebildeten erregten; sie blieben aber ohne nachtheiligen Einfluß, weil Saphir und Genossen noch die öffentliche Meinung größtentheils beherrschten und weil jener geistvolle Schriftsteller sich plötzlich von der Tonkunst zur Politik wendete, die ihm, den braven, ganz in abstracten Theorien befangenen Mann, den Tod gebracht hat*). Nur Einer wars, der in jener Zeit die musikalische Kritik im künstlerischen Sinn des Wortes handhabte, fest beharrte in seinem Streben, und zum gedeihlichen Ziele gelangte: Hanslick.

Seine Thätigkeit entfaltete sich zuerst in einigen Artikeln für die „Oesterreichischen Literaturblätter" und die „Sonntagsblätter", welche beide die gediegensten Zeitschriften Wien's waren, daher auch nur einen kleinen Kreis von Lesern zählten, in einer Zeit, wo es keine öffentliche Politik gab, und nur der oberflächlichste Theater- und Salonklatsch, wenn er in pikanter Form wiedergegeben ward, das große Publicum interessirte. Erst als Hanslick im Jahre 1847 das Amt eines Berichterstatters der officiellen Wiener Zeitung übernahm, die von allen Leuten gelesen werden mußte, gewannen seine Artikel die ihnen gebührende Anerkennung; doch ihr unbestrittener weit tragender Einfluß, die große Theilnahme, mit welcher sie auch außerhalb Wiens, in ganz Deutschland und in den musikalischen Kreisen Englands gelesen werden, ist seit dem Zeitpunkte festgestellt, in welcher seine Schrift „Vom Musikalisch-Schönen" erschien.

Die geistreichen Schriften Wagners, besonders sein „Oper und Drama", hatten in der Musikwelt den als unantastbar geltenden Lehrsatz verbreitet, daß die Musik Gefühle darstellt, und zwar in unverkennbarer Weise. Diesen Satz zu bestreiten, fiel in den ersten Zeiten nach dem Erscheinen des Buches Niemandem ein; denn auch die erbittertsten Gegner Wagner's wandten sich nur gegen seine herausfordernde Polemik, gegen seine vornehme, manchmal so absprechende Beurtheilung der großen Meister, und gegen seine Anwendung der Theorie. Gegen diese letztern war kein Einwand zu vernehmen; im Gegentheil! Alle gegen Wagner gerichteten Angriffe gingen dahin, ihm zu beweisen, daß die von ihm vornehm abgeurtheilten Componisten die wahren Gefühle viel besser darstellten, als er in Tannhäuser und Lohengrin, und daß ein Haydn'sches oder Mozart'sches Adagio mehr

*) Er redigirte im Jahre 1848 eine politische Zeitschrift, die sich durch die heftigsten Declamationen auszeichnete, aber niemals pöbelhaften Ton anschlug. Nach der Octoberrevolution 1848 ward er und sein Mitarbeiter Jellinek durch Spruch des Militairstandgerichtes zum Tode verurtheilt und erschossen.

Gefühl enthalte, als seine ganze Musik. Ueber die „Tonmalerei", wie sie in der Pastoralsymphonie, oder in den hoch interessanten Instrumentalwerken Berlioz' erschien, waren allerdings schon mancherlei Bemerkungen und Bedenken veröffentlicht, aber die „Darstellung der Gefühle" war im Allgemeinen noch gar nicht Gegenstand des Zweifels gewesen, vielmehr als die wahre Domäne der Musik betrachtet worden. Die größten Dichter hatten ja bezeugt, daß die Tonkunst die Sprache der Seele sei (Schiller), preisen das Doppelglück der Töne wie der Liebe (Goethe in der Trilogie der Leidenschaft). Wir erlauben uns hier noch zwei wenig bekannte Sätze aus einem berühmten Buche beizufügen, die da beweisen, in welchem Grade, und von W e m der Musik die Fähigkeit alle Gefühle darzustellen, zuerkannt wurden. Der erste Satz lautet: die Anfangssymphonie besteht aus drei Sätzen. Der erste ist ein Largo, Violine, Hoboen und Flöten; der Ausdruck ist ernsthaft, manchmal gar wild und stürmisch, der Zuhörer soll vermuthen, daß er ein Schauspiel dieses Inhaltes zu erwarten habe. Doch nicht dieses Inhaltes allein; „Zärtlichkeit, Reue, **Gewissensangst**, **Unterwerfung**, nahmen ihren Theil daran *c. *c." und weiter: ein Allegro assai drückt **den durch Furcht und Zweifel unterbrochenen**, aber immer noch sich **wiederholenden Stolz** des treulosen und herrschsüchtigen Meisters aus. Diese Sätze sind nicht etwa von irgend einem „neudeutschen" Musiker oder Kritiker in einem Berichte über Liszt'sche symphonische Dichtungen geschrieben worden, sondern von — Lessing in seiner Dramaturgie, am 31. Juli 1767 über die Musik von Herrn „Agricola" zur „Semiramis" „des Herrn von Voltaire". Wenn der Mann der den „Laokoon" geschrieben hat, solche Ansichten über die Musik aussprach, zu einer Zeit, wo kaum die ersten Strahlen der Romantik sich zeigten, darf man sich über die Ueberschwänglichkeit der Neueren sehr wundern? Doch nicht blos in den Worten der Dichter fand die Theorie von der Gefühlsdarstellung durch Musik ihre Stütze, sondern auch in den ästhetischen Forschungen der Philosophen. Einzelne Sätze, besonders wenn man sie aus den logischen Zusammenhange mit dem Ganzen trennte, ließen schließen, daß selbst die Wissenschaft der Tonkunst die Gefühle als das Object, als den Gegenstand der Darstellung zuwies. Es ist nicht schwer darzulegen, wie das, was Hegel von der Musik als „Kunst des Gemüthes" sagt, oder selbst das, was Schopenhauer — der von der neudeutschen Schule am meisten citirt wird — von dem „Abbild des Willens in der Musik" behauptet, weit entfernt ist von der Theorie: daß der Ausdruck bestimmter Gefühle das Wesen der Musik, daher die Aufgabe des Tonkünstlers bildet. Diese Theorie die Wagner und seine Schule am bestimmtesten aussprachen, war aber eine ziemlich allgemein angenommene und wie wir schon gesagt haben, nicht sie, sondern ganz andere Behauptungen Wagner's hatten die heftige Gegnerschaft in den Reihen der Musiker und Gelehrten hervorgerufen.

Der Streit der feindlichen Parteien loderte gerade am heftigsten, als ein kleines Buch von kaum acht Bogen erschien: „Vom Musikalisch-Schönen, ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst", das schon durch die Ueberschrift der einzelnen Capitel die Leute stutzig machte. Denn es stand schwarz auf weiß gedruckt: Capitel II. „Die Darstellung von Gefühlen ist nicht Inhalt der Musik". In klarstem, meisterhaftem Stile, und zugleich scharfer wissenschaftlicher Beweisführung zeigt das Büchlein mit einem Male wie der ganze bisherige Streit erst auf das richtige Feld zurückgeführt werden müsse, bevor er weiter ausgefochten ward, wie man zuerst forschen sollte, ob

die Musik überhaupt Gefühle bestimmt darstellen könne, bevor man entschiede, ob Wagner oder Mendelssohn oder Meyerbeer sie richtig darstelle. Wir dürfen hier keine ausführliche Analyse dieses kleinen Meisterwerks geben, weil sonst diese Studie selbst zur Broschüre würde, und weil wir hier nur über Hanslick's Thätigkeit und Bedeutung, nicht über jedes einzelne Moment derselben schreiben, müssen uns also mehr auf eine kurze Darlegung des Inhalts und auf allgemeine Bemerkungen beschränken.

Im ersten Capitel wendet sich Hanslick gegen die bisherige Behandlungsweise der musikalischen Aesthetik, die nicht ergründen will, was in der Musik schön sei, sondern die Gefühle schildert, welche sich des Zuhörers bemächtigen, untersucht den Zusammenhang zwischen dem Tonwerke und der Gefühlsbewegung, und stellt den Grundsatz fest, daß jedes Kunstwerk sich in Beziehung zu unserm Fühlen setzen wird, keines in eine ausschließliche. Im zweiten Capitel wird, wie wir schon oben bemerkten, dargelegt, daß die Darstellung der Gefühle nicht der Inhalt der Musik sein könne. Im dritten wird das Musikalisch-Schöne als das Specifisch-Musikalische, das in den Tönen und in der künstlerischen Verbindung liegt, bezeichnet und erwiesen. Der vierte Abschnitt behandelt das Verhältniß des schaffenden Componisten zum genießenden Hörer. Der fünfte erklärt, wie die Gefühle, welche die Musik erregt, nur dann als wahre und künstlerische gelten können, wenn sie zuerst aus dem ästhetischen Erfassen des musikalisch Schönen hervorgegangen sind, nicht aus Vorstellungen, die der Außenwelt entnommen, mit der Musik nur unmittelbar zusammenhängen; Hanslick zeigt mit nachsichtsloser Schärfe, aber auch mit unübertrefflicher Beweisführung, wie gerade dadurch, daß man die Bedeutung der Musik nach ihrer Wirkung auf die Gefühle bemaß, die eigentliche Erkenntniß der Tonkunst gehemmt worden ist. Im sechsten findet sich eine genaue Darlegung des Verhältnisses der Musik zur Natur, die allen andern Künsten, Vorbilder der Musik, aber nur das todte Material giebt, aus welchem der Ton erzeugt wird. Im siebenten und letzten Capitel endlich wird die hochwichtige Frage erörtert: „hat die Musik einen Inhalt?" und dahin beantwortet, daß nur die Themen, d. h. die deutlich geformten musikalischen Gedanken, welche dann vom Componisten weiter organisch entwickelt werden, den Inhalt eines Tonstückes bilden, daß aber vom ästhetischen Standpunkt das, was gewöhnlich als „Inhalt" bezeichnet wird, der „geistige Gehalt" ist.

Aus diesen kurzen Andeutungen vermag der Leser zu entnehmen, welch' ungemeinen Reichthum an Gedanken das Büchlein enthält und welch' ungeheure Wirkung es erzeugen mußte, in einer Zeit, in welcher die Frage: ob die Musik Gefühle darstelle oder nicht, noch ganz und gar außer aller Erörterung geblieben war, wo die Parteien nur darum stritten: ob die classische Musik oder die Wagner's die richtige sei, d. h. die wirkliche, wahre Gefühlssprache!! Die Gegenschriften, welche Hanslick's Büchlein hervorrief, bilden eine Literatur für sich, die noch immer bereichert wird. Aber sie haben die wissenschaftliche Forschung gar wenig gefördert. Selbst die von philosophisch gebildeten Männern geschriebenen Gegenschriften — von andern kann hier nicht die Rede sein — enthalten meistens nur directe Angriffe, Behauptungen, für welche der Verfasser den Beweis größtentheils schuldig bleibt, Ueberschwänglichkeiten, die dem Wahrheit suchenden Leser das Lesen verleiden, und Sätze, bei denen man fragen möchte, ob der Schreiber sich oder Andere foppen will. So z. B. finden wir in dem Buche eines hochgebildeten und

hochachtbaren Mannes Ausdrücke wie: „unmündiger Jüngling, analytischer Quälgeist, nichtswürdiges Princip, unwürdiges Zeug, Geisteswüste, rastlose Mordsucht am Heiligsten", Ausdrücke, die vom mildesten Standpunkte beurtheilt, jedenfalls mehr von sehr großer Aufgeregtheit, als von philosophischer Ruhe zeugen, und die um so interessanter erscheinen, als sie vor dem allgemeinen Bekanntwerden der Schopenhauer'schen Schriften und Invectiven datiren. Der Erfinder dieser Ausdrücke nennt sich einen Mann vom Centrum der alt Hegel'schen Partei, dem Denken, Fühlen, Sein Eins ist, einen Todfeind der Seelenvermögenstheorie, schreibt aber dennoch Sätze wie: „Der Verstand, dieser selbstsüchtigste Dämon des Menschen", und was seine Charakteristik der Componisten betrifft, so genügt es anzuführen, daß er Schumann den „feuertrunkensten Herold des seelenhaftesten Tönens" nennt. Die wärmsten Verehrer Schumann's, zu denen wir uns auch rechnen, werden eingestehen, daß eine solche Definition vortrefflich paßt in ein Weihnachts-Geschenkbuch für junge Damen, aber nicht in eine wissenschaftliche Streitschrift. In einem andern Buche gegen Hanslick, dessen Verfasser auch ein Dr. Philosophiae ist, steht der Satz: „Verstand und Gefühl haben in verschiedenen Gebieten des Nervensystems ihren Sitz". Dann kommt eine Tabelle für die verschiedenen Dialecte des Vogelgesanges („Paraduzin, Gadix, Wi, Wi, Wi, Zizerzi"), die „bestimmte Intervallenfigur" der Unterhaltung zwischen Hühnern und Gänsen wird angedeutet (geneigter Leser, wir spaßen nicht, sondern citiren wörtlich!) und endlich wird erzählt: Beethoven soll einst von dem mächtigen Baßtone eines Zuchtstieres so angezogen worden sein, daß er sich in ein Duo mit ihm einließ. So wird Polemik getrieben von wissenschaftlich gebildeten Männern! Nun wie erst von den Anderen! Nur Vischer in seiner Aesthetik — nach unserer Ueberzeugung das höchstbedeutende Werk dieser Wissenschaft — tritt mit wissenschaftlichen Beweisen Hanslick entgegen, dessen Schrift er, mit der eines großen Philosophen würdigen Anerkennung, „eine gedankenreiche, durchaus anregende" nennt; und was er gegen den „unvermeidlichen Widerspruch" sagt: daß hinterher doch „Gedanken und Gefühle, die theuersten und wichtigsten Bewegungen des Menschengeistes" als Gehalt der Tonkunst eingeräumt werden müssen, ist wohl der einzige richtige, wissenschaftlich begründete Einwurf, der gegen jene „gedankenreiche Schrift" vorgebracht wurde.

Es ist allerdings nicht zu leugnen und darf nicht verschwiegen werden, daß einzelne Sätze des Hanslick'schen Buches geeignet sind, falsche Meinungen über ihn zu erzeugen, daß der oft herbe schneidige Ausdruck verstimmend wirken mag, und daß manches geistreiche Gleichniß mehr das Gepräge des momentan wirkenden Witzes als der wissenschaftlichen Analyse trägt. Wenn er z. B. behauptet, „jede Zeit, jede Gesittung bringt ein verschiedenes Hören, ein verschiedenes Fühlen mit sich, die Musik bleibt, aber es wechselt ihre Wirkung mit den wechselnden Standpunkten conventioneller Befangenheit", so läßt sich dagegen erwiedern, daß das Schöne, mag man es nun nach Belieben definiren, immer dieselbe Wirkung erzeugen wird: reines geistiges Genießen des Verstehenden; daß dagegen das „Conventionelle" immer Dasjenige sein wird, was mit dem Modegeschmack zusammenhängt. Wir wundern uns heute über die große Wirkung der Kotzebue'schen Stücke vor sechzig Jahren, unsere Nachkommen werden sich wundern über die Stücke die jetzt „volle Häuser" machen. Was vor sechzig Jahren die wahren Dichter über Kotzebue gesagt haben, gilt heute allgemein; und was die Dichter unserer Zeit über

die meisten jetzigen „bühnengerechten" Zugstücke sagen, wird in fünfundzwanzig Jahren allgemein gelten. Aber was Jene über den „Wallenstein" sagten als er erschien, das war damals das gemeinsame Urtheil aller Gebildeten, und wie heute — so zeigt sich der Unterschied zwischen dem wahrhaft Schönen und dem Conventionellen und so ist's auch in der Musik. Trachten, Sitten, Höflichkeitsformen wechseln mit der Zeit, das wahrhaft Schöne — die Idee in der begrenzten Erscheinung — bleibt unter allen Formen für alle Zeiten.

Wenn Hanslick von „Ideen des Anschwellenden, Absterbenden" spricht, so kann man erwidern, daß rein sinnliche Wahrnehmungen nicht als Ideen bezeichnet, und daß die angeführten Wahrnehmungen selbst nicht durch Abstraction zur Idee erhoben werden können.

Wenn Hanslick bei seinen Betrachtungen über die „Darstellung" von Gefühlen in der Musik unter andern die Frage aufstellt: „hat der Leser nie das fugirte Allegro aus der Ouverture zur Zauberflöte als Vocalquartett zankender Handelsjuden gehört? Mozart's Musik, an der nicht eine Note verändert ist, paßt zum Entsetzen gut auf den niedrig komischen Text, und man kann sich in der Oper nicht herzlicher an dem Ernst der Composition erfreuen, als man hier über die Komik derselben lachen muß": so liegt die Erwiederung sehr nahe: daß wohl noch Niemandem eingefallen ist, das Motiv der erwähnten Frage als ein zum Ernste stimmendes zu bezeichnen. Der Verfasser erinnert sich genau, daß sein Lehrer im Contrapunkt, der ehrwürdige Sechter in Wien, dieses Motiv als das „Geplapper des Papageno" bezeichnet hat. Ein so tiefer Forscher wie Hanslick durfte überhaupt an dieser Stelle nicht die selbstständige Kraft der Parodie, der Carricatur ignoriren. Wir haben erst vor Kurzem ein schlagendes Beispiel dieser Kraft erlebt. Der junge Chef des Hauses Bote und Bock in Berlin ließ sein neues Geschäftslocal mit einem großen Concert einweihen, in welchem unter Andern auch eine humoristische, von Wichert gedichtete, von Wuerst componirte Cantate aufgeführt wurde. Die verschiedenen Musikalien treten sprechend auf; ein Jedes will obenauf liegen; die Symphonie beansprucht den Ehrenplatz als Königin der Töne; nachdem sie gesprochen fällt der Chor ein mit dem Anfangsthema von Beethoven's C-moll Symphonie: „Die Symphonie! — Die Symphonie! — sie ist die Königin, die Königin der Töne*)" 2c. — und endet mit den ersten Tacten der Finale. Alle Künstler Berlins waren versammelt, und alle lachten, daß ihnen die Thränen in die Augen kamen, keinem fiel es etwa ein, nachzudenken ob hier eine „Entweihung" der hehren Töne Beethoven's stattfinde, nein! alle applaudirten aus Leibeskräften und gratulirtem den Componisten zu dieser wahrhaft genialen Zusammenstellung! Und es ist eine tägliche Erscheinung, daß die sublimsten Verse eines Dichters paradirend angeführt werden, und daß damit eine Wirkung erreicht wird, wie das rein Komische (an sich) sie nicht erzielen könnte.

Wenn endlich Hanslick meint: „die Stimmung religiöser Andacht gilt mit Recht für eine der musikalisch am wenigsten ergreifbaren" und dann darauf hinweist, wie in unzähligen Dorf- und Marktkirchen zur heiligen Wandlung das „Alphorn" von Proch oder den Schluß der „Nachtwandlerin" vorgetragen werde, daß in allen italienischen Kirchen jetzt Motive von Rossini, Donizetti, Verdi 2c. zu hören sind, ohne daß sie die Andacht der Gemeinde

*) Der Leser, der dies Thema kennt, wird dessen Töne sehr leicht mit den Worten verbinden.

stören, so läßt sich erwiedern, daß dieses Factum kein Beweis dafür ist, wie die Musik religiöse Gefühle nicht darstellt (oder erwecken kann). Denn die polternden Predigten mancher Pfaffen sind von der Religion noch weiter entfernt als jene Motive, werden aber noch andächtiger angehört, und das Farbengekleckse, das in manchen Dorfkirchen als Marienbild gilt, und vor dem so viele Fromme anbetend niedersinken, ist wahrhaftig auch nicht angethan, die heilige Jungfrau darzustellen. Jenes Factum ist an sich ganz richtig und bedeutungsvoll, aber nur in Bezug auf Unterschied zwischen Glauben und religiösem Gefühle, nicht in der Anwendung auf die Musik. Der wahrhaft religiöse Mensch*) wird in allen Künsten das Wahre, aus dem Herzen kommende wohl zu unterscheiden wissen, der Ungebildete nirgends. Wir haben die angeführten Sätze absichtlich hervorgehoben, um darzuthun, daß der Zweck unserer Studie nicht eitel Lob und Preis ist; aber nachdem der Negation ihr Recht geworden ist, muß auch die Bejahung um so stärker betont werden. Hanslick's Buch ist und bleibt ein Epochemachendes, und kann nicht oft genug gelesen werden; seine Wirkung war eine tiefeingreifende, allgemeine, ja es wäre nicht schwer nachzuweisen, wie selbst heftige Gegner sich unbewußt manche der darin ausgesprochenen Ansichten angeeignet haben!

Der große Erfolg des Werkes war auch für Hanslick der Wegweiser seiner künftigen Laufbahn; er gab die Stellung als Beamter auf, und habilitirte sich im Jahre 1856 als Privatdocent für Aesthetik und Geschichte der Tonkunst an der Wiener Universität; 1861 wurde er daselbst zum außerordentlichen, 1869 zum ordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1867 ward er als Juror für die musikalische Abtheilung der Pariser Ausstellung erwählt, 1873 in derselben Eigenschaft für die Wiener Weltausstellung, die er durch eine ebenso interessante als lehrreiche Sammlung alter Instrumente bereicherte. Dabei blieb seine schriftstellerische Thätigkeit unermüdlich. Abgesehen, daß er in der „Neuen freien Presse“ die musikalische Kritik vertritt, hat er eine „Geschichte des Concertwesens in Wien“, eine „Gallerie deutscher Tondichter“, dann „Biographien französischer und italienischer Tondichter“ veröffentlicht, die alle eine Fülle von geistreichen und lehrreichen Darstellungen enthalten. Im diesem Jahre (1874) ist sein „Vom Musikalisch-Schönen“ in vierter Auflage erschienen.

Wenn nun dieses Hauptwerk die hohe geistige Bedeutung seines Autors für immer festgestellt hat, so bietet es doch als rein wissenschaftliches keinen Anhalt für einen Schluß auf den „Menschen“, auf dessen „Herz“, vielmehr dürften gar viele Leser, und selbst solche, welche aus dem Buche Belehrung schöpften, doch an ein Vorwiegen des scharfen Verstandes über die Gemüthsregungen glauben, an ein starres Festhalten der Principien, an unnachsichtliche Bekämpfung jeder gegnerischen Meinung. Wir erlauben uns hier eine Thatsache, aus dem innern Leben Hanslick's, die uns von einem sichern Gewährsmanne**) mitgetheilt wurde, zwei andere aus seinem öffentlichen Wirken anzuführen, die aber ebenfalls fast gar nicht bekannt sind. Als Hanslick zum

---

*) Wer Kunst und Wissenschaft besitzt,
Der hat auch Religion.
Wer keins von Beiden besitzt,
Der habe Religion.

Goethe.

**) Der Verfasser der Studie hat Herrn Hanslick vor zwanzig Jahren flüchtig gekannt und seit der Zeit nicht mehr gesehen.

ordentlichen Professor ernannt wurde, riethen ihm die Freunde, daß er nunmehr auch eine Häuslichkeit gründe; einem Manne in solch ehrenvoller gesicherter Stellung war es ja leicht, eine Ehe zu schließen, die ihm bei geistiger Befriedigung auch äußerliche „standesgemäße" Vortheile brachte. Aber der neuernannte Professor liebte schwärmerisch ein junges, armes, kränkliches Mädchen, diese heirathete er — und verlor sie nach sechs Monaten durch den Tod. Und der sonst immer thätige und kampfbereite Mann, der in den schwierigsten Lagen des Lebens, und den heftigsten Angriffen gegenüber die Ruhe und den Gleichmuth bewahrt hatte, ward von dem einen Schlage so niedergebeugt, daß er fast ein Jahr lang jeder geistigen Thätigkeit fern blieb. Dem Leser, der diese Thatsache erfährt, wird es nunmehr erklärlich erscheinen, daß Hanslick als Kritiker zu den begeistertsten Verehrern Schumann's zählt, des Componisten, der am meisten aus dem Gemüthsleben heraus arbeitete, dessen meiste Schöpfungen Phantasie- und Stimmungsbilder zu nennen sind; für ihn hat Hanslick in Wien zu einer Zeit entscheidend gewirkt, wo noch die wenigsten Musiker des Meisters Compositionen kannten, geschweige das Publicum. Und er, der schneidigste, rücksichtsloseste, unermüdlichste Gegner der Wagner'schen Theorien war Derjenige, welcher in der Commission für die Ausschmückung des Wiener Opernhauses (1868) den Antrag stellte und mit der energischen Unterstützung Herbeck's durchsetzte, daß die Büste — — Wagner's, des **Componisten**, im Versammlungszimmer (Foyer) neben denen der großen klassischen Opern-Tondichter aufgestellt wurde.

Wahrlich, wer in solcher Weise gewirkt hat, dem muß zugestanden werden, daß er nicht blos im philosophisch gebildeten Geiste, sondern auch im Gemüthe den richtigen Schlüssel trägt zum Verständnisse des „Musikalisch-Schönen".

H. Ehrlich.



Wanderungen durch das Elsaß.

Von F. Lucius.

Ein Ausflug nach der Hohkönigsburg.

II.

Im goldenen Glanz der Morgensonne und von leichtem, durchsichtigen Nebel umflossen, dehnt sich nun die ganze Vogesenkette, ein höchst anmuthiges und wunderbar erquickendes Panorama, einen sanften Bogen beschreibend, vor unserm Auge aus; dichtbewaldet und viel gestaltet sind die buntschattirten Höhenzüge, sorgsam mit Reben bepflanzt die Vorhügel und Abhänge; freundlich und nett liegen zahlreiche Städtchen und Dörfer am Fuß der Berge da, alte Burgen und verfallene Schlösser lugen düster und schweigsam allenthalben aus dem Waldesdunkel hervor und den Vordergrund nehmen saftige Wiesen und fruchtbare Ackerfelder ein. — Da drunten die Odilienkapelle auf steil und schroff abfallendem Bergeshang (wir kennen sie von einem frühern Ausflug her) — dann die gewaltige Felsenmasse des Männelsteins oder richtiger Mennelsteins, wie wirklich der Name von dem celtischen, noch jetzt in der Bretagne gebräuchlichen Maen (Stein) abzuleiten ist, und an druidischen Cultus erinnert, wie das nahegelegene Truttenhausen oder Druidenhaus, wo einst ein heiliger Hain gestanden haben soll, es wahrscheinlich macht. — Unterhalb des Mennelsteins auf halber Bergeshöhe, in freier, eine weite Aussicht nach Süden gewährenden Lage die Ruinen der vormals so stolzen Burg Landsberg, die im wahren Sinne des Wortes den Namen Landeswarte verdiente und gegen 1200 durch Conrad von Landsberg erbaut wurde. — Etwas tiefer das Dorf Heiligenstein, weitberühmt durch seinen ausgezeichneten Klewenerwein, der so süß und würzig dem Munde schmeckt, so heimtückisch aber und verrätherisch auf Kopf und Beine zu wirken pflegt. — Weiter links am Ausgang des St. Ulrichsthals, auf drei Seiten von schützenden Bergen eingeschlossen, das reizend gelegene, gewerbfleißige und wohlhabende Städtchen Barr. Dahinter das Andlauerschloß mit seinen zwei runden, weitausschauenden Thürmen, das zu Ende des vorigen Jahrhunderts so gut noch erhalten war, daß man dessen ganze innere Einrichtung in allen ihren Theilen vollkommen erkennen konnte. Die Geschichte dieses Schlosses ist mit derjenigen der Stadt Straßburg oftmals auf das innigste verbunden. Im Jahr 1213 wurde es durch den Bischof Heinrich von Veringen und 1246 abermals zerstört, und zwar in dem Kriege, den der Bischof Heinrich von Stahleck gegen die Anhänger des Kaisers Friedrichs II. führte. Drei Brüder der Familie von Andlau erhielten dasselbe im Jahre 1274 als Geschenk von Rudolf von Habsburg; späterhin jedoch ist es in ein bischöfliches Lehen umgewandelt worden. Die Edlen von Andlau thaten sich im Laufe der Jahrhunderte, ja bis herüber in die neueren Zeiten, in kirchlichen, militairischen und bürger-

lichen Aemtern hervor und gelangten zum Theil zu hohen Ehren und Würden; bei dem glänzenden Turniere, welches 1392 zu Schaffhausen stattgefunden, war es die Gattin eines Herrn v. Andlau, die als erste Ehrendame den Rittern die Waffe zu reichen hatte. — Wenn wir auch das Städtchen Andlau selbst, welches ganz in der Nähe des Schlosses in einem lieblichen Thale liegt, von hier aus nicht zu erblicken vermögen, so dürfen wir dasselbe darum doch nicht mit Stillschweigen übergehen. Richardis, die durch ihre Schönheit eben so sehr als ihre hohe Weisheit und ungeschminkte Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Gattin Kaiser Karls des Dicken (verehelicht 862) hatte hier auf väterlichem Erbe (sie war die Tochter Herchengarins, Grafen des Nordgaus im Elsaß, aus Adalrich's Geschlecht) in frohen und glücklichen Tagen ein Kloster gestiftet, das ursprünglich Eleon hieß, in welches nur Fürstinnen, Gräfinnen und Edelfrauen aufgenommen werden sollten, wohl nicht ahnend, daß sie in dessen Räumen späterhin in Trauer und Thränen ihr Leben würde hinbringen und beschließen müssen. Und das kam denn so. Schwach und unfähig wie er war vermochte Karl der Dicke das nach dem Tode seiner beiden Brüder ihm zugefallene und ausgedehnte Reich nicht zu beherrschen und überließ die Regierung seiner mit Geist und Energie begabten Gattin Richardis, welche in Luitward, Bischof von Vercelli, einen weisen Rathgeber und thatkräftigen Beistand sich beigesellte. Den Einfluß, welchen derselbe auf die Kaiserin und die ganze Leitung des Staates ausübte, war aber einigen ränkevollen Hofleuten so gründlich zuwider und verhaßt, daß sie kein Mittel unversucht ließen, denselben zu untergraben und wo möglich ganz zu brechen. Sie beredeten darum den schwachherzigen und leichtgläubigen Kaiser, seine Gattin lebe mit dem Bischof auf allzuvertraulichem Fuße, habe sogar eine unlautere sündliche Verbindung mit ihm eingegangen und die eheliche Treue gebrochen. Diese böswilligen Einflüsterungen fanden bei Karl nur allzuleicht Gehör; Luitward wurde vom Hofe verbannt und Richardis nach einer fünfundzwanzigjährigen Ehe verstoßen. Sie zog sich in das von ihr gegründete Kloster nach Andlau zurück, nachdem sie vorher noch ihre Unschuld durch die Feuerprobe bewiesen hatte. Königshoven sagt: „das sü noch eine reine maget (Jungfrau) were, des bewerte sü domitte, das sü ein gewihsset hemede (ein mit Wachs bestrichenes Hemd) ane det und domit in ein für ging und bleip unversehrt von dem füre.“ Herzog läßt sie über „glühende Schermesser (Pflugscharen) schreiten vnnd damit jhre reinigkeit vor Gott vnnd der welt bezeugen“. Sie starb in Andlau am 18. September 893 oder 894 und wurde in einer Kapelle neben der Abteikirche beigesetzt. Als Papst Leo IX. im Jahr 1049 durch das Elsaß, sein Vaterland, reiste, erhob er ihren Leichnam, setzte ihn der öffentlichen Verehrung aus und nahm Richardis selbst in die Zahl der Heiligen auf. — Die wohlerhaltene, durch die Bemühungen und die Freigebigkeit des kunstsinnigen Ortsgeistlichen, des Herrn Abbé Deharbe, in den letzten Zeiten vollständig restaurirte Stiftskirche verdient gesehen zu werden und wird auch immer noch oft und viel besucht .... doch nicht blos von Kennern und Freunden der mittelalterlichen Baukunst. Es befindet sich in einer unterirdischen Kapelle eine kreisförmige Vertiefung, und in diese pflegen sich Diejenigen zu stellen, welche mit Beinschmerzen behaftet sind, um sich da auf wunderbare Weise heilen zu lassen.

Man erzählt, daß die heilige Richardis, als sie sich entschlossen hatte ein Kloster zu bauen, am Grabe der heiligen Odilia gebetet, daß diese sie durch ein Gesicht bewogen habe, es zu Andlau zu errichten und zwar an dem Orte,

wo eine Bärin mit ihren Jungen die Erde aufscharren würde. Der Sage nach soll jene Vertiefung diese Stelle nun bezeichnen. Man unterhielt auch lange Zeit lebendige Bären in der Kirche und schaffte sie erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ab, als einer derselben einmal ein Kind gefressen hatte. Seitdem steht ein in Stein gehauener Bär hinter der Kirchthür und das zum Unterhalt des lebendigen Bären bestimmte Geld wird an einem gewissen Tage unter die Armen vertheilt. — Bis in die neuesten Zeiten erhielt auch jeder vorüberziehende Bärenführer ein Brod und drei Gulden. — Weithin sichtbar liegt da auf einem Hügel, der sich von dem Gebirge aus wie eine Landzunge in die Ebene hineinzieht, frei und luftig das ansehnliche, beinahe 3000 Einwohner zählende Dorf Epfig, einst Hepheka geheißen, wahrscheinlich an der Stelle der Epfiger Burg erbaut, die der Hohenstaufe Philipp in seinem Kriege mit dem Gegenkönig Otto um 1198 brach. — Auf dem Gottesacker dieser Gemeinde steht zur Zeit noch die im elften Jahrhundert in romanischem Stil und in lateinischer Kreuzform erbaute, von den Sachkundigen hochgeschätzte Margarethenkapelle.

An das Gebirg sich lehnend, sendet uns freundlich von da drüben das Städtchen Dambach seine Grüße zu. Bei der Belagerung dieses Städtchens durch die Armagnaken im Jahr 1444 wurde der Dauphin Ludwig, welcher sie befehligte, durch einen Pfeil am Bein verwundet; als aber die Einwohner, die wacker und mit großer Tapferkeit eine zeitlang sich vertheidigt, der Uebermacht nicht mehr zu widerstehen vermochten, zogen sie weg, um den endlosen Quälereien der Sieger zu entgehen. — Auch wurden hier, während des 30jährigen Krieges (1642) die Schweden, jedoch erfolglos durch den Herzog von Lothringen belagert.

Oberhalb des Städtchens erscheint die Ruine des Schlosses Bernstein, welche ursprünglich der Familie von Egisheim gehörig, späterhin das Eigenthum der Bischöfe von Straßburg wurde und bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts bischöflicher Amtssitz blieb. — Die Namen Dambach und Scherweiler (so heißt das nun folgende Dorf) sind mit Blut in die Geschichte des Elsasses eingeschrieben. Nachdem der Herzog von Lothringen am 16. und 17. Mai 1525 die aufrührerischen Bauern bei Lupsteue geschlagen (wir haben das Nähere in unserm vorigen Artikel erzählt) und in einem gräulichen Blutbade bei Zabern Tausendweise hatte hinschlachten lassen, trat er die Heimkehr an und zog durch das Kroathal über Molsheim, längs des Gebirges hin, dem Weilerthale zu. Hier bei Scherweiler stieß er am 20. Mai unerwartet auf beträchtliche Bauernhaufen, welche in guter Stellung ihn erwarteten. Ihr Rücken war gegen das Thal gelehnt und auf beiden Seiten erhoben sich die Weinberge; ihr Geschütz, über 100 größere und kleinere Stücke, war gegen den Weg gerichtet, den die Lothringer kommen mußten. In Schlettstadt läuteten die Sturmglocken, so wie auch in vielen Dörfern der Nachbarschaft, und von allen Seiten her eilten zahlreiche Haufen den Bauern zu Hülfe. Obgleich der Abend schon hereinbrach und die herzoglichen Truppen von langem anstrengenden Marsch ermüdet waren, so wurde doch in einem Kriegsrathe der sofortige Angriff beschlossen. Die Bauern kämpften tapfer und leisteten hartnäckigen Widerstand, aber ihre Kanonen schossen zu hoch und thaten keine Wirkung, auch machte sich bald der Mangel einer sachverständigen Leitung und einheitliche Anführung auf empfindliche Weise bemerkbar. Als der Graf von Guise gegen 8 Uhr die Besatzung von Scherweiler zum Dorf hinausgeschlagen und dasselbe in Brand hatte stecken lassen, riß die Unordnung

und Verwirrung erst recht im Bauernheere ein, und nach zweistündigem mörderischen Kampfe war die Schlacht entschieden; die Bauern ergriffen die Flucht, 12,000 der Ihrigen theils todt, theils verwundet auf der Wahlstatt zurücklassend. Nach diesen beiden so rasch auf einander folgenden Niederlagen wurden die anderen Bauernhaufen von einem panischen Schrecken erfaßt und verkrochen sich in die Waldungen, um sich dem über sie hereinbrechenden Strafgerichte zu entziehen. — Außer einer Kirche besitzt Scherweiler noch zwei Kapellen; eine dieser letzteren ist der heiligen Odilie geweiht, welche längere Zeit hier lebte, da sie bekanntlich von ihrer Mutter einer Amme in dieser Gemeinde zur Pflege übergeben worden, bevor sie zu ihrer weitern Ausbildung in das Kloster Palma in Burgund gebracht wurde.

Die beiden Burgruinen oberhalb Scherweiler, welche sich auf kahlem felsigen Bergrücken am Eingange des Weilerthals beinahe berühren, heißen Ortenberg und Ramstein. Bis auf einige Mauertrümmer ist dies letztere Schloß ganz und gar zerfallen. Im Jahre 1293 durch Otto von Ochserstein erbaut, kam es bereits schon 1361 in den Besitz der mächtigen Familie der Zorn von Bulach, welche in Straßburg ihren Wohnsitz hatte. Als nun aber zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Adeligen in Straßburg in ihrem anmaßendem Hochmuthe sich allerlei Gewaltthätigkeiten den Bürgerlichen gegenüber zu Schulden kommen ließen, da loderte der lange verhaltene Groll dieser letztern in lichterlohem Feuer auf; um sich zu rächen zogen sie aus und griffen die Burgen und Schlösser ihrer Widersacher an — auch Ramstein fiel in ihre Hände, wurde 1420 zerstört und seitdem nicht wieder aufgebaut. — Auf dem alten, noch wohl erhaltenen und nur wenig steilen Burgweg gelangt man bequem zu Schloß Ortenberg. Es ist dasselbe wohl eine der größten und bedeutendsten Ruinen, welche die östlichen Vogesen krönen und nach einer Urkunde Friedrich's I. schon um's Jahr 1000 durch einen gewissen Grafen Wernher erbaut wurden. Es muß derselbe ein reichbegüterter Herr gewesen sein, denn alle Mauern sind in dem schönsten Granit aufgeführt und messen theilweise vier und mehr Meter in der Dicke. Auch ist es so angelegt, daß es mit leichter Mühe und geringer Mannschaft vertheidigt werden konnte; denn wenn man das Ausfallthor hinter sich hatte, mußte man noch zweimal an der Vorderfront des Schlosses vorüber und eine Brücke überschreiten, welche ohne alle Schwierigkeiten hinweggenommen werden konnte. Späterhin ging dasselbe in den Besitz der mächtigen Grafen von Hohenberg (in Schwaben, am obern Neckar unweit Rottweil), Haigerloch und Hirningen über. Ein Glied dieser Familie, Albrecht mit Namen, gab es seiner Schwester Gertrud Anna zur Mitgift, als diese 1245 den Grafen Rudolf von Habsburg heirathete, der achtundzwanzig Jahre später (1273) den deutschen Kaiserthron bestieg; auch soll dessen erstgeborener Sohn, der nachmalige Kaiser Albrecht hier, auf Ortenberg zur Welt gekommen sein. Im Jahr 1314 wurde das Schloß sammt der dazu gehörigen Herrschaft, aus zweiundzwanzig Dörfern bestehend, von den Habsburgern an die Straßburger Familie Derer von Müllenheim verkauft. — Seit einer längern Reihe von Jahren ist die Ruine, nebst dem sie umgebenden Walde, Eigenthum des Herrn Baron Mathieu de Faviers in Kientzheim, der es sich mit rühmlichem Eifer angelegen sein läßt, dieselbe vor gänzlichem Verfall zu bewahren.

Die beiden Ruinen, von welchen soeben die Rede war, liegen am Eingange des Weilerthales, in welchem die französische Sprache vorherrschend gesprochen wird. Dieses Thal ist in der letzten Zeit oft und viel genannt

worden und auch in der Presse zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Fanden doch, und findet noch heute, wie die Gläubigen versichern, auf der Muttergotteswiese bei Krüth (oder Gereuth, wie nach einem eben erst bekannt gemachten Erlaß der Kreisdirection diese Gemeinde genannt werden soll) jene Erscheinungen der heiligen Maria statt, welche so großes Aufsehen gemacht, so viel Widerspruch erfahren, so viel Gespött erregt und die Neugierigen in so großer, immer zunehmender Anzahl herbeigelockt (am zweiten Weihnachtsfeiertage sollen etwa fünfzehntausend Menschen an Ort und Stelle gewesen sein). Bald will man sie gesehen haben in Schwarz und Grau gekleidet, mit einem Schleier, dessen Falten über das Jesuskind herunterfallen und die schneeweißen Arme über die Brust gekreuzt; bald wieder in weißem Kleide, blauem Mantel, goldgekrönt, mit einer Medaille in der Hand und sprechend: „Betet, hört nicht auf zu beten und ihr werdet erhört werden." Aber — Wunder sonder Gleichen — diese französisch gesprochenen Worte wurden von einer der anwesenden Frauen auch deutsch gehört. Noch mehr — (wir entnehmen diese Mittheilungen alle dem „Volksfreund", einem katholischen, in Straßburg erscheinenden Sonntagsblatt vom 5. Januar 1873) — „Am 9. December 1872 sah ein Mädchen, Felicitas Martin, Maria in Gold gekleidet mit ausgebreiteten Armen zur Frankenburg*) hinabsteigen. Sie blickte oftmals rückwärts. Es folgte ihr ein Priester in weißem Kleid, mit gefalteten Händen der heilige Vater. Zwei und zwei folgten dann Frauen in Gold gekleidet, Priester, das Baret auf dem Kopf, bis zu zwanzig Personen, einige mit gefalteten, andere mit ausgebreiteten Händen. Es war eine Procession. Die Erscheinung dauerte von halb zwölf bis ein Uhr, wo beim ersten Geläute zur Vesper Alles verschwand."**)

Doch bleiben wir getrost im Wagen sitzen, denn wenn wir auch in der Absicht Zeugen einer dieser ungewöhnlichen Erscheinungen zu sein das Thal besuchen wollten, so würde es uns höchst wahrscheinlich nicht besser als vielen

---

*) Die Ruine eines festen Schlosses, das der Frankenkönig Chlodwig, nachdem er sich des Elsasses bemächtigt, auf dieser zwischen dem Leber- und dem Weilerthale gelegenen Bergspitze erbaut haben soll.

**) Als ich vor mehreren Wochen diesen Artikel niederschrieb, dachte ich mir nicht, daß so bald nachher schon die Regierung sich würde in die Nothwendigkeit versetzt sehen, um der öffentlichen Ordnung willen einzuschreiten und die immer zahlreicher werdenden Neugierigen von Gereuth abzuhalten. Hat, wie man behauptet, dieses Zusammenströmen im Namen der Religion den Vorwand zu politischen Demonstrationen abgegeben? — Ich vermag dies nicht zu sagen, gewiß aber ist, daß eine Compagnie Sachsen nach Gereuth verlegt wurde und das Bezirkspräsidium des Unterelsasses am 14. März 1873 nachfolgende Verordnung erlassen hat:

„In Verfolg der Verordnung vom 28. Februar dieses Jahres (nach derselben sind Versammlungen von fünf und mehr Menschen im Freien auf dem Gebiete der Gemeinde Gereuth untersagt) und in der Absicht die Durchführung des gesetzlichen Gebotes religiöser Verhandlungen außerhalb der dazu bestimmten geweihten Orte auf dem Gebiete der Gemeinde Gereuth mittelst der gewöhnlichen Polizeikräfte sicherzustellen; nach Einsicht der Erklärung des Bürgermeisters von Gereuth vom 9. d. M., welcher Anstand nimmt, selbst eine desfalsige Verordnung zu erlassen, verordne ich was folgt:

Einziger Paragraph: Es ist jedem Fremden (Nichteinwohner von Gereuth) verboten, die Gemarkung der Gemeinde Gereuth außerhalb der Staats-, Kreis- und Vicinalstraßen zu betreten. Ausgenommen von diesem Verbote sind diejenigen Personen, welche auf Grundstücken im Gemeindegebiet landwirthschaftliche Arbeiten verrichten, oder Holz und andere Producte abfahren, so wie diejenigen, welche eine schriftliche Erlaubniß des Bürgermeisters bei sich führen. Zuwiderhandelnde verfallen der gesetzlichen Strafe."

Anderen vor uns ergehen — wir würden wenig oder auch gar nichts zu sehen gewürdigt werden ... und das einzig und allein um unseres Unglaubens, um unseres bösen, verbohrten und verstockten Herzens willen. — Weiter also. Einen Blick noch hinüber nach dem inmitten von Reben am Fuße des Hahnenbergs gelegenen Kestenholz (Kesten gleich Kastanien), dessen mineralische Quellen in der jüngsten Zeit mit zunehmendem Erfolg gegen Skropheln, Gliederschmerzen und Hautkrankheiten benutzt werden — und unsere Fahrt ist zu Ende, wir sind bei Schlettstadt angekommen, und hoch droben, scheinbar das blaue Himmelszelt berührend, liegt vor uns das Ziel unserer Wanderung, die Hohkönigsburg, auf der obersten Spitze des kolossalen Bergkegels, dessen massenhafte Unterlage die vordere Gebirgskette bildet. Wenn auch der Weg in der Wirklichkeit viel weniger lang und steil und mühsam ist, als man es von hier aus zu glauben geneigt sein möchte, so nimmt er darum doch immer einige Stunden in Anspruch.

An der Stelle, welche gegenwärtig Schlettstadt einnimmt (vor 728 wird dieses Ortes nirgends Erwähnung gethan), stand einst ein Palast, in welchem Karl der Große oftmals sammt seinem Gefolge sich aufhielt, wenn er, wie er dies so gern that, das Elsaß und besonders die Vogesen besuchte, um ungestört dem Vergnügen der Jagd und Fischerei sich hinzugeben.*).

So brachte er denn auch die Weihnachtsfeiertage des Jahres 775 mit seinem ganzen Hofe hier zu und schlichtete während dieser Anwesenheit auf eine Weise, die ihm wenig Kopfzerbrechens gemacht haben mochte und ein helles Streiflicht auf jene Zeiten wirft, eine Streitigkeit, welche zwischen den Abteien Honau im Elsaß und Korvey am Niederrhein (nicht Corbie in der Picardie, wie behauptet worden) ausgebrochen war. Jedes dieser beiden Klöster sollte, so lautete der Spruch, einen Kämpen stellen und dasjenige in seinen Ansprüchen Recht bekommen, dessen Anwalt während einer feierlich gesungenen Messe am längsten seine Arme in Kreuzesform weit ausgebreitet würde halten können. Der Himmel nebst der Muskelkraft des Anwaltes von Honau entschieden sich für dieses Kloster und es gewann den Proceß. Es ist dies das älteste im Elsaß erwiesene Gottesurtheil. — Doch eine eigentliche Ansiedelung scheint dann erst hier stattgefunden zu haben, nachdem 1094 die Abtei der heiligen Fides gegründet und die jetzt noch existirende merkwürdige, sehenswerthe St. Fideskirche nach dem Muster des heiligen Grabes (ecclesiam ad insta dominici sepulchri factam heißt es in der darauf bezüglichen Stiftungsurkunde) durch Hildegardis erbaut worden war. Diese Hildegardis stammte durch ihre Mutter, welche sich mit Hermann, Graf von Franken, dem Stammvater des Hauses von Hohenlohe, verheirathet hatte, von dem Grafen von Egisheim ab. Ihr Gatte war Friedrich von Büren, der Erbauer des Schlosses Hohenstaufen, aus welchem jene wie durch Körperschönheit so durch Geisteskräfte hervorragenden Heldengestalten hervorgegangen, die während eines Zeitraums von 130 Jahren (1138—1267) das Steuerruder des deutschen Reiches geführt und gewaltig auch in die

---

*) Der damals noch wenig bewohnte Wasgau war als ein ergiebiges Jagdrevier bekannt und reich an Auerochsen, wilden Pferden, Bären, Wölfen, Gemsen rc. Auch in dem Nibelungenliede schlägt König Gunther eine Jagd in diesen Bergen vor, wo er zuvor öfters gejagt hatte.

Nu wis der herrerde ledec vorden sin
So wil ich jagen riten, beren unde swini
Hin zu dem Waskem walde als ich vil dicke han.

Geschicke der näher und ferner stehenden Völker eingegriffen und das schon während des Bauernkriegs im Jahre 1525 wieder zerstört worden ist*). Einer ihrer Söhne, Friedrich, wurde der Tochtermann Kaiser Heinrich's IV. und durch denselben nach der Empörung und dem Tode des Herzogs Rudolf, zum Herzog von Schwaben und Elsaß ernannt, und somit erklärt es sich von selbst, wie das Elsaß mit der berühmten Familie der Hohenstaufen in nähere Berührung kam.

Lange Zeit war es der Kapitelsprobst, welcher allein die Gerichtsbarkeit ausübte; im Jahre 1217 jedoch, nachdem Schlettstadt kaiserliche Reichsstadt geworden, mußte sich dieser Würdenträger, einem Vertrage mit Friedrich II. zufolge, mit dem Kaiser in dieselbe theilen. Rudolf von Habsburg aber zog 1281 die Regierung ganz an sich, was zur nothwendigen und natürlichen Folge hatte, daß die Stadt, welche allezeit treu zu Kaiser und Reich sich hielt und den Ansprüchen des Papstes und der Straßburger Bischöfe sich beharrlich widersetzte, wol in allerlei weltliche Streithändel hineingezogen wurde, dafür aber auch sich rasch entwickelte und fröhlich aufblühte und gedieh. — Einen ganz besonders wohlthätigen Einfluß übte nun aber auf die Stadt und ihre Bewohner die Gründung der gelehrten Schule aus, welche der Magistrat um das Jahr 1450 eröffnete und zu deren Leitung er einen berühmten Humanisten Ludwig Dringenberg berief, welcher seine Bildung bei den Brüdern zum gemeinschaftlichen Leben zu Deventer in den Niederlanden erhalten hatte. In dieser Schule, welcher man ganz füglich den Namen einer Universität beilegen darf, unterrichteten bewährte Meister in allen Fächern der damaligen Wissenschaften und zogen junge Leute der reichsten und vornehmsten Familien aus Frankreich und Deutschland in ungewöhnlich großer Anzahl heran. Aber auch arme fahrende Schüler fehlten nicht; unter diesen befand sich jener Thomas Platter aus Wallis (geboren 1499), der sein Leben in treuherziger, oft höchst naiver Weise selbst beschrieben. „Als ich nun in die schüll kam", sagt er im Hinblick auf seinen Schlettstadter Aufenthalt, „kond ich nüd, noch nicht den Donat läsen, waß (war) doch 18 jor schon alt, satz mich under die kleinen kind, waß äben wie ein gluggein error den hinlinen" — und doch ist er, als er schon 1528 als Professor in Basel starb, ein weitberühmter Mann gewesen. Von ihm erfahren wir auch: „Sapidus hatt einsmols 900 discipulos, ettlich sind gelerte gesellen ... die sidher Doctores und verriempte menner worden sind." Es sei uns gestattet, nur einige derselben hier namentlich aufzuzählen. Jacob Wingheling (1449—1528), abwechselnd Professor in Heidelberg, Prediger am Dom in Speier, Privatgelehrter in Straßburg und Schlettstadt, einer der verdientesten Männer seiner Zeit, gleich ehrwürdig durch seine literarischen Bestrebungen wie durch seinen sittlichen und religiösen Charakter. Martin Bucer oder Butzer (1491—1551, starb als Professor in Cambridge), einer der Reformatoren des Elsasses, ausgezeichnet durch seine vielfachen Kenntnisse sowohl, als auch durch seine unermüdete Thätigkeit und allem leidenschaftlichen Verfahren bei religiösen Verhandlungen abgeneigte Sinnesweise. Jacob Spiegel (gest. 1550), Geheimschreiber der drei Kaiser Maximilian I., Karl V. und Ferdinand I. Jost Hahn (Jodocus Gallus), Professor der

*) Ein anderer Sohn war Otto, Bischof von Straßburg, der, nachdem er die durch seine Mutter erbaute St. Fideskirche eingeweiht hatte, dem ersten Kreuzzuge sich anschloß.

Philosophie in Heidelberg und nachher Prediger in Speier. Joh. Witz (Sapidus 1490—1561), als Dichter und Professor bekannt, und endlich Beatus Rhenanus, dessen Name allein schon hingereicht hätte, der Schlettstadter Schule Achtung und Ansehen auch in weiter Ferne zuzuwenden.

Aus dieser Zeit stammt ebenfalls die Schlettstadter Bibliothek, welche viele Manuscripte und Incunabeln enthält und bis auf diesen Tag fort und fort vermehrt, außerordentlich reichhaltig und werthvoll ist. Der erste Grund zu derselben wurde 1462 durch den Weltgeistlichen Michael von Ochsenstein gelegt; bald nachher kam die Büchersammlung seines Amtsnachfolgers Martin Ergersheim (Ergerinus) dazu, wie dies denn auch auf den hundertundacht von diesem Letztern herkommenden Bänden zu lesen ist (Eram M. Martini Ergersheimii, archipresbyteri et rectoris Melchior frater et haeres me ecclesiae divae Mariae apud Schlestadium dono dedit.) — dann diejenige des Dringenberg, Wingheling, Beatus Rhenanus und endlich nach der Revolution von 1789 mehrere Klosterbibliotheken aus Schlettstadt selbst und der Umgegend. Dieselbe war ursprünglich in einem Gewölbe der Pfarrkirche zu St. Georg aufgestellt, das erst bei der letzten Restauration des Gotteshauses abgerissen wurde, und über dessen Eingangsthür die Inschrift stand: Pro Christi laude lege libros, postea claude (was? die Thüre oder die Bücher?). Schon längst jedoch ist sie in einem geeigneten Locale auf dem Stadthause auf würdige und ihrem Zweck entsprechende Weise untergebracht.

Im Jahre 1524 versuchte es der Stadtpfarrer Dr. Paul Constantin Seidensticker aus Constanz (Phrygio), durch Zwingli und Oecolampad bewogen, die Grundsätze der Reformation auch in Schlettstadt einzuführen. Er fand aber den heftigsten Widerstand in dem Magistrat und besonders dessen Vorsteher Melchior Ergersheim, und konnte sich, ob sich gleich Viele an ihn anschlossen, nur so lange halten, als der durch den Bauernlärm verursachte Schrecken die Gemüther niederhielt Kaum aber war der Aufruhr der Bauern bei Scherweiler unterdrückt, als auch der Magistrat mit erneuter Kraft den Kampf gegen die verhaßte ketzerische Neuerung aufnahm, und derselbe endete damit, daß Seidensticker und einige seiner Anhänger mit ihm aus der Stadt verwiesen wurden und somit der Katholicismus allein herrschend blieb. Die Schule, deren letzter Rector Joh. Sapidus (späterhin Professor am neubegründeten Gymnasium zu Straßburg) zum Protestantismus übergegangen war, wurde nun auch geschlossen, und von da an erbleichte und erlosch für immer der literarische Ruf, der Schlettstadt einige Jahrzehnte lang weithin bekannt und berühmt gemacht hatte. Erst in den letzen dreißig Jahren hat der Protestantismus allmälig wieder Eingang in Schlettstadt gefunden. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt, obgleich mannhaft durch die kaiserliche Besatzung vertheidigt, dennoch gezwungen den Schweden die Thore zu öffnen (12. December 1632), welche, als sie nach der Schlacht bei Nördlingen das Elsaß räumen mußten, ihre gemachten Eroberungen an den König Ludwig XIII. abtraten; die französischen Truppen zogen nun in die Stadt ein (12. Oktober 1634) und diese Besitzergreifung wurde vierzehn Jahre nachher durch den Westphälischen Friedensschluß bestätigt. Nur mit Widerstreben fügte sich anfänglich die Bevölkerung in die neue Ordnung der Dinge, welche durch die unbeugsame Strenge der königlichen Beamten noch drückender für sie wurde; doch lebten sie sich nach und nach in die gegebenen Verhältnisse ein, besonders seitdem unter Ludwig XIV. die Festungswerke

durch Vauban neu aufgebaut (1676) und die Regierung auch viel milder und freundlicher geworden war — und von da an fällt nun die Geschichte der Stadt Schlettstadt mit derjenigen Frankreichs zusammen.

Auf wohl chaussirtem Wege sind wir unterdessen, durch Reben und Wiesen unmerklich aufwärts steigend, in einer kleinen Stunde nach Kintzheim gelangt, das einst Kunigeshaim oder auch Regisville hieß und als Pachthof zu Karl's des Großen Zeiten schon bestand, ein sauberes Gebirgsdörfchen, dem namhafte Gemeindeeinkünfte aus den nahen Waldungen zu Gebote stehen müssen, denn Kirche, Gemeinde- und Schulhaus sind neue stattliche Gebäude, wie wir sie in vielen größeren Ortschaften vergeblich suchen würden. Wir haben absichtlich diesen Weg gewählt, weil uns somit Gelegenheit geboten wird zugleich auch die oberhalb des Dorfes in reizender Umgebung gelegene Burgruine zu besuchen, welche Herr Mathieu de Faviers, der jetzige Eigenthümer, den Traditionen seiner Familie folgend, sorgfältig zu unterhalten sich bemüht, und von welcher aus ein anmuthiges und gefälliges Landschaftsbild unseren Blicken sich darbietet. Eine kleine Strecke noch steigen wir aufwärts auf reinlich gehaltenem gutsherrschaftlichen Wege, dann aber geht's auf rauheren Pfaden tiefer in das Gebirge hinein und durch dichte Laub- und Nadelholzwaldungen die Höhe hinan, bis wir nach einer guten Stunde etwa an lichter Stelle angekommen, die königliche Burg vor uns auf hohem Bergesgipfel erblicken.

Zweihundertsiebzig Meter lang, würde man doch auch in ihren Trümmern nach Ehrfurcht gebietenden Sculpturarbeiten, wie sie am Heidelberger Schlosse z. B. in so reichlicher Fülle allenthalben uns entgegenkommen, in dieser Ruine vergeblich suchen: wir haben eben nicht eine ehemalige Fürstenwohnnng vor uns, sondern eine mittelalterliche Bergveste; der überwältigende Eindruck, den diese verfallenen Ueberreste einer vergangenen Größe auf uns machen, rührt einzig und allein von der monumentalen Einfachheit und großartigen Massenhaftigkeit des Baues, so wie auch von der außerordentlichen Kühnheit her, mit welcher derselbe unternommen und ausgeführt worden ist und mit vollem Rechte sagt ein sachkundiger Fachmann, der bekannte Pariser Baumeister Viollet-Leduc, der die Ruine in allen ihren Theilen untersucht und eingehend beschrieben hat, daß man sich unmöglich von diesen gewaltigen Riesenbauten einen auch nur annähernden Begriff machen könne, wenn man dieselben nicht selbst mit eigenen Augen gesehen. Doch treten wir ein. Einem zwischen der ersten und zweiten Umfassungsmauer hinlaufenden Wege folgend, kommen wir an zwei runden Thürmen aus Quadersteinen vorüber, deren jeder mit doppelten, ungeheuer dicken Mauern versehen ist, zwischen denen Wendeltreppen auf die Zinnen führen; von Geschoß zu Geschoß laufen von der Treppe blinde Gänge zwischen den Mauern um den Thurm, gegen die Schieß- und Guckscharten hin mit Gewölben versehen; auch im Innern der Thürme sind solche Gewölbe zu gewahren (neun solcher mehr oder minder erhaltene Thürme schützten die Außenwerke, acht andere das eigentliche Schloß), und gelangen, theilweise über steinerne Stufen sacht aufwärts steigend, zu einer ziemlich engen Thür, über welcher ein Wappen zwischen zwei unförmlichen Löwen plump und kunstlos ausgehauen ist. Durch einen kleinen Hof hindurch geht's dann in eine Art von Vorhalle oder Hausflur, ein höchst massives, auf Pfeilern ruhendes, finsteres Gewölbe, und wir stehen im innern Schloßhofe, in welchem die Fenster und Thüren des eigentlichen Wohngebäudes ausmünden; im Hintergrunde die Stiegenhäuser, in

welchen Wendeltreppen zu den verschiedenen Stockwerken führten, die Verbindung zu den einzelnen Zimmern vermittelt durch gedeckte übereinander liegende, auswärts angebrachte Gänge, deren hervorstehende Träger in den Mauern noch zu sehen sind; hier die Kapelle, auf deren Emporbühne man sich durch eine noch bestehende Thür aus dem ersten Stockwerke des Schlosses begeben konnte — dort ein großer geräumiger Saal und überall das Eigenthümliche, daß nirgends eine Spur von Tragbalken zu entdecken ist, und folglich die weitgespannten Decken blos aus flachen, kühn in Backsteinen erbauten Gewölben bestanden. Gehen wir aber weiter auf und ab über Trümmer und durch die Höfe, wo die größtentheils erhaltenen Fensterbögen und Thürgestelle die frühere Einrichtung einigermaßen noch uns ahnen lassen und besteigen wir nun auch die Thurmzinne, von welcher aus wir die ganze Ruine in ihrer weitläufigen Anlage übersehen können. — Kaum aber sind wir oben angekommen, da schaut bewundernd unser Auge in die Weite hinaus und vermag nicht sich abzuwenden von dem herrlichen Bilde, das so reizend und voller Pracht vor ihm sich entfaltet. Ein großer Theil des Elsasses, mit seinen reichgesegneten Fluren und zahlreichen Dörfern und Städten, liegt tief zu unseren Füßen in seinem schönsten Schmucke vor uns ausgebreitet, eingerahmt und abgeschlossen durch die tiefblaue Gebirgskette des Schwarzwaldes, an dessen Füßen hin der Rhein gleich einem Silberstreifen sich hinzuziehen scheint, und dort gegen Süden in weiter duftiger Ferne, mit ewigem Eis und Schnee bedeckt die sanft gerötheten und hell erglänzenden Bergriesen der Alpenwelt! — Herr A. Ramé hat wol recht, wenn er in seinen „Notices sur quelques châteaux des Vosges" sagt: „Man verlasse nur ja die Hohkönigsburg nicht ohne die Plattform bestiegen zu haben, welche die Gebäude krönt. Denn da bietet sich Einem die prachtvollste Aussicht dar, welche wir im Elsaß finden können. Ich kam aus der Schweiz und war folglich nicht sehr leicht zu befriedigen, aber weder die Gletscher der Jungfrau, noch das Rigipanorama, weder die trostlose Natur der Grimsel, noch der zauberische Anblick des Genfersees werden je im Stande sein, mich die Aussicht vergessen zu machen, welche ich von der Hohkönigsburg aus genießen durfte."

Auch der Dichter des „Pfingstmontags"*) stand bewundernd seiner Zeit hier oben und sprach seine Empfindungen in einem längern „Die Aussicht" betitelten Gedichte aus, von welchem wir einige Strophen hier mittheilen wollen:

„Wo schweift er hin, der Blick voll Wonne!
Wo ruht er endlich süß und still,
Durchglüht vom Strahl der Abendsonne,
Wo findet endlich er ein Ziel;
Berauschet senkt er sich und steiget;
Der Geist schwärmt mit ihm jugendlich,
Er fühlet, was der Blick ihm zeiget,
— Unendlichkeit — kühn auch in sich.

*) Georg Daniel Arnold, geb. zu Straßburg 1780, gestorben daselbst als Prof. der Rechte 1820, ist bekannt ganz besonders durch sein im Straßburger Dialecte abgefaßtes fünfactiges Lustspiel, „Der Pfingstmontag" in welchem die alt straßburgische Sprache und Sitte mit Meisterhand dargestellt sind, und über das Goethe ein so wohlbegründetes günstiges Urtheil fällt, indem er sagt: „daß es an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenig seines Gleichen finden dürfte." (Ferneres über deutsche Literatur, 30. Band der Ausgabe in 40 Bänden, Stuttgart, 1869, S. 126 &c.)

In höherm Reiz steh'n Erdenbilder
  Im weiten, ungemess'nen Plan,
Sie schimmern alle sanfter, milder
  Vom Arm der Harmonie umfah'n.
Ihr Kuß, der echte Kuß der Liebe,
  Schmückt die Natur zuletzt, als froh
Sie einst mit Macht der dunkeln Trübe
  Des Chaos jugendlich entfloh.

— — — — — — — — — — — —

Ha! wie sie prangt, die Ueberreiche,
  In ihrer Größe Festgewand!
Wie hehr des Aethers blaue Bleiche
  Sich sanft gewölbet um sie spannt!
Dem Auge bald entfliehend, glänzet
  Die weite Eb'ne herrlich bunt,
Der Berge dunkler Wall begrenzet
  In fernem Grau das lichte Rund.

Durch hainbedeckte Ufer wälzet
  Der breite Strom die stille Fluth;
Der Zitterstrahl der Sonne schmelzet
  Sie lieblich um in Silbergluth.
Der Wälder schwarze Flächen scheiden
  Der Fluren tausendfaches Grün;
Und Ceres reife Saaten breiten
  Sich weit in goldnen Streifen hin.

In reicher Menge hingesäet
  Bedeckt der Städt' und Dörfer Zahl,
So weit das Auge forschend spähet,
  Der Eb'ne ausgedehntes Thal.
Des wilden Strebens Sitze stehen
  So einsam, freudevoll und still;
Verhallt ist auf den reinen Höhen
  Der Menschen tobendes Gewühl . . . . rc."

Die Geschichte der Burg führt uns jedoch verhältnißmäßig nicht besonders weit zurück; denn mag auch in den frühesten Zeiten, vielleicht gar unter den Römern schon, diese Höhe befestigt gewesen sein, so wird doch erst im Jahre 1250 des Schlosses unter dem Namen Estuphin (Staufen) Erwähnung gethan, und zwar in einer Urkunde, laut welcher Kuno von Berckheim dasselbe bedingungsweise von Mathias, Herzog von Lothringen, zum Lehen erhält; und in einer andern Urkunde von 1269 wird es „das hus ze Kungesburge" genannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dasselbe ein Erb- und Stammgut der Herzoge von Lothringen, wenngleich der Name Estuphin auf die Hohenstaufen hinzuweisen scheint; jedenfalls hatten die Ersteren über die Herrschaft zu verfügen, und sie waren es auch wirklich, welche das Lehen während längerer Zeit den Landgrafen des Elsasses, den Herren von Werde, übertragen hatten. — Im Jahre 1359 ging die Burg an den Straßburger Bischof Johann II. von Lichtenberg über, und blieb, eine kurze Unterbrechung inbegriffen, etwas mehr denn 100 Jahre im Besitze seiner Nachfolger. Bekanntlich war das fünfzehnte Jahrhundert eine Zeit gesetz- und zuchtloser Unordnung und auch die Vorgänge auf Hohkönigsburg liefern dafür einen neuen und handgreiflichen Beleg; denn ob sie gleich unter bischöflicher Herrschaft stand, so nisteten sich doch hier — der Himmel weiß unter welchen Umständen und auf welche Weise — im Jahre 1454 eine

gewisse Anzahl geharnischter Strolche und beutegieriger Wegelagerer ein, unter denselben Adam Riff, der ungerathene Sohn eines Baumeisters von Straßburg, die, wie Geier von unzugänglichem Felsenhorst, plündernd und raubend über die wehrlosen Kaufleute herfielen, welche die Messen von Basel, Straßburg und Frankfurt bezogen. Die Straße wurde so unsicher bei diesem frechen Räuberwesen und die allgemeine Entrüstung so groß und so laut durch das ganze Rheinthal hin, daß die Städte endlich nothgedrungen zusammentraten und im Bunde mit dem Bischof von Straßburg, dem Herrn von Rappoltstein und dem Erzherzog Sigismund von Oesterreich die Burg belagern mußten. Nach einer fünftägigen Beschießung (22. bis 26. October 1462), bei welcher das berühmte Straßburger Geschütz*) eine Hauptrolle spielte, wurde Hohkönigsburg eingenommen und, nachdem die Festungswerke zum Theil niedergerissen und zerstört worden, dem Erzherzog von Oesterreich übergeben, welcher späterhin, im Jahre 1480, die Brüder Oßwald und Wilhelm von Thierstein mit demselben belehnte und die Stadt Straßburg anhielt, die Festung von Kung wieder aufzubauen. Diese Thierstein waren eine alte, mit den Habsburgern verwandte und dem Hause Oesterreich innig befreundete und ergebene Familie; Oßwald, wie auch dessen Vater, waren Landvögte im obern Elsaß, und hatten sich im hohen Grade der Gunst und des Zutrauens ihres kaiserlichen Herrn zu erfreuen, welcher denn auch das Schloß großartig und fürstlich für ihn wieder herstellen ließ, so wie wir dasselbe noch heute in seinen Trümmern bewundern. Als auch dieses Geschlecht schon vierzig Jahre nachher (1522) ausstarb, wurde Hohkönigsburg, das seit 1485 durch Kaiser Friedrich III. vom Reiche getrennt und der unmittelbaren Oberhohheit des Hauses Oesterreich unterstellt worden war, eine Zeit lang durch Burgvögte befehligt, doch bereits schon 1533 Schweighardt Johann und Franz Conrad, den sonst wenig bekannten Söhnen des edlen und heldenmüthigen Ritters Franz von Sickingen, verpfändet. Rudolf von Bollweiler, der Grundherr des nahe gelegenen Weilerthales, zahlte dieser Familie im Jahre 1606, in Folge eines Vertrags mit dem Erzherzog Maximilian, den Pfandschilling zurück und hinterließ 1617 die Herrschaft seinem Tochtermann, dem Grafen Johann Ernst von Fugger, einem Mitgliede jener weltbekannten, durch ihre unermeßlichen Reichthümer berühmten Augsburger Bankiersfamilie, welche Kaiser Karl V. so huldvoll und gnädig sich herabließ mit seiner Freundschaft nicht nur, sondern auch mit seinen Anleihen zu beehren. Weder ihre Lage noch ihre Mauern konnten während des Dreißigjährigen Krieges unsere Burg den nöthigen Schutz gewähren. Im Frühling des Jahres 1633 wurde dieselbe durch ein schwedisches, von Georg Sebastian Fischer, Obristwachtmeister des Regiments Hubalt, befehligtes Belagerungscorps eingeschlossen; und wenn auch gleich der wackere Festungscommandant, Philipp von Lichtenau, die geeignetsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen und sammt der Besatzung muthig und hartnäckig bis zum Aeußersten Widerstand leistete, Hohkönigsburg fiel dennoch schon vor Ende des Jahres in die Hände der Schweden — und von da an datiren die Verwüstungen und die Ruinen — und die Festung wurde als solche nicht wieder

---

*) Ein altes Sprichwort lautet:

„Der Veneter Macht,
Der Augsburger Pracht,
Der Nürnberger Witz,
Der Straßburger Geschütz".

aufgebaut. Als Herrschaftssitz scheint das Schloß allerdings noch längere Zeit gedient zu haben; im Jahre 1648 wurde es von Neuem den Sickingen als königliches Lehen von Ludwig XIV. übertragen, um 1770 als Eigenthum in die Hände der Familie Bouy von Orschweiler überzugehen, welcher es denn auch bis 1830 verblieb. Seit 1864 — so sagt uns eine in der Ruine selbst angebrachte französische Inschrift — ist die Hohkönigsburg (sammt den 729 Hektaren darum herumliegenden Waldungen) Eigenthum der Stadt Schlettstadt; wir dürfen darum zuversichtlich der Hoffnung uns hingeben, daß die Verwaltungsbehörden der Stadt als eine heilige Pflicht es ansehen werden, die nöthig erachteten Consolidirungsarbeiten fortzusetzen, welche die „Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß" mit so lobenswerthem Eifer und glücklichem Erfolg vor Jahren begonnen und Jahre hindurch betrieben hat. Die Königin der Burgen, wie sie Jean Macé so wohlberechtigt nennt, wird fürsorglich beschützt und pietätvoll erhalten noch lange fortbestehen und auch von unseren späten Enkeln noch vielfach besucht und bewundert werden.

Der englische Tendenzroman.

Von H. Bartling.

Der Romandichter sollte eigentlich der glücklichste aller Autoren sein. Ihm ward im Reiche der Literatur die vollkommenste Freiheit zu Theil. Ein jeder Funke des Genius, eine jede besondere Fähigkeit, welche ihm zufällig innewohnen mag, kann sich ungehindert in der ihr am besten passenden Richtung entwickeln. Der Romandichter allein unter seinen literarischen Brüdern vermag seinem eigenen Wege zu folgen, wohin er ihn auch führe. Er genießt eine fast vollständige Freiheit von den Fesseln und Vorschriften und Pedanterien der Kritik. Niemand denkt daran, ihm vorzuschreiben, den besonderen Fußstapfen eines Andern zu folgen, oder für immer in einem vorgeschriebenen Kreise in endloser Runde herumzutraben. Ihn fechten die Thatsachen der Geschichte nicht an. Für ihn giebt's keine dramatischen Einheiten, keine metrischen Gesetze, keine Daktylen, noch Spondäen, noch Alexandriner und Hexameter. Kein Codex kritischer Gesetze ist vorhanden, welcher den Romandichter zwingt diesem oder jenem Vorbilde zu folgen, oder ihm verbietet, dieses oder jenes Thema zu behandeln, oder nur diesen Charakter oder diese Situation unter diesen oder jenen gegebenen Bedingungen einzuführen. Keine feindlichen Schulen existiren unter den Romankritikern und unter den Romandichtern selbst ist jener ewige Friede aufgerichtet, den wir anderswo auf Erden vergeblich suchen und anstreben: unter den freien romanschreibenden Stämmen kennt man keinen Kampf der Romantiker und Classiker. Unzählbar sind die Dichter, die um Virgil's willen verkümmerten, unzählbar die Dramatiker, die ihre Lebenskräfte vergeuden mußten bei den Versuchen, in sophokleischen Fesseln zu tanzen, oder im terentianischen Sacke herumzuspringen. Und wer zählt die Zahl zu ewiger Dummheit und Vergessenheit aus dem Grunde verurtheilter Historiker, weil ein kritischer Gebrauch es verlangte in einer todten Sprache zu schreiben, welche einst die lebende Sprache eines Sallust und Tacitus war. Corneille hätte vielleicht die Welt und alle kommenden Geschlechter bewegen können, wenn er nicht verurtheilt gewesen wäre, eine gewisse angenommene Anhänglichkeit an die imaginären Gesetze der griechischen Tragödie zu beobachten. Die unvernünftige Pedanterie der Gesetze der epischen Dichtung hat am Ende das epische Gedicht getödtet und das Zeitalter der Epik scheint jetzt fast ganz erloschen. Dante wurde von einer Versteinerung in lateinischer Sprache nur durch das glückliche Wagniß einer tollen Kühnheit gerettet, und es gab in der Carrière Moliere's einen Punkt, wo er nahe daran war, zu einem Opfer des Andenkens an Plautus zu werden. In der Dichtkunst und im Drama, und man darf vielleicht auch die Geschichte hinzufügen, giebt es kaum einen zur Größe gelangten Menschen, der im Anfange seiner Laufbahn nicht den literarischen Strafen und Gefahren der Revolte die Stirn geboten hätte. Das Motto Danton's war meistens auch das Losungswort dessen, der für seine Epik, seine Tragödie oder seine Geschichte

ein besseres Loos erwartete, als den kritischen Beifall des Tages, als die Verachtung oder als die Vergessenheit der kommenden Geschlechter.

Allen diesem entrinnt der Romandichter, und die Folge davon ist, daß seine Kunst die bei weitem frischeste, kräftigste und blühendste unter allen literarischen Professionen des Tages ist. Er hat sich zum einflußreichsten Schriftsteller aufgeschwungen. Wenn er ein Mann von Genie ist, dann ist seine Gewalt über die Kreise, an die er sich in seinen Schriften wendet, viel größer, als die irgend eines andern Schriftstellers. Ranke's Einfluß auf den deutschen Geist ist im Durchschnitt genommen klein im Vergleich mit einem Freytag, Heyse, Spielhagen oder Gutzkow, und da wir uns hier speciell mit England beschäftigen, so können wir hinzufügen, daß Dickens' Einfluß den eines Macaulay beim englischen Publicum bei weitem überragte und daß sich in dieser Hinsicht Carlyle nicht mit Thackeray messen kann. Die Leser der Tennyson'schen Gedichte sind an Zahl viel geringer als die Leser von „Jane Eyre"; noch kann Browning's schönstes Gedicht sich rühmen selbst unter den gebildeten Classen so viele Leser angezogen zu haben, wie George Eliot's „Adam Bede" gleich bei seinem ersten Erscheinen gewann. Doch den englischen Romandichtern geht es vielfach wie den deutschen; sie sind keineswegs die kosmopolitischsten unter dem Publicum, für das sie schreiben. Nicht einen britischen Autor giebt es, der in Frankreich gelesen wird, wie George Sand, Victor Hugo, Sue, Dumas in England gelesen werden. Und höchst zweifelhaft ist es, ob es überhaupt einen zeitgenössischen englischen Roman giebt, welcher so viel in England gelesen wird, wie die „Geheimnisse von Paris", „Der ewige Jude", oder „Monte Christo".

Alles Dies zeigt, wie entschieden sich augenblicklich die Strömung des öffentlichen Gefühls zu Gunsten der Romanliteratur, oder wenn der Ausdruck erlaubt ist, zu Gunsten der Prosadichtung erklärt hat. Auch fängt man bereits an, den Einfluß des Romanschriftstellers offener anzuerkennen, als dies früher wol Mode war. Lange Zeit hindurch wurde seine Macht über die Gesellschaft, ausgenommen als bloßer Geschichtenerzähler oder Zeitvertreiber, ignorirt oder bestritten. Es war damit ähnlich, wie mit der Macht der Frauen in der Politik — ein geheimer, stummer, nicht offen anzuerkennender Einfluß. Wer nur einmal in der Politik plötzlich den Schleier lüftet, der darf gewiß sein unter demselben eine Frau zu finden. Doch gewöhnlich hält man es für besser, den Vorhang nicht aufzuziehen und nicht einzugestehen, das Rauschen eines Kleides gehört zu haben. So war es auch mit Rücksicht auf den erzählenden Dichter. Wir Alle fühlten seinen Einfluß, doch es überkam uns bei Anerkennung desselben ein gewisses Embarassement. Erst seit wenigen Jahren hört man von Rednerbühnen herab Stellen aus populären Romanen citiren und sieht Fürsten dem Genius dahingeschiedener Romandichter einen Tribut zollen.

Kann dieser Einfluß nun zu einem directen und absichtlichen Nutzen angewandt werden? Liegt es in der Macht eines Romandichters, ein bestimmtes sociales Problem zu lösen oder auch nur zur Lösung einer verwickelten socialen Frage beizutragen? Ist seine Mission, um uns einer conventionellen Phrase zu bedienen, einfach die, welche Lessing der Kunst zuschreibt — zu ergötzen? Diese Mission darf nicht unterschätzt werden. Im Lessing'schen Sinne genommen, schließt sie Alles in sich, was die Kunst anstreben und vollbringen soll. Sie schließt eine bestimmte sociale Aufgabe in sich, da sie einen wichtigen, unabhängigen und erhabenen Einfluß ausübt, einen Ein-

fluß, der einen so wesentlichen Theil der Erziehung, der Civilisation und des Fortschritts bildet.

Nun könnte man, ohne an eine Herabsetzung des Romandichters zu denken, wol fragen, ob dies Alles ist, was er thun kann? Kann er ohne Schaden seiner künstlerischen Fähigkeit sich daranmachen, irgend eine schwere sociale Frage zu lösen oder irgend einen üblen gesellschaftlichen Einfluß niederzupredigen? Hat die Production jener Classe von Büchern, welche man in Ermangelung eines bessern generischen Titels „Tendenzromane" nennt, einen wirklichen Nutzen? Die Versuchung, den Roman oder die Novelle als ein politisches und sociales Pamphlet, als Satire oder Sermon zu gebrauchen, ist so unwiderstehlich, daß ernste und kluge, ebensowol wie seichte und hohle Männer und Frauen, beständig mehr oder weniger erfolgreiche Anstrengungen zu diesem Zwecke machen. Die eine Möglichkeit ist immerhin vorhanden, daß es einmal einer geschickten Hand gelingt, die Imagination in Einklang mit der Socialphilosophie zu bringen und ein Werk zu schaffen, groß als Erzählung und zu gleicher Zeit groß als Sermon oder als ein Essay der Socialwissenschaft, oder als politisches Pamphlet, oder als Tractat.

Wir sagen: die Möglichkeit einer solchen geschickten Hand sei immerhin vorhanden, aber eine sehr geschickte Hand muß es sein, welche Das ausführen kann, was wir soeben andeuteten. Denn eine erdachte Erzählung, in welcher das Interesse der Intrigue und die Zeichnung der Charaktere der Absicht der Controverse untergeordnet sind, mag an sich ein sehr geschickt geschriebenes Buch sein, doch selten wird es den Anspruch erheben können, ein guter Roman zu sein; und Befürwortung, Vertheidigung im Gewande der Erzählung ist, wenn man will, ein Versuch die Vorurtheile des Lesers zu kapern, anstatt seinen Verstand auf eine rechtmäßige Weise in den Dienst des Schreibers zu ziehen. Die Sache des Gegners darzulegen — seine Argumente vorzuschreiben — die Ereignisse, welche ihn widerlegen sollen, zu reguliren — nach Gefallen seine Charaktere und seine Gefühle zu carikiren, ist ein bequemer Weg zum Siege, aber nicht zur Wahrheit. Aufrichtigkeit gehört nicht zur Pflicht des Schreibers — er ist nur ein Advocat; er ist nicht an Thatsachen gebunden — er ist nur ein Romandichter; er will die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen möglichen Mißbrauch lenken und vergißt dabei ganz, daß er ein Libell in die Welt schickt.

Der vorzüglichste Repräsentant des Tendenzromans in England ist George Meredith, der 1828 in Hampshire geboren und größtentheils in Deutschland erzogen wurde. Von seinen Eltern, bemittelten Leuten, zur Advocatenlaufbahn bestimmt, studirte er die Rechte an einer der Rechtsschulen in London, gab jedoch frühzeitig, einem innern Drange folgend, seinen professionellen Beruf auf, um sich ganz und gar der Literatur zu widmen, in der er sowol als lyrischer, wie als erzählender Dichter glänzt.

Meredith gehört zur philosophischen Schule und ist einer der muthigsten und fähigsten Männer dieser Classe in England, ein Mann, der sich im Bewußtsein seiner Mission wenig um Popularität kümmert. Sein 1855 erschienener Roman „Shaving of Shagpot, eine arabische Unterhaltung", ein burleskes Gedicht in Prosa, erregte, es ist wahr, bei seinem Erscheinen eine gewisse Sensation, doch der Autor selbst hatte nicht danach gestrebt. Männer, die nicht den zehnten Theil seines Geistes besitzen, haben eine vielverbreitetere Berühmtheit erlangt: dem allgemeinen romanlesenden Publicum ist Meredith nur wenig bekannt und die Ankündigung eines neuen Romans aus

seiner Feder erregt in den Leihbibliotheken, unter den Abonnenten gewöhnlichen Schlags kein großes Aufsehen, keine Sensation. Das Publicum, welches die Sensationsromane à la Braddon verschlingt, dürfte von einem philosophischen Autor, bei dem die Gedanken Alles und die Ereignisse und Zwischenfälle Nichts sind, kaum gelesen werden. Meredith's Romane sind keine amüsante Lectüre. Ein Leser muß schon gewaltig im Ernst sein, wenn er Geschmack an ihnen findet; denn es ist nur zu gewiß, daß das erste Erforderniß eines populären Romans heutzutage darin besteht, weder Gedanken noch Mühe zu beanspruchen. Diejenigen jedoch, welche Meredith's Romane mit Aufmerksamkeit durchlesen, werden, wenn sie Verstand und Bildung genug haben, diese Eigenschaften erkennen und sich für ihre Mühe belohnt sehen.

Das Werk, durch das sich Meredith zuerst einen Namen erwarb, trägt den Titel „The Ordeal of Richard Feverel". Es ist dies ein Roman jener gedankenvollen, tiefen, halb cynischen, aber ganz und gar ernsthaften Art, welche sich so oft, wenn auch niemals mit sichtbarem Erfolge, bemüht hat, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, welche gewöhnlich nur leichter Unterhaltung nachjagt. Gedachter Roman hat etwas von dem Stil Sterne's an sich, doch noch weit mehr von dem Stil dessen, der, sich selbst einen Nachfolger Sterne's nennend, ein wärmeres Herz, eine reinere Seele, eine zartere Phantasie hatte, als der britische Sentimentalist — nämlich unseres Jean Paul. In seinem Stil gleicht Meredith sehr häufig in auffallender Weise unserm deutschen Dichter, doch dieser Stil ist, gleichsam als eine Sache der Nothwendigkeit, mit einem guten Theil Carlyle'schen Elans in der Phraseologie versetzt. Und in der That leuchtet hier und dort unverkennbar reiner Carlyleismus auf. Das Leben, wie es gewissen mondanen und cynischen Augen erscheint, wird z. B. beschrieben als „eine superironische Procession mit dem Gelächter der Götter im Hintergrunde". Wir finden hier und da noch manche andere solcher Sentenzen, welche sich lesen, als wenn sie direct dem „Sartor Resartus" oder der „Französischen Revolution" entlehnt wären. Doch der allgemeine Charakter des Buchs ist der einer Art britischen Jean Paul's — Jean Paul dem gewöhnlichen Lauf des englischen Lebens angepaßt und Figuren zeichnend, wie britische Schulbuben, Aristokraten, Modedamen, Farmer, Herbergsväter und ausgenutzte, verbrauchte, werthlose Städter.

Trotzdem ist darin durchaus nichts von Nachahmung, noch ist es leicht, irgend eine Stelle zu bezeichnen, welche scheinbar zu sehr in der Farbe des „Titan's" gefärbt sei. Doch innerhalb seiner Sphäre scheint der Geist des Autors ganz dem Richter's verwandt und die Affinitäten in Phantasie und Gefühl sind ohne Zweifel noch durch ein eingehendes und liebevolles Studium erhöht worden.

Die „Prüfung Richard Feverel's" ist voll von Stellen reich an zarter Schönheit, an beißenden, stechenden, feinen Reflexionen, welche viel Einsicht in die Wirklichkeiten der menschlichen Natur bekunden und voll von der Gluth eines feurigen, männlichen Herzens und einer zarten, graziösen, genialen Mischung von Liebe und Mitleiden. Ganz und gar ungleich in seiner Anlage und seinen Personen, erinnert uns der Roman doch an Jean Paul's „Flegeljahre", nur daß bei Meredith die Wege, Schwächen und Tugenden der beiden Brüder in die eine Form von Richard Feverel verschmolzen sind.

Das Buch ist wesentlich ein Tendenzroman.

Richard Feverel ist der einzige Sohn eines Mannes von hohem Range

und adeliger Natur, der, enttäuscht in seinem häuslichen Leben und allein gelassen mit seinem Kinde, zum Philosophen wird und sich entschließt, seinen Sohn nach einem großen, unübertrefflichen System zu erziehen, das allen Versuchungen und Gefahren der Welt, des Fleisches und des Teufels Trotz bieten soll. Eine moralische und zugleich eine physische Erziehung soll es sein und alle Hülfsmittel der Wissenschaft und des Reichthums — an Liebe scheint man bei der ganzen Angelegenheit gar nicht gedacht zu haben — werden in Contribution gesetzt, um diesen vollkommenen Homunculus, diese menschliche Wunderblume hervorzubringen. Natürlich, das System schlägt fehl; nicht etwa in außerordentlicher, oder grotesker, oder lächerlicher Weise, oder mehr als irgend ein anderes zur Erziehung eines Homunculus erdachtes System nothwendigerweise zusammenbrechen muß: der Homunculus kann nicht für immer in der Flasche gefangen gehalten werden. Richard Feverel erweist sich im Ganzen als ein aufrichtiger und ehrenhafter Mann, doch der absoluten Wahrheit und der absoluten Ehre ist er nicht viel näher als alle anderen Menschenkinder, und sein Leben — ist weder glücklich noch vollkommen. Er heirathet einzig und allein aus Liebe, nicht um der Wissenschaft willen, und man muß zugestehen, dem einen dieser Führer ist er nicht treuer als dem andern. Und er, den hohe moralische Principien allein lenken sollten, ist wenig besser als der bloße Sclave seiner Triebe. Alle die guten Pathengeschenke, welche die Fee Wissenschaft ihm dargereicht, werden mehr oder weniger paralysirt durch die böse Gabe der Fee Leidenschaft, welche der weise Vater lieber nicht zur Taufe gebeten hätte.

Dies ist in wenigen Worten der dürre, nackte Umriß eines glänzenden, phantasiereichen, dabei aber ernsten und gedankenvollen Buchs. Es ist kein sehr gefälliges Werk. Die Delicatesse und die phantastischen Excentricitäten des Stils, obgleich bescheiden und nüchtern im Vergleich mit denen, in welchen sich Jean Paul ergeht, sind genügend den alltäglichen Romanleser gleich im Anfang zu warnen, daß die vor ihm liegenden Pfade eigentlich zu dornig und verworren für seine leichte Promenade sind.

Doch ganz abgesehen von bloßen oberflächlichen Einwänden, so läßt die Erzählung mit all' ihrer Schönheit, Zartheit und Kühnheit eine tiefe Melancholie und, was vielleicht noch schlimmer ist, einen unbefriedigenden Eindruck zurück.

Man wird im Allgemeinen Rousseau's „Emile" nicht mehr viel lesen, doch Diejenigen, welche mit diesem Meisterstück einer todten Philosophie bekannt sind, werden uns beipflichten, daß die Katastrophe einen überaus unbefriedigenden und entmuthigenden Eindruck hinterläßt. War es um einer solchen willen, so kann man fragen, daß Wissenschaft und Liebe ihr Höchstes thaten, um einen Lebenspfad eben, eine menschliche Existenz glänzend, edel und glücklich zu machen? War Emile von Geburt an zur Unterdrückung jedes selbstsüchtigen Gedankens, zur Verachtung aller unedlen Zwecke, zu einer absoluten Ergebenheit gegen Wahrheit, Muth, Reinheit, Menschenfreundlichkeit nur einzig darum erzogen, damit er betrogen werde in seinen theuersten Gefühlen, und auf daß der krönende Act seiner Existenz nichts Anderes sei, als eine Selbstentsagung, welche wir nicht einmal mit Bewunderung betrachten können?

Der Autor hat ein Recht, seine Moral zu formen und seine Schöpfungen zu handhaben, just wie es ihm gefällt; doch wir fühlen uns peinlich berührt, wenn wir wahrnehmen, daß er auf diese Weise hart mit den geliebten

Wesen seines Systems umgeht. Etwas von dieser Ueberraschung und Enttäuschung erfüllt unsern Geist, wenn wir bis an's Ende der Prüfung Richard Feverel's gelangt sind, und wenn wir finden, daß er seine schönsten Hoffnungen, seine theuersten Zuneigungen todt und begraben hinter sich läßt.

Das Buch endet mit einem Krach; uns ist als ob irgend etwas plötzlich mit Schmerz und Ueberraschung hinweggerissen wäre: Dunkelheit befällt den Geist.

Vom künstlerischen Gesichtspunkt aus ist dies unserer Ansicht nach ein Mangel, obgleich es genau genommen in Uebereinstimmung mit den Möglichkeiten und selbst mit den täglichen Chancen des Lebens ist; der Lauf der Erzählung jedoch läßt nichts Derartiges erwarten, da ihre ganze Anlage und Construction auf einen harmonischen und dramatischen Schluß hinweist. Wir können nicht einsehen, warum die arme kleine Lucy, Richard Feverel's liebenswürdige, unschuldige Gattin geopfert werden muß, um die Prüfung ihres Gatten herber und schwerer zu machen? Ist solch' eine Prüfung die menschliche Natur wirklich reinigend und kräftigend? Ist eine schwere, unerwartete und so muß man hinzufügen, wirklich unverdiente Calamität dazu angethan, den Heimgesuchten muthig und stark und gläubig zu machen? Wir bezweifeln das! Noch mehr aber bezweifeln wir, daß das feurige, impulsive, launenhafte Wesen, das uns Meredith in seinem Helden gezeichnet hat, dadurch irgendwie besser werde und daß sich ein so phantastisches und erbarmungsloses Geschick an das System seines Vaters und an seine eigene, einzige Abweichung von demselben heften könne.

Dem Romandichter steht es frei, wenn es ihm gefällt ein Buch mit einer Tendenz zu schreiben, doch wenn er es gethan, dann muß er sich auch gefallen lassen, gemäß der Natur seiner Tendenz und gemäß der Klarheit, mit der er sie entwickelt hat, beurtheilt zu werden. In dieser Hinsicht bezaubert uns die Lectüre von „Richard Feverel", aber wir legen das Buch nach Beendigung derselben unbefriedigt nieder. Der charakteristische Zug Meredith's als Romandichter ist eine oder zwei Hauptfiguren zu erfassen, auf die Entwickelung ihrer Natur all' seine künstlerische Kraft zu verschwenden; alle anderen Formen und Objecte dienen nur als Hülfsmittel — als Möbel, Coulissen, als einfacher Hintergrund. Nachlässigkeiten, Ueberstürzungen, häufige Dunkelheiten, plötzliche Ausbrüche in Caricaturen sind die gewöhnlichen Phänomene einer solchen künstlerischen Condition.

In den Romanen, welche Meredith dem soeben kurz besprochenen folgen ließ, ist Das, was man das physische Interesse nennen kann, noch größer entwickelt, als in „Richard Feverel". Sein bekanntes Werk „Emilia in London" ist die Entwickelung einer menschlichen Natur, die Untersuchung eines menschlichen Herzens. Es ist keine unterhaltende, ja nicht einmal eine angenehme Erzählung. Der in ihr vorherrschende Ton grenzt an Melancholie, ja zuweilen an Härte. Obgleich der Roman hoffnungsvoll schließt, so ist doch sein allgemeiner Eindruck entmuthigend. „Emilia in London" ist in seinem Gesammtaufbau vielleicht ein Fortschritt im Vergleich mit „Richard Feverel". Das Buch ist mehr Roman und weniger ein politisches Essay. Sein Stil enthält weniger Excentricitäten und man findet nur wenige von den Seitensprüngen, welche den Leser in Richard Feverel stören. Sein Hauptverdienst besteht in dem Umstande, daß er der englischen Romanliteratur einen durch und durch originellen und vollkommen menschlichen Charakter hinzugefügt hat. Die Erzählung selbst ist in ihren Umrissen höchst einfach. Ein junges

Mädchen, die Tochter eines in London lebenden Italieners, ist mit einer wundervollen Stimme und einer leidenschaftlichen Liebe für Musik begabt. Italien und Musik, das sind die organischen Leidenschaften ihrer Existenz, doch über dieselben hinaus wuchert eine neue und viel verzehrendere Leidenschaft. Emilia verliebt sich in einen jungen Reiterofficier, in einen Mann nicht ohne Herz und Verstand, doch weit unter ihr stehend in Aufrichtigkeit und Tiefe der Natur. Er ist getheilt zwischen ihr und der Welt und am Ende nimmt sie wahr, daß das von ihr gesuchte Herz nicht in seinem Busen schlägt, und sie besitzt Kraft genug, ihn von sich zu stoßen. Emilia ist gebrochen, doch nicht vernichtet. Sie hat eine schwere Wunde erhalten, doch keinen Todesstreich. Sie leidet furchtbar, doch sie überlebt. Dies ist in wenigen Worten das Argument der Erzählung, in welcher der Charakter Emilia's das Leben und die Schönheit bildet. Sie ist ein Genie ohne Cultur, voll Güte ohne Regel, voll Liebe ohne weltliche Zurückhaltung. Ihre Leidenschaft für Musik, für Italien und für Wilfried, ihren Geliebten, ist mit vollendeter Kunst verschmolzen. Es dürfte nicht leicht in moderner Literatur einen Charakter geben, der so getreu die Natur wiederspiegelt, welche mit einem Genie für Musik angefüllt ist. Selbst nicht Consuelo in George Sand's Novelle ist eine so vollkommene Personification. Musik und Dichtkunst werden im Leben nicht durch dieselbe Art menschlicher Natur repräsentirt; in Büchern aber wird selten ein Unterschied zwischen beiden gemacht. Der Romandichter handelt als ob es nur eine Art Künstlernatur gebe und als ob der ganze Unterschied zwischen Maler, Dichter und Musiker einfach in den verschiedenen Arten enthalten sei, in denen das Genie zum Ausdruck gelangt. Nur Wenigen wird es unbekannt sein, wie falsch eine solche Annahme ist. Der begabteste Musiker enttäuscht nicht selten in geistiger Genossenschaft Alle, ausgenommen Musiker. Verstand, und merkwürdiger Weise die mehr poetische Phase des Verstandes scheint gar häufig dem Sänger zu fehlen, dessen ganze Seele voll von Musik ist. Meredith hat sein Erkennen dieser Besonderheit in dem vorzüglich gezeichneten Charakter der Emilia an den Tag gelegt. Ihre Natur ist, ausgenommen wo es sich um Gesang handelt, in jeder Hinsicht alltäglich und prosaisch. Leidenschaft trägt sie auf die Höhen, welche an sich wesentlich poetisch und dramatisch sind, und eine reine, aufrichtige Einfachheit hält sie alle Zeit oberhalb der Gemeinheiten des Lebens. Das, was Andere vulgär machen würde, wird von ihr mit Würde umkleidet, doch trotzdem findet sich in ihrem kindlichen Herzen nichts, das uns an Sappho oder Corinna erinnert, ja selbst nicht einmal an jene Bühnensängerin, die von gewöhnlichen Romandichtern zuweilen gezeichnet wird. Nichts Ideales ist in ihr zu entdecken und sie wandelt durch's Leben einfach als „Weib". Nach dem etwas zu theatralisch arrangirten Zwischenfall, der sie beim Leser einführt, verlassen wir mit ihr nie wieder die gewöhnliche Heerstraße des modernen, prosaischen Lebens. In ihren Momenten der Exaltation und in ihren tiefen Leiden, in ihrer künstlerischen Leidenschaft und in ihrer feurigen, weiblichen Liebe ist dies eigenthümliche, einfache Kind des Genies in eine enge Verwandtschaft mit der simpelsten, unromantischsten Creatur gebracht, die jemals als Haushälterin in ihrer Küche waltete. Wenn irgend etwas auffallend und phantastisch im Charakter Emilia's erscheint, so ist es, weil sich einfache Wirklichkeit so oft auffallend und phantastisch ansieht, wenn mit kühner Hand vorgeführt, um irgend eine hergebrachte Conventionalität in der Romanliteratur zu verdrängen. Emilia jedoch ist nicht der einzige originelle

und wahre Charakter in diesem bemerkenswerthen Buche. Mr. Pericles, der griechische Millionär, mit seiner Leidenschaft für Musik, mit seinem steten Suchen nach Primadonnen, sein kaltes, selbstsüchtiges Herz, seine rohe Natur, seine dünne französische Politur ist mit kühnen Pinselstrichen und Meisterhand gezeichnet. Mr. Pole und die drei Misses Pole sind Realitäten, und Mr. Merthyr Powys ist ein männliches, braves Wesen, das wir mit seinen englischen Sympathien für Italien in manchen Gestalten im heutigen England antreffen.

Außer den von uns erwähnten Romanen schrieb Meredith 1857 „Farina, a Legend of Cologne", dem drei Jahre später „Mary Bertrand" folgte. Das Magazin „Once a Week" brachte im nächsten Jahre aus seiner Feder „Evan Harrington", dann kam 1865 „Rhoda Fleming" und 1866 „Vittoria", Alles Romandichtungen, welche sich weder mit seiner „Emilia in London", noch mit seinem 1871 veröffentlichten Roman „The Adventures of Harry Richmond", der sicher nicht schnell in Vergessenheit fallen wird, messen können. Der erste Theil des letztgenannten Buchs, der von den jugendlichen Abenteuern des Helden und seiner Freunde erzählt, ist bezaubernd, voll geflügelter Kraft und ergötzenden Absurditäten. Die Darstellung der Kinderjahre ist ein wahrhaft kindliches Idyll und nichts kann feiner sein, als das Gemälde von Harry's außerordentlichem Vater, so wie er seinen Kindern erscheint. Doch das Ueberschwengliche einer ungefesselten Imagination überschreitet so sehr alle Schranken, daß es schwierig ist die wahre Meinung des letzten Theils herauszufinden, oder zu glauben, daß alle die Personen wahnsinnig geworden sind. Das Imbroglio deutscher Fürsten und Fürstinnen, die waghalsigen Unternehmungen jener Minerva-Diana, die englisch Janet heißt, und die unaussprechlichen Absurditäten von Harry's Vater, der sich für einen Herzog hält und sich auch als ein solcher gerirt, schießen alle am Ende in Saat auf und bringen ein solches Dickicht von Zwischenfällen und Erregungen hervor, daß es dem Leser schwer wird, sich durch dasselbe hindurchzuwinden. In diesem Dickicht aber finden sich Partien glänzender Beschreibung, aus ihm funkeln uns Strahlen tiefer Einsicht und sinniger, kluger Sprüche entgegen, welche dem Leser als ein leuchtender Faden dienen, mit dem er sich in dem Labyrinthe zurechtfinden kann. Kurz, „Harry Richmond's Abenteuer" sind kein Roman der legitimen dreibändigen Art, sondern ein gar wundersames und klug geschriebenes Buch.

Wenn nun George Meredith der Hauptvertreter der sogenannten philosophischen Schule im Tendenzroman ist, so ist der Rev. Charles Kingsley, „der Chartistenpastor", der hervorragendste der socialistischen Schule. Auf ihn finden Schiller's Worte über Wallenstein: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", volle Anwendung. Von den Einen übermäßig gelobt, fast in den Himmel gehoben, wird er von den Anderen angefeindet und heruntergerissen: die Wahrheit liegt in der Mitte. Kingsley ist, das kann kein Neider, kein noch so feindlicher Kritiker in Abrede stellen, ein bedeutender, wenn auch etwas absonderlicher, starrköpfiger Mann mit großen literarischen Fähigkeiten, etwas ungeduldiger Wohlthätigkeit, auffahrenden und anmaßenden Temperaments gegen Alle, welche sich's beikommen lassen, seinen vorschnellen Schlüssen entgegenzutreten, oder auf einem von dem seinen verschiedenen Wege einen gemeinsamen Zweck anzustreben. Der Charakter des Mannes ist deutlich in seinen Gesichtszügen ausgeprägt. Eine hohe, adelige Stirn, große, ernste, tiefliegende Augen,

scharfer, geschlossener Mund, breite, massige Kinnladen künden uns eben so wol einen Dichter, wie einen Pastor, einen Kämpfer, wie einen Schreiber, einen Führer, wie einen Priester an. Langes, wallendes, jetzt allerdings recht dünn gewordenes Haar ziert sein Haupt, und ernste, leuchtende, treuherzige Augen scheinen unter seiner stark hervortretenden Stirn hervor.

Charles Kingsley wurde am 12. Juni 1819 im Pfarrhause von Holme geboren, einem Dorfe am Rande des englischen Schwarzwaldes, Dartmoore genannt. Bis zu seinem vierzehnten Jahre im väterlichen Hause unterrichtet, wurde er in diesem Alter ein Schüler des Rev. Coleridge, Sohn des Philosophen und Dichters. Später studirte er mit großer Auszeichnung Theologie, theils am King's College in London, theils in Cambridge, wo er sich durch seinen Fleiß ein Stipendium und mehrere Preise erwarb. Seine erste Stelle als Geistlicher war ein Vicariat in der Pfarre zu Eversley, einem entlegenen Dorfe in den Marschen von Hampshire, deren Pfarrer, oder Rector, wie es in England heißt, er nach Ablauf eines Jahres und dem Tode des Inhabers wurde.

Die Kingsley's haben einen gar alten Stammbaum aufzuweisen: sie stammen von einer alten Cheshire-Familie ab, von den Kingsley's auf Kingsley. Ein Vorfahr unseres Autors stellte auf eigene Kosten zur Armee des Parlaments einen Trupp Reiter, und noch ist das von Ireton und Cromwell unterzeichnete Patent vorhanden, das ihn zum Hauptmann seiner Schaar ernannte. Der jüngere Bruder dieses republicanischen Capitains ging mit den Pilgrimvätern nach Amerika, und ein Nachkomme desselben, Dr. Kingsley, that sich als Professor von Gale College in den Vereinigten Staaten hervor. Die ganze Familie hatte kriegerisches Blut in den Adern. General Kingsley commandirte in der durch Campbell's köstlichen Ode verherrlichten Schlacht bei Minden eine Brigade; verschiedene andere der Familie haben gedient und gefochten und Kingsley selbst hat man nicht blos den Chartistenpastor, sondern auch den Soldatenpriester genannt. Jetzt noch, obgleich längst schon über die Mittagshöhe des Lebens hinaus, tritt er uns als ein Mann von hoher, geschmeidiger, breitschulteriger Gestalt entgegen, der einst in seiner Jugend einer der besten Ringkämpfer und Wettläufer war.

Doch wir haben es hier nicht mit den körperlichen, sondern mit den geistigen Thaten Kingsley's zu thun.

Um den Geist, der die Schriften unseres Autors umweht, recht verstehen zu können, muß man nicht aus den Augen lassen, daß Kingsley im Grunde ein Puritaner in optima forma, ein Puritaner, dessen Puritanismus mit der Philosophie Coleridge's durchwoben ist. Er ist ein Bigot des vierzehnten Jahrhunderts, der das Unglück hat im neunzehnten zu leben. In seinem siebenundzwanzigsten Jahre schrieb er seine „Saint's Tragedy", ein niemals aufgeführtes und auch unaufführbares Drama, voll von jener socialistischen Brüderlichkeit der ersten Christenheit, welches von der Presse mit einem solchen Sturm verurtheilender Kritik aufgenommen wurde, daß der junge Geistliche der Dichtkunst den Rücken wandte und sich an das Studium moderner Materien, namentlich politischer und socialer machte. In dieser seiner Uebergangsperiode wurde Kingsley mit einem merkwürdigen Manne, dem Schöpfer des Witzblattes Punch, Henry Mayhew bekannt. Dieser Mann, in gewisser Hinsicht der englische Raspail — Chemiker, Erfinder, Politiker, Journalist — hatte sich in der Mitte der vierziger Jahre als Mitarbeiter am Morning Chronicle vielfach mit der Lage und den Verhältnissen der

Arbeiter in den großen industriellen Districten Englands beschäftigt und seine und seiner Freunde Erfahrungen in dem weltbekannten Buche „London Labour and London Poor“ niedergelegt. Die in diesem Buche mit rauher Hand aufgedeckten Krebsschäden der englischen Gesellschaft zogen Kingsley an und brachten ihn zu dem ganz mit seinen persönlichen Neigungen übereinstimmenden Entschluß, sich zu einem Vertheidiger und Fürsprecher der Armen und Elenden aufzuwerfen. Er sowol, wie der nun dahingeschiedene Prediger und Professor Maurice haben mehr als einmal ihre Stimme von der Kanzel herab ertönen lassen über die Lage der Armen; mehr als einmal haben sie gepredigt, daß es unrecht sei, eine Classe der Gesellschaft in Unwissenheit, Mangel und Elend zu lassen, während eine andere, gleich patentirten Schwelgern, in Luxus, Wohlhabenheit und gar zu oft auch im Laster leben. Kingsley war, durch Mayhew geleitet, vielfach mit den Armen in Berührung gekommen und das Resultat dieser Berührung war sein überaus kräftig geschriebener Roman „Alton Loke, Tailor and Poet“, welcher zur Zeit der charlistischen Unruhen in England das Licht der Welt erblickte.

Dieser Roman errang sich mit einem Schlage eine eigene, besondere Stellung unter den Tendenzromanen, eine Stellung, welche mit dem Namen „christlich muskulöser Roman“ bezeichnet wird. Die hauptsächlichsten Charaktereigenthümlichkeiten Kingsley's als Verfasser dieser Art von Romanen sind sein tiefer Sinn für die Heiligkeit aller gewöhnlichen Beziehungen und aller alltäglichen Pflichten des Lebens, und ferner die Energie, mit der er für die Verdienste einer einfachen, gediegenen, unbewußten Güte und für die große Wichtigkeit und den Werth der Lebensgeister, der physischen Kraft und für den Genuß aller damit verbundenen Bewegungen und Ausführungen in die Schranken tritt.

Wir stimmen ganz und gar mit der ersten und letzten dieser Ansichten überein, noch glauben wir, daß, wenn sie kategorisch aufgestellt, viele von ihnen abweichen würden. Sie sind eng verbunden mit der in England vorherrschenden protestantischen Auffassung des Lebens, und wir sind der Ansicht, daß man den Engländern im Allgemeinen keinen Vorwurf über deren Vernachlässigung und Verneinung machen kann. Doch die Angemessenheit von Kingsley's Bewunderung der Einfachheit und Unbewußtheit will uns fraglicher erscheinen. Und in der That, wir müssen gestehen, daß, so oft sie auch von einer gewissen Classe englischer Romanschriftsteller und Kritiker gebraucht werden, wir nicht recht wissen, was sie eigentlich meinen. Wenn wir vollkommene Glieder einer vollkommener Welt wären, so könnten wir allenfalls, um mit Eduard von Hartmann zu sprechen, unserer eigenen Vollkommenheit unbewußt sein, doch wie die Dinge wirklich liegen, vermögen wir kaum einzusehen, auf welche Weise ein Mensch seiner Güte unbewußt sein kann, so lange er nicht dem Gegentheil, dem Bösen gänzlich abgestorben ist. Solch' eine Person ist gleich Null, ist gleich einem Menschen, der mit einem scharfen Auge für Dunkelheit fühllos gegen Licht ist. Mit Rücksicht auf Einfachheit sind wir gleicherweise verwirrt. Wir können sehr wohl verstehen, was unter einem gediegenen Verstand gemeint ist. Kant's Verstand war ein gediegener, Goethe's Verstand war gediegen und so war der Verstand eines Leibnitz, Bacon, Hooker und Hobbes. Doch in welchem Sinne waren Sie einfach? Die Wirklichkeiten im Leben sind zu vielseitig, um von einem Verstande verstanden zu werden, der nur einige wenige große Eintheilungen anerkennt. Viele sehr wesentliche Unterscheidungen sind im höchsten Grade fein. Wie



Der moderne Todtentanz. I.

Nach der stillen Stadt reiten Schritt für Schritt
Der Tod und der Teufel zusammen,
Sie bringen ihren Verbündeten mit
In Flaschen voll nasser Flammen..



würde es wol einem einfachen Kopfe möglich sein den Unterschied zwischen Stolz und Eitelkeit, oder zwischen Stolz und Selbstachtung zu fassen? Auf welche Weise würde er wol die schwierigen Fragen der Volkswirthschaft handhaben? Sind ferner Schriftsteller wie Kingsley und Genossen so außerordentlich einfach? Was immer auch die Wahrheit über diese Themen sein mag, es giebt verschiedene Wege, auf denen sie gelehrt werden kann, und wir fürchten sehr, daß der, welchen Kingsley eingeschlagen hat, vielen Einwendungen ausgesetzt ist. Er besteht aus der Production von Romanen, deren Helden fast immer in glänzenden Farben gezeichnet und dazu auserkoren sind, die Vorzüglichkeiten eines „einfachen, gediegenen Verstandes", vereint mit dem fast „unbewußten Instinct Gutes zu thun", und geschmückt, um im Allgemeinen zu sprechen, mit jeder Art athletischer Bildung, in's rechte Licht zu setzen.

Wenn es nun, wie man anzunehmen vollen Grund hat, Kingsley's Vorhaben ist, die Geister seiner Zeitgenossen zu kräftigen, sie einfacher, stärker und männlicher zu machen, so hat er, unserer Ansicht nach, nicht den rechten Weg eingeschlagen. Seine Romane sind dazu angethan eine künstliche Bewunderung für Simplicität und Lebenskraft zu schaffen, anstatt Simplicität und Kraft selbst; und diese Dinge sind nicht blos unabhängig von einander, sondern bis zum gewissen Grade einander entgegengesetzt.

Nichts ist gewöhnlicher als unsere Bewunderung für Eigenschaften, welche wir nicht besitzen, und wir fürchten gar sehr, daß die einfachen Riesen der Kingsley'schen Romane dem schwachen, erregbaren und überreizten Theil der Generation höchst willkommen sind, doch solch' eine Lectüre wird ihre Nerven schwerlich beruhigen und stärken. Dies kann durch nichts besseres bewirkt werden, als durch eine kräftige Uebung des Geistes und des Körpers und durch Enthaltsamkeit von den Reizmitteln, welche man gewöhnlich in dieser Hinsicht anwendet. Kingsley's Romane sind starke Reizmittel und verführen seine Leser dazu, nicht etwa Uebungen vorzunehmen, sondern nur von solchen zu träumen. Er ist ein Mann, von dem wir mit Hinblick auf seine nicht geringen Gaben und auf seine Herzensgüte mit Achtung zu sprechen wünschen, doch wir können nicht umhin zu bemerken, daß die intellectuellen Gaben, welche er in seinen Romanen entfaltet, ganz und gar nicht dem einfachen athletischen Verstande und dem ruhigen, selbstbewußten Menschenverstande gleichen, den er so hoch stellt. Weder Kingsley's Speculationen, noch die Charaktere in seinen Romanen sind stark. Die Gediegenheit der letzteren äußert sich hauptsächlich in ihrer Muskelstärke. Zieht man von den Kingsley'schen Helden diese Muskelstärke ab, so verlieren sie sofort allen Charakter. Das Lob, das Kingsley in so reichem Maß über athletische Ausbildung ausschüttet, scheint uns gleichfalls übertrieben. Seine Schriften enthalten ohne Zweifel viele Beweise einer gesunden Werthschätzung des Vergnügens solchen Zeitvertreibs, doch sind sie nicht ganz natürlich. Sie lesen sich wie eine beständige Wiederholung der Behauptung, daß es einem Manne möglich sei so und so viele hundert Meilen in so und so vielen hundert Stunden zu marschiren und dabei doch die neoplatonische Philosophie zu würdigen.

Sehen wir uns nun einmal Kingsley's Hauptroman, nämlich seinen Alton Locke etwas näher an.

Der Held Alton Locke ist der Typus dreier Charaktere — eines Schneiders, eines Socialisten und eines Dichters. Es war, mit Hinsicht auf den

siedenden Enthusiasmus des politischen Agitators, ein genialer Einfall, ihn auch zu einem Dichter zu machen. Diese beiden Berufsarten passen gut zu einander und gewähren einen Entschuldigungsgrund für unsere Toleranz gegen die vielen wilden Invectiven gegen bestehende Institutionen und zu gleicher Zeit gegen den Glauben, daß sie unter solchen Umständen nicht von großen Uebeln begleitet sein werden. Die Verbindung von Poesie und Socialismus ist ganz natürlich. Der Socialismus ist eine Art Poesie in sich selbst, da er sich in großartigem Maßstabe in jenen Visionen menschlicher Vollkommenheit und jenem Sehnen nach einem unmöglichen Elysium gefällt, das Dichtern seit undenklichen Zeiten so viele unschuldige Wonnen verschaffte. Und wir erkennen in den wilden Ausbrüchen Alton Loke's und in seinen düsteren Protesten gegen die Ungerechtigkeiten der Welt das wahre Temperament eines von Natur glücklich ausgestatteten und durch Umstände gereiften Mannes, die ihm zugefallene Doppelfunction kräftig auszufüllen. Doch wir müssen von vornherein bemerken, man macht gleich auf den ersten Seiten des Buchs die Entdeckung, daß in dieser sogenannten Autobiographie ein höherer und besser erzogener Geist am Werke ist, als der eines mißgestalteten Jünglings, der in der trockenen und unfreundlichen Atmosphäre des Calvinismus, abgeschlossen von der Cultur und dem Wissen, aufgezogen und dann hinausgestoßen wird, um sich sein Brod zu verdienen und sich in einer übelriechenden und überfüllten Schneiderwerkstatt durch's Leben zu schlagen. Sobald wir nur einige Seiten des Buchs gelesen haben, verfliegt die Illusion und wir werden inne, daß es kein verkümmerter Schneider, kein ehrgeiziger Reimschmied oder hitzköpfiger Socialist ist, der spricht, sondern ein Gelehrter und ein Denker, zwar nicht immer weise, doch alle Zeit originell, frisch und ernst in seinem Glauben, den er für wahr anerkennt, und nicht ein Mann, der dem Leben angehört, das er schildert, sondern einer, der es aus der Entfernung betrachtet mit hohem Interesse und dem aufrichtigen Wunsch seinen Calamitäten abzuhelfen. Wahrscheinlichkeit wird in dieser Autobiographie gar nicht angestrebt. Kingsley bezweckt keine Erzählung, welche in der Person des Erzählers das Kleid der Wirklichkeit anziehen soll. Die einzige Realität, welche er vor unseren Augen zu entfalten sucht, ist die Lage der unteren Volksclassen und die Moral, welche aus ihrer Tiefe des Kampfes und der Dunkelheit an die Oberfläche steigt. Wir müssen deshalb die Erzählung als ein Medium für den Ausdruck der Ansichten und Ueberzeugungen, der Sorgen und Leiden annehmen, welche dem Autor unzertrennlich von dieser Lage erscheinen. Alton Loke ist die Hauptfigur, um die sich alle diese agitirenden Elemente gruppiren und durch den sie ein practisches Ventil erhalten; und die Conception seines Charakters — obgleich er zuweilen aus seiner Rolle fällt und Dinge weit über seinen Stand hinaus vorbringt — ist dem Gegenstande, für den er gezeichnet, außerordentlich angepaßt. Die wirklichen Erlebnisse und Erfahrungen Alton Loke's sind solche, wie sie nur selten von Chartisten, Schneidern und ungebildeten Dichtern erlebt und gemacht werden. Doch da sie mit der Absicht zusammengestellt sind, das Wachsthum und die Entwickelung gewisser Tendenzen im menschlichen Geiste, die Wirkungen eines gewissen Einflusses und die Eigenthümlichkeiten gewisser Lebensarten zu zeigen, so ist man weniger geneigt ihre Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit als ein Ganzes in Frage zu ziehen.

Alton Loke ist der Sohn einer armen Wittwe, die als orthodoxe Calvinistin Missionäre zum Thee empfängt und alle fleischliche Erkenntniß ver-

abscheut. Unter stetem Hungerleiden des Geistes und des Körpers wird er großgezogen — schmale Kost, schlechte Wohnung, freudlose Doctrin. Von frühester Jugend auf sehnt er sich nach etwas Heiterm und er wendet sich von seinem Elend der äußern Welt zu mit einer regen Sehnsucht nach menschlicher Sympathie. Die Einleitung bildet das Fundament zu Alton Loke's späterm Leben und kann als eine Probe von dem beschreibenden Talent Kingsley's angeführt werden: — „Die Erinnerungen meiner Kindheit gehören der Straße einer Vorstadt an; sie verweilen bei ihrem Gewirr kleiner Läden und kleiner Terrassen, von denen eine noch häßlicher als die andere war. Die kleinen Stückchen von Gärten mit ihren staubigen, verkommenen Hollundersträuchen und Lebensbäumen waren meine einzigen Wälder; meine einzigen wilden Thiere, die schwarzbraunen, lustigen Spatzen, die sich furchtlos, nichts von Falle und Schießgewehr wissend, auf meinem Fenstersimse herumbalgten. Von meiner frühesten Kindheit an, durch die langen, schlaflosen Nächte von Schmerzen und Hunger, wenn die Mitternacht in Morgengrauen sich wandelte und die blendenden Straßenlaternen bleicher wurden, pflegte ich mit heiliger Scheu auf das endlose Rollen der Marktwagen zu horchen, welche der großen Stadt die Schätze des fröhlichen, grünen Landes zuführen, des Landes der Früchte und Blumen, nach dem ich mich all' mein Lebtag vergebens gesehnt habe. Sie schienen meiner knabenhaften Einbildung geheimnißvolle Boten einer andern Welt, und die schweigsame, einsame Nacht, in der sie die einzigen sich bewegenden Dinge waren, vergrößerte das Wunder noch. Ich stand aus dem Bette auf, um sie anzustarren, und die rauhen Männer und die schmutzigen Weiber, welche sie lenkten, und ihre Arbeit unter den grünen Pflanzen, an den lustigen Abhängen unter Gottes blauem Himmel zu beneiden. Ich vermeinte, daß sie lernten, von dem ich wußte, daß ich es lernen würde; damals erkannte ich noch nicht, daß das Auge nur das sieht, was zu sehen es die Kraft hat. Wann werden sich ihre Augen öffnen? Wann werden Priester ausziehen auf alle Heerstraßen und Feldwege, um dem Ackersmann und den Zigeunern die frohe Botschaft zu predigen, daß auch dort, in jedem Dickicht, auf jedem Felde das Haus Gottes ist — auch dort der Eingang zum Himmel!"

Alton Loke hat einen reichen Onkel, einen Gewürzkrämer, der eine Villa in Herne Hill hat und Aldermänner zum Diner einladet. Dieser Onkel, dessen einziger Sohn in Cambridge studirt, gehört zu einer bessern Sorte von Menschen, als man sie gewöhnlich unter dieser Classe findet, und er ist edelsinnig genug, seinem Neffen ein Unterkommen in einer Schneiderwerkstatt zu verschaffen. Der schwächliche Knabe geräth hier in die Gesellschaft von Chartisten, nimmt ihre Doctrinen an und erwirbt sich eine große Menge verschiedener oberflächlicher Kenntnisse in dem Hause eines alten Buchhändlers, Sandy Mackaye, der, ein bedachtsamer, schlauer Schotte und mit starken Ansichten über die Lage der Gesellschaft versehen, sich in seiner Praxis stets auf der sichern Seite hielt und sein politisches Gewissen dadurch zufriedenstellt, daß er nach Carlyle'scher Weise redet. Dieser alte Buchhändler und gutmüthige Schotte ist der erlösende Charakter des Buchs. Alton Loke, der sich unter seiner Leitung zum Dichter herangebildet, hat seine dichterischen Versuche mit einer Beschreibung der caraibischen Inseln begonnen und Mackaye tadelt ihn, die Themen für seine Gedichte nicht aus seiner Umgebung genommen zu haben: — „Was zum Teufel", so ruft der alte Mann ergrimmt aus, „giebt es denn keine Dirnen und Götzendiener in England? daß Ihr

erst zu den Cannibalen gehen müßt, um Derartiges aufzuschnüffeln! Wollt Ihr Euch etwa auch aufspielen, wie es unsere Aristokraten thun, die lieber einen italienischen Hund heulen, als eine englische Nachtigall singen hören? Koralleninseln? Stiller Ocean? Was wißt Ihr vom Stillen Ocean? Seid Ihr ein Cockney oder ein Südseeinsulaner?“ Und nun führt der alte Buchhändler seinen Schüler mit den Worten: „Fort, parfümirter Belgravier, und sieh' was London ist, und dann gehe nach der Bibliothek, welche Gott Dir gegeben hat, und schau' was Wissenschaft sagt, wie dies London aussehen könnte“, nach den von Armuth und Verbrechen bevölkerten Straßen von St. Giles. Dort, am Eingange eines alten Winkelgäßchens bleibt er stehen mit seinem Begleiter: „Sieh'“, so ruft er aus, „sieh' dort den Hof entlang, findest Du dort etwa eine Seele, die nicht entweder ein Bettler, Säufer, Dieb oder Schlimmeres ist? Darüber schreibe. Sage, Du habest den Schlund der Hölle gesehen, mit zwei Säulen am Eingange — den Pfandleiher auf der einen und den Schnapsladen auf der andern Seite — zwei monströse, Mann, Weib, Kind, Leib und Seele verschlingende Götzen. Sind sie nicht viel verwünschenswerthere, menschenverschlingendere Götzen, als die einst glühende Statue des Moloch, oder die schlimmere des Gogmagog, in welcher die alten Briten ihre Gefangenen verbrannten? Schau' auf jene barfüßigen, halbnackten, Männern am Halse hängenden Mädchen, mit ihrem Mund voll Vitriol und schweinischen Worten! Schau' auf jene Irin, wie sie ihrem Säuglinge Gin die Kehle hinabgießt! Schau' auf jenen Lump von Jungen, der aus dem Pfandhause kommt, wo er das soeben gestohlene Taschentuch versetzt hat und der nun in den Schnapsladen geht, um mit Paradieskörnern, cocculus indicus und anderen verdammten, gehirnverwirrenden, durst- und lusterzeugenden Droguen vergiftetes Bier zu kaufen. Schau' auf jenes Mädchen, das mit einem Shawl auf dem Rücken in's Pfandhaus ging und nun ohne einen solchen herauskommt! Trunkenbolde von der Mutterbrust, Dirnen von der Wiege an! verdammt und verflucht ehe sie noch geboren waren! . . . Das beschreibe, wenn Du ein wahrer Dichter bist. Wahre Poesie, gleich wahrer Menschenliebe, mein Junge, fängt zu Hause an!“

Mitten in seinen geistigen und physischen Kämpfen verliebt sich Alton Locke in die schöne Tochter eines Geistlichen, der er zufällig in der Gemäldegalerie zu Dulwich begegnet ist. Dieses Abenteuer raubt ihm fast seinen Verstand und seinen Glauben an den Chartismus, indem es ihn etwas Reines und Liebenswerthes in jenen Rängen entdecken läßt, welche er bislang für wesentlich falsch, grausam, stolz und tyrannisch gehalten hat. Das „Schwitzsystem“ jedoch hat sich seiner Einbildung so sehr bemächtigt, daß die Liebe selbst seinem Einflusse weichen muß. Alton Locke wird nun ein professioneller Agitator, schreibt in gemeinen chartistischen Blättern, geht alsdann nach manchen widrigen Schicksalsschlägen, wie sie Männer in seiner Lage fast unvermeidlich treffen, auf's Land, um die Principien der Charte zu verbreiten und den Landarbeitern ein Verständniß ihrer Leiden beizubringen. Propagandismus erweist sich in diesem Falle, wie das gewöhnlich geschieht, wenn er es unternimmt eine Gesellschaftsclasse gegen die andere aufzuhetzen, als ein im Ganzen recht unprofitables und unglückliches Geschäft; und Alton Loke's Jünger, anstatt gegen die Regierung aufzustehen und der Aristokratie den Garaus zu machen, ergreifen für ihre Beschwerden das ihnen zur Hand liegende Heilmittel, indem sie die Pachthöfe plündern und die Scheunen in Brand stecken. Für diese patriotische That wird Alton Loke vor die Schran-

ken des Gerichts gefordert und zu drei Jahre Gefängniß verurtheilt. Diese Katastrophe würde eine vorzügliche Moral für die Erzählung abgegeben haben, doch die Arbeiten des Chartisten waren jetzt noch nicht gethan. Das Gefängniß hatte ihn keine Vorsicht gelehrt und der verblendete Träumer verläßt seine Zelle eben so verrückt, wie er hinein kam. Der Rest der Erzählung läßt sich in einer Zeile abthun. Alton Loke schließt sich der riesenhaften, im Sande verlaufenden Chartistenconspiration vom 10. April 1848 an, bekommt das Fieber, gesundet und wird dem Christenthum, so wie es eben Kingsley auffaßt, zugeführt, vermittels eines neuen communistischen Princips, das wir schon am Eingange unserer Skizze des Autors erwähnten. Menschenfreunde bringen Geld zusammen und senden den Helden zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Texas und geben ihm außerdem noch eine Pension auf drei Jahre. Die so hoffnungsvolle Aussicht auf ein regenerirtes Leben ist zum Zerschellen verurtheilt. Als das Schiff dem gelobten Lande nahe ist, findet man Alton Loke eines Morgens todt in seiner Cabine.

In diesen flüchtigen Umrissen haben wir natürlich manche nebensächliche Passagen ausgelassen, welche des Autors Beredsamkeit und männliche Energie in glänzendem Lichte zeigen, und welche man nicht lesen kann ohne Gefühle von Freude und Schmerz. Auch manche Charaktere befinden sich in dem Werke, die hohes Lob verdienen. George Loke, der Cousin, und Sandy Mackaye, dessen wir schon erwähnten, sind vorzügliche Gemälde und unter anderen Portraits, deren Charaktermängel sie auf das Niveau des täglichen Lebens herabziehen, verdienen jene von O'Flyne, dem irischen Verleger, und Roßwaithe, dem feurigen Chartisten, eine besondere Erwähnung.

Wenn nun Kingsley sein Buch seiner Zeit als einen Protest gegen die Gesellschaft betrachtete, so muß man doch gestehen, daß jene Gesellschaft keinen Grund hat über die Kraft der Argumente, auf welche jener Protest basirt ist, unruhig zu werden. Für alle die Uebel, über welche Alton Loke sich beklagt, ist die Gesellschaft viel weniger verantwortlich, als er selbst. Alle Welt finden wir bemüht, ihm Gutes zu thun und Niemanden weniger geneigt Gutes zu vollbringen, als den träumerischen, phantastischen, sauertöpfigen Jüngling, an dem aller barmherziger Samaritismus vergeblich verschwendet wird. Sein eigenes Temperament ist der große Stein des Anstoßes. Wenn er nur den gesunden Menschenverstand gehabt hätte, den vorzüglichen Rathschlägen zu folgen, welche ihm von verschiedenen Personen aus den Rängen der Gesellschaft, welche er so unversöhnlich haßte, gegeben wurden, und Klugheit genug, die ihm so freigebig gebotenen Gelegenheiten zu benutzen, dann würde er wahrscheinlich ein glückliches und geachtetes Menschenkind geworden sein. Doch er will nichts davon wissen. Die Verderbtheit seiner Natur läßt ihn die Dinge beständig in einem schlimmen Lichte sehen; er besteht darauf, von den höheren Classen in die Armuth getrieben und tyrannisirt zu sein; er ist entschlossen, Arbeit als eine muthwillige Bedrückung und Reichthum als eine den Armen in's Gesicht geschleuderte Ungerechtigkeit anzusehen. Mit Hülfe dieses Schlüssels zu den Uebeln des Helden, welche uns der Autor mit so kräftigen Pinselstrichen malt, vermögen wir eine werthvolle practische Moral in der Geschichte zu entdecken, eine Moral, welche man nur mit Freude und Genugthuung begrüßen kann.

Und in der That ist's unmöglich, Alton Loke's Lebensgeschichte zu Ende zu lesen, ohne sich der Thatsache bewußt zu werden, daß, welchen Vorwurf die Armen auch mit Recht vor die Thür der Reichen legen können, ein großer

Theil ihrer Verkommenheit und ihres Elends dem Mangel an Anstrengungen in einer rechten Richtung ihnen selbst zugeschrieben werden muß. Doch nichtsdestoweniger ist der Roman voller gefährlicher Irrthümer, welche nicht genug verdammt und widerlegt werden können, auf die jedoch näher einzugehen uns hier der Raum mangelt.

Indem wir nun von Kingsley Abschied nehmen, wollen wir noch erwähnen, daß, so sehr er auch in allen seinen Schriften und Predigten den „Mammon" und die hohen Ehrenstellen und das Thun der höheren Classen angegriffen hat, er doch nach und nach von allem diesen sein gut Theil empfing und annahm. Die Königin machte ihn zu ihrem Caplan, später ward er Lehrer des Prinzen von Wales und endlich erhielt er die fette Pfründe eines Canonicus von Chester. Im Jahre 1859 rief ihn die Universität Cambridge auf den Lehrstuhl der modernen Geschichte, von dem herab er noch heute lehrt.

Neben seinem Alton Loke schrieb Kingsley noch manche andere Werke: „Phaeton", „Alexandria", „Glaucus", „Hypatia", ein Roman, „Westward Ho", eine herrliche Erzählung für Knaben, worauf er unter Anderm „The Water Babies" folgen ließ, eine Feengeschichte, welche sich eines bedeutenden Rufs erfreut. Zu erwähnen sind noch „Celt, the Roman, the Dane", „Vorlesungen über Geschichte", „The Heremits", „Hereward the Wake", „Town Geology", „Plays and Puritans" und „At Last, a Christmass in the West Indies".

Wagen gewinnt.

Novellette von **Alfred Annaburger.**

Obgleich die Jahreszeit keine Rolle in dem folgenden Geschichtchen spielt, so ist es doch vielleicht manchem Leser angenehm zu hören, daß ein lauer Frühlingsabend über der Erde lag, eine Zeit, die wol angethan ist, andere Empfindungen in einem Herzen zu wecken als ein aschgrauer Novembertag. Es soll nicht gesagt sein, daß besagter Frühlingsabend über der ganzen Erde lagerte, aber Berlin und Umgegend erfreuten sich sein, und Tausende wurden von demselben in's Freie gelockt. Um noch genauer in der Zeitbestimmung zu sein — denn was mich betrifft, so ist mir bei jeder Erzählung lieb, Ort und Zeit der Handlung zu wissen, wenn sie auch noch so unbedeutend ist für die große Weltgeschichte — so will ich verrathen, daß es der Frühling des Jahres 1866 war, von dem wir reden, oder vielmehr, in welchem Das geschah, von dem wir reden und dieses letztere steht allerdings in einem gewissen Bezug zu dem Folgenden.

August Hansen war Buchhalter in dem Handlungshause des reichen Herrn Adamson, ein frisches, braunbärtiges Berliner Kind, nicht ohne die für ein solches nöthige Mitgift leidlichen Mutterwitzes, außerdem in seinem Geschäft brauchbar und bei dem gestrengen Principal als gewissenhafter Arbeiter gut accreditirt. Eben ist Feierabend gemacht, und August schlendert seiner Wohnung zu, um sich des Comptoirstaubes zu entledigen, schnell andere Toilette zu machen und dann nach des Tages Arbeit noch etwas frische Luft zu genießen, so weit das große, elegante Berlin überhaupt solche gewähren kann.

Seine Stimmung war eine behagliche, ähnlich der Temperatur draußen; sie wurde es noch mehr in dem Bewußtsein, daß es Samstag Abend war, daß er also morgen einen freien Tag vor sich sah und daß er für diesen Tag sich eine Fahrt in die nahe Heimat vorgenommen hatte, wo er der Schwester helfen wollte, den Geburtstag der Mutter zu feiern.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Eben strich er, um die letzte Hand an seine Toilette zu legen, mit der kleinen noch unbestickten Taschenbürste über den hübschen Vollbart und griff schon nach Hut und Stock, als man pochte.

Auf sein fast unwilliges Herein erschien der wohlbekannte Comptoirdiener des Geschäftes.

„Nun, Karl, was giebt's, was bringen Sie Gutes?"

„Ob Gutes, weiß ich nicht", erwiederte Jener, „der Herr sah nicht darnach aus; jedoch wer kann's wissen? Jedenfalls soll ich Sie ersuchen, sich sofort zu ihm zu bemühen und zwar in seine Wohnung."

„Zu wem?“

„Zu Herrn Adamson.“

„Meines Lebens! Man ist den ganzen Tag angespannt — und nun auch noch den schönen Abendspaziergang einzubüßen! Indessen, was hilft's? Erst das Geschäft und dann das Vergnügen. Ich werde kommen.“

Die Wohnung des Principals war nach Lage und innerer Ausstattung dem Reichthum seines Bewohners entsprechend. Ihr kennt sie ja, die breiten, bequemen Treppen, mit Teppichen belegt, zu beiden Seiten mit Gewächshauspflanzen besetzt, ihr Licht empfangend durch bunte Glasscheiben, die hohen, breiten Flügelthüren, die sich geräuschlos öffnen, die eleganten Salons, die lauschigen Apartements — Alles war hier zu finden. August Hansen kam selten hierher, darum war ihm solcher Luxus immer etwas Neues und erregte seine Bewunderung. Er hatte sich aus ärmlichen Umständen durch Kopf, Fleiß und Treue zu seiner verhältnißmäßig recht angenehmen Stellung heraufgearbeitet — aber was war das gegen seinen Chef, der auch mit Geringem angefangen hatte und durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände in eine Lage gekommen war, die ihm Alles gewährte, was die Erde überhaupt bieten kann! Denn das ist ja gewißlich wahr, außer dem lieben Gott ist es doch das Geld, welches die Welt regiert. Jedes Ding, um nicht zu sagen jeder Mensch, hat seinen Preis; wer ihn bieten kann, hat es.

Das waren ungefähr die flüchtigen Gedanken unseres jungen Freundes, indem er die Treppe zum Cabinet des Principals hinaufstieg. Er war nicht neidisch, er war auch nicht undankbar gegen sein Geschick; aber wer wäre frei von dem Wunsche, zu haben, zu besitzen? Es ist so süß, Millionär zu sein; wenigstens denkt so, wer's nicht ist. Denn daß den Millionär auch der Schuh drückt und manchmal recht empfindlich, und daß das Beste nicht für Millionen feil steht, daran denkt man nicht. August's irdisches Loos lag so ziemlich bestimmt vor dem Auge seines Geistes: Buchhalter bis an's Ende; na — wenn's wenigstens ein seliges wird!

Der Bediente, durch den er sich hatte anmelden lassen, forderte ihn auf, einzutreten. Herr Adamson saß vor seinem Schreibtisch. Auf den Gruß des Eintretenden antwortete er mit einer freundlichen Aufforderung, Platz zu nehmen, und fuhr fort: „Es thut mir leid, Herr Hansen, Ihre freie Zeit in Anspruch nehmen zu müssen; indessen es ist eben nöthig. Als Geschäftsmann wissen Sie, ja, Zeit ist Geld und es handelt sich um Augenblicke, um jede Minute. Soeben bekomme ich eine Privatnachricht — aber aus einer für mich völlig glaubwürdigen Quelle — daß die Kriegsgerüchte zur Wahrscheinlichkeit, wenn nicht schon zur Gewißheit geworden sind. Bismarck soll trotz aller Abmahnungen und Drohungen, trotz aller Petitionen für Friedenserhaltung den Krieg beschlossen haben. So viel ist gewiß, die Mobilmachung ist jeden Augenblick zu erwarten. Den Einfluß dieser Nachricht für das commercielle Leben kennen Sie. Schon seit einiger Zeit herrscht in der Geschäftswelt

ein unverkennbares Zaudern, Sichzurückziehen, Mißtrauen selbst da, wo jahrelange gute Verbindungen Vertrauen garantiren sollten; das wird noch eclatanter werden, wenn der Krieg wirklich erklärt ist. Ich habe nun, wie Sie wissen, außer Anderem bedeutende Verbindlichkeiten mit dem Hause Schmidt u. Comp. in Hamburg, dessen Chef mir zwar persönlich befreundet ist, doch nicht so intim, daß ich mit Bestimmtheit annehmen könnte, diese Freundschaft werde jedes Mißtrauen ohne Weiteres besiegen, zumal man in Bezug auf die preußischen Erfolge in einem eventuellen Kriege noch lange nicht einer Meinung ist, selbst nicht bei uns. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf; ich möchte also mein Verhältniß zu dem genannten Hause sicher stellen — auch für den Fall einer allgemeinen Panique — da ich gerade desselben bedarf, um eine Speculation in Kriegslieferungen zu realisiren. Selbst zu reisen durch mein Fußleiden verhindert, will ich Sie mit Vollmachten dahin senden, da die Sache sich schriftlich schlecht abmachen läßt, und hoffe ich von Ihrer Geschäftskenntniß und Rechtlichkeit, daß Sie befriedigende Abschlüsse erzielen werden."

August Hansen, freudig erschrocken durch diesen Beweis von Vertrauen, stammelte einige Worte des Dankes und des Versprechens, mit seinen geringen Kräften zu thun, was er könne. Der Handelsherr aber, nachdem er ihm noch bestimmte Instructionen gegeben hatte, sah nach seiner Uhr und sagte: „Und nun eilen Sie; Sie müssen noch mit dem Schnellzug fort und haben also keine Zeit zu versäumen."

August verschmerzte leicht diese Kreuzung seiner Sonntagspläne und empfahl sich schnell; — Droschke — das nothwendige Reisegepäck zusammenraffen — auf den Bahnhof — Alles blitzschnell. Es war auch die höchste Zeit; kaum saß er auf den schwellenden Polstern des Eisenbahncoupés, so setzte sich der Zug in Bewegung. Jetzt erst fand er Zeit zu einer Cigarre; behaglich in die Wagenecke gelehnt, blies er blaue Dampfwolken in die mondhelle Frühlingsnacht hinaus und überließ sich seinen Gedanken, die sich zunächst damit beschäftigten, wie er das Vertrauen seines Chefs in dieser Angelegenheit rechtfertigen werde und dann in seine eigene Zukunft schweiften, sich unklaren, zweifelhaften Hoffnungen hingebend, als deren Ziel er trotz aller Hoffnungslosigkeit eine gesicherte und behäbige Selbstständigkeit ersehnte.

Aber wie sollte der Vermögenslose das erreichen?

Die Cigarre war verglommen; der Reisende schlief ein. Als er erwachte, dämmerte der frühe Sommermorgen und Hamburg war erreicht; in einem wohlanständigen Gasthaus nimmt unser Reisender Quartier und eilt so früh, als es angeht, zur Erledigung seines Auftrags.

Herr Schmidt u. Comp. gehört zu den Großhandelsherren der Elbhansestadt und hat natürlich außer seinem stattlichen Hause in der Stadt seine Villa in Blankenese; beide Wohnungen sind womöglich noch comfortabler ausgestattet als die des Berliner Geschäftsfreundes. Der Besitzer selber ist aus altem Patriciergeschlecht, nicht hart, nicht geizig, nicht absonderlich hochmüthig, vielmehr mildthätig im weitesten Sinne, freund-

lich gegen seine Untergebenen, doch befangen in jenem eigenthümlichen Stolz oder Vorurtheil des Standes, den eben so der Officier, der Bauer und der Gelehrte haben, jeder in seiner Art.

Verfügen wir uns nun in das Bureau des Herrn Schmidt und Comp., in welches unser Berliner Freund mit eben so viel Anstand als Ehrerbietung eingetreten ist. Der Handelsherr durchliest das Beglaubigungsschreiben, welches der Berliner Geschäftsfreund seinem Buchhalter mitgegeben hatte und welches den Ueberbringer als einen gewandten, zuverlässigen und strebsamen Jünger Mercur's empfiehlt und zugleich den Grund seiner Mission andeutet. Das Gesicht des Lesenden nahm einen wohlwollenden und auch wieder bedenklichen Ausdruck an.

„Seien Sie mir zunächst willkommen, Herr Hansen", begann er endlich, indem er die feine Stahlbrille vom Gesicht nahm. „Wie befindet sich Herr Adamson? Er schreibt, daß er durch Krankheit verhindert sei, selbst zu kommen."

„Er hatte kürzlich das Unglück, auszugleiten und zu fallen", erwiederte der Angeredete, „wobei er sich eine Contusion zugezogen hat, die aber, wie er sagte, vom Arzt für ungefährlich gehalten wird."

„Ich wünsche, daß er recht bald zu völliger Gesundheit wieder hergestellt wird; denn gerade in der bevorstehenden Zeit wird man Hände und Füße brauchen, um, im Strome der Zeit schwimmend, den Kopf über Wasser zu halten. Wie denkt man in Berlin über den Krieg?"

„Daß es dazu kommen wird, habe ich bis jetzt nur aus dem Mund Herrn Adamson's; im Uebrigen kann ich bestätigen, daß ein allgemeiner Unwille herrschend und daß gerade die Geschäftswelt in nicht geringer Besorgniß ist."

„In der That", fuhr der Handelsherr fort, „störend, äußerst störend. Ich stehe schon viele Jahre mit Ihrem Hause in Verbindung, mit Vergnügen, kann ich sagen; bin auch gern bereit, die bisherigen Relationen aufrecht zu erhalten — allein die Zeiten sind äußerst schwierige und ehe ich gewisse Verpflichtungen eingehe, wünsche ich erst bestimmte Nachrichten von meinen französischen und russischen Geschäftsfreunden zu empfangen. Sie haben doch noch Zeit, einige Tage hier zu bleiben; die Situation muß sich ja bald klären."

„Ich habe nichts zu thun, als auf Ihre Entscheidung zu warten", entgegnete Hansen, „und stehe jeden Augenblick zu Ihrer Disposition."

„Sind Sie bekannt, haben Sie Freunde hier?"

„Ein junger Mann, mit dem ich lernte, ist in einem hiesigen Geschäft, ich werde ihn aufsuchen."

„Schön; für heute Mittag aber bitte ich Sie, mein Gast zu sein; wir essen Punkt fünf Uhr."

Damit war das Ende der Audienz angedeutet; August verstand und empfahl sich.

Wollten wir nun behaupten, daß er auf dieses erste Debut seiner commerciell-diplomatischen Sendung stolz gewesen wäre, so thäten wir ihm bitter Unrecht. Im Gegentheil, er kam sich unendlich unbeholfen

und ungeschickt vor, denn er hatte ja kein Wort verloren für seine Sache und hatte die unzweifelhaft nicht günstige Stimmung Herrn Schmidt's auch nicht mit einer Silbe zu verbessern gesucht. Indessen er beruhigte sich mit dem Gedanken, daß man nicht gleich alle Trümpfe ausspielen und alles Pulver verpuffen dürfe, die bisherige Unterhandlung sei ja nur erst eine Art Recognoscirungsscharmützel gewesen; das Haupttreffen würde erst kommen, und — wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Die Zeit bis fünf Uhr verging schnell; August trat mit dem Glockenschlag in das Wohnhaus von Schmidt u. Comp. Er wurde von einem Diener in einen Salon geführt, in welchem zugleich mit ihm der Hausherr durch eine andere Thür eintrat.

„Es freut mich, Herr Hansen, daß Sie nicht in scheinbarer Vornehmheit eine halbe Stunde später kommen, als Sie geladen sind."

„O", entgegnete Hansen, „wir Berliner sind auch pünktlich, und außerdem hat Herr Adamson wahrlich nichts gethan, um seine Leute unpünktlich zu machen. Versprochenes, sei es Zeit oder Geld, wird gehalten."

„Hm! ich glaube gern; eine gute Firma."

Indem er dieses sagte, öffnete sich die dritte Thür des Salons und durch dieselbe traten zwei Damen ein, denen der Hausherr alsbald den Tischgast vorstellte. Die ältere war die Schwester Herrn Schmidt's und vertrat die Stelle der vor Jahren gestorbenen Gattin ihres Bruders; auch sie war Wittwe.

Frau Frank hieß den Gast willkommen. Die jüngere war die Tochter des Hauses, die einzige, ein hübsches Mädchen von wenig über siebzehn Jahren; frische Gesundheit und vornehme Zartheit wetteiferten, einem ovalen Gesicht Reize zu verleihen, das von silberblondem, schlicht gescheiteltem Haar eingerahmt war und durch den Farbencontrast mildschauender brauner Augen Bewegung und Leben erhielt. Sie verneigte sich leicht vor dem vorgestellten Gast und dieser . . . nun, „verwandte Seelen knüpft der Augenblick des ersten Seh'ns" . . .! Freilich war es zunächst nur August, der eine solche „Verwandtschaft" voraus empfand.

Man ging zu Tische in das anstoßende Zimmer, durch welches der Hausherr eingetreten war. Von dem Menu will ich schweigen; es wird unseren Lesern wahrscheinlich eben so gleichgiltig sein, wie es unserm Helden war. Seine Ohren gehörten dem Hausherrn, der zumeist das Wort bei Tische führte; seine Augen gehörten aber, wenn auch mit Discretion, der Tochter, die, obschon er noch nicht einmal ihren Namen kannte, offenbar an seiner Appetitlosigkeit schuld war, die ihm indessen selber äußerst albern erschien; denn so viel sagte ihm Verstand und Bildung, daß zimperliches Essen und ein gleichsam nur schmetterlinghaftes Nippen heutzutage keine Empfehlung seien in den Augen eines gesunden deutschen Mädchens, solche Sentimentalität ist überwunden. Inzwischen übte der gute Bordeaux seine Wirkung. Der junge Mann wurde zuversichtlicher und freier in Bewegung und Wort. Nach aufgehobener Tafel ging man zurück in den Salon, woselbst der Kaffee ein-

genommen und eine Havanna gestattet wurde. Allerlei Bilder, Prachtkupferwerke, Illustrationen zu Classikern lagen auf einem großen, runden Tisch und als Herr Schmidt auf einen Augenblick hinausgerufen wurde, sagte er im Hinausgehen: „Helene, zeige doch dem Herrn die alten Kupfer vom Hamburger Brand, die ihn gewiß interessiren werden.“

„Ach ja, mein Fräulein“, fiel August ein, „Sie würden mir einen sehr großen Gefallen thun, wenn Sie mir im Bilde wenigstens Führerin würden.“ Er legte seine Cigarre fort, und sie beugten sich nebeneinander stehend über die großen Blätter, auf welchen die Geschichte so schwerer Leidenstage einer blühenden Stadt dargestellt war. Mit liebenswürdiger Unbefangenheit zeigte sie mit ihrem schmalen, weißen Finger hierhin und dorthin und gab den erklärenden Text dazu. August meinte, daß die Erzählung menschlichen Elends nie schlichter und rührender aus einem Munde gekommen sei, als aus diesem; und dieser Mund war nur der Dollmetscher eines edlen Herzens, das, von Jugend auf in Fülle und Ueberfluß lebend, doch offen geblieben war für die Noth Anderer.

„Welch' eine ungeheure Masse menschlichen Elends drängt sich in jene Tage zusammen“, sagte August, von den widerstrebendsten Empfindungen ergriffen; „wie viel Verlust an Gut, Gesundheit, Kraft, Leben; wie viel zertrümmerte Hoffnungen; wie viel Thränen!“

„Gewiß“, erwiederte Helene; „aber auch des Gegentheils ist viel offenbar geworden; Edelmuth, mildthätiger Sinn, Opferfreudigkeit und ungebrochene Thatkraft arbeiteten um die Wette, das Verlorene wieder herzustellen. Der Vater hat oft davon erzählt. Vieles ist besser geworden, als es war.“

„Sie haben eine schöne Gabe, auch dem Schlimmsten eine gute Seite abzugewinnen.“

„Und Sie legen mir etwas zum Lobe aus, was Anderen eher Gelegenheit zum Vorwurf geben könnte!“

„Wie das!“

„Ich kenne menschliches Elend nur vom Hörensagen; meiner guten Mutter Tod fiel in meine früheste Kindheit, als ich noch nicht wußte, was ich verlor und auch dieser Verlust ist, so weit überhaupt möglich, ersetzt durch meine liebe Tante. Durch Gottes Güte hat sich mein Geschick bisher auf's freundlichste gestaltet, und da ist es leicht, könnte man sagen, bei allem Unglück, nämlich fremden, noch etwas Gutes zu sehen.“

„Der Himmel behüte Sie vor der Erfahrung des Unglücks; doch möchte ich glauben, Sie würden eben sowol selbst zu leiden verstehen, als das Leid Anderer zu theilen.“

„Ich wünschte so zu sein, denn ich bin von jeher daran gewöhnt worden, alle Verhältnisse, auch die scheinbar festesten, für unbeständig zu halten.“

„Es ist dies keine große, neue Weisheit“, schaltete Frau Frank hier ein, „sondern nur eine Wahrheit, die ich durch meine Augen gelernt habe.

Gerade hier bei uns habe ich zu viele Beispiele gesehen davon, daß Große klein und Kleine groß wurden, von den Erfahrungen meines eigenen Lebens zu schweigen."

Mittlerweile war Herr Schmidt zurückgekehrt und nachdem man über diese und jene gleichgiltigen Dinge noch ein Weilchen geplaudert hatte, schien es unserm Freund wol an der Zeit, sich zu verabschieden.

„Morgen in meinem Comptoir", sagte Herr Schmidt zu dem Gehenden, „werden wir unsere Geschäftsangelegenheit behandeln."

„Ich werde mich einfinden", gab Jener zurück, verbeugte sich mit Anstand vor den Damen und schritt zur Thür hinaus.

Die Verhandlungen des folgenden Tages wollten sich nicht günstiger gestalten, als es die des vorigen gewesen; Herr Schmidt blieb zurückhaltend und suchte hinzuziehen. August aber führte die Sache seines Hauses mit Eifer und Geschick und stellte die Verbindung mit demselben in ein so vortheilhaftes Licht, daß eine Ablehnung seiner Forderungen und Anerbietungen wie ein Mißtrauensvotum erschienen wäre. Ein solches aber lag nicht in dem Sinne des Kaufherrn; es war nur die Besorgniß vor den etwaigen Erfolgen des Krieges, was ihn zögern machte. Wenn nun Preußen geschlagen, wenn nun Berlin belagert, erobert wurde?

„Das wird nie geschehen!"

„Sind Sie dessen so sicher?"

„Wie man menschlich einer Sache sicher sein kann. Bismarck fängt nichts an, ohne das Ende berechnet zu haben."

„Aber ein Krieg läßt sich doch nicht berechnen?"

„Doch läßt er sich; die Züge und Schlachten stehen längst auf dem Papier, ehe sie geschlagen werden."

„Aber Schlachten werden nicht durch Pläne gewonnen, sondern durch Soldaten."

„O, Herr Schmidt, preußische Soldaten bleiben nicht hinter den Erwartungen ihrer Feldherren zurück."

„Sie sind wol selbst Soldat?"

„Allerdings bin ich's und vermuthlich werde ich, zurückgekehrt, meine Einberufungsordre schon vorfinden."

„Wenn ich so siegesgewiß wäre, wie Sie, so würde ich kein Bedenken tragen, auf die Wünsche Ihres Chefs einzugehen."

„Sie können es thun ohne Besorgniß; übrigens wissen Sie ja wol, daß die Mittel unseres Hauses nicht nur auf einen Punkt sich gründen. Die Firma Adamson wird jederzeit solvent sein, wie sie es bisher gewesen ist."

Herr Schmidt fing an geneigter zu werden, brach aber hiermit die Verhandlung für heute ab, um auf die Börse zu gehen.

August wanderte ruhelos in der Stadt umher; die allgemeine und die besondere eigene Aufregung litten ihn nicht in der engen Stube. Als er nach mehrstündiger zielloser Wanderung auf sein Zimmer kam, fand er zwei Billets vor; das erstere war eine telegraphische Depesche, schleunigst nach Berlin zurückzukehren, da er zur Fahne einberufen sei,

das andere war eine Einladung Herrn Schmidt's, er siedle heute in seine Villa an der Elbe über und pflege diese Uebersiedlung jedesmal durch ein kleines Gartenfest zu feiern, an welchem theilzunehmen Herr Hansen hiermit gebeten sei.

Das eine Blatt forderte ihn zur Pflicht, das andere zur Lust, das eine vielleicht zum Tode, das andere vielleicht zum Leben. Er sah nach der Uhr; es war noch viel Zeit bis zum Nachtzuge; er konnte noch recht gut, ja nicht besser den sonnigen Nachmittag verbringen, als wenn er der Einladung Folge leistete. Abschied nehmen mußte er jedenfalls, auch wenn ihn sein Herz nicht gedrängt hätte, noch einmal Diejenige zu sehen, an die er sein Herz so rasch verloren hatte.

Also brachte er seine Sachen in Ordnung, bestellte sie auf den Bahnhof und machte sich selbst auf den Weg nach der Villa Schmidt, woselbst angekommen, er eine kleine fröhliche Gesellschaft vorfand — eine Anzahl junger Herren und Damen, reiche Patricierkinder, die den fremden Buchhalter wenn auch höflich, so doch mit einigermaßen vornehmer Zurückhaltung behandelten und an ihren Spielen und Scherzen theilnehmen ließen. Helene, die in ihrer unbefangenen Liebenswürdigkeit holder denn je aussah, merkte mit ihrem feinen Gefühl die Kühle ihrer Freunde gegen August und wurde, ohne daß sie sich dessen selbst bewußt wurde, von einer Art Mitleid getrieben, wärmer und zuvorkommender gegen ihn; kurz, ein Interesse für August wurde in ihr geweckt, das sich noch steigerte, als sie sah, mit welchem Tact sich Jener in dieser ihm fremden Gesellschaft bewegte. Wie oft ist gerade Mitleid in dem Herzen des Weibes der Anfang der Liebe! Und blieb andererseits diese stille Zuneigung dem Herzen unseres Freundes nicht unbemerkt, so begannen hier zwei Seelen sich zu finden, deren eine hätte laut aufjauchzen mögen, deren andere in dem neuen Gefühl ersten Liebesfrühlings süßes Schauern empfand. Es war noch kaum Liebesfrühling zu nennen; doch begann es zu treiben und zu blühen, wie Schneeglöckchen und blaue Blumen dem Frühling voraneilen oder, wie die Dichter singen, ihn einläuten.

Als in dem Spiel der jungen Leute eine Pause entstand, näherte sich August dem Hausherrn, der mit etlichen älteren Geschäftsfreunden in einer dem Hause zunächstbefindlichen Laube saß, und theilte ihm mit, daß er heute noch, als zu den Fahnen berufen, nach Hause reisen müsse. Die kleine Gesellschaft gerieth bei dieser Nachricht in nicht geringe Aufregung, die sich bald auch dem Kreise der Jüngeren mittheilte und August wurde, mit einem Male in den Mittelpunkt gedrängt, der Gegenstand allgemeinen Interesses und mit Fragen bestürmt. Helene fragte nichts und sagte nichts; sie fühlte aber, daß außer von dem allgemeinen Schrecken, sie noch von einer besondern Bangigkeit ergriffen wurde. Das leichte Bleicherwerden ihrer Wangen fiel in diesem Augenblick Keinem auf. Einer nur bemerkte es und deutete es mit der Kühnheit seiner jungen Liebe. Herr Schmidt aber ergriff ein volles Glas und sprach: „Wenn es denn zum Krieg kommt, Hamburg und Preußen werden auf einer

Seite stehen; Gott gebe den Unserigen Sieg!" Und darauf leerte er sein Glas.

„Es freut mich", erwiederte Hansen, „daß Ihre Zuversicht mit der Nähe der Gefahr wächst. Erlauben Sie, daß ich aus dieser Zuversicht die Antwort mir entnehme, die als letztes Wort noch hätte zwischen uns gesprochen werden müssen, das Zusammenhalten der Häuser Schmidt und Adamson." Und von der Gehobenheit der augenblicklichen Stimmung hingerissen, gab der Handelsherr seine Bedenken auf und sagte zu.

Nun aber, nachdem August seine geschäftliche Mission zu einem befriedigenden Abschluß gebracht hatte, und ehe er an seine Kriegsarbeit ging, lag ihm Eins noch am Herzen; er mochte nicht von hier scheiden, ohne ein Wort zu Helenen geredet und von ihr gehört zu haben; er wollte, er mußte Gewißheit haben, und wäre sie für ihn die traurigste gewesen — es ging ja in den Krieg.

Es begann zu dunkeln: ein eben hinzukommender Gast und Freund des Hauses brachte die neueste Nachricht mit, die wie ein Lauffeuer durch die Stadt gehe, daß der Krieg erklärt sei und daß auch das Corps der Hamburger mobil gemacht werde. Durch diese Nachricht wuchs die Aufregung, und die Gesellschaft, da die Lust zu scherzen vergangen war, suchte nach den hier und da abgelegten Sachen, um sich zu verabschieden, um ein Jeder bei und mit den Seinigen die Hoffnungen und Befürchtungen des Herzens auszutauschen.

Auch Helene ging, um ihren Strohhut zu holen, den sie während des Spiels in der hintern Laube des Parks abgelegt hatte. August, das allgemeine Durcheinander benutzend, eilte ihr nach. Freilich war es gewagt, aber das sind ja Augenblicke, auf deren Spitze man eines Lebens Glück oder Unglück stellt.

Helene hörte die Tritte eines ihr Nacheilenden und kehrte sich mechanisch um, eine Freundin vermuthend, die auch etwas dort vergessen habe, wo man gespielt hatte. Sie erkannte sofort August und ihres Herzens jählings lauter Schlag sagte ihr Alles.

„Seien Sie mir nicht böse, liebes Fräulein", begann August mit unsicherer Stimme, „wenn ich es wage, Ihnen an diesen einsamen Ort nachzugehen; hören Sie nur ein Wort, ein ganz kurzes. Ich gehe in den Krieg; ein Soldat wagt es auf Tod und Leben und —", indem er ihre Hand ergriff — „wollen Sie mein gedenken, wenn ich nun scheide, mein gedenken, wenn . . ."

Helene zitterte am ganzen Körper und schwieg.

„Kein Wort? . . . So darf ich denn das Schweigen für eine Antwort nehmen?"

Noch immer fand das trotz der Dunkelheit erglühende Mädchen kein Wort.

Schon wollte sich August mit aller Anstrengung männlichen Selbstbewußtseins von ihr losreißen — doch noch einmal sprach er so milde er konnte: „Kein Wort?"

Da nickte sie verschämt — und der Bann löste sich und ganz leise sprach sie: „Ich will gedenken, o, ich muß ja gedenken!"

Da hielt es ihn nicht länger; er faßte das liebe Haupt und drückte einen Kuß auf die blonden Haare.

„Ich komme wieder, Helene; mein Herz sagt mir's; behalte mich lieb; bis ich aber wieder komme, laß mich schweigen." Noch einen Blick, noch einen leisen Druck der Hand, und er eilte zurück, flüchtig sich verabschiedend. Helene aber sank auf eine Bank nieder und preßte die Hände gegen die hochwogende Brust, die kaum im Stande war, diese ungekannte Wonne erster, verschwiegener Liebe zu bergen.

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß."

Der Krieg des Jahres 1866 wurde mit jener sprichwörtlich gewordenen Geschwindigkeit geführt, daß, was unsere Geschichte betrifft, die Tage qualvoller Ungewißheit für Helenen nicht allzulang wurden, wenn auch für liebende Herzen eine einzige Stunde der Trennung zur Ewigkeit werden kann. Die Maid, die im Jahre 1618 ihren Schatz in den Krieg ziehen ließ, mußte jedenfalls etwas länger warten auf den Heimkehrenden. August aber, heil und glücklich heimgekehrt, ohne die obligate, schwere, aber nicht lebensgefährliche Verwundung, ohne während eines die Besinnung raubenden Wundfiebers den Umstehenden den Namen seiner Geliebten genannt zu haben, trat alsbald wieder in seine alte Stellung ein und wurde kurze Zeit darauf mit einem neuen Auftrag nach Hamburg gesandt.

Diesmal war er mehr der Gebende als der Bittende, und sein Auftreten wurde dadurch noch sicherer, wie andererseits Herr Schmidt einen herzlichern Ton anschlug. Das Geschäftliche ließ sich also leicht erledigen.

Aber die Liebenden? Helene hatte schon von dem ahnungslosen Vater erfahren, daß Herr Hansen wiederkommen werde; gleichgiltig mußte sie diese Nachricht hinnehmen, obgleich alles Blut ihr dabei in die Wangen strömte, so daß sie unter irgend einem Vorwand das Zimmer verließ und hinauseilte in den Garten, an jene Stelle, wo sie zum letzten Mal mit ihm gestanden hatte, wo sie sich ihm versprochen, wo sie sich gefunden und geschieden waren. Dort kniete sie nieder, barg das Gesicht in den Händen und machte ihrem Herzen Luft in Thränen. Sie merkte nicht, daß Jemand nahte, fühlte nur, daß sie plötzlich berührt wurde. Es war die Tante, die mit dem schärfern Blick einer Frau schon längst bemerkt hatte, daß Etwas in dem Herzen der Nichte vorgehe, was diese ihr verheimlicht hatte.

„Mein Kind", begann die mütterliche Freundin, „Du hast einen Kummer und ich könnte Dir nicht helfen?"

„O, Du gute, gute Tante", schluchzte Helene, „ich kann's ja nicht sagen, und Du kannst mir auch nicht helfen, ich bin sehr unglücklich — aber auch sehr glücklich."

„Unglücklich — glücklich, diese Sprache verstehe ich — so liebst Du ihn wirklich?"

„Ihn? Tante, Du weißt es? Woher weißt Du es? Weiß es der Vater?"

„Ob ich es weiß? Ich war auch einmal jung! Der Vater weiß nichts und ich glaube, das nennst Du eben Dein Unglück; Du fürchtest, er werde auch nichts davon wissen wollen."

„O, Du Gute, Liebe, was soll ich noch schweigen! Ja, ich habe ihn lieb; ich wußte es selbst kaum, aber er sagte mir's und dann wußt' ich's und sagte es ihm. Es war nur ein Augenblick, und er ging und ich blieb allein — allein mit meiner Liebe und durfte es Keinem anvertrauen; denn ich kenne den Vater, er ist gut und hat mich lieb, aber August ist kein reicher Mann, und der Vater wird Nein sagen und an diesem Nein werde ich sterben müssen und August auch . . ."

„Nun, nun", sagte Frau Frank — „nur nicht gleich sterben; das geht nicht so schnell! Aber Eins muß geschehen — sobald er kommt, muß er offenes Spiel treiben. Der Vater muß es wissen, es komme, wie es wolle."

„Aber wenn er nun Nein sagt?"

„So fragt man noch einmal."

„Und wenn er dann wieder Nein sagt?"

„Dann muß Herr Hansen erst ein reicher Mann werden."

„Aber, Du lieber Gott! ich denke, der Vater ist so reich, und das ist ja genug."

„Das verstehst Du nicht, mein Kind, aber Dein August, wie Du ihn nennst, der wird es schon verstehen."

„Ja, das glaube ich auch. Jedenfalls, o liebe Tante, bin ich sehr froh, daß ich's Dir habe sagen können, wie mir zu Muthe ist; sonst wäre ich vor Unruhe zu Grunde gegangen."

Darnach schritten die Beiden Arm in Arm durch den Garten zurück in's Haus.

Zwei Tage darauf kam August Hansen; Helene war mit der Tante im Garten, als der Diener die Meldung brachte; sie wollte vor freudigem Schreck zusammenbrechen; sie wollte davon fliegen. Umsonst, daß Frau Frank sie mit einem Blick zurückzuhalten suchte. Nur einen Moment des Alleinseins — sprachlos standen die Liebenden einander gegenüber und hielten sich umschlungen; und sie wehrte ihm nichts — nicht die Stirn, nicht die Augen, nicht die Lippen — da trat Frau Frank herein, die der Nichte in den Salon gefolgt war.

„Ich habe, Herr Hansen", sagte sie nach den ersten Begrüßungen, „was ich weiß, mehr errathen, als von Helenen erfahren. Letztere wird Ihnen meine Ansicht mittheilen, es ist, um es gleich zu sagen, meine entschiedene Bedingung, daß Sie sofort sich meinem Bruder mittheilen, es komme wie es wolle. Sie sind das meiner Nichte schuldig. Was mich anbetrifft, so heiße ich Sie willkommen und drücke Ihnen zugleich meine

Theilnahme aus dafür, daß Sie unversehrt und siegreich aus dem Krieg heimgekehrt sind."

Hansen ergriff die Hand der Dame und küßte sie in Ehrfurcht; dann aber mußte er sich zu dem schweren Gang entschließen. — Die Geschäfte des Hauses, das er vertrat, machten ihm keine Schwierigkeiten mehr; aber die eigenen ... die eigenen! Doch der Soldat, der vor den Kanonen von Königgrätz nicht gezittert, wußte sich auch hier ein Herz zu fassen und so stand er denn bald vor Herrn Schmidt in dessen Comptoir. Der Auftrag von Berlin, der ihn hierhergeführt, war rasch erledigt und nichts hätte ihn nun gehindert, zu gehen.

Allein er blieb und begann nach einigem, aber — der Wahrheit die Ehre! — letzten Zögern:

„Gestatten Sie, Herr Schmidt, daß ich in meinem eigenen Interesse noch ein Wort zu Ihnen rede?"

„Sehr gern, Herr Hansen", erwiederte der Hamburger Kaufherr.

„Es ist eine Bitte."

„Lassen Sie hören; ich habe Sie in unserm Verkehr achten und schätzen gelernt; was ich thun kann, um Ihnen zur Verbesserung ihrer Lage behilflich zu sein, will ich gern thun."

„Das ist es zunächst nicht."

„Suchen Sie eine Stelle in Amerika?"

„Nein", entgegnete August — „ich suche — ich bitte — um Ihre Tochter Helene."

Der Chef der Hamburger Firma Schmidt und Comp. brauchte einige Zeit, um den Eindruck dieser Worte in sein Bewußtsein aufzunehmen und August ließ ihm diese Zeit gern.

„Meine — Tochter — Helene — zur Frau, meinen Sie?"

„Gewiß, Herr Schmidt, zur Frau."

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich über Ihren Antrag etwas erstaunt bin; ich habe Ihnen soeben gesagt, daß ich Sie achte und schätze — auch Ihrer Geschäftskenntniß alle Ehre zu Theil werden lasse — für meine Tochter jedoch habe ich eine andere Partie im Sinne."

„Aber wenn sie mich nun selber wollte?"

„Sie ... meine Tochter .. wissen — oder ahnen Sie das? Denn mehr wäre doch nicht möglich."

„Ich ahne es nicht nur — ich weiß es."

„Wie ist das möglich — und ich weiß keine Silbe davon!"

„Sollte ich erst den Vater fragen und mich dann von der Tochter zurückweisen lassen? Lieber das Umgekehrte."

„Mein Herr, Sie bringen mich in die größte Verlegenheit. Ich liebe meine Tochter — aber —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen", fiel ihm August in's Wort, dessen Muth wuchs; „weiß, woran Sie sich stoßen. Sie wollen keinen Buchhalter zum Schwiegersohn."

Herr Schmidt schwieg; denn er wollte nicht beleidigen und konnte doch nicht leugnen.

„Gut, mein Herr", fuhr daher Jener fort, „ich kann Sie verstehen und mag Sie im Augenblick nicht weiter behelligen. Nur noch mittheilen wollte ich Ihnen, daß Herr Adamson, mein bisheriger Chef, mich zum Associé annehmen wird. — Und wenn er es thut — darf ich dann wieder kommen, darf ich Sie dann wieder fragen, so zwar, daß ich auf eine zustimmende Antwort rechnen kann?"

Herrn Schmidt's Gesicht wurde lang und länger. „Hm", sagte er nach einer Weile, „das ist freilich eine andere Sache; warum sagten Sie das aber nicht zuerst?"

„Weil in meinen Augen das Andere wichtiger war."

„Aber wie und wo in aller Welt war es möglich? Das ist ja schneller gegangen als der Krieg mit Oesterreich!"

Dieser in Herrn Schmidt's Augen schon ganz respectable Witz — das merkte der Berliner — ließen August's Actien entschieden um ein Bedeutendes steigen. Deshalb erwiederte er frisch: „Soldatenmuth und Kaufmannswitz, Herr Schmidt! Das Genauere über das Wie und Wo dieser unerwarteten Alliance sollen Sie später erfahren, wenn ich von Ihnen gehört haben werde, was ich wünsche. Werde ich es hören?"

„Nun, mein Gott — wenn unter der bekannten Voraussetzung — so —"

„So empfehle ich mich Ihnen, Herr Schmidt", sagte August, „ich gedenke, in wenigen Tagen die Ehre zu haben, mich Ihnen wieder vorzustellen" — grüßte höflichst und entschwand.

Während der bestürzte Handelsherr in seinem Comptoir auf- und abging und sich die eben erlebte Scene hin und her überlegte, eilte August auf den Bahnhof, wo er eben noch zum Berliner Zug zurecht kam.

Mit dem schon gewonnenen halben Sieg in der Tasche und dem Plan für den vollständigen Sieg im Kopf begiebt er sich am andern Morgen in's Geschäft.

„Ist Herr Adamson schon da?"

„In seinem Bureau." August klopft. „Herein."

„Sieh da, Herr Hansen! Sie kommen früher, als ich erwartet!"

„Ich bringe günstig erledigte Geschäfte und persönliche Grüße von Herrn Schmidt u. Comp."

„Das freut mich. Sie haben Ihre Sache gut gemacht, wie ich mich dessen auch nicht anders von Ihnen versah. Ich hatte längst im Sinne, Ihnen meine Anerkennung auch in greifbarerer Weise auszudrücken. Sie werden ja wol nichts dagegen haben, wenn ich Ihr Gehalt um die Hälfte erhöhe."

August bekämpfte seine Rührung bei diesen Worten und antwortete: „Sie werden mich vielleicht für undankbar halten, wenn ich dies großmüthige Anerbieten ablehne, ja, Sie werden mich ferner für unverschämt erklären, wenn ich sage, daß es mir zu wenig ist."

„Wie? was! zu wenig. Das hatte ich freilich nicht bedacht; wie viel wollen Sie denn?"

„Um es gerade heraus zu sagen: nehmen Sie mich zum Associé an!"

Herr Adamson glaubte fast, er habe es mit einem Irrsinnigen zu thun, oder er müßte sich verhört haben.

„Zum Associé annehmen?“

„So meinte ich.“

„Mein Herr, ich muß Ihnen aufrichtig sagen, ich habe Ihrem Eifer und Ihrer Geschäftskenntniß alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie Sie aus meinem Anerbieten gesehen haben und daraus, daß ich Ihnen die Hamburger Commission übergab; aber zum Associé gehört mehr.“

„Sie meinen Capital“ — fiel August ihm in's Wort — „nun ja, das habe ich auch gedacht. Und wenn ich nun solches mitbrächte; wenn ich das Geschäft vergrößern helfen könnte?“

„Wie? Sie sind vermögend?“

„Nein, aber ich werde es sein.“

„So ist Ihnen wol ein Goldonkel gestorben?“

„Sie scherzen; ich kann es auch: nein, aber ein Goldengel geboren.“

„Sollte ich Sie recht verstehen, etwa in Hamburg?“

„Allerdings, und zwar Herrn Schmidt's Tochter!“

„Was? — Sie Glücklicher, des reichen Schmidt's Schwiegersohn?“

„So ist es.“

„Ja, wenn's so ist; in Gottes Namen denn, Herr Compagnon.“

„Noch eine Bitte habe ich“, fuhr August fort, „es wäre mir lieb, wenn wir diese Sache recht bald gerichtlich in Ordnung brächten und in's Firmenregister eintragen ließen.“

„Wie Sie wünschen“, antwortete Jener. Und so geschah es. Kaum waren die nöthigen Formalitäten beendigt, so reiste Herr August Hansen, weiland Buchhalter, nun wohlbestallter Mitinhaber eines gut renommirten Geschäfts, zum dritten Male nach dem Norden, um sich dem künftigen Schwiegerpapa in seiner neuen Würde vorzustellen und durch solche das heißersehnte Jawort zu erlangen. Herr Schmidt hielt Wort. Und mit diesem Wort eilte er zu einem sehnsüchtig harrenden Mädchen, welches, wissend, was in des Vaters Zimmer verhandelt wurde, in die ihr so lieb gewordene Laube geflüchtet war. Und wie er nun kam, wahrlich nicht Schritt vor Schritt, und fröhlich mit dem Hut schwenkte — da wußte sie's ja, da war nichts zu fragen nöthig. In seine Arme sank sie; an seiner Schulter lehnte das Haupt Helenen's, nun seine Helene; und er küßte die feucht gewordenen treuen Augen. Und was sie noch miteinander sprachen? Das Glück schweigt und ich dächte, hier wäre es auch für den Erzähler Zeit zu schweigen.

Deutsche Kaiserlieder.

Von **Albert Moeser.**

---

4. Der Kirchgang Heinrichs IV.

(Goslar 1063.)

Pfingstläuten hallt in die Lande,
Ruft Beter von nah und von fern,
Herr Heinrich im Königsgewande
Will schreiten zum Tische des Herrn;
  Von Fulda der Abt geht rechts ihm zur Seit',
  Der Bischof von Hildesheim sieht es mit Neid,
    Ihm folgen die Mannen.

Sie treten in Kirchenhallen,
Es grüßt sie der Orgel Klang,
Weihrauchdüfte rings wallen,
Ernst tönet der Mönche Gesang;
  „Herr Abt, nun entweichet zur Linken sogleich!"
  „„Herr Bischof, bin mächtig wie ihr im Reich!""
    Wild fliegen die Blicke.

Was klirren und blitzen doch Schilde
Hervor hinter heil'gem Altar?
Der Kriegsvogt ist es, der wilde,
Des Bischofs mit reisiger Schaar,
  Die stürzt auf den Abt nun mit wüstem Geschrei,
  Es verstummen die Psalmen der Klerisei,
    Wild fliegen die Schwerter.

Der Kaiser, der junge, heischt Frieden,
Doch achtet nicht Einer sein Wort,
Drauf hat er den Hader gemieden,
Ihm folgen die Mönche sofort,
  Sie sahen es klärlich und merkten sogleich:
  Hier winket gar Manchem das Himmelreich
    Ohn' Hülfe der Priester.

Der Bischof ragt am Altare,
Doch hält er nicht Kelch und Monstranz,
Sonst segnet' er liebende Paare,
Jetzt mahnt er zum Schwertertanz,
  Er stachelt die Seinen zu grimmigem Haß,
  Es fallen die Streiche ohn' Unterlaß,
    Und Wangen erbleichen.

Gar Mancher ist niedergesunken,
Doch trieb ihn nicht Andachtsglut,
Viel Blut hat die Erde getrunken,
Doch war es nicht Christi Blut,
Sie kamen zu feiern ein Liebesmahl,
Da ward es ein schauriges Todesmahl
Durch Tücke der Priester.

---

5. Heinrichs IV. Flucht.

(1073)

Stolz hebt sich die Harzburg mit Zinnen und Thurm,
Um ihre Mauern wüthet der Sturm.

Des Blocksbergs Haupt steigt ragend in's Blau,
Schon senkt sich der Abend auf Hügel und Au.

Der Kaiser sitzt träumend im Rittersaal,
Da tönt es wie Schlachtruf im dämmernden Thal.

Das ist der Sachsen wildrasendes Heer,
Es klirren die Schilde, es schimmert der Speer.

Er hat sie geschädigt an Ehre und Gut,
Drum trachten sie wild nach des Drängers Blut.

Es dräuen die Mienen, es ballt sich die Hand,
Es fliegt durch die Lüfte der Feuerbrand.

Wer hütet, wer rettet den Herrscher der Welt?
Schon ist rings die Zwingburg von Feinden umstellt.

Hier rettet kein Kampf: da erschließt sich ein Thor,
Draus treten ganz heimlich zwei Männer hervor.

Einst prunkte der Kaiser mit zahllosem Troß,
Heut' ist nur der Jäger sein treuer Genoß.

Einst zwang er sein Roß mit blutigem Sporn,
Heut' ritzt ihm den Fuß manch' spitziger Dorn.

Einst schweift' er so gern im rauschenden Wald,
Heut' sieht er rings drohender Feinde Gestalt.

Es schlagen die Zweige ihm rauh in's Gesicht,
Der Kaiser, der fliehende, achtet es nicht.

An Bergen und Burgen vorbei, vorbei!
Stets klingt ihm im Ohre der Sachsen Geschrei.

In Lüften hoch oben durch Sturm und Nacht
Zieht tobend vorüber die wilde Jagd.

---

6. Nächtliche Reichswacht auf der roncalischen Ebene.

Lied der deutschen Herzöge:

Es strahlet in Purpur und Seide
Hochragend des Kaisers Gezelt,
Geschmückt mit dem Königsgeschmeide
Ruht drinnen der Herrscher der Welt,
Und rings umher auf roncalischem Plan
Still rastend auf lockender Siegesbahn
Die Schaaren germanischer Krieger.

Wir aber in trautestem Bunde
Wir halten die nächtliche Wacht,
Wir machen gewappnet die Runde
Und schützen des Rothbarts Macht,
Im Nachtwind tönet des Reiches Schild,
Rings duften Cypressen im weiten Gefild,
Und es blitzen die Schwerter im Mondlicht.

Hernieder vom Lande der Sachsen,
Vom blühenden Neckarstrand,
Vom Rhein, wo die Reben wachsen,
Aus heiligem Böhmerland,
Aus dem ganzen, dem großen, dem deutschen Reich
Auf des Herolds Ruf herzogen wir gleich,
Die Schlachten des Kaisers zu schlagen.

Vorbei an schwindelnden Klüften,
Die glühten im Morgenlicht,
Umweht von reineren Lüften
Auf wankender Eisesschicht,
So zogen wir nieder vom Alpenrand
In's süße, ersehnte, italische Land
Und wollen es kämpfend erwerben.

Wachtfeuer erglühn in der Ferne,
Dort ruht der Lombarden Schaar,
Schon matter erschimmern die Sterne,
Bald hebt sich vom Schlummer der Aar,
Bald dämmert der Morgen, dann brechen wir auf,
Berennen die Feinde in grimmigem Lauf
Und treiben sie siegend zu Paaren.

Und weiter zieh'n wir gen Süden,
Wenn Mailand, das arge, gebüßt;
Der Fuß wird nicht rasten, ermüden,
Bis fluthend der Tiber uns grüßt,
So nahen wir drohend dem trotzigen Rom
Und schmücken den König im ragenden Dom
Mit der uralt-heiligen Krone.

---

7. Wilhelm von Holland.

(25. Januar 1251.)

Zu Braunschweig funkeln die Säle
Des Schlosses in hellem Lichterstrahl,
Herr Wilhelm, der Schattenkaiser,
Freit dort ein süßes Gemahl;
Wol herrscht im deutschen Lande
Der Staufer *) nach Recht zu dieser Frist,
Doch hat im Zornesbrande
Der Papst — o Schmach und Schande —
Den Kaiser entsetzt mit schlimmer List.

Herr Wilhelm trägt die Krone,
Doch scheint der hehren der Glanz geraubt,
Als wär' es nicht recht, zu strahlen
Auf ungeweihtem Haupt;
Sie lassen die Gläser erklingen,
Doch freud'ger Schall bleibt fern und weit;
Sie ahnen: wie Glas zerspringen,
Zerspringen und jäh verklingen
Wird Wilhelm's Kaiserherrlichkeit.

Nun nahet die Mitternachtsstunde,
Herrn Wilhelm lockt der Liebe Lust,
Das deutsche Reich, das arge,
Vergißt er an schwellender Brust;
Die eilenden Stunden rinnen,
Bald zieht im Ost der Morgen herauf:
Da stört das süßeste Minnen,
Umzüngelnd Thürme und Zinnen,
Der Flamme Wuth in wildem Lauf.

Nun hebt im Schloß sich Unrast,
Herrn Wilhelm scheucht der grimme Brand,
Den Schlimmerschrockenen, Zagen
Führt Liebe mit sicherer Hand;
Es sollten der Liebe Rosen
Ihn trösten für den Spott der Welt,

---

*) Konrad IV. (1250—1254).

Nun ward er im trautesten Kosen
Von den Liebesgöttern, den losen,
Um des Lebens süßeste Stunde geprellt.

Als hell der Morgen erglommen,
Ward gänzlich erst der Schaden kund,
Der Liebe seliges Lager
Ging in den Flammen zu Grund';
Und der auf Deutschlands Throne
Sich stolz gespreizt mit keckem Muth,
Dem Armen war auch die Krone,
Die Krone als wie zum Hohne
Zerschmolzen in leckender Flammen Gluth.

Aus Odilon Barrot's Advocaten-Praxis.

Eine Kriegserinnerung aus Frankreich.

Von Arnold Wellmer.

(Schluß.)

„Mittwoch, Nacht ein Uhr.

Sie allein sollen den wahren Grund des Verbrechens erfahren, das ich im Begriff bin, zu begehen. Ja, es ist ein großes Verbrechen, das Reinste auf Erden zu beflecken, aber ich dürste nach Rache. Ich habe Sie geliebt — angebetet, Sie haben mich mit Verachtung zurückgestoßen. Jetzt liebe ich nur den Haß und Sie sollen ein Recht haben, mich zu hassen. Ich bat Sie eines Tages, auszugehen und an dem Tage blieben Sie auf Ihrem Zimmer. Nun, die Liebe, welche mich verzehrt, verschlingt, soll mir zur Rache dienen. Ich leide Höllenpein. Der elende d'Estouilly war so unklug, Herrn von Morell Alles zu sagen. Ich habe ihm geschrieben: wo ich ihm begegnete, würde ich ihm den Stempel der Schmach auf's Gesicht drücken. Ich erwarte ihn auf dem Kampfplatz. Adieu! Ich verlasse Sie, um Ihre Existenz zu vernichten. Ganz Paris soll die Schande von Saumur erfahren. Ich reise ab; ich werde leider nicht die Freude haben, mich an Ihren Schmerzen länger zu weiden! Also werde ich schweigen. Könnten Sie für mich die Hälfte von dem leiden, was Sie mich leiden ließen."

Endlich will der General energisch handeln, den Buben zur Rechenschaft ziehen . . . Nur mit Mühe gelingt es seiner Gattin, ihn so weit zu beruhigen, daß er vorläufig noch schweigt, um den Ruf der Tochter zu schonen und noch mehr Beweismittel zu sammeln.

Wenige Stunden nach dieser Scene erhält Capitain d'Estouilly folgenden Brief mit der Stadtpost:

„Sie sind ein Elender, ein Feigling. Ein Anderer würde nach all' diesen Briefen, die ich Ihnen schrieb, mich zur Rechenschaft gefordert haben. Sie aber ziehen es vor, mich beim General zu verklagen. Ich werde Alles leugnen, denn Alles, was ich that, hatte nur den Zweck, Sie zu peinigen — einen Zweck, den ich erreicht habe. Ich war mit Ambert zufrieden, aber Sie — Sie waren nur ein Poltron und hatten Furcht für Ihre Haut. Sie haben Ihre Epaulette entehrt und glaubten, nachdem Sie dieselbe abgelegt, man würde Ihre Feigheit vergessen. Wenn Sie ein Herz hätten, würden Sie nach diesem Brief mit mir auf dem Kampfplatz sprechen; aber ein Elender, wie Sie, wagt nichts. Empfangen Sie die Versicherung meiner Verachtung. Eines Tages werde ich Ihnen den Stempel der Schande in's Gesicht drücken. Wir werden sehen, was Sie dann thun werden.

Emile de la Ren . . ."

Sogleich läßt d'Estouilly durch seinen Freund Ambert den Lieutenant La Roncière fordern, und sendet ihm einen sehr verletzenden Brief. La Roncière nimmt die Forderung unverzüglich an, erklärt aber dem Cartellträger, daß er keinen jener Briefe an d'Estouilly und die Morells geschrieben und auch sonst weder die Familie Morell noch seinen Kameraden d'Estouilly beleidigt habe. Ambert sagt ihm: Alle Kameraden, denen ich jenen Brief mit der Herausforderung gezeigt habe, erklären die Schrift für die Ihrige. Also nützt Ihr Leugnen nichts!

Nach zwei Stunden findet das Duell in Gegenwart zweier Secundanten, der Lieutenants Ambert und Berail statt. D'Estouilly erhält zwei ungefährliche Degenstiche, den einen in den Arm, den andern in die Hüfte.

Ambert erklärt als Zeuge über das Duell: La Roncière hat sich gut geschlagen. Aber wenn ich sagen sollte, La Roncière sei deswegen ein Ehrenmann, so müßte ich gegen meine Ueberzeugung sprechen.

Berail giebt zu Protocoll: Der Angeklagte steht bei seinen Kameraden in keinem guten Rufe. Ich lehnte es anfangs deswegen ab, sein Secundant zu sein. Nur d'Estouilly's Bitte bestimmte mich dazu, an der Seite eines La Roncière auf dem Duellplatz zu erscheinen. Im Uebrigen hat er sich brav geschlagen.

Präsident: Aber man sagt, es seien bei dem Kampf von Seiten La Roncière's einige Unregelmäßigkeiten vorgekommen. So habe er während der Mensur den Degen seines Gegners mit der Linken ergriffen und d'Estouilly ausgerufen: „So schlägt man sich nicht!“

Da erhebt sich La Roncière, der bis dahin eine große Ruhe und Kaltblütigkeit vor Gericht gezeigt hat, in großer Aufregung und ruft: „Das ist eine niederträchtige Verleumdung — wie Alles in diesem nichtswürdigen Intriguenproceß, dessen Opfer ich werden soll. Alle Schändlichkeiten hat man auf meine Person und den Namen meines tapfern Vaters gehäuft. Jetzt will man mir auch noch die Soldatenehre nehmen. Das ist infam! Hören Sie die einfache Thatsache. Ich verwundete d'Estouilly am Arm und an der Hüfte. Beim letzten Stoß zerbrach mein Degen. Dennoch drang d'Estouilly wie ein Rasender auf mich ein. Da griff ich allerdings nach seinem Degen und rief seinem Secundanten zu: Sie sehen, daß ich entwaffnet bin! . . .“

Thränen ersticken La Roncière's Stimme. Er ist ganz außer sich und verbirgt sein Gesicht in den Händen. Der Präsident muß eine Pause im Verhör eintreten lassen, bis der Angeklagte seine Fassung wieder erlangt hat. Der spricht hierauf mit wohlthuender Würde: „Ich bitte um Verzeihung wegen dieser Störung. Ein Soldat kann nicht kaltblütig bleiben, wenn man ihm Ehrlosigkeit bei einem Duell vorwirft. Die Secundanten und selbst mein Gegner haben mir übrigens das Zeugniß gegeben, daß ich mich nach allen Regeln schlug!“

Gleich nach dem Duell rief der verwundete d'Estouilly seinem Gegner zu: „Gestehe, daß Du jene Briefe geschrieben hast und Alles soll vergessen sein!“

La Roncière: „Ich kann nichts gestehen, was ich nicht gethan habe!“

D'Estouilly: „So werde ich Dich vor Gericht belangen!“

La Roncière: „Thue das. Ich wünsche ja selber nichts mehr, als Gelegenheit zu haben, dies höllische Complot zu enthüllen, öffentlich zu brandmarken. Gieb mir jene Briefe, die man für meine Handschrift gelten lassen

will und ich werde sie selber dem königlichen Procurator zur strafgerichtlichen Verfolgung des Schreibers ausliefern . . ."

Ambert: „Pah! Oder Du würdest diese Beweise Deiner Schuld vernichten! Alle Kameraden schwören auf Deine Handschrift. Auch der Stil ist unverkennbar der Deinige — einzelne Ausdrücke und Wendungen in den Briefen sind nur Dir eigen . . ."

Nach einer heftigen Scene, in der man La Roncière auch mit einer Anklage bei seinem würdigen alten Vater droht, wird er mürbe. Unter fortwährenden Betheuerungen seiner Unschuld und der bestimmten Erklärung, daß nur die Furcht vor seinem Vater, der gedroht habe, bei der nächsten Klage ganz die Hand von seinem ungerathenen Sohn abzuziehen, ihn dazu zwinge, schreibt der Unglückliche nach den Forderungen seiner Gegner folgenden Brief an d'Estouilly:

. . . „Nach den materiellen Beweisen, die gegen mich vorliegen — Beweise, die mich, wenn die Sache vor Gericht käme, erdrücken würden — bin ich der Ehre und Ruhe meiner Familie schuldig, einen Schritt zu thun. Ich nehme hiermit alle Ausdrücke in meinen Briefen an Sie zurück, gestehe, daß ich diese Briefe geschrieben habe und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Seien Sie großmüthig und verschwiegen!"

Aber d'Estouilly ist nicht großmüthig. Kaum hat er diesen Schuldbeweis in Händen, so verlangt er von La Roncière noch die schriftliche Erklärung: daß er auch alle im Morell'schen Hause gefundenen anonymen Briefe geschrieben habe und Saumur sogleich verlassen werde.

Und La Roncière, der das schwere A gesagt hat, muß — ja, was bleibt ihm jetzt noch übrig? — das noch schwerere B sagen. Und wenn man von ihm das schriftliche Eingeständniß von einigen Mord- und Raubthaten forderte und Verschwiegenheit verspräche, er würde es nicht verweigern. Er schreibt an d'Estouilly nach dessen Vorschrift einen zweiten verzweifelten Brief:

„Ich hoffte, Sie würden sich mit meiner Erklärung von heute Morgen genügen lassen, aber Sie mißbrauchen meine grausame Lage noch mehr. Ich erkläre also, auch der Schreiber der anonymen Briefe zu sein, welche dem General Morell, seiner Gemalin und Tochter zukamen. Ich erkläre, an Fräulein Marie Morell ein Billet, gezeichnet d'Estouilly, und an Sie ein anderes, gezeichnet Marie Morell, geschrieben zu haben. Ich habe mir Urlaub erbeten und reise heute Nacht ab."

Präsident: „Haben Sie diese beiden Briefe an den Capitain d'Estouilly geschrieben?"

La Roncière, tief bewegt und mit Thränen in den Augen: „Ja, ich habe diese Briefe geschrieben. Es ist eine Schwäche, die ich mir vorzuwerfen habe. Man hatte mich getäuscht, indem man mir fälschlich berichtete: die Sachverständigen hätten die Handschrift für die meinige erklärt. Ich dachte an meinen alten Vater und an den Kummer, den ich ihm bereiten würde, wenn die Sache vor Gericht käme. Ich glaubte allen weiteren Reden ein Ziel zu setzen, wenn ich mich für den Verfasser der anonymen Briefe erklärte. Das ist der Grund meiner unseligen schriftlichen Erklärung . . Wenn ich den Inhalt der an die Morell'sche Familie gerichteten anonymen Briefe gekannt hätte, würde ich mich niemals als Verfasser derselben bekannt haben. Ich hielt jene Briefe für unbedeutend . . ."

Aber am Tage nach dem nächtlichen Attentat auf Marie Morell, we-

nige Stunden nach dem Duell und La Roncière's schriftlicher Erklärung, daß er alle jene schändlichen anonymen Briefe geschrieben, erhält der General Morell folgenden, mit La Roncière's vollem Namen unterzeichneten Brief, in der alten anonymen Handschrift und alle früheren Briefe an Schamlosigkeit, Gemeinheit und — Albernheit übertreffend. Der Brief lautet:

„Mittwoch, vier Uhr Morgens.

Wohlan! Sie moquiren sich über mich, Sie lachen über meine Briefe. Die Katastrophe wird Ihnen beweisen, daß ich fürchterlicher bin, als Sie glauben. Ich muß meinen ganzen Haß zu Hülfe rufen, um die Kraft zu haben, Ihnen zu schreiben. Unglücklicher Vater, ich bin in das Zimmer Ihrer Tochter gedrungen — ohne Jemandes Hülfe — durch das Fenster. Der Lärm, den ich beim Einstoßen der Scheibe machte, hat sie erweckt. Sie warf sich am Fuße ihres Bettes nieder, ich stürzte mich auf sie. Ich habe sie mit einem Schnupftuch fast erdrosselt. Der Schmerz ließ sie auf die Erde fallen, ohne Bewußtsein und bedeckt mit Blut. Ich dürstete nach ihrem Blut und nach ihrer Ehre. Ich habe Alles genossen. Nachdem ich sie ganz entkleidet, nachdem ich sie entehrt, bin ich gegangen, ohne von Jemand gesehen zu sein. Ah! welche Nacht! Seht mich, brandmarkend (flétrissant) ein junges ohnmächtiges Mädchen, kalt von der Kälte des Todes! In dem Zimmer nebenan schlug ein Weib gegen die Thür, welche ich mit dem Riegel verschlossen hatte und schrie mir Verwünschungen zu. Ich hatte die Oertlichkeiten an dem Tage in Augenschein genommen, an dem Frau von Morell zu Allenne (?) ging, während Ihre Tochter mit ihrem Bruder und Miß Hellen (Allen) spazierte; mit Hülfe eines falschen Schlüssels bin ich in's Zimmer gedrungen, um meine Arrangements zu treffen. Mein erster Schritt war indessen, alle Hülfe unmöglich zu machen, indem ich die Thür absperrte. Ueberdies hat das physische Leiden sie der Kraft zu schreien beraubt. Jetzt, da Alles vollbracht ist, jetzt, da ich hoffen kann, Ihre Tochter wird ein Pfand ihres Unglücks haben, wovon ich sogar die Ueberzeugung habe, will ich Ihnen sagen: es ist Samuel (der Diener), welcher alle Briefe ausgetheilt hat, zum Preise von 5 Frcs. für jeden, Geld, das ich ihm nicht schmälern möchte. Ich hatte ihm 1000 Frcs. versprochen, wenn er mich zu ihr in einer weniger gefährlichen Weise führen wollte, als durch das Fenster, aber er hat es verweigert. In drei Tagen werde ich nicht mehr in Saumur sein. In Paris werden Sie die Schande Ihrer Tochter veröffentlicht sehen; hier weiß Niemand davon. Ich scheue die Anhänglichkeit und die Achtung dieser Schweine von Saumur und meine Kameraden, welche so schändlich gegen mich sind.

E. de la Roncière."

Aber nicht genug damit. Auch Marie Morell erhält an demselben Tag noch einen Brief von derselben nichtswürdigen und frechen Hand:

„Mittwoch Abend.

Ich bin der Glücklichste der Sterblichen. Das Glück lächelte mir in ungehoffter Weise; Sie sehen, wozu es dient, auf Erden das Gute lieben und üben. Sie sind das elendeste aller Geschöpfe und der Mann, der so unklug war, für Sie in die Schranken zu treten, ist halb todt. Alles durch mich.

Eine wahnsinnige Freude ergreift mich. Ich labe mich an dem Gedanken, daß Sie jetzt ganz von mir abhängen; ein für Sie scheußliches Band wird uns vereinigen und in wenigen Monaten werden Sie gezwungen sein, mich um meinen Namen für Sie und ein anderes Wesen anzuflehen; nichts kann Sie vor dieser letzten Stufe der Erniedrigung bewahren. Sehen Sie, wozu mich eine wahnsinnige Liebe gebracht hat. Ich habe niemals Haß für Sie gefühlt, Sie flößen mir nur Theilnahme ein, aber die Verachtung von Seiten Ihrer Mutter hat mich zu Allem fähig gemacht: damit sie mich auf ihren Knieen um Gnade anflehe. Dann werde ich vielleicht einwilligen, Ihnen die Ehre wiederzugeben, indem ich Sie heirathe. Ich allein auf der Welt kann Sie vor der ewigen Schande retten. Wenn ich einwillige, werde ich immer noch meine Rache haben, denn ich weiß, Sie lieben einen Andern. Glauben Sie mir!"

Sogleich wird der „für fünf Francs bestochene" Diener Samuel aus dem Hause gejagt La Roncière reist am folgenden Tage nach Paris ab — aber in dem Hause Morell findet sich wieder ein Brief an die Generalin:

„Sie glauben vielleicht, meine Rache sei gesättigt. Nein, Madame, eine Liebe, wie die meinige, eine Liebe, welche man verachtet, will als Genugthuung Blut sehen, Thränen, Qualen. Ich bin von Allem unterrichtet, was bei Ihnen passirt: die Fußbäder, die Blutigel, angeblich für Mlle. Allen, gehen ihren Gang, sie sind unnöthige Vorsichtsmaßregeln. Meine Aufgabe ist es, in Paris Alles zu verbreiten. Wie liebenswürdig wäre es von Ihnen, Ihre Abreise zu beschleunigen! Ich würde darin Ihrerseits ein außerordentliches Entgegenkommen sehen. Ich glaube, daß Alles, was ich diesen Morgen ihrer Tochter gesagt habe, Effect gemacht haben wird, denn man hat mir gesagt, sie sei seit jener Stunde sehr blaß und verweint. Wahrhaftig, ich hatte gestern einen Augenblick Furcht, ich könnte sie getödtet haben, und mein Zweck wäre ganz verfehlt gewesen; ich würde Ihnen nicht all' das Böse zurückgegeben haben, welches Sie mir thaten. Ihre Tochter wird leben, aber es wird kein elenderes Leben geben, als das ihrige. Denn wenn sie auch nicht schwanger wird, trotz alledem, so bedenkt, was das für ein junges und reines Herz bedeutet — für ein Herz, das zum ersten Mal liebt; denn ich kann nicht an ihrer Liebe zu Herrn d'Est. zweifeln. Sich durch einen Elenden, wie ich bin, so besudelt zu sehen und sich nicht mehr für würdig zu halten, zu lieben — ich schaudere davor. — Aber Sie, Sie haben das ganze Unglück angerichtet.

E. de la R."

Am 12. October erhält die Generalin einen Brief mit dem Poststempel Saumur:

„Fünfzehn Tage der Ruhe lassen Sie vielleicht glauben, ich empfinde Reue und sei verwirrt, weil ich Sie niemals von mir sprechen höre; Sie täuschen sich, ich weiß Alles, was in Ihrem Hause passirt, ich kenne alle Leiden Ihrer Tochter, mit einem Wort, ich stehe mit Jemand in Ihrem Hause in Briefwechsel. Indem ich nicht wünsche, daß Sie erfahren, wo ich bin, habe ich diesen Brief an jene Person geschickt und ihr gesagt, sie möge ihn in Saumur in den Briefkasten werfen. Ich kenne alle Ihre Rachepläne gegen mich. Sie können mich zwingen, Frankreich zu verlassen, aber dann wird mein Zorn Sie mit mehr Erbitterung verfolgen. Meine Verbindungen mit Leuten, welche nichts zu verlieren haben, mit denen ich eine Art Brüderschaft

bilde, geben mir die Mittel, Sie überall zu verfolgen und durch alle Länder. Mit Ungeduld erwarte ich Ihre Abreise von Saumur, wo die hervorragende Stellung Ihres Gatten mir die Mittel versagt, ordentlich zu beginnen. Erinnern Sie sich, daß Sie nicht mehr das Recht haben, sich mit meinen Drohungen zu beschäftigen. Es würde dennoch ein Mittel geben, den Sturm zu besänftigen, der über Ihnen grollt. Das Mittel habe ich in meinem letzten Briefe genannt. Ich würde mich entschließen, Ihre Tochter zu heirathen; meine traurigen Vermögensverhältnisse würden mich jedoch hindern, mit Dem in die Schranken zu treten, der der Gegenstand aller Ihrer Wünsche sein muß. Ich muß sogar eingestehen, daß das mein ursprünglicher Plan war. Ich habe sie anfangs mit M. d'Estouilly compromittiren wollen, indem ich glaubte, er würde sich seines Glückes rühmen und seinen Brief zeigen. Dann hätte ich sie vertheidigt, um Ihnen gegen mich Verbindlichkeiten aufzuerlegen. Da er sich nicht dazu hergab, war ich gezwungen, zu anderen Mitteln zu greifen. Die Liebe, die ich gleich in der ersten Minute für Sie empfand, da ich Sie zuerst sah, die wuchs und durch Ihre übermüthige Verachtung erbittert wurde, hat das Uebrige gethan. Jetzt will ich Beides befriedigen. Ich war einen Augenblick in Unruhe. Mein Correspondent hatte mir an der Spitze geschrieben, Sie wollten mit Ihrem Gatten von der Heirath sprechen. Da fürchtete ich, Sie würden Ihre Tochter nicht schnell genug vor der Entwickelung verheirathen. Ich habe inzwischen vernommen, daß nichts dergleichen vorlag. Im Uebrigen hätte ich wissen sollen, daß eine cokette Mutter und ein geiziger Vater so etwas nie thun, selbst nicht, um ihre Tochter vor der Schande zu retten. Aber es würde ein Uebermaß von Greueln sein, wenn Ihre Tochter einwilligte und Sie mir dieselbe verweigerten (versteht sich, mit einem schönen und guten Wort); Ihr Verbrechen wäre dann scheußlicher, als das meinige. Ich habe ihr die Ehre genommen, Sie weigern sich, ihr dieselbe wiederzugeben, und haben doch nur ein Geldopfer zu bringen.

„Denken Sie wol daran: was wollen Sie an dem Tage thun, wo Alles in die Oeffentlichkeit gedrungen ist? Wollen Sie sich in einem andern Theil der Erde verbergen? Durch mich können Sie noch ruhig und glücklich werden. — Richten Sie Ihre Antwort an meinen Vater.

E. R."

Am 21. October — fast vier Wochen nach La Roncière's Abreise aus Saumur — findet man spät Abends Marie Morell in dem dunklen Cabinet neben ihrem Schlafzimmer ohnmächtig auf der Erde, in der Hand krampfhaft ein zerknittertes Billet:

„Während Sie sich in Sicherheit glauben, bereitet sich für Sie das größte Unglück vor; was Sie am meisten auf Erden lieben, Ihre Mutter, Ihr Vater und Herr von Estouilly werden in einigen Monaten nicht mehr leben; Sie haben mich verschmäht, ich werde mich dafür rächen.

E. R."

Als sie, die schon lange leidend, mit Mühe wieder zum Bewußtsein gebracht wird, ruft sie mit allen Zeichen des Schreckens: „Er mordet meinen Vater, meine Mutter!"

Sie berichtet, wie sie, im Begriff zu Bett zu gehen, den entsetzlichen

Brief auf dem Toilettentisch gefunden, und fällt in eine schwere Krankheit, die bald in jenen „beispiellosen Zustand, zusammengesetzt aus Somnambulismus, Starrsucht und convulsivischen Zuckungen, hervorgerufen durch eine tiefliegende moralische Affection", ausartet. Man glaubt, Marie Morell werde sterben und sie empfängt die letzte Oelung. Wir wissen, daß dieser Zustand Monate lang und noch während der öffentlichen Schwurgerichtssitzungen fortdauert.

Während dieser schweren Krankheit, zwei Tage nach jenem Billet, das sie hervorrief, empfängt Frau von Morell durch die Stadtpost folgenden Brief:

„Saumur, den 23. October 1834

„Die Bosheit, mit der Sie mich verfolgen, wird grausam bestraft. Ich kenne alle Ihre perfiden Manövers. Ich werde mich dagegen zu sichern wissen Ich rathe Ihnen, dasselbe zu thun.

„Der bestochene Mann in Ihrem Hause wird mich mit allen Kräften unterstützen. Es giebt vier Wesen auf der Welt, welche empfinden werden, was ein bis zum Aeußersten getriebener Mann vermag. Ich habe meine Hände schon mit Glück in das Blut von Zweien getaucht. Dabei sind wir stehen geblieben. Es ist kein Arrangement mehr möglich und es lohnt nicht der Mühe, das zu verbergen. Ich habe nichts Anderes gethan, als Ihre Tochter meuchlerisch überfallen. Ich hatte nur die Absicht, ihr eine scheußliche Krankheit mitzutheilen, deren gräßlichen Leiden sie erlegen wäre; ich habe ihr an gewissen Theilen schändliche Messerstiche beigebracht. Sie belebte meinen Muth durch die Worte: „Wenn meine arme Mutter mich verstände, wie sie es glaubt, wenn Sie Ihnen Alles erzählt hätte, was sich zugetragen hat, so würden Sie nicht zu glauben brauchen, daß ich sie ganz genossen hätte *)." Ich wollte von Ihrem Irrthum profitiren, um mich eines Vermögens zu versichern, welches ich bitter nöthig habe. Ich hatte die Gewißheit, meine Vorschläge mit Dankbarkeit angenommen zu sehen; ich glaube sogar, Herr von Morell wäre nicht geizig und Sie nicht cokett genug, um meine Pläne Ihrer Tochter nicht mitgetheilt zu haben. Sie wird sie nur aus Liebe zu dem Scheusal, wechès alle meine Unternehmungen vereitelt, abgelehnt haben. Jetzt Rache, Rache, Blut, Blut! Ihr edler Beschützer, Mr. Gisquet, kann Sie nicht retten. Ich fing an damit, Ihr Haus mit Briefen zu bombardiren; in Paris erwartet Sie der Tod!"

Endlich, endlich ist die kaum begreifliche Geduld des General Morell zu Ende. Er reist nach Paris und reicht am 27. October seine Klage ein Am nächsten Tag wird La Roncière in Paris auf der Straße verhaftet, gleichzeitig der entlassene Diener im Morell'schen Hause, Samuel Guilleron, und auf eine neue Denunciation des geheimnißvollen Briefschreibers auch die Kammerjungfer Julie Genier, als verdächtig, La Roncière's Helfershelfer gewesen zu sein.

Dennoch erhält Capitain d'Estouilly, der auf seines Vaters Gut bei Peronne zum Besuch ist, vier Wochen nach La Roncière's Verhaftung, mit dem Poststempel Saumur einen Brief:

*) „Elle ranimait mon courage par ces mots: Si ma pauvre mère m'entendait, pensant que, si elle vous avait raconté tout ce qui s'était passé, vous n'auriez pas manqué de croire, que javais pleinement joué d'elle." Sehr dunkel. Der Schreiber — oder die Schreiberin — ist hier augenscheinlich aus der Construction und aus der — Rolle gefallen.

„Mein Herr! Ich habe gestern einen Brief von Herrn von La Roncière erhalten, der mich bittet, Ihnen die Einlage zuzustellen, da er Ihre Adresse nicht kenne. Ich mache mir eine Ehre daraus.

Ihre Dienerin

Saumur, am Mittwoch. Victoire Moyert."

Die Einlage lautet:

„Paris, Sonntag. Aus meinem Gefängniß, unter der Last einer Anklage, die mich auf das Schaffot führt, wage ich auf Ihr Mitleid zu zählen Ich bitte Sie auf den Knieen darum. Ich beschwöre Sie im Namen von Allem, was Ihnen heilig ist, mich zu schonen. Indem ich mehreren Personen zu Saumur anvertraut habe, was am Vorabend vor unserm Duell passirt ist, fürchte ich, daß es Ihnen durch deren Indiscretion wieder hinterbracht ist und daß Sie daraus gegen mich Racheplläne geschmiedet haben; meine abscheuliche Lage muß allen Haß entwaffnen. Ueberdies vermuthen Sie vielleicht nicht, daß, wenn ich einen Mord begangen hätte, Sie die Ursache wären. Ich war in Fräulein von Morell verliebt und ich trat mit Hülfe der Domestiken in ihr Zimmer, in ganz anderer Absicht, als sie zu ermorden. Indem ich mich auf sie warf, um sie am Schreien zu hindern, wollte ich sie zwingen, zu sagen, sie liebe Sie nicht. Trotz meiner Drohungen, trotz meiner Schläge wollte sie kein Wort antworten. In meinem Zorn gab ich ihr einen entsetzlichen Messerstich; das Geräusch, das ich machte, hatte die Person aufgeweckt, die im Nebenzimmer schlief. Ich mußte fliehen, ohne meinen Zweck erreicht zu haben. Hier angekommen, ließ ich durch das Kammermädchen, das ich während meines ganzen Aufenthaltes zu Saumur in Händen hatte, Fräulein von Morell ein Billet zustecken, in welchem ich Ihr Leben bedrohte. Man hat mir geschrieben, daß der Anblick dieses Papiers allein ihr ein Gehirnfieber zugezogen hat, das sie an den Rand des Grabes brachte. Ich stehe noch mit einem Dienstboten dieses Hauses in Briefwechsel, der mir gestern schrieb: die Eltern hätten den Grund der Krankheit entdeckt, hätten ihr lebhafte Vorwürfe gemacht und ihr eine gewisse Zeichnung entrissen, und sie sei seit Ihrem Duell in einem Gesundheitszustand, halb todt vor Schmerz und sehr unruhig. Da haben Sie meine ganze Beichte. Es bleibt mir nur noch übrig, Verzeihung für meine Verbrechen zu erflehen. Bei den Wunden meines Vaters, bei seinen weißen Haaren, schonen Sie mich! Ich habe eine so hohe Idee von Ihrer Ehre, daß ich Sie nicht bitte, diesen Brief für sich allein zu behalten; ich vertraue Ihnen; Sie wissen, daß er ein sehr bestimmter Beweis gegen mich wäre und es giebt deren schon so viele. Mein einziges Vertheidigungsmittel ist, Alles zu leugnen. Richten Sie mich nicht ganz zu Grunde. Ich vertraue Ihnen, verbrennen Sie diesen Brief!

E. de la Roncière."

Frau von Morell geht mit ihrer Tochter einige Wochen zu Verwandten auf's Land. Dort giebt es keine mystischen Briefe. Am 23. December kehrt die Familie nach Paris zurück. Es ist ein unfreundlicher Wintertag und der Reisewagen ganz geschlossen. Drin sitzen neben der Generalin und Marie die Gouvernante Miß Allen und ein Arzt. Auf dem Bock der Kutscher und Bediente. In Sèvres bittet Marie, das Fenster an ihrer Seite etwas nieder-

zulassen. So langt der Wagen gegen neun Uhr Abends in Paris an. Niemand weiß dort um ihre Ankunft zu dieser Stunde. Marie hält den Arm zum Fenster hinaus, als wollte sie die Witterung prüfen. Plötzlich, als der Wagen langsam um die Ecke der Straße biegt, in der die Morell'sche Wohnung sich befindet, schreit Marie: „Mein Gott, man bricht mir den Arm ab!" Wie sie den Arm heftig zurückzieht, fällt ein zusammengeballtes Papier in den Wagen. Es ist grob und mit blasser Tinte beschrieben. Ein Brief an die Generalin:

„Ich möchte Ihnen einen großen Dienst erweisen. Ich habe die Ehre, zu der liebenswürdigen Gesellschaft zu gehören, welche die Stiftsdame an der Ecke der Rue Saint-Dominique umgiebt, und Theil an ihren Sorgen und Huldigungen zu nehmen; ich bin einer ihrer Günstlinge und wie die Freunde unserer Freunde unsere Freunde sind, so will ich Sie von Allem in Kenntniß setzen, was man von Ihnen spricht. Die weniger Schlimmen sagen: wären Sie eine gute Mutter, so hätten Sie, anstatt den Namen Ihrer Tochter der Verachtung Preis zu geben, ein Opfer gebracht und sie mit ihrem Verführer verheirathet, welchen Sie ihren Mörder zu nennen belieben; Niemand ist Ihr Dummer (dupe). Die ganz Schlimmen sagen: Der Verführer sei nicht der Sohn eines Generallieutenants, sondern einfach Ihr Knecht (valet), und das ist die größte Zahl. Endlich sagen die Wohlwollenden: wenn der meuchlerische Ueberfall seine Richtigkeit und Frau von Morell ein Herz hat, so wird sie binnen drei Monaten ihre Tochter verheirathen, um die schändlichen Gerüchte todt zu machen, welche über diese arme junge Person in Umlauf sind. Da haben Sie Alles, was man über Sie in dem neuen Babylon erzählt."

Die Handschrift ist dieselbe verstellte, wie in allen früheren anonymen oder La Roncière unterzeichneten Briefen. Marie Morell erzählt, sie habe eine alte Frau mit einer Haube am Wagen gesehen. Diese müsse ihren Arm am Fenster gequetscht und das Papier in den Wagen geworfen haben. — Sonst hat Niemand im Wagen jene Frau erblickt, auch nicht Kutscher und Bedienter auf dem Bock. Der Arzt untersucht sogleich den schmerzenden Arm des Fräuleins, kann aber nicht die geringste Spur einer Quetschung entdecken.

Inzwischen nimmt der eingeleitete Proceß seinen Lauf. Die Morell's veröffentlichen vierzehn Tage vor Eröffnung der Assisen ihre Anklageschrift, ein sensationelles Meisterstück aus der Feder Odilon Barrot's, um die öffentliche Meinung — diese größte Macht in Frankreich — für sich zu gewinnen. Umsonst protestirt La Roncière vom Gefängniß aus in den Zeitungen gegen diesen Mißbrauch, da er erst vor den Assisen Gelegenheit finden werde, sich gegen alle Anschuldigungen zu rechtfertigen — dann aber werde dieser so geschickt ausgedachte und componirte Roman Stück für Stück zusammenfallen . . .

Vor dem Instructionsrichter und vor den Assisen vertheidigt La Roncière sich, indem er die ganze Anklage, die Urheberschaft der Briefe auf Marie Morell zurückschleudert und behauptet, jenes nächtliche Attentat sei von ihr fingirt worden, um die Folgen eines intimen Liebesverhältnisses in Paris oder später mit dem Capitain d'Estouilly zu verdecken . . .

„Aber Fräulein von Morell war ja nie schwanger, wie eine ärztliche Untersuchung ergeben hat?"

„Sie glaubte es jedoch zu sein. Dafür sprechen alle jene Briefe bis

zum 12. October und die Anspielungen auf die Fußbäder und Blutigel. Noch mehr aber die angstvolle Hast, die der Briefschreiber entwickelt, Fräulein von Morell Hals über Kopf unter die Haube zu bringen, sei es mit dem geliebten d'Estouilly oder mit mir, dem wahnsinnigen Scheusal. Denn wahnsinnig müßte ich sein, wenn ich solche eben so abscheuliche als kindische Briefe geschrieben hätte, um mir entweder die Liebe der Mutter oder die Hand der Tochter zu erringen. Alle Briefe drehen sich um das liebe, unbedeutende Ich des Fräuleins und um ihre Liebe zu d'Estouilly; anfangs sollen sie ihn reizen, schnell bei den Eltern um die Hand des Goldtöchterleins anzuhalten und den General und die Generalin bestimmen, schleunigst Hochzeit zu machen, damit alle bösen Gerüchte und der unheimliche Briefschreiber verstummen. Als diese Intriguen fruchtlos sind, wird das nächtliche Attentat ersonnen, die Eltern durch eine greifbare Thatsache zu erschrecken: Eure arme, unschuldige Tochter hat durch den abscheulichen La Roncière, der in so schlechtem Rufe steht, daß ihm dergleichen wol zuzutrauen ist, ihre Ehre verloren — beeilt Euch, ihr dieselbe wiederzugeben. Verheirathet sie schleunigst mit Herrn von Estouilly, den Marie liebt — oder wenn der die unschuldig Entehrte zurückweisen sollte, mit ihrem Unschuldsräuber La Roncière, der bis über die Ohren in Schulden steckt und nicht prüde ist — und der durch die mit seinem Namen unterzeichneten Briefe und das darin enthaltene Geständniß seiner nächtlichen Schandthat im Nothfall zur Heirath mit der reichen Erbin gezwungen werden könnte . . . Auf keinen Fall hatte Marie Morell auf eine öffentliche gerichtliche Verhandlung dieser Angelegenheit gerechnet. Als die eingeleitet ist, schreckt der Briefschreiber vor den Folgen der Intrigue zurück. Er möchte womöglich die ganze Geschichte vertuschen. Estouilly erhält einen Brief mit der Beschwörung, La Roncière zu schonen. Die Mutter soll durch die Mittheilungen der Pariser Salonklatschereien über ihre Tochter auf's Neue angestachelt werden, dieselbe schnell zu verheirathen . . ."

Präsident: „Die Handschrift des Fräuleins ist auf sehr geschickte Art nachgemacht!"

La Roncière: „Auf so geschickte, daß alle Sachverständigen erklären, das Fräulein habe die Briefe selber geschrieben!"

Zwei Sachverständige geben ihr Gutachten dahin ab: „Alle vorgelegten Briefe sind von ein und derselben Hand geschrieben und diese ist nicht die La Roncière's. Auch schreibt der Angeklagte unorthographisch, während alle mit seinem Namen gezeichneten Briefe ganz richtig geschrieben sind. Dann ist der „Marie Morell" unterzeichnete Brief augenscheinlich von einer Frauenhand!"

Es werden jetzt noch zwei andere Sachverständige zugezogen. Auch diese erklären auf ihren Eid: „Die fraglichen zwanzig Briefe sind weder ganz, noch theilweise von La Roncière's Hand. Das kleine, an Estouilly gerichtete und „Marie von Morell" unterzeichnete Billet, so wie das „Victoire Moyert" unterschriebene sind augenscheinlich von Fräulein Marie Morell selber geschrieben. Auch jene achtzehn anderen Briefe haben, obgleich die Hand verstellt ist, so zahlreiche Zeichen der Aehnlichkeit in den Schriftzügen mit der Handschrift des Fräulein von Morell, daß sie ihr ebenfalls zugeschrieben werden müssen!"

Auch erklärten alle Sachverständigen, daß jene Briefe auf genau demselben Papier geschrieben seien, dessen Fräulein von Morell sich zu bedienen pflegte.

Umsonst! Frau von Morell, Berryer und Odilon Barrot behaupten gegen alle Sachverständige der Welt: es sei eine reine Unmöglichkeit, daß ein junges, unschuldiges Mädchen von sechzehn Jahren und der besten Erziehung, die Tochter einer hochangesehenen Familie, die nie einen Roman gelesen, nie ein Theater besucht habe, so rohe und freche Briefe schreiben und eine solche complicirte Intrigue erfinden könne . . .

Aber, entgegnet La Roncière und sein Vertheidiger, der General Morell hat schon früher, als er sich in Paris bei seiner Familie aufhielt und La Roncière noch nicht in Saumur angelangt und den Morell's ganz unbekannt war, ähnliche anonyme Briefe erhalten, welche sich über Miß Allen, die Lehrer der Tochter und die Nachbarschaft moquirten — aber stets in Verbindung mit Marie Morell gebracht! Und der General räumt selber ein, daß jene Briefe, die leider verbrannt sein sollen, eine große Aehnlichkeit in den Schriftzügen mit den vorliegenden gehabt hätten . . . Ueberdies läßt sich eine krankhafte Lust an der Intrigue bei Fräulein Morell nachweisen. Hier das Factum:

Es war kurz vor jenem nächtlichen Attentat. Frau von Morell und ihre Tochter musicirten mit einander. Da wird unter dem Fenster lebhaft applaudirt. Die Mutter tritt an's Fenster und sieht einen Unbekannten in bürgerlicher Kleidung, der ihr eine freche Geste macht. Entrüstet erzählt sie ihrer Tochter davon. Gleich darauf geht Marie auf ihr Zimmer, um Noten zu holen. Erschrocken kehrt sie zur Mutter zurück und erzählt: sie habe von ihrem Fenster aus gesehen, wie ein bürgerlich gekleideter Mann seinen Mantel abgeworfen und sich in die Loire gestürzt habe. Herbeigeeilte Schiffer hätten ihn jedoch wieder herausgezogen und an's Ufer gebracht . . .

Diese Geschichte erzählte Frau von Morell sogleich dem befreundeten Nachbar, dem Militairintendanten Brière. Der sucht sie zu beruhigen und meint, der Unbekannte könne ja zufällig in's Wasser gefallen sein. Er wolle übrigens Erkundigungen einziehen . . . Aber schon nach wenigen Stunden übergiebt eine unbekannte alte Frau dem Diener Samuel einen Brief an Frau von Morell — angeblich von jenem Unbekannten. Der erklärt der Generalin in überschwänglichen Tiraden seine Liebe — (ganz wie die ersten E. de la R. gezeichneten Briefe) — und beklagt seine unglückliche Leidenschaft, die ihn sogar schon in's Wasser getrieben . . .

Dieser Brief ist leider auf Rath des Nachbars Brière sogleich verbrannt. Alle Nachforschungen hatten das Resultat: Niemand hat jenen Mann sich in's Wasser stürzen sehen, als — Fräulein Marie Morell. Kein Fischer oder Schiffer war aufzufinden, der sich rühmen durfte, den verliebten Selbstmörder gerettet zu haben. Wäre die ganze Geschichte nicht eine Erfindung des Fräulein Morell, so würden die Schiffer sicher sogleich die für jeden Ertrinkenden ausgesetzte Rettungsprämie erhoben haben.

„Da, meine Herren Geschworenen" — wendet sich Chaix d'Estange an diese — „haben Sie schon eine der Wirkungen jener seelischen Krankheit, deren Keim Fräulein Marie Morell vermuthlich schon lange in sich trägt. Sie ist vielleicht keine böswillige Betrügerin, aber sie leidet an schlimmen Visionen. Entscheiden Sie, ob dasselbe junge Mädchen, welches einen Selbstmörder im Wasser gesehen haben will, der sich niemals hineingestürzt hat, durch krankhafte Phantasiegebilde sich nicht auch zu anderen Irrthümern verleiten lassen konnte!"

Aber das gräßliche Attentat — die Verwundung — die Ohnmacht — lange, qualvolle Krankheit, Starrsucht und Somnambulismus. . . .

Präsident: „Fräulein von Morell, haben Sie auch die Gewißheit, daß es La Roncière war und nicht ein anderer Mann, der Sie in jener Nacht überfiel?"

Marie, leise aber fest: „Ich bin dessen ganz gewiß."

Präsident: „Betrachten Sie den Angeklagten genau und sagen Sie, ob Sie in ihm jenen Mann wieder erkennen!"

Marie, den stehenden Angeklagten ohne die geringste Verlegenheit fixirend, mit festem Ton: „Ich erkenne ihn vollkommen, er ist es sicher!"

La Roncière in großer Erregung: „Ich protestire gegen diese lügenhafte Erklärung. Ich schwöre vor Gott und vor Menschen, daß die Aussage des Fräuleins von Morell falsch ist."

Odilon Barrot: „Hatte der Angeklagte bei jenem Ueberfall seine Stimme verstellt?"

Marie: „Nein! er sprach nur leise!"

Vertheidiger d'Estange: „Aber es wäre doch merkwürdig, wenn weder Miß Allen, die nebenan schlief, noch Frau von Morell und ihr Sohn, deren Zimmer sich unter dem Schlafzimmer von Fräulein von Morell befinden, das Geringste von dem Einstoßen der Fensterscheibe, dem Einsteigen und dem Ringen gehört haben sollten — und wenn die Ueberfallene nicht gleich anfangs einen Hülferuf ausgestoßen hätte."

Frau von Morell: „Miß Allen hat einen Schlaf wie eine Todte. Sie ist morgens nur mit Mühe zu ermuntern."

Die Vertheidigung führt folgende Entlastungszeugen vor:

Die Fräuleins Rouault in Saumur, in deren Hause La Roncière wohnte, bezeugen, daß der Angeklagte am Abend vor dem Attentat um 10½ Uhr in voller Uniform nach Hause gekommen und die Nacht über nicht wieder fortgegangen sein könne, da Fräulein Elise Rouault die Hausthür eigenhändig verschlossen und den Schlüssel abgezogen habe.

Der Glasermeister Jorry, der jene zerbrochene Fensterscheibe einzusetzen hatte, fand sämmtliche Glasscherben außerhalb des Zimmers, auf dem Gesimse. Die Scheibe mußte also von innen eingestoßen sein. Sie zeigte ein Loch im untern Winkel, daß man wol die Hand durchstecken, aber schwerlich von außen so weit reichen konnte, um den Drehriegel zu öffnen.

Der gerichtlich beauftragte Architekt Girand giebt eine Schilderung der Localität: Der General Morell bewohnt in Saumur ein Eckhaus. Die Fenster der einen Seite gehen auf die Loire hinaus. Die Loirebrücke führt gerade auf das Haus zu. Dem Haupteingange gegenüber befindet sich eine Militairwache, vor der die ganze Nacht ein Posten auf- und abgeht — bis zur Loirebrücke, so daß der Soldat beide Straßenseiten des frei gelegenen Hauses ganz übersehen kann. Und es war eine helle Mondnacht, in der jener Mann in das Fenster des Fräuleins von Morell gestiegen sein soll. Das Fenster geht auf die Loire hinaus. Es ist achtundzwanzig Fuß hoch von der Erde. Keine gewöhnliche Stehleiter reicht hinauf. Auch finden sich an der weißgetünchten Fensterbrüstung nicht die geringsten Spuren, daß eine Leiter angesetzt ist. Ueber jenem Schlafzimmerfenster des Fräuleins von Morell befindet sich das Fenster einer unbewohnten Mansarde. In der Mansarde nebenan wohnte der Diener Samuel. Die Anklage behauptet, der Lieutenant La Roncière sei auf einer Strickleiter aus der unbewohnten

Mansarde bis zu dem Fenster des Fräuleins niedergestiegen — eine Höhe von vierzehn Fuß. Das Schieferdach mit der Blechrinne unter der Mansarde hat einen Vorsprung von einunddreißig Zoll. Da die Strickleiter über diesen Vorsprung niedergelegt werden mußte, so schwebte sie ganz frei in der Luft. Nur ein kühner Gymnastiker konnte sich in der Schwebe einen Schwung geben, um das Fenster zu erreichen, sich anzuklammern, die Scheibe einzustoßen und den Riegel zu öffnen. Die Situation mußte eine lebensgefährliche sein. Der Rückweg war noch gefährlicher. An der Blechrinne und dem Schieferdach ist nicht die geringste Beschädigung zu sehen, und doch mußte eine solche zurückgeblieben sein durch die Last eines Mannes und die Reibung der schwebenden Strickleiter.

Die Nachforschungen nach einer solchen Strick- oder einer genügend langen Stehleiter in Saumur sind resultatlos gewesen.

Der Bediente Samuel Guilleron und das Kammermädchen Julie Genier, als Mitschuldige La Roncière's angeklagt, leugnen mit großer Sicherheit jede Mitwissenschaft oder Theilnahme an den Briefen und an dem nächtlichen Ueberfall und jede nähere Verbindung mit La Roncière. Das Kammermädchen behauptet noch, daß ihr Fräulein die nächsten Tage nach dem angeblichen Attentat ganz heiter und unverändert in ihrem Aeußern und in ihrem Benehmen war. Sie habe gescherzt und gelacht wie gewöhnlich. Und am vierten Tage besuchte Marie Vormittags ein ländliches Fest in der Nachbarschaft und Abends einen Ball im eigenen Hause. Sie habe ihr Fräulein dazu geschmückt und frisirt und keine Schrammen oder blauen Flecke auf den bloßen Armen und am Halse und Nacken bemerkt. Das Fräulein habe auch sehr viel und heiter getanzt . . .

Frau von Morell: „Das Alles geschah auf meinen Rath. Marie wußte sich zu beherrschen und trotz ihrer Schmerzen und ihres Kummers Heiterkeit zu heucheln, um in Saumur keinen Verdacht und kein Gerede aufkommen zu lassen."

La Roncière: „Da hat das Fräulein ein glänzendes Talent in der Verstellungskunst gezeigt . . . Würde ich aber, wenn ich Samuel und Julie wirklich um fünf Fres. bestochen hätte, so dumm gewesen sein und dies und die Namen meiner Helfershelfer den Gegnern selbst brieflich ausgeplaudert haben?"

Berryer: „Aber auch das Fräulein von Morell müßte Helfershelfer gehabt haben, wenn jene Briefe von ihr herrührten. Sie ist nie allein ausgegangen und hat nie mit fremden Personen allein verkehrt, um die Briefe in den Briefkasten werfen zu können oder durch alte Frauen im Hause abgeben zu lassen. Samuel behauptet ja selber, einen solchen Brief von einer unbekannten alten Frau für Frau von Morell empfangen zu haben."

Samuel: „Ich hätte wol Verdacht auf eine bestimmte Mitspielerin im Complot. Aber ich will ihn nicht aussprechen. Ich könnte mich in der Person irren, wie man sich in mir geirrt hat. Nur die Bemerkung erlaube ich mir noch: ich bin kein solcher Dummkopf, der für fünf Frs. eine gute Stelle in einem angenehmen Hause auf's Spiel setzt und nebenbei für eine ihm gänzlich fremde und gleichgiltige Person, wie der Lieutenant La Roncière mir ist, ein Verbrechen begeht, das uns auf die Galeere bringen muß."

Odilon Barrot appellirt in seiner glänzenden, ja blendenden, echtfranzösischen Anklagerede an die öffentliche Meinung — an die Herzen der Geschworenen als Staatsbürger und Familienväter — an die anwesenden Jung-

frauen und Mütter . . . „Wer ist nach einer solchen Schandthat eines Elenden gegen die Unschuld und Ehre eines jungen, reinen Mädchens, das fast noch ein Kind ist, im Innern seines eigenen Hauses noch sicher, wenn das Laster straflos ausgehen sollte? Wie hat diese so achtungswerthe und bis dahin so glückliche Familie Morell durch dies Bubenstück gelitten! Hören Sie den Schmerz eines Vaters, wie er sich gleich nach der Schandthat in einem Briefe Luft macht. Hören Sie, und Ihr Herz wird sich dem Mitgefühl und der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß an diesem Vater, an dieser edlen Familie und oh! an dieser armen, armen Tochter das fluchwürdigste Verbrechen begangen ist . . .“ Und mit thränenzitternder Stimme und französischem Declamationspathos liest Odilon Barrot folgenden Brief vor:

„O Schande! Schmach! Fürchterliches Unglück! Erinnerung an ein Verbrechen, das mich in's Grab bringen und den Untergang aller der Meinigen herbeiführen wird! Werde ich die Kraft haben, Das aufzuschreiben, was in dem tiefsten Innern der Erde begraben werden sollte? Das Ungeheuer, unterstützt von dem Elenden, den er bestochen hatte, ist in das Zimmer meiner Tochter eingestiegen und hat dort Alles an ihr verübt, was die schändlichste Brutalität nur ersinnen kann. Dieser Dämon, den die Hölle zu unserm Unheil ausgespieen, hat die Grausamkeit sogar so weit getrieben, sich seines Verbrechens zu rühmen und uns selbst von allen Details seiner furchtbaren Schandthat in den anliegenden Briefen zu unterrichten, welche die bestimmtesten Beweise seiner Schuld enthalten und ihn auf's Schaffot führen könnten. Und ich habe, um mein unglückliches Kind nicht öffentlich zu entehren, das Alles verheimlichen, tausend Qualen, tausend Tode erleiden, die Pflichten meines Standes erfüllen und schreckliche Feste geben müssen. Marie, geliebtes, süßes Schlachtopfer! Du, die mir das Liebste auf der Welt war, Engel an Reinheit, Hoffnung Deiner Familie, Stolz Deiner Eltern, unschuldiges, auf die feigste Weise erwürgtes Lamm, wenn die Welt, in die Du noch nicht eingetreten warst, Dich zurückstößt, so wird Dir das Herz Deines Vaters immer ein Zufluchtsort sein. Aber dieser letzte Zufluchtsort wird Dir bald fehlen — dieses so gemarterte Herz wird der Kummer bald gebrochen haben.

von Morell.“

Der Brief macht den tiefsten Eindruck. Kein Herz bleibt ungerührt, kein Auge trocken. Selbst der General muß das Gesicht verhüllen.

Aber — an wen ist dieser erschütternde Brief geschrieben? Wir erfahren es nicht. Etwa an die „öffentliche Meinung“ — an die Herzen der Geschworenen? Dann hat er seine Adresse nicht verfehlt.

Das Wissen der Schriftverständigen erklärt Odilon Barrot vornehm für eitel Stückwerk. „Wie sie hier behaupten, La Roncière habe die Briefe nicht geschrieben, so haben sie durch ihr Gutachten oft Unschuldige verurtheilen lassen, wie sich später herausstellte. Dennoch irren die Herren sich nie — — oder stets unisono. Sie sind nie verschiedener Meinung. Der Geruch ihrer Unfehlbarkeit würde darunter leiden. Schon mein berühmter College Dupin hat gesagt: gleich den römischen Auguren sollten die Handschriftenkundigen sich eigentlich nicht ansehen können, ohne über den Schwindel, den sie mit der Leichtgläubigkeit des Publicums treiben, hell aufzulachen. Aber wie sagt Büffon? Der Stil ist der Mensch! Und das ist überzeugen-

der, als das Urtheil aller Handschriftenverständigen der Welt. Es ist leichter die Handschrift eines Menschen nachzuahmen, als seinen Stil — besonders wenn man im Zeichnen und allerlei feinen Handarbeiten so geschickt ist wie der Angeklagte, der zu seinen Kameraden einst selber gesagt hat: nichts ist leichter, als eine Handschrift täuschend nachzuahmen! Betrachten Sie dagegen den Stil dieser schändlichen Briefe. Ist es der Stil eines jungen unschuldigen Mädchens, das nie einen Roman gelesen, nie ein Theater besucht, nie ein unanständiges Gespräch angehört hat? Nein, es ist der Stil eines wüsten, sittenlosen, übelberüchtigten Cavallerieofficiers. Hätte Marie Morell dennoch — dennoch alle diese Briefe geschrieben, so würden dieselben sie ewig brandmarken als das merkwürdigste Ungeheuer der Welt, dem die scheußlichsten Verbrechen angeboren sind, eine teuflischere Ausgeburt als die erhitzte Phantasie unserer modernen Dramatiker jemals zu ersinnen vermöchte.

Meine Herrn Geschworenen! Ich bin in die Alternative versetzt, entweder Marie Morell oder La Roncière zu verdammen. Als Mensch, als Familienvater, Allem gehorchend, was an Gewissen und Vernunft in mir ist, kann ich nicht schwanken. Meine Aufgabe ist erfüllt. Sie, meine Herren Geschworenen, haben zu entscheiden. Ganz Frankreich, ganz Europa erwartet mit ängstlicher Spannung Ihren Ausspruch. Es handelt sich hier nicht blos um eine Familie, um ein häusliches Unglück. Es handelt sich um eine große moralische Lehre, es handelt sich gewissermaßen um die Sicherheit der Familie! Das unglückliche junge Mädchen, die Familie — es ist nicht mehr erlaubt, von ihrem Ansehen, ihrem Reichthum zu sprechen, denn es giebt keine noch so niedrige, noch so arme Familie, für die jene nicht ein Gegenstand des Mitleids wäre — die Familie und das unglückliche Mädchen, wiederhole ich, dürfen diesen Saal, in den die strengen Pflichten der Ehre sie geführt haben, nicht verlassen: durch eine Freisprechung entehrt! Es darf nicht aller Welt in's Gesicht gesagt werden, daß es in Frankreich ein gewisses Verbrechen giebt, für welches eine Genugthuung beinahe unmöglich ist und das Anrufen der Justiz zu einer öffentlichen Entehrung wird. Meine Herren Geschworenen, Sie werden Ihre Pflicht zu erfüllen wissen!"

Die fünfstündige Rede, aus der wir hier nur eine kleine Probe von französischer Sensationsmacherei geben, hat die Geschworenen und das Publicum enthusiasmirt. Die Begeisterung für das unschuldige Opferlamm schwillt fanatisch an bei Berryer's „seelenerschütternder Stimme", mit der er die Leiden und die Krankheit seiner Clientin malt, bei seiner feurigen Vertheidigungsrede, die in dem Ausspruch gipfelt: „Wollte man La Roncière freisprechen, so müßte man die ganze Morell'sche Familie für falsche Zeugen erklären!"

La Roncière's Vertheidiger, Chaix d'Estange, hat diesen beiden berühmten Rednern, dem für Marie Morell thätigen Präsidenten, den gerührten Geschworenen und der längst mit ihrem Urtheil fertigen öffentlichen Meinung gegenüber eine schwere Aufgabe. Er erfüllt sie in zwei großen, glänzenden Reden mit Kraft, Klarheit und der Wärme der Ueberzeugung. Hier nur einige charakteristische Stellen:

„Die Inquisition hatte den Grundsatz: je scheußlicher ein Verbrechen, desto weniger Beweise bedarf es zur Verurtheilung! Und geben wir Alle uns nicht unwillkürlich dieser gefährlichen und grausamen Maxime hin? Wir hören, daß an einem schwachen Wesen mit einer beispiellosen Grausam-

keit und teuflischen Beharrlichkeit ein scheußliches Attentat verübt ist — und sogleich nimmt Jeder Partei für das Opfer! Und je edler wir denken, desto blinder ist unsere Entrüstung!

...Wer hat die anonymen Briefe geschrieben? Wer hat sie verbreitet? Vielleicht weder La Roncière, noch Marie Morell — oder diese doch nur im somnambulen, visionären Zustande. Aber man beraubt uns dieses Vertheidigungsmittel, man verschließt uns alle Ausgänge durch das Wort: es ist ein Zweikampf auf Leben und Tod! Entweder muß Marie von Morell oder La Roncière verurtheilt werden! Dies ist das Einzige, was mich als Vertheidiger einschüchtern könnte. Wenn Sie mich aber so bei der Gurgel packen, so sage ich nur: Mein Client ist unschuldig — er kann unmöglich schuldig sein!... Nur eine Zeugin steht gegen ihn: Marie Morell's bejammernswerthe Krankheit. Habe ich mich doch selber der Thränen nicht enthalten können, als mein berühmter College Berryer mit seiner seelenerschütternden Stimme sie uns schilderte und zu mir gesagt: dies junge Mädchen ist unschuldig! Es ist unmöglich, daß sie mit kaltem Blute ihre edle Familie in Verzweiflung gestürzt haben kann — es ist eine moralische Unmöglichkeit, vor der ich mich beuge. Aber was dann? Mein Client ist ebenfalls unschuldig! Wer erklärt uns das räthselvolle Geheimniß? Ich kann es nicht. Ich brauche es auch nicht. Ich war beauftragt, Ihnen zu beweisen, daß La Roncière unschuldig ist. Ich habe mich meiner Pflicht entledigt, zu der einiger Muth gehörte und vor der ich — warum sollte ich das nicht eingestehen? — nicht selten zurückgebebt bin. Aber es ist ein schönes Recht des Advocaten, eine Sache gegen die voreingenommene öffentliche Meinung zu vertheidigen und, wie der Priester zu dem von Allen Verleugneten sagt: Ich werde Dich freigesprochen vor Gott schicken! zum Angeklagten zu sprechen: Ich werde Dich freigesprochen der menschlichen Gesellschaft zurückgeben!"

Die zahlreich anwesenden Pariser Advocaten lassen bei dieser Rede wiederholt enthusiastischen Beifall laut werden. Am Schluß drängen sie sich um Chaix d'Estange und beglückwünschen ihn mit kräftigem Händeschütteln. Selbst Berryer und Odilon Barrot geben ihrer collegialischen Bewunderung würdigen Ausdruck. La Roncière dankt seinem Vertheidiger durch einen leuchtenden Hoffnungsblick und langen, warmen Händedruck. Die Morell's machen verlegene Mienen. Nur die öffentliche Meinung schüttelt energisch das weise Millionenhaupt.

Und der Generaladvocat — in Deutschland der Staatsanwalt — ist nur zu gern der Mann der öffentlichen Meinung. Sein Anklageréſumé gipfelt in dem brutalen Wort: „Meine Herren Geschworenen, wählen Sie zwischen einem reinen jungen Mädchen und einem — Cavallerieofficier!"

Und die Geschworenen, die Vertreter der öffentlichen Meinung, Mr. Epicier et compère Pipinet, Mr. Gantier et voisin Savonnier, Mr. Bottier, Mr. Chandelier et cousin Boulanger et consorts haben längst gewählt zwischen der Tochter des hochadeligen und großmächtigen und enorm reichen Hauses Morell — und dem tiefverschuldeten, übelberüchtigten, familienlosen Souslieutenant La Roncière.

Sie erklären den Diener Samuel Guillieron und das Kammermädchen Julie Genier für nichtschuldig.

Ueber La Roncière sprechen sie mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen das Schuldig aus: Marie von Morell nächtlich überfallen,

gemißhandelt und verwundet zu haben — doch unter mildernden Umständen!!!

Leider bleiben die biederen Burgeois uns die Aufklärung schuldig: wie man der infamste Schurke sein kann — unter mildernden Umständen!

Der Gerichtshof verurtheilt La Roncière zu zehnjähriger Einschließung in einer Festung, zu den Proceßkosten und zu jedem von der Familie Morell etwa beanspruchten Schadenersatz. Die Ausstellung am Pranger bleibt dem Unglücklichen erlassen.

Fräulein Marie von Morell und Capitain d'Estouilly machen bald darauf Hochzeit. Wir erfahren nicht, ob das glänzende seidene Brautbett auch das sanfte Schlummerkissen eines guten Gewissens barg.

Der greise General La Roncière hat die Schande nicht lange überlebt.

Emil de la Roncière wurde nach achtjähriger Festungshaft von König Louis Philipp begnadigt. Er hat nie aufgehört seine Unschuld zu betheuern.

Jener junge Robert Morell ist heute General und einer der intimsten Freunde des Präsidenten der Republik, Marschalls Mac Mahon.

Ein altes französisches Leierkastenlied besingt diese cause célèbre in nicht weniger als neunzehn Strophen. Die drei letzten lauten:

„Alors, dans cette séance,
Les avocats les plus forts
Font briller tous leurs efforts.
Pour soutenir l'innocente,
Berryer, Odilon Barrot
Font pleurer tout le barreau.

En chambre particulière,
Les jurés sont réunis,
Donnant chacun leur avis
Ils condamnent la Roncière
A dix ans de réclusion,
Mais sans exposition.

Par cet arrêt légitime,
Chacun ici — bas peut voir,
Que c'est un crime lâche et noir
Décrire une lettre avonyme,
La moralité du fait
Est de signer ce qu'on fait."

* * *

Mit welchen Gedanken — mit welchen gemischten Gefühlen schaue ich jetzt das süße Kindergesicht Marie Morell's an — — darunter in verblichener Bleistiftschrift das kleine Fragezeichen und das Wort: Une énigme de l'ame!

Rührt dies Fragezeichen von Odilon Barrot's Hand her? Nannte er diese „reine Unschuld" ein psychologisches Räthsel? — er, dessen glänzende Beredsamkeit den ganzen Gerichtssaal zu Thränen des Mitgefühls für dies arme Opfer rührte, der Marie Morell den höchsten Triumph einer Ehrenerklärung bereitete, indem er ihren Gegner acht Jahre auf die Festung brachte? Zweifelte Odilon Barrot an der Unschuld Marie Morell's — also auch an der Schuld La Roncière's? Und damals schon — oder erst später?

Der beredte Mund, der allein uns darauf Antwort geben könnte, ist für immer verstummt.

Aber ein Fall, der im vorigen Jahr in Graz gerichtlich verhandelt wurde — psychologisch ebenso räthselhaft, wie die cause celèbre Marie Morell et La Roncière — könnte uns auf jenes „?" wenigstens eine halbe Antwort geben.

Hier ist es in knappen Zügen.

In der Goethestraße zu Graz besitzt und bewohnt Herr Paul Bretèl ein eigenes Haus. Bei ihm lebten eine noch immer stattliche Dame mit ihrer zwölfjährigen Tochter Adolphine, die allgemein Frau und Fräulein Bretèl genannt wurden und bis zu diesem Proceß auch in ganz Graz für die rechtmäßige Gattin und Tochter des Herrn Bretèl galten. Erst die Gerichtsverhandlungen haben ergeben, daß beide Damen auf diesen Namen keinen gesetzlichen Anspruch haben. Doch gleichviel. Folgen wir dem gemüthlichen Beispiel der Grazer Richter und lassen ihnen der Einfachheit wegen während unseres Processen diesen schönen Namen.

Adolphine Bretèl ist am 5. Mai 1860 geboren, erscheint aber vor Gericht als vollständig erwachsene, sehr elegante, redefertige und in ihrem Auftreten ungemein sichere junge Dame mit sehr gewinnendem Aeußern und einem feinen, blassen und interessanten Gesichtchen, das die Lions der Grazer goldenen Jugend sogar für hochfein und hochschön erklären.

Im October 1872 besuchte Adolphine die höhere Töchterschule der Frau Rosalie Pickert. Sie war damals zwölf Jahr und fünf Monat alt.

Am Samstag den 19. October kommt Adolphine Nachmittags etwas später als gewöhnlich aus der Schule nach Hause und in großer Aufregung. Sie hat ein höchst romantisches Abenteuer bestanden, wie es zwölfjährigen Schulmädchen nicht oft geboten wird. Sie erzählt mit fliegendem Athem dem Papa und der Mama:

„Denkt Euch, als ich um halb zwei Uhr mit meiner Schulmappe Frau Pickert's Haus verlassen will, hält vor der Thür eine schöne Equipage mit zwei prachtvollen Pferden. Auf dem Bock neben dem Kutscher sitzt ein eleganter junger, im Wagen ein ältlicher Herr. Ich denk' mir, sie haben eine Dame zum Besuch gebracht oder der Herr im Wagen ist der Vater einer Pensionairin, die er abholen will. Aber als ich die letzten Steinstufen niedersteige, verläßt der ältere Herr schnell den Wagen, kommt sehr höflich auf mich zu, nennt mich „Mein gnädiges Fräulein!" und überreicht mir einen sehr eleganten, mit rosa Seide und Spitzen garnirten Carton, ihn zugleich öffnend. Ich erblicke in einem Kranz der schönsten Blumen und köstlichsten Confitüren eine prachtvolle, perlenbesetzte Broche nebst dazugehörigen Ohrgehängen. „Mein schönes Fräulein!" flüsterte mir der Herr zu, „ich liebe Sie, seit ich Sie im vorigen Sommer in Gleichenberg zuerst sah, mit verzehrender Leidenschaft. Ich kann ohne Sie nicht mehr leben. Folgen Sie mir nach Preußen auf meine Güter. Dort werden Sie wie eine Prinzessin leben und ich werde Ihnen noch viel, viel mehr solcher schönen Sachen schenken . . ." Ich habe noch nicht Zeit gefunden, ihm auf diese Beleidigung voller Entrüstung zu antworten — aber er mochte diese Antwort wol auf meinem Gesichte lesen — da packen der alte und der junge Herr vom Bock mich plötzlich von rückwärts, heben mich in den Wagen, springen nach, schließen die Thür — und in rasender Carrière geht's die Allee zum Burgthor hinab. Der Schreck hat mich zuerst der Stimme beraubt. Jetzt aber fange ich an aus allen Kräften um Hülfe zu rufen. Da hält mir der alte Schändliche den Mund zu. In meiner Todesangst schlage ich mit Händen und Füßen gegen die Wagen-

thür. Zum Glück springt die auf. Ich reiße mich los und springe aus dem Wagen, obgleich er wie rasend dahinrasselt. Ich falle mit aller Gewalt auf die Steine. Es ist vor dem Café Seidl. Zuerst denke ich, alle meine Glieder sind entzwei, solche Schmerzen spüre ich. Endlich kann ich aufstehen und nach Hause eilen. Mein Knie thut mir aber noch furchtbar weh. Seht nur . . ." Es ist eine leichte Hautabschürfung am Knie, die Adolphine präsentirt.

„Aber, Kind, hast Du den Bösewicht nicht erkannt, der Dich entführen wollte?"

„Freilich, es ist der affectirte, unangenehme Herr von Naundorf, den wir in Gleichenberg im vorigen Herbst kennen lernten, der sich uns so aufdrängte und den wir Alle nicht ausstehen konnten!"

Am nächsten Tage reicht Papa Bretèl in höchster sittlicher Entrüstung beim k. k. Landesstrafgerichte zu Graz die Klage ein gegen den Herrn von Naundorf: wegen versuchter Entführung seiner jungen Tochter Adolphine.

Sogleich wird Herr von Naundorf verhaftet. Er ist sehr erstaunt — dann entrüstet über diese Anschuldigung. Voll Empörung weist er die ganze Entführungsgeschichte als böswillige Erfindung und Verleumdung zurück ... Umsonst! Er wird sechzehn Tage lang in Untersuchungshaft gehalten, trotz energischen Protestirens.

„Karl Edmund Naundorf, gebürtig aus Berlin, zweiundfünfzig Jahre alt, preußischer Officier a. D. und Rittergutsbesitzer, hält sich in Graz zu seinem Vergnügen auf!" — Das ist sein voller Name, Stand und Charakter.

Der Herr von Naundorf beharrt vor dem Untersuchungsrichter ganz entschieden bei seinem Leugnen. Er räumt auch nicht den leisesten Berührungspunkt zwischen ihm und Adolphine Bretèl ein, deren er sich kaum noch aus Gleichenberg erinnert. Und merkwürdig! Trotz der eifrigsten gerichtlichen Nachforschungen wird neben der Aussage des zwölfjährigen Schulmädchens nicht der geringste Belastungspunkt gegen den Verhafteten eruirt. Niemand hat in jener Mittagsstunde eine ähnliche Equipage vor dem Erziehungsinstitut der Frau Pickert in der Luthergasse halten, Niemand den Angeklagten dort gesehen, noch weniger ihn Adolphine Bretèl mit einem auffallend schönen, spitzengeschmückten Carton auf offener Straße lockend und gewaltsam entführend. Niemand hat die rasend davon galoppirende Equipage in der Burgthorallee bemerkt, Niemand im menschengefüllten Café Seidl jene Scene des Ringens im Wagen, die mit dem Sturze der jungen Adolphine auf das Straßenpflaster endete ... Dagegen konnte Herr von Naundorf nachweisen, daß er zu jener Stunde im „Elephanten" in großer Gesellschaft speiste.

Dennoch blieb Adolphine Bretèl, von dem Untersuchungsrichter dem Angeklagten gegenübergestellt, bei der bestimmten Aussage: „Ja, das ist der Herr, der mir den Carton mit den schönen Sachen schenkte, von seiner glühenden Liebe sprach, mich mit Gewalt in den Wagen hob und auch sicher nach Preußen entführt hätte, wenn ich nicht aus dem Wagen gesprungen wäre. Ich irre mich auf keinen Fall. Mir thut das Knie von dem Sturz auf das Pflaster noch furchtbar weh. Mama hat gesehen, wie es geschunden war!"

Ganz Graz ist über diesen pikanten Fall natürlich in großer Aufregung und im lebhaftesten Stadtgespräch. Und er wird immer interessanter, dunkler. Denn obgleich der schwarze Bösewicht und Mädchenräuber fest hinter Schloß und Riegel sitzt, werden die Attentate auf Adolphine und die Ruhe ihrer

Familie jetzt erst recht fortgesetzt. Die Fensterscheiben klirren unter Steinwürfen, Steine umsausen die harmlos spazierende Familie und böse Nachbarinnen schreien: sie würden nicht ruhen, bis sie den Bretèl's „die Köpfe wegstibitzt" hätten.

Noch ist die Klage gegen den Herrn von Naundorf nicht entschieden und schon muß Papa Bretèl auf Betrieb seiner Frauen wieder auf's k. k. Landesstrafgericht wandern und die bösen Nachbarinnen: Wirthschafterin Maria Hubinger und Bedienerin (Aufwärterin) Aloisia Krenn im Hause der Frau von Daucher auf der einen Seite und Hausmeisterin (Portierfrau) Elisabeth Kaiser des andern Nachbars Fuchs wegen lebensgefährlichen und eigenthumzerstörenden Steinewerfens anklagen.

Der Gutsbesitzer Naundorf wird nach sechzehntägiger Haft aus Mangel an Beweisen vorläufig auf freien Fuß gesetzt. Die drei Angeklagten und noch verschiedene andere Personen werden verhaftet. Ende Januar 1873 sollte der Doppelfall: „Entführung und Steinwürfe" vor dem Gericht in Graz öffentlich verhandelt werden. Herr von Naundorf war aber nach Wien übergesiedelt und ließ sich durch ein Krankheitsattest entschuldigen. So sehen wir nur die drei „bösen" Nachbarinnen vor den Assisen des Bezirksgerichts in Graz.

Auch die Klägerin Adolphine Bretèl befindet sich — gleich Marie Morell — auf der Anklagebank. Die Nachbarinnen und Herr von Naundorf beschuldigen sie in beiden Fällen der böswilligen Erfindung und Verleumdung. Fräulein Adolphine ist in sehr eleganter Toilette und ziemlich wohlgemuth erschienen, begleitet von Mama, Großmama und Großpapa. Nur Papa Bretèl ist als Zeuge durch ärztliches Attest entschuldigt. Der Vertreter der Familie Bretèl, Dr. Uranitsch, stellt sogleich einen Antrag auf Vertagung, bis zum Erscheinen des Herrn von Naundorf. Der Gerichtshof beschließt zwar eine neue strenge Vorladung desselben, zugleich aber auch die Steinwurfaffaire allein zu verhandeln.

Adolphine Bretèl erzählt mit großer Geläufigkeit und Sicherheit: „Zuerst war es ein fremder Herr, der uns in die Fenster warf. Das Datum weiß ich nicht, aber es war ein Nachmittag Ende October. Papa und Mama gingen spazieren, die Großmama war im Garten und ich ganz allein im Zimmer. Da läutete es. Ich gehe hinaus, um nachzusehen. Vor der Thür steht ein Herr mit einem Pintsch auf dem Arm. Ja, es war ganz bestimmt ein grauer Pintsch mit einem rothen Lederhalsband. Der Herr hatte einen großen Stein in der Hand. Als ich nicht öffnen wollte, bat er mich sehr darum und versprach mir nichts zu Leide zu thun. Ich fürchtete mich aber, schloß nicht auf, sondern lief fort, um die Großmama zu holen. Da hörte ich hinter mir ein Fenster klirren und sah einen Stein auf dem Fußboden kollern. Als ich mit der Großmutter zurückkam, war der Herr von der Thür fort. Durch's Guckfensterchen des großen Hofthores sahen wir aber noch einen unbekannten Herrn davonlaufen. Es war der mit dem Pintsch auf dem Arm. Gleich darauf läutete es wieder an der Thür und ein Stein flog durch dieselbe Fensterscheibe in's Zimmer. Ich rief wieder die Großmama aus dem Garten, aber wir sahen gar nichts, als die zersplitterte Scheibe und den Stein im Zimmer. An demselben Abend war ich in unserm Glasgange. Da kam vom Nachbarhofe der Frau von Daucher ein Stein geflogen, prallte aber am Fensterkreuz ab. Ich rief Großpapa und Großmama und wir eilten in den Hof hinab und sahen da noch einen großen Stein kollern . . ."

Richter: „Aber es ist ja gar nicht möglich, daß der Stein Ihnen zu Gefallen so lange kollerte, bis Sie den Großpapa und die Großmama gerufen und mit Ihnen in den Hof hinabgestiegen sind!"

Adolphine: „Es ist aber ganz bestimmt so. Der Stein wackelte noch ein wenig. Ich lüge nie. Und ich habe auch kurz vorher die Hausmeisterin und die Köchin der Frau von Daucher an der Holzplanke stehen sehen und die Eine von ihnen hielt einen großen Stein in der Hand. Beide duckten sich sogleich hinter der Planke. Ich aber fürchtete mich zu sehr, um sie zu fragen, was sie da mit dem Stein machten. Nach einem neuen Steinwurf eilte der Großpapa hinaus und sah die Hausmeisterin des Herrn Fuchs, unsers andern Nachbars, in den Thorweg schlüpfen. Bald darauf sah ich eine Frau mit einem gelben Kopftuch einen Stein auf unser Haus werfen, ich hielt sie für die Bedienerin von drüben. Die Hausmeisterin reichte ihr den Stein. Ein ander Mal wurde mir ein großes Stück Kohle an den Kopf geworfen. Papa und Mama sahen noch den schwarzen Fleck auf meiner Stirn. Es that sehr weh . . . Nein, eine Wunde blieb nicht zurück. Eines Tages war ich mit Mama im Glassalon des ersten Stocks. Wir sahen zufällig aus dem Fenster. Da stand im Garten der Frau von Daucher eine Frau in einer weißen Jacke. Sie drohte mit einem Stein in der Hand zu uns herauf und rief: „Warten Sie nur, man wird Ihnen schon noch die Köpfe wegstibitzen!" Da rief Mama sehr erzürnt zurück: „Werfen Sie nur, wenn Sie in den Arrest kommen wollen!"

Den Aussagen der anderen Mitglieder der Familie Bretèl entnehmen wir noch folgende Einzelheiten:

Am 30. October Vormittags klirrte eine Fensterscheibe im Parterrezimmer nach der Straße zu. Ein Stein wurde dicht neben der Fensterwand gefunden. Mittags wieder eine eingeworfene Scheibe, fast gleichzeitig ein Steinwurf in den nach dem Hofe zu gelegenen Glasgang. Abends fliegen Steine in die Fenster der Beletage. Am nächsten Tage klirren noch mehr Fenster auf allen Seiten des Hauses unter Steinwürfen. Man sieht nur verdächtige Gestalten über die Straße und über den Hof der Frau von Daucher huschen. — Am Nachmittag des 2. November im Erdgeschoß neues Fensterklirren und ein Schmerzensschrei Adolphinen's: „Jesus Maria, ich bin getroffen!" Frau Bretèl und Adolphine sehen die Wirthschafterin der Frau von Daucher, Marie Hubinger, in weißer Jacke auf dem Nachbarhofe stehen und mit einem Stein in der Hand drohen.

An einem Novembernachmittag gehen Frau Bretèl und Adolphine in Gesellschaft des Professors Coutay und Frau durch die Radetzkystraße. Da fällt ein Stein von oben herab dicht vor Adolphinen nieder, so daß diese und der Professor laut aufschreiend zurückspringen. Adolphine sieht in einem Hause ein Fenster hoch oben hastig schließen. Als die Gesellschaft in die Brandhofgasse gelangt ist, da fliegt von rückwärts ein Stein zwischen ihren Köpfen durch. Erschrocken eilen die Spaziergänger nach Hause. Aber noch ein Mal, in der Nähe der evangelischen Kirche, saust ein Stein dicht an ihren Köpfen vorbei. Adolphine sieht einen jungen, verdächtigen Menschen im braunen Mantel schnell in die Luthergasse einbiegen . . . Sauve qui peut!

Da die mysteriöse Fensterkanonade energischer fortgesetzt wird, muß der arme Herr Bretèl zum Schutz seiner Scheiben und seiner Familie den Stadtrath um eine polizeiliche Bewachung seines Hauses bitten. Er erhält

zwei Polizisten, die alle zwölf Stunden abgelöst werden und fortan Tag und Nacht auf der Lauer stehen. Aber das Steinewerfen wird lustig fortgesetzt. Adolphine erzählt vor Gericht:

„Gleich am ersten Tag, als wir die Wache im Hause hatten — es war ein Sonntag und die Polizisten saßen im Glassalon — hörte ich plötzlich vom Hofe her rufen: „Jetzt kann's losgehen!“ — und sogleich klirrten die Fenster unter Steinwürfen. Die Wache eilte hinaus, sah aber Niemand ...“

Selbst als die Polizei die von der Familie Bretèl als verdächtig bezeichneten Personen der beiden Nachbarhäuser, Wirthschafterin, Bedienerin, Hausmeisterin und noch einige andere Frauen aus der dienenden Classe verhaftet hat, hört das Steinwerfen nicht auf.

Da kommt plötzlich in ganz unerwarteter Weise etwas Licht in diese dunkle Geschichte. Der Wachmann Koczy erzählt vor Gericht:

„Es war am 5. November Morgens vor sieben Uhr, als mein Kamerad und ich ein Fenster des Glasgangs unter einem Steinwurf klirren hörten. Ich sprang auf die Gasse und auf die Hausthür der Frau von Daucher zu. Haus- und Hofthor waren dort aber noch geschlossen. Ich kehrte in's Bretèl'sche Haus zurück. Da rief mir von der Stiege herab Frau Bretèl zu: Schon wieder eine Scheibe eingeworfen! Ich bitte Sie um Gotteswillen, arretiren Sie Jeden, den Sie erwischen! — Ich stellte mich hinter der Hofthür auf die Lauer ... Zehn Minuten darauf höre ich wieder einen Stein in den Glasgang klirren. Zugleich sehe ich am offenen Fenster des geheimen Gemachs, das hinter dem Glasgang liegt, einen weiblichen Kopf auftauchen, vorsichtig umherspähend. Das Gesicht ist mir abgewandt. In demselben Moment fliegt ein Stück Kohle gegen die Scheiben des Glasganges. Gleich darauf sehe ich eine weibliche Gestalt das geheime Gemach verlassen und durch den Glasgang eilen — — es ist Adolphine Bretèl! Sogleich ging ich zur Frau Bretèl und sagte ihr: Mein Kamerad und ich werden das Haus jetzt verlassen. Unsere Anwesenheit hier ist überflüssig, da die Steinwürfe von den Hausbewohnern selbst besorgt werden! — Dann gingen wir und machten auf der Polizei die Anzeige von unserer Wahrnehmung. Die Steinwürfe hörten von Stund' an auf!“

Adolphine Bretèl verliert zum ersten Mal ihre Sicherheit vor Gericht und bricht in Thränen aus. Auf die Frage des Richters, was sie auf diese Anschuldigung zu bemerken habe, schluchzt sie:

„Man wird mir wol glauben, daß ich nicht fähig bin, so etwas zu thun ... Es war noch früh am Morgen. Man hatte schon wieder geworfen. Die Wachmänner gingen, um im Nebenhause nachzusehen. Ich stand neben Mama in der Küche. Da hörten wir wieder einen Stein in den Glasgang klirren. Bald darauf kamen die Wachmänner in die Küche und sagten: es sei überflüssig, daß sie noch länger hier auf Posten ständen. Sie wüßten jetzt, wer die Steine werfe ... Als Mama erfreut fragte: Wer thut es? Da wiesen sie auf mich und sagten: Das Mädchen da! Dann gingen sie. Aber sie haben sich geirrt. Ich müßte ja ein sehr böses Mädchen sein, wenn ich so etwas thun könnte ...“

Der Rechtsbeistand der Familie Bretèl besitzt zum Glück keine „seelenerschütternde Stimme“, wie Pierre Antoine Berryer, und keine so hinreißende und überzeugende Beredsamkeit, wie Odilon Barrot. Es gelingt ihm nicht, den ganzen Gerichtssaal unter Thränen zu setzen und die drei angeklagten

Nachbarinnen schuldig erklären zu lassen. Er ist herzlich froh, als sein neuer Antrag auf Vertagung durchdringt ...

Und diese „Vertagung" dauert heute noch fort und wird allem Anschein nach eine ewige sein. Frau Bretèl und ihre Tochter Adolphine haben Graz verlassen. Die drei Nachbarinnen sind aus Mangel an Beweisen wieder auf freien Fuß gesetzt. Herr von Naundorf hat immer noch keine Lust, in dem „Lande der Unwahrscheinlichkeit" vor einem Gerichtshof als Kläger aufzutreten. Die cause celèbre von Graz ist sanft entschlummert.

Aber muß uns diese frappante Aehnlichkeit zwischen Adolphine Bretèl und Marie Morell nicht stutzig machen? Nur ist Adolphine noch zu sehr Schulmädchen, um in der reizenden Intrigue der anonymen Briefe schon die nöthige Schreibroutine entwickeln zu können. Und auch Mama Bretèl und Frau von Morell könnten recht gut Seelenschwestern sein.

* * *

Man sagt, daß in der Todesstunde allerlei Gesichter und Gestalten vor der fliehenden Seele auftauchen ...

Ob am Sterbebett Odilon Barrot's in dem alten Hause zu Bougival auch wol das süße Kindergesicht Marie Morell's, mit einem kleinen, blassen Fragezeichen auf der reinen Stirn, und die kerkergebrochene Gestalt La Roncières standen?

Es hat doch auch seine traurigen Schattenseiten, ein berühmter, seelenerschütternder, Thränen erzwingender, immer siegreicher Advocat zu sein.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Nun gute Nacht, gute Nacht, mein Schätzchen!
Neben dem Bett das Miesekätzchen,
Unter dem Tisch der kleine Mann
Und das Schwesterchen sehn Dich an;
Sehn Dich an und rufen Dir zu;
Wir gehn zu Bett; geh zu Bett auch Du!

Der [illegible]

[illegible]

I.

Es war [illegible]

Ganz [illegible] war [illegible]

[illegible] Frau [illegible]

[illegible] tadellose [illegible]

[illegible] Alter [illegible] eine eigenthümliche [illegible]

[illegible]

Augen [illegible]

[illegible] Vertrauen, [illegible]

[illegible] der Zeit [illegible]

[illegible] Eine [illegible]

[illegible] Auge [illegible]

[illegible]

Der Salon.

Die Dichterin von Fiddletown.

Von Bret Harte.

Deutsch von Udo Brachvogel.

I.

Es war im Jahre 1858.

Ganz Fiddletown war darüber einig, daß sie eine ungewöhnlich hübsche Frau sei. Sie hatte eine Menge hellkastanienbraunen Haars, eine tadellose Gestalt und eine überraschend feine Gesichtsfarbe. Zu den Allen kam eine eigenthümliche Art schmachtend-nachlässiger Grazie, die leicht für Vornehmheit gelten konnte und in Fiddletown thatsächlich dafür galt. Ihr Anzug war stets kleidsam und nach einer Mode, von welcher der ganze Ort schwur, daß es die allerneueste sei. Nur zwei Makel mochte man an ihr entdecken. Das eine ihrer sammetdunklen Augen verrieth dem scharf Zuschauenden eine leichte Neigung zum schiefen Blick und ihre linke Wange zeigte eine kleine Narbe, das Mal eines Vitrioltropfens — des einzigen zum Glück, welcher von einer ganzen Phiole das Gesicht erreicht hatte, dessen Anmuth damit für immer zu zerstören die Eifersucht einer Nebenbuhlerin gehofft hatte. Aber wer auch noch versucht hatte, sich über jenen schiefen Blick durch gründliche Prüfung ihrer Augen zu unterrichten — noch immer hatte er die Prüfung mit dem Verlust seiner Urtheilskraft selbst bezahlen müssen und sogar die Narbe auf der Wange schien nicht Wenigen lediglich dazu vorhanden, ihrem Lächeln einen Reiz mehr zu leihen. Der jugendliche Redacteur des Fiddletowner Wochenblattes, „Die Lawine", versicherte im Vertrauen, daß es nichts Anderes, als ein etwas entartetes Grübchen sei. Oberst Starbottle aber fühlte sich sofort an die Schönpflästerchen aus der Zeit der Königin Anna erinnert, mehr noch aber „an das verwünscht hübscheste Weib, Herr, das Sie — verwünscht, wer es bezweifelt, Herr — noch je unter Ihre verwünschten Augen bekommen haben. Eine Creolin, Herr, in New-Orleans! Und dieses Prachtexemplar von einer Creolin hatte eine Narbe — verwünscht, wenn sie nicht von ihrem Auge bis zu ihrem verwünschten Kinn reichte. Und dieses Weib, Herr, brachte Sie außer sich, machte Sie rasend, Herr, schickte Ihre Seele zur flammenden Verdammniß, Herr, mit den verwünschten Bezauberungen, die sie ausübte. Eines Tages sagte ich zu ihr: „Celeste, wo in aller Verwünschtheit habt Ihr die Prachtnarbe her?" Worauf sie mir in's Ohr flüsterte: „Star, es lebt kein Mann unter der Sonne, dem ich's vertraute, wenn nicht Ihr es wäret. Aber Ihr sollt's wissen. Die Narbe kommt von meiner eigenen Hand hier, mit voller Ueberlegung und verwünscht, wenn ich nicht weiß warum."

Dies waren genau ihre Worte, Herr, und wenn Sie denken, Herr,

es sei eine verwünschte Lüge — irgend eine Summe, die Sie nennen, setz' ich und zahle sie — verwünscht, Herr, wenn ich's nicht thue — sobald Sie mir die Lüge beweisen.""

In der That, die größere Hälfte des männlichen Fiddletown war in sie verliebt gewesen oder war es noch. Und zwar die Hälfte von dieser Hälfte wieder in der mehr oder minder offen ausgesprochenen Ueberzeugung, nicht unerwiederte Gefühle dargebracht zu haben. Mit voller Bestimmtheit ließ sich nur eine davon constatiren. Ihr eigener Gatte. Von ihm allein stand es fest, daß er unverhohlene Zweifel über diesen Punkt zu äußern pflegte.

Der Name des Gentleman, der sich in dieser wenig beneidenswerthen Weise vor allen seinen Fiddletowner Geschlechtsgenossen auszeichnete, war Tretherick. Er hatte sich von seiner ersten Frau, und noch dazu einer ausgezeichneten, scheiden lassen, um die Fiddletowner Zauberin heimzuführen. Diese selbst gehörte gleichfalls der Classe der Geschiedenen an, und es fehlte nicht an Gerüchten und Andeutungen, daß ihre Bekanntschaft mit dieser civilgerichtlichen Procedur eine mehrfache sei und sie in dem Schritt, welchem sie schließlich den Namen Tretherick verdanken sollte, keineswegs etwas ganz Neues, jedenfalls kein gar zu schweres Opfer hatte erblicken lassen. Dies Alles berechtigt jedoch durchaus noch nicht zu dem Schluß, daß es ihr an Gefühl, oder an der Gabe, ihrem Empfinden den höchsten Ausdruck zu geben, fehlte. Ihr jugendlicher Freund von der „Lawine" hatte gelegentlich ihrer zweiten Scheidung die denkwürdigen Worte geschrieben: „Die Welt versteht Clara noch nicht." Colonel Starbottle aber sprach sich verwünscht deutlich dahin aus, daß sie, mit der einzigen Ausnahme einer gewissen Frau in Opelousas bei New-Orleans mehr Seele besäße als eine ganze Schiffsladung von ihnen allen zusammen. Und fürwahr, nur wenige Personen vermochten damals die in der Fiddletowner „Lawine" mit der Unterschrift „The Lady Clare" und der Ueberschrift „Infelicissimus" veröffentlichten Strophen ohne Thränen der Ergriffenheit, zugleich aber auch ohne tiefste Entrüstung über die niedrige Brutalität und die jammervolle Witzhascherei des im benachbarten Dutch Flat erscheinenden „Intelligencer" zu lesen, der, anknüpfend an des besagten Gedichtes erste Zeile, „Warum winkt mir nicht der Cypresse Grün", den exotischen Charakter der Cypresse und ihre gänzliche Abwesenheit von Fiddletown als eine vernünftige Antwort auf jene Frage geltend gemacht hatte.

Diese Gewohnheit, ihre Empfindungen in versificirter Sprache auszuarbeiten und der kalten Welt in den Spalten der befreundeten Zeitung dahinzugeben, war es gewesen, die zuerst die Aufmerksamkeit Tretherick's auf sie gelenkt hatte. Einige Gedichte, welche die Großartigkeit der californischen Natur in ihrer Einwirkung auf ein gefühlvolles Gemüth, so wie das schmerzliche Sehnen nach Besserm schilderten, welches die genauere Kenntniß der Herzlosigkeit der californischen Gesellschaft in der poetischen Brust wachrufen mußte, erweckten in Mr. Tretherick, dessen Besitz damals in einem Sechserzug von Mauleseln

und dessen Geschäft in einer regelmäßigen Frachtbeförderung zwischen Stockton und Knight's Ferry bestand, das Verlangen, in den persönlichen Bannkreis der unbekannten Dichterin zu treten. Auch er trug ein dunkles Bewußtsein von etwas wie einer Neigung zur Empfindsamkeit in sich und es war durchaus nicht unwahrscheinlich, daß gelegentliche Betrachtungen über die ein wenig armselige Prosa seiner Beschäftigung — er versorgte unter Andern mehrere Goldgräberlager mit Kautabak und Branntwein — so wie die staubige Eintönigkeit der weiten Ebenen, durch welche ihn sein regelmäßiger Weg führte, die erste Saite des Mitgefühls für die empfindsame Frau in seiner Brust angerührt hatten. Wie dem auch sei, nach einer kurzen Bewerbung — so kurz wie es bei der Erledigung der bewußten civilgerichtlichen Proceduren nur eben anging — wurden die Beiden vermält und Mr. Tretherick brachte die erröthende Braut nach Fiddletown, oder wie sie es in ihren Dichtungen zu nennen vorzog, Fideletown.

Das Band war unter keinem guten Stern geknüpft. Nicht lange und Mr. Tretherick mußte die Entdeckung machen, daß die Empfindungen, welche er auf den Fahrten zwischen Stockton und Knights Ferry in seiner Brust gehegt und zur Reife gezeitigt, durchaus verschieden waren von jenen, die seine Gattin aus der Betrachtung der californischen Natur und aus den Tiefen ihrer eigenen Seele geschöpft hatte. Höchst unvollkommen, wie er in Bezug auf folgerichtiges Denken war, ließ er sich durch diese Entdeckung so weit hinreißen, sie zu mißhandeln, während sie, um deren Kasse es womöglich noch mangelhafter bestellt war, daraus das Recht zu gewissen Handlungen der Untreue für sich ableitete. Hierauf begann Mr. Tretherick regelmäßig zu trinken, Mrs. Tretherick aber mit derselben Regelmäßigkeit poetische Beiträge in der „Lawine" zu veröffentlichen. Die Folge davon war, daß Oberst Starbottle eine stets wachsende Verwandtschaft zwischen Mrs. Tretherick's Versen und den dichterischen Vermächtnissen der Sappho entdeckte und gleichfalls in der „Lawine" in einer zwei Spalten langen, reich mit classischen Citaten ausgeschmückten und C. S. unterzeichneten Kritik die Bewohner von Fiddletown auf diese Aehnlichkeit aufmerksam machte Da man jedoch in der „Lawine" keine griechischen Lettern besaß, so war man genöthigt gewesen, die citirten leukadischen Rhythmen in gewöhnlichen lateinischen Buchstaben zu geben — zum nicht geringen Aerger des Oberst und zum allgemeinen Jubel der Satiriker von Fiddletown, welche sich beeilten, in diesen fremdartigen Zeilen eine meisterhafte Imitation des Choctaw zu erblicken, einer Sprache, von welcher mit Recht angenommen werden konnte, daß sie dem Obersten, als einem frühern Bewohner des Indianerterritoriums, durchaus geläufig sei. Und in der That brachte der „Intelligencer" von Dutch Flat in der nächsten Nummer einige seiner verächtlichsten Knittelverse, die eine scheinbar von dem Weibe eines Digger Indianerhäuptlings verfaßte Antwort auf Mrs. Tretherick's Gedicht vorstellten und durch eine kritische Notiz eingeführt wurden, welche „C. S. C. L." gezeichnet war.

Die Consequenzen dieser literarischen Neckerei sollten, wie man acht Tage später in der Fiddletowner „Lawine“ lesen konnte, nicht ausbleiben. Es hieß daselbst: „Ein bedauernswerthes Rencontre fand am vorigen Montag zwischen Jackson Flash, Esq. vom „Dutch Flat Intelligencer“ und dem wohlbekannten Oberst C. Starbottle von hier vor dem Heurekasalon statt. Zwei Schüsse wurden von den Betreffenden gewechselt, ohne daß einer von ihnen verletzt wurde. Doch soll ein vorübergehender Chinese fünfzehn von den nicht für ihn bestimmten Schrotkörnern in die Waden bekommen haben. John wird sich daraus die Lehre ziehen und künftig aus dem Bereich der Schießwaffen weißer Männer bleiben. Die Ursache des Auftritts ist nicht bekannt, wiewol behauptet wird, daß eine Dame der Sache nicht fern stehe, und zwar scheint jenes Gerücht, welches von einer bekannten und schönen Dichterin wissen will, deren Ergüsse häufig unsere Spalten geziert, von den Eingeweihten bestätigt zu werden.“

Unterdessen wurde die absolute Passivität, welche der Gatte der Fiddletowner Sappho bei allen diesen Vorgängen zur Schau trug, in den Goldgräberkreisen des Ortes und der Umgegend mehr und mehr gewürdigt. „Der alte Mann ist dämelig — das ist Alles“, erklärte ein Philosoph in hohen Stiefeln, der ein Orakel war. „Wenn der Oberst Flash umbringt, so ist Mrs. Tretherick in Ordnung. Macht Flash den Oberst fertig, so ist das Lachen an Tretherick. Wie ich das Ding auch ansehe, es kann nur Gutes dabei herauskommen.“

In dieser eigenthümlichen Verwirrung lagen die Dinge, als Mrs. Tretherick es eines Tages oder vielmehr in einer Nacht für gut fand, das Haus ihres Mannes zu verlassen und eine Zuflucht im Fiddletownhotel zu suchen. Hier verblieb sie für einige Wochen und es ist nur ein Act der Gerechtigkeit zu constatiren, daß ihre Haltung während dieser Zeit eine tadellose war.

Es war an einem klaren Aprilmorgen, daß Mrs. Tretherick ohne Begleitung das Hotel verließ und die schmale Straße nach dem dunklen Tannengehölz hinunter schritt, welches die äußerste Grenze des Ortsweichbildes bezeichnete. Die wenigen Müßiggänger, die sich zu so früher Stunde bereits im Freien befanden, wurden ganz und gar durch die Abfahrt der Wingdowner Postkutsche am andern Ende des Ortes beschäftigt und Mrs. Tretherick konnte ihren auffallenden Morgengang ohne jede störende Beobachtung ausführen. Kurz vor jenem Tannengehölz bog sie in eine den Hauptweg rechtwinkelig durchschneidende Straße ein, welche längs eines waldbewachsenen Abhanges hinführte und augenscheinlich den exclusiven und vornehmen Theil von Fiddletown bildete. Nur wenige Wohnhäuser standen dort, aber sie hatten alle etwas Anspruchsvolles und wurden weder von Läden noch von Trinkstuben unterbrochen, wie die Häuser der Hauptstraße. Und hier war es, wo Oberst Starbottle sie erwartete.

Obgleich der tapfere Colonel wie immer jene Haltung des militairischen Stutzers zur Schau trug, die ihn auszeichnete und die im fest

zugeknöpften Rock, knapp sitzenden Stiefeln und einer gewissen Art, seinen Spazierstock zu schwingen, so schön zum Ausdruck kam, schien er sich doch nicht so behaglich zu fühlen, wie bei einer derartigen Gelegenheit zu erwarten gewesen wäre. Mrs. Tretherick nahm keine weitere Notiz davon. Sie beglückte ihn mit ihrem freundlichsten Lächeln und einem vollen Blick ihrer gefährlichen Augen, worauf der Oberst hustend und vor Stolz sich spreizend den Platz an ihrer Seite einnahm.

„Die Küste ist klar", rief er. „Tretherick ist nach Dutch Flat hinüber, auf — auf einen Trinkausflug. Niemand mit Ausnahme eines Chinesen ist um das Haus herum, und von dem ist nichts zu besorgen. Ich", setzte er mit einem so mächtigen Aufblähen seiner Brust hinzu, daß die Knöpfe seines Rockes leise krachten, „ich werde aufpassen, daß Sie bei dem Fortschaffen Ihres Eigenthums unbehelligt bleiben."

„Sicherlich, es ist so freundlich, so uneigennützig von Ihnen", flüsterte die Dame in ihrem geziertesten Ton. „Es ist so erquickend, Jemanden zu finden, der Seele hat, Jemanden, mit dem man inmitten einer so verhärteten und herzlosen Gesellschaft, wie diese, sympathisiren kann." Und sie schlug ihre Augen nieder, aber nicht eher, als bis dieselben noch ein Mal ihr ganzes Vernichtungswerk an ihrem Begleiter vollbracht.

„Ja, sicherlich, ganz und gar", stieß der Oberst hervor, indem er in nervöser Aufregung die Straße auf und nieder blickte, „ganz ohne Zweifel." Und nachdem er sich überzeugte, daß sich wirklich Niemand auf Hörweite befand, begann er Mrs. Tretherick ohne weitere Umschweife zu versichern, daß das Verhängniß seines Lebens thatsächlich in nichts Anderm als dem Besitz von zu viel Seele bestände; daß verschiedene Frauen — sie würde ihn als Gentleman davon entbinden, Namen zu nennen — daß verschiedene schöne Frauen zu verschiedenen Malen seine Gesellschaft gesucht; daß er jedoch, da ihnen die eine Eigenschaft absolut fehlte, ihren Wünschen keine Erwiederung entgegen zu bringen vermocht habe. Wenn jedoch zwei völlig übereinstimmende Naturen — gleich angewidert durch die schmutzigen Verführungen eines niedrigen und verächtichen Gemeinwesens, wie durch den conventionellen Zwang, den eine heuchlerische Gesellschaft ausübt — wenn zwei solche Seelen in poetischer Vereinigung aufgehen, dann — —" leider wurde hier die Rede des Obersten, welche bisher etwas von dem gediegenen Fluß einer steifen Branntwein- und Wassermischung gehabt hatte, rauh, stotternd, fast unverständlich und endlich ganz und gar unzusammenhängend. Es schien, als ob dies für Mrs. Tretherick nicht ganz neu und daß sie von früheren Gelegenheiten her gewohnt wäre, die Pausen, welche in dieser Weise entstanden, selbst auszufüllen. Und so durfte denn der Colonel auch dieses Mal zu seinem Entzücken bemerken, daß die ihm zugewendete Wange in schier jungfräulicher Scham aufglühte und fortglühte, bis sie das Haus erreichten.

Es war eine hübsche kleine Cottage in ihrem frischen und hellen Anstrich, freundlich von dem Tannendüster dahinter abstechend, dessen

vorderste Baumreihen gefällt worden waren, um für den sauber eingezäunten Hof, in dem das Haus stand, Raum zu gewinnen. In der hellen Morgensonne und der vollkommenen Stille, welche rings herrschte, hatte das Ganze so völlig den Anschein des Neuen, Unbewohnten, als ob Zimmermann und Anstreicher eben erst ihr Werkzeug niedergelegt hätten. In der äußersten Ecke des Hofes grub ein Chinese in seiner maschinenmäßigen Weise den Erdboden um — sonst kein Zeichen von Leben und Geschäftigkeit im ganzen Umkreis. Die Küste war, wie Oberst Starbottle gesagt hatte, wirklich klar. Mrs. Tretherick hielt vor dem Thor an. Der Oberst wollte mit ihr eintreten, eine Handbewegung der Dame jedoch bedeutete ihn eines Andern.

„Kommen Sie in zwei Stunden und Alles soll gepackt sein", sagte sie und streckte mit einem Lächeln ihre Hand aus. Er ergriff dieselbe und drückte sie mit leidenschaftlicher Wärme. Vielleicht war dieser Druck in sanfter Weise erwiedert worden — wenigstens blies der galante Oberst auf's Neue seine Brust bis zum Abspringen seiner Knöpfe auf und schritt dann so dröhnenden Ganges davon, wie seine stumpfschnäbligen hochhackigen Stiefel es nur erlaubten. Nachdem er sich entfernt, öffnete Mrs. Tretherick die Thür und lauschte einen Augenblick in den verlassenen Hausflur hinein. Dann huschte sie beflügelten Schritts die Treppe hinauf nach jenem Gelaß, welches ihr Schlafzimmer gewesen.

Hier war nichts angerührt, seit der Nacht, da sie Tretherick's Haus verlassen. Auf dem Tisch stand ihre Pappschachtel, wie sie sich erinnerte dieselbe stehen gelassen zu haben, als sie ihren Hut herausnahm. Auf dem Kaminsims lag der eine ihrer Handschuhe, welchen sie in der Eile der Flucht vergessen hatte. Die zwei unteren Schubladen der Kommode waren halb offen — sie hatte sie zu schließen vergessen — und vor dem Spiegel lag ihre Shawlnadel und eine zerknitterte Papiermanschette. Welche Erinnerungen sie angesichts dieser Dinge plötzlich überkamen dürfte schwer zu sagen sein, aber sie wurde mit einem Mal bleich, schauderte zusammen und lauschte, die Hand auf den Thürgriff gedrückt, pochenden Herzens in das Haus hinaus. Dann eilte sie zum Spiegel und halb von Grauen erfüllt, halb neugierig theilte sie mit hastigen Fingern die lichtbraune Haarfülle über dem rechten Ohr auseinander, bis sie eine häßliche halbgeheilte Wunde blosgelegt hatte. Sie heftete ihre Augen auf das Bild derselben im Spiegel und bewegte den Kopf hin und her, um das beste Licht dafür zu gewinnen und sah dabei so scharf in das Glas, daß der etwas schiefe Blick des einen ihrer sammetdunklen Augen sich zum vollsten Schielen steigerte.

Dann brach sie in ein helles, kindisches Lachen aus und rannte nach dem Wandschrank hinüber, in welchem ihre besten Kleider aufbewahrt waren. Mit nervöser Erregtheit hielt sie eine erste, hastige Musterung über den Inhalt und es war ihr, als ob sie in Ohnmacht fallen solle, da sie plötzlich entdeckte, daß ein Lieblingskleid von schwarzer Seide an seinem gewohnten Nagel fehle. Als sie es jedoch im nächsten

Moment auf einem Koffer, auf den sie es in jener Nacht selbst geworfen, liegend erblickte, da rang sich seit langer Zeit zum ersten Mal wieder ein Gefühl des Dankes für ein höheres Wesen, das die Freundlosen schützt, in ihrer Brust empor. Dann — obgleich sie fühlte, daß sie in der größten Eile zu sein hatte — konnte sie doch nicht der Versuchung widerstehen, die Wirkung eines lang entbehrten lavendelfarbigen Bandes auf dem Kleid, welches sie eben trug, vor dem Spiegel zu studiren. Und dann plötzlich wurde sie eines Kindes Stimme dicht neben sich gewahr. Und dann wiederholte die Stimme des Kindes: „Ist es Mama?“

Wie vom Blitz getroffen wandte sich Mrs. Tretherick um. Dicht neben ihr in der Thür stand ein kleines, etwa sechs- oder siebenjähriges Mädchen. Ihr Anzug, ursprünglich fein und kleidsam, war abgenutzt und unsauber und ihr brennend rothes Haar bauschte sich in komisch feierlicher Weise über der Stirn empor. Trotzdem war es ein kleines merkwürdiges Ding, durch dessen kindisch-linkische Art und Weise ein gewisses Etwas von Selbstständigkeit schimmerte, wie sie sich bei Kindern, welche sich viel allein überlassen sind, zu entwickeln pflegt. Sie hielt unter ihrem Arm eine zerschlissene Puppe, augenscheinlich eigenes Fabrikat, und fast so groß wie sie selbst — ein wüstes Ding mit cylinderförmigem Kopfstück, welchem Augen, Nase und Mund mit rohen Kohlenstrichen aufgemalt waren. Ein langer, offenbar einer erwachsenen Person zugehörender Shawl hing über ihre Schultern und schleifte auf dem Fußboden weit hinter der kleinen Gestalt her.

Der Anblick erregte nichts weniger als Mrs. Tretherick's Wohlgefallen. Wie mannigfach ihre Gaben auch waren, für Humor hatte sie so gut wie gar keinen Sinn. So viel steht fest, daß sie, als das Kind seine Frage: „Ist es Mama?“ wiederholte, mit scharfer Stimme entgegnete: „Nein, sie ist's nicht!“ und dem kleinen Eindringling eine Art vernichtenden Blickes zuschleuderte.

Das Kind trat einen Schritt zurück Dann mit der wachsenden Entfernung Muth gewinnend sprach es mit einer in ihrer kindischen Unfertigkeit noch für jedes G ein D und für jedes K ein T substituirenden Zunge:

„Deh weg — warum dehst Du nicht weg?“

Indessen waren Mrs. Tretherick's Augen auf den Shawl gefallen. Ungestüm riß sie ihn von des Kindes Schultern und rief:

„Wie unterstehst Du Dich meine Sachen zu nehmen, Du garstiges Kind?“

„Dehört es Dir? Dann bist Du doch meine Mama — bist Du nicht?“ rief das Kind und plötzlich in lauten Jubel ausbrechend wiederholte es: „Du bist es doch“, und ehe Mrs. Tretherick es wehren konnte, ließ es die Puppe fallen, schlug die Arme um ihre Kleider und tanzte vor ihr auf und nieder.

„Wie heißt Du, Kind?“ fragte Mrs. Tretherick und entfernte nichts weniger als freundlich die kleinen, aber nicht eben sehr gewaschenen Hände von ihren Kleidern.

„Tarry."

„Tarry?"

„Dja, Tarry — Taroline."

„Karoline?"

„Dja, Taroline Tretherick."

„Und wessen Kind bist Du?" fragte Mrs. Tretherick noch unfreundlicher und doch zugleich eine Art abergläubischer Furcht niederkämpfend.

„Ich? Dein Tind!" rief das kleine Geschöpf mit hellem Lachen. „Dein tleines butes Mädchen. Du bist meine Mama, meine neue Mama. Tennst Du nicht meine alte Mama? Sie ist degangen und tommt dar nie wieder. Ich bin nicht mehr bei ihr, ich bin bei Dir und Papa."

„Seit wann bist Du hier?" fuhr Mrs. Tretherick auf.

„Ich blaube drei Tade", erwiederte Carry mit nachdenkender Miene.

„Du glaubst es? Weißt Du es nicht?" spottete die Frau, ohne dadurch das Gefühl eines wachsenden Unbehagens verscheuchen zu können. „Weißt Du vielleicht auch nicht, woher Du kommst?"

Carry begann unter diesem Kreuzverhör verwirrt zu werden. Nicht ohne Anstrengung, und nachdem sie erst ein plötzliches Schluckſen unterdrückt hatte, sammelte sie sich wieder und entgegnete:

„Papa holte mich von — von Miß Simmons — von Satramento — letzte Woche."

„Letzte Woche, und eben sagtest Du vor drei Tagen", gab Mrs. Tretherick kopfschüttelnd und mit strengem Ton zurück.

„Ich meine, vor einem Monat", rief Carry, nun ganz und gar das Opfer ihrer Hülflosigkeit und Verwirrung.

„Weißt Du, was Du da zusammensprichst?" fuhr die Frau zornig und nur mit Mühe ihr Verlangen bemeisternd, die kleine Gestalt zwischen ihre Hände zu fassen und die Wahrheit aus ihr herauszuschütteln, auf das Kind los.

In diesem Augenblick verschwand der flammende Kopf plötzlich in den Falten ihres Kleides, als wolle er sich dort selber für immer auslöschen.

„Wirst Du das endlich lassen?" rief Mrs. Tretherick, indem sie ihr Kleid von der feuchten Umarmung des Kindes frei machte. „Da, trockne jetzt Dein Gesicht und mache daß Du fortkommst und plage mich nie wieder. Halt, noch Eins", fuhr sie fort, als Carry ihre Puppe aufnehmend sich langsam forttrollte: „Wo ist Dein Papa?"

„Fortdedangen. Er ist trank. Fort, seit" — sie zögerte und warf einen ängstlichen Blick auf die mit Zeitbestimmungen es gar so genau nehmende Mrs. Tretherick, „seit zwei — drei Taden — ich weiß es nicht recht"

„Und wer sieht nach Dir, Kind?" warf Mrs. Tretherick hin und gab sich den Anschein, als frage sie nur aus leerer Neugierde so.

„John, der Chinese. Meine Kleider ziehe ich allein an. John macht die Betten und kocht."

„Gut. Nun aber lauf' und sei gut und plage mich nie wieder", sagte Mrs. Tretherick. Sie erinnerte sich plötzlich des wichtigen Geschäfts, welches sie hergeführt, in seinem ganzen Umfang. Als aber das Kind die Treppe, die zum Boden des Hauses führte, emporzusteigen begann, rief sie ihm noch ein Mal nach:

„Wohin willst Du?"

„Ich dehe in mein Haus spielen", entgegnete das Kind, die unförmliche Puppe an einem ihrer Beine die steilen Stufen nachschleppend. „Und ich will dut sein und meine Mama nie wieder pladen."

„Ich bin nicht Deine Mama!" rief Mrs. Tretherick und schlug heftig die Thür zu.

Einmal wieder im Zimmer und ungestört, zog sie einen großen Koffer herbei und begann in eiliger Unruhe und unbehaglicher Aufregung ihre Garderobe zusammenzupacken. Sie riß ihre besten Kleider von den Haken, an denen sie hingen, herunter und kratzte ihre feine Hand an nicht beachteten Stecknadeln zweimal blutig. Dabei stellte sie allerlei unwillige Betrachtungen an über Das, was sie während der letzten Minuten erlebt. Sie sagte sich, daß ihr jetzt Alles klar sei. Tretherick habe nach diesem Kinde seiner ersten Frau — diesem Kinde, um dessen Vorhandensein er sich früher auch nicht im Traum gekümmert — er habe nach ihm lediglich geschickt, um sie zu erniedrigen, zu insultiren — um ihren Platz auszufüllen. Zweifelsohne würde die Mutter des Kindes — die erste Frau — bald folgen. Oder es würde gar eine dritte erscheinen. Und rothhaarig — nicht braun, sondern brennend roth — dieses Kind, diese Karoline — sah sicherlich seiner Mutter ähnlich. Und wenn so, dann wäre diese Alles in der Welt, nur nicht hübsch. Möglicherweise — nein gewiß — war das Ganze längst vorbereitet und abgekartet. Dieses rothhaarige Kind — das Ebenbild seiner Mutter, war in bequemer Entfernung, in Sacramento, bereit gehalten worden für den Augenblick, da nach ihm geschickt würde. Sie erinnerte sich plötzlich verschiedener Fahrten Tretherick's nach Sacramento — Geschäftsfahrten, wie er sagte. Möglicherweise war gar auch die Mutter bereits hier herum — doch nein, es stand ja fest, daß sie nach der Scheidung ostwärts gegangen war. Trotzdem zog Mrs. Tretherick es in der Gemüthsverfassung, in der sie sich eben befand, vor, sich die Thatsache auszumalen, daß sie doch hier sei. Sie war sich sogar des schmerzlichen Vergnügens, welches es ihr verursachte, ihre Gefühle nach Möglichkeit zu übertreiben, bis zu einem gewissen Grad bewußt. Und so kam sie denn mit vollem Bewußtsein und einer gewissen grausamen Genugthuung zu dem Schluß, daß nie eine Frau so schmählich behandelt worden sei, wie sie. In ihrer poetischen Weise skizzirte sie in Gedanken ein Bild, in dessen Mitte sie, beleuchtet von der sinkenden Sonne unter Tempelresten und gebrochenen Säulen dasaß, allein und verlassen, während im Hintergrund ihr Gatte in einer von

Vieren gezogenen Prachtkutsche vorüberjagte, neben sich eine Frau mit kostbaren Gewändern und einem ganzen Wald aufgelöster rother Haare. Auf dem Koffer, den sie eben vollgepackt, wie auf dem Sims eines gestürzten Altars sitzend, entwarf sie eine Elegie, in welcher ihre Leiden geschildert waren, wie sie allein und im zerschlissenen Gewand der Armuth die Welt durchwanderte und plötzlich ihrem Gatten begegnete mit noch „Einer" zur Seite in Seide strahlend und Diamanten. Sie malte sich „die Lady Clara" aus, an der Auszehrung, der Folge ihres Kummers sterbend — ein „Wrack", aber noch immer anziehend und glühend angebetet, wie in besseren Tagen, von dem jugendlichen Redacteur der Fiddletowner „Lawine" und dem galanten Oberst C. Starbottle. Starbottle — aber wie — wo blieb er denn? Warum kam er nicht? Er zum mindesten verstand sie. Er — und nun brach plötzlich wieder ihr lustiges kindisches Lachen hervor, das diese Wände noch kurz vorher gehört hatten. Aber schon im nächsten Moment verhallte es wieder und sie sah so ernst aus, wie sie heute nur je ausgesehen.

Dieser kleine rothhaarige Kobold — was trieb er nur während dieser ganzen Zeit? Warum war er so ruhig auf dem Boden? Sie öffnete geräuschlos die Thür und horchte hinaus. Es kam ihr vor, als ob über dem leisen Knittern und Rascheln, welches jeden menschenleeren Bau zu durchzittern scheint, eine feine aus dem Bodengelaß kommende Stimme, einem fernen Gesang gleich, schwebe. Dieses Gelaß bestand, wie sie sich erinnerte, nur aus einem Raum, der als Vorrathskammer benutzt wurde. Mit dem Gefühl einer halben Schuld stieg sie leise die Stufen empor und die Thür halbaufstoßend blickte sie in den Raum hinein.

Quer über den Fußboden, durch das einzige Fenster der langen, niedrigen Kammer dringend, lag ein greller Sonnenstrahl, von zahllosen tanzenden Motten belebt und den trüben, unerfreulichen Raum nach Kräften erhellend. In diesem Sonnenstrahl sah sie das lodernde Haar, einer rothen Aureole gleich, das Haupt des Kindes krönen, welches, sein ungeheuerliches Spielzeug zwischen den Knieen, auf der staubigen Diele saß. Die Kleine schien im ernsten Gespräch mit der Puppe vertieft, und es dauerte nicht lange, bis Mrs. Tretherick gewahr wurde, daß sie die ganze Scene, die vor einer halben Stunde in dem Schlafzimmer gespielt, wiederholte. Natürlich hatte das Kind Mrs. Tretherick's Rolle übernommen, katechisirte die Puppe auf das Strengste und unterwarf sie namentlich in Betreff der Dauer ihres Aufenthaltes im Hause, so wie des Maßes von Zeitbestimmungen im Allgemeinen einem unerbittlichen Kreuzverhör. Die Nachahmung der Art und Weise der Frau war eine meisterhafte und die Wiederholung des Gesprächs eine fast wörtliche. Nur eine Abweichung erlaubte sich das Kind. Nachdem es zum Schluß der Puppe mit Emphase erklärt hatte, es sei nicht ihre Mama, fügte es hinzu: „Daß es aber, wenn sie dut, sehr dut würde, es vielleicht doch sein könnte, daß es ihre Mama, ihre sehr dute Mama sein würde."

Es wurde schon angedeutet, daß der Sinn für Humor bei Mrs.

Tretherick nicht eben sehr ausgebildet war. Vielleicht war dieses der Grund, daß die ganze Scene sie auf das peinlichste berührte und ihr das prickelnde Blut in die Wängen trieb. Ein Hauch unbeschreiblicher Verlassenheit lag über dem Allen. Der öde, ungastliche Raum, das halbe Licht, die monströse Puppe, deren Unform eine unheimliche Ergänzung in ihrer Stummheit fand, die dürftige Gestalt der einzig lebendigen Hauptperson — alles Dies machte einen mehr oder minder tiefen Eindruck auf die halbpoetische Empfindsamkeit der Frau. Sie konnte nicht umhin, von der Gelegenheit zu profitiren und sich im Geist auszumalen, zu welch ergreifendem Gedicht sich hier der Stoff von selbst dargeboten hätte, wenn das Gelaß noch dunkler, das Kind noch einsamer — etwa neben dem Bett einer todten Mutter sitzend — gewesen wäre und draußen der Wind in den Bäumen geheult und geklagt hätte.

In diesem Augenblick hörte sie Fußtritte vor dem Hause und erkannte das Aufstoßen von Oberst Starbottle's Spazierstock. Sie eilte die Treppe hinunter und begegnete ihrem Bewunderer unter der Veranda des Hauses. Sofort strömte sie in sein erstauntes Ohr einen eben so beredten wie eindringlichen Bericht über ihre Entdeckung, dem sie eine leidenschaftlich erregte Schilderung des Unrechts, welches sie zu erdulden habe, folgen ließ. „Sagen Sie nicht, daß das Ganze nicht ein längst abgekartetes Spiel war! Ich weiß, daß es das war!" rief sie nahezu weinend. „Und denken Sie nur", fügte sie hinzu, „von welcher Herzlosigkeit der Elende ist — sein leibliches Kind in solcher Weise hier allein zu lassen!"

„Es ist 'ne ganz verwünschte Schande", stotterte der Oberst, obwohl er von Dem, um was es sich hier handelte, nur einen äußerst dunklen Begriff hatte. Ja, so weit ging sein Unvermögen, sich auf die Höhe der Situation und die Höhe von Mrs. Tretherick's Stimmung aufzuschwingen, daß er beim besten Willen das Gegentheil zu thun, die Dame seine Ungeschicklichkeit weit mehr merken ließ, als gerade sie geeignet war, es zu ertragen. Er stammelte, blies seinen Brustkasten auf, sah wild und theilnahmvoll, kampfbereit und zärtlich zugleich, vor allen Dingen aber so verständnißlos aus, daß Mrs. Tretherick allen Ernstes begann:

„Es ist unnütz", entgegnete sie auf irgend eine vollkommen unhörbare Bemerkung des Colonel, indem sie mit ausbrechender Heftigkeit ihre Hand dem Druck des ergebenen und ritterlichen Mannes entzog. „Es ist Alles unnütz. Mein Entschluß ist gefaßt. Sie können nach meinem Gepäck senden, sobald es Ihnen paßt. Was mich anbelangt, so bleibe ich hier und werde diesem Mann, den lebenden Beweis seiner Schande an der Hand, Auge in Auge gegenüber treten."

Es ist schwer zu entscheiden, ob Oberst Starbottle den zermalmenden Beweis für Tretherick's Treulosigkeit und raffinirte Bosheit, welcher in der Anwesenheit seines eigenen Kindes in seinem eigenen Hause liegen sollte, je nach Gebühr zu würdigen gelernt hätte. Ehe er sich jedoch noch darüber äußern konnte, erschien Carry auf dem Altan über ihnen und blickte halb scheu, halb forschend auf das Paar herab.

„Da haben Sie es!" stieß Mrs. Tretherick in höchster Aufregung hervor, zu deren Eigenthümlichkeiten auch die Neigung gehörte, sich im gesteigerten Affect prosaisch sowohl wie poetisch über gewisse, oft leider die einfachsten Anforderungen der Grammatik hinwegzusetzen.

„Ah", rief der Oberst mit einem eben so ungeschickt wie widerstrebend affectirten Ausbruch väterlichen Wohlwollens. „Ah, mein kleines hübsches Mädchen. Wie geht es uns? Du befindest Dich doch wohl? Recht wohl, hoffentlich? Wirklich ein verwünscht hübsches, kleines Mädchen!" Und eben wollte er zur thatsächlichen Besiegelung Dessen, was er sagte, seinen Brustkasten aufblasen und sein Rohr mit der ihm eignen Urbanität schwingen, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß das kleine Geschöpf, gegen welches er bereits eine Art ingrimmigen Widerwillens empfand, diese außerordentlichen Kundgebungen seiner Theilnahme schwerlich zu würdigen im Stande sein werde. Carry für ihre Person nahm auch wirklich nicht die geringste Notiz von den Vortheilen, die ihr seitens des tapfern Obersten geboten wurden, sondern vermehrte das Unbehagen, welches sie ihm einflößte, noch dadurch, daß sie zu Mrs. Tretherick hinuntereilte und sich wie Schutz suchend auf's Neue in die Falten ihres Kleides hineinwühlte. Aber so leicht ließ sich der Oberst denn doch nicht aus dem Felde schlagen. In der Stellung achtungsvoller Bewunderung einen Schritt zurückweichend und sein Rohr in ekstatischer Weise schwingend, brach er in die Worte aus: „Madonna und Kind." Mrs. Tretherick, die derartigen Gefühlsausbrüchen gegenüber stets waffenlos war, flüsterte und zirpte irgend etwas in ihrer poetischen Weise — aber sie schob das Kind nicht zurück, wie sie es vorhin zu wiederholten Malen gethan hatte. Eine Pause trat ein. Dann beugte sie sich zu dem ganz in ihren Kleidern vergrabenen Kopf hernieder und flüsterte: „Nun geh' und laß Dich nicht wieder hier unten blicken — aber — aber komm, heute Abend in's Hotel zu mir." Nachdem sie sich wieder emporgerichtet, reichte sie mit der wohlwollendsten, zugleich aber unzweifelhaftesten Geberde des Abschiedes dem Obersten die Hand. Er ergriff sie schweigend, drückte sie an sein Herz, zog hierauf seinen Hut — und bog im nächsten Augenblick aus dem Thor auf die Straße hinaus.

Das Kind steckte noch immer in den Falten von Mrs. Tretherick's Kleidern, aber es hatte den Kopf zurückgebeugt und durch die über sein Gesicht hängende Lockengluth leuchteten ein Paar Augen wie starr und verzückt zu den beiden anderen Augen über ihnen empor.

„Denkst Du", sagte die Frau, und ihre Stimme klang unsicher und eine leichte Röthe schoß ihr über die Wangen, „denkst Du, daß Du „dut" sein willst, wenn — wenn ich Dir erlaube hier zu bleiben und bei mir zu sitzen?"

„Und Dich Mama zu nennen?" rief das Kind.

„Und mich Mama zu nennen", bestätigte Mrs. Tretherick mit einem Lachen, hinter dem sich Verwirrung verbarg.

„Dja", sagte Carry mit dem bestimmten Ton einer erwachsenen Person.

Sie gingen zusammen nach dem Schlafzimmer hinauf. Sofort fiel des Kindes Blick auf den gepackten Koffer.

„Dehst Du wieder fort, Mama?" rief es erschreckt nach der Thür sehend und mit hastigem Griff das Kleid Mrs. Tretherick's fassend.

„Nei — ein", sagte die Frau und sah wie abwesend zum Fenster hinaus.

„Mama fortdehen nur despielt", lachte das Kind. „Tann ich auch fortdehn spielen?"

Mrs. Tretherick nickte mit dem Kopfe. Carry flog in das nächste Zimmer, um sofort, einen kleinen Koffer hinter sich herziehend, wieder zu erscheinen, in den sie mit der ernstesten Miene von der Welt ihre Kleider zu packen begann.

Mrs. Tretherick bemerkte, daß ihrer nicht viel waren. Eine und die andere Frage in Beziehung darauf brachte Weiteres aus dem Kinde heraus, und ehe zehn Minuten verflossen, sah sich Mrs. Tretherick im Besitz seiner ganzen frühern Geschichte. Um dies jedoch zu erreichen, hatte sie Carry auf ihren Schooß nehmen müssen. Und dort saß sie — lange — lange noch als Mrs. Tretherick ihrem Geplauder längst schon kein Gehör mehr schenkte, sie aber doch, in Gedanken versunken und wie unwillkürlich mit den Fingern durch die feuerfarbigen Locken gleitend, ruhig weiter sitzen und weiter plaudern ließ.

„Du hältst mich nicht dut, Mama", sagte das Kind plötzlich, nachdem es sich zwei Mal auf Mrs. Tretherick's Schooß hin und her geschoben hatte, um eine bequemere Stellung zu gewinnen.

„Und wie verlangst Du denn, daß ich Dich halten soll?" fragte Mrs. Tretherick mit halb erstauntem, halb confusem Lachen.

„So", sagte Carry, indem sie sich emporhob und den einen Arm um Mrs. Tretherick's Nacken, die Wange aber an ihren Busen schmiegte. „So ist es dut." Und nachdem sie sich noch ein wenig hin und her genestelt, wie ein kleiner, endlich in seinem Schlupfwinkel angelangter Vogel, schloß sie die Augen und schlief ein.

Einige Minuten verharrte die Frau mit weitgeöffneten Augen, kaum zu athmen wagend in ihrer gezwungenen Stellung. Dann — wer will sagen, ob in Folge der engen lebendigen Berührung, oder, ob wie ein Blitz aus ungekannten Regionen — dann durchzuckte sie mit jäher Schärfe und mit jäher Helle ein Schreckbild ihrer Phantasie. Ein Bild ihrer Phantasie — nein, eine Erinnerung. Ein altes Elend, welches sie sich zu vergessen gezwungen, tauchte mit der ganzen körperlichen Pein, die sie damals erlitten, vor ihr auf. Ein altes Entsetzen, dessen Mahnungen sie während dieser ganzen Jahre mit aller Kraft von sich gestoßen! Sie sah die Tage voll Krankheit und Verzweiflung an sich vorüber ziehen — Tage voll bebender Furcht und verbrecherischer Vorbereitungen, etwas zu verhindern, das die Natur gewollt — und den Tag, da es verhindert ward, unter Todeskämpfen des Leibes und der Seele. Sie dachte an ein Leben, welches hätte sein sollen, hätte sein können — sie wagte nicht zu denken: welches bereits war — und sie

schauderte zusammen. Es waren sechs Jahre her. Wenn es gelebt hätte, hätte es jetzt so alt wie Carry sein müssen. Wenn es gelebt hätte!

Ihre Arme, lose um das schlafende Leben auf ihrem Schooß geschlungen, zitterten fieberisch und schlossen sich fest und fester um ihren Besitz. Und dann ergriff sie die höhere Gewalt ganz. Halb seufzend, halb schluchzend zog sie die regungslose Form des Kindes enger an sich, wie in ihren Busen hinein, und immer enger, als wolle sie es bergen in das Grab, welches dort vor jenen Jahren gegraben worden. Und dann zerstob der Spuk und der Staub, die daraus aufgewirbelt waren — und dann, die Fluthen erlösenden Regens!

Tropfen um Tropfen fiel auf Carry's Locken und das Kind bewegte sich im Schlaf unruhig hin und her. Aber die Frau beschwichtigte es sorglich immer wieder — es war ihr jetzt so leicht, es zu thun — und sie saßen still und ungestört — so still, daß man hätte meinen können, sie seien Theile des öden, todtenstillen Hauses und der Verlassenheit um sie her — einer Verlassenheit, die nicht völliger hätte sein können, und die doch nichts in sich barg von Zeitflucht, von Verfall und von Verzweiflung.

Oberst Starbottle wartete im Fiddletownhotel die ganze folgende Nacht vergebens. Mr. Tretherick aber, als er am nächsten Morgen von Dutch Flat heimkehrte, fand das Haus von Allen, mit Ausnahme der Sonnenstrahlen und der Motten, verlassen.

II.

Als es am Tage nach den berichteten Vorgängen bekannt geworden war, daß Mrs. Tretherick entflohen sei und Mr. Tretherick's eigenes Kind mit sich genommen habe, herrschte in Fiddletown allgemeine Aufregung und noch allgemeinere Verschiedenheit der Ansichten. Der „Intelligencer" von Dutch Flat sprach in dürren Worten von „gewaltsamer Entführung des Kindes" und verfiel dabei ganz in den nämlichen Ton, den er aus angeborener Rücksichtslosigkeit und, wie nicht anders anzunehmen ist, aus unverbesserlicher Voreingenommenheit, bei Besprechung der Dichtungen der Entführerin anzuschlagen gewohnt war. Die Genossinnen Mrs. Tretherick's und einer Anzahl sonstiger Personen, über deren Ansprüche anders qualificirt zu werden man in Fiddletown nicht in's Reine kommen konnte, unterschrieben ohne Weiteres, was der „Intelligencer" sagte. Die, wie zu jener Zeit in Californien überall, aus Männern bestehende Majorität hingegen lehnte jede Erwägung der moralischen Seite der Frage ab. Für sie genügte die Thatsache, daß Mrs. Tretherick den röthlichen Staub Fiddletowns von ihren zierlichen Schuhen geschüttelt habe, um die Abwesenheit der schönen Kindesräuberin zehnfach schmerzlicher zu empfinden, als das öffentliche Aergerniß, welches sie gegeben. Sie weigerten sich entschieden, in Tretherick einen gekränkten Gatten und beraubten Vater zu erblicken. Ja, sie gingen so

weit, den Kummer, den er zur Schau trug, für unberechtigt zu erklären und als erheuchelt zu verspotten. Am grausamsten waren sie gegen den ritterlichen Obersten Starbottle. Sie wurden nicht müde, ihn mit übelangebrachten und ironischen Beileidsbezeugungen zu überschütten, so oft er sich nur in einer Trinkstube, einem Billardsalon oder an sonst einem zum Austausch theilnahmvoller Kundgebungen ähnlich geeigneten Ort blicken ließ.

„Sie war immer ein schmetterlinghaftes Ding und nichts Anderes", sagte eine dieser mitleidigen Seelen im Ton der innigsten Sympathie und seine Worte mit einem Pfiff und mit einer Handbewegung begleitend, welche das Flattern eines Vogels in glücklichster Weise illustrirte. „Gar nichts Anderes! Es war nur ihre Natur, daß sie eines Tages durchging. Aber daß sie auch Euch abschütteln konnte, Oberst, auch Euch — das ist's, was mir nicht unter den Schädel will. Und sie sagen, daß Ihr die ganze Nacht um das Hotel herumgelungert, alle zehn Minuten einmal die Treppenstufen herauf und herunter gezählt, die Gänge wieder und immer wieder abpatrouillirt und auf der Veranda Schildwache gestanden hättet wie auf Vorposten. Und das Alles für nichts?"

Und kaum war dieser Tröster abgeschüttelt, so war auch schon ein zweiter da, der mit doppelzüngiger Beredsamkeit Oel und Essig zugleich in die Wunden des geprüften Mannes goß: „Die Leute sagen, Mrs. Tretherik habe Euch engagirt, Star, um ihren Koffer und das Kind vom Hause nach dem Postamt zu bringen und sagen, daß ein gewisser Teufelskerl, mit welchem sie davon gefahren, Euch einen Schluck aus seiner Flasche geboten und dann gesagt habe, er wolle Euch wieder engagiren, wenn's wieder was zu tragen gäbe. Und jetzt sagt Ihr mir, Star, daß das Alles nicht so sei? Schön, sehr schön, ich will's den Jungen beibringen — denn Geschichten, Ihr wißt es Star, haben Beine."

Zum Glück für Mrs. Tretherick's Reputation war der im Hause Tretherick's bedienstete Chinese da. Es konnte durch ihn, als Augenzeugen der Flucht, constatirt werden, daß die Frau mit Ausnahme des Kindes von Niemandem begleitet gewesen sei. Er sagte ferner aus, daß er auf ihren Befehl hin die nach Sacramento gehende Postkutsche angehalten und auf derselben Plätze für Mrs. Tretherick und die Kleine nach San Francisco genommen habe. Gerichtliche Giltigkeit hatte John's Zeugniß freilich nicht. Aber die Leute in Fiddletown und sogar jene von Dutch Flat waren trotz des Einflusses, den an letztgenanntem Orte der „Intelligencer" ausübte, von der Richtigkeit seiner Aussagen überzeugt. Und selbst Diejenigen, die den Chinesen als solchen in Betreff des Wesens und des Werthes der Wahrheit für durchaus unzurechnungsfähig hielten, mußten zugeben, daß seine unerschütterliche Unbefangenheit und die völlige Gleichgiltigkeit, welche die ganze Angelegenheit für ihn hatte, seinen Worten eine unleugbare Glaubwürdigkeit lieh. Was die Unbefangenheit anbelangte, so sollten sie Recht haben. Wie sehr sie sich jedoch in Betreff der Gleichgiltigkeit Ah Fe's gegen die Vor-

gänge bei der Flucht und gegen die dabei handelnden Personen irrten, das wird der Verlauf dieser wahrhaften Geschichte wol noch zu Tage bringen.

Es waren etwa sechs Monate seit dem Verschwinden Mrs. Tretherick's vom Schauplatz ihrer dichterischen und sonstigen Erfolge verflossen, als Ah Fe, der eben wieder einmal den Garten vor Tretherick's Hause umgrub, von zwei Landsleuten, die aufmerksam umherspähend die Straße heraufgekommen waren, angerufen wurde. Es waren gewöhnliche chinesische Arbeiter, wie sie in der Hoffnung auf einen reichlichern Gewinn täglich die Waschanstalten, Cigarrenfabriken und sonstigen Etablissements von San Francisco verlassen, um in den vom weißen Goldgräber aufgegebenen Minen ihre mühsame Nachlese zu halten. In einer Secunde stand Ah Fe am Zaun, über den hinweg sich sofort ein Gespräch mit seinen mongolischen Brüdern entspann, d. h. einer jener lärmenden Wortaustausche, welche durch ihre Schrillheit und ihre selbst bei bestem Einvernehmen der Betheiligten stets den Charakter ausbrechender Feindseligkeit tragenden Lebhaftigkeit für den höher organisirten Caucasier so leicht zum Gegenstand der Erheiterung und des Zornes zugleich werden. Auch die rapiden Ausbrüche der Beredsamkeit Ah Fe's und seiner heidnischen Genossen sollte nicht verhehlen, eine derartige Wirkung hervorzubringen. Und zwar waren die überlegenen Caucasier, auf welche dieselbe ausgeübt werden sollte, keine Geringeren als Mr. Tretherick, der unter der Veranda seines Hauses stand, und Oberst Starbottle, der zufällig die Straße entlang kam. Aber während sich der tapfere Oberst damit begnügte, die beiden diesseits des Zaunes stehenden Exemplare mongolischer Unschönheit mit einem Fußtritt aus seinem Weg zu entfernen, schleuderte der jähzornige Tretherick einen Stein in die animirte Gruppe, welche die sofortige Auflösung derselben zur Folge hatte, ohne daß jedoch diese wohlwollende Kundgebung caucasischer Ueberlegenheit zu verhindern vermocht hätte, daß schnell noch nebst einem schmalen, mit chinesischen Hieroglyphen bemalten Reispapierstreifen ein kleines Päckchen in Ah Fe's Hand glitt, das sofort in den Brustfalten seines weiten Kittels verschwand. Als er dasselbe bald darauf in der dämmerigen Einsamkeit seiner Küche öffnete, entrollte er eine frischgewaschene, sauber geplättete Kinderschürze, in deren Ecke die Buchstaben C. T. eingezeichnet waren. Ein breites Lächeln legte sich bei dem Anblick über das breite, gelbe Heidengesicht — dann wanderte das sorgsam wieder zusammengerollte Kleidungsstück in die Kittelfalten zurück und sein Besitzer begann unter allen Zeichen guter Laune seine Schüsseln und Teller für die bevorstehende Mahlzeit des Gebieters zu waschen.

Zwei Tage darauf erschien Ah Fe vor Mr. Tretherick: „Ich Fiddletown nicht mehr mögen. Ich krank im Leibe. Ich fortgehen.“ Mr. Tretherick hatte kaum das Wort „Fortgehen“ vernommen, als er auch den Namen eines äußerst profanen Ortes mit dem Wunsch ausstieß, daß er das Reiseziel Ah Fe's sein möge. Dieser nahm den freundlichen Rath mit der ihm eigenen maschinenmäßigen Ruhe hin und ging aus dem Hause. Ehe er jedoch Fiddletown verließ, wußte er es einzurichten, daß er dem

Oberst Starbottle begegnete, der ihn erst mit der bekannten Fußbewegung aus seinem Weg schleudern wollte, aber schon im nächsten Moment durch Das, was ihn Ah Fe in seinem unerschrockensten Englisch zuflüsterte, auf das Lebhafteste interessirt wurde. Nachdem der Mongole seine Eröffnungen beendet, beschrieb der Oberst ein Blatt seines Notizbuches, legte es in ein Couvert und reichte es nebst einem funkelnden Zwanzigdollarstück dem zu seiner Ueberraschung keineswegs überraschten Ah Fe:

„Wenn Du eine Antwort bringst, wird Dir's verdoppelt. Verstanden, John?"

Ah Fe nickte mit dem Kopf und trollte sich, um eine Stunde später ein ganz gleiches Zusammentreffen mit ganz gleichem Erfolg mit noch einer andern Person zu haben, der gegenüber wir sicherlich keine Indiscretion begehen, wenn wir verrathen, daß es der jugendliche Redacteur der Fiddletowner „Lawine" war. Zugleich aber bedauern wir, dem Leser die Mittheilung nicht ersparen zu können, daß Ah Fe, als er am nächsten Morgen Fiddletown etwa tausend Schritte im Rücken hatte, beide Briefe aufriß und, da er sie natürlich nicht zu entziffern vermochte, in kleine Zettel von gleicher Größe zertheilte und diese einem in der Hauptwäscherei Fiddletowns beschäftigten Landsmann, der ihm das Geleit gegeben, zum Abschied verehrte. Welchen Todesstreich Oberst Starbottle zu empfangen vermeinte, als er am darauffolgenden Samstag seine Wäsche aus dem Etablissement des wackern Fung Ti erhielt und die einzelnen Stücke auf der unbeschriebenen Rückseite der untern Hälfte seines Briefes verzeichnet sah — das sich auszumalen müssen wir einer schwungvollern Phantasie überlassen. Zugleich aber dürfen wir sagen, daß ein jedes an die Existenz vergeltender Mächte glaubende Gemüth für alle soeben mit Ah Fe's Treulosigkeit gemachten Erfahrungen durch die Erlebnisse, die des Frevlers zwischen Fiddletown und San Francisco harrten, reichlich entschädigt fühlen darf. Noch ehe er Sacramento erreichte, war er durch einen eben so intelligenten wie betrunkenen Caucasier zwei Mal von dem Dach der Postkutsche geschleudert worden, weil dieser Ehrenmann in der Berührung mit einem Wesen, das einem Opium consumirenden Stamm angehörte, eine Besudelung seiner selbst erblickte. Zu Hangtown prügelte ihn ein Fremder, den er nie gesehen hatte, bis auf's Blut, offenbar aus keinem andern Motiv, als dem der christlichen Entrüstung über das Heidenthum, welches John auf den gesegneten Boden von Californien verpflanzt.

In Dutch Flat wurde er von bekannten Personen aus unbekannten Gründen seines Korbes beraubt.

In Sacramento arretirte man ihn, weil er im Verdacht stand, irgend Jemand zu sein und entließ ihn nach zweitägiger Einsperrung unter Ertheilung eines strengen Tadels — weil er nicht irgend Jemand war und auf diese Weise die Gerechtigkeit um eine Beute betrog. Auf der ersten Straße San Franciscos endlich steinigten ihn die hoffnungsvollen Zöglinge der daselbst gelegenen öffentlichen Schule, da

er unglücklicherweise gerade zu der Stunde ankam, in welcher der Unterricht zu Ende war. Und erst nachdem er sich sorglich verborgen, bis jede Gefahr, noch ein Mal das Opfer dieser Art von Aufklärung und von erleuchtetem Fortschritt zu werden, vorüber war, erreichte er lebendig und wohlbehalten das Chinesenviertel, wo unter dem starken Schutz der hauptstädtischen Polizei seine Wanderung und seine Abenteuer ihr Ende fanden *).

Am folgenden Tag nahm er Dienste in der Waschanstalt von Chy Fook — demselben Chy Fook, bei dem jene beiden Landsleute beschäftigt gewesen waren, die vor etwa drei Wochen auf ihrem Weg nach den Goldlagern Fiddletown passirt hatten und von denen wir hoffen, daß der Leser jetzt erräth, in welchem Zusammenhang sie mit Ah Fe's Uebersiedlung nach San Francisco stehen. Und schon am nächsten Samstag wurde er mit einem Korb abzuliefernden Linnenzeugs an diejenigen Kunden entsendet, bei denen früher der Kleinere der beiden Genossen, aus dessen Händen Ah Fe die Kinderschürze mit den Buchstaben C. T. empfing — diesen Dienst zu versehen hatte.

Weißlich brauend fegte der gewöhnliche Nachmittagsnebel vom Ocean her über die Häuser San Franciscos, als Ah Fe den obern, zum Dünenrücken hinaufführenden Theil der Californiastraße hinanstieg. Es war einer jener Tage, feucht, rauh und sonnenlos, welchen nur die Einbildungskraft des eingefleischten San Franciscaners im Stande ist, für etwas Anderes als einen Hohn auf Alles, was Sommer **) heißt, zu betrachten. Weder Wärme noch Farbe, wohin das Auge auch fiel. Weder Licht noch Schatten drinnen oder draußen. Ringsumher nichts als ein und dieselbe erkältende, nichtssagende Tinte über Allem und Jedem. Staubmassen wirbelten auf, als wollten sie mit den Nebeln kämpfen und eine wilde, unheimliche Unruhe erfüllte die Straßen, während die Häuser aussahen, als sei hinter ihren Wänden Alles todt. Als Ah Fe den Rücken der Düne, an welcher die Stadt emporgebaut ist, erreichte, lag dahinter schon Alles wie im Nebel erstarrt und die naßkalte Seebrise machte ihn zusammenschauern. Er setzte seinen Korb nieder, um zu

---

*) Für den mit californischen Verhältnissen nicht vertrauten Leser sei bemerkt: daß der Chinese — „John Chinaman" oder einfach „John" ist die landläufige Bezeichnung für ihn — sowohl als Arbeiter in Fabriken und industriellen Etablissements, wie als Dienstbote für jede Art von Verrichtung in Haus und Hof, Garten und Feld, ein geradezu unerläßliches Bevölkerungselement in den pacifischen Unionsstaaten geworden ist. In desto schreienderm Gegensatz zu dieser Unentbehrlichkeit steht die Behandlung, welche die weiße Bevölkerung dem „schlitzäugigen Heiden" angedeihen läßt — wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß der Chinese eine Menge übler Eigenschaften besitzt, die ihn all' seiner Geschicklichkeit, allem Fleiß und aller Gelehrigkeit zum Trotz moralisch sowol wie social für den Caucasier nur zu leicht unmöglich machen. Selbst Ah Fe, in dessen Zeichnung Bret Harte eine seiner schneidigsten humanistischen Lanzen gebrochen, soll, wie der Leser sehr bald und sicherlich zu seinem Schmerz erfahren wird, nicht frei von gewissen Gewohnheiten und Neigungen sein, welche in Californien die Worte „John" und „Lügner" und „Dieb" längst gleichbedeutend gemacht. Anmerkung des Bearbeiters.

**) Der Hochsommer ist in San Francisco die unfreundlichste, dem April anderer Himmelsstriche ähnelnde Zeit.

rasten und es ist möglich, daß seinem mangelhaften Verständniß und heidnischen Urtheil dieses Klima, von dem man so oft hört, daß „Gott es für sich selber gemacht habe", nur wenig Annehmlichkeit und Milde zu besitzen schien. Aber es ist auch möglich, daß Ah Fe dieses Wetter unlogisch genug mit seinen alten Peinigern, den Schulkindern verwechselte, welche aus ihrer Haft befreit, um diese Stunde gemeiniglich höchst aggressiv waren. Er eilte daher weiter und machte, nachdem er um eine Ecke gebogen, vor einem kleinen Hause endlich Halt. Es war eine der in San Francisco gewöhnlichen Stadt-Cottages. Hinter dem Zaun zeigte sich ein schmaler Streifen immergrünen Gestrüpps. Die Veranda war leer und auch der Balcon darüber sah aus als ob noch nie ein Mensch auf ihm gesessen. Als Ah Fe die Klingel zog, erschien ein irländisches Dienstmädchen, das einen prüfenden Blick auf den Wäschkorb warf und dann den Träger mit derselben Zuvorkommenheit einzutreten anwies, mit der man etwa ein verabscheutes, aber leider nicht zu entbehrendes Hausthier einläßt. Schweigend stieg Ah Fe die Treppe hinauf, trat in das offene Vorderzimmer, setzte seinen Korb auf die Erde nieder und verharrte passiv auf der Schwelle.

Am Fenster in dem grauen, kalten Licht des Nachmittags saß eine Frau mit einem Kind auf ihren Knieen. Sie erhob sich und trat, die Blicke auf den Korb gerichtet, auf Ah Fe zu. Kein Zucken in seinem regungslosen Gesicht, kein Blick seiner geschlitzten Augen verrieth, daß er die Frau, die sich da eben vor ihm niederneigte und die Wäsche zu zählen begann, kannte. Plötzlich tönte ein kurzer, fast jubelnder Ruf durch das Zimmer. Das Kind stieß ihn aus.

„Es ist John! Mama, — es ist unser alter John, was wir in Fiddletown dehabt."

In diesem Augenblick leuchteten Ah Fe's Augen und Zähne wie in elektrischem Licht auf. Das Kind aber ergriff die Falten seines Kittels und tanzte vor ihm auf und nieder. Dann, als er kurz und offenbar in der höchsten Erregung, deren die Seele eines mongolischen Halbmenschen fähig ist, die Worte ausstieß: „Ich John — Ah Fe, von Tlevelick, Fiddletown! Ja wol! Mich kennen, Cally? Wie geht's?" begleitete sie jeden dieser gedrungenen Sätze mit einem Zusammenschlagen ihrer kleinen Hände.

Mrs. Tretherick hatte erschreckt die Wäschstücke, welche sie eben emporgenommen, wieder in den Korb zurückfallen lassen. Ohne den scharfen Instinct Carrie's vermochte sie selbst jetzt noch nicht das vor ihr stehende Exemplar von den übrigen Chinesen, welche sie tagtäglich sah, zu unterscheiden. Dann jedoch klang ihr der Name Ah Fe in's Ohr und von Erinnerungen an vergangene Widerwärtigkeiten ergriffen, zugleich aber von einer unbestimmten Furcht vor kommenden Gefahren erfaßt, fragte sie ihn mit zitternder Stimme: wann er Fiddletown verlassen.

„Lange, lange", lautete die schnelle Antwort. „Fiddletown nicht mögen. Tlevelick nicht mögen. San Flisco mögen. Waschen mögen. Tally mögen!"

Das war lakonisch und zugleich verständlich genug, um Mrs. Tretherick an dem unvollkommenen Englisch ihres Besuchs nicht den mindesten Anstoß nehmen, sondern sich nur der Bestimmtheit freuen zu lassen, mit der er sie beruhigte. Aufathmend rief sie aus:

„Sprich zu Niemandem, wer es auch sei, davon, daß Du mich“, und mit einem Blick auf Carrie fügte sie hinzu, „daß Du uns gesehen hast.“

Hierauf zog sie ihr Taschenbuch, um die Wäsche zu bezahlen. Ohne es scharf in's Auge zu fassen, gewahrte Ah Fe, daß es nahezu leer war, wie er, ohne sich besonders umzuschauen, bemerkte, daß das Zimmer nur dürftig möblirt erschien und wie er, trotz seiner stetig zur Erde gehefteten Augen bemerkt hatte, daß Mrs. Tretherick's und Carrie's Kleidung fast ärmlich war. Trotzdem ist es meine Pflicht, zu berichten, daß Ah Fe's lange Finger sich schnell und fest über dem halben Dollarstück schlossen, welches Mrs. Tretherick ihm reichte.

Hierauf begann er mit einer Reihe außerordentlicher Gliederverrenkungen in seinem Kittel herumzusuchen, bis er endlich aus seiner rechten Achselhöhle eine weiße Kinderschürze hervorzog und dieselbe mit den Worten: „Ein Stück vergessen“, in den Korb niederlegte.

Dann begann ein erneutes Herumsuchen unter der Blouse mit erneuten, womöglich noch außerordentlicheren Gliederverrenkungen, die damit endeten, daß er, wie es Mrs. Tretherick erschien, aus seinem linken Ohr ein vielfach zusammengefaltetes Seidenpapier entwickelte. Sorgsam legte er es auseinander und brachte schließlich zwei blinkende Zwanzigdollarstücke zum Vorschein, welche er Mrs. Tretherick übergab.

„Geld in Schublade in Fiddletown vergessen, Maam. Ah Fe — John — gefunden und nach Flisco bringen.“

„Das ist nicht möglich“, rief Mrs. Tretherick abwehrend. „Ich habe kein Geld in der Schublade liegen lassen. Das muß ein Irrthum sein. Es ist eine andere Person, welcher das Geld gehört. Nimm es zurück, John!“

Ah Fe's Gesicht nahm den Ausdruck aufrichtigen Schreckens an. Er wich vor Mrs. Tretherick's ausgestreckter Hand zurück und rief, seinen Korb hastig in die Höhe hebend:

„Nicht zurücknehmen. Polizei ganz nahe — und mich fangen. Polizei sagen: Vierzig Dollars — Dieb, Gefängniß! Nicht zurücknehmen. In Schublade, Fiddletown, gefunden. Nicht zurücknehmen!“

Mrs. Tretherick zögerte. Schließlich war es doch möglich, daß sie in der Hast ihrer Flucht das Geld hatte liegen lassen. Auch durfte sie den redlichen Chinesen dadurch, daß sie ihn zwang, die Goldstücke zu behalten, nicht in Gefahr bringen. Endlich sagte sie:

„John, ich will es an mich nehmen. Aber Du mußt mich wieder besuchen“, und unwillkürlich über sich selber erstaunt, daß der Gedanke, irgend ein Mensch könne noch irgend eines andern Wesens halber als ihretwegen kommen, sie so ruhig ließ, fügte sie hinzu: „Mich und Carrie.“

Wieder leuchtete es in Ah Fe's Gesicht elektrisch auf. Dann einen eigenthümlichen, in der Regel nur bei Bauchrednern gehörten Laut ausstoßend, hob er seinen Korb auf die Schulter und glitt geräuschlos aus dem Zimmer, die Treppe hinunter. Ehe er jedoch das Freie erreichte, sollte er in Gestalt der verriegelten Hausthür noch auf ein Hinderniß stoßen, daß er nicht erwartet zu haben schien und dessen Ueberwindung mit ganz eigenthümlichen Nebenumständen verknüpft sein sollte. Nachdem er eine Weile an dem Schloß herumgetastet, blickte er in das Haus zurück, ob ihm nicht von hier eine Hülfe kommen möchte. Aber das irische Hausmädchen, welches ihn vorhin so wohlwollender Weise eingelassen, verschmähte es, aus ihrer Küche herauszukommen, obgleich sie hörte, wie sehr man ihrer bedurfte.

Und jetzt sollte sich Etwas ereignen, etwas Geheimnißvolles und Peinliches, dem gegenüber wir uns auf einen einfachen Bericht ohne jeden Versuch einer Erklärung oder einer Reflexion beschränken. Auf dem kleinen Tisch, der im Hausflur neben der Thür stand, lag ein Umschlagetuch und auf diesem eine Bandschleife, die beide offenbar der menschenfreundlichen Bridget gehörten. Während nun Ah Fe, der seinen Korb wieder niedergesetzt hatte, mit der linken Hand an dem Thürschloß rüttelte, stützte er sich mit der rechten leicht auf den Tisch. Plötzlich und wie es schien, einer jähen magnetischen Anziehung folgend, begann die Bandschleife langsam unter Ah Fe's Hand zu rutschen. Von der Hand rutschte sie weiter in den Aermel seiner Blouse und einmal hier angelangt, glitt sie mit schlangenartiger Behendigkeit in die Höhe, um endlich in einem der inneren Faltenabgründe des Kittels zu verschwinden. Ah Fe nahm von diesem unbegreiflichen Vorgang nicht die geringste Notiz, sondern setzte seine noch immer vergebenen Bemühungen, die Thür zu öffnen, fort. Und siehe da — auch das Umschlagetuch unter seiner Hand wurde plötzlich von wunderbarem Leben ergriffen und nahm, derselben mystischen Gewalt folgend, welche die Halsschleife entführt, denselben Weg, den diese genommen. Was Wunderbars sich noch weiter ereignet haben möchte, vermögen wir nicht zu sagen, denn in diesem Augenblick entdeckte Ah Fe das Geheimniß des Schlosses und war im Stande die Thür zu öffnen, gleichzeitig mit den Schall von Fußtritten auf der Küchentreppe. Ah Fe beschleunigte seine Bewegungen nicht, sondern indem er ruhig seinen Korb schulterte, schloß er die Thür hinter sich sorgfältig wieder und trat hinaus in den dicken Nebel, welcher nun Erd' und Himmel verhüllte.

Mrs. Tretherick war der Gestalt Ah Fe's während der wenigen Augenblicke, daß die Umrisse derselben noch durch den Nebel zu erkennen waren, von ihrem Fenster mit den Augen gefolgt. Sie konnte sich in ihrer gegenwärtigen Einsamkeit einer Art leidenschaftlichen Dankgefühls gegen den Chinesen nicht erwehren. Und daß sich auch dieser selbst seiner guten That völlig bewußt war, dafür sprach ihr die gehobene Haltung und die geschwellte Brust, welche sie an dem Enteilenden wahrnahm und von der sie in ihrer poetischen Auffassung der Dinge sich frei-

lich nicht träumen lassen konnte, daß ihr in Wirklichkeit nur eine Schleife und ein Umschlagetuch unter seiner Blouse zu Grunde lag.

Denn Mrs. Tretherick besaß noch immer etwas von ihrer alten Sentimentalität, wie viel auch und was Alles auch seit jener Stunde in der Fiddletowner Bodenkammer anders geworden war. Und heute, in dieser Stunde, regte sich der alte Geist mächtiger, denn seit manchem Tag. Als draußen der Nebel mit der Nacht in Eins zusammenzurinnen begann, zog sie Carrie enger an sich heran. Vergebens. Ueber des Kindes vogelgesangartiges Geschwätz hinweg trieb sie in einem Strom von halb empfindsamen, halb bunten, aber stets die eigene Gestalt zum Mittelpunkt habenden Erinnerungen dahin, die, bitter, wie sie zweifelsohne sein mußten, doch nicht ohne Gefahr waren. Ah Fe's plötzliches Erscheinen hatte noch einmal eine Brücke nach ihrer Fiddletowner Vergangenheit hinüber geschlagen — hinweg über das neue, einsame, nur auf sich gestellte Leben, durch welches sie sich jetzt hindurchzukämpfen hatte, und welches ihr in diesem Augenblick mit allen seinen Opfern, vergeblichen Anstrengungen und in seiner ganzen Aussichtslosigkeit so schneidend vor die Seele trat, daß es wahrlich kein Wunder war, wenn Carrie plötzlich ihr Geplauder unterbrechen, ihre kleinen Arme fester um den Hals der Frau schlingen und sie mit der ganzen Gewalt, die sie über sie hatte, bitten mußte, nicht mehr zu weinen!

Fern sei es uns, auch nur den leisesten Versuch machen zu wollen, Das, was Mrs. Tretherick in den empfindsamen Augenblicken ihres neuen Lebens in unlogischen Raisonnements, in nicht stichhaltigen Entschuldigungen, in geschraubten Erklärungen und thörichten Ausflüchten leistete, hier wiedergeben zu wollen. Mit desto größerer Anerkennung sei dafür erkärt, daß ihre äußeren Kämpfe keine leichten waren. Die geringe Baarschaft, über welche sie nach ihrer Flucht verfügte, war bald erschöpft. In Sacramento mußte sie die Entdeckung machen, daß die Veröffentlichung von Versen, wie sehr dieselben auch stets an die edelsten Regungen des menschlichen Herzens appellirten und zu welchen begeisterten Empfehlungen derselben sich auch der Redacteur des Blattes, in dem sie erschienen, emporschwang, nichts weniger als hinreichte, um ihre und Carrie's Bedürfnisse zu decken. Dann machte sie einen Versuch mit der Bühne und erlitt ein vollständiges Fiasco. Wahrscheinlich wich ihre Auffassung menschlicher Leidenschaften gar zu sehr von jener des damals in Sacramento den Ton angebenden Publicums ab. Thatsache war es, daß der Reiz ihrer Persönlichkeit, der sich im kleinern Kreise so unwiderstehlich äußerte, in der gewaltsamern Beleuchtung der Lampen seine Macht einbüßte. Hinter den Coulissen gab es Bewunderer genug — Parterre und Galerie vermochte sie nicht zu erobern.

In dieser kritischen Lage passirte es ihr, daß sie sich eines Tages im Besitz einer Singstimme entdeckte — eines Alts von nicht großem Umfang, aber trotz seiner völligen Ungeschultheit von bemerkenswerther Weise und einem unwiderstehlich rührenden Klange. Dieser Entdeckung folgte schon am nächsten Tag ihr Eintritt in den Chor einer Kirche —

eine Stellung, in welcher sie mehrere Monate nicht nur zum Vortheil ihrer pecuniären Verhältnisse, sondern auch zur höchsten Genugthuung der männlichen Kirchenbesucher verblieb, welche während der letzten, regelmäßig von ihr gesungenen Hymne wie verklärt zuzuhören und zuzusehen pflegten. Wir selbst erinnern uns ihrer in dieser Zeit noch ganz genau. Das Mittagslicht, welches durch das Chorfenster von St. Dives gedämpft auf die Sänger herabfiel, ruhte mit besonderm Wohlgefallen auf den Massen ihres hellbraunen, in breiten Wellen hinaufgesteckten Haares, auf der weißen Stirn mit den schwarzen Augenbrauen und den sammetdunklen Augen, die unter den halbgesenkten Wimpern noch dunkler erschienen.

Das größte Vergnügen war es, den feinen, kleinen Mund zu betrachten, wenn er sich öffnete, um für einen Augenblick die Reihen schimmernder Zähne zu enthüllen und dann das Aufschießen des Blutes in ihre Wangen zu sehen, so bald sie bemerkte, wie scharf sie beobachtet wurde. Denn Mrs. Tretherick hatte einen äußerst feinen Instinct für die Bewunderung, welche sie erweckte und ging, wie der in der Lebewelt von Sacramento den Ton angebende Postmeistersassistent sagte, „unter Euren heißen Blicken in's Zeug, wie ein Racepferd unter dem Sporn". Natürlich mußte dies üble Folgen haben. Und zwar war es die Sopransängerin von St. Dives, ein winziges, spitzwackliges Dämchen, die jedoch, wie man sie selbst zu jeder Stunde versichern hören konnte, zu den Allervorurtheilslosesten ihres Geschlechts gehörte, von welcher der Anstoß zu der Revolution ausging, die Mrs. Tretherick gegen sich heraufbeschworen hatte. Sie erklärte rund heraus, Mrs. Tretherick's Aufführung sei einfach schamlos. Ihr Auftreten den übrigen Sängerinnen gegenüber werde mit jedem Tage unerträglicher und wenn diese Damen sich dergleichen gefallen ließen, so wolle sie (die kleine Sopransängerin) doch einmal sehen, ob man auch sie zur Sclavin herabzudrücken vermöge. Am Ostermorgen habe das Benehmen Mrs. Tretherick's gegen den Baßsänger die Aufmerksamkeit der ganzen Gemeinde auf sich gezogen, und sie selbst (wieder die kleine Sopransängerin) habe bemerkt, wie Doctor Cope während der Predigt zwei Mal nach Mrs. Tretherick hinüber gesehen habe. Ihre (der kleinen Sopransängerin) Freunde hatten ihr von vornherein nicht gestatten wollen, mit einer Person im Chor zu verbleiben, welche auf der Bühne gewesen wäre — doch habe sie sich in ihrer Vorurtheilslosigkeit darüber hinausgesetzt. Uebrigens wisse sie auch aus bester Quelle, daß Mrs. Tretherick ihrem Mann durchgegangen sei und daß das wüste, rothhaarige Ding, welches sie in die Kirche mitzubringen pflege, nicht ihr eigenes Kind sei. Einen ähnlichen Standpunkt wie die Sopransängerin nahm der erste Tenor ein. Wer da wollte, konnte es von ihm hören, daß Mrs. Tretherick für die Altpartien eine ganz unerlaubte Bedeutung in Anspruch nehme. Namentlich habe sie eine Art und Weise, die letzten Töne auszuhalten, welche die Gemeinde regelmäßig veranlasse, noch auf sie allein zu hören, während die Töne der übrigen Sänger bereits längst verhallt seien — eine

Manier, die nur auf einen gänzlichen Mangel an Anstandsgefühl zurückgeführt werden könne.

Und dann erklärte er, daß er als Mann — er war während der Woche ein sehr beliebter Schnittwaarencommis und sang an den Sonntagen einen so hohen Tenor, daß man meinen konnte, seine Töne kämen hinter den Augenbrauen hervor — daß er als Mann nicht länger etwas damit zu thun haben wolle. Nur der Baß, ein untersetzter Deutscher mit einer wuchtigen Stimme, die er aber nur widerstrebend „loszulassen“ schien und von der er sich offenbar nicht enträthseln konnte, woher er sie eigentlich habe, trat für Mrs. Tretherick ein und ging so weit, zu erklären, daß das Ganze nichts als Eifersucht wäre, weil die Frau gar so „appetitlich“ sei und daß sie dies Alle auch recht gut wüßten.

Dann gab es eine ernste Katastrophe. Es kam zu einer Scene, bei der Mrs. Tretherick in der Anführung von Thatsachen und dem Gebrauch von Beiwörtern sich so unerschrocken und entschieden zeigte, daß die Sopransängerin in hysterische Zustände verfiel und von ihrem Gatten und dem befreundeten Tenor vom Chor gebracht werden mußte. Die Gemeinde wurde von dem Vorfall sofort durch Auslassen des üblichen Sopransolos unterrichtet — freilich nur, um durch Mrs. Tretherick, die nie ausdrucksvoller gesungen, in zwei Nummern desto mehr erbaut zu werden. Dann eilte sie nach Hause, glühend vor Triumph. Aber es genügte, Carrie zu erblicken, um diesen ganzen Siegesjubel in das Gefühl tödtlichen Schrecks über eine Niederlage zu verwandeln. Das Blut wich aus ihren Wangen, und das Kind umschlingend, lachte sie ihm, wie in einem Anfall halbwahnwitziger Freude in's Ohr: daß sie nun wieder Bettler seien — daß sie, ihre eigene Mutter, das Brod von ihres Lieblings Lippen weggenommen und dann — dann erstickte ihre Stimme in hervorbrechenden Thränen. Sie kamen nicht so schnell wie in ihren früheren Tagen, da sie nur poetisch war, aber wenn sie kamen, waren es mehr als die Augen, mit denen sie geweint wurden und sie brannten tiefer, als nur auf den Wangen, auf die sie herniederrollten. In diesem Augenblick wurde der Besuch eines der Kirchenvorsteher von St. Dives, der zugleich der Vorsitzende des Musikausschusses war, angekündigt. Im Nu waren ihre langen Wimpern getrocknet, sie ordnete ihr Haar sorglich, legte ein neues Band um ihren Hals und ging in das Empfangszimmer hinunter. Die Unterredung, die sich hier entspann, dauerte zwei Stunden — eine unleugbare Thatsache, welche unglücklicherweise durch das zweite nicht minder unleugbare Factum, daß der männliche Theilnehmer derselben ein verheiratheter Mann und ein Großvater war, bis zu einem gewissen Grad den üblichen menschenfreundlichen Deutungen entzogen wurde. Als Mrs. Tretherick in ihr Zimmer zurückkehrte, sang sie sich den Schluß ihrer letzten Hymne noch ein Mal vor dem Spiegel vor und überhäufte Carrie mit allerlei scherzhaften Zankreden. Was aber ihre Stellung in der Kirche anbelangt, so behielt sie dieselbe. Freilich nicht für lange. Im Lauf der nächsten Woche schon erhielten ihre Feinde eine mächtige Verstärkung in der Person der Gattin des Vorsitzenden

des Musikausschusses. Diese Dame fand es plötzlich nothwendig, bei verschiedenen einflußreichen Kirchenmitgliedern und selbst in Doctor Cope's Familie Besuche zu machen, welche augenscheinlich einen ganz besondern Zweck hatten. Das Resultat war, daß in einer außerordentlichen Versammlung des Musikausschusses, der auf Mrs. Cope's Betreiben auch das geistliche Haupt der Gemeinde beiwohnen mußte, Mrs. Tretherick's Stimme als nicht ausreichend für die großen Räume der St. Diveskirche erklärt und ihr der Rath ertheilt wurde, um Enthebung von ihrer Stelle einzukommen.

Sie that das ohne ein Wort des Widerspruchs und ging am nächsten Morgen mit Carrie und ihrem eben nicht übergroßen Gepäck mit dem Dampfer nach San Francisco ab.

In Fiddletown, wo man Mrs. Tretherick nach Ah Fe's Aussage seit ihrer Flucht bereits in San Francisco vermuthete, hatte man von dieser an Wechselfällen so reichen Episode keine Ahnung. Nur Ah Fe war durch einen seiner heidnischen Brüder, der Mrs. Tretherick's Wäsche während dieser Episode besorgt hatte, sowol über diese selbst, wie über den Abschluß, den sie in der plötzlichen Abreise nach San Francisco gefunden, in der nämlichen Weise unterrichtet worden, in der er einen Monat später, Dank dem Waschmonopol seiner Landsleute, erfahren sollte, wie und wo Mrs. Tretherick und Carrie in San Francisco lebten.

Das Letztere war nicht besonders tröstlich. Die Frau war seit zwei Monaten ohne Verdienst und ihre geringen Mittel gingen nahezu auf die letzte Neige, als Ah Fe's Goldregen in ihren Schooß fiel.

Der graue Nebel schmolz mehr und mehr in die volle Nacht hinüber. Die Straßenlaternen erhielten unter der Hand des eilig dahinhuschenden Anzünders ein halbes zitterndes Leben, das sich nur mühsam im nächsten Umkreis wahrnehmbar machte. Mrs. Tretherick saß noch immer in ihre Dämmergedanken vertieft am Fenster. Selbst Carrie war ihr unbemerkt entschlüpft und erst das lärmende Wiedereintreten des Kindes mit der noch von der Presse feuchten Abendzeitung brachte sie mit gewaltsamer Plötzlichkeit aus einer phantasmagorischen Vergangenheit in die nur zu reale Gegenwart zurück. Denn das Abendblatt enthielt jene langen Reihen von Anzeigen und Angeboten von Beschäftigungen und Stellen, welche Mrs. Tretherick in der Hoffnung, irgend etwas für sie Passendes zu finden, täglich mit demselben Eifer, täglich mit derselben Enttäuschung zu studiren pflegte. Sie ergriff das Blatt, schloß die Läden, zündete das Licht an und wollte eben die ihr gewohnte Lectüre beginnen, als ihre Augen, gleichsam instinctmäßig darauf gelenkt, auf eine Stelle in der Spalte der telegraphischen Nachrichten fielen und sie das Folgende las:

„Fiddletown, 7. Mr. James Tretherick, ein alter Bewohner dieses Ortes, starb in der vorigen Nacht am Delirium tremens. Wie es heißt, hatte sich Mr. Tretherick in Folge häuslichen Kummers der Unmäßigkeit ergeben."

Mrs. Tretherick sprang nicht empor. Sie wendete ruhig das Blatt um und blickte dann nach Carrie hinüber. Das Kind war in ein Bil-

derbuch vertieft. Sie störte es nicht, sondern verharrte vielmehr den ganzen Abend in Schweigen. Als sie aber Carrie entkleidet und niedergelegt hatte, warf sie sich plötzlich neben dem Bett auf die Kniee und den flammenden Kopf des Kindes zwischen ihre Hände nehmend, rief sie:

„Carrie, mein Liebling, könntest Du Dir's denken, je einen neuen Papa zu haben?"

Carrie besann sich einen Augenblick. Dann rief sie: „Nein!"

„Aber einen Papa, der Deiner Mama helfen soll, für Dich zu sorgen, Dich zu lieben, Dir hübsche Kleider zu geben, eine Dame aus Dir zu machen, wenn Du groß bist — möchtest Du auch Den nicht haben?"

Das Kind richtete seine schlaftrunkenen Augen groß auf die Fragerin.

„Möchtest Du, Mama?"

Eine glühende Röthe schoß über Mrs. Tretherick's Gesicht. „Schlafe!" rief sie mit scharfem Ton und ging raschen Schrittes nach dem Tisch zurück.

Halb erschreckt, halb erschöpft sank Carrie's Kopf in die Kissen. Eine Stunde später jedoch fühlte sich Carrie emporgehoben, von ein Paar weichen Armen umschlungen und an eine wogende, ringende Brust gepreßt, deren Kampf sich endlich in ein wildes Schluchzen löste.

„Nicht weinen, dute Mama", flüsterte Carrie, mehr in der Erinnerung an ihre letzte Unterhaltung mit Mrs. Tretherick als dem gegenwärtigen Moment Rechnung tragend. „Nicht weinen! Ich denke, ich würde einem neuen Papa sehr dut sein, wenn er nur Dir dut — aber sehr dut wäre."

Vier Wochen später gab es in allen Kreisen, die es anging, Staunen und Erörterungen des lebhaftesten Charakters. Mrs. Tretherick hatte sich auf's Neue verheirathet. Der glückliche Neuvermählte war — Oberst Starbottle von Fiddletown, Calaveras County, der nicht nur die „verwünscht-hübscheste" Frau bekam, sondern auch kurz vorher von seinen Mitbürgern zu ihrem Vertreter in der Staatslegislatur gewählt worden war. Da es uns unmöglich ist, dem frohen Ereigniß in erlesenerer Sprache gerecht zu werden, als dies seitens des in Sacramento erscheinenden „Globe" geschah, so wagen wir es, uns hier mit einigen der anmuthigen Sätze des genannten Blattes zu schmücken.

„Die nimmer rastenden Pfeile des verwegenen kleinen Gottes haben sich in neuerer Zeit ihre Opfer mit Vorliebe unter unseren galanten Solons erwählt. Wir haben schon wieder einen dieser glücklich Unglücklichen namhaft zu machen. Es ist der ehrenwerthe Oberst Starbottle von Calaveras County, Mitglied des Staatssenats. Die schöne Zauberin aber haben wir in der Person einer jungen Wittwe zu suchen, die jüngst erst in Sacramento in einem flüchtigen Priesterinverhältniß zu Thespis stand, dann als Alles entzückende Cäcilia den Ceremonien in einer der fashionabelsten Kirchen besondern Reiz lieh, während der letzten Wochen aber in San Francisco in distinguirter Zurückgezogenheit lebte." Der „Intelligencer" von Dutch Flat dagegen erblickte in dem Ereigniß nur eine neue Gele-

genheit zur Entfaltung des ihm eigenen cynischen Humors. Er sagte: „Das neue demokratische Streitroß von Calaveras, der sehr ehrenwerthe Staatssenator für dieses County, hat soeben die Autorität des Gesetzes in Anspruch zu nehmen gehabt, um den Namen Tretherick in Starbottle verwandeln zu dürfen. Im Volksmund heißt das: eine Heirathsbescheinigung erwirken. Mr. Tretherick ist gerade einen Monat todt. — Aber wir sind überzeugt, der tapfere Oberst fürchtet sich nicht vor den Geistern früherer Gatten." Was die Fiddletowner „Lawine" anbelangt, so schwieg sie ganz. Vielleicht befürchtete ihr jugendlicher Redacteur, die Welt würde Clara jetzt nur zu gut verstehen.

Zu Mrs. Tretherick's Ehre müssen wir übrigens erklären, daß Oberst Starbottle's Sieg keineswegs ein leichter gewesen war. Zu einer gewissen Sprödigkeit seitens der Dame gesellte sich ein weiteres Hinderniß in der Gestalt eines Nebenbuhlers — eines wohlhabenden Begräbnißbesorgers von Sacramento, welcher Mrs. Tretherick bereits auf der Bühne, dann in der Kirche gesehen, gehört und geliebt und es allen gesellschaftlichen Schwierigkeiten, welche ihm seine Profession in den Weg legte, zum Trotz verstanden hatte, sich dem Gegenstand seiner lautersten Gefühle zu nahen, ja ihm selbst nach San Francisco zu folgen. Da dieser Ehrenmann während einer Epidemie den Grund zu einem ansehnlichen Vermögen gelegt hatte, so erblickte der Oberst in ihm einen nicht zu unterschätzenden Rivalen. Zum Glück wollte es der Zufall, daß der Mann in eben dieser Zeit dazu ersehen ward, einem gesetzgeberischen Berufsgenossen des Obersten, dem dieser in einem Ehrenhandel die Alles entscheidende Antwort mit einer meisterhaft gezielten Pistolenkugel ertheilt hatte, das letzte irdische Schaugepränge zu veranstalten und in Folge dessen, entweder aus Angst vor einem Nebenbuhler, der aus solchem Ton zu sprechen liebte, oder aus Erkenntlichkeit für das ihm zugewandte Geschäft, als Mitbewerber um Mrs. Tretherick's Hand zurücktrat.

Die Flitterwochen der Neuvermählten, kurz an sich, wurden durch einen unerwarteten Zwischenfall zu noch schnellerm Abschluß gebracht. Während der Hochzeitsreise, welche das Paar unternahm, sollte Carrie in der Obhut einer Schwester Oberst Starbottle's verbleiben. Nur widerstrebend hatte sich Mrs. Starbottle in das Unerläßliche gefügt. Kaum hatte sie daher nach ihrer Rückkunft das Haus betreten, als sie auch erklärte, sofort zu Mrs. Culpepper eilen zu wollen, um ihr Kind wiederzusehen und es nie mehr von ihrer Seite zu lassen. Der Oberst und Staatssenator, welcher während der letzten Tage der Reise von einer gewissen Unruhe und Unstetigkeit gewesen war, der er nur durch gesteigerten Genuß der üblichen spirituosen Erfrischungen Herr zu werden vermochte, knöpfte Angesichts dieser Erklärung seinen Rock wie einen Panzer über der Brust zusammen, schritt, tief Athem holend, zwei oder drei Mal das Zimmer entlang und blieb dann in der imposantesten Haltung, plötzlich vor seiner jungen Frau stehen.

„Ich habe es bis jetzt vermieden", begann er in einem Ton, dessen

äußere Festigkeit mit seiner innern Furcht zunahm, „ich meine, ich habe es bis jetzt hinausgeschoben, zu erklären, daß es einen Punkt giebt — wo ich — wo meine Pflicht — verwünscht, wenn es nicht so ist, Ma'am — wo meine Pflicht aufhört. Ich will unsern ehelichen Sonnenschein — will die Knospe unseres Glücks — will gegenseitige Neigung nicht durch ewigen Störenfried — durch ewige Auseinandersetzungen peinlichster Natur ruiniren lassen. Mußte geschehen, Ma'am — ist mir verwünscht schwer geworden — ist aber doch geschehen. Das Kind ist fort!"

„Fort?" wiederholte Mrs. Starbottle.

Es lag Etwas in dem Ton ihrer Stimme, in der unheimlichen Erweiterung ihrer Pupillen und, wiewol sie saß, in ihrer ganzen Haltung, das den ritterlichen Obersten beinahe nüchtern gemacht hätte und die geschwellte Brust zusehends zusammensinken ließ.

„Nur eine Minute und, verwünscht, wenn nicht Alles erklärt ist", fuhr er mit einer beschwichtigenden Handbewegung fort. „Das traurige Ereigniß, dem wir unser Glück verdanken, das Euch frei gemacht — hat auch das Kind frei gemacht. Verstanden, frei gemacht! Die Stunde, in welcher Mr. Tretherick starb — verstanden, Ma'am — machte auch den Ansprüchen, allen Ansprüchen an das Kind für Euch ein Ende. Das ist das Gesetz — weil Euer Recht auf das Kind, wenn überhaupt eins bestand — nur durch Tretherick bestand. Wem gehört das Kind jetzt? Tretherick? Tretherick ist todt. Verwünschter Unsinn, wenn ein Kind einem todten Mann gehören sollte! Ist es Euer Kind? Nein! — Wem gehört es also? Seiner Mutter — Ma'am! Seiner Mutter, verstanden, Ma'am?"

„Wo ist das Kind?" rief Mrs. Starbottle mit leichenbleichem Gesicht und heiserer Stimme.

„Verwünscht, wenn ich nicht Alles erkläre. Das Kind gehört seiner Mutter — das ist Gesetz. Ich bin Advocat, Staatssenator, amerikanischer Bürger, Ma'am. Und der Teufel soll mich holen, Ma'am, wenn's nicht meine Pflicht als Gesetzgeber, als Staatssenator, als amerikanischer Bürger ist, das Kind seiner Mutter — seiner beraubten, trostlosen Mutter, Ma'am, um jeden Preis zurückzugeben — um jeden Preis!"

„Wo ist das Kind?" wiederholte die Frau, ihr Auge unverwandt auf den redegewaltigen Oberst geheftet.

„Zu seiner Mutter gegangen — nach dem Osten, Staat Newyork. Mr. Robinson in Genua, Staat Newyork, ist Mrs. Tretherick's Anwalt. An ihn ist das Kind gestern mit dem Steamer abgegangen. Verwünscht, wenn es anders ist — wenn treulose Meergötter das Kind nicht glücklich um das Cap Horn herum — nicht glücklich in die Arme seiner einsamen, beraubten Mutter bringen."

Mrs. Starbottle rührte sich nicht. Diese Ruhe begann den Oberst wirklich zu täuschen. Sie gab ihm seine Zuversicht in einem Grad zurück, daß er seine eingesunkene Brust nahezu zu ihrer gewöhnlichen Stattlichkeit aufzublähen vermochte. Seine Hand auf eine Stuhllehne stützend und mit einer gewissen schulmeisterlichen Art auf die regungslos

vor ihm Dasitzende herabblickend, nahm er den Faden seiner Beredsamkeit wieder auf:

„Ich will verwünscht sein, Ma'am, wenn ich Eure Gefühle nicht ehre. Ganz wundervolle Gefühle in der That — aber Andere haben auch Gefühle, versetzt Euch doch auch einmal in die meinigen!"

Und in immer sicherm Ton fuhr er fort: „Warum sollte ein ewiger Zwietrachtsgrund zwischen uns stehen — zwischen zwei Seelen, die nur einen Pulsschlag kennen, Clara? Das Kind ist ein schönes Kind, ein gutes Kind, aber irgend eines Andren Kind. Das Kind ist fort, Clara, aber wie wenig ist damit fort? Denkt doch auch an uns — habt Ihr mich nicht — mich, Clara?"

In diesem Moment schnellte Mrs. Starbottle in die Höhe, so plötzlich und so leidenschaftlich, daß der eben vertraulich zu ihr sich niederbeugende Colonel einen und dann noch zwei weitere Schritte zurückfuhr.

„Euch!" rief sie in einem Ton, der so hoch und gellend von ihren Lippen schallte, daß die feinen Glasprismen der Leuchter auf dem Kaminsims an einander zu klingen begannen. „Euch, den ich nur geheirathet habe, damit mein Liebling Kleider und Unterhalt bekäme! Euch, den ich wie einen Hund an meine Seite pfiff, damit er das zudringliche Männervolk von mir fortscheuche — Euch!"

Sie schoß hinter ihn, der, von jähem, abergläubischem Entsetzen ergriffen, in das nächste Zimmer, dasselbe, in welchem Carrie geschlafen, und von dort in ihr eigenes Schlafgemach geflohen war, einher, um, da er wieder im Vorderzimmer anlangte, vor ihm zu stehen, hochaufgerichtet, drohend, mit brennenden Wangenflecken im Gesicht und einem Zucken und Arbeiten der Kinnladen, wie er es in seinem Leben nur an Schlangen gesehen.

„Daß Ihr es wißt", rief sie und wieder klang ihre Stimme, die sich vorhin so schneidend und gell aus der Brust gerungen, rauh und heiser. „Daß Ihr mich hört! Denkt Ihr je daran, wieder ein Auge auf mich zu werfen — schafft erst das Kind herbei! Wollt Ihr je wieder zu mir sprechen, je wieder mich anrühren — erst das Kind zurückgebracht! Denn wohin sie geht — merkt genau auf mein Wort — gehe auch ich! Und wo sie ist, sucht nach mir!"

Sie stieß mit den ausgestreckten Armen nach ihm. Dann ihre Hände mit einer Geberde zurückziehend, als streife sie Fesseln ab, stürzte sie in ihre Stube, deren Thür sie zuschlug und verriegelte. Oberst Starbottle, dessen Vermögen, sich seiner Beine mit Sicherheit zu bedienen, durch die kurze aber wilde Zimmerjagd vollständig erschöpft worden, war unterdessen auf das Sopha gesunken, wo er, von der plötzlichen Hoffnung ergriffen, dies Alles sei nur eine wüst-spaßhafte Hallucination, den ihn auf's Neue überwältigenden Geistern jener Trankopfer unterlag, die er vor Beginn der Auseinandersetzung mit seiner Frau und offenbar in der Ahnung, vor etwas Außerordentlichem zu stehen, gefeiert hatte.

Die Frau aber begann in fliegender Hast ihre Kleider und sonstigen Habseligkeiten zusammenzupacken — gerade so, wie sie es im Lauf dieser merkwürdigen Geschichte schon einmal gethan hatte. Auch war es wol die Erinnerung daran, die plötzlich mit solchem Ungestüm auf sie eindrang, daß sie einhielt, sich emporrichtete und mit weit geöffneten Augen nach der Thür hinüberspähte, als sollte dort auf's Neue die Gestalt des Kindes emportauchen, als sollten dort noch einmal die Worte tönen: „Ist es Mama?"

Aber dies währte nur einen Augenblick und mit derselben zuckenden Handbewegung, mit welcher sie das berückende Bild verscheuchte, preßte sie auch die Thränen, die wieder einmal hervorbrechen wollten, hinter die Wimpern zurück. Und dann ereignete sich's, daß sie beim Auseinanderfalten von Wäsche auf einen kleinen, der Ausbesserung bedürftigen gestickten kleinen Morgenschuh stieß, den sie daselbst aufbewahrt hatte, um sofort nach ihrer Rückkehr das Nöthige daran zu thun. Ein lauter Schrei stieg aus ihrer Brust — der erste, den sie ausstieß. Sie preßte den Fund gegen ihren Busen, bedeckte ihn mit Küssen und trug ihn mit der ihrem Geschlecht eigenthümlichen wiegenden Bewegung im Zimmer auf und nieder. Als sie jedoch an das Fenster trat, um das ärmliche Vermächtniß ihres Lieblings genauer betrachten zu können, wurde sie von einem so heftigen Hustenanfall ergriffen, daß ihr der Schuh entsank und sie ihr Gesicht für mehrere Minuten in ihr Taschentuch pressen mußte. Dann war es ihr, als wiche der Boden, nach welchem sie sich, ihren kleinen Schatz aufhebend, bückte, vor ihr zurück — dann, als neige sich die Decke hernieder — nun schlug es wie graue Wogen über ihr zusammen und eben vermochte sie noch das Bett zu erreichen, um darauf, Taschentuch und Schuh gegen die Lippen gepreßt, vornüber hinzufallen. Die feurigen Kreise auf ihren Wangen hatten der Farblosigkeit des Schnees Raum gegeben — dunkle Ringe sanken um ihre Augen ein, auf ihren Lippen aber brannte ein rother Fleck und ein zweiter und dritter auf dem Taschentuch und dem weißen Linnen des Bettes daneben.

III.

Es war in der Weihnachtswoche des Jahres 1870.

Die kleine Stadt Genua im Staat Newyork bot ein Bild, welches die Ironie Derjenigen, die einst als Taufpathen bei ihr fungirt hatten, schneidender als je erscheinen ließ. Ein wilder Schneesturm, der alle Hecken, Büsche, Wege und Telegraphenpfähle auf der Windseite in Weiß gehüllt hatte, spielte um diese sanfte italienische Capitale, raste durch die offenen Vorhallen und Veranden der Wohnhäuser, schleuderte schwerklatschende Flockenmassen an die geschlossenen Jalousien und verwandelte die wenigen Personen, welche sich auf die Straße wagten, im Handumdrehen in Schneemänner. Die vier Kirchen des Ortes, obwol an sich nichts weniger als hoch, profitirten bereitwilligst von der Gelegenheit, ihre mißrathenen Thürme in dem treibenden und wirbelnden Chaos, welches die Luft erfüllte,

zu verstecken. Am wunderlichsten nahm sich die neue Methodistenkapelle in der Nähe der Eisenbahnstation aus, deren Aehnlichkeit mit einer Locomotive durch die pyramidenförmige, einem Schneepflug auf ein Haar gleichende Treppenflucht noch um ein Bedeutendes erhöht wurde, und welche in diesem Augenblick aussah, als kämpfe sie an der Spitze eines gespensterhaften Riesenzuges vergebens gegen das Unwetter an. Selbst der Stolz von Genua, das große Crammer-Institut für junge Damen, mit seiner langen Backsteinfront und der Kuppel darüber, verschwand in dem elementaren Aufruhr, während es zu jeder andern Zeit sicher sein konnte, von dem Rücken des Hügels aus, auf dem es sich außerhalb des Ortes erhob, zuerst die Aufmerksamkeit und die Bewunderung des Fremden zu erregen.

Der Locomotivenpfiff des vier Uhr-Schnellzuges lockte keinen der Neugierigen und Müßiggänger zur Station, die sich sonst regelmäßig daselbst einzufinden pflegten. Ein einziger Reisender verließ den Zug und verschwand in dem Schlitten des Genua-Hotels, der eben im Begriff war vom Schnee begraben zu werden. Der Zug aber sauste mit jener, namentlich Schnellzügen eigenen Gleichgiltigkeit gegen menschliche Neugierde und menschliche Empfindungen davon. Das einzige Bagagestück wurde in das Stationsgebäude gerollt, die Thür desselben verschlossen und das Ganze von dem nach Hause eilenden Stationswärter dem Schneesturm zur ausschließlichen Verfügung überlassen.

Ganz ungehört sollte der Locomotivenpfiff des vier Uhr-Personenzuges indessen doch nicht verhallen. Er wurde nicht ohne Bedauern, ja vielleicht nicht ohne Gewissensbisse, von drei jungen, dem Crammerinstitut angehörenden Damen vernommen, welche sich eben in dem Hinterzimmer von Mrs. Phillipps ländlicher Conditorei an allerlei Näschereien nach Herzenslust gütlich thaten. Denn wie streng und umsichtig gehandhabt auch die Disciplin des Crammerinstituts war, doch gab es gewisse Fälle, in denen selbst sie nicht hinreichte, aus den ihr anvertrauten Zöglingen jene Meisterstücke moralischer und physischer Entwickelung zu machen, welche allen Eltern und Vormündern als das unfehlbare Product eines dreijährigen Cursus verheißen wurden. Fälle kamen vor, in denen gewisse junge Damen den etwas spartanischen Mahlzeiten des Instituts alle mögliche Ehre widerfahren ließen, um dann im Geheimen den leckeren Dingen der guten Mrs. Phillipps' mit verdoppelter Lust zuzusprechen; Fälle, in denen die Kirche mit förmlichstem Eifer besucht — und mit den ländlichen Stutzern in der unförmlichsten Weise geliebäugelt wurde; und Fälle endlich, in welchen die ernste und erhebende Belehrung der Unterrichtsstunden mit wahrer Andacht entgegengenommen ward — und in den Freistunden mit mindestens derselben Andacht die allerfadesten und seichtesten Novellen verschlungen wurden. Das Ergebniß dieser eigenthümlichen Doppelerziehung waren drei gesunde, fröhliche, in keiner Beziehung auf den Kopf gefallene und namentlich nichts weniger als unselbstständige, junge Geschöpfe, welche dem Institut so viel Ehre wie möglich machten. Selbst Mrs. Phillipps, bei welcher

diese gesunden, fröhlichen und nichts weniger als auf den Kopf gef[illegible] jungen Geschöpfe nicht selten mit ganz erklecklichem Beträgen im Schul[illegible] buch figurirten, fühlte sich durch die Gegenwart dieser drei Gäste zu jeder Zeit erfrischt und erheitert und erklärte, daß der Besuch „der jungen Dinger" ihr gut thäte — wie es denn auch eine Thatsache war, daß sie der Entdeckung ihrer Besuche bereits mehrmals durch allerlei doppelsinnige Aussagen vorgebeugt hatte.

„Vier Uhr, Ihr Mädchen!" rief die größte dieser drei thörichten Jungfrauen von Genua, als der Locomotivenpfiff des vier-Uhr Schnellzuges verhallt war. „Vier Uhr, und wenn wir um fünf nicht beim Gebet sind, werden wir vermißt." Und indem sie ihre etwas gebogene Nase in die Höhe warf, erhob sie sich mit jenem gebieterischen Ungestüm, welches in ihr sofort die Führerin des Trios erkennen ließ. „Hast Du die Bücher, Abby?" Abby brachte drei zerlesene Leihbibliothekexemplare unter ihrem Regenmantel hervor. „Und Du den Kuchen für morgen früh, Carrie?" Carrie zeigte ein verdächtiges Päckchen, welches sie eben mit Mühe in die Tasche ihres Kleides gezwängt hatte. „Gut, und nun vorwärts, Ihr Mädchen!" Und auf die Thür zuschreitend nickte sie Mrs. Phillipps zu und rief: „Schreiben Sie es auf — ich bezahle, wenn mein nächstes Taschengeld kommt."

„Nein, Kate", fiel ihr Carrie in's Wort, und zog ihr Taschenbuch, „laß mich bezahlen, die Reihe ist heute an mir."

„Auf keinen Fall!" rief Kate und zog ihre Augenbrauen in die Höhe. „Wie reiche Verwandte Du auch haben magst, und wie viel Dir zum eigenen Gebrauch auch von Californien geschickt werden mag — auf keinen Fall! Kommt, vorwärts, Marsch."

Als sie die Thür des Ladens öffnete, brauste gerade ein heulender Wind- und Schneestoß mit solcher Wildheit heran, daß die den Reigen eröffnende Kate fast umgerissen wurde. Die gutmüthige Mrs. Phillipps erschrak. „Gott schütze uns, Kinder! Ihr dürft mir in dem Wetter nicht zurück. Ich will nach dem Institut hinauf schicken und Euch ein hübsches Bett in meinem Parlor machen." Aber ein Terzett von Gelächter und Jubel übertönte ihre Worte, und schon waren die drei Mädchen, sich an den Händen fassend, die Stufen des Hauses hinabgetanzt und mit dem kreisenden Schnee davongewirbelt.

Der kurze, ohnehin von keinem Sonnenstrahl erhellte Decembertag ging mit Macht zur Rüste. Es war nahezu dunkel und die Luft glich einem Meer von schweren, treibenden Flocken. Während der ersten zehn Minuten ihrer nächtlichen Fahrt hielt die drei Abenteurerinnen ihre strotzende Jugend, ihr Uebermuth und die Unbekanntheit mit den Elementen, mit denen sie sich eingelassen, frisch und aufrecht. Als sie jedoch bei einer scharfen Biegung der Landstraße ihren Weg abkürzend, quer durch das offene Feld schritten und dabei tief und immer tiefer in mächtige Schneewehen geriethen, erlahmten ihre Kräfte, ihr Gelächter wurde immer seltener und große Thränen standen in Carrie's braunen Augen.

Als sie endlich die Straße wieder gewonnen, machten sie erschöpft Halt, und Carrie sagte bittend: „Laßt uns zurückgehen!"

„Mich bekommt keine Macht noch ein Mal durch das Feld!" rief Abby.

„So laßt uns wenigstens im nächsten Hause einkehren", fuhr Carrie fort.

„Das nächste Haus", entgegnete Abby, indem sie in die Dunkelheit hinauslugte, „ist Anwalt Robinson's Haus", und sie warf einen herausfordernden Blick auf Carrie, die ihr trotz des Unbehagens und der Angst, die sie empfand, das Blut in die Wangen jagte.

„Ja, ja", rief Kate mit affectirter Feierlichkeit, „laßt uns eine rettende Zuflucht bei Anwalt Robinson suchen, „laßt uns zum Thee eingeladen und dann mit einer pomphaften Entschuldigung Mrs. Robinson's an Doctor Crammer in der Robinson'schen Staatskutsche zurückgebracht werden! Nein", fuhr sie in ihren alten energischen Ton zurückfallend fort, „das mag Euch passen. Ich gehe zurück, wie ich kam: durch's Fenster — oder gar nicht!" Dann schoß sie plötzlich wie ein Habicht auf Carrie los, welche eben Miene machte, sich in ihrer Erschöpfung auf eine Schneewehe niederzulassen: „Du willst hier wol gar einschlafen?" rief sie und schüttelte sie halb zornig, halb zärtlich. „Aber still — seid Alle ein Mal still — was ist das?"

Es war der Klang eines Schlittengeläutes. Näher und näher klingelte es heran. Nun schoß das leichte Gefährt mit einem einzigen Insassen darin aus der Dunkelheit hervor.

„Versteckt Eure Gesichter, Mädchen!" gebot Miß Kate. „Wenn es Einer ist, der uns kennt, sind wir verloren."

Aber es war Keiner, der sie kannte, denn eine Stimme, ihren Ohren völlig fremd aber äußerst wohlklingend und freundlich, fragte aus dem Schlitten heraus, ob man den Damen mit irgend etwas helfen könne.

Als sie sich umwendeten, erblickten sie einen Mann in anschließendem Pelzrock, mit einer Biberkappe und einem Paar glänzender Augen, die zwischen der Kappe und einem mächtigen dunklen Schnurrbart nach ihnen hinüberblitzten. „Es ist ein Sohn von St. Nicolas", flüsterte Abby. „Es ist" — aber sie verstummte schnell, denn schon stand der Fremde neben ihnen. Eine Minute darauf saßen sie hübsch warm und trocken im Schlitten, kichernd, sich aneinander drängend und jeden Augenblick mehr von ihren alten Lebensgeistern zurückgewinnend.

„Wohin soll ich Sie bringen?" fragte der Fremde mit einer Stimme, die zwar höflich, aber bis zur Gleichgiltigkeit ruhig klang. Sie steckten die Köpfe wispernd und flüsternd zusammen. Aber Kate machte dem Gewisper und Geflüster ein Ende, indem sie kurz entschlossen sagte: „Nach dem Crammerinstitut!"

Einige Minuten später fuhren sie den verschneiten Parnaß empor und die feierliche Backsteinfront des Institutsgebäudes entlang. Plötzlich hielt der Fremde die Pferde an:

„Sie wissen den Weg besser als ich", sagte er, „wo wünschen Sie hineinzugehen?"

„Durch das Hinterfenster!" entgegnete Kate mit schier entgeisterndem Freimuth.

„Ah so", sagte der Fremde, „ich sehe schon." Und aus dem Schlitten springend, entfernte er das Geläut von den Pferdegeschirren. „Nun können wir so nahe heranfahren, wie es Ihnen beliebt", setzte er erklärend hinzu und schwang sich wieder auf seinen Sitz.

„Er ist bestimmt ein Sohn vom alten St. Nicolas", flüsterte Abby. „Sollten wir ihn nicht einmal nach seiner Verwandtschaft fragen?"

„Er ist ein Engel, nicht mehr und nicht weniger", entschied Kate, „und wir sehen wie drei Hexen aus."

Vorsichtig längs des hintern Zaunes hinfahrend, hielten sie endlich an einer dunklen Mauer still. Der Fremde schritt vor, um den Insassen seines Schlittens beim Aussteigen behülflich zu sein. Trotz des völligen Einbruchs der Nacht verbreitete der frischgefallene Schnee eine gewisse Helle und jede von den Dreien konnte bemerken, daß sie von ihrem Ritter, während er sie auf die Erde niedersetzte, einer möglichst genauen Musterung unterworfen wurden. Dann half er, vorsichtig das Fenster zu öffnen, und zog sich, während das nicht ganz leichte Hineinsteigen bewerkstelligt wurde, wieder nach dem Schlitten zurück. Dann, als das aus dem Innern des Hauses zu ihm hinüberklingende Kichern und Wispern ihm sagte, daß die Festung glücklich genommen sei, trat er auf's Neue heran.

„Schönen Dank und gute Nacht!" wisperten ihm die drei Stimmen entgegen. Er erwiederte nichts, sondern lehnte sich über das Fensterbret so weit als möglich in den dahinter befindlichen Raum hinein. „Würden Sie mir wol erlauben, hier meine Cigarre anzuzünden? Es möchte Aufmerksamkeit erregen, wenn ich draußen Licht machte." Gleich darauf schoß es wie ein Blitz von dem Zündhölzchen her, welches der Fremde in seiner Hand hielt, und dessen Licht voll auf Kate's Gestalt fiel, die in dem Fenster, wie in einem Rahmen, hochaufgerichtet dastand. Das Zündhölzchen brannte langsam zwischen seinen Fingern herunter. Kate lachte muthwillig auf. Sie sah, daß er gar nicht daran dachte, sich eine Cigarre anzubrennen, und sah zugleich, daß er genug gesehen hatte. Wofür stand sie auch an der Spitze ihrer Classe und hatte Eltern, die eine dreijährige Pension für sie im voraus bezahlt hatten? —

Der Sturm hatte ausgetobt und die Sonne schien hell über die schneestarrende Welt hinweg in den großen nach Osten gelegenen Saal der ersten Classe, als Miß Kate, welche dem Fenster zunächst saß, ihrer Nachbarin Carrie plötzlich einen Stoß versetzte, und die Hand auf's Herz drückend, sich den Anschein gab, als wolle sie ihr vor Ueberraschung und Bewegung in die Arme fallen.

„Er kommt", stieß sie in leidenschaftlichem Flüsterton hervor, „er kommt!"

„Wer?“ fragte Carrie, die nie recht wußte, ob Kate im Ernst oder im Scherz sprach.

„Wer? Wer sonst als der Mann, der uns gestern Abend rettete? Eben sah ich ihn an dem großen Thor vorfahren. Sprich nichts“, setzte sie hinzu, „ich denke, ich brauche nur einen Augenblick, um hier wieder Ordnung herzustellen“, und die unverbesserliche Komödiantin legte ihre Hand, wie Schmerzen stillend, an die Stirn.

„Was kann er hier nur wollen?“ fragte Carrie, deren Neugierde erregt war.

„Ich weiß nicht“, sagte Kate. Und sich plötzlich zur höchsten Höhe affectirten Galgenhumors aufschwingend, fügte sie hinzu: „Doch ja, wahrscheinlich seine fünf Töchter zur Schule bringen, möglicherweise auch seiner jungen Frau zur Vollendung ihrer Erziehung einen letzten Cursus geben lassen und sie auf das Eindringlichste vor uns warnen.“

„Er sieht nicht wie verheirathet aus und wie ein Vater schon ganz und gar nicht“, rief Abby dagegen.

„Das ist seine Schlauheit, ist seine Kunst, Du bedauernswerthes Geschöpf“, entgegnete Kate auffahrend. „Was Du auch über diese Männer denken magst, sie täuschen immer. Und mein Schicksal ist es vor Allen!“

„Wie das? Kate?“ fragte Carrie und wagte eine Art vorwurfsvollen Blickes auf ihre Freundin zu werfen.

„Still, Miß Walker sieht nach uns.“

Abby ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern wiederholte ganz laut noch ein Mal: „Was er hier nur suchen mag — oder vielleicht — wen?!“

„Miß Carrie Tretherick!“ rief in diesem Augenblick Miß Walker, der soeben eine Karte übergeben worden war, „Miß Carrie Tretherick wird im Sprechzimmer gewünscht.“

Die Sache hing folgendermaßen zusammen. Vor etwa zehn Minuten war Mr. Jack Prince (dies war der Name, welcher auf der Karte stand) in der That vor dem Institut vorgefahren und hatte dem hochwürdigen Dr. Crammer in dem dem größern Publicum als „Empfangszimmer“, den jungen Damen der Anstalt jedoch nur als „Fegefeuer“ bekannten kleinen Parlor verschiedene Briefe und Beglaubigungsschreiben vorgelegt, um dann mit der Versicherung, daß Miß Tretherick sofort erscheinen werde, nach dem großen Sprechzimmer gewiesen zu werden. In demselben auf- und abschreitend konnte er, dessen Beobachtungsgabe eine eben so rührige wie im Lauf langer Jahre geübte war, nicht umhin, schnell die ganze Ausrüstung dieses feierlichen Raumes in sich aufzunehmen, von dem großen, einem aufgespannten Regenschirm ähnlichen Luftheizungsapparat, der das eine Ende erwärmte, bis zu der mächtigen Gypsbüste des Doctor Crammer, welche das andere Ende auf das Mitleidsloseste erkältete — von dem Vaterunser, das ein ehemaliger Schreiblehrer des Instituts mit einem solchen Wust von mikroskopischen Schnörkeln überladen hatte, daß von der gefälligen Com-

position des Ganzen so gut wie nichts übrig geblieben war, bis zu den drei Ansichten von Genua, die eine prämiirte Schülerin des Instituts nach der Natur auf das Papier gezaubert, und die von Jedem, der Italien nicht kannte, auf ihre Unterschrift hin als Skizzen der ligurischen Meerkönigin bewundert zu werden pflegten — von den beiden in schreiendsten und willkürlichsten Farben ausgeführten biblischen Scenen bis zu der großen Photographie, auf welcher die jungen Damen der ersten Classe mit Negergesichtern und in einer Anordnung erschienen, die lebhaft an die Uebereinanderschichtung von Aepfeln im Auslagkorbe eines Obststandes erinnerte. Dann hatte sich seine lebhafte und leicht erregte Phantasie die mannigfachen Scenen von Abschied und Wiedersehen, von Erwartung und Enttäuschung ausgemalt, welche diese Räume schon bezeugt haben mußten — und unwillkürlich stand er erstaunt, daß sie so kalt, so wenig vom Hauch menschlichen Webens und Wirkens durchweht aussahen. Und immer weiter gingen seine Gedanken — so daß wir fast fürchten, der eigentliche Gegenstand seiner Anwesenheit in dem großen Sprechzimmer des Crammerinstituts sei bereits ein wenig vergessen gewesen, als die Thür sich öffnete und Carrie Tretherick vor ihm stand.

Es war mehr, als er sich im vagen Hinbrüten der Herfahrt zu hoffen gestattet hatte — es war eines der Gesichter, die er am Abend vorher gesehen hatte — und hübscher selbst, als es ihm damals im Widerschein des flimmernden Schnees erschienen war. Und doch besorgen wir, daß er eine Art Enttäuschung, wenn auch nur dunkel und selbst den Grund dafür nicht wissend, empfand. Ihr überreiches Haar war von der gesättigtsten Goldfarbe, ihre Hautfarbe hatte eine Weiße, wie sie nur gewissen Blumen eigen zu sein pflegt, und ihre Augen waren von dem Braun des Seegrases, wenn es eben aus der feuchten Tiefe auftaucht. Es war sicherlich nicht ihre Schönheit, die ihn enttäuschte.

Was Carrie anbelangt, so wußte sie, nicht gleich ihm gewöhnt, sich in einem Augenblick mit ihren Gefühlen zurechtzusetzen, in diesem Moment nur, daß sie sich etwa eben so behaglich, wie unbehaglich fühlte. Sie sah vor sich einen jener Männer, die von einer jeden ihres Geschlechts für „nett“ erklärt zu werden pflegen. Er war untadelhaft in allen Aeußerlichkeiten — Anzug, Manier, Haltung und Gesichtsausdruck. Und doch hatte er etwas, das Carrie entschieden betroffen machte — er hatte absolut keine Aehnlichkeit mit irgend Jemandem, den sie sich noch gesehen zu haben erinnerte, und da das Originelle sehr oft mehr dazu angethan ist, Leute abzuschrecken als anzuziehen, so fühlte sie eigentlich nichts weniger als eine Voreingenommenheit zu seinem Gunsten.

„Ich kann kaum hoffen“, begann er in zuvorkommendem Ton, „daß Sie sich meiner noch erinnern werden.“ Dann absichtlich eine Pause eintreten lassend, wie um ihr Zeit zur Sammlung ihres Gedächtnißvermögens zu geben, fuhr er fort: „Es sind jetzt nahezu zwölf Jahre und Sie waren noch ein sehr kleines Mädchen. Auch muß ich zu meinem Bedauern gestehen, daß ich mich nicht einmal auf einen

gewissen Grad von Vertraulichkeit beziehen kann, welche doch so leicht zwischen einem sechsjährigen Kind und einem jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren bestanden haben könnte. Ueberhaupt erinnere ich mich nicht, eine besondere Vorliebe für Kinder gehabt zu haben. Aber ich kannte Ihre Mutter sehr wol. Ich war Redacteur der Fiddletowner „Lawine", als sie mit Ihnen nach San Francisco ging.

„Sie meinen meine Stiefmutter, es war nicht meine Mutter, wie Sie wol wissen", fiel ihm Carrie in's Wort.

Mr. Prince sah ihr ein wenig erstaunt in's Gesicht. „Ihre Stiefmutter, gewiß! Ich habe nie den Vorzug gehabt, mit Ihrer rechten Mutter zusammen zu treffen."

„Nein, meine Mutter ist in den letzten zwölf Jahren nie in Californien gewesen."

Es lag ein entschiedener Nachdruck auf den beiden Bezeichnungen Mutter und Stiefmutter, und die Art und Weise, in der sie auseinander gehalten wurden, war zu geflissentlich, als daß Mr. Princes Interesse nicht auch noch aus einem andern Grund als dem der persönlichen Theilnahme für die eine dieser, so sorglich von einander geschiedenen Personen hätte erregt werden sollen.

„Ich weiß es", entgegnete er. „Da ich aber im Augenblick die Ehre habe, im Namen Ihrer Stiefmutter vor Ihnen zu stehen", und ein bezeichnendes Lächeln umspielte seine Lippen, „so muß ich Sie schon bitten, für einige Minuten auf Ihre californische Zeit zurückzukommen. Nach Ihres Vaters Tod erkannte Ihre Mutter — ich meine Ihre Stiefmutter, die Thatsache an, daß Ihre rechte Mutter, die erste Mrs. Tretherick, nach den Geboten des Gesetzes und der Moral Ihre Schützerin war, und stellte Sie, obwohl im heftigsten Kampf mit Ihren Wünschen und Neigungen, unter diesen Schutz zurück."

„Aber meine Stiefmutter verheirathete sich einen Monat nach meines Vaters Tod auf's Neue und schickte mich nach Hause", sagte Carrie mit Entschiedenheit und ohne das leiseste Zeichen von Verwirrung.

Mr. Prince lächelte so sanft und in so zustimmender Weise, daß er Carrie zu gefallen begann. Dann, ohne auf die Unterbrechung weiter einzugehen, fuhr er fort: „Nachdem Ihre Stiefmutter diese Handlung einfacher Billigkeit vollzogen, traf sie mit Ihrer Mutter ein Abkommen dahin, die Kosten Ihrer Erziehung bis zum achtzehnten Jahr zu bestreiten, zu welcher Zeit Sie selbst die Entscheidung zu treffen haben sollten, wem von Beiden sie fortan zugehören wollten."

„Ich war ein bloßes Kind zu jener Zeit", sagte Carrie.

„Gewiß", pflichtete Mr. Prince mit demselben sanften Lächeln bei, „und so weit ich weiß, sind die verabredeten Bedingungen weder für Sie, noch für Ihre Mutter jemals lästig geworden. Der einzige Zeitpunkt, in welchem Sie dies werden möchten, dürfte der sein, da Sie Ihre Wahl zu treffen haben werden, d. h. an Ihrem achtzehnten Geburtstag, welcher, wie ich glaube, übermorgen ist."

Carrie schwieg.

„Bitte, denken Sie nicht, daß ich hier bin, um etwa Ihre Entscheidung zu empfangen — selbst wenn Sie bereits über Das, was Sie thun wollen, mit sich einig sind. Ich komme nur, um Ihnen anzuzeigen, daß Ihre Stiefmutter, Mrs. Starbottle, morgen im Ort sein und einige Tage im Hotel zubringen wird. Ist es Ihr Wunsch, Miß Tretherick, sie zu sehen, ehe Sie sich entschließen, so wird ihr dies gewiß die größte Freude bereiten. Im Uebrigen wünscht sie ängstlich Alles zu vermeiden, wodurch sie den Anschein gewinnen könnte, Ihren Entschluß beeinflussen zu wollen."

„Weiß meine Mutter, daß Mrs. Starbottle kommt?" fragte Carrie hastig.

„Ich weiß nicht", entgegnete Mr. Prince bedächtig. Ich weiß nur, daß es mit Wissen Ihrer Mutter, Mrs. Tretherick, geschehen wird, wenn Sie beschließen sollten, Mrs. Starbottle vorher zu sehen." Und langsam ein jedes der folgenden Worte betonend, fuhr er fort: „Es ist Mrs. Starbottle's Wille, den vor zehn Jahren eingegangenen Vertrag auf das Gewissenhafteste zu halten. Aber ihre Gesundheit hat seitdem arg gelitten und es ist wol möglich, daß ihr die ländliche Ruhe hier für ein paar Tage gut thun wird." Und Mr. Prince heftete seine durchdringenden Augen fest auf das junge Mädchen und hielt erwartungsvoll den Athem an, bis sie aufblickend erwiederte:

„Ich erwarte meine Mutter noch in dieser Stunde hier."

„Ah!" sagte Mr. Prince mit seinem freundlichsten Lächeln. Eine Pause trat ein.

„Ist Oberst Starbottle auch hier?" fragte Carrie plötzlich.

„Oberst Starbottle ist todt — Ihre Stiefmutter ist wieder Wittwe."

„Todt?" wiederholte Carrie.

„Ja", sagte Mr. Prince, „es ist nun einmal das Schicksal Ihrer Stiefmutter, alle ihre Neigungen zu überleben."

Carrie verstand offenbar nicht, was er meinte und setzte sich, um in ihrer Verlegenheit wenigstens Etwas zu thun, auf den nächststehenden Stuhl nieder.

Mr. Prince stellte sich, die Hand auf die Lehne legend, neben sie.

„Es thut mir leid", sagte er, sich herniederbeugend, und ein eigenes Licht dämmerte in seinen Augen auf, „es thut mir leid, daß Ihnen das Alles so schwer auf's Herz fällt. Es haben ja noch zwei Tage zu vergehen, ehe Sie Ihr entscheidendes Wort zu sprechen haben. Drum Muth! Und nun zu etwas Anderm! Ich hoffe, Sie haben sich gestern Abend nicht erkältet?"

„Sie müssen uns für hübsche Närrinnen halten", rief sie. „Es war aber auch zu albern von uns, Ihnen so viele Ungelegenheiten zu bereiten."

„Durchaus nicht, durchaus nicht — ich versichere Sie", entgegnete er mit scherzhafter Feierlichkeit. „Mein Schicklichkeitsgefühl, welches sicherlich herausgefordert worden wäre, wenn es sich darum gehandelt

hätte, drei jungen Damen bei Nacht aus dem Fenster eines Schulhauses herauszuhelfen, konnte nur eine Genugthuung darin erblicken, besagten drei jungen Damen zur Rückkehr durch dasselbe Fenster behülflich zu sein."

In diesem Augenblick klang die Hausglocke mit schrillem, feindlichem Ton durch das Gebäude. Mr. Prince richtete sich auf:

„Bis übermorgen denn! Und pflegen Sie mit Niemandem Rath, als mit sich selbst, Miß Tretherick, und werfen Sie den Würfel nicht eher, als bis der Moment gekommen."

Aber Carrie hörte schon nicht mehr auf ihn. Stimmen, die im Hausflur vernehmbar wurden, nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie näherten sich und die Thür öffnend meldete der Hausdiener:

„Mrs. Tretherick und Anwalt Robinson!"

— — — — — — — — — — — — —

Der vier Uhr-Schnellzug hatte eben seiner regelmäßigen Entrüstung darüber, daß er in Genua überhaupt halten mußte, durch seinen gellenden Locomotivenpfiff Luft gemacht, als Mr. Jack Prince in die Hauptstraße des Ortes einbog und auf das Hotel zufuhr. Er sah menschenfeindlich und blasirt aus. Offenbar hatte ihn die eben zurückgelegte Spazierfahrt von zwölf Meilen über verschneite Feldwege, durch kleine umliegende Dörfer, durch ärmliche Anwesen und zwischen lächerlichen Villencaricaturen hindurch in eine nicht weniger gereizte und pessimistische Stimmung versetzt als seine dampfenden, erschöpften Pferde. Selbst dem Wirth des Hotels, der ihm auf der Treppe entgegenkam, wäre er in weitem Bogen ausgewichen, wenn ihm dieser nicht mit den Worten: „Im Damenzimmer erwartet Sie Jemand", den Weg vertreten hätte.

Im Nu war er die Treppe emporgesprungen und sah sich, in das Damenzimmer tretend, Mrs. Starbottle gegenüber, die ihm entgegengeeilt kam.

Sie hatte sich in diesen zehn Jahren schlimm verändert. Ihre Gestalt erschien mager, eckig und gebeugt. Die schönen Rundungen von Hals und Schultern waren verschwunden, um den einst so vollen Arm schlotterte der Aermel in zahllosen Falten und ihre Hände schlossen sich durchsichtig und fleischlos um die dargereichte Hand Jack Prince's. Die fieberische Röthe der Schwindsucht brannte auf ihren hervorstehenden Backenknochen und die Grübchen, welche dieses Gesicht einst geziert, waren irgendwo in den eingefallenen Wangen versunken, ohne daß ihre Gräber eine Spur hinterlassen hatten. Ihre sammetdunklen Augen, mit dem räthselhaften Anflug von schiefem Blick des einen waren freilich dieselben geblieben, wenn sie auch von Schatten umgeben erschienen, welche sie früher nicht umlagerten. Auch ihr Mund hatte noch immer ein süßes Lächeln, obgleich die Lippen ihre schwellende Fülle und ihre Gluth verloren hatten. Und die Pracht ihres hellbraunen Haares hatte nicht zerstört werden können, obgleich es dünner und glätter geworden

und selbst in der Fülle, die ihm geblieben, die eingesunkenen blaugeäderten Schläfen dem Blick des schärfer Zuschauenden nicht entziehen konnte.

„Clara!“ rief Mr. Prince in vorwurfsvollem Ton und leitete die an allen Gliedern Zitternde sogleich zu ihrem Sitz zurück.

„Verzeihung, Jack, Verzeihung!“ sagte sie mit einer Stimme, die vor Erregung bebte, und indem sie seine Hand noch immer fest in der ihrigen hielt: „Ich konnte nicht länger warten. Noch eine solche Nacht und ich wäre gestorben. Haben Sie Geduld mit mir, lieber Jack, lange wird es ohnehin nicht dauern und lassen Sie mich hier bleiben. Auch wenn ich sie nicht zu sehen bekomme und wenn ich auch nicht zu ihr sprechen darf — doch macht es mich schon glücklich, ihr wenigstens so nahe zu sein, dieselbe Luft mit meinem Herzblatt zu athmen, daß ich mich schon jetzt besser fühle, Jack! Haben Sie sie gesehen? Wie sieht sie aus? Wie sprach sie? Sagen Sie mir Alles, Jack. Ist sie sehr groß geworden? Würden Sie sie wieder erkannt haben? Und, Jack, wird sie kommen? Vielleicht ist sie gar schon hier gewesen — vielleicht“, und sie sprang mit fliegender Aufregung empor und blickte nach der Thür, „vielleicht ist sie gar in diesem Augenblick hier, Jack! Warum — warum sprechen Sie nicht? Sagen Sie mir Alles!“

Die durchdringenden Augen, welche in die ihrigen blickten, glänzten von einem Ausdruck zärtlicher Sorge, deren sie vielleicht Niemand außer ihr, der diese Sorge galt, für fähig gehalten hätte. „Clara“, sagte er, „beruhigen Sie sich, Sie zittern an allen Gliedern und die Reise hat Sie mehr als erschöpft. Gewiß habe ich Carrie gesehen. Sie ist gesund und schön. Das sei Ihnen genug — einstweilen genug.“

Die wohlthuende Festigkeit, mit welcher er sprach, beruhigte sie auch dieses Mal, wie sie es schon so oft gethan. Indem er ihre durchsichtige Hand streichelte, fragte er:

„Hat Carrie Ihnen je geschrieben?“

„Zwei Mal, um für kleine Geschenke zu danken — Briefe, wie sie Schulmädchen zu schreiben pflegen.“

„Hatte sie je eine Ahnung von Ihrer eigenen, sorgenvollen Lage? Von Ihrer Armuth? Von den Opfern, welche Sie bis vor Kurzem noch bringen mußten, um ihren Aufenhalt im Institut zu bestreiten? Von dem Verkauf, der Verpfändung Ihrer Habseligkeiten? Von —“

„Nein, nein“, fiel ihm die Frau erschreckt in's Wort. „Woher sollte ich einen Feind haben, der grausam genug gewesen wäre, ihr dies zu verrathen?“

„Aber wenn sie oder Mrs. Tretherick doch darum gewußt hätte? Wenn es ihr doch bekannt gewesen wäre, daß Sie arm und nicht in der Lage waren, ihren Unterhalt ohne die schwerste Entsagung zu bestreiten, so möchte das leicht ihre Entscheidung beeinflussen. Junge Mädchen haben eine Vorliebe für Das, was Reichthum zu gewähren vermag. Sie wünscht sich vielleicht eine vermögende Familie, einen reichen Anbeter.“

Mrs. Starbottle zuckte zusammen. „Aber“, rief sie aus und ergriff mit Heftigkeit Jack's Hand, „als Sie mich krank und verlassen in Sa-

cramento fanden und als Sie — Gott segne Sie ewig dafür, Jack! — mir Mittel zur Verfügung stellten, mir anboten, mich nach dem Osten zu bringen, da sagten Sie ja, Sie wüßten und kennten irgend Etwas — Sie hätten einen Plan, der Carrie und mich unabhängig machen würde?"

„Ja", sagte Jack hastig und ablenkend, „aber erst müssen Sie wieder wohl und stark sein. Und jetzt, da Sie sich beruhigt haben, sollen Sie auch meinen Bericht über den Besuch im Crammerinstitut haben."

Und nun begann Mr. Jack Prince seine Zusammenkunft mit Carrie mit einer Wahrhaftigkeit und Treue zu erzählen, daß wir befürchten, mit unserm Bericht nur geringe Ehre eingelegt zu haben. Ohne eine einzige Thatsache zu verschweigen, ohne ein Wort oder sonst eine Einzelheit auszulassen, verstand er es zugleich, einen poetischen Schleier über das Ganze zu breiten und die junge Heldin mit jener Romantik zu umgeben, die einst die Spalten der Fiddletowner „Lawine" eben so lehrreich wie bezaubernd gemacht hatte. Und erst als er das hectische Roth auf den Wangen seiner Zuhörerin immer schärfer aufzucken sah und ihr Athmen immer beflügelter aus der Brust steigen hörte, schloß er seinen Bericht mit einer abschwächenden Wendung, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Gott helfe mir — aber wie kann ich jetzt Alles sagen?"

Abends, als Mrs. Starbottle ihr müdes, noch immer fieberndes Haupt auf das Kissen legte, versuchte sie es, sich Carrie auszumalen, wie sie in demselben Augenblick friedlich schlummernd in dem großen Schulhause auf dem beschneiten Hügel dalag und es war ein Trost für sie, wie sie ihn seit Jahren nicht empfunden, sich diesem Wesen, das in so wunderbarer Weise von ihrem Leben Besitz ergriffen und behalten, endlich wieder einmal so nahe zu wissen.

Aber Carrie war in diesem Augenblick nichts weniger als friedlich schlummernd auf ihr Lager hingestreckt. Sie saß vielmehr sehr wach und erst halb entkleidet auf der Kante ihres Bettes, während Miß Kate Van Corlear, theatralisch in eine lange, weiße Decke gehüllt, mit funkelnden Augen und die Vollblutnase hoch in der Luft, vor ihr stand, wie ein zürnender Geist des Gerichts. Denn Carrie hatte an diesem Abend ihre Sorgen und deren Geschichte in Kate's Busen ausgeschüttet, worüber diese junge Dame, unfreundlich und unfreundschaftlich genug, in einen Zustand flammenden Unwillens über Carrie's Undankbarkeit und ihre empörende Nichtachtung gegen Mrs. Starbottle's Ansprüche gerathen war.

„Wenn nur die Hälfte von Dem, was Du mir da sagst, wahr ist, Miß Carrie Tretherick, so ist Deine Mutter mit diesen Robinsons im Begriff, nicht nur eine Undankbare, eine Feige, sondern auch eine unverantwortliche Närrin aus Dir zu machen. Rücksicht auf die Familie — ei ja! Sieh mich einmal an. Meine Familie war Jahrhunderte vor den Tretherick's im Lande — aber wenn diese meine Familie mir jemals Dergleichen zumuthen sollte, ich wollte sie so heimschicken!" Und Mrs. Kate schnappte recht unaristokratisch mit den Fingern und sah so heraus-

fordernd im Zimmer umher, als gelte es, mindestens ein halbes Dutzend unverschämter Van Corlears heimzuschicken.

„Du sprichst so", sagte Carrie, „weil es Dir dieser Mr. Prince angethan hat."

Das war ein gefährliches Wort gewesen und man mußte Miß Kate sehen, wie dieselbe (um in dem Jargon zu reden, der selbst in die klösterlichen Mauern des Crammerinstitus seinen Weg gefunden hatte) „über Carrie gerieth". Mit einem Kopfruck, der ein einziger Indignationsausbruch war, ihr Haar nach hinten werfend und den einen Zipfel ihrer weißen Decke wie die Quaste einer antiken Toga fassend, trat sie dicht vor ihre Herausforderin hin:

„Und was weiter, Miß Carrie Tretherick, wenn Dem so wäre? Wenn ich zufälliger Weise einen Mann schon bei der ersten Begegnung richtig taxirt hätte? Wenn ich überzeugt wäre, daß unter einem ganzen Tausend so gewöhnlicher, alltäglicher, Mitleid erregender Neuausgaben ihrer Väter und Großväter, wie Mr. Harry Robinson, man auch nicht einen selbstständigen, unabhängigen, eigenartigen Menschen, wie Deinen Mr. Prince findet? Ja, Deinen Prince, Miß! Und nun geh' zu Bett und bete zum Himmel, daß er wirklich Dein Prince werden möge — und bete ferner, daß Dir ein einfaches und erkenntliches Herz bescheert werde — und vor allen Dingen danke Deinem Geschick, daß es Dir eine solche Freundin gegeben, wie Kate Van Corlear!"

Noch eine besonders kühne Attitude — und die theatralische Gestalt war aus dem Zimmer geschritten, aber nur, um im nächsten Moment wie ein weißer Blitz wieder hereinzuschießen, Carrie beim Kopf zu nehmen, einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken und auf's Neue hinauszuwirbeln.

Der folgende Tag war kein leichter für Jack Prince. Er war überzeugt, daß Carrie nicht kommen würde. Diese Ueberzeugung jedoch bei keiner Gelegenheit durchschimmern zu lassen und Mrs. Starbottle's anscheinend unerschütterliche Hoffnung nicht zu durchkreuzen — das war keine Kleinigkeit. Er versuchte, sie zu einer Spazierfahrt zu bewegen und auf diese Weise ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Aber sie befürchtete, Carrie, die während ihrer Abwesenheit kommen könnte, zu verfehlen — und dann mußte er auch selbst zugeben, daß ihre ohnehin erschöpften Kräfte sich seit gestern nicht nur nicht gehoben, sondern vielmehr eine weitere Abnahme erfahren hätten. Als er in ihre großen wehmüthigen Augen blickte, bemächtigte sich seiner ein schon während der vorhergegangenen Tage nur mühsam niedergekämpfter Gedanke nahezu mit der Kraft der Gewißheit. Er begann zu behaupten, daß seine Veranstaltungen nicht die richtigen gewesen seien. Er rief sich jede Einzelheit seiner Unterredung mit Carrie in's Gedächtniß und konnte sich der Annahme nicht erwehren, daß die Erfolglosigkeit derselben seine Schuld sei. Desto ungeduldiger und hoffnungsvoller war Mrs. Starbottle. So lange es ihre Kraft erlaubte, saß sie hochaufgerichtet in ihrem Stuhl am Fenster, von dem aus sie den Parnaß mit dem Institutionsgebäude

und zugleich auch den Eingang zum Hotel übersehen konnte. In den Zwischenpausen entwarf sie allerlei Pläne für die Zukunft und malte sich die Annehmlichkeiten eines dauernden Landlebens in beglückenden Farben aus.

Sie hatte während der wenigen Stunden bereits eine besondere Vorliebe für ihren gegenwärtigen Aufenthalt gewonnen und sie sprach von dem Ort, als ob sie überzeugt sei, ihn nie mehr zu verlassen. Dann drückte sie wieder ihr festes Vertrauen auf eine baldige Wiederherstellung aus, ja sie schien durchdrungen, daß sie sich bereits in diesem Augenblick um Vieles besser befände, als seit so manchem Tag, und daß sie schon in kürzester Zeit wieder ganz wohlauf sein werde. Mit diesen und ähnlichen Vorstellungen und Reden füllte sie plaudernd wie ein Kind die Zeit aus, bis Jack es nicht mehr zu ertragen vermochte, hinunter in die Trinkstube des Hotels stürzte, Getränke bestellte, die er nicht trank, Cigarren nahm, die er nicht anzündete, mit Leuten sprach, auf die er nicht hörte, und überhaupt eine Menge Dinge trieb, wie sie die Angehörigen des stärkeren Geschlechts zu treiben pflegen, wenn sie einmal Das ergreift, was das schwächere Geschlecht Herzensangst nennt.

Der Tag ging unter bewölktem Himmel und pfeifendem Wind zu Ende. Mit der Nacht fielen einige wandernde Schneeflocken. Die Frau war noch immer voll Erwartung, voll Zuversicht. Und als Jack ihren Rollstuhl vom Fenster an's Feuer schob, erkärte sie ihm, daß Carrie während des Tages durch den Unterricht zurückgehalten worden sei und daß sie das Institut auf keinen Fall vor Einbruch der Dunkelheit verlassen könne. Und so saß sie den größern Theil des Abends auf und kämmte ihr Haar und richtete, so gut es im Sitzen ging, ihre Toilette her, um ihren erwarteten Gast in möglichst freundlichem Aufzug zu empfangen. „Wir dürfen das Kind nicht erschrecken, Jack“, sagte sie und wie ein Schatten der alten Coketterie huschte es über ihr Gesicht.

Es geschah zur nicht geringen Erleichterung Jack's, daß er gegen zehn Uhr nach dem Lesezimmer zum Doctor herabgerufen wurde, wiewol weder Mrs. Starbottle noch er in ihrem Namen nach einem solchen geschickt hatten. Als er in den nur schwach beleuchteten Raum trat, erblickte er Niemanden mit Ausnahme einer verschleierten Frauengestalt, die vor dem Feuer saß. Und schon wollte er sich wieder entfernen, als eine Stimme zu ihm hinüberrief:

„Es ist schon Recht — ich bin der Doctor!“

Der Schleier fiel und Mr. Jack Prince sah in die vor Unternehmungslust glänzenden Augen Miß Kate Van Corlear's.

„Sagen Sie nichts, fragen Sie nichts — ich bin der Doctor und hier ist meine Medicin!“ Und sie deutete auf Carrie, die halb erschreckt, halb neugierig eben aus der dunkelsten Ecke des Zimmers hervorkam.

„So, hat Mrs. Tretherick ihre Erlaubniß gegeben?“

„Nicht so weit ich weiß“, rief Kate etwas scharf, „ich kenne die Denkweise der Dame ein wenig.“

„Was denn sonst? Wie kommen Sie denn sonst her?“ fragte Prince in strengem Ton.

„Durch — das Fenster!“

Nachdem Mr. Prince Carrie in den Armen ihrer Stiefmutter gelassen hatte, kehrte er nach dem Lesezimmer zurück.

„Nun?“ fragte Kate.

„Sie will die Nacht hier bleiben — ich hoffe, Sie werden ihrem Beispiel folgen?“

„Da ich leider morgen nicht achtzehn Jahre alt und meine eigene Gebieterin werde und da ich Niemanden im Hotel habe, der mich daselbst fesselt, so werde ich so frei sein und Carrie's Beispiel nicht folgen.“

„Dann werden Sie mir doch wenigstens das Vergnügen bereiten, Sie wohlbehalten durch Ihr Fenster zurückliefern zu dürfen?!“

Als Mr. Prince eine Stunde später nach dem Hotel zurückkehrte, fand er Carrie auf einem niedrigen Stuhl zu Mrs. Starbottle's Füßen sitzen.

Ihr Kopf lag im Schooß ihrer Stiefmutter — sie hatte sich aus ihren Gemüthsbewegungen in das stille Reich des Schlafes hinübergeflüchtet. Mrs. Starbottle legte ihre Finger an die Lippen.

„Sagte ich Ihnen nicht, sie würde kommen, Jack? Da ist sie nun! Und nun, Gott segne Sie, Jack — und gute Nacht!“

Der nächste Morgen sah Mrs. Tretherick außer sich, den ehrenwerthen Doctor Asa Crammer empört und Anwalt Joel Robinson in allerlei Proceßaussichten schwimmend, bei Mr. Jack Prince erscheinen. Es gab eine stürmische Auseinandersetzung, die mit der Forderung von Carrie's Auslieferung endete.

„Wir dürfen ein solches Vorgreifen auf keinen Fall gestatten“, erklärte Mrs. Tretherick, eine in ihrer modischen Kleidung weder gut noch schlecht aussehende Dame. „Der vereinbarte Termin ist erst morgen und wir sehen durchaus keinen Grund, Mrs. Starbottle von der genauen Erfüllung der eingegangenen Pflichten zu entbinden.“

„Bis zum Ablauf des Schuljahrs müssen wir Miß Tretherick als unter den Regulationen des Instituts stehend betrachten“, sagte Dr. Crammer.

„Der ganze Vorgang hat keinen andern Zweck als den, die Aussichten und die Stellung Miß Tretherick's in der Gesellschaft zu gefährden und ihr einen Schaden zuzufügen, der unter Umständen nur von einem Gerichtshof abgeschätzt werden mag“, fügte als Dritter im Bunde Anwalt Robinson mit advocatenmäßiger Betonung seiner letzten Worte hinzu.

Vergebens verwies Mr. Jack Prince auf Mrs. Starbottle's erschütterte Gesundheit, auf ihre gänzliche Unbetheiligung an Carrie's Flucht, auf das eben so natürliche wie achtungswerthe Verlangen des jungen Mädchens, Mrs. Starbottle wiederzusehen und auf seine wiederholte

Versicherung, daß sie sich dem bestehenden Uebereinkommen absolut fügen wollten. Alles blieb fruchtlos. Endlich erhob sich Jack und sprach mit einer Ruhe des Tones, die zu dem eigenthümlichen Roth, welches plötzlich seine Wangen färbte und einem gewissen gefährlichen Blick seiner Augen in eigenthümlichem Contrast stand:

„Noch ein Wort! Da die Sachen hier so stehen, wird es schon heute meine Pflicht, Sie von einer Thatsache zu unterrichten, die mein Recht, Ihrem gemeinsamen Andringen zu widerstehen, auch in Ihren Augen zu einem unzweifelhaften machen dürfte. Ich stehe als der Testamentsvollstrecker des im Jahre 1859 verstorbenen Mr. Tretherick vor Ihnen. Erst mehrere Monate nach Tretherick's Tod wurde unter gewissen, von ihm in Dutch Flat deponirten Papieren ein Testament aufgefunden. Man legte demselben, da es sich um eine Hinterlassenschaft von nur geringem Werth handelte, die überdies noch durch das ungeregelte Leben des Erblassers während seiner letzten Zeit mit Schulden überbürdet war, keine Wichtigkeit bei. Der Nachlaß bestand außer dem gerade zur Deckung der vorhandenen Verpflichtungen hinreichenden Anwesen in Fiddletown, in Ländereien im Nordwesten des Staates, welche damals gar nicht in Betracht kamen, und von denen Niemand dachte, daß sie je in Betracht kommen würden. Zum Glück für die Erben Mr. Tretherick's und zur unaussprechlichen Genugthuung seines Testamentsvollstreckers hat sich diese Voraussetzung als irrig erwiesen. Verschiedene Umstände, von denen ich hier nur an die letzten großen Ausbrüche von Goldfieber in den Grenzdistricten von Californien und Oregon erinnern will, haben den verschollenen, unscheinbaren Besitz im Lauf der letzten zwei, drei Jahre zu einem äußerst kostbaren gemacht, so daß die Personalbestimmungen des Tretherick'schen Testaments plötzlich wieder eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt haben. Dieselben sind übrigens eben so einfach, wie deutlich. Sie besagen, daß Alles, was von dem Nachlaß zur Disposition bleiben würde, in zwei gleiche Theile zwischen Carrie Tretherick und deren Stiefmutter, von welcher der Verstorbene sehr wohl wußte, daß sie das Kind nicht aus Rache gegen ihn entführt habe, getheilt werden, und daß der Letztern die Obhut und Fürsorge über Carrie an „Vaters Statt" anvertraut bleiben solle."

„Und wie hoch beläuft sich der Werth jenes Nachlasses heute?" fragte Mr. Robinson.

„Ich kann es nicht genau sagen, aber mit einer halben Million ist er sicherlich nicht zu hoch gegriffen. Was mich als Vollstrecker des Tretherick'schen letzten Willens anbetrifft, so erfuhr ich selbst von diesem Glückswechsel erst vor etwa einem Jahr und beeilte mich, Mrs. Starbottle, welche ich trotz der Bande einer alten Bekanntschaft und Freundschaft seit einer Reihe von Jahren aus den Augen verloren hatte, aufzusuchen. Es gehört nicht hierher zu erörtern, wie ich sie fand, und welch' ein Leben der Entsagung und Aufopferung sie um ihrer Stieftochter willen seitdem geführt hatte. Genug, daß wir jetzt da sind, um, gestützt auf die Rechte, welche das Tretherick'sche Testament uns giebt, als uns

gebührend zu fordern, was uns nicht zugestanden wird, so lange wir es als Gunst erbitten."

„Eine halbe Million", wiederholte Anwalt Robinson, und selbst Einer, der nicht Jack Prince's natürlichen und in der Atmosphäre des Redactionszimmers noch besonders geübten Scharfblick besaß, mußte den Hintergedanken wittern, mit dem er fortfuhr: „In der That, als aufrichtiger Freund von Miß Tretherick und bei den mannigfachen Beziehungen, in welchen die junge Dame zu meinem Hause steht, kann ich angesichts solcher Enthüllungen ihr Benehmen nur verständig und zugleich ihrem Herzen alle Ehre machend finden."

„Ihre Mittheilungen ändern die Sache allerdings", sagte Mrs. Tretherick und nahm den Arm ihres Rechtsfreundes, den ihr dieser in etwas kühler Weise reichte.

Dr. Asa Crammer sagte gar nichts, sondern begnügte sich mit einer jener Verbeugungen, welche selbst solche Vertreter höchster Geistesinteressen und Bildner zukünftiger Geschlechter machen, sobald von halben oder ganzen Millionen die Rede ist — und die Zusammenkunft hatte ein Ende.

Als Mrs. Starbottle das Geschehene und seinen vollen Zusammenhang erfuhr, drückte sie Jack's Hand an ihre fieberisch brennenden Lippen. „Jack", flüsterte sie, „meinem Glück kann dieser Reichthum nichts hinzufügen. Aber wie konnten Sie es vor ihr so lange geheim halten? Junge Mädchen, Sie wissen es ja, Jack — haben eine Vorliebe für Das, was der Reichthum mit sich bringt, und Carrie hat sich vielleicht nichts so sehr gewünscht, wie eine vermögende Familie — oder einen reichen Liebhaber, Jack!" Und sie lächelte, indem sie Jack's Hand drückte, als wüßte sie ganz genau, was er geantwortet hätte, wenn er überhaupt hätte antworten wollen.

Im Lauf der folgenden Woche wurden die gerichtlichen Förmlichkeiten vollzogen und Carrie der Obhut ihrer Stiefmutter in gesetzlicher Weise zurückgegeben. Auf den Wunsch Mrs. Starbottle's wurde ein kleines Haus in der unmittelbaren Umgebung des Ortes gemiethet und hierher zogen sie, um das Frühjahr und die Wiederherstellung Mrs. Starbottle's abzuwarten. Beide wollten nicht recht kommen. Dennoch war sie geduldig und glücklich. Es war ihr Vergnügen, von ihrem Fenster aus das Knospen und Sprossen der Bäume zu beobachten (ein für die langjährige Bewohnerin des winterlosen Californiens neuer Anblick!) und sich von Carrie die Namen und die Blüthenzeiten derselben nennen zu lassen. Sie machte allerlei Pläne von Spaziergängen und Ausflügen in den Wäldern und Gehölzen, deren allmälig schwellende Zweige ihr vom nahen Hügel aus zuzuwinken schienen. Sie meinte sogar, sie müsse wieder Verse machen können, ja, sie verlangte danach, und sie erzählte Jack davon, als einem Beweis ihrer wiederkehrenden Gesundheit — und wenn wir nicht irren, wird thatsächlich von einem der Mitglieder jenes kleinen Haushalts noch heute, einem Erinnerungs-

juwel gleich, ein Blatt mit einem kleinen Frühlingsgruß aufbewahrt, so einfach und herzvoll, als sei es das Echo des zierlichen Schwarzfinken, der in dem Fliederstrauch vor ihrem Fenster zu Neste trug und stundenlang zu ihr hinübersang.

Und dann fiel plötzlich und ohne vorhergehende Anzeichen ein Tag vom Himmel, so weich, so geheimnißvoll mild, so traumhaft schön, so durchhaucht von dem Wehen unsichtbarer Fittiche und so voll und überquellend von unendlicher Auferstehungswonne, daß man es trotz der schlechten Nacht, die sie gehabt, für gerathen fand, sie hinaus zu bringen in die zitternden Sonnenstrahlen, die wie Funken von einer Brautfackel über alle Schöpfung stoben. Und da lag sie, glücklich und still.

Carrie saß zu ihren Füßen und war, ermüdet von der letzten Nachtwache, mit dem Kopf auf ihren Knieen eingeschlummert. Die elfenbeinweiße, zu geisterhafter Durchsichtigkeit abgemagerte Hand der Kranken lag wie segnend auf den goldenen Locken. Sie wandte ein wenig den Kopf und rief Jack Prince herbei.

„Wer kam da eben, Jack?" fragte sie, „Kate Van Corlear?"

„Niemand", entgegnete er mit vollkommener Ruhe in die großen hellen Augen blickend, die sich mit seltsam feierlichem Ausdruck zu ihm emporrichteten.

„Jack", sagte sie nach einer kleinen Pause mit schwacher Stimme, „setzen Sie sich einen Augenblick zu mir, lieber Jack. Ich habe Etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen sagen muß. Wenn ich in alten Tagen cokett, kalt und herzlos gegen Sie gewesen, so geschah es nur, weil Sie der Einzige waren, der mir, trotz seiner Jugend, anders erschien, höher und reiner vor mir dastand, als alle die Uebrigen, mit denen ich mein damaliges Leben aufputzte. Gerade als ich Ihrer am unwürdigsten schien, dachte ich am höchsten von Ihnen. Wenn ich Ihr Geschick nicht mit dem meinigen verband, geschah es nur, weil Sie mir zu gut schienen, um ein solches Geschick zu theilen. Das ist nun Alles vorüber — aber ich hatte einen Traum, Jack, und ich träumte ihn eben jetzt wieder, den Traum eines thörichten Frauenherzens — daß Sie in ihr finden möchten, was Sie in mir vergebens gesucht" — sie warf einen überströmenden Blick auf die schlummernde Gestalt zu ihren Knieen — „und daß Sie sie lieben möchten, wie ich weiß, daß Sie mich einst geliebt. Aber das kann wol nicht sein — kann es nicht, Jack?" Und sie hing erwartungsvoll an seinem Antlitz.

Jack preßte ihre Hand, aber antwortete nichts. Er blickte nur schweigend und fast mit demselben Ausdruck auf den Kopf auf Mrs. Starbottle's Knieen hernieder, mit dem soeben ihr Auge darauf geruht. Ein seliges Lächeln flog um die Lippen der Frau. Und nicht ohne Anwandlung alten Muthwillens mit dem Kopf nach dem Zimmer deutend, wo sie vorhin Miß Kate Van Corlear zu hören vermeint, sagte sie: „Vielleicht ist das die beste Wahl, die Sie treffen können, Jack, sie ist zwar ein wenig wild — aber doch war sie es, die uns unsern Schatz zuerst brachte!"



Klaus Groth.

Und nach diesem letzten Auffflackern weibisch neckender Schwäche und halbcoketter Thorheit sagte sie nichts mehr. Carrie fühlte plötzlich, die auf ihrem Kopf ruhende Hand schwer herabgleiten und erwachte. Und als sie und Jack nun dastanden, mit angehaltenem Athem auf das bleiche zurückgesunkene Haupt vor ihnen herniedersehend, Hand in Hand und kaum erst ahnend, daß dies mehr als Schlummer sei, entfaltete leise ein kleiner Schmetterling, der grau und unsichtbar auf ihrer Brust gesessen, die goldenen Schwingen und flog in das Sonnenlicht empor.





Klaus Groth.

Deutscher Frühling.

Prolog zur Feier von Kaisers Geburtstag für das Karlsruher Hoftheater gedichtet.

Von **Konrad zu Putlitz.***)

Frühlingsgrüßen, Zeit des Hoffens, das in allen Herzen lag,
Der Erfüllung erste Gabe führt herauf den Kaisertag!
Heil Ihm, Der uns einst geboren mit dem neu erwachten Lenze,
Aus dem ersten Grün des Jahres winden wir die Kaiserkränze.
Wie des jungen Jahres Blüthen tritt in's Leben er hinein,
Glück verheißend unserm Volke wie ein Frühlingssonnenschein!

Einsam schwingt sich auf die Lerche zu des Aethers Blau empor,
Und es wächst und wächst ihr Singen bis zum lauten Jubelchor,
Und sie ruft die Waldessänger aus dem Winterschlaf in's Leben,
Ruft die fernen Wandervögel, bis sie jubelnd Antwort geben,
Rufet sie mit Lenzgeschmetter, rufet sie mit Macht, mit Macht,
Bis der Frühling eingezogen, nach der langen Winternacht.

Wie ein Lerchenlied so einsam tönte einst der Barden Weise
Von der deutschen Kraft und Einheit zu des heil'gen Reiches Preise;
Erst in sagenhaften Tönen, wie ein ferner Wiederhall . .
Dann in Liedern, mächtig brausend, immer voller ward der Schall,
Bis in allen deutschen Gauen jubelnd war der Sang vernommen,
Bis Erfüllung ward dem Hoffen und das deutsche Reich gekommen,
Bis das Lied ein Freudesingen und ein Donnerton der Sang,
Bis durch's ein'ge Reich geklungen laut ein Krieg- und Siegesklang!

Und nun rieselt's leise, leise, ahnungsvoll durch Baum und Pflanze,
Aus der Knospe bricht die Blume, füget sich zum Frühlingskranze,
Und es keimt und treibet mächtig, daß die Bäume frisch erblühn,
Und die deutschen Eichenwälder kränzen sich mit neuem Grün!

Also schlugen auch die Herzen ahnungsvoll in deutschen Landen,
Bis aus ihrem tiefsten Sehnen neu das ein'ge Reich entstanden,
Bis ihr Wollen sich verbunden plötzlich wie ein Donnerschlag,
Bis das Frühroth aufgegangen unserm deutschen Frühlingstag!

Doch eh' Feld und Wald und Wiesen in dem vollen Schmucke stehn,
Müssen erst noch rauhe Stürme brausend durch die Länder weh'n!

---

*) Der Verfasser obigen Gedichtes ist der Sohn unseres verehrten Freundes und Mitarbeiters G. zu Putlitz. Ausgezeichnet durch Kraft und Wohlklang des Ausdrucks erscheint uns diese erste poetische Manifestation des noch sehr jugendlichen Dichters so vielverheißend, daß wir uns aufrichtig freuen, sie den Lesern des „Salon" mittheilen zu können. Die Red. des „Salon".

Also kam der deutsche Frühling! Nach dem wilden Sturm des Krieges
Grünte uns die Friedenspalme und der Lorbeerzweig des Sieges.
Und ein Kaiser kam uns wieder, ward der Einheit sich'rer Hort,
Und das Reich war neu erstanden, und ein Herzschlag Süd und Nord.

Doch vor allen deutschen Landen grüßt der Frühling unsre Fluren,
Hier entkeimt zuerst die Blüthe seiner jungen Schritte Spuren,
Lohn verkündet er der Arbeit, Segen in des Landmanns Hand,
Wie ein blüthenreicher Garten breitet sich das ganze Land!

Und wie Lenzes liebste Gaben segensvoll dies Land beleben,
Also hat auch uns der Kaiser gern sein Liebstes hingegeben;
Unter uns erblüh'n die Enkel, fesseln Ihn mit starkem Band,
Und es wurden diese Fluren Seines Herzens Heimatland!

Von den Zinnen, von den Thürmen sieht man Freudenfahnen wallen,
Und in allen deutschen Gauen hört man Jubelklänge schallen,
Wie ein lautes Sturmgebrause hallt der Ruf von Ort zu Ort:
„Segen unserm Kaiser Wilhelm", ist der Deutschen Losungswort.

Segen uns'rer deutschen Einheit, Segen unsers Reiches Macht,
Segen unserm deutschen Frieden, den der Kaiser uns gebracht;
Segen Seinem greisen Haupte in dem Schmuck der Lorbeerreiser,
Segen Seiner jungen Krone! Heil und Segen unserm Kaiser!

Klaus Groth.

Professor Dr. Klaus Groth, der Dichter des „Quickborn", lebt zu Kiel in Holstein, wo er an der dortigen Universität über deutsche Sprache und deutsche Literatur seit 1857 Vorlesungen hält. Geboren ist Professor Groth am 24. April 1819 zu Heide in Norderdithmarschen. Sein Vater, Hartwig Groth, war ursprünglich Landmann, später Mühlenbesitzer, seinen Verhältnissen nach ein einigermaßen wohlhabender Mann. Seine Persönlichkeit war eine ernste, kräftige, dabei von tiefem Gefühl; der Mann genoß in seiner Umgebung allgemeine Achtung und großes Vertrauen, so daß viele Leute ihn um Rath und Hülfe angingen.

Die Erziehung der Kinder, in welcher ihm seine sanfte und schöne Frau, die leider früh gestorbene Mutter des Dichters, treu zur Seite stand, leitete er mit sicherer und leichter Hand: viel Reden oder gar Strafen war seine Art nicht, ein verweisender Blick das äußerste Mittel, dessen er bedurfte. Die Herzen der Kinder hingen mit inniger Liebe an ihm; was ihre Seele bewegen mochte, dem Vater durften sie Alles anvertrauen, und frei ließ er der Eigenthümlichkeit jedes Kindes gewähren. Unser Dichter, der ihm im Quickborn in der schönen Idylle: „De Sünndagmorgen" in der Gestalt des Pockennarbigen ein ehrendes Denkmal kindlicher Liebe errichtet hat, weiß auch heute noch nicht genug zu rühmen, wie der Vater durch ruhiges, festes Vertrauen ihn gehoben und gekräftigt, als er seiner Zeit sich entschloß, eine günstige Lebensstellung aufzugeben, um ungehindert nach dem Kranz des Dichters ringen zu können, der ihm doch erst in einer damals noch fernen und äußerst zweifelhaften Zukunft aufbehalten war.

Außer dem jetzigen Dichter besaß Hartwig Groth noch drei andere Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Unter diesen stand dem Dichter durch Alter und Zuneigung am nächsten sein Bruder Johann, dem im Quickborn das zarte, von unendlicher Sehnsucht nach der entschwundenen Kinderzeit durchhauchte Gedicht: „Min Jehann" gewidmet ist. Zum engern Familienkreis, in welchem der Dichter lebte, gehörten außerdem des Vaters stille, friedliebende Schwester Christine, und der väterliche Großvater, in den „Familienbillern" des Quickborn der alte „Abbe". Er war ein Mann rüstigen Alters, ein kerniger, fester Dithmarser, erfüllt von den großen Traditionen seines Volksstammes. Der Dichter war sein bevorzugter Liebling, mit welchem er sich fortwährend beschäftigte, der von ihm zuerst die Buchstaben erlernte und, als er mehr heranwuchs, aus seinem Munde manche Sage und manche Erzählung von den früheren Freiheitskämpfen der Dithmarser vernommen hat. Für die meisten Gedichte, welche im Quickborn unter die Rubriken: „Ut de ol Krönk" und „Wat sik dat Volk vertellt" eingereiht sind, haben Erzählungen des Großvaters die Anregung geboten oder gar den Stoff hergegeben, und ihm legt der Dichter im „Sünndagmorgen"

die für Dithmarscher Art zu denken und zu fühlen bezeichnenden Worte in den Mund:

„Hier hebbt uns Olen vör de Friheit blött,
Un darvun is de Marsch noch jümmer vull,
In jede Ader löppt en Drip dervan,
So niedrig un so hoch, se hebbt em all,
Und de am meisten, de dat gar ni markt.
Dat is de Friheit, de der in uns stickt,
As Slach un Art vun Vader un vun Moder,
De makt de Slechsten grof un öwerdadi
Un unse Besten grad un slich un rech.“

Der Lebensgang des Dichters bietet keine außerordentlichen Wechselfälle; er fließt dahin wie ein ruhiger Strom, auf welchem höchst selten ein Windstoß eine leichte Welle kräuselt, dann zieht er wieder ohne merkliche Erhebung weiter. Aber wie wenig auch die Oberfläche erregt ist, der Lauf des Stromes geht doch zwischen engen Ufern oft über widriges Gestein hinweg, bis er endlich am Ziel in mächtiger Breite in's öffentliche Leben ausmündet. Ein Leben ist es voll mühsamen Strebens, zäher Beharrlichkeit und langjähriger Arbeit, durch welches er sich aus den beschränkten Verhältnissen seines ursprünglichen Standes und Berufes in die Reihen deutscher Dichter unter die vordersten emporgeschwungen hat.

Seinen Schulunterricht genoß Klaus Groth bis zum Ende der Knabenzeit in den verschiedenen Classen der Bürgerschule zu Heide. Reiche Anlagen, namentlich ein eben so sicheres, wie schnelles Gedächtniß, und volle Hingebung an seine Lehrer und deren Unterricht ließen ihn rasche Fortschritte machen, ohne daß er sich darum den Spielen anderer Kinder entzogen hätte, denen er vielmehr ein munterer und gern gesehener Genosse war. Der Standpunkt der Volksschule war bald überschritten, der Uebergang in die sog. Rectorschule des Orts, an welcher ein studirter Lehrer und namentlich auch in den alten Sprachen und im Französischen Unterricht ertheilte, war Bedürfniß geworden, und sehnsüchtig richtete der Wunsch des Knaben den Blick auf sie: aber mit ihrer Aussicht auf Gymnasium und Universität ging sie dem Vater über seinen Stand, und der Sohn verblieb in der Bürgerschule, wo ihn der Lehrer mehr und mehr seinem Selbststudium überlassen mußte, das sich zunächst der deutschen Sprache und Mathematik zuwandte. Dadurch ist er früh gewohnt geworden, eigene Bahnen zu gehen und der eigenen Kraft zu vertrauen, sicher der schwierigere Weg, aber für ihn vielleicht gerade derjenige, der ihn später zu selbstständigem Schaffen leiten und zu seinem hohen Ziel führen sollte. Und ein ähnliches Urtheil wird man auch wol über die Folgen eines andern Hemmnisses fällen müssen, welches Standesverhältnisse ihm damals entgegensetzten. Sein Schulbesuch nämlich war auf die Wintermonate beschränkt; während der Sommermonate mußte er dem Vater und Großvater bei der Feldarbeit helfen. Das war zu jener Zeit in der ländlichen Bevölkerung der Herzogthümer Sitte, und war bei der damaligen, durch die voraufgehende Kriegszeit und die unglückliche Finanzwirthschaft der Regierung schwer gedrückten Lage des bäuerlichen Standes auch durch die Gesetzgebung zugelassen. Indessen, so schmerzlich der lernbegierige Knabe auch in jedem Jahr die Unterbrechung des Unterrichts empfand, in Feld und Wald richtete sich sein Sinn auf die Natur, schärften sich ihm Auge und Ohr für ihr Leben und ihre Erscheinungen.

Das so erweckte Interesse für sie hat ihn in späteren Jahren getrieben, sich ihrem Studium mit dem regsten Eifer zuzuwenden, und so ist er schließlich mit der ganzen Flora des Landes und mit der Fauna desselben gewiß dem größten Theil nach vertraut geworden. Der Quickborn bietet eine Fülle von Beziehungen zur Natur und von landschaftlichen Bildern voll Wahrheit, Reiz und Lieblichkeit; wären die Lebensverhältnisse des Dichters andere gewesen, dann hätten wir vielleicht auf manche verzichten müssen und würden bei anderen Licht und Leben vermißt haben.

Mit dem sechzehnten Jahre trat Klaus Groth in den Büreaudienst bei der Kirchspielvogtei zu Heide. Die dithmarsischen Kirchspielvogteien waren damals Behörden, die einige, wenn auch unerhebliche, gerichtliche Functionen übten, hauptsächlich aber administrative Geschäfte besorgten. Junge Leute, welche die administrative Laufbahn einschlagen wollten, pflegten bei solchen Localbehörden practisch den Dienst zu erlernen, doch sind auch manche von hier aus in andere Lebensstellungen übergegangen. Letzteres war mit Klaus Groth der Fall. Da ihm die Geschäfte auf der Kirchspielvogtei sehr viel freie Zeit ließen, so wandte er sich bald wieder seinen Selbststudien zu und entschloß sich endlich, da ihm Gymnasium und Universität verschlossen waren, den Beruf eines Volksschullehrers zu ergreifen. Uebrigens mag davon, mit welcher Energie und mit welchem Erfolg er seine Selbststudien betrieb, die Art und Weise Zeugniß geben, mit welcher er während seines Aufenthalts in der Kirchspielvogtei Musik erlernte. Auf irgend einem Hausboden hatte er ein altes Clavier entdeckt. Nachdem er sich dasselbe zunächst wieder zurechtgebaut hatte, begann er seine Uebungen und brachte es in wenigen Wochen dahin, daß er kleinere Sonaten von Mozart und Beethoven zu spielen vermochte; freilich sah ihn mancher Tag schon Morgens vier Uhr und Abends noch um zehn Uhr an seinem Instrument.

Neunzehn Jahre alt, bezog Klaus Groth das Schullehrerseminar zu Tondern. Der Cursus dieser Anstalt war ein dreijähriger. Nach Beendigung desselben, während dessen er nebenher noch Lateinisch, Französisch und Schwedisch erlernte, ward er mit dem Zeugniß vorzüglicher Befähigung entlassen, und fand sofort in seinem Heimatsort Heide Anstellung als Lehrer der dortigen Mädchenschule. Hier hatte er wöchentlich nicht weniger als dreiundvierzig Unterrichtsstunden zu ertheilen. Trotzdem fand er auch in dieser Stellung noch Zeit für Selbststudien, die er nunmehr auf Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie, insbesondere Psychologie und Aesthetik, ausdehnte; er hat während seines dermaligen Heider Aufenthalts die Werke von Kant, Hegel, Trendelenburg, die Schriften von Wöhler, Liebig, Mayer, Dübois-Reymond, Weber und Helmholtz durchgearbeitet. Dazu trieb er noch Englisch, Französisch, Italienisch, auch etwas Griechisch. Von Erholung konnte bei so umfassender Thätigkeit natürlich nur wenig die Rede sein. Abgesehen von seiner Theilnahme am Verkehr des elterlichen Hauses, in welchem er seine Wohnung hatte, fand er Erholung einzig in seinen botanischen Excursionen in Feld, Wald und Moor und in seiner Betheiligung an der Heider Liedertafel, die ihn außerordentlicher Weise 1844 auf das Sängerfest in Schleswig führte, wo die herrlichen Klänge des Bellmann'schen Schleswig-Holsteinliedes zum ersten Mal ertönten und ihn mit Begeisterung für seine Heimat und die deutsche Sache erfüllten, und im folgenden Jahr auf das Sängerfest in Würzburg, wo sein Blick sich auf die derzeitigen Führer der deutschen Nationalbewegung und unter ihnen

namentlich auf Wilhelm Beseler's imposante Persönlichkeit richtete. Eine so unausgesetzte Thätigkeit, wie er sie Jahr auf Jahr bisher geübt hatte, mußte indessen am letzten Ende auch eine so starke und zähe Natur wie die seinige angreifen, und bei der allmälig fühlbar gewordenen Erschöpfung seiner Körperkräfte konnte er sich der Einsicht nicht entziehen, daß er entweder seine amtliche Stellung oder seine Nebenstudien aufgeben müsse. Die Entscheidung zu treffen, ward für ihn nicht schwer; denn schon seit 1844 hatte er sich mit dem Gedanken herumgetragen, welche Schätze in der niederdeutschen Sprache zu heben seien, und nach und nach hatte in ihm die Idee des Quickborn Gestalt anzunehmen begonnen. Für die Ausführung dieser Idee war die tiefere Erforschung der Sprachgesetze und namentlich der Lautgesetze des niederdeutschen Idioms unumgängliche Voraussetzung; poetische Versuche, die er bereits 1842 in dieser Mundart angestellt hatte, waren sofort an den Schwierigkeiten regelrechter sicherer Beherrschung des Sprachlichen gescheitert. So trat er denn 1847 von seinem Lehramt zurück und begab sich nach Fehmarn zu einem Freund, dem Lehrer Selle in Landkirchen, in dessen Hause er seine Wohnung nahm. Hier betrieb er für seinen Zweck umfangreiche sprachvergleichende Studien und namentlich durchforschte er das Deutsche in seinen verschiedenen Mundarten sammt Englisch und Schottisch. Daneben studirte er Metrik und begann metrische Uebungen im Hochdeutschen anzustellen, von welchen einzelne Gedichte in seinen 1854 erschienenen „Hundert Blättern“ erhalten sind, unter ihnen sein ältestes Gedicht: „Die Bitte“. Mitten aber in die angefangene Arbeit hinein traf am 24. März 1848 die schleswig-holsteinische Erhebung: sofort umschwärmten dänische Schiffe die Insel und hielten während des Sommers 1848 die Bevölkerung in steter Aufregung. Im Sommer 1849 wiederholten sich diese Besuche, und als 1850, nach dem Wechsel der Führer der schleswig-holsteinischen Armee, das Unglück sich an die Unternehmungen derselben heftete, ward das unvertheidigte Fehmarn von dänischen Truppen besetzt. Zu Anfang endlich des Jahres 1851 senkte die Pacification die letzte Hoffnung auf eine günstige Wendung des Kriegsglücks in's Grab:

„Wi truern alleen an't Meer.“

Groth hätte weniger patriotisch fühlen müssen, als er es that, hätten solche Ereignisse nicht auch seine Kreise stören sollen. Als die Banner der Heimat noch fröhlich im Winde flatterten, sandte sein begeistertes Herz Kriegslieder in plattdeutscher Sprache in die Welt, die freilich verhallten; und als der Strand Fehmarns in Feindeshand gerathen war, befand auch er sich unter Denen, welche das dänische Regiment mit polizeilichen Beobachtungen und Plackereien heimsuchte. Dann kamen aus Nähe und Ferne die Nachrichten, wie Alles, was den Dänen je entgegengestanden, mit nachsichtsloser Härte, mit Verbannung und Entsetzung niedergetreten wurde; überall hielt das Unglück seinen Einzug. Aber hoch hinaus über die Noth jener Tage trug den Dichter sein stilles Schaffen, vor seinem Blick sank der Flor und seinem Auge erschienen am fernen Horizont schon die Sterne einer hellern Zukunft. Bereits 1848 hatte sich Klaus Groth durch Bearbeitung des Tam o' Shanter von Robert Burns, indem er denselben in seinem „Hans Schander“, vom Anfang abgesehen, in origineller Behandlung auf dithmarsischen Boden verpflanzte, vom Hochdeutschen losgerungen und den dithmarscher Dialekt als feste Grundlage für seine ferneren Dichtungen

gewonnen. Der neu erworbene Boden erwies sich fruchtbar; Blüthen auf Blüthen sproßten reicher und immer reicher hervor, und bald zeichnete sich ihm im Geist deutlich das Ziel: in der lebensvollen und kernigen Sprache der engern Heimat seinem Volk ein Bild seines innersten Denkens und Empfindens, seiner geistigen und sittlichen Kraft in dichterischer Verklärung seines gesammten Lebens und Daseins vorzuführen, in welchem es sich selbst wiederzugewinnen und Muth und Hoffnung auf schönere Tage neu zu beleben vermöge. An die Erreichung dieses Zieles hat er damals in opferwilliger Hingebung sein Letztes gesetzt; mit der Vollendung des Quickborn waren seine Kräfte wie seine Mittel erschöpft; kurze Zeit nur noch hielt ihn die Spannung auf den Erfolg des Unternehmens aufrecht. Die Dichtungen erschienen kurz vor Weihnachten 1852 im Verlag von Perthes-Besser und Maucke zu Hamburg unter dem Titel: „Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart nebst Glossar von Klaus Groth", und wenig Tage nach dem Erscheinen verwandelte zunächst ein freundliches Wort von Gervinus: „Das Buch werde sein wie eine Oase in der Wüste", welches die Dankbarkeit des Dichters ihm nie vergessen hat, und dann der Beifall namhafter Dichter und Gelehrten, wie Gustav Freytag, Ernst Moritz Arndt, Alexander von Humboldt u. A., die ängstliche Erwartung in erhebende Freude; die erste Auflage von 2000 Exemplaren, welcher im Lauf der Jahre zehn fernere, eben so starke und zum Theil stärkere gefolgt sind und den Namen des Dichters weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt gemacht haben, war sofort in der Festzeit in Hamburg und Schleswig-Holstein vergriffen. Zündend schlugen die Dichtungen in alle Herzen, bei Bürger und Bauer, bei Gebildeten und Ungebildeten, Kindern und Erwachsenen, überall fanden sie Wiederhall, und begeistert jauchzte das Volk, für das er gerungen, dem Dichter seinen Beifall zu, der über Land und Leute und die traurige Wirklichkeit die Zauber seiner Poesie ausgegossen und die enge Handwerksstube und stille Bauernhütte mit hellem Schein durchleuchtet hatte.

Nach überstandenem dreimonatlichen Krankenlager übersiedelte der Dichter nach Kiel, wo er zunächst seine hochdeutschen Dichtungen aus früherer Zeit sammelte und unter dem Titel: „Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn. Hamburg, Perthes-Besser und Maucke, 1854" herausgab. Ferner entstanden hier während seines derzeitigen Aufenthalts seine bekannten „Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1855", in demselben Jahre noch zum zweiten Mal aufgelegt. Sie enthalten drei Erzählungen, zwei in Prosa: „Twischen Marsch un Geest" und „Detelf", eine in Versen: „Ut de Marsch"; letztere ist auch in die vierte und die späteren Ausgaben des Quickborn eingefügt. Auch manche kleinere, in diesen Ausgaben enthaltene Gedichte verdanken dieser Zeit ihren Ursprung, so das drollige „Exempel vun Bispill":

„De Mann de wull ligge,
De Kater wull singe, 2c.",

die in wenigen Minuten zustandegebrachte Lösung einer von Karl Müllenhof gestellten Aufgabe; ferner auch das niedliche „Lütt Matten de Has", die Gabe gleichfalls eines flüchtigen Augenblicks, und doch in Form und Inhalt abgerundet und vollendet, daß man es für das kunstvolle Ergebniß langjähriger Arbeit halten möchte. Indessen den größten Theil der Zeit seines damaligen Kieler Aufenthalts hat der Dichter darauf verwendet, um im

Verein mit dem vorhin genannten berühmten Germanisten Karl Müllenhof, in welchem er sich durch den Quickborn einen eben so warmen Freund wie begeisterten Verehrer erworben hatte, das Sprachliche und Metrische des Quickborn zu revidiren, wovon unter Andern in dem Gedicht „Unruh Hans" eine Spur zu bemerken ist, in welchem der Sang des Zigeunerkönigs aus dem jambischen Versmaß der älteren Ausgaben in das trochäische der vierten und folgenden übertragen worden ist. Diese Revision, bei welcher es freilich auch ohne weniger glückliche Abänderungen und Auslassungen, so im Fieler Fischzug und Hans Schander, nicht abgegangen ist, gegen welche der ursprüngliche Text besser wiederhergestellt würde, führte nicht blos zu voller Bestätigung der von Groth zu Grund gelegten Laut- und Sprachgesetze, sondern hat auch Müllenhof zur Abfassung eines vortrefflichen Glossars sammt einer werthvollen Grammatik des niederdeutschen Dialekts Veranlassung gegeben. Dieselben sind der vierten Ausgabe des Quickborn angefügt.

Das Jahr 1855 führte Klaus Groth nach Bonn. Hier in der herrlichen Rheingegend hat der Dichter zwei fröhliche Jahre verlebt. Gastlich hat ihm in Bonn sich manches Haus erschlossen, Männer wie Karl Simrock, Otto Jahn, Brandis, Dahlmann und namentlich Ernst Moritz Arndt bewiesen ihm herzliche Zuneigung und Werthschätzung, und vor allen ehrte ihn auf Dahlmann's Antrag die Bonner philosophische Facultät als „poëtam, qui carminibus suis linguae in Germania inferiore vernaculae fontem reclusit atque ingenio arte eruditione patrii sermonis quasi pomerium protulit" durch Ertheilung der philosophischen Doctorwürde am 27. Januar 1856. Und wie sich für ihn in solcher Weise die schönsten Erinnerungen an den Bonner Aufenthalt knüpfen, so hat er hier und von hier aus mit Dichtern, Künstlern und Gelehrten vielfache dauernde Beziehungen gewonnen. Im Arndt'schen Hause begegnete er Bettina von Arnim, in Köln trat er in Verbindung mit Heinrich Kruse und Ferdinand Hiller, durch einen Besuch in Heidelberg mit Welcker, Gervinus und Bunsen, und sein musikalisches Interesse brachte ihn in nähern Verkehr mit Brahms, Joachim und Stockhausen.

Nach seiner Rückkehr von Bonn im Jahre 1857 hat Klaus Groth wiederum seinen Aufenthalt in Kiel genommen und sich an der dortigen Universität, an welcher er sich noch in demselben Jahre für deutsche Sprache und Literatur habilitirte, einen dauernden Wirkungskreis geschaffen, in welchem er mit Erfolg thätig ist. Im Jahre 1859 hat er sich mit einer liebenswürdigen und hochgebildeten Dame, einer Bremenserin, verehelicht, deren Zuneigung für ihn ein um so größeres Glück geworden ist, als sie seinem poetischen Schaffen mit begeisterter Hingebung und innigem Verständniß folgt. Der Periode dieses zweiten Kieler Aufenthalts gehören unter seinen Arbeiten und Dichtungen folgende an: „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Kiel 1858", „Rothgeter Meister Lamp un sin Dochter. Hamburg 1862", „Quickborn. Zweiter Theil. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1871", eine Reihe von Aufsätzen „über Mundarten und mundartige Dichtung" in Paul Lindau's „Gegenwart" von 1872 und 1873 und einige Erzählungen im „Salon." Ein dritter Theil des Quickborn wird für den Druck vorbereitet.

Klaus Groth ist ein reichbegabter Dichter, von dessen Saiten die Poesie in allen Tonarten erklingt: wir finden Lieder, Balladen, Romanzen, Idyllen,

überhaupt das Didactische, Lyrische, Epische in den verschiedensten Formen in seinen Dichtungen vertreten, und Ernst Moritz Arndt hat ihn einst in der Kölnischen Zeitung sogar „einen größesten dramatischen Dichter" genannt. So paradox dies Urtheil auf den ersten Blick erscheinen könnte, weil Klaus Groth ein eigentliches Drama nicht geschrieben hat, so ist es dennoch, den Charakter mancher Dichtungen angesehen, ein völlig zutreffendes. Das Gefühlsmäßige tritt bei Groth selten als reiner Gedanke hervor, vielfach sind Personen seine Träger; werden sie in die Situation gestellt, dann ergeben sich Dialog und Entwickelung in ganz natürlicher Weise. So führen uns unter Anderen „Peter Kunrad" und die „Rumpelkammer", welche letztere in großartiger Weise das Thema: „Verstand to schann, dat Hart to braken" variirt, eine Reihe von Bildern von hochtragischer Wirkung vor, welche hier, worauf zugleich hingewiesen sein möge, in eigenthümlicher Weise durch die überwältigende Macht der Verhältnisse erzielt ist, während freilich bei anderen wieder, so im „Heisterkrog", die Schuld als dramatischer Hebel benutzt wird.

Die gegenwärtige Darstellung bezweckt indessen weniger der eigenartigen Handhabung der Kunstformen in den Groth'schen Dichtungen nachzugehen, als vielmehr auf die Volksthümlichkeit ihres Inhalts hinzuweisen, die, wie sie die Ursache des außerordentlichen Erfolges des Quickborn gewesen ist, so zugleich den Anstoß gegeben hat zur Entstehung der neuern mundartigen Poesie, welche gegenwärtig in den verschiedensten deutschen Ländern sich zu so reicher und herrlicher Blüthe entfaltet und überall aus demselben Born schöpft, den der „Quickborn" von Klaus Groth zuerst erschloß. Denn der lebendige Quell, welcher das Wort „Quickborn" bedeutet, es ist das Volksleben in seiner unerschöpflichen Fülle und lebendigen Unmittelbarkeit.

Volksleben schildert der Dichter des Quickborn — auf dithmarscher Erde. Es ist eine Landschaft von ähnlichem Charakter, wie man sie auf den Bildern der holländischen Maler sieht: hier die Marsch, eine weite, grüne, aber fast baumlose Ebene, von breiten Gräben durchzogen, vom Deich umsäumt, dessen Strand das Meer bespült mit der jäh daher stürzenden Fluth:

„Op en Strand —
Dar süchst du en blanken Gleem,
En sülwernen Streem,
Man blot as en Schimmer un Lich:
Dat is dat Haf!
Dat treckt der heraf,
Dat stört der herop
In vullen Galopp
Un jagt di en Hasen to nich!"

dort die Geest, tiefer in's Land hinein, mit Flur und Hügel und Moor und Busch und Wald, dazwischen eine leise dahin fließende Au oder Bach, auch wol ein schimmernder Landsee:

„Dar leeg de Dik int gröne Reth,
Dar leeg he smuck int Söndagskleed,
Dar leeg he hell int gröne Gras
Un blenk er as en Spegelglas,
So frisch un klar, so still un blau
As Abendluch, as Morgendau,
As Veilchen, as en Kinnerblick,
Vun'n beben rut dat blauste Stück." *)

---

*) Nach der ersten Ausgabe des Quickborn citirt.

Ueber diese Landschaft verstreut sind Dörfer und kleine Städte; in der Marsch erblickt man aber namentlich auch viel einzelnstehende Bauerhöfe auf ihren Wurthen, das sind Erdhügel, die besonders in älterer Zeit, der Ueberschwemmungen wegen, aufgerichtet wurden. Die Beschäftigung der vorwiegend ländlichen Bevölkerung ist auf der Geest der Ackerbau, in der Marsch die Viehzucht; in der Nähe des Strandes auch Fischerei und Küstenschifffahrt, in den Städten, die vom Lande leben, Handwerk und Kleinhandel. Die Bevölkerung, unter welche sich die gebildeteren Elemente als Prediger, Beamte, Aerzte, Lehrer mischen, bewegt sich also in einfachen Verhältnissen. Lage des Landes, Beschäftigung und freie Selbstverwaltung, welche das dithmarsische Volk aus den alten Freiheitskämpfen bis in die neueste Zeit hinübergerettet hat, haben dem Volkscharakter sein Gepräge aufgedrückt: der Dithmarscher ist unabhängig, von nachhaltiger Kraft, gerade, im Allgemeinen schweigsam, dabei jedoch intelligent und nicht ohne einen gewissen Humor. Das sind das Land und die Leute, auf welchem und unter welchem sich die Groth'schen Dichtungen bewegen.

Volksleben schildert der Dichter des Quickborn: wie es in der breiten Masse des Volkes quillt, mit Ausschluß der Gebildeten, die durch den Gebrauch der mit abstracten Begriffen erfüllten Schriftsprache, wie durch ihre reflectirte Denk- und Gefühlsweise dem eigentlichen Volk in Wahrheit entfremdet sind. Den Gegenstand der Dichtungen bildet das Leben der tieferen Volksschichten, das Leben des einfachen Mannes, bei dem die gesammte Anschauungsweise durch die unmittelbaren Eindrücke der Natur und der umgebenden Verhältnisse beherrscht wird, dessen Ausdrucksweise daher, deren stetigen Niederschlag der Dialekt repräsentirt, auch die Vorzüge concreter Unmittelbarkeit, sinnlicher Lebendigkeit, charakteristischer Bezeichnung und farbenreicher Bilder besitzt. Eben darum bieten Volksleben und Dialekt dem Poeten eine unerschöpfliche Fülle von Schätzen, die, wo sie echte Kunst gehoben, von Schlacken befreit und zum harmonischen Ganzen zusammengefügt hat, das Interesse wieder auch selbst des gemeinen Mannes erregen und fesseln, der staunend begreift, daß es das eigene veredelte und verschönerte Bild ist, welches die Dichtung ihm wiederspiegelt.

Bilder zeichnet der Dichter aus dem Leben des einfachen Mannes, aus dem Leben des kleinen Handwerkers, des Schiffers, des Fischers, des Bauern; von den Gebildeten gehört in diesen Kreis höchstens der alte Herr Pastor, der würdige Seelsorger inmitten seiner Gemeinde, mit welcher er Freud' und Leid zu allen Zeiten treulich getheilt hat. Aus diesen Ständen mit ihren verschiedenen Beschäftigungen, Anschauungen und Interessen werden uns die verschiedensten Personen vorgeführt; junge und alte, männliche und weibliche, brave und schlechte, derbe und zarte Gestalten, normale Typen und originale Figuren vom individuellsten Ausdruck, darunter namentlich auch der schlaue Kannengießer, jene humoristische Figur des Hochdeutschen unter den Plattdeutschen, die um des Gegensatzes der Sprache willen ihres Eindruckes immer versichert ist. In Feld und Wald, in Dorf und Stadt werden sie uns vorgeführt in den mannigfaltigsten Situationen, bei der Arbeit und in der Erholung, im Sturme der Schlacht und im Frieden der Familie, an der Wiege und am Grabe, auf der Höhe des Glücks und in der Tiefe der Noth und des Elends; aus der großen Vergangenheit der Väter leiten die Spuren in die Gegenwart hinein und auf die Schwelle der Gegenwart setzt schon die Gährung der neuen Zeit den ersten Fuß. So umfassen die Situationen alle

möglichen Verhältnisse und Beziehungen des Lebens, repräsentiren die Personen die einzelnen Berufsstände und die mannigfaltigsten Charaktere aus dem Volke. Und immer sind die Situationen lebendig, Stände und Charaktere wahr und in ihrer besondern Eigenthümlichkeit gezeichnet. Es ist der Bauernknecht, der fröhlich auf die Brautfahrt zieht, wenn eines der „Dünjens" mit den Worten beginnt:

„Jehann, nu spann de Schimmels an!
Nu fahr mi na de Brut!"

Kein Schriftwort tönt hinein, wenn der Bauernstolz im „Hans Schanner" der Hemmingstedter Schlacht, in welcher im Jahre 1500 die Dithmarscher dem König Johann von Dänemark und den holsteinischen Herzögen mit Hülfe der hereingelassenen Fluthen eine furchtbare Niederlage beibrachten, mit den Worten gedenkt:

„As wi Kong Hans de Büx ovnnn
Un em de Schoh vull Water stunn" *),

und Schuster hört man in jedem Worte reden, wenn es im Fieler Fischzuge heißt:

„Man sitt de Wek sik redi krumm,
Man sitt de Wek sik redi dumm,
Dat weer je schändli, weer je sündli,
Ther man sik Sünndas ni mal gründli,
Un' mak sik man de' Lenken öli,
Un Uennerlif un Seel mal köhli.
Dat is en Schoster redi nödi,
Dat holt em Hart und Bossen smödi,
Keen Sodaseep sat so op Pick,
As Sünndas mal na'n Fieler Dik."

Und solchen derb realistisch gehaltenen Charakteren, wie hier die Schuster, deren Bilde indessen der Dichter auch die zarteren Linien nicht versagt hat, wenn er sie am Ufer des Sees lagern läßt, wo sie „int Snacken" kommen „un Vertelln:

Vun't Wanderleben as Geselln,
Un wat se sehn un wat se dan,
Un wa se wit un wider gan
Mit Ranzen op un Stock in Hand
Int grote dütsche Vaderland",

treten im Peter Kunrad und im alten Jehannohm und Anderen die edleren und weicheren Männer- und die idealisten Frauen- und Mädchengestalten im „Aflohnt", in der „Hanne ut Frankrik", „U't de Marsch", in der „Trina", im „Rothgeter", im „Heisterkrog" und „Um de Heid" gegenüber; und zartern und edlern Ausdruck kann bei aller realistischen Besonderheit der Färbung die Liebe nicht finden, als wenn in einem der „Dünjens", vielleicht der schönsten Perle der gesammten Groth'schen Dichtungen, die alte Tagelöhnerfrau zu ihrem Manne spricht:

„Wi gingn tosam to Feld, min Hans,
Wi gingen tosam to Rau,
Wi seten achtern Disch tosam,
So warn wi old und grau.

Bargop so licht, bargaf so trag,
So menni, menni Jahr —
Un doch, min Hans, noch ebn so leef,
As do in de braune Haar."

---

*) Aus der ersten Ausgabe des Quickborn citirt.

Und neben der Treue der des Besitzes sich freuenden ehelichen Liebe dann wieder die Bilder der bräutlichen Liebe, wie sie hier zwischen zwei Nachbarskindern im ersten Keimen begriffen ist:

„Ach, Appeln schint so roth so roth —
Wer hö't se vor de Dev?
Ach, Kinner ward so grot, so grot —
Wer hö't se vor de Lev?"

und dort im vollen unmittelbaren Drange zum Ziele strebt:

„Dar finnt sik en Ledder, en Stegelsch un Steg:
Wenn Twe sik man leef hebbt — keen Sorg vor den Weg."

Bald hören wir sie in Klängen schwärmerischer Begeisterung, neckischen Scherzes, seliger Freude, bald wieder der Trauer, Ergebung und Verzweiflung ertönen. Und wie die eheliche und bräutliche Liebe, so schildert uns der Dichter auch die Eltern- und Kindesliebe und dann das Mitleid und den Haß, den frommen Sinn und den Aberglauben, den Muth und den frechen Uebermuth, den Fleiß und den Ehrgeiz und die Trägheit und Schlaffheit, die guten und die schlechten Triebe und Gefühle des menschlichen Herzens — jenes „Wunderdinges", dessen Regungen er bis in seine innersten Tiefen belauscht und meisterhaft, oft in wenigen Zügen, ja mit einem einzigen Worte geschildert oder angedeutet hat.

Woran Andere vorübergingen, wo ihr Auge nichts sah und ihr Ohr nichts hörte, da ist der Dichter still gestanden, da hat sein Auge das fruchtbare Erdreich entdeckt und sein Ohr die Wasser im Grunde rauschen hören. So hat er in der Wüste die Oase, den dürren Sand in einen lieblichen Garten umgeschaffen. Und wenn wir uns der Blumen und Blüthenpracht in diesem Garten freuen und aus seinem Borne uns laben, dann wollen wir auch des Dankes und der Ehre nicht vergessen, die wir Dem schulden, der mit hoher Kunst und rastlosem Fleiße diesen Garten gepflanzt und geschmückt hat. Möge er fröhlichen Herzens weiter schaffen; ist es doch der Dichter, dessen Kunst uns Welt und Menschen in schönerm Lichte schauen läßt und unser Herz zu höheren Sphären emporzieht. W.

Ein Frühlingsbrief aus Venedig.

An den Herausgeber des „Salon“.

Von E. von Dincklage.

Der Vorsatz, Ihnen und den Lesern Ihrer Zeitschrift, ehe ich Venedig und Platen's „harmlos Völkchen lust'ger Müssiggänger“ verlasse, von meinem Winteraufenthalt in der Lagunenstadt zu erzählen, wurde bislang nicht verwirklicht, weil ich mir gestand, es sei zu wenig Neues zu berichten! Heute Morgen, halb neun Uhr, bestimmte mich indessen die gelbe Dienerin des Hauses, Angela, als sie mit ihren schwarzen, zerzausten Haaren vor meinem Bette stand, zu glauben, es werde der Reiz des Charakteristischen einigermaßen den Mangel des Ueberraschenden ersetzen. Angela hat ihr Gemüth nie durch schlechte Lectüre vergiftet, sie lernte weder lesen noch schreiben und redet nichts als den weichen venezianischen Volksdialekt, sie überläßt sich dagegen unverkürzt ihren Affecten und ich kenne „all' ihres Daseins Freud' und Leid!“ Sie stand also mit dem üblichen; Come sta? vor mir und ich erwiederte, ich habe die Nacht einen bösen Traum gehabt. „Einen Traum?“ rief sie erregt. — „Ja, mir träumte ich würde erschossen!“ — „Dio mio, da müssen Sie in's Lotto setzen, Angst und Furcht ist Neunzig — mit einem Gewehr erschossen?“ — „Nein mit einer Pistole!“ — „Ich werd' gleich das Traumbuch bringen, um zu sehen welche Nummer die Pistole bedeutet; waren mehrere Personen da, war es im Zimmer?“ — „Nein, draußen, ich sah nur den Mann, der schoß!“ — „Va bene, das bedeutet Zwei; nannten Sie keine Zahl?“ — Ich besann mich und lachte dann, denn ich erinnerte mich, daß ich, die Kugel in der Brust, sagte: „Der arme Schiller starb auch mit neunzehn Jahren!“ Der Angela verheimlichte ich indeß meinen literarischen Traumschnitzer und nannte nur die neunzehn. Angela empfing leuchtenden Blickes die Nummern und einen Franc.

„Wenn ich eine Quaterne gewinne“, sagte ich, „so soll es Dein Schaden nicht sein!“ — „Dann, dann“, rief sie und warf die Arme mit den zerschabten Aermeln in die Luft, „dann Viva l' Italia!“

Der interessante Traum, dessen schöne Folgen sich morgen entwickeln werden, wo wieder Ziehung ist, hatte Angela von einer wichtigen Mittheilung abgehalten; einige „Ladri“ versuchten nämlich diese Nacht in unsere Wohnung einzubrechen, und zwar waren diese Bösewichter Piraten, denn sie kamen in der Barke; hier bettelt und stiehlt man per barca, der Täufling und die Leiche, sie ziehen dahin „in gondola“, das Wasser ist hier der Weg alles Fleisches. Ich glaube es war im Januar, wo ich am Fenster stand und das prächtige Rundbild der Riva degli Schiavoni, der Inseln und der Laguna überblickte, als aus dem Canale grande ein Schwarm von Gondeln — ich zählte hundertvierzig — wie eine Flucht Raben oder besser ein Zug schwarzer Schwäne hervorbrach, sie umschifften einen großen englischen Dampfer, der keuchend und dunkle Rauchwolken ausstoßend in ihrem Wege lag, und zogen vor meinem Fenster vorüber. Inmitten der Flotille bewegte

sich eine offene Barke, in welcher ein mit Fackeln umgebener Sarg stand; es war das Leichenbegängniß eines berühmten jüdischen Arztes, des Professor Anamias. Der israelitische Friedhof ist auf dem Fest- und Vorlande Venedigs, auf dem Lido. Uebrigens habe ich außer diesem nur ein Leichenbegängniß gesehen. Man wird hier wenig an den Tod erinnert, wenn nicht durch die Trauergewänder, die den Venezianerinnen außerordentlich gut stehen; ihr eigenthümlich mattgelber Teint, die Zierlichkeit ihrer Gestalten heben sich ungemein, auch ist die Trauertracht, „il Lutto — Bruno — Corrotto —" eine althergebrachte; dieselbe zeigt sich schon beim Begräbniß des Dogen Dolfino im Jahre 1361 und das Schwarz blieb so sehr eine Farbe der Nobile, daß auf einem alten Gemälde in der Sammlung Guarini eine ganze Hochzeitsgesellschaft in Schwarz gekleidet erscheint, nur die Braut, welche eben aus der Gondel steigt, ist in Weiß. Man greift hier immer in die Vergangenheit zurück und, abgesehen von dem verblichenen Glanze der stolzen Zeit, sollte man doch sehr froh sein, daß die Krallen des venezianischen Löwen, die sich so oft in dem Herzblute der treuesten Söhne der Republik badeten, ihm bis zur Unschädlichkeit beschnitten wurden. Und dennoch kann sich die Phantasie nicht von den alten Bräuchen losreißen. Als der letzte Januar gekommen war, blickte ich gespannt die Gasse hernieder, welche an der Riva degli Schiavoni entlang zum Castello führt. Sollten sie heute ausbleiben, die venetianischen Jungfrauen, die züchtig gekleidet, in der Hand die Arcella, eine kleine Kassette, welche ihre Mitgift enthält, zur Kirche von S. Pietro wandeln, wo allbereits die heirathslustigen Jünglinge harren, ihre Wahl treffen, den kirchlichen Segen empfangen und die junge Gattin in's Vaterhaus, frohen Festtagen entgegen führen?

So war es — so war es dermaleinst! An einem solchen Tage brachen auch, wie die Chronika erzählt, in all' das jungfräuliche Herzklopfen und das männliche Wählen und Zählen (der Mitgift nämlich!) eine Schaar Piraten herein und raubten sämmtliche Bräute nebst sämmtlicher Aussteuer. Die modernen Sabinerinnen wurden in einer Schlucht an der Küste des Adriatischen Meeres gefangen gehalten und später befreit. Die Töchter Venedigs, welche einst Königen ebenbürtig waren und die, wenn sie Söhne hatten, immerhin hoffen konnten eines Tags Mütter gekrönter Fürsten zu sein, sie ziehen nicht mehr nach S. Pietro, um gewählt zu werden; jeder Ort ist ihnen recht zum Kriegsschauplatz ihrer gefährlichen Blicke, Kirche und Theater, Gondel und Volksgarten; sie sind reizend cokett, tragen riesenhafte Frisuren, auffallende Farben, viel Schmuck, lichte Stiefel und stäuben Haar und Wangen stark mit Puder (Cipro), daß sie wie die Müller aussehen und die nixenhafte grüngelbe Blässe ihres Teints auch noch den letzten Hauch von Wärme verliert; um so feuriger aber blicken die Augen, die einen müden, langsamen Aufschlag haben, wenn nicht eine besondere Anregung sie aufsprühen macht. Gegen durchreisende Barbaren bestehen ihrerseits keinerlei trennende Vorurtheile und die Söhne des rauhen Nordens fühlen sich, wenigstens in dieser einen Beziehung, in ein durchaus südliches Klima versetzt. Was im Uebrigen die Temperatur dieses Winters und Frühlings anlangt, so glaubten wir kränklichen Lufttrinker uns zu vielfachen Klagen berechtigt; bald durchkältete uns der Hauch jener weißen Alpenhäupter, welche wie eine Schulter an Schulter gereihte Wächterschaar auf die Meeresblume Venedig hernieder blicken, bald kam jener feuchte, erschlaffende Luftdruck über uns, den das Volk der Kürze wegen „Scirocco" — nennt in Neapel ist freilich

selbiger Scirocco ein ganz anderer ernster Geselle! Gott weiß wie viele tausend Hunde und Hündchen in diesem Winter an unseren Lagunen erfroren sind; ich sehe sie noch überall auf den Gassen, in den Läden krebsroth mit Wunden überdeckt. Aber der Südländer erträgt das mit stoischer Ruhe; meine spanischen Zimmernachbarn haben den ganzen Winter nicht geheizt, während ich dreimal täglich ein Feuer anzündete, das beinahe so kostbar war wie jene Fugger'sche Zimmetheizung zu Ehren des kaiserlichen Gastes, nur mit dem Unterschied, daß ich mein eben so nasses und schlechtes, als kostspieliges Heizmaterial nicht mit Schuldscheinen anzündete, sondern mit den Briefen lieber Verwandten und Freunde, welche mir also Leib und Seele zugleich erwärmten. Meine hiesigen deutschen mitfühlenden und mitfrierenden Bekannten wußten es mir wenig Dank, daß ich Ihnen mittheilte: Venedig habe schon weit, weit kältere Winter erlebt und ich wurde mitsammt den Chroniken, die ich in einer der Bibliotheken aufgestöbert hatte, ab und zur Ruhe verwiesen — die Lebenden behalten ja immer Recht und Diejenigen, welche, meinen authentischen Nachrichten nach, damals mörderlich gefroren haben, wandeln jetzt lange im ewigen Lichte oder braten in der Hölle ihres berühmten Landsmannes Dante. In den Jahren 868—1118—1122 trug das Eis in den Lagunen Pferde; freilich folgte diesen harten Wintern auch die entsetzliche Pestepidemie zu wiederholten Malen; 1234 ging man zu Fuß zum Festlande, 1431 wurde die Ausstattung einer jungen Frau aus Mestre vermittelst eines Pferdekarrens nach Venedig gebracht, 1442 schneite es acht Tage und fror dann so, daß man zu Fuß von Mestre nach der ziemlich entfernten Insel Murano ging, eben so 1475—76—1490 u. s. w. Wir wissen Alle daß Kopenhagen vom Eise aus belagert wurde; wie Schade, daß man die gute Gelegenheit in Venedig nicht benutzte.

Wir lasen mit schaudernder Bewunderung, wie Schiffe am Nordpol einfrieren; wohlan, an unserm Lido, an der Küste der grünen Adria, fror im Jahre 1548 auch ein Schiff dermaßen ein, daß die Mannschaft nur mit Mühe gerettet wurde. Leider habe ich das Wie? dieser Gefahr nie so recht ermitteln können, weil es damals noch keine illustrirte Zeitung gab, die sich in Krater und Eisberge, in Bergwerke und Luftballons begiebt, um den Hergang aller abnormen Begebenheiten abzubilden. Uebrigens fehlte es Venedig keineswegs an weitschweifigen Berichterstattern und die verschiedenen Bibliotheken und Archive bergen noch unbekannte Schätze. Kein Wunder, daß die Gelehrten aller Länder wie die Trüffelhunde dieser Witterung folgen; ich beobachtete mit Interesse einen jungen Münchener, der den Codex des Chronisten Dandolo zersetzte, kritisirte, an seinem Actenstaube botanisirte, seine Aussagen filtrirte und destillirte — kurzum, einmal und endlich die Vergangenheit gründlich in Ordnung brachte. Wehe Dir, Dandolo, wenn Du auf einem faulen Pferde ertappt wirst! Der Chronist Dandolo ist aber nicht jener große Doge Enrico, der im zwölften Jahrhundert lebte und neunzigjährig und blind hinausschiffte, Constantinopel zu erobern. Zum Danke lebt sein Andenken noch besonders geehrt im Volksgedächtniß, das hier gar so treu ist auf die entschwundene Größe; ich sah kürzlich unter Musik und mit wehenden Flaggen ein schönes Kauffartheischiff vom Stapel laufen, das Enrico Dandolo hieß. Ich sah noch mehr — den Nachkommen des großen Mannes, auch ein Enrico Dandolo, und derselbe bat um eine Unterstützung — weil er kein Hemd besaß! Als ich ihn fragte, ob er ein Mitglied des großen Stammes sei, füllten sich seine Augen mit Thränen, ich aber murmelte Platen's Verse:

„Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?
Nur selten finden auf des Enkels Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen!"

Um allen chronistischen Verfinsterungen bis in die fernsten Jahrhunderte vorzubauen, sei hier inzwischen bemerkt, daß ich, für meine Person, nicht in Marmorhäusern lebe, obwohl mein Zimmer eine wahrhaft himmlische Rundschau bietet. Meine Wohnung ist weniger Palast als eine Art von modernem babylonischen Thurm; neben mir, wie gesagt, Spanier; dito auf gleicher, nicht unbedeutender Höhe ein ungarischer Maler und ein österreichischer Hauptmann, unter meinen Füßen zwei Polinnen von reinstem Wasser: Parole de Polonaise! — Mein Zimmer ist mit der Nachbarstube in einer so trefflichen acustischen Verbindung, daß der liebe Nächste jeden Athemzug, jede Silbe genauer vernimmt als man selbst, weshalb ich auch das Beileid meiner Bekannten für den „spanischen Husten" des Nachbars beanspruchte und recht gute Fortschritte in der Sprache des Calderon mache. Ich habe zwar nie mit den Spaniern geredet, dennoch fürchte ich sie werden keinen besonders guten Begriff von meinem Geschmack haben; in lichten Morgenstunden nämlich hören sie mich italienische Gassenhauer singen, mit einer Ausdauer, die eines bessern Gegenstandes würdig wäre — ach, ich singe, ein Opfer der volksthümlichen Wißbegier, was ich den Canaglien — den Canalbummlern — und den Pittore abgelauscht. Diese singenden Maler erbten aber nicht etwa die nachgelassenen Pinsel der Bellini's, des alten Tizian, des Giorgione, des Veronese, des ältern und jüngern Palma oder Tintoretto — kurzum, sie pinseln nicht in des Wortes verwegenster Bedeutung, sondern sie streichen die Schiffe an und waren in der guten alten Zeit, namentlich in dem jetzt ziemlich verödeten Arsenal, zahlreich vertreten. Das Arsenal ist, nebenbei bemerkt, nicht etwa ein Gebäude, sondern eine Stadt in der Stadt, man sagt, es nehme dieselbe Grundfläche wie ganz Treviso ein. Von Venedigs Ruhm kann man mindestens nicht sagen: da geht er hin und singt nicht mehr! Denn gesungen wird hier immer und zwar aus Herzenslust, den Charfreitag nicht ausgenommen. Die Pittore aber singen in verschiedenen Vereinen Serenaden unter den Fenstern der Reichen und der Fremden; die Kunst geht nach Brod. Zumeist kommen die Sänger, geringe Leute jedes oder gar keines Handwerkes, in erleuchteten Gondeln und von Zeit zu Zeit blitzen bengalische Flammen auf; am herrlichsten klingt dieser prächtige Männergesang unter dem weitgespannten Marmorbogen der Rialtobrücke, die ein schönes Echo besitzt. Sehr beliebt sind die Lieder, in deren dramatischen Verlauf die Stimme einer zahnlosen Alten einfällt, etwa die Mutter des lust'gen Gondoliers, die ihm Vorwürfe macht, daß er sein Geld vertrinkt, oder eine Vecchia, die nie Eis gesehen hat — mithin auch meine Chronik nicht gelesen, denn sie wundert sich zum Höchsten über ein Stück erstarrten Wassers. Diese Gesellschaft hat auch ihre Dichter und Componisten; kaum war, um Neujahr, der Freihafen aufgehoben, als man die verlorenen Vortheile des Porto-franco vierstimmig beklagte.

Daß die Sänger keine Noten kennen thut dem Vortrage keinen Schaden; vor anderhalbhundert Jahren wurden hier ganze Opern von Künstlern, die eben so wenig Noten kannten als die Nachtigallen, aufgeführt und da ich, zum

Schrecken meiner Leser! auch die musikalische Vergangenheit Venedigs eingehend studirte, so kann ich den wörtlichen Bericht des Zeitgenossen wiederholen. „Ein Imre (ungarischer Name), Genueser und das Haupt der turma comica, kurz, dick, ohne Hals und mit einer Stulpnase, aber sehr geistvoll und mit einer guten Stimme begabt, Zanetta Casanova und Agnesa Amurat, die wunderschöne Stimmen hatten und die Musik vollkommen ausführten ohne eine Note zu kennen, unterhielten das Publicum sehr und erfreuten sich des lebhaftesten Applauses." Sie führten die ersten Dichtungen Carlo Goldoni's im Thetaro Grimani auf, nämlich Belisario und ein eingeschobenes kleineres Stück „La pupilla".

Zu jener Zeit, 1730, existirten bereits fünf bis sechs Theater und ein stehendes Balletcorps in Venedig; damals verschmähten die ersten Bühnen den Theaterflitter und die Künstler traten in den prachtvollsten und kostbarsten Stoffen auf. Aber die Zuschauer, namentlich mein Berichterstatter, ließen sich auch täuschen; ihm schauderte vor einem Decorationsungeheuer, das alle Lind- und Tatzelwürmer, alle Drachen und Harpyen in sich vereinte und eine unmögliche Ausgeburt der Theaterregie war. Jetzt wird kaum das Mögliche möglich gemacht, Cola Rienzi ist in dieser Saison als Infanterist aufgetreten, die steifen Rosinanten des Giardino publico, so wie die Broncehengste des Nero über dem Portal von San Marco verschmähend. Der Tribun hatte indeß nicht verschmäht, seine Erscheinung und seine Logenpreise durch eine wohlgemeinte Fabel zu erhöhen; es hieß nämlich, der König von Bayern würde vor der Aufführung eintreffen und gleich nach Theaterschluß abreisen. Da in diesem Thränenthal das Wunderbare des Glaubens liebstes Kind ist, so war man fieberhaft auf Cola und Ludwig gespannt, der letztere kam nicht und der erstere sank im Preise; bereits richten sich die musikalischen Ohren den „Goti" des jungen Componisten Gobatti zu, welche im nächsten Carneval vermuthlich den braven Wilhelm Tell verdrängen werden, der Tag um Tag, Woche um Woche gegeben wurde. Der Carneval in Venedig gleicht dem Carneval in Rom wie eine Granate der andern, d. h. jener röthliche Granatapfel dem tödlichen Geschoß; der erstere ist etwas fade, der andere aber geradezu gewaltthätig und anmuthlos. Hier auf dem Platze von San Marco, der Abends taghell erleuchtet ist durch Alleen von hohen Gascandelabern, durchfluthet von einer maskirten und unmaskirten Menge, die sich verhältnißmäßig geräuschlos durcheinander schiebt, Alles umrahmt von der wunderbaren Architektur des Platzes, aus dem sich, ein steinerner Gigant, der Campanile zu dem tiefblauen, sternbesäeten Himmel erhebt — hier schwankt man, soll man sich in ein Märchen versetzt glauben, oder soll man diesen Mummenschanz des urvenetiantischen Pantalone und der Grisette im Pagencostüm geradezu kindisch finden? Doch wieder auch nicht kindisch, denn selbst die gemischtesten Ridottobälle lassen sich vollkommen wohlanständig anschauen; man möchte in der That beinah' etwas mehr laute Freude zwischen den tausend Larven bemerken. Meine fühlende Brust — ich weiß nicht, ob es die einzige? — athmete nämlich inmitten der Ridotto-Scylla-Charibdis, ich trug eine violette Atlasmaske, hinter welcher es schrecklich warm war. Selbst der Tanz ist weit weniger stürmisch als bei uns daheim und darauf berechnet, daß sich alle Paare, so lange gespielt wird, permanent auf den Marmorplatten des Fußbodens bewegen. Trotz meiner Verhüllung, die nichts von meiner sterblichen Hülle ahnen, geschweige denn sehen ließ, wußte sofort die ganze Gesellschaft, meine Begleiter und ich seien

Fremde. Die tanzenden Herren, welche sich einiger französischen Worte rühmen konnten, beeilten sich daher mich zum Tanze aufzufordern, und wie ich nicht tanzen wollte, galt es als sehr feiner Ton, eine französische Unterhaltung mit mir anzuknüpfen. Sie sind wie die Kinder, diese Venetianer. Für Denjenigen, der auf die Dienstleistungen der Eingeborenen angewiesen ist, wird der Carneval mit seinen ewigen Illuminationen, Theatern, Bällen und Straßenschwärmereien sehr lästig.

Meinen Diener sah ich fast gar nicht mehr, und wenn ich nach ihm fragte, sagte das Mädchen wie selbstverständlich: „Ma, dorme, Signora"; falls er wirklich unter Dach war. Durch die „Combinazione" des Carnevals geschah Alles schlecht und vernachlässigt und doch stand diese Combination so unantastbar fest wie ein Dogma.

Die stille Woche ging inzwischen auch mit großer Heiterkeit, Musik und Gesang vorüber; man lief in die Kirchen, drängte sich umher, begrüßte seine Freunde und stieg in die mit Lichtern und Blumenduft erfüllten Souterrains der Dome hinunter. Zum Osterfest brannte in San Marco jener alte Kronleuchter, der von allen Seiten gesehen immer ein flammendes Kreuz bildet, es wurde eine sehr schöne Musik aufgeführt und dann bestieg der alte Patriarch, er feierte vor Kurzem mit großem Pomp sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, mit einem Gefolge von Mitren die geräumige Kanzel, setzte sich auf einen vergoldeten Sessel, legte den Hirtenstab in andere Hände und hielt seinen Schafen eine lange Predigt, indem er sich dann und wann unterbrach, um Zuckerwasser zu trinken. Da er sehr corpulent ist, transpirirte er unglaublich; schließlich erfolgte der päpstliche Segen, welchen die kirchlichen Würdenträger entblößten Hauptes empfingen.

Mir wird diese Osterfeier um so unvergeßlicher sein als sie zugleich meine Abschiedsfeier von Venedig und meinen lieben italienischen und deutschen Freunden ist. Italienische Freunde? staunen und zweifeln Diejenigen, welche die Eigenthümlichkeiten der vulcanischen Erde genauer kennen — dennoch mein guter Stern führte mich in einen alten Palazzo, wo ich stets freundlichen Empfang, stets trefflichen russischen Thee, stets die Neuigkeiten des Tages und die mir wünschenswerthen Druck- und Schriftwerke über die Vergangenheit fand; ich bin in meiner Abschiedsstunde keine Fremde in Venedig, nur eine Reisende, welche in der Voraussetzung geht — wieder zu kommen! Auch das österreichische Gesandtschaftshotel hat sich mir freundlich erschlossen; wohin ich mich wende, stets führt eine der schmalen Verbindungsstraßen mich zu irgend einem trauten Boudoir oder Atelier, nachdem ich die breiten Steintreppen der Palazzi erstiegen.

„O Venezia benedetta
Non ti voglio piu lasciar!"

Aus dem Pariser „Salon".

Die Elyseeischen Felder, in denen sich heute der stolze Krystallpalast erhebt, der mit rühmenswerther Unparteilichkeit seine breiten Flanken im Frühjahr der Bilderausstellung, im Hochsommer dem Pferde-Tattersall und im Spätherbst dem Concurse für Kochkunst bietet, waren im Jahre 1667, als zum ersten Male der französische „Salon" eröffnet wurde, theils öde Steppen, theils wirklich vor den Mauern der Stadt üppig blühende Felder, die aber sehr wenig Elysäisches an sich hatten. Die Bilder und Statuen der „Mitglieder und Officiere der Akademie der schönen Künste" — denn diese Eigenschaft war für den Aussteller eine Bedingung sine qua non der Zulassung — fanden in den Sälen dieser Akademie (in dem von Mazarin erbauten Palast) hinreichend Platz. Die Bilder waren nicht wie heute in eigens hergerichteten Galerieen in aller Ordnung und symmetrisch aufgehängt. Sie füllten einige gewöhnlich für die Zusammenkünfte der Akademiker und für den Empfang von Besuchen dienende „Salons" — daher rührt auch die generische Bezeichnung des „Salon" für die jährlich wiederkehrenden Ausstellungen der Werke lebender Maler und Bildhauer, welche seit zwei Jahrhunderten sich des lebhaftesten Zuspruchs des Publicums erfreuen, ein Zuspruch, der sich oft in den Jahren innerer Ruhe und politischen Stillstands zur Begeisterung verstieg, dem aber keine Ereignisse, welch' auch ihr Ernst und ihre Bedeutung gewesen sein mögen, Abbruch zu thun vermochten. Der Franzose oder richtiger der Pariser besitzt wirklich den Sprühfunken eingeborener Kunstliebe. Wer nicht Kenner ist, der will als solcher gelten und eines der merkwürdigsten Merkmale der nationalen Eigenliebe oder Eitelkeit — wie man es nennen will — liegt gerade in diesem Erpichtsein auf den artistischen Ruf der Nation und die Geschmackscompetenz des Individuums. Allerdings geht diese Tendenz oft in kleinliche Liebhaberei über, allerdings ist sie von komischen Seiten nicht frei, aber sie erzeugt so viel Gutes und Erfreuliches, daß die kleinlichen Seiten vor den Diensten, welche diese Richtung der Förderung der Kunst geleistet hat, verschwinden. Wären ohne diesen, wenn auch übertriebenen, Stolz auf den guten Geschmack und ohne dieses wirkliche Kennerthum die jährlichen riesigen Ausstellungen möglich, die alle Jahre bei 4000 neue Oelgemälde, Stahlstiche, Büsten und Gruppen in einem Raume vereinigen; wäre die Pflege der Kunst mit einer solchen Achtung, mit einem solchen Cultus umgeben, die den Maler und Bildhauer stets den Sporn der Aufmunterung fühlen lassen und ihm Kraft verleihen, die geträumten Ideale zu erreichen und die höchsten Gipfel zu erklimmen? Jeder will heute seinen Obolus auf dem Altar der Kunst opfern und dadurch materiell zur Entwickelung des Schönen beitragen. Wie früher jeder Parvenu danach strebte, ein Adelspergament zu erlangen, um seine Herkunft mit seinem Golde in Einklang zu bringen, so will heute jeder Bereicherte seine Galerie, einigermaßen seinen Adelsbrief auf Leinwand besitzen; und in dieser Gestalt ist er gewiß ehrbarer und rühmenswerther als alle Adelsseifen, womit die Emporgekommenen ihre bürgerliche oder plebejische Abstimmung zu über-

tünchen oder wegzuwaschen gedachten. Von der prunkvollen Galerie des Millionärs geht dieser Geschmack auch auf die Minderbemittelten über. Man betrachte aufmerksam das Publicum des Hotel des Ventes. Man wird da so Manchen finden, der auf Genüsse und Bedürfnisse sogar Verzicht leistet, um mit einem Rahmen unter dem Arm, stolze Freude im Herzen, seine bescheidene Häuslichkeit aufzusuchen; und die Hunderttausende, zum Ankauf berühmter Meisterwerke bestimmt, würden auf ein viel bescheidneres Maß herabsinken, die Wohlthätigkeitsausstellungen leer und verödet dastehen, wenn diese Liebhaberei nicht ein wenig zum Aeußersten getrieben würde, abgesehen davon, daß Diejenigen, welche von den Farben reden wollen, sich bestreben, davon etwas mehr zu verstehen, als wenn sie blind wären, und bei der heilsamen Furcht vor dem Lächerlichen doch ein wenig nachdenken und ästhetische Grundsätze an den richtigen Quellen schöpfen, ehe sie sich über ein Werk aussprechen. Hier ist natürlich nicht von gewissen Gecken die Rede, welche im Vorhinein entschlossen sind, Alles „scheußlich“, „lächerlich“ und, wie das eigentlich technische Wort in dieser Schule lautet, „infect“ finden, aber schwer ihr Urtheil zu begründen im Stande wären. Die Menge kümmert sich wenig um die Persiflage dieser gar zu gestrengen Kritiker. Sie läßt sie mit ihrer tellerzerschlagenden Miene pfeifend und trällernd an den Bildern vorüberziehen — und zuckt die Achseln über die Urtheile dieser Patrone, meistens verunglückte Farbenreiber, welche es der Welt nicht verzeihen können, daß sie nicht für lauter Van Dycks und Rubens anerkannt worden sind; sie weiß mit vortrefflichem Instinct das wahrhaft Schöne zu erkennen und selten richtete sich der Tribut der allgemeinen Anerkennung an die falsche Adresse. Bei der Gründung der „Salons“ allerdings hatte man es weder mit einem so zahlreichen noch so dankbaren Publicum zu thun. Die Herren vom Hofe, die sich auf die Maecene hinausspielten, einige Merveilleusen des weiland Hotel Rambouillet, spärliche Fremde, welche diese Ausstellung armselig im Vergleiche zu den Galerien Hollands und des Escurial finden mußten, dann natürlich die jungen Leute, welche sich der artistischen Laufbahn widmen wollten: das waren die Gäste der ersten „Salons“, welche ursprünglich nicht alle Jahre, sondern von zwei zu zwei Jahren abgehalten wurden. Im Jahre 1673 fand man zum ersten Male die Drucklegung eines Katalogs durch die Umstände geboten. Diese 1673er Exposition ist in einer andern Beziehung noch denkwürdiger. Der große Meister Lebrun stellte hier seine „Schlachten Alexander's des Großen“ aus, ein würdiges Vorspiel zu der Darstellung der Kriege Ludwig's XIV. Die Manier Lebrun's rief in der Akademie eine innere Bewegung hervor. Viele Mitglieder verketzerten den Meister, weil er, von seinen meisten Collegen abweichend, die Lebhaftigkeit des Colorits dem richtigen Ausdrucke der Physiognomien unterordnete. Nicht weniger als sechsundvierzig Mitglieder der Akademie weigerten sich, diese Ausstellung zu beschicken, um die Nachbarschaft Lebrun's zu meiden. Die Dissidenten versuchten nun, mit dem officiellen „Salon“ zu concurriren und sie eröffneten zuerst im Hotel Jabach und darauf in einem Hause rue St. Merry eine freie Ausstellung, wo ein ernster Rival Lebrun's, der nicht minder berühmte Mignard, auftrat. Um sich Popularität zu verschaffen, pflegten die Organisatoren der „freien“ Ausstellung während der Himmelfahrtsprocessionen die Stationsaltäre mit ihren besten Gemälden zu schmücken und die berühmtesten Künstler der damaligen Zeit mengten sich stets unter die Andächtigen, um die Ansichten und Eindrücke des Volkes zu erfahren.

Das Jahr 1699 ist für den französischen „Salon“ ein bezeichnendes. Die Räumlichkeiten der Akademie wurden zu eng, und auf den Antrag des Architekten Mansard übersiedelte die Ausstellung vom linken Seineufer über den Pont neuf nach dem Louvre. Der Hof Ludwig XIV. war gänzlich in Versailles installirt und der König konnte daher im eigenen Hause den Künsten die Gastfreundschaft bieten. Aus Erkenntlichkeit wie aus höfischem Sinne nahmen die Portraits in Lebensgröße des Königs und seines Sohnes, des Dauphins, den Ehrenplatz ein, die Mitte der Galerie aber füllte das Standbild Ludwig's XIV. zu Pferde, welches für den Vendômeplatz bestimmt war, daselbst bis zur Revolutionsperiode verblieb und dann später auf dem „Siegesplatze“, wo es noch heute zu sehen ist, wieder aufgestellt wurde. In der nämlichen Ausstellung finden wir zum ersten Male die Portraits einiger berühmter Zeitgenossen, und unter diesen am besten getroffen das Bild des Dichters Boileau, welches dem Pinsel einer jungen anziehenden Malerin, Fräulein Cheron, zu verdanken ist. Es wäre hier zu langwierig, dem Entwickelungsgange des „Salon“ bis zu dem Zeitpunkte zu folgen, wo der Katalog statt der 351 Bilder der ersten Ausstellung die 4061 Gemälde der 1861er verzeichnete. Das Zeitalter Ludwig's XV. war für die Vulgarisation des Geschmackes und die Verbreitung ästhetischer Genüsse in den Kreisen, welche ihnen verschlossen geblieben waren, von unberechenbarem Werthe. Jetzt traten zum ersten Male die Typen eines neuen Geschlechtes auf: die Amateurs. Jetzt wohnte man dem nie erlebten Schauspiele der eifrigen, heftigen Polemik wegen eines Bildes bei. Aesthetische Fragen veranlaßten erbitterte, aber glücklicherweise unblutige Kämpfe, wie sie bisher nur für politische und religiöse Fragen ausgefochten wurden. Die Philosophen, die Encyklopädisten, all' die Schmiede, welche am Werke der Revolution hämmerten, waren fanatische „Amateurs“ und Diderot's unerschöpfliche Feder erfand einen neuen Zweig literarischer Thätigkeit: die Kunstkritik. Bei Hofe waren unter der Dubarry wie unter der Pompadour Watteau und Boucher wohlgelittene Gäste und als ein Minister nach einer von der Flotte erlittenen Niederlage in Gegenwart des Königs mit Schmerz ausrief: „Sire, wir haben keine Marine mehr!“ antwortete Ludwig XV. mit dem ihm eigenen Skepticismus: „Pah, rechnen Sie Vernet nicht!“ — als sollten gleichsam die von diesem Maler auf der Leinwand mit merkwürdiger Genauigkeit und reichem Colorit dargestellten Kriegsschiffe Frankreich für den Verlust seiner wirklichen Fahrzeuge genügenden Ersatz bieten. Natürlich konnte der „Salon“ bei solchen Verhältnissen nur gewinnen, aber der Zufluß des Publicums war bedeutend größer als der Zuwachs der ausstellenden Meister. Die Verfügung, daß nur Mitglieder der königlichen Akademie zugelassen werden könnten, war noch immer in Kraft und versperrte manchem aufstrebenden Talente, manchem unabhängigen Genie, welches sich dem in der Akademie wuchernden Coteriewesen nicht fügen wollte, die Wege zum Ruhme. Erst die Nationalversammlung, welche alle Bande der Zunft und alle veralteten Beschränkungen löste, brach auch diese Fesseln und öffnete die Ausstellung allen lebenden Malern und Bildhauern ohne Unterschied der Herkunft und ohne irgend eine andere Bedingung als die eines genügenden Talentes. Es ist bekannt, daß die Revolutionszeit und das blutige Epos des ersten Kaiserreiches der Malerei keinen Abbruch thaten, im Gegentheil, die vom Staate angeordneten Festlichkeiten, noch mehr aber die unzähligen, in allen Weltgegenden geschlagenen Schlachten boten dem Pinsel eine Fülle von Stoff,

welche mit Dankbarkeit ausgebeutet wurde. Die Kämpfe der Romantiker und Classiker, welche im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts alle jungen Köpfe in Wallung brachten, hatten natürlich auch in der Künstlerwelt ihren Wiederhall. Die junge Generation wollte eine Art von artistischer Familie bilden, was auch vollkommen berechtigt war, da die Verwandtschaft zwischen romantischem Pinsel und romantischen Federn keine fictive ist. Man unterstützte sich gegenseitig, tauschte Gedanken und Eindrücke aus. Die Poeten lernten mit ihrer Feder zeichnen und die Maler suchten der Leinwand den Stempel der eigenen originellen Persönlichkeit aufzudrücken, statt den engen Regeln der Tradition zu folgen. Hier und dort wollte man mit dieser Tradition brechen und die Unabhängigkeit kann Angesichts der Leistungen eben so wenig in der Malerei einem Delaroche und einem Delacroix, als in der Poesie einem Hugo oder einem Lamartine zum Vorwurfe gemacht werden. Diese Kämpfe liegen heute schon weit hinter uns, und eben so wenig auf der heutigen Bühne von einem Kampfe zwischen Romantikern und Classikern die Rede sein kann, eben so wenig wären die Streitigkeiten zwischen der Schule David's und der Schule Delaroche's von brennendem Interesse. Wie das Theaterpublicum mit der Zeit sowol die Verdienste des Romanticismus als jene der Classiker anerkennen gelernt hat, so stehen auch die Meister der Malerei, welcher Schule sie auch angehören, auf ein und der nämlichen Stufe. Und dasselbe wird in fünfzig Jahren auch bei all' den Realisten, Impressionisten, Naturalisten, Courbetisten und Durandisten der Fall sein, die sich gegenseitig mit Erbitterung bekämpfen und aufeinander so schlecht zu sprechen sind, daß, wenn man ihnen glauben dürfte, heute in allen Werkstätten Frankreichs kein einziger ordentlicher Pinselstrich gemacht würde.

Um mit dieser kleinen, geschichtlichen Uebersicht des Salon fertig zu werden, wollen wir bemerken, daß die 1848er Republik der Ausstellung, aber blos für ein Jahr, die Tuilerien eröffnete, so daß von 1848—1863 der „Salon" unstät von einem Local nach dem andern herumirren mußte, bis sich ihm endlich die Thüren des Industriepalastes erschlossen, wo die größten Bilder, die bis an die Wolken ragenden Monumente, angemessenen Raum finden und wo auch der Besucher frei aufathmet und ohne Gedränge, ohne sich dem Gewühl auszusetzen den für den bescheidenen Entréepreis von einem Franc gebotenen Genüssen sich mit Ruhe hingeben kann.

Es ist selbstverständlich, daß die kriegerischen Ereignisse des 1870—71er Jahres den Schlachtenmalern ausgiebigen Stoff lieferten. Nicht eine ist der geringsten Calamitäten, welche der böse Krieg in seinem Gefolge schleppt, die Menge von höchst zweifelhaften Gemälden, welche der Verherrlichung irgend einer verborgenen Heldenthat oder einer bis dato unbekannt gebliebenen Gefecht oder Ueberfall gewidmet sind. Letzthin, als ich einige alte Nummern des Charivari durchflog, der stets den „Salon" zur Zielscheibe seines Witzes nimmt, traf ich auf eine Carricatur, welche ein Mitglied der 1860er künstlerischen Jury darstellt, welches mit allen Merkmalen des äußersten Schreckens vor einem vom classischen Commissionair überbrachten Rahmen mit den Worten zurückbebt: „Wieder eine Schlacht von Solferino! Es ist ja die zweihundertste!" — ein Beweis, daß die Fülle an Actualitätsbildern nichts Neues an sich hat. In den Ausstellungen, welche auf den letzten Krieg folgten, gab es gerade nicht Ueberfluß an Bildern der be-

deutenden Schlachten, aus welchen man ein Stück Geschichte erlernt hätte, wol aber an kleinen Episoden aller Art. Wie der Schöngeist in Molière's „Precieuses ridicules", welcher die ganze römische Geschichte in zierliche Madrigale zerlegen wollte, haben sich die Maler das fürchterliche Epos, das am Rhein begann und hart an den Gestaden des Oceans seinen Abschluß fand, in einige hundert Anecdoten zerlegt und diese mit ihrem Pinsel auf die Leinwand fixirt. Es ließe sich sehr Vieles über diese Tendenz, eine fürchterliche, weltgeschichtliche Tragödie zu affectirten Genrebildern zu mißbrauchen, sagen, aber man wird es mir gestatten, wenn ich, vor einem Bilde stehend, nicht so sehr nach der Absicht des Malers (ich rede von der abstracten und nicht von jener, die auf der Leinwand sprechen muß), noch nach der Opportunität der Wahl des Stoffes frage, als nach dem künstlerischen Werthe des Bildes überhaupt. Man wird vielleicht bei diesem System einige Tiraden über die Tactlosigkeit gewisser Maler und die politisch-patriotische Gleichgiltigkeit anderer verlieren, aber dafür etwas mehr an Unparteilichkeit gewinnen.

Eines der besten Kriegsbilder im heurigen Salon ist unstreitig die Besetzung des Dorfes Melsheim während der „Schlacht bei Wörth" von Detaille. Eine Abtheilung Kürassiere dringt in buntem Gedränge in die ziemlich enge Hauptstraße des Dorfes ein. Eine aus umgestürzten Karren gebildete Barricade hält die Reiterschaar auf und aus den Fenstern und Dachlöchern der behäbigen elsässer Bauernhäuser prasselt eine lebhafte Füsillade auf die Reiter herab. Die Kürassire, wehrlos diesen Feuerläufen ausgesetzt, werden stutzig, die Pferde ziehen nach rechts und nach links längs den Häusern, andere schlagen aus, die Physiognomien der massiven, fest im Sattel sitzenden Burschen verrathen Verblüffung und eine nervöse Angst. Auf den Ausdruck dieser Gesichter hat der Maler Detaille die größte Sorgfalt verwendet. Es sind wol meistens junge Recruten, welche seit gar nicht lange aufsitzen und zum ersten Male im Getümmel sind, wo ernst eingeheizt wird. Es ist ihnen bange, aber sie beherrschen sich und machen sich mit ihren Pferden zu schaffen, um so viel Kaltblütigkeit als möglich zu bewahren. Im offenen Kampfe würden die Jungen ohne ein Atom von Furcht drauf loshauen; aber das Kreuzfeuer von oben herab, aus diesen lieblichen, freundlichen, gastlichen Häuschen zu erhalten, ohne gegen den unsichbaren Gegner weder Pallasch noch Revolver gebrauchen zu können, das raubt auch dem Tapfersten allen Humor. Die bläulichen Wölkchen mit den rothen Zünglein in der Mitte, welche aus den Fenstern und Oeffnungen hervorleuchten, sind ganz Natur. Man schnauft unwillkürlich nach dem Geruche des Pulverdampfes.

Herr Castelli hat einen Winkel des Schlachtfeldes von Sedan, wie er sich dessen rühmt, getreu und alle Personen portraitähnlich aufgenommen. Sein Bild Nr. 332 stellt eine Kürassircharge gegen preußische Infanterie dar, welche sich in Klee- und Kornfeldern verschanzt hat. In eine staubigblutige Wolke gehüllt, jagen die französischen Reiter über die Chaussee, nicht ohne Verlust. Der zum Angriff blasende Trompeter fällt, von einer Kugel getroffen, aus dem Sattel und ein aus einer tiefen Wunde blutender Officier sucht alle seine Kräfte aufzuraffen, um den Revolver zum letzten Male abzufeuern. Die Physiognomie dieses im Todeskampfe ringenden jungen Mannes, der unter einem Pferde hervorkriecht und dem Feinde aus den ersterbenden Augenlidern einen letzten Blick des Hasses zuwirft, ist am besten getroffen.

Verfehlt ist dagegen die Gestalt des reitenden Turcos, der dem Reiterschwarm als Eclaireur dient und auf dem Sattel aufrecht stehend, die Faust geballt und in der andern die lange Flinte emporhaltend, Allah zum Zeugen anruft. Der schwarze Söldner, welcher den von der Staubwolke eingerahmten Kürassiren gute zwanzig bis dreißig Schritt vorausreitet, ist von wenigstens sechs bis acht Kugeln getroffen. Er blutet aus dem ganzen Körper und auch sein Roß ist stark verwundet, aber mit dem ganzen Stoicismus eines wirklichen Sohnes der Wüste bleibt er noch fest im Sattel stehen. Die Zeichnung dieses Bildes ist ziemlich genau und rühmenswerth, aber dem Colorit mangelt es durchaus an Lebhaftigkeit; z. B. die Staubwolke, welche die chargirenden Officiere umgiebt, bildet nicht, wie es z. B. Horace Vernet gethan hatte, einen bloßen Schleier, unter welchem man die ganze Wuth der kriegerischen Action erblickt, es wird diese Wolke zu einem dunklen Mantel, der die Action verbirgt. Die Hauptbesorgniß des Malers war offenbar die getreue Wiedergabe einer Reihe von bekannten Figuren, die sich an diesem Kampfe betheiligt hatten, und der Portraitmaler absorbirte vollends den Darsteller historischer Scenen. Will man nun die fürchterlichen Ereignisse des letzten Krieges zur Genremalerei benutzen, so ist's gerathener, wenn nicht ganz heitere, doch unblutige, originelle Scenen zu wählen, welche zuweilen einen leichten caricaturistischen Anflug bieten. In dieser Hinsicht lobe ich mir das Gemälde Nr. 653 von H. Dupray. Es stellt einen „Besuch auf den pariser Vorposten" während der Belagerung vor. Schneegestöber, sausender Wind, fußhoher Koth, das ist die Decoration.

Ein in einen riesigen Pelz, von dem Halse bis zu den Schuhsohlen, gehüllter Admiral, in Begleitung eines Generals, der, für die Kälte weniger empfindlich, sich mit einer Pelzjacke begnügt, von einem zahlreichen, militairischen Gefolge umgeben, besucht die äußerste Linie der Vorposten. Die hohen militairischen Würdenträger haben den Weg vom Hauptquartier hierher ganz bequem in einem eleganten Coupé zurückgelegt. Der Wagen steht in angemessener Entfernung. Ein Matrose mit dem weißen Ziegenfell über der Brust, den Carabiner über der Schulter befestigt, versieht Kutscherdienste und hält die Zügel. Ein anderer, eben so ausstaffirter und bewaffneter Kamerad sitzt, wol als „valet de pied", neben ihm auf dem Bock. Der General, den einige für Ducrot halten, der aber viel eher dem elsässischen Schriftsteller Siebecker ähnlich sieht, zeigt mit seinem dicken Stock nach rechts, wahrscheinlich in der Richtung der feindlichen Batterien. Der Admiral scheint vielmehr damit beschäftigt zu sein, die Ohren gegen den Sturmwind zu schützen, als den Folgerungen seines Gefährten eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ein Oberarzt dagegen, die Brille in die Höhe geschoben, mit wichtigthuender Geberde, leiht den Anordnungen des Generals das aufmerksamste Ohr. Ist es doch bekannt, daß die Herren Militairärzte sich alle für die größten Strategiker halten und daß Schlachten nur verloren werden, weil man ihren Rathschlägen nicht folgen will. Die Figuren im Generalstabe sind streng realistisch und wer die Ehre und das Vergnügen hatte, die Pariser Belagerung mitzumachen, wird ohne zu große Anstrengung die Typen erkennen, welche von einen Tag auf den andern die kurze Jacke des petit-crevé und den Schornsteinhut gegen das betreßte Käppi und die Polonaise vertauscht hatten. In der Mitte dieser militairischen Stutzer erkennt man auch den plötzlich zum Capitain avancirten alten Sergeanten, der seine seltsamen Gefährten nicht gerade zum freundlichsten angafft. Man

findet auch hier im Militairrocke den Typus des pariser Badaud, der Maulaffen feil hält, als stände er auf dem Boulevard und riskire nicht, statt gebratener Tauben einige Schrapnellsplitter in den Mund zu bekommen — endlich, um das Tableau zu vervollständigen, machen ein Dutzend vulgärer Nationalgardisten Staffage, wie sie ja damals bei keiner Partie fehlen durften. Ein solches Bild wenigstens weckt Erinnerungen. Man lächelt über die wiedergegebenen officiellen Grimassen, weil man weiß, daß sie authentisch sind und Wenige entfernen sich, ohne das sacramentale: „Que c'est bien cela" auszurufen oder zu denken.

Zur Kriegsgenremalerei gehört ebenfalls das Bild Nr. 1065 von Lançon. Es ist am Abend nach der Schlacht von Bazeille. Todte in mannigfachen Stellungen abgebildet, wie der Kampf der Agonie sie überraschte, liegen, eine unheimliche Reihe bildend, auf der Chaussee. Es sind lauter Franzosen, Chasseurs, gebräunte Turcos, kleine Soldaten von der Linie. Man kann es dem Patriotismus des Malers nicht übel nehmen, wenn er all' diese Todten auf dem Rücken liegend abbildete, „die Augen gegen den blauen Himmel gewendet".

„Tous sur le dos couchés en braves devant Dieu,
Et si leurs yeux voyaient, ils verraient le ciel bleu."

Man muß Herrn Lançon dankbar sein, daß er die Aufgabe mit seinem Pinsel nicht auffaßte, wie Frl. Croizette vom Theatre français, welche dreimal die Woche das Schauspiel einer Vergiftung in der abstoßendsten und ekelhaftesten Gestalt bietet; Herr Lançon fiel nicht in die Falle des Realismus und arbeitete nicht ausschließlich für Pathologen und Chirurgen. Seine Todten sind anständig und der Gesichtsausdruck hat etwas von dem Troste, welcher den armen Jungen die Hoffnung auf ein besseres Leben im letzten Augenblick ausdrücken könnte und wenig von den fürchterlichen Zerrbildern, die thatsächlich auf einem Schlachtfelde beobachtet werden. Um jedoch zu zeigen, daß er weiß, daß die modernen Mordwerkzeuge nicht delicat zu Werke gehen und auch hier und da einen Menschen, ehe sie ihm die Seele austreiben, in Fetzen zerreißen, bedeckt der Maler manche Gesichter mit einem Lappen Leinwand oder mit dem Sack des Getödteten. Man mag sich dahinter nun denken, was man will, der Anblick des Grellen wird uns erspart. Die Realisten freilich zucken darüber die Achseln. Sie würden die Wahrheit noch übertreiben, wenn sie ihnen nicht ekelerregend und stark genug erscheint.

Im Gegensatz zu dieser unheimlichen Todtenschau genießen die bayerischen Artilleristen im Vordergrund ihr Abendbrod. Auf den Munitionskarren werden die Flaschen entkorkt und die Sieger des Tages stoßen wohlgemuth auf das Ergebniß des Tages an. Die Regimentsmusik, im Halbkreise um ihren Kapellmeister geschaart, bläst in die Hörner, und hinter den stattlichen Pappelbäumen steigt der Rauch der den Flammen überlieferten Stadt Bazailles empor. Eigentlich muß man, um über den Ursprung dieses Dampfes aufgeklärt zu sein, das Bulletin zur Hand nehmen, weil man sonst nicht wüßte, ob er vom Kanonendonner oder von einem Brande herrührt. Auch andere Zweideutigkeiten sind auf diesem Bilde zu rügen und es nimmt sich aus, als hätte bei der Wiedergabe dieser Scene, welche seinen Patriotismus gewiß auf eine harte Probe stellen mußte, es dem Maler an jenem Nerv gefehlt, an jener Sicherheit in der nie zitternden Hand, welche

auf den ersten Wurf genau zu treffen gestatten. Alle Verbesserungen oder Radirungen vermögen den einmal verfehlten oder falsch aufgefaßten point de vue nicht correct zu machen.

Gerôme hat dieses Jahr drei historisch bemerkenswerthe Gemälde ausgestellt; aber alle drei mit ausschließlich anecdotischer Auffassung des behandelten Themas. Am meisten Aufsehen erregt sein „Friedrich der Große in Potsdam“. Der König, nach seinen stark mit Koth bespritzten Stiefeln zu urtheilen, eben von der Jagd zurückkommend, hat nach seiner Flöte gegriffen und sucht eine Sonate, die aufgeschlagen auf seinem Arbeitstische liegt, zu entziffern; aber es geht nicht leicht und man merkt es dem ungeduldigen Gesichte des Königs an, daß er mit seinen musikalischen Fähigkeiten nicht ganz zufrieden ist. Er bläst nach Kräften in das Instrument und die Augen stehen ihm beinahe aus dem Kopfe. Die Sonate muß ihm übrigens schon seit lange in den Ohren summen, denn er hat eine solche Eile, dieselbe herunterzulesen, daß er alles Uebrige ganz bei Seite läßt. Die frisch geöffneten Depeschen liegen zerstreut auf dem Parquet. Bücher und Schriften wurden wirr durcheinander geworfen und die Jagdhunde machen sich's auf den sammetnen, goldbeschlagenen Fauteuils bequem. Ueber dem Arbeitspult hat Gerôme eine Büste Voltaire's angebracht. Der unerbittliche Spötter blickt mit sardonischer Ironie auf seinen königlichen Freund herab und scheint ihn weidlich auslachen zu wollen. Das Bild zeichnet sich ganz besonders durch ein reiches Colorit aus. Das bunte Ameublement im eleganteſten Rococostil, die Malereien des Plafonds, die Bücher, Schriften und eine riesige blaue Weltkugel, ferner die Uniform des Königs und bis auf die Hunde harmonirt Alles vortrefflich. Einige Chauvinisten haben Gerôme den Vorwurf gemacht, daß die Wahl des Stoffes keine passende wäre. Um diesen Ultrapatrioten gerecht zu werden, ließ der Maler sein Bild in einigen Blättern als eine feine geistreiche Caricatur loben. Herr Gerôme stellt sich hier tactloser als er es wirklich ist; denn seine Arbeit bietet nicht im geringsten die Merkmale einer Caricatur. Die Energie, welche der König auf die Erlernung seines Lieblingsinstrumentes verwendet, ist weder lächerlich noch unnatürlich und der Ausdruck seiner Physiognomie ist eben derjenige einer Person, die ein Instrument bläst. Das Bild würde in Berlin oder sonst irgendwo, wo der Cultus des alten Fritz fortlebt, ausgestellt werden können, ohne den geringsten Anstoß zu erregen.

Die beiden anderen historischen Gemälde Gerôme's stellen das eine „Molière und Corneille“ an der Tragödie „Psyche“ arbeitend dar, und das Andere eine Begegnung auf der Stiege des vom Cardinal Richelieu bewohnten Palais Royal. Die zum Lever des allmächtigen Ministers angemeldeten Edelleute treffen auf der Stiege den Vertrauten des Cardinals, den eben so verhaßten als gefürchteten Jesuitenpater Josef, die graue Eminenz. Dieser im schlichten Mönchsrock und Sandalen an den Füßen schreitet die Treppe herab, ohne aus seinem Gebetbuch hervorzublicken und ohne im Geringsten auf die bis an die Erde reichenden Bücklinge der Edelleute zu achten. Es ist bekannt, daß Wenige einer historischen Scene die richtige Physiognomie so prägnant aufzudrücken verstehen, wie Gerôme. Jedes Ding hat bei ihm seine symbolische Bedeutung und die Persönlichkeiten verrathen sogleich durch ihre Gesichtszüge oder einfach durch ihre Haltung all' ihre Gefühle. Man nehme z. B. das jetzt angeführte Bild. Die Züge der Hauptperson bleiben, da der Kopf durch das Gebetbuch maskirt ist, verborgen; allein das Auftreten der

grauen Eminenz, sein fester Gang, die stramme Haltung verrathen die richtige Physiognomie des herrischen und argwöhnischen Pfaffen. Anscheinend achtet er wenig auf die Huldigungen der Höflinge; aber wehe Dem, der den Kopf nicht so tief beugt, wie die Uebrigen. Er hoffe nicht, dem lauernden Blick des Mönches zu entgehen. Wie furchtsam beugen sie auch Alle den Nacken, die in Gold, Sammet und Spitzen gehüllten Grafen und Herzöge, die sonst so stolzen und hochmüthigen Musketiere. Ihr Glück und ihr Leben hängen ja größentheils von dem Manne ab, den sie so ehrfurchtsvoll grüßen, dem sie aber auch ausweichen, wie einem bösartigen Thiere. Es ist hier nicht nur archäologisch-geschichtlicher Krimskrams, wie man ihn so oft in geschichtlichen Bildern vorfindet, sondern wahre, geschichtliche Philosophie, wie sie sonst aus den Werken eines Villemain oder Michelet spricht.

Dem dritten Bilde Gerôme's fehlt es ebenfalls nicht an Charakteristik. Molière und Corneille, welche durch einen langen Tisch (Viele finden die Länge unwahrscheinlich) getrennt sitzen, bieten zu einander einen lebhaften Gegensatz. Der alte Verfasser des Cid mit dem kurzgeschorenen Haar, der primitiv-einfachen, aber bequem-grauen Kleidung, stellt den Dichter dar, der fern vom Hofe, in bescheidener, ja dürftiger Zurückgezogenheit, sich um Prunk und Mode durchaus nicht kümmert: ein Römer, wie er sie in seinen Tragödien mit solcher Macht darstellt; Molière dagegen mit der Allongeperrücke, dem sammetnen Wams, den breiten Spitzenmanchetten ist der bei Hofe gut angeschriebene Poet, der von dem mächtigen Sonnenkönig geliebt und ausgezeichnet wird. Natürlich, wenn man, wie die Sage erzählt, so mir nichts dir nichts, zum königlichen Dejeuner geladen werden kann, so schickt es sich nicht im grauen Kittel einherzugehen und man muß die Kleider tragen, über welche man sich in den eigenen Komödien weidlich lustig macht. Das Gesicht steht mit der Stutzerkleidung nicht im Einklang, denn über den Zügen des großen Komikers athmet jene ernste, misanthropische Stimmung, welche bei dem Vielgequälten häusliche Pein und die nagende Krankheit entwickelt hatten. Der arme Molière, der heute noch so Viele zum Lachen reizt, lachte selten. Der alte Corneille blickt dagegen kreuzselig drein.

Ein anderes, durch richtiges und reichhaltiges Colorit ausgezeichnetes Bild finden wir unter Nr. 623, „Turenne als Kind."

In seinen Jugendjahren bekündete der junge Vicomte de Turenne, der künftige Gegner des Reichsmarschalls von Montecuculi, ein lebhaftes, militairisches Temperament. Er brachte ganze Tage auf den Wachtstuben der Festung Bouillon zu und verkehrte nur mit den Officieren der Garnison. Eine Nacht traf ihn sogar eine Patrouille auf der Laffete einer Kanone eingeschlafen. Als man ihn aufweckte, antwortete er auf die an ihn gerichteten Fragen, daß er sich blos abhärten wollte, wie es einem Soldaten gezieme. Diese Anecdote gab den Stoff zum Bilde. Der Maler muß, ehe er sein Thema auf der Leinwand entwickelte, ernste, militairisch-archäologische Studien gemacht haben. Der ganze Kriegsapparat der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wird in ergreifender Weise veranschaulicht. Die majestätisch aufgefahrenen, langhalsigen Kanonen mit den silberbeschlagenen, reichlich verzierten Röhren, mit den drei Lilien an der Laffete, die imponirenden Gestalten der wachthabenden Musketiere, die stattlichen Arquebusiers mit der zur Aufstellung der Waffe bestimmten Gabel — Alles ist authentisch und für das Auge höchst gewinnend. Man kann hier nicht ganz nutzlose Ver-

gleiche zwischen dem Kriegsmaterial von Einst und Jetzt anstellen. Der ziemlich vernachlässigte, auf der Laffete ruhende Knabe Turenne ist so zu sagen nur der Vorwand zu einer militairischen Ausstellung der Vergangenheit.

Wenn wir nun zu den modernen Bildern zurückkommen, finden wir zuerst eines, welches aus dem Pinsel eines rasch beliebt gewordenen jungen Mannes stammt und die Blicke der Menge am meisten anzieht. Der populäre Meister ist Herr Neuville und das Bild stellt eine Episode aus dem letzten Kriege vor. Mr. Neuville hat vor einem Jahre das durch Stahlstich tausendfach vervielfältigte und verbreitete Bild: „Die letzte Kartätsche" producirt. Die chauvinistische Pointe gefiel und ein populäres Theater brachte hundert Abende hintereinander das Gemälde als tableau vivant, von wirklichen Personen dargestellt. Von diesem Augenblick an durfte Neuville zu den populären Malern gerechnet werden. Was ihm auch die Kritiker und die wahren Liebhaber anhaben könnten, er würde zu einem Liebling der Menge gerechnet werden und wenn es ihm an wirklichem künstlerischen Werth abgehen sollte, so bleibt ihm als Trost die Popularität, diese „gloire en gros sous", wie sie Victor Hugo nennt. Sein hier ausgestelltes Sensationsbild, von einem Andern gemalt, würde wahrscheinlich nicht das nämliche Aufsehen erregen. „Der Kampf auf einem Eisenbahndamm" ist nicht schlechter und nicht besser als hundert und etliche andere vom Krieg handelnde Bilder. Französische Truppen rücken über einen Eisenbahndamm vor. Jenseits des Schienenweges im Gestrüpp lagert der Feind und feuert energisch auf die Heranstürmenden. Eine Abtheilung Mobilgardisten eilt ihren Waffenbrüdern zu Hülfe. Ein schwerverwundeter Chasseurofficier richtet sich mit der größten sichtlichen Anstrengung in die Höhe und giebt seinem Kameraden von der Mobilgarde eine Andeutung mit dem zerschossenen Finger. Diese Gruppe ist das Beste an der ganzen Arbeit. Der fieberhafte Ausdruck der Physiognomie des zu Tode getroffenen Officiers, der all' seine Sinne und Kräfte zusammenrafft, um sich seinen Kriegsgefährten und dem Vaterland nützlich zu erweisen, ist geradezu packend. Bemerkenswerth ist ebenfalls die Auffassung der Winterlandschaft. Man athmet wirklich die resignirte Traurigkeit des Decembers, wo der Himmel grau, Blätter und Rasen vergilbt und die Aeste vom Frost geschüttelt dastehen.

Ziemlich realistisch ist der Effect eines quer über die Schienen liegenden Leichnams eines riesigen deutschen Soldaten in voller Rüstung. Die Nebenrequisiten der mise en scène, die Eisenbahnschienen, Telegraphenstangen 2c. lassen wenig zu wünschen übrig und bekunden bei Herrn Neuville besondere Neigung für die Wiedergabe derartiger Gegenstände, ein Talent, welches aber Herr Neuville nach seinen zuletzt so leicht errungenen Erfolgen aufgeben wird, um sich ausschließlich der Reproduction von Rothhosen und Blaujacken zu widmen; giebt sich dieser Maler doch selber durch und durch den militairischen Chic und strebt danach, eine Schwäche, welche er mit dem berühmten Vernet theilt, für einen Husarenofficier in Civil gehalten zu werden.

Nr. 1283 (unbekannt) und Nr. 701 (Beaume) sind bekannte Aufnahmen aus der Kriegszeit. Auf ersterm Bilde betrachtet ein wunderschöner, weißbefiederter Cacadu mit großer Verwunderung zu den Füßen seines Käfigs einen auf den Rasen ausgestreckten Soldaten. Schläft der Mann oder ist er todt? Es würde schwer sein, darüber zu urtheilen, denn es mangelt dem Bild an Physiognomie und hat man auf die Wiedergabe der mensch-

lichen Züge durchaus nicht dieselbe Sorgfalt verwendet als auf die Skizzirung des Cacadus.

Das zweite Bild könnte füglich als ein Rebus betrachtet werden. Auf den ersten Blick wird man ein recht häßliches, rothhaariges Kind im Hemd gewahr, welches mit ganz besonderer Vorliebe einen kleinen, buntfarbigen Hanswurst in den Händen hält und diesen Bajazzo zu herzen scheint, wie eine Amme, die einen Säugling wiegt. Faßt man das Ding etwas schärfer in's Auge, so wird man eine Menge sonderbarer Dinge gewahr: einen zusammengerollten Strick, einen Wasserkübel und auf dem Bodensatz allerhand Scherben, zerbrochene Geräthe 2c. Besieht man sich das Bild noch näher, so merkt man, daß das Kind aus einer klaffenden Wunde blutet und daß die Häßlichkeit seiner Züge durch die lebhaftesten Empfindungen des Schmerzes und des intensivsten Schreckens herbeigeführt wurde. In der That, der arme Kleine hat Ursache, erschrocken zu sein, er kann von Glück reden, wenn er körperlich und geistig gesund aus diesem Brunnen hervorkriecht, in den er während der Plünderung des väterlichen Hauses hineingerieth (so steht es wenigstens im Handbuche angegeben). Die Gefühle, welche ihn bewegen, malen sich recht gut auf dem Gesicht des Knaben und vereinigen sich zu dem Eindruck maßloser Verblüffung. Der Kleine hat offenbar sein geliebtes Spielzeug, den Hanswurst, zum Vertrauten gewählt. Er scheint ihm sein Leid zu klagen. Ich brauche wol nicht hinzuzufügen, daß sich viele Besucher des Salons über den wahren Sinn dieses seltsamen Bildes den Kopf zerbrechen, worüber der Maler natürlich weidlich in's Fäustchen lacht, wie jener „Artiste", welcher den Bourgeois ein „wenig aufsitzen" läßt.

Ehe ich schließe, will ich noch eines Bildes gedenken, welches seine Entstehung dem Schiller'schen Fiesco verdankt. Daselbst wird der Tod des frisch zum Herzog ernannten Lavagna veranschaulicht. In seinen Mantel, wie in ein purpurnes Leichentuch gehüllt, wogt Fiesco langsam versinkend in die Fluth hinab, während Verrina am Trittbret vor der reich bemalten und beflaggten Galeere ihm höhnisch und boshaft nachblickt. Warum der Maler den republikanischen Veteranen Verrina um gute dreißig Jahre verjüngt und dem Graukopf einen wunderschönen, rabenschwarzen Vollbart schenkt? Ich erwähne das Bild blos wegen des Stoffes, denn besonders zu empfehlen ist es von keinem Standpunkt. Der Maler hat seine Farben mit fürstlicher Großmuth verschwendet, aber es fehlt ihm entschieden an jedem Gefühl für die richtige Vertheilung seines Farbenreichthums, so daß dem Bilde die Harmonie gänzlich abgeht und sich der grüne Pelion über dem rothen Ossa wie eine großartige Kleckserei ausnimmt.

Die Portraits und die Landschaften sind so zahlreich, daß es eines zweiten Ganges durch den Krystallpalast bedürfte, um die merkwürdigsten davon in Augenschein zu nehmen und ebenfalls einige leider nicht allzu zahlreiche, humoristisch gehaltene Bilder zu betrachten. Es wird wol am besten sein, hierfür einen Sonntag zu wählen, wo die kleinen Bürgersleute und die Arbeiter mit ihren Familien das Gratisentrée benutzen, um sich die gebotenen Kunstgenüsse zu gönnen und manchmal naive Urtheile abgeben, über welche die „Liebhaber" hochmüthig die Nase rümpfen, welche aber dennoch meistens den Nagel auf den Kopf treffen.

Paul d'Abrest.

Das Kreuz auf der Düne.

Von **Marie v. Schlägel.**

Ein heißer Augusttag an der Meeresküste neigte sich zu Ende. Der leichte Windhauch, der hin und wieder kleine plätschernde Wellen an den Strand geworfen, war immer mehr eingeschlafen und hatte sich endlich ganz gelegt — zum großen Verdruß zweier junger Männer, die in ihrem kleinen Boot am Morgen mit vollen Segeln ausgefahren waren, und nun, noch ziemlich weit vom Punkt der Abfahrt entfernt, sich mit aller Kraft in die Ruder legen mußten.

„Nur noch eine Stunde hätten wir segeln sollen", meinte der Eine derselben nach einer langen Pause, „ich bin jetzt schon müde, und wenn man bedenkt, daß wir seit heute früh nichts gegessen haben . . ."

„Und noch weniger getrunken, seit wir die letzte Hülle des edlen Rebensaftes den Göttern der salzigen Tiefe geopfert haben!" lachte der Andere, „man müßte wirklich an's Land fahren, um sich nach irgend einer menschlichen Behausung umzusehen."

„Um dann unverrichteter Sache noch müder als vorher heimwärts zu rudern — nein, Arnold", sagte halb verdrießlich der Erste, ein mittelgroßer, schlanker, junger Mann mit auffallend gebräunter Gesichtsfarbe und tiefdunklen Augen — „wenn auch nur ein Strohdach zu sehen wäre, aber dieser kahle Küstenstrich scheint so öde und verlassen, als sei er noch nie von civilisirten Wesen betreten."

„Darin irrst Du, Juan", entgegnete der Andere, dessen frisches, blühendes Gesicht, umgeben von blondem Lockengewirr, mit dem Bärtchen auf der Oberlippe und den blitzenden blauen Augen keck und fröhlich in die Welt schaute, „siehst Du nicht dort auf der höchsten der weißen Dünen das große Kreuz, das sich gegen den hellen Hintergrund abhebt? — Dort, weiter links — das können doch unmöglich die Seehunde errichtet haben!"

Langsam wandte der Angeredete die Augen nach der bezeichneten Richtung. Der weiße Sand des Ufers hob sich dort in langer ununterbrochener Reihenfolge zu kleinen Dünenhügeln, auf deren höchsten ein riesiges, dunkles Kreuz einsam zum Himmel ragte. In diesem Augenblick berührte der Feuerball der sinkenden Sonne den Saum des Meeres und warf eine leuchtende rosig schimmernde Straße auf die spiegelglatte Fläche bis an den Fuß der Düne.

„Ach sieh doch!" rief der junge Mann, den der Andere Arnold genannt hatte, „das ist ja wie die goldene Straße im Märchen, die zu der verwunschenen Königstochter führt! Komm, Juan, laß uns auf der Lichtstraße an's Land fahren; wo das Kreuz ist, sind gewiß auch mensch-

liche Wohnungen nicht fern; und nur wer auf dem goldenen Wege kommt, kann die schöne Prinzessin erlösen . . ."

Und schon wandte er das leichte Fahrzeug mit der Spitze dem Lande zu.

„Laß doch die Possen", wehrte der Andere ab — „es mag eine hübsche Königstochter sein, was wir da finden, vorausgesetzt, wir finden überhaupt Etwas — eine unverwunschene Bauerndirne mit einer Flasche Wein in der Hand und einem eßbaren Stück Brod im Haus, wäre mir lieber als sämmtliche zu erlösende Prinzessinnen."

Aber Juan ruderte trotzdem mit seinem Freund in der eingeschlagenen Richtung fort

Nach einigen kräftigen Ruderschlägen waren sie im Stande, etwas mehr von der Küste zu unterscheiden, die vom Sonnenlicht gluthroth angehaucht dalag, wie eine schlummernde Welt. Kein Baum, kein Strauch ringsum; nur die schlanken Halme des Strandhafers umgaben lautlos und regungslos den Fuß der Düne, und im Hintergrund über einer weiten Wiesenniederung zeichnete sich ein dunkler Streifen ab, der Wald, welcher sich in dem Badeort, woher die jungen Männer kamen, bis hart an die Küste vorschob.

Plötzlich erhob Arnold sich halb im Boot: „Sagt ich's nicht! da sitzt die Königstochter und schaut aus nach ihrem Erlöser!" rief er freudig und pfeilschnell trieb er das Boot dem Lande zu.

Es war allerdings ein eben so seltsames als liebliches Bild, das sich den erstaunten Blicken der Freunde bot. Unter dem riesigen wie aus Mastbäumen zusammengefügten Kreuz saß in der malerischen Tracht dieses Küstenstrichs ein junges Mädchen. An dem dunklen Stamm, an welchen sie das hellblonde Haupt lehnte, hing ein Kranz, aus Schilfblättern und Wiesenblumen gewunden, und zu ihren Füßen zusammengekauert ruhte ein großer schweeweißer Vogel — ein wilder Schwan.

Als der Kiel des Bootes zwischen den hellen Kieseln des Strandes knirschend auflief, hob sie langsam die Hand über die Augen, wie geblendet von dem flimmernden Licht; und der Vogel, dessen unbeholfenen Bewegungen man ansah, daß der eine Flügel gelähmt war, schlug ein paar Mal mit der andern seiner breiten Schwingen und stieß einen heisern Schrei aus. Das Mädchen fuhr ihm wie beruhigend mit der Hand über den gebogenen Hals; dann erhob sie sich und blieb die herankommenden Männer erwartend stehen.

Jetzt standen sie dicht vor dem schlanken Mädchen, die, mit dem Schwan zur Seite, wol im Stande war, die Frauengestalten der halbverklungenen nordischen Sagen neu in die Erinnerung zu rufen. Die etwas mehr als mittelgroße Figur war vom schönsten Ebenmaß, das ihren feingeformten Gliedern jene ruhige Anmuth der Bewegungen gab, welche selbst durch harte Arbeit, durch Anstrengung und Entbehrung nie ganz zerstört werden kann.

Arnold griff an seinen Hut und war eben im Begriff die „Schwanenjungfrau" im Märchenstil anzureden, als zu seinem großen Erstaunen

der sonst so ruhige Juan rasch einen Schritt vortrat, ehrerbietig den leichten Panamahut zog und in etwas ausländisch klingendem Deutsch sagte:

„Wir sind an's Land gekommen, weil das Kreuz uns vermuthen ließ, daß Menschen in der Nähe seien. Wir sind müde und hungrig — giebt es hier ein Wirthshaus oder dergleichen?"

Das Mädchen lächelte leicht, dann sagte sie in richtigem Hochdeutsch:

„Das einzige Wirthshaus der Gegend ist im nächsten Dorf, eine gute Stunde von hier — allein, wenn die Herren mit Brod, Schinken und Milch vorlieb nehmen wollen, so will ich es herbei holen; unser Haus ist ganz in der Nähe."

Wirklich sahen die jungen Männer in einiger Entfernung, halb durch eine Düne verdeckt, das moosbewachsene Strohdach eines Hauses, das indeß kaum mehr als den Namen einer Hütte verdiente.

„Wir werden mit Ihnen gehen" erklärte Arnold zuvorkommend, aber das junge Mädchen wehrte fast ängstlich ab:

„Unser Haus ist nicht gut genug für Stadtleute", sagte sie, während eine dunkle Röthe das lichte Weiß ihres Gesichts überfluthete — „es ist ja auch viel schöner draußen", fügte sie hinzu, und eilte raschen Schrittes die Düne hinab; der Schwan schwankte aufgeregt hinter ihr her.

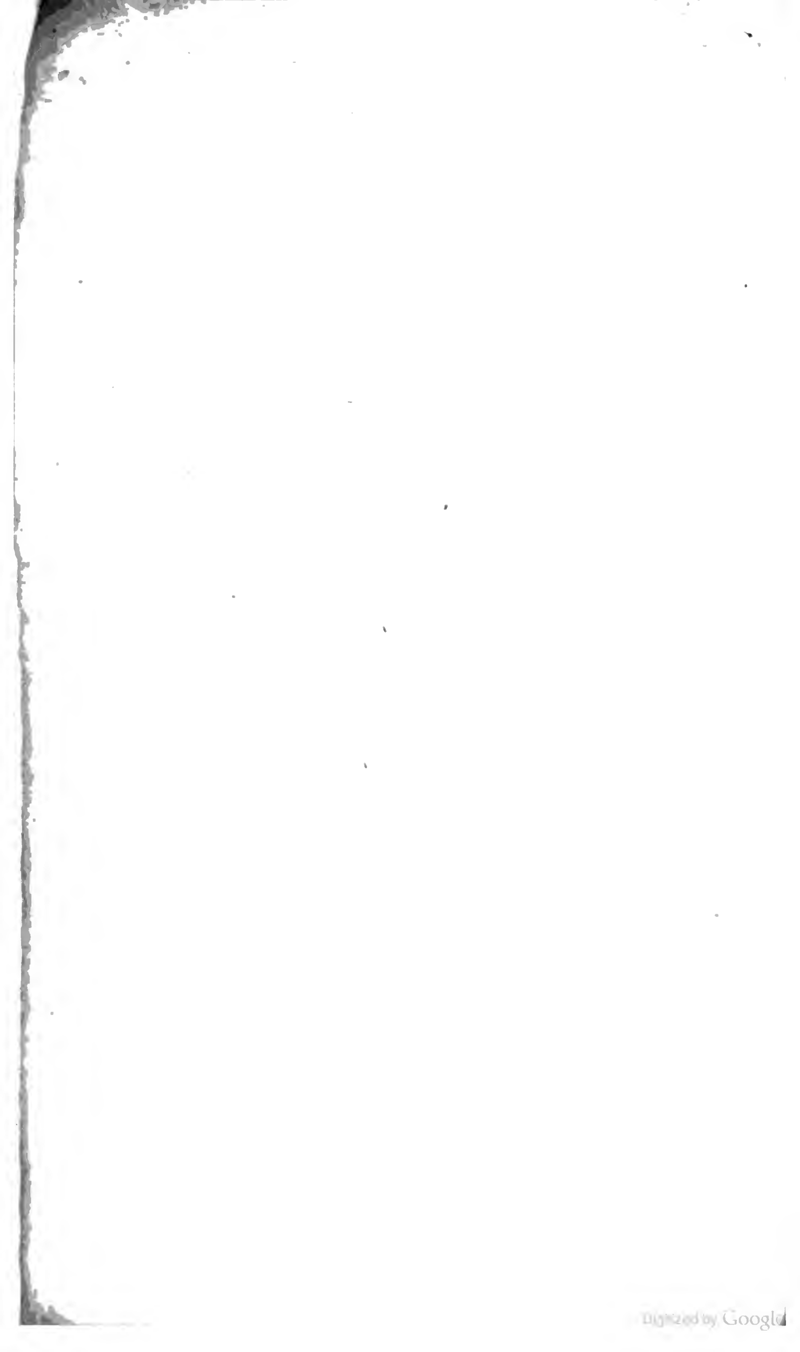
Schweigend sahen die jungen Männer ihr nach, bis sie hinter der Düne verschwunden war; und als sei alles Licht von ihr ausgegangen, erstarb zugleich der rosige Schimmer und ein weißer Duft schwebte von der Niederung herüber.

„Wenn das nicht ein Märchen ist", begann Arnold, indem er sich nach dem Freund umwandte, aber er hielt inne, denn die stets etwas farblosen Wangen desselben waren von einer aschgrauen Blässe und seine tiefliegenden Augen hafteten unverwandt an der Stelle, wo das Mädchen verschwunden war. „Was hast Du? was ist Dir?" fragte Arnold erschrocken, aber Juan hob abwehrend die Hand:

„Nichts, nichts! Die ungewohnte Anstrengung, der Hunger . . ." und wie völlig erschöpft ließ er sich auf die Rasenbank am Fuß des Kreuzes sinken, und stützte den Kopf in die Hand. Schweigend setzte Arnold sich neben ihn und kein Wort ward gewechselt, bis das Mädchen wieder erschien, und aus einem sauber geflochtenen Weidenkörbchen die angebotenen Vorräthe hervorholte.

Arnold ließ sich nicht lange nöthigen, sondern machte sich mit dem Appetit der Jugend über das harte Schwarzbrod und den Schinken her; aber Juan schien jede Lust dazu verloren zu haben; seine Lippen berührten kaum die frische Milch, die das Mädchen ihm in einem buntbemalten Napf bot. Wie traumverloren folgten seine Augen jeder ihrer ruhigen Bewegungen und er schrak sichtlich zusammen, als Arnold plötzlich fragte:

„Es ist hier sehr einsam, schönes Kind — wohnen Sie immer hier?"





Der moderne Todtentanz. III.

Die alte Geschichte, hier habt ihr sie neu,
Von Karten und Fluchen und Flaschen·
Von Freunden im Kampf und von Rauferei,
Heißen Köpfen und leeren Taschen.



Der moderne Todtentanz. IV.

Die Raufer versöhnen sich wieder beim Glas.
Und der Teufel, mit lächelnden Blicken,

Schenkt ein den Fluch aus der Hand des Tod's,
Um die Schlachtopfer zu bestricken.

„Gewiß, wo sollte ich sonst sein! Es ist mein elterliches Haus und ich kenne kaum etwas Anderes, außer dem nächsten Kirchdorf, wo ich zur Schule ging."

„Sie sprechen aber nicht den Dialect der hiesigen Gegend — haben Sie in Ihrer Schule Hochdeutsch gelernt?"

„Dort auch, aber ich spreche wol wie die Mutter, sie ist nicht von hier."

„Was treibt denn Ihr Vater in dieser abgelegenen Gegend?"

„Mein Vater ist todt", antwortete das Mädchen kurz und wandte sich zum Gehen, wie um einem weitern Examen auszuweichen. Bei dieser Bewegung erwachte Juan aus seinem Sinnen, und mit dem sanftesten Tonfall seiner tiefen melodischen Stimme sagte er:

„Wollen Sie mir nicht zuvor sagen, was dies Kreuz bedeutet? Hat hier ein Unglück stattgefunden?"

Das Mädchen blieb stehen und sah dem Fragenden klar in's Gesicht. Er sah nicht so unternehmend aus wie der Andere, der sie ohne Weiteres „schönes Kind" genannt, und fast Alles allein gegessen hatte.

„Ein großes Unglück", bestätigte sie dann mit ernstem Ton. „Auf der Sandbank — dem dunklen Streifen dort, ein paar hundert Schritt vom Lande, ist vor Jahren in einer Sturmnacht ein großes Schiff gestrandet; und der Capitain, viele Reisende und viele von der Mannschaft sind ertrunken. Die Uebrigbleibenden haben dann von den Mastbäumen dies Kreuz aufgerichtet."

„Können Sie sich dessen erinnern?"

„Nein, Herr! ich war damals ein kleines Kind, vielleicht drei oder vier Jahre alt; aber die Mutter hat oft davon gesagt, wie furchtbar der Sturm gehaust hat, daß das Meer bis auf die Dünen kam und unser Haus in großer Gefahr war. Einige der Geretteten sind zuerst bei uns geblieben und später haben sie die Anderen, die das Meer an den Strand warf, im Dorf begraben."

Juan hatte mit unverkennbarer Spannung gelauscht, nach einer Pause sagte er:

„Sie wissen wol nicht, wie das Schiff hieß und woher es kam?"

„Doch, Herr, die Mutter hat oft erzählt, daß es gerade so hieß wie ich — die Elisabeth — und daß es aus Südamerika . . ."

Erschrocken hielt das Mädchen inne, denn Juan war aufgesprungen, hatte ihren Arm erfaßt, daß es schmerzte, und rief nun mit vor Erregung heiserer Stimme:

„Die Elisabeth! o, es ist kein Zweifel! Und wer war bei Euch? wen haben sie gerettet? einen alten Mann und ein kleines Mädchen, nicht wahr, fünf Jahre alt und hellblond wie Du — so erinnere Dich doch, Mädchen!"

Aber Elisabeth, oder Else, wie sie genannt wurde, war so erschrocken, daß sie sich an nichts erinnerte; angstvoll sah sie den heftigen jungen Mann an und bat:

„Lassen Sie mich los, Herr! Ich weiß es nicht — fragen Sie die Mutter —"

„Wo ist Deine Mutter?“ fragte Juan, gab aber ihren Arm nicht frei, „so rufe sie doch!“

„Die Mutter ist im Hause — ich will sie holen, wenn Sie mich loslassen . . . Sie thun mir ja weh —“, sagte Else fast weinerlich.

Arnold, der bisher ein stummer Zeuge des seltsamen Auftritts gewesen war, stand jetzt auf und legte dem Freund die Hand auf die Schulter:

„Beruhige Dich doch, Juan! Du ängstigst das arme Mädchen ja zu Tode“, sagte er ernster, als sonst seine Art war, „was soll das Kind von Dingen wissen, die vor langen Jahren geschehen sind! Du hörst ja, daß die Mutter mehr weiß!“

Juan ließ Elsen's Arm los und trat einen Schritt zurück.

„Rufe Deine Mutter“, bat Arnold, „aber bitte sie, rasch zu kommen, es wird bald Nacht und wir müssen fort.“

„Es wird nicht dunkel heute, es ist Vollmond“, erklärte Juan, und wies auf die volle Mondscheibe, die im Osten über der Dunstschicht emporschwebte, duftig und rosig wie ein ungeheurer Ballon. „Ich gehe nicht, ehe ich Alles weiß“, setzte er mit einem Ton hinzu, der keinen Widerspruch erlaubte, und resignirt setzte Arnold sich nieder.

Das Mädchen war indeß fortgegangen, kam aber rasch zurück und blieb in einiger Entfernung stehen.

„Sie können die Mutter heut' nicht sprechen“, sagte sie eben laut genug, um gehört zu werden, „sie hat ihre schlimme Stunde, dann spricht sie mit Niemand, auch nicht mit mir, und geht stundenlang in der Nacht herum, besonders wenn der Vollmond am Himmel steht — — gute Nacht und glückliche Reise“, fügte sie rasch hinzu, und ehe noch einer der jungen Männer zu einer Antwort kam, war sie fortgeeilt und hinter der Düne verschwunden. Gleich darauf knarrte eine Thür und die Freunde hörten deutlich, wie von innen klirrend ein Riegel vorgeschoben wurde.

Stumm sahen sie sich an. Ueber Juan's Lippen flog ein halb bitteres, halb trotziges Lächeln, Arnold aber lachte laut auf und sagte:

„Für diesmal ist es nichts mit der Erlösung, es bleibt immer die alte Geschichte; und man braucht doch nur die rechte Stunde, den rechten Ort und das rechte Wort! Dann macht es sich ganz von selbst!“

Juan schwieg und sie verließen die Düne, nachdem Arnold heimlich ein Geldstück auf die Rasenbank hatte gleiten lassen. Schweigend schoben sie das Boot in's Wasser, über das jetzt eine leichte Brise kühl dahin flog, bald blähten sich die weißen Segel und rasch schoß das kleine Fahrzeug durch das silbern flimmernde Element.

Gleich darauf erhob sich ein von dichtem grauen Haar bedeckter Kopf über den Dünenrand, und die hohe, etwas gebeugte Gestalt einer alten Frau erschien auf dem Hügel. Eine Weile stand sie regungslos in dem dunklen Schatten des Kreuzes, den das Mondlicht auf den weißen Sand zeichnete, und sah dem verschwindenden Boot nach; dann bückte sie sich plötzlich und hob das Geldstück auf, das wie ein Leuchtkäfer aus der Rasenbank blitzte.

„Gold!" murmelte sie, „es ist lange her, daß ich keins mehr gesehen, fast so lange als dies Kreuz hier steht .. es brennt", rief sie plötzlich laut und schleuderte das Goldstück von sich; aber augenblicklich bereute sie ihre rasche That und begann danach zu suchen, lautlos aber unermüdlich, bis es ihr nach fast einer Stunde vergeblicher Mühe hinter einem der rundgeschliffenen Strandkiesel entgegenblitzte. Fast zärtlich hob sie es auf und betrachtete es lange.

„Er kommt wieder", flüsterte sie, „er kommt wieder und bringt mehr — jedes Wort soll er mir mit Gold aufwiegen, und ich weiß viel, was ich ihm sagen kann . . . o, er soll sich wundern, und die Else auch", lachte sie halblaut in sich hinein, dann wandte sie sich um, den wiedergefundenen Schatz fest in der Hand haltend, und schritt eilig auf die weite Wiesenfläche zu. Geisterhaft glitt ihr langer Schatten hinter ihr drein, bis sie im leise raschelnden Schilf verschwand . . .

* * *

Als Arnold am andern Morgen wie gewöhnlich in das Zimmer seines Freundes trat, fand er denselben zu seiner Verwunderung nicht mehr vor. Juan liebte es sonst, lange zu schlafen und es mußten ganz besondere Beweggründe sein, die ihn nach einem so anstrengenden Tage, wie der gestrige, schon zu so früher Stunde hinausgetrieben hatten. Arnold setzte sich nieder und beschloß, Juan's Rückkehr abzuwarten.

Die beiden jungen Männer waren Söhne großer Kaufherren, Arnold's Vater lebte in H., sein Haus hatte Verbindungen mit fast allen Erdtheilen und Commanditen in den meisten hervorragenden Seestädten. Seine liebste und vielleicht einträglichste Verbindung indeß unterhielt er mit Juan's Vater, einem der größten Plantagenbesitzer in Brasilien, welchen er bereits in seiner Lehrzeit kennen gelernt und zum Freund gewonnen hatte. Seitdem waren sie in steten Beziehungen zu einander geblieben; und als Juan das nöthige Alter erreicht hatte, sandte sein Vater ihn als Volontair in das Geschäft seines Freundes, nach Europa. Die Freundschaft der Väter übertrug sich auch auf die Söhne, wenn schon die lebhafteren Aeußerungen derselben mehr auf Arnold's Seite waren. Juan erschien trotz seiner größern Jugend ernster und gemessener als der stets heitere Arnold; und dieser ahnte kaum, welch' eine Gewalt der Leidenschaften und Tiefe der Empfindungen unter dieser kühlen Außenseite schlummerte. Um so mehr hatte Juan's gestriges Aufflammen ihn überrascht, sein mehr als je verschlossenes Gesicht hatte ihm indeß nichts verrathen, und direct zu fragen hatte Arnold während der stummen Heimfahrt nicht gewagt. Er fühlte dunkel, daß es nicht gut sei, von Juan erzwingen zu wollen, was dieser nicht freiwillig gab.

Als nach einer Weile des Wartens der Freund nicht erschien, begab Arnold sich nach den Ställen, wurde aber in neues Staunen versetzt durch die Nachricht, daß Juan bereits in aller Frühe sein Pferd hatte satteln lassen und fortgeritten war, wohin, wußte man nicht.

Das war seltsam, denn sie hatten stets ihre Ritte zusammen

gemacht. Unmuthig, weil er nun nicht wußte, was er mit seinem Morgen beginnen sollte, zog Arnold sich in sein Zimmer zurück, um bei dem neuesten Roman das Räthsel zu vergessen, das zu ergründen er vorläufig aufgeben mußte.

Unterdeß ritt Juan in langsamem Schritt durch den thaufrischen Wald. Lautlos berührten die zierlichen Hufe seines Rappen den weichen moosbewachsenen Pfad; und nur das leise Knirschen des Lederzeugs und hin und wieder ein muthiges Schnauben des lebhaften Thieres, dem das langsame Tempo nicht behagte, unterbrachen die Ruhe der Waldeinsamkeit und mischten sich in das Morgenconcert der Vögelschaaren, die pfeifend und zwitschernd die Kronen der dichtbelaubten Buchen belebten. Zitternde Sonnenstrahlen irrten über den grünen Boden und blitzten in den Thautropfen, die an jedem Halm, an jeder der feinen Federn des üppigen Farrnkrautes hingen.

Aus niederm Gebüsch erhob zuweilen ein Reh den kleinen Kopf mit den ausdrucksvollen Augen und sah neugierig dem in sich versunkenen Reiter nach, der es nicht bemerkte, und sich kaum zur Seite bog, wenn langherabhängende Zweige ihm feucht die Wange streiften.

Ernste Gedanken — Vergangenheit und Zukunft, hatten den jungen Mann in ihren Bann gezogen, und vergeblich mühte er sich, um Klarheit in seinen Geist zu bringen.

Der Anblick des jungen Mädchens, und noch mehr ihre Worte, hatten ein Bild in seiner Seele heraufbeschworen, das lange vergessen war unter den wechselnden Eindrücken des reisenden Lebens. Er sah sich wieder als etwa siebenjährigen Knaben auf der Besitzung seines Vaters und neben sich den Jugendfreund, den eben so alten Sohn des Nachbars, der ihm mit freudestrahlendem Gesicht mittheilte, daß er am Tage vorher ein Schwesterchen bekommen habe, und ihn nun aufforderte, mitzugehen, um das kleine Wunder anzustaunen. Er erinnerte sich, wie später er, der nie kleine Kinder gesehen, sich mit scheuer Bewunderung über die Wiege des kleinen Mädchens gebeugt, die lichtblond und rosig wie ein Wachsengelchen in ihren Kissen lag. Die Mutter war eine schöne Frau aus germanischem Blut und hatte die Kennzeichen ihres Stammes auf das Töchterchen vererbt. Von der Zeit an hatte Juan das kleine Mädchen als auch ihm gehörig betrachtet, und als es älter wurde und gehen lernte, kein größeres Vergnügen gekannt, als den Wärter desselben zu machen. Das Kind liebte den ruhigen dunklen Knaben fast mehr als den eigenen, etwas stürmischen Bruder, der nichts mit ihr anzufangen wußte, als sie beständig zu necken. Da war plötzlich ein böses Fieber über die Kinder der Gegend gekommen, unzählige erkrankten und starben, und die genasen, blieben siech und konnten sich nur schwer wieder erholen. Auch die kleine fünfjährige Elvira war davon befallen worden, als aber die Krankheit glücklich vorüber war, blieb ihre Gesundheit so zart, daß man sich endlich zu einer dauernden Luftveränderung entschließen mußte. Mit schwerem Herzen, aber für das Wohl ihrer Kinder zu jedem Opfer bereit, entschlossen sich die

Eltern, das Kind zu Verwandten nach Europa zu schicken. Sie selbst konnten es nicht begleiten; die Gesundheit der Mutter erlaubte keine Seereise und den Vater hielten seine ausgedehnten Besitzungen unerbittlich fest. In Begleitung einer erprobten Wärterin und eines alten Mannes, der mehr langjähriger Freund als Diener des Hauses war, wurde die Kleine von den Eltern auf eins der besten Schiffe gebracht, dem Capitain noch besonders anempfohlen, und mit den heißesten Thränen entlassen ... Es war ein Abschied für's Leben ... Das Schiff scheiterte nicht weit von der ihm bestimmten Küste und fast Alles ertrank. Die Verzweiflung der Eltern spottete jeder Beschreibung, trotzdem ließen sie nicht nach mit Forschen und Suchen und noch einmal war ein schwacher Hoffnungsfunke aufgeblitzt. Einer der geretteten Matrosen hatte irgendwo geäußert, es sei auch ein kleines Kind gerettet worden, wo es indeß geblieben sei, wisse er nicht. So genau man aber auch am Ort des Schiffbruchs nachgeforscht hatte, von dem Kinde oder seinen Begleitern gab es keine Spur, und man mußte sich an den Gedanken gewöhnen, daß der große grüne Hügel auf dem Kirchhof des Küstendorfes — den Namen wußte Juan nicht mehr — mit so manchem andern damals plötzlich versunkenen Leben auch das frühvollendete des kleinen Lieblings barg.

Die Mutter war bald darauf vor Gram gestorben und vor dem Vater durfte fortan der Name des Kindes nicht mehr genannt werden ...

Das Alles war erwacht in Juan's aufgeregtem Geist, als er sich gestern Abend so unerwartet dem blonden Mädchen unter dem Kreuz gegenüber gesehen, und kaum hatte er das Ende der schlaflosen Nacht erwarten können, um selbst seine Nachforschungen zu beginnen. In seiner Versunkenheit hatte er nicht auf den Weg geachtet, und war daher etwas bestürzt, als er bemerkte, daß er denselben verloren hatte. Ihn wiederzufinden wäre vergeblich gewesen; so beschloß er, an den Saum des Waldes zu reiten und Rundschau zu halten.

Rascher lenkte Juan jetzt sein Pferd vorwärts und nach einer kurzen Zeit sah er eine grüne Fläche durch die lichter werdenden Stämme schimmern. Das mußte der Anfang der Wiesenniederung sein, welche sich bis zu den Dünenhügeln hinzog. Vorsichtig führte er den Rappen durch das hohe Gras, und die Sonne zum Compaß wählend, sah er endlich nach fast einer Stunde die weißen Hügel herüber scheinen und bemerkte auch den dunklen Rauch eines Kamins. Hoch auf pochte sein Herz — das war die einsame Hütte, deren Eintritt ihnen gestern verwehrt worden war, und zu seinen Füßen erkannte er jetzt auch das halbversumpfte Bett eines früher wol nicht unbedeutenden Wasserlaufes. Das mußte der einstige Abfluß des Sees sein, den hier der Wald verdeckte, und dem man später einen andern Canal gegraben hatte, er führte sicher zu der Hütte, der Wohnung des frühern Schleusenwärters, dessen Wittwe und Tochter dort noch hausten, obschon die alte Schleuse keiner Aufsicht mehr bedurfte. Das hatte man ihm, wie er sich jetzt erinnerte, bereits — gelegentlich der Besichtigung der neuen kunstvollen Schleusen-

werke mit eisernen Zugbrücken und gemauertem Bett — erzählt, und hinzugefügt, der Alte habe sich ertränkt; warum, wisse Niemand, und mit seiner Wittwe habe Keiner gern zu schaffen, sie sei boshaft und wunderlich, und das arme junge Ding, die Else, die eben so gut als hübsch sei, recht zu beklagen.

Aber hatte man nicht auch gesagt, sie käme glücklicherweise bald fort, sie heirathe einmal einen jungen Schiffer aus dem Dorf, der es bald zum Capitain bringen würde? Eiskalt fiel es Juan auf's Herz; unwillkürlich preßte er dem Rappen die Sporen in die Weichen, daß er sich hoch aufbäumte unter der ungewohnten Behandlung. Dann, als könne Juan nicht zeitig genug kommen, um dies „Unglück" zu verhindern, trieb er das Thier zu immer kühneren Sprüngen über den unsichern Wiesenboden.

„Holla hoh! nicht so hitzig, wenn man über fremder Leute Grund und Boden reitet", rief da plötzlich eine rauhe Stimme, und dicht vor dem Reiter richtete sich eine Frauengestalt empor, daß das erschreckte Thier jäh zur Seite sprang, und fast seinen Herrn in's hohe Gras geschleudert hätte. Schon wollte Juan zornig entgegnen, da fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ob dies nicht etwa Else's Mutter — nein, die Wittwe des Schleusenwärters sei.

So nah am Ziel hatte er sich nicht gewähnt; und unter günstigeren Umständen konnte er kaum sein Werk beginnen. Er zog also höflich seinen Hut und sagte sanft:

„Ich bitte um Entschuldigung, ich habe den Weg verloren, und wollte die Zeit einbringen; ich möchte zu der Wittwe des Schleusenwärters, könnt Ihr mir sagen, ob ich sie zu Hause treffe?"

Ein Blitz des Verständnisses zuckte über die runzeligen, etwas verstörten Züge der Alten, dann kicherte sie halblaut:

„Glaube kaum, daß sie zu Hause ist! Ist selten zu Hause, aber die Else wird da sein, der soll's ja doch wol gelten, heh?"

Juan runzelte die Stirn:

„Ich sage Euch ja, daß ich die Mutter sprechen will!" wiederholte er ungeduldig. „Wenn Ihr es nicht wißt, so kann ich selbst nachsehen", und er wandte sein Pferd herum.

„Wie das junge Blut gleich überkocht!" lachte das Weib, „habt's ja gar zu eilig, junger Herr! Was soll denn die alte Trude?"

„Das kann ich nur ihr selber sagen."

„So sagt's nur gleich, ich bin die Trude."

Juan fühlte etwas wie Herzklopfen; die Alte schien nicht so leicht zugänglich, wie er es sich gedacht hatte. Wenn er es gleich anfangs mit ihr versah, durfte er kaum auf Erfolg rechnen. Und dabei empörte es ihn tief, daß das schöne Mädchen in solchen Händen sei. Nach kurzem Zögern beschloß er, ohne Umschweif auf sein Ziel loszugehen.

„Die Else wies mich gestern an Euch, Ihr wüßtet mehr von dem Schiff, das vor Jahren hier gestrandet ist", begann er dann mit sichtlicher Anstrengung. „Wollt Ihr mir nicht Alles sagen, was Ihr

darüber wisset? Ich verlange es nicht umsonst", setzte er hinzu, und ließ eine schwere Börse durch seine Finger gleiten.

Ein habsüchtiges Lächeln fuhr wie Wetterleuchten über das verwitterte Gesicht des Weibes; eine Weile schien sie zu schwanken, dann bückte sie sich, raffte ein Tuch vom Boden auf, in das sie Kräuter gesammelt hatte, und sagte kurz:

„Kommt!"

Eilig schritt sie voran durch das raschelnde Gras und Juan ritt langsam in ihrer Spur nach.

Als sie an der kleinen, aber gut gehaltenen Hütte anlangten, erhob sich ein wildes Geschrei von Hühnern, Enten und Gänsen, die aus ihrer Beschaulichkeit aufgestört wurden, und der Schwan mitten unter ihnen schlug aufgeregt mit der gesunden Schwinge.

Juan schwang sich vom Pferd, befestigte es an einem Pfosten und ging um's Haus herum der Alten nach, die ihn auf der Schwelle erwartete.

„Die Else ist in's Dorf", sagte sie mit ihrer heisern Stimme, indem sie eine niedere, braune Holzthür öffnete, „kommt herein und ruht aus."

Das Gemach unterschied sich in nichts von den gewöhnlichen Bauernstuben der Gegend: einfache braunangestrichene Möbel, ein Bret mit buntbemalten Tassen und Töpfen, gemachte Blumen in kleinen vergoldeten Vasen, schlechte Lithographien und grellbunte Bilderbögen an den weißgetünchten Wänden. Nur die bessere Luft und die größere Reinlichkeit, so wie die Abwesenheit von Hühnern und sonstigen Thieren ließ errathen, daß noch eine andere Hand hier waltete, als die knöcherne der Alten, mit der sie auf einen Bretstuhl deutete und in ihrer kurzen Weise sagte:

„Setzt Euch."

Juan wollte sich niederlassen, als sein Blick auf eine Photographie in Goldrahmen fiel, die zwischen den Fenstern an der Wand hing, sie stellte einen jungen Seemann vor, mit frischen männlichen Zügen.

„Wer ist das?" fragte er mit zitternder Spannung.

Einen Augenblick zögerte die Alte, dann sagte sie fest:

„Das ist mein Sohn."

„Ihr habt einen Sohn?" fragte Juan ungläubig. „Ich dachte, es sei der Bräutigam Eurer Tochter . . "

Mißtrauisch sah die Alte ihn an:

„Was wisset Ihr davon? Wer erzählt den vornehmen Leuten draußen von der Else oder ihrem Bräutigam? Die Else hat keinen Bräutigam!" setzte sie energisch hinzu.

Erleichtert athmete Juan auf. Dann ließ er sich auf den angewiesenen Sitz nieder und sagte in bittendem Ton, indem er wie unbewußt mit seiner Börse spielte:

„Ihr wolltet mir sagen, was Ihr von dem gescheiterten Schiff wißt . . ."

„Was gehen Euch Dinge an, die vor vielen Jahren geschehen sind?" fragte das Weib, statt zu antworten, und stützte sich mit der harten, braunen Hand auf den Holztisch, „laßt die Todten ruhen, es ist nicht gut, nach Sachen fragen, über die Gras gewachsen ist!"

„Ich muß es wissen! Es geht mich mehr an als Ihr glaubt, und Euch vielleicht auch! — Sind Viele damals ertrunken?" forschte Juan weiter, ohne sich abschrecken zu lassen.

„Viele, viele! — fragt den Todtengräber im Dorf drüben; der weiß, wie viele unter dem großen Hügel liegen — wenn er's nicht längst vergessen hat!"

„Und ist Niemand gerettet worden?" fragte Juan athemlos, „wißt Ihr nichts von einem kleinen Mädchen mit blonden Haaren — so wie die Else — oder von einem alten Mann?"

„Jung oder alt, danach hat das Meer nicht gefragt", beharrte die Alte in ihrer dunklen Redeweise.

Juan sah ein, daß er so nicht weiter komme; er beschloß eine andere Tactik; rasch leerte er seine Börse auf den Tisch, daß Gold und Silber klirrend durcheinander rollten, und sagte:

„Wißt Ihr wie viel das ist?"

Die kleinen grauen Augen des Weibes blitzten auf, ihre Finger regten sich, als wolle sie das Geld zusammenraffen, aber sie bezwang sich und sagte ruhig:

„Viel Geld — wer's hat, hat Macht."

„Es ist Euer, wenn Ihr mir sagt, wie Ihr zu der Else kamt."

Die Alte blieb auffallend ruhig, als komme ihr diese Frage durchaus nicht unerwartet. Finster sah sie den jungen Mann von unten auf an und murrte endlich:

„Die Else ist mein Kind — was sollte ich auch mit fremden Bälgen — ich bin arm . . ."

„Wollt Ihr mehr — noch einmal so viel — das Dreifache? Ihr sollt es haben, mein Wort darauf, nur sagt mir, woher Ihr das Kind habt — Ihr wißt nicht, Weib, was Ihr verschweigt!"

„Wer sagt mir, daß Ihr nicht lügt? Ich kenne Euch nicht . . . Wenn ich's Euch gesagt habe, geht Ihr fort und ich habe das Nachsehen . . ."

„Soll ich's Euch denn schwören?" rief Juan zitternd vor Ungeduld, „ich bin reich — ich gebe Euch was Ihr wollt — morgen schon."

„So kommt morgen und bringt das Geld mit."

„Dann macht Ihr es eben so und vertröstet mich wieder!"

Die Alte lachte vergnügt:

„Ich sehe schon, ich muß Euch den Willen thun — was thut man nicht einem so hübschen jungen Herrn zu Gefallen!" schmunzelte sie, strich das Geld vom Tisch und begann zu zählen.

„Fünfzig Thaler — das Dreifache macht hundertundfünfzig — macht das Hundert voll . . ."

„Meinetwegen . . ."

„Bleibt's dabei?"

„Wollt Ihr's schriftlich?!"

„Schon gut, schon gut!" beruhigte die Alte, „ich glaub's! — ja, ja, die Else — sie ist hübsch, nicht wahr?"

Zornröthe stieg in Juan's Gesicht, aber er bezwang sich.

„Darum handelt es sich nicht — ich will wissen woher Ihr sie habt — sie ist damals mit dem großen Schiff gekommen?".

Die Alte zuckte die Achseln.

„Wenn Ihr's so genau wißt, warum fragt Ihr mich?"

Juan schwieg, um nicht Alles zu verderben. Die Alte aber begann von selber:

„Es war eine schlimme Nacht damals, als die Kanonenschüsse über das Wasser krachten. „Ein Schiff in Noth", sagte mein Seliger — damals lebte er noch — zündete sich die Laterne an und ging hinaus, obschon es in Strömen regnete. Unsere Kleine wachte auf und schrie, weil sie nicht mit sollte — sie war gerade sehr krank. Die Schüsse kamen immer näher und plötzlich gab's einen furchtbaren Krach — das Schiff war auf der Sandbank aufgelaufen. Nur Wenige hatten sich retten können, denn die Boote waren von der Brandung umgeworfen und Alles in's Meer gestürzt ... Als es Tag wurde, kam mein Mann zurück; sein Mantel war ganz naß und er trug etwas darunter ..."

„Ein kleines Mädchen", rief Juan athemlos.

Die Alte ließ sich nicht stören.

„... Er warf den Mantel ab und legte mir etwas auf den Schooß — „da, Alte", sagte er, „noch einen Mund zu unserer schmalen Kost." Es war ein kleines Mädchen, eben so alt wie unsere Else und mit eben so gelben Haaren. Sie sah ganz weiß aus und hatte die Augen geschlossen. Sie war aber nicht todt und kam in der Wärme bald wieder zu sich. Mein Mann hatte sie einem alten Herrn abgenommen, den die Wellen an's Land geworfen; sie war an ihm festgebunden und wol durch ihn vor dem Ertrinken bewahrt; der alte Mann war aber gleich darauf gestorben, er liegt auch mit drüben", setzte die Alte hinzu, indem sie mit dem Daumen über ihre Schulter deutete und Juan lauernd ansah.

„Kein Zweifel", murmelte dieser in tiefster Bewegung, „sie ist es — Elvira! Und dann weiter?" forschte er hastig.

„Was noch weiter?" fragte die Alte wie erstaunt, „ist das nicht genug? Ich denke Ihr wolltet wissen, wie ich zu der Else gekommen bin? Aber jetzt sagt mir auch, warum Ihr das Alles wissen wollt — kennt Ihr ihre Eltern?"

„Später, später!" rief Juan, „hat sich denn in der Folge Niemand nach dem Kinde erkundigt? Habt Ihr keine Nachforschungen angestellt?"

Die Alte schwieg und sah nachdenklich vor sich hin.

„Niemand", sagte sie dann fest. „Wir haben wol hier und da gefragt, aber Keiner wollte etwas von dem Mädchen wissen. Das Schiff kam von weit her — aus Südamerika glaube ich — das ist zu weit, um nachzufragen."

„Habt Ihr's denn in keine Zeitung setzen lassen?"

„In die Zeitungen?" fragte die Alte erstaunt, „so was ist nur für reiche Leute, und wir hatten kaum das liebe Brod . . . es ist uns sauer genug geworden, Alle durchzubringen."

„Ihr spracht von Eurer Kleinen", suchte Juan das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken, „wo ist sie?"

„Todt", antwortete die Alte rauh und starrte auf einen Fleck.

„Weiß die Else, daß sie nicht Euer Kind ist?" fragte Juan nach einer stummen Pause.

„Die Else? nein. Wozu auch? Sie hätte sich vielleicht Dinge in den Kopf gesetzt, die nicht für armer Leute Kinder passen — und nachher war sie ja unsere einzige Tochter."

Juan fragte nichts mehr. Er erklärte der Alten mit kurzen Worten dann das Nöthigste in Bezug auf Else und seine Absicht, sie ihrem Vater zurückzuführen, und verlangte von ihr das tiefste Schweigen, auch gegen Else, bis er ihr Erlaubniß geben würde, zu reden. Die Alte versprach Alles; ihre Freude über die voraussichtlich glänzende Zukunft machte einen fast unheimlichen Eindruck auf den jungen Mann; er sah nach der Uhr und erhob sich zum Gehen. Da erklangen leichte Schritte vor der Thür, die ganze Thierwelt des Hofes gerieth in lärmende Aufregung und der Schwan schrie und flatterte unaufhörlich.

„Ruhig, Peter, ruhig", besänftigte eine frische, jugendliche Stimme den geflügelten Invaliden, „ich bin ja wieder da."

„Die Else", flüsterte die Alte hastig, da öffnete sich auch schon die Thür und vom hereinfluthenden Tageslicht umflossen erschien das junge Mädchen auf der Schwelle.

Einen Moment zögerte sie, als sie Juan erblickte und erröthete tief, dann trat sie unbefangen einen Schritt näher.

„Sie sehen, ich bin kein Freund vom langen Warten", sagte Juan, indem er ihr entgegen ging und ihr die Hand bot, in welche sie ohne Zögern die ihre legte — „Sie haben mich selbst an — an Ihre Mutter verwiesen."

„Haben Sie erfahren, was Sie wissen wollten?" fragte Else freundlich, „konnte die Mutter Ihnen Auskunft geben?"

„Gewiß, Else", antwortete die alte Frau rasch und legte schmeichelnd ihre dürre Hand auf die Schulter des Mädchens, „der junge Herr ist ein sehr freundlicher Herr und hat sich lange mit mir alten ungelehrten Frau unterhalten."

„So lange, daß es die höchste Zeit ist, heimzureiten", sagte Juan rasch, der, so ungern er sich schon von dem schönen Mädchen trennte, doch fühlte, daß er bei seiner heutigen Aufregung nicht lange im Stande sein werde, sich zu beherrschen; er konnte ja wiederkommen, immer wieder, bis er — wie Arnold sich ausgedrückt haben würde — die schöne Prinzessin aus den Händen der Hexe befreit habe, um sie zuletzt, wie in allen Märchen, selber zu heirathen.

Dieser Gedanke stimmte Juan so froh, daß er völlig vergaß, sich

zu fragen, ob die Else ihn auch leiden möge; er wußte im Gegentheil ganz genau, wie es kommen würde, und je eher er jetzt ging, um so rascher konnte er die nöthigen Anstalten treffen.

Er verließ nach kurzem Abschied das Zimmer, gefolgt von der Alten, die ihm den nähern Weg zeigen wollte. Dann band er sein Pferd los, hing sich die Zügel über den Arm und folgte dem rasch voranschreitenden Weib.

„Ich komme morgen wieder", sagte er, als er sicher war, nur von ihr gehört zu werden, „dann ordnen wir das Andere; aber noch einmal — sagt der Else noch nichts."

„Wie Ihr wollt", versprach die Alte, „vergeßt nur das Geld nicht! Dort ist der Weg, haltet Euch nur immer links, dann könnt Ihr nicht fehlen", und ehe Juan antworten konnte, war sie umgekehrt und bald außer Hörweite.

* * *

Als Juan im Badeorte anlangte, war es Zeit zum Mittagessen. Rasch kleidete er sich um und begab sich in den Speisesaal. Arnold saß schon an seinem Platz. Mit kurzem Gruß setzte Juan sich neben ihn. Kopfschüttelnd betrachtete Arnold den seit gestern so seltsamen Freund, dann sagte er scherzend:

„O Selim, Du hast Dich traurig verändert! Was ist's mit Dir? Hat Dich das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Thränen? ... Ich fürchtete heut' Morgen schon, sie hätte mich mit ihrem Schwarzbrod vergiftet! Aber davon hast Du ja nichts gegessen. Was! Suppe auch nicht? — Du bist doch nicht krank?" fügte er plötzlich mit besorgtem Ton hinzu, da auf Juan's Wangen die Farbe kam und ging.

„Nicht krank, Arnold, nur etwas erschöpft, verzeih'; ich hatte eine schlechte Nacht und suchte mich mit einem frühen Ritt zu erfrischen; beim Rückweg bin ich aber gerade in die heißeste Zeit gekommen — weiter ist es nichts."

„Wo warst Du? Ich habe den halben Wald durchstreift — Du warst doch nicht beim Dünenkreuz?" fragte er wie von einem neuen Gedanken erschreckt.

„Ich bin kein Märchenprinz", sagte Juan ausweichend, „hättest Du vielleicht Lust, einmal hinüber zu reiten?"

„Behüte der Himmel", wehrte Arnold lachelnd ab; „wir würden dort am Ende gar weder Kreuz noch Haus mehr finden; überdies zeigen sich verwunschene Prinzessinnen nur bei Vollmond in ihrer wahren Gestalt — bei hellem Tage sehen sie oft täuschend aus wie Kuhmägde."

Juan lachte gezwungen, aber ihm fiel eine Last von der Seele — vor Arnold war er sicher. Denn Niemand, auch dieser nicht, sollte von der seltsamen Geschichte erfahren, eh' Alles klar war.

Arnold hätte in den nächsten Tagen noch oft Gelegenheit gehabt, die Veränderung in Juan's Wesen wahrzunehmen, aber gewohnt, seinen Freund oft eigene Wege gehen zu sehen, ließ er ihn gewähren und ent-

schädigte sich im Verkehr mit seinen neuen Bekanntschaften, die alle den stets heitern Arnold lieber sahen, als den schweigsamen Brasilianer.

Juan ritt indeß täglich hinaus zu dem einsamen Haus an der Düne und täglich wuchs in seinem Herzen die Liebe zu dem blonden Mädchen, das ja schon sein Kinderherz besessen hatte. Else selbst, oder Elvira, wie er sie im Stillen nannte, sah den jungen Mann stets gleich freundlich kommen und gehen und hatte, da er sich in seiner ruhigen Weise mit ihr beschäftigte, bald alle Schüchternheit vor ihm verloren. Er saß oft stundenlang bei ihr unter dem Kreuz und horchte mit Entzücken auf ihre kindlichen Reden. Der Schwan, der sich bald mit ihm auf freundschaftlichen Fuß gestellt, legte dann oft den schlanken Hals auf sein Knie und sträubte die schneeigen Federn unter Juan's schmeichelnder Hand. Else erzählte von ihrer einsamen Kindheit, vom Meer, von ihren Thieren, aber von einem Verlobten sprach sie nie und Juan fragte auch nicht weiter; die Alte hatte ja gesagt, daß Else frei sei. Mitgetheilt hatte sie auf Juan's Wunsch dem jungen Mädchen vorläufig noch nichts, es gewährte ihm eine süße Beruhigung, in ihrer Nähe zu sein und er fürchtete das entscheidende Wort, das ja die liebliche Idylle beendigen mußte.

Aber die Zeit ihres Badeaufenthalts war bereits vorüber und Arnold hatte schon einmal zur Abreise gedrängt; aber Juan hatte in einem Ton, der keinen Widerspruch erlaubte, erklärt, er bleibe noch, und ohne ihn wollte auch Arnold nicht gehen.

So entschloß sich Juan endlich, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Beim Abschied hatte er heute die Alte aufgefordert, das junge Mädchen vorsichtig von dem bevorstehenden Wechsel zu unterrichten, und nach ein paar Tagen, um Else Zeit zu lassen, all' das Seltsame zu begreifen, wollte er wiederkommen, ihr seine Liebe gestehen, und wenn sie dann seine Frau geworden, mit ihr zurückkehren in sein und ihr fernes Vaterland.

In den heitersten Zukunftsträumen lenkte Juan den Rappen durch den dämmerigen Wald heimwärts; alle seine Gedanken waren bei dem geliebten Mädchen, die wol jetzt schon erfahren hatte, wer sie sei und wie wunderbar ihr Schicksal sich umgestaltet hatte. . .

. . . Wol wußte Else Alles — die alte Frau, die sie bis dahin Mutter genannt, hatte es ihr gesagt, sobald die Hufschläge des Rappens in der Ferne verklungen waren. Aber die Wirkung ihrer Mittheilung war nicht ganz diejenige gewesen, die Juan sich geträumt. Als Else, die von Schreck und Staunen zuerst ganz betäubt gewesen, sich etwas gesammelt hatte, war sie plötzlich nachdenklich geworden und hatte geseufzt:

„Was Gerhard wol sagt, wenn er das hört! Ob er mich wol noch eben so lieb hat?"

Verblüfft hatte die Alte sie angestarrt, dann aber mit einer Fluth von Worten ihr begreiflich zu machen gesucht, daß sie sich Den jetzt aus dem Kopf schlagen müsse. Gerhard sei wol gut genug gewesen, so lange Else arm und seinesgleichen gewesen, jetzt werde sie ein reiches Fräulein

und könne in kürzester Zeit eine vornehme Frau sein, wenn sie nur die Augen aufthun und sehen wolle, wie der reiche junge Herr sich in sie verguckt habe. Den müsse sie nehmen; denn ihm verdanke sie ja allein ihr großes Glück und ohne ihn könne sie gar nichts. Aus dem Gerhard und ihr könne und würde es im Leben nichts werden, dafür würde sie selbst schon sorgen. Dabei hatte sie auf den Tisch geschlagen, daß Else sich fast vor ihr gefürchtet hatte, und war aus dem Zimmer gestürzt.

Weinend war das junge Mädchen zurückgeblieben; dann stand sie auf, nahm das Bild von der Wand und küßte es wiederholt, wie um dem jungen Mann zu versichern, daß sie ihm treu sei und bleiben werde, was auch komme.

Den folgenden Tag hatte ihr die Alte mit Zureden keine Ruhe gelassen; bald pries sie mit beredten Worten ihre glänzende Zukunft, von der sie für sich selbst goldene Berge zu erwarten schien, dann wieder ermahnte sie Else doch vernünftig zu sein, und schließlich bat sie sogar; aber Else schwieg zu Allen und seufzte nur zuweilen aus tiefstem Herzen. So kam der Tag, den Juan zum entscheidenden gewählt hatte.

In ernster Stimmung, wie sie großen Veränderungen in unserm Leben meist vorauszugehen pflegt, ritt er den Weg, den er schon so oft gemacht, daß sein gelehriges Pferd fast keines Lenkens mehr bedurfte. Unwillkürlich hielt er es an, als er am Waldsaume angelangt war; mit welchen Gefühlen würde er am Abend den Weg zurückmachen? Da lag der weite Wiesengrund vor ihm, wie Wellen wogte das Gras und Schilf im Winde, der von dem durch die Dünen verdeckten Meer frisch herüber strich, und deutlich sichtbar schwebte eine graue Rauchwolke über der Stelle, wo das niedrige Strohdach die Geliebte barg. Nur langsam ritt er darauf zu — er wollte den wichtigen Augenblick noch so lange als möglich hinausschieben.

Kurz hinter dem Gehöft stieg er ab, ließ das Pferd frei im Grase weiden und wollte eben um das Haus herumgehen, als er die zornige Stimme der Alten vernahm. Unwillkürlich blieb er stehen; deutlich drang jedes Wort aus dem offnen Fenster zu ihm heraus:

„Und ich sage Dir zum letzten Mal, Du sollst! Gleich wird er kommen, dann zeigst Du ihm Dein freundlichstes Gesicht und versprichst ihm Alles, was er will!“

„Ich kann nicht, Mutter; ich kann von Gerhard nicht lassen; ich habe ihn lieb und er hat mein Wort.“

„Ach was, Dein Wort! Du bist unmündig und hast kein Recht, was zu versprechen. Jetzt bist Du reich und er paßt nicht mehr für Dich.“

„Wenn Das das ganze Glück ist, von dem Du mir immer erzählst, so will ich lieber arm bleiben und den fremden Leuten ihr Geld lassen. Ich kenne ja den alten Mann in Amerika, der mein Vater sein soll, nicht, und Du sagst, er denkt, daß ich längst todt bin. Laß mich dableiben, Mutter, und den Geहard heirathen — ich will Dir auch eine gehorsame Tochter bleiben, wenn Du mich nicht verstößt . . .“ Und leises Schluchzen klang dazwischen.

Juan stand wie versteinert. Das hatte er nicht erwartet. Seine junge — und doch wie alte! Liebe hatte nie daran gedacht, daß sie nicht freudige Erwiederung finden würde, sobald Else's Schüchternheit durch die Kenntniß ihrer gleichartigen Lebensstellung völlig gehoben sei — und nun verwarf sie ihn um den einfachen armen Seemann, der also doch ihr Bräutigam war. Wie betäubt lehnte Juan den Kopf an die graue Mauer — da begann die Stimme der Alten wieder:

„Laß das Heulen, Else; es nützt Dir nichts. Du heirathest den jungen Herrn, sage ich, und dem Gerhard giebst Du Dein Wort zurück . . ."

„Ich kann nicht, Mutter."

„So muß ich es selbst thun."

„Das wirst Du nicht, Mutter", rief Else angstvoll, und Juan hörte wie sie aufsprang. „Das wirst Du nicht — denn da Du mich doch zwingst es zu sagen — es ist zu spät — ich bin seine Frau!"

Todtenstille herrschte in dem kleinen Gemach und draußen auf der sonnbeschienenen Wiese. Wie im Traum hörte Juan die blauen Sommerfliegen durch die Luft summen und die schlaftrunkenen Wellen leise an den Strand plätschern.

Da erhob sich die Stimme der Alten wieder; fast kreischend rief sie:

„Du lügst!"

„Ich lüge nicht, Mutter, so wahr mir Gott helfe!"

„So bleibe denn elend und niedrig, wie Du gewesen bist, Du gottverdammtes Geschöpf!" schrie das erboste Weib, „habe ich darum gelogen und betrogen, daß Du Dich jetzt an einen elenden Schiffer wegwirfst, der nichts ist und nichts hat und bei dem Du am Hungertuch nagen kannst! Die ganze Geschichte, die ich dem Herrn aufgebunden habe, ist nicht wahr; ich hab's ihm weis gemacht, weil er's durchaus nicht anders wollte und weil ich das Elend hier satt hatte. Das fremde Kind ist gleich todt gewesen und mein Alter hat es unter dem Kreuz begraben. Wir haben aber all' Denen, die nachfragten, nichts verrathen, sonst hätten sie vielleicht auch wissen wollen, wohin all' das Geld gekommen ist, das der alte Mann bei sich hatte . . . Und jetzt, wo Alles so schön im Gang ist — wo wir reicher werden sollten wie der reichste Bauer im Land, jetzt verdirbst Du mir die ganze Herrlichkeit — o Du . . ."

Aus ihren Worten klang eine so wilde Wuth, daß der vor Erregung fast betäubte Juan sich unwillkürlich zusammenraffte und mit einem drohenden „Halt" an's offene Fenster sprang. Bleich wich die Alte zurück und ließ die zum Schlag erhobene Hand sinken; dann wandte sie sich um und rannte aus der offnen Thür querfeldein. Juan machte keinen Versuch zu ihrer Verfolgung; einen Augenblick sah er ihr nach, dann ging er mit müdem Schritt in's Haus.

Mitten im Gemach stand Else mit thränennassen Wangen und streckte ihm flehend die Hände entgegen:

„Ich kann nichts dafür, Herr! gewiß, ich wußte nichts davon —

ich hätte es ja nun und nimmermehr gelitten!“ rief sie mit bebender Stimme und auf's Neue in Thränen ausbrechend, schluchzte sie laut.

Todtenbleich, wie ein Mensch, der eben in Lebensgefahr gewesen, aber ruhig trat Juan zu dem Mädchen und nahm ihre Hand:

„Beruhige Dich, Kind“, sagte er mit klangloser Stimme, „ich habe Alles gehört. Niemand wird Dich von Gerhard trennen“, fügte er rasch hinzu, als das Mädchen ihn mit scheuen Augen ansah, „es ist ja Alles meine Schuld —“; er unterbrach sich, ließ ihre Hand hastig los und wandte sich um.

Plötzlich schrak er zusammen, eine Hand berührte seinen Arm und mit zitternder Stimme bat Else:

„Können Sie uns vergeben, Herr?“ und die gefalteten Hände aufhebend, fügte sie hinzu, indem sie in seine feuchtgewordenen Augen sah: „O, thun Sie der alten Frau nichts zu Leide!“

Mit schmerzvollem Blick sah Juan das Mädchen an:

„Sie hat mir mehr angethan, als Du ahnst“, flüsterte er, „aber sei ruhig — ich erhebe meine Hand nicht gegen sie — um Deinetwillen! Aber“, setzte er besorgt hinzu, „Du darfst nicht hier bleiben, Else — wenn sie wiederkommt . . .“

„Sie thut mir nichts“, versicherte Else, „aber ich will doch lieber zuerst fortgehen.“

„Wohin willst Du gehen?“

„In's Dorf, zu Gerhard's Mutter.“

„Zu Gerhard's Mutter“, wiederholte Juan leise, wie mechanisch und starrte in's Leere. Dann raffte er sich zusammen: „Ich kann Dich nicht allein gehen lassen — ich werde Dich begleiten —“

„O, mein Herr, bitte, nicht!“ wehrte Else fast ängstlich ab, daß Juan sie befremdet ansah, „mir geschieht gewiß nichts — ich möchte lieber allein gehen“, fügte sie mit tiefem Erröthen hinzu.

Juan fing an zu begreifen.

„Wie Du willst“, sagte er sanft, „nur versprich mir, daß sie Dich hier nicht mehr vorfindet.“

„Sie kommt so bald noch nicht“, versicherte Else, „aber besser ist es immer, wenn ich eine Weile fortgehe und später . . .“, sie stockte.

„Später kommt Gerhard und nimmt seine Frau mit sich“, ergänzte Juan im Stillen den unterbrochenen Satz; aber er sagte nichts. Einen Augenblick standen die beiden jugendlichen Gestalten sich stumm gegenüber.

„Leb wohl, Else“, stieß Juan plötzlich hervor, drückte einen Kuß auf die Stirn des Mädchens und war zur Thür hinaus, eh' Else sich recht besinnen konnte. Als sie ihm nacheilte, sah sie ihn bereits, sein Pferd zu wilden Sätzen antreibend, über die blumenübersäeten Wiesen sprengen.

* * *

Am Abend desselben Tages trat Juan zu Arnold in's Zimmer: „Ich reise morgen“, sagte er kurz, „kommst Du mit?“

„Morgen? warum so . . .", eilig — wollte Arnold fragen, aber ein Blick in Juan's angegriffene Züge und abweisende Augen rieth ihm, nicht zu vollenden. Im Grunde war er froh, den Freund von hier fortzubringen, wo ihm der Aufenthalt, seinem veränderten Aeußern nach zu schließen, so wenig gut gethan, und so begnügte er sich achselzuckend zu sagen:

„Wie Du willst — natürlich reisen wir zusammen."

* * *

Die alte Frau, Gerhard's Mutter, zu der Else gegangen war, gerieth einige Tage später in nicht geringes Erstaunen, als der Briefbote in's Haus kam, ohne einen Brief von ihrem Sohn zu bringen. Hingegen verlangte er ihre Unterschrift für den richtigen Empfang eines Werthbriefes, Poststempel H. Da sie statt ihres Namens indeß nur ein Kreuz machen konnte, wurde Else zu Hülfe gerufen und dann unter vielen Vermuthungen die Siegel in feierlicher Vorsicht gelöst. Ein weißes Blatt lag drin mit der Aufschrift: „Zu Elsen's Aussteuer . . ." und beim Auseinanderfalten fiel ein Blatt Papier heraus, das den Frauen unverständlich war, von dem herbeigeholten Schulmeister indeß für eine nicht unbedeutende Anweisung auf eins der größten Handelshäuser in H. erklärt wurde.

Else errieth leicht, woher es kam, und wollte Einwendungen machen; die alte Frau aber war so glücklich über das Geschenk, daß sie nicht wagte ihr Glück zu stören; sie hätte dadurch auch nur zu Erörterungen Anlaß gegeben, die sie vor Gerhard's Rückkehr vermeiden wollte. Darum ließ sie die Alte gewähren, die den von seiner Wichtigkeit durchdrungenen Schulmeister beauftragte, das Geschäft so bald als möglich zu ordnen.

Nicht lange darauf kam Gerhard selbst, nunmehr Capitain eines Kauffahrteifahrers, und nahm Else, nachdem sie ihm angetraut worden, mit sich auf seiner Reise nach der Türkei.

* * *

Im nächsten Sommer, als Arnold seinen Besuch des Seebades wiederholte, auf welchem Juan ihn nicht begleitete, schrieb er an seinen Freund unter Andern Folgendes:

„Was nun die Erkundigungen betrifft, die ich einziehen sollte, so will ich sie Dir der Reihe nach mittheilen: — Die alte Hexe, die die verwunschene Prinzessin gefangen hielt, haust noch in ihrer Höhle, in die wir damals nicht hinein durften, und soll noch wunderlicher und menschenscheuer sein als sonst. Die Leute glauben allen Ernstes, sie habe sich dem Teufel verschrieben und warten nur mit heimlichem Grausen auf den Tag, wo sie als schwarzer Rabe krächzend zum Rauchfang hinausfahren wird. Der wilde Schwan, der auf einem Flügel hinkte und mit dem es sicherlich auch nicht mit rechten Dingen zuging, ist leider etwas zu früh verunglückt. Er muß seine Spaziergänge zu weit ausgedehnt

haben, denn bei der letzten großen Jagd auf Wasservögel, die alljährlich in den Niederungen veranstaltet werden, hat ein Sonntagsjäger den armen Invaliden vollends todtgeschossen — statt des erwarteten Triumphs aber nur ein unsterbliches Gelächter geerntet ... Die blonde Königstochter ist fort. Es muß unterdeß Jemand gekommen sein, der das Erlösen besser versteht, denn sie hat geheirathet — einen Schiffscapitain, sagen die Leute; ich aber — im Vertrauen gesagt — glaube, daß es der fliegende Holländer war, denn Niemand konnte mir sagen, wohin sie gekommen ist. Vielleicht begegnet sie Dir, wenn Du zurückfährst, mit ihrem Gespensterschiff — dann aber, Juan, sieh Dich nicht um! — setzt alle Segel ein und macht, daß Ihr vorüberkommt — es ist gefährlich, Räthsel zu ergründen, die uns nicht aufgegeben sind ..."

Juan, als er so weit gelesen, ließ die Hand mit dem Brief sinken und lächelte trübe — er selber wußte es am besten.

Das Glück.

Ich wanderte durch der Kindheit Thal,
Die Wipfel glühten im Morgenstrahl,
Es blinkte der Thau,
Es träumte die Au,
Die Veilchen träumten auf Schritt und Tritt,
Mein kindisches Herz, es träumte mit:
Bald kommt das Glück!

Die Sonne stieg und die Knospe schwoll,
Das junge Herz schlug sehnsuchtsvoll,
Späht' vor und zurück:
Wann kommt das Glück?
Steckt's hinter der Hecke, wartet's im Busch?
Aufjagen will ich das Glück: husch, husch!
Wo bleibt das Glück?

Zur Seite mir ging eine schlichte Gestalt,
Vom grauen Pilgerkleide umwallt,
Haar und Gesicht
Verschleiert dicht —
Ich hatte ihrer nicht sonderlich Acht,
Mein Herz war nur auf das Eine bedacht:
Wann kommt das Glück?

Hochsommer ward es und Mittagszeit,
Die Welt war voll Arbeit, voll Lärm und Streit;
Die rüstige Kraft,
Sie ringt und schafft —
Im Schatten zu rasten ziemt nur dem Greis,
Wir trocknen uns kaum von der Stirne den Schweiß.
Wann kommt das Glück?

Und wieder trat ich in's stille Thal,
Die Wipfel glühten im Abendstrahl —
Die schlichte Gestalt
War mit mir gewallt,
War zu mir gesessen trotz mancher Noth
Im Kreis meiner Lieben, beim täglichen Brod —
Wo bleibt das Glück?

Wol sah sie mir oftmals still in's Gesicht,
Als wollte sie sagen: Erkennst Du mich nicht?
Wol spürte ich warm
Ihren schützenden Arm —
Doch rastlos zur Ferne strebte mein Muth,
Und öfter wol fragte ich, als es mir gut:
Wo bleibt das Glück?

Ich fragte — da sank die Sonne herab,
Die Welt lag im Dämmer, ein weites Grab,
Denn die bis zur Zeit
Mir gab das Geleit,
Sie reichte mir schweigend und scheidend die Hand,
Und ich rief, als sie langsam im Nebel verschwand:
Leb' wohl, mein Glück!

Clotilde von Schwartzkoppen.

Miscellaneen eines Orientreisenden.

Von Br. Wbg.

I.

Behaglich auf schwellenden Polstern am Bord einer mit allem erdenklichen Comfort ausgestatteten Nilbarke ruhend, dicke Rauchwolken aus meinem Tschibuck in die Luft blasend, zogen in buntem Wechsel die Ufergebilde des berühmten Nils an mir vorüber; mit regem Interesse blickte ich auf diese eigenthümlichen Landschaften mit ihrer seltsamen Staffage von Pyramiden, Ruinen und tausenderlei Absonderlichkeiten, über welche ich in den Tagen meiner Kindheit, als der selige Geschichtsprofessor uns vordocirte vom Labyrinth und der Dodekarchie, von Ramses und Rampsenit, so vielfach hatte reden hören, und die allesammt heute doch ganz anders ausschauten, als ich es damals mir träumen ließ.

Zu jener Zeit meiner jeunesse dorée dachte allerdings noch Niemand an Eisenbahnen, wie sie jetzt an den Ufern des Nil einher brausen; selbst die Dampfschiffe waren noch Weltwunder; und ich erinnere mich sehr wol des Ernstes, mit welchem ein Fräulein Rath erwog, ob meine gute selige Mutter per Steamer von Stettin nach Putbus reisen könne, ohne Schaden zu nehmen an Leib und Seele. Damals war Egypten ein unerreichbares Land, während jetzt die Tour von Constantinopel nach Alexandrien eine Lustfahrt ist. Die Metamorphose, welche das rollende Rad der Zeit bewirkt, ist mir niemals klarer vor Augen getreten, als auf der Esbikeh in Cairo, wo ich in einer bayerischen Bierhalle Erlanger Exportbier von wohlconditionirten Biermamsells credenzt bekam, und ein Kellner „welcher schon im Hotel de Rome die Ehre gehabt hatte, mir zu serviren!" mir eben so schlechte Cotelettes auftrug um schweres Geld, wie man sie jetzt in Berlin und anderen Culturorten ißt.

Mein Gefolge bestand aus einem dolmetschenden Lohndiener, einem Siawar. Dieser Mann war gerade so ehrlich, wie es die Jahreszeit mit sich bringt; übrigens wohlorientirt und ich taxire ihn sicherlich nicht falsch, wenn ich annehme, daß er sich mit etwas mehr als dem Zehnten begnügte.

Diesem, meinem Amanuensis hatte ich nun eröffnet, daß ich unter Andern gelegentlich auch Waffen erwerben wolle; gewährleistete egyptische oder nubische Waffen, getragen von unverfälschten Orientalen, wo möglich noch rauchend vom Blute erlegter Sarazenen, eventualiter von Bären oder Nilpferden, je nachdem die Verhältnisse es zugelassen; sobald er in meiner Umgebung derartige Artikel wittere, war er beauftragt, mich auf deren Erwerbung aufmerksam zu machen.

Es war unweit des ersten Cataractes, wo wir, die Bewohner der vorerwähnten Nilbarke, zum so und so vielten Male an's Land stiegen; Etliche, um wilde Tauben oder Schnepfen zu schießen, Andere, um seitwärts zur Wüste hin gelegene egyptische Baudenkmäler zu admiriren, ich um das geognostische Gesicht des Landes zu prüfen und vornehmlich Eingeborene in ihrer Ursprünglichkeit zu beobachten und humaniore Studien zu machen. Solch' ein Orientale ist ein drolliger Kerl, voller Lebendigkeit und unruhig und aufgeregt, fast wie ein perpetuum mobile.

Wir waren denn auch sehr bald von Eingeborenen umringt, welche uns ebenso indiscret anglotzten, wie wir reciproce sie; ganz vorn stand ein stattlicher Bursche, welcher sich eines außerordentlichen Yatagans erfreute.

Etwas zu vorschnell ließ ich den egyptischen Mann durch meinen Interpreten fragen, welchen Preis er für seine Waffe begehre; der biedere Orientale roch, wie man daheim zu sagen pflegt, Lunte und erklärte dieselbe für unverkäuflich.

Nun stand ich vom Handel ab; mein Conditionair regte aber den Dolchträger durch die zeitgemäße Production zweier Napoleons so auf, daß mir dieser nunmehr den ihm vorher ganz unentbehrlichen Waffenschmuck um den Preis von siebzig Francs anbieten ließ. Unerschütterlich blieb ich jedoch bei meinem Angebot stehen und diese Ausdauer, welche der Verkehr mit griechischen Kaufleuten befestigt, brachte zu Wege, daß, als das Boot in den Strom hineinlegte, der Yatagan um den ersten Preis in meinen Besitz übergegangen war.

Vier Wochen später befand ich mich am Bord eines Lloyddampfers auf der Reise nach Triest; der Wohllaut meiner unverkennbar berlinischen Cantilene hatte mir alsbald einen Landsmann zugeführt, welcher seinerseits wiederum seine westphälische Descendenz nicht verleugnen konnte. Der glücklich, weil zufriedenstellend situirte Sproß der rothen Erde, machte, nach seinem eigenen Bekenntniß, in Stahlwaaren, und war äußerst zufrieden, über die in Cairo und Alexandrien für seine Vollmachtgeber angeknüpften Beziehungen. Dieser commercielle Stolz des Jüngers Mercur's führte zu einem Gespräch über Waffenfabrikation überhaupt; ich pries die Unübertrefflichkeit der orientalischen Klingen, und blieb, trotz der Gegenargumentationen meines Reisegenossen, dabei stehen, daß bis heute Damascener unerreicht daständen; mit dem sichern Gefühl der Ueberlegenheit entwickelte ich aus meiner Reisechatoulle den Yatagan, welchen der Westphale nicht ohne eine gewisse Erregtheit in die Hand faßte.

„Ohne cheden Zweiffel ist dieser schöne Dolgh eine chanz vorzügliche Waffe!“ so sprach er mit Würde im edelsten Idiom seiner Provinz; dann aber machte er sich mit großer Entschlossenheit daran, mit einer Feile, welche er unbemerkt aus seiner Westentasche hervorgezogen hatte, oben am Handgriff des Dolches emsig zu raspeln; bevor ich dieses Attentat hindern konnte, löste sich die Klinge vom Griffe los — ein starrer Blick fiel aus den Augen des Mannes auf die Klinge, und dann überreichte er mir diese mit unnachahmlicher Grazie!

So muß Marius' Antlitz erglänzt haben, als er mit dem vernichtenden Blick saß auf den Trümmern von Karthago; so ähnlich wird Krupp ausgesehen haben, als die große Riesenkanone in der Wiener Ausstellung enthüllt dastand!

Solingen und das Monogramm seines Hauses standen hart am Heft auf der selten schön damascirten Klinge!

Und auf den beiden Napoleons, die ich am ersten Cataract des Nils dem wirklichen, unplattirten Sohn der Wüste inaugurirt, hatte Napoleon III., Empereur de France gestanden!

„Aber, mein Herr“, so tröstete mich der triumphirende deutsche Sohn der rothen Erde, „irchendwo muß dieser Dolgh doch alleben schon einmal chemacht sein!“

Ich kratzte mich hinter den Ohren und dachte bei mir: wenn nur nicht dieses verfl.... Wort Solingen darauf stände!

So fängt der gescheidte vorsichtige Mann es an, wenn er echt orientalische Waffen am ersten Cataract des Nils kauft.

II.

Ein kaiserlich türkischer Grieche, welcher auf der Ruhmesleiter des Staatsdienerthums der hohen Pforte eine der höchsten Stufen erklommen hatte, theilte uns eines Tages eine sehr drollige Scene mit, welcher er in den Tagen seiner Kindheit persönlich beigewohnt hatte, deren Details wir, so weit uns dies die Erinnerung der einzelnen Daten gestattet, treu wiedergeben, weil sie wol geeignet ist, als Charakteristik für die dabei in Scene tretenden Nationalitäten zu dienen. Dieselbe spielte in jener merkwürdigen Zeit, in welcher die Politik der Rancune den Racenhaß für kurze Zeit beschwichtigt und Katze und Hund in freundschaftlichen Rapport gesetzt hatte, nämlich im christlichen Jahre 1833, wo die Russen als Alliirte der Türken ein Hülfscorps, zuerst unter Murawieff und dann unter Orloff, an den Ufern des Bosporus ausgeschifft hatten, um den letzteren im Kampfe gegen ihren rebellischen Vasallen von Egypten, welcher sich der Suzerainität gelegentlich entheben wollte, zur Seite zu stehen.

Die russischen Truppen, wol in einer Stärke von fünfzehntausend Mann, lagen auf der asiatischen Seite — Zelt an Zelt mit den regulären türkischen Truppen zwischen den Ortschaften Hunseir Iskelessi und Beikos, hart an den malerischen Gestaden des Bosporus, im Lager; Murawieff befehligte eine combinirte Division und die europäische Welt erlebte das bisher unerhörte Schauspiel einer entente cordiale zwischen zwei alten Todfeinden.

Der sogenannte dicke Orloff hatte es wol verstanden, allen Apparat in Bewegung zu setzen, um seine Russen und deren Leistungstüchtigkeit in's vortheilhafteste Licht zu stellen; alle seine Maßregeln liefen darauf hinaus, den Türken zu imponiren, und sie, deutsch ausgedrückt, zu verblüffen; unbestreitbare Thatsache ist es, daß Orloff, je zuweilen roh und brutal, wie die Russen es sehr wohl sein können, schlau und über die Maßen gewandt auftrat und nichts versäumte, was seinen Zwecken zum Vortheil gereichen konnte, wie man solche Tugenden oder Untugenden russischen Diplomaten vorzugsweise nachrühmt.

Der Befehlshaber des türkischen Corps, obgleich seinem Range nach Muschir, war Orloff gegenüber sehr im Nachtheile; er spielte mehr oder minder die Rolle, wie die über die Vorgänge jener Zeiten im Orient damals erscheinenden Bilderbogen sie stets den Muselmännern zutheilten; er stand vollständig unter russischem Einflusse.

Unser Herr Berichterstatter, damals ein Kind, wohnte der großen Parade bei, in welcher Orloff, zu welchem sein älterer Bruder in intimen Beziehungen stand, dem Gastherrn und dessen glänzenden Gefolge — historisch am 29. Juni 1833 — seine Truppen vorführte; als der Padischah heimgekehrt war, begab sich Orloff ebenfalls, gefolgt von dem türkischen Oberbefehlshaber, in den prächtigen Kiosk zurück, welchen die Municicenz des Gastherrn ihm als Aufenthaltsort überlassen hatte, von dessen Balcon im zweiten Stock man einen unvergleichlich herrlichen Blick über den ganzen Bosporus hatte, dessen Fluthen sich hart unter dem Söller an den Mauern des Kiosks brachen.

Die Unterhaltung zwischen den Militairs beider Nationalitäten hatte sich um die Parade gedreht; Orloff hörte nicht auf, die Unübertrefflichkeit der russischen Armee, vor Allen deren Subordination, deren blinden Gehorsam bis in den Tod zu rühmen.

Darüber mochte Orloff in den Zügen der türkischen Befehlshaber doch einige gelinde Zweifel herausgelesen haben; es handelte sich also für ihn darum, diese zu beseitigen; das Verfahren, welches er zur sichern Erreichung dieses Zweckes einschlug, war überzeugend, aber russisch, wie es nicht russischer zu erfinden möglich war.

Als die Herren nämlich an den Rand des Balcons traten, blickte Orloff über das Geländer desselben in die Tiefe, in die Wasserfläche hinab, und befragte den Muschir, ob er den Sprung da hinunter für einen gefährlichen halte? „Für einen tödtlichen!" entgegnete dieser wie abwehrend. Mit russischem Despotismus winkte Orloff einem Unterofficier, welcher sich in seinem Gefolge befand und die Abzeichen der Ismailoff'schen Garde trug.

„Der Czar befiehlt, daß Du von hier in den Bosporus hinabspringst!" so herrschte er ihn an.

Der russische Mann erschrak; dann sammelte er sich, und an die äußerste Spitze des Balcons herantretend, starrte er einen Augenblick in den Abgrund; dann schlug er nach griechischem Ritus ein Kreuz auf der Brust, und bevor Orloff es hindern konnte — wir wollen zu seiner Ehre annehmen, daß er dieses gotteslästerliche Spiel nicht weiter treiben wollte — hatte der Mann sich mit kräftigen Armen über das Geländer hinweg gehoben und hinunter stürzte er unaufhaltsam in die bodenlose Tiefe.

Es sei beiläufig erwähnt, daß der allzu gehorsame Mann mit dem Leben davonkam; ein Kaik rettete ihn und Nicolai Pawlowitsch decorirte ihn und erhob ihn in seiner Weise zu ungewöhnlicher Höhe.

Auf die Pygmäenseele des Muschirs hatte dieser empörende Auftritt nicht verfehlt, den beabsichtigten Eindruck hervorzubringen; er mußte zeigen, das fühlte er lebendig, daß seine Türken in Beziehung auf hündischen Gehorsam, auf gemeinen Servilismus nicht zurückstanden hinter den Russen von damals; er beschied einen Muselmann zu sich heran, welcher, seit langer Zeit eine mustergiltige Persönlichkeit, eine Art Feldwebel in der großherrlichen Garde war.

Da dem türkischen Feldherrn — der Historie nach müßte es Achmed Fuozi Pascha gewesen sein, doch halten wir diesen für zu wohl unterrichtet und für zu europäisch cultivirt, um die Rolle gespielt zu haben, welche ihm diese Anecdote zutheilt — auch jede Spur von Originalität gefehlt zu haben scheint, beschränkte er sich darauf, Orloff vollständig zu copiren. „Der Padischah befiehlt, daß Du in den Bosporus springst!" rief er dem Soldaten zu, indem er auf den Balcon hinwies.

Im Gegensatz zu dem Russen, welchen Orloff's Befehl, wiewol er ihn in stillem Gehorsam befolgte, dennoch ersichtlich erschüttert hatte, trat der Orientale auf den Balcon hinaus, ohne auch nur ein Anzeichen von Aufregung zu bekunden; mit vollständigem Gleichmuh schaute er hinunter, prüfend und sich volle Ruhe des Entschlusses wahrend. Dann trat er ohne jede Verlegenheit an dem Muschir heran. „Das ist zu hoch!" so belehrte er diesen, und ohne eine Miene zu verziehen, trat er auf seinen Posten zurück.

Er hatte Recht, der biedere Muselmann; und wer war der Klügere

von Beiden? Der Russe, welcher hinabsprang, oder der Türke, welcher nicht sprang und oben blieb?

„Man wird ihn wol anderweitig in den siebenten muhamedanischen Himmel expedirt haben!“ warf ich dem Erzähler in's Wort, als er an diese Stelle gelangt war. Doch dieser verneinte meine Vermuthung. „Mein Bruder ist später dem Mann häufig begegnet, dessen Physiognomie dieser Vorfall ihm natürlich tief eingeprägt hatte“, so schloß er seinen Bericht, „und er machte mich, wenn ich in seiner Begleitung war, jeder Zeit mit den Worten darauf aufmerksam: Sieh da den Mann vom Bosporus!“

III.

Während meines Aufenthalts in Constantinopel erfreute ich mich der Gastfreundschaft eines den höchsten Kreisen der Vertretung europäischer Großmächte angehörenden Herrn, dessen Hotel in Pera hart am Gestade des Meeres lag; nachdem wir beim Erwachen des Tages fast regelmäßig, nur über die Straße im Bademantel hinweg eilend, ein erfrischendes Bad in den Fluthen des Bosporus genommen, wurde alsdann, bevor wir zum Dejeuner schritten, eine kurze Promenade hart am Strande entlang vorgenommen, und bei einer solchen fand ich auf einem Haufen Kehricht — einer Ansammlung von allerhand merkwürdigen Objecten, an welchen dort allerdings nie Mangel herrscht — eine Hündin, welche über Nacht fünf lebendige Junge geworfen hatte.

Um die für meine Historiette erforderliche Glaubwürdigkeit herzustellen, wird es am Orte sein, in Kürze eine Andeutung über die in jener berühmten morgenländischen Residenz in Beziehung auf die Culturgeschichte der Hundewelt bestehenden Zustände zu geben.

In den Straßen Pera's sowohl wie Constantinopel's selbst genießen große Schwärme von Hunden ein ungestörtes Heimatrecht, welche trotzdem wilde, d. h. herrenlose Hunde sind; ursprünglich sollen sie dem Belgrader Walde entstammen; heute würde, wenn eine specielle Bezeichnung ihrer Race unerläßlich von uns gefordert würde, der Titel constantinopolitanische Hunde sicherlich wol gerechtfertigt sein. An Gestalt und Größe kommen sie unseren Schäferhunden am nächsten, was wiederum darauf hinweist, daß sie keineswegs einen sehr angenehmen Eindruck durch ihre äußere Erscheinung hervorbringen, zumal sie sich in der Regel — wie der Engländer sagt — in schlechter Condition befinden.

Diese — zahlreich vorhandenen — Thiere nähren sich von dem, was sie in den allerdings allezeit sehr schmutzigen und mit animalischen Stoffen des allerniedrigsten Ranges erfüllten Straßen finden; da eine Straßenreinigungscommission bisher dort nicht für unbedingt nothwendig anerkannt worden ist, üben somit die Hunde insofern eine Straßenpolizei nach dieser Richtung hin aus, als Das, was sie aufgefressen haben, natürlich verschwunden bleibt.

In großer Uebereinstimmung haben mir Bewohner beider Orte versichert, daß unter diesen Straßenbewohnern eine vollständige Organisation herrsche; bestimmte Stadtviertel bilden die Domaine gewisser Hundeabtheilungen, welche die Integrität ihrer Grenzen scharf im Auge halten; versucht ein anderer Hund, durch Mangel oder locale Ursachen dazu veranlaßt,

Uebergriffe in die Territorialfrage zu machen — sich neue Districte zu annectiren — so entbrennen blutige Schlachten, welche an Bissigkeit nichts zu wünschen übrig lassen sollen. Das Resultat solcher Kämpfe liegt in der Hundeprädestination, gerade wie bei den Menschen der Schlachtengott seine Loose gar verschieden spendet.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß der Wirkungskreis der Hunde im Orient ein ganz anderer ist, als im Abendlande; diese Thiergattung nimmt im Orient offenbar eine bevorzugte, eine Art von neutraler Stellung ein; ich glaube, daß diese sogar durch die Vorschriften des Korans begründet ist. Die Hunde sind in ihrer Stellung gewährleistet durch die Pietät der Orientalen; einem Franken, der gegen diese Unverletzbarkeit frevelte, würde man sein Vergehen sehr fühlbar machen, einen Hund aber wol gar tödten, hieße sich sehr üblen und ernsten Folgen aussetzen.

Origineller Weise kommt die Hundswuth im Orient nicht vor; vielleicht gerade darum, weil die Maulkörbe dort kein Bürgerrecht erlangt haben.

An diese Vorbegriffe knüpft meine Erzählung an, in welcher ich an der Stelle abbrach, wo ich eine wilde Hündin am Bosporusufer auf einem Schmutzhaufen fand, auf welchem sie über Nacht fünf lebendige Junge geworfen hatte. Der Act der Entbindung hatte die ohnedies sehr abgemagerte Mutter schlimm mitgenommen. Die blinde Descendenz zerrte an dem armen, geschwächten Thier herum, welches den Eindruck machte, als könne die Periode der Ernährung der Kleinen nicht überdauert werden.

Mich jammerte der Zustand; schnell begab ich mich in die Ecurie meines Gastfreundes und requirirte dessen Reitknecht, welcher auf meine Anweisung die kleinen Hunde zunächst in einen Krob und — indem er diesen der Mutter stets vortrug und sie dadurch zur Nachfolge veranlaßte — alsdann auf dem geräumigen Hofe des Palais in eine geschützte und gleichzeitig von den Sonnenstrahlen erwärmte Mauerecke niederlegte; die alte Hündin schien die Wohlthat zu würdigen, welche ich ihr erwies, denn sie wedelte mit der struppigen Ruthe und leckte meine Hand, als ich ihr Milch und hineingebrocktes Brod verabreichte.

Als ich somit die schwache Hundemutter wohlversorgt wußte und mich wiederum meinen Morgenallüren zuwenden wollte, machte mich der Stallbeamte auf einen dicken Türken aufmerksam, welcher — das im Orient hoch respectirte Hausrecht achtend — von der Straße aus durch den Thorweg mit großer Neugierde in den Hof hineinblickte.

„Kennen Sie diesen Mann, und was begehrt er, daß er zu so früher Stunde hier erscheint?" befragte ich den Reitknecht.

„Es ist Selim Effendi, der reiche Nachbar Seiner Excellenz", entgegnete mir der Befragte, „er hat gesehen, daß wir die Hunde forttrugen, und da ist er sofort hinterdrein gegangen, nachzuschauen, ob die Giauren, die Franken, nicht die Hunde etwa gar aufessen! Er würde einen Mordscandal veranlaßt haben, wenn wir diese unnützen kleinen Köter, wie bei uns zuhause, ersäuft hätten."

Ich wandte mich nun zu dem vornehmen Eingeborenen und begrüßte ihn nach abendländischer Sitte mit ausgesuchter Höflichkeit. Der dicke Orientale schien hierüber sehr erfreut und indem er mir nach seinem Artigkeitsritus höchst verbindlich gedankt hatte, ließ er eine Pantomime nachfolgen, mit welcher er offenbar seine vollste Anerkennung für die den Hunden gewährten Wohlthaten Ausdruck leihen wollte.

Andern Tages, als wir zum Diner um den reich besetzten Tisch meines Gastfreundes herum saßen, theilte mir dieser mit, daß Selim Effendi sich bei ihm in theilnehmendester Weise nach dem vornehmen Herrn, nach der Eccellenza erkundigt habe, welche bei ihm wohne, und als ich am nächstfolgenden Tage meine Morgentournée eben abschließen wollte, ließ mich der reiche Orientale durch einen Saracenen bitten, in sein Haus einzutreten.

Diese Aufforderung abzuweisen wäre eine Beleidigung à mort gewesen; demnach folgte ich ihr. Selim Effendi empfing mich im Harem seines echt orientalisch mit solidem Luxus eingerichteten Hauses; er setzte mir Südfrüchte von herrlicher Beschaffenheit vor, namentlich Caraclacum, eingemachte Rosenblätter, das Manna des Alterthums, der heiligen Schrift, wie man mir bedeutete. Nach meiner nordeuropäischen Gewohnheit vermochte ich nur wenig zu so früher Stunde von diesen Süßigkeiten zu nehmen, dagegen mundete mir sein vortrefflicher Wein von Samos ganz ungemein; zum Schluß wurde deliciöser Kaffee servirt und ich mußte mit ihm ein Nargileh rauchen aus einem Tschibuck, welcher an Pracht schwer seines Gleichen hatte, und namentlich mit einer kolossalen Bernsteinspitze vom schönsten Wasser geschmückt war.

Mein Dank, vor Allem meine Bemerkung, welche ich ihm durch Verdollmetschung aussprach, daß ich nie schmackhaftern Mocca genossen, nie bessern Tabak geraucht habe, schien Selim Effendi sehr zu erfreuen; wir schieden als die besten Freunde von der Welt.

Wieder saßen wir am dritten Tage beim Diner, als der Diener des wohlwollenden Nachbars erschien und mir im Auftrag seines Herrn den wundervollen Tschibuck überbrachte, welchen ich Tags vorher so sehr zu loben so unvorsichtig gewesen war; eine Occa des vortrefflichsten Tabaks und eine Kiste Caraclacum begleiteten diese luxoriöse Sendung, für welche ich dem zarten Geber, auf Rath meines Gastfreundes nur persönlichen Dank sagen durfte.

Aus der Hauptstadt meines Vaterlandes beeilte ich mich indessen, dem orientalischen Seigneur — damit er nicht falsche Eindrücke empfange von der Dankbarkeit eines deutschen Mannes — ein entsprechendes Gegengeschenk zu übersenden; es bestand aus den photographirten Portraits des Landesherrn und des Kronprinzen in sehr stattlichen Renaissancerahmen und war begleitet von einem verbindlichen Schreiben, welches von Admiration für meinen Freund an den Gestaden des Bosporus erfüllt war.

Selim Effendi hat für die Folge keinen Anlaß unbenutzt gelassen, um seinen deutschen Freund durch Pera und ihn besuchende deutsche Landsleute herzlich grüßen zu lassen; ich meine gehört zu haben, daß Portraits, welche dem Pinsel ihre Entstehung verdanken, durch die Satzungen des Mohamedanismus verboten sind; Photographien rangiren nach der Definition des Orientalen jedoch in einer andern Kategorie, und sind nun deswegen von diesem Verbot ausgeschlossen, und so hat man mir denn mehrfach berichtet, daß mein Allerhöchster Herr und sein ritterlicher Sohn eine Stelle in der Empfangshalle meines Freundes einnehmen und sich seiner fortgesetzten vollen Würdigung erfreuen.

Der Mohamedanismus lehrt seine Bekenner viele Tugenden; der echte Türke ist ein durch und durch ehrenhafter Charakter, ich habe mich nie entbrechen können, eine herzliche Theilnahme für ihn zu hegen.

IV.

In der letzten meiner Orient-Miscellaneen hat sich mein Berichterstatter mit Vorliebe über die biedere und zuverlässige Charaktereigenthümlichkeit der echten Türken ausgesprochen; es dürfte bereits ziemlich verbreitet sein, daß sich das allgemeine Urtheil weniger günstig über den griechischen Theil der Bevölkerung jenes Landes ausspricht. Während der türkische Handelsmann in seinem Verkaufsbazar streng rechtliche Grundsätze verfolgt und an dem einmal für seine Waare bemessenen Preisen streng festhält, somit alles Feilschen ausgeschlossen ist, kann man dreist annehmen, daß, wenn man einem Griechen die Hälfte seiner Forderung bietet und darnach die Waare zugeschlagen bekommt, man diese sicherlich doch noch um die Hälfte zu theuer bezahlt hat.

Ein Umstand ist streng in's Auge zu fassen, wenn man im Orient Empleten zu machen beabsichtigt; sobald der Preis für die Waare erlegt wurde, ist der Handel abgeschlossen. Reclamationen nach erfolgter Ausschüttung der Masse — und wenn sich auch herausstellen sollte, daß der Käufer in schnödester Weise hinter's Licht geführt ist — bleiben ohne jeden Erfolg.

Man hatte mir, als ich eben einige Reisesouvenirs erwerben ging, um in der Heimat kleine Geschenke machen zu können, einen gewandten Kawassen mitgegeben, welcher mich in die gut beleumundeten Bazars einführen und dafür Sorge tragen sollte, daß ich nicht über die Maßen betrogen werde.

Diesem theilte ich mit, daß ich einige Burnusse kaufen wolle; er führte mich zu einem Griechen in's Magazin, welcher mir auch sofort mit großer Gewandtheit und unter einem Strom von Redensarten seine Waaren vorführte.

Ich wählte einen Burnus aus, für welchen ich fünf Napoleons zahlte und welchen der Verkäufer darauf mit einer nach allen möglichen morgenländischen Odeurs duftenden Hülle versah und neben meinen Sitz niederlegte.

Schließlich, nachdem ich lange vergeblich nach weiteren Geschenken umher gesucht hatte, entschloß ich mich, noch gerade einen eben solchen Burnus zu erwerben; um zu prüfen, in welcher Farbe der erkaufte garnirt war, öffnete ich nochmals dessen Verpackung, und — wer beschreibt mein Entsetzen! der Burnus hatte auf dem Rücktheil einen großen, offenbar von einer fettigen Substanz herrührenden mächtigen Schandfleck!

Gemeinhin hat man auf Reisen nur so viel Kasse bei sich, als man aufzuwenden denkt; meine fünf Napoleons war ich los und der Burnus in meinem Besitz war keinen Bajoc werth!

Am meisten ärgerte es mich, daß ich der Dumme, der Dupirte sein sollte! Offenbar hatte der Grieche den von mir ausgesuchten vortrefflichen Burnus beim Einhüllen mit dem fleckigen, schadhaften vertauscht.

Was thut der kluge Feldherr, um das Blatt zu wenden? so überlegte ich bei mir und schnell war ich mit mir im Reinen.

Ohne mir das Geringste von Verstimmung oder Aerger anmerken zu lassen, befragte ich den schlauen Armenier, ob er noch mehr solcher Burnusse besitze, wie den zuerst gekauften? Im Fall dies statthabe, wolle ich noch einen zweiten Burnus zum gleichen Preise wählen, da mir der erste so überaus wohl gefalle.

Der Grieche versicherte mir, daß er noch hunderte von Burnussen von gleicher Qualität und zu demselben Preise besitze; ich bezeichnete einen zweiten,

ließ mir eine Hülle geben, um ihn selbst einzuschlagen, und als diese Manipulation vollbracht war, setzte ich meinen Hut auf, erhob mich, und beide Burnusse hinhaltend, fragte ich den Griechen: „Also darauf kann ich mich verlassen, daß beide Burnusse gleich gut sind? daß einer so gut wie der andere ist?"

„Einer so gut wie der andere!" betheuerte der Grieche mit dem unschuldigsten Ausdruck höchster Rechtlichkeit.

„Nun, das ist mir lieb zu hören!" schloß ich lakonisch die Debatte, „dann behalten sie jenen: ich nehme diesen"; damit schob ich ihm den fleckigen Burnus zurück, faßte den guten fest in die Hand und schnell glitt ich zum Laden hinaus und befand mich auf der Straße.

Der Grieche erhob einen Mordlärm; der Kawasse bedeutete mir, daß ich wegen des ersten Handels kein weiteres Recht geltend machen könne und den zweiten Burnus bezahlen müsse.

Beides vergeblich! Ich war entschlossen für dieses Mal nicht der Gefoppte zu sein und nöthigenfalls der Gewalt zu stehen. „Wir reden zuhause bei der Eccellenza weiter mit einander", herrschte ich dem Kawassen zu; „Sie sind mir zu meinem Schutze beigegeben und haben gemeinschaftliche Sache mit diesem betrügerischen Schurken gemacht und somit falsches Spiel getrieben — das Weitere soll sich finden!"

Und ohne fürder Rede zu stehen und von des Armeniers Versuchen, mich einzuschüchtern, Notiz nehmend, eilte ich nach dem Hause meines Gastfreundes zurück.

Es währte nicht lange, so stellte sich der Grieche ein, um bei der Eccellenza über mich Beschwerde zu erheben; dieser hörte sie an.

„Sie sind in Ihrem Rechte", erwiederte er mit großer Ruhe. „Der Herr wird Ihnen fünf Napoleons erlegen für den zweiten Burnus und damit sind wir geschiedene Leute! Ich hielt Sie für einen zuverlässigen Handelsmann und ich sehe, daß Sie das nicht sind. Man wird allen Franken im Gesandtschaftshotel bedeuten, daß vor Ihrem Bazar gewarnt werden muß!"

Der Grieche spielte den Unschuldigen, den Unbefangenen mit so vieler Natürlichkeit, daß man wirklich hätte glauben mögen, er habe niemals die allergeringste Ahnung gehabt von dem großen Fettfleck in dem ersten Burnus; nicht um die Welt wolle er die Kundschaft Seiner Eccellenza verlieren. Er nahm freiwillig Abstand von dem ersten Handel; ich blieb im Besitz des fehlerfreien Burnus und der Kawasse wurde mit einem gründlichen Wischer versehen in künftigen Fällen dafür Sorge zu tragen, daß derartige Sachen nicht wieder vorkommen, sonst sei er die längste Zeit Kawasse gewesen.

Menschenleid.

Von Adolf Ebeling.

Die Geschichte, die ich erzählen will, ist eine traurige, ach, mehr als das, eine jammervolle, und sie hat im Grunde nur das einzige Verdienst, daß sie durchaus wahr ist; denn sie hat sich unter meinen Augen zugetragen und die darin vorkommenden Personen sind mir bekannt. Ich würde mir deshalb ein Gewissen daraus machen, das Allergeringste daran hinzuzusetzen oder zu entstellen, kann indeß auch aus demselben Grunde weder etwas weglassen noch beschönigen. Weshalb ich sie aber überhaupt mittheile, will ich zu ihrem richtigen Verständniß noch kurz voranschicken.

Es zieht vielfach ein Mißklang durch unsere ganze sociale Welt — wer wüßte das nicht und hätte bei einem speciell hervortretenden Falle nicht dann wol an die Klage aus dem Faust gedacht: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage, weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!" Diese etwas mysteriösen Worte bezeichnen eben jenen Mißklang, der durch die meisten menschlichen Verhältnisse hindurchklingt und dessen Lösung dem Philanthropen so schwer wird und ihn oft mit so großer Trauer erfüllt. Hier ist es der tödtende Buchstabe, dem der lebendig machende Geist fehlt, dort das kalte fiat justitia, pereat mundus, dem Alles rücksichtslos geopfert wird, immer aber ist es die durch Gesetz, Herkommen oder durch engherzige Ansichten gezogene Schranke, welche die reinmenschlichen Gefühle zurückdrängt oder ihnen doch harten Zwang auferlegt. Und dazu kommt der schreiende Widerspruch, in welchen wir gerathen, wenn wir so manche Handlungen der Menschen von einem höhern moralischen Gesichtspunkte aus betrachten und dieselben alsdann für verwerflich und schlecht halten müssen, wo doch die Welt unsere Meinung keineswegs zu theilen scheint. Namentlich in unseren Tagen, wo die Aufdeckung des maßlosen Finanz- und Gründerschwindels eine unserer tiefsten socialen Wunden bloßgelegt hat, wo Tausende durch die Ehr- und Gewissenlosigkeit Einzelner um das Ihrige gebracht wurden und wo doch die Gesetze ohnmächtig waren, die schmählich Betrogenen zu schützen; wie wenn wirklich das bekannte Volkswort Recht hätte von den kleinen Dieben, die man hängt, und von den großen, die man laufen läßt. Einen Beleg hierfür liefert unstreitig die folgende Geschichte, die auch wol außerdem noch manchem ernstern Leser willkommen sein dürfte, wenn auch nur als eine Bekräftigung der Worte unseres edlen Jean Paul: „*Bist Du nie erschrocken, Mensch zu sein, wenn Dich plötzlich das Leiden und die Noth Deines Nebenmenschen erschütterten?*"

Im vorigen Herbst ging einst in Köln an einem heitern Nachmittage eine Dame mit ihrem siebenjährigen Söhnchen am Rhein entlang nach dem zoologischen Garten. Als sie in eine Seitenalle einbogen, kamen sie an einer Kuchenhändlerin vorüber, die am Wege saß und ihre Waaren feilbot. Dicht daneben stand eine arme Frau mit zwei kleinen Kindern, einem Säugling, den sie auf dem Arme trug, und einem kleinen Mädchen von höchstens vier

Jahren, das sie an der Hand hielt. Die Aufmerksamkeit der Dame wurde zunächst durch einige französische Worte erregt und als sie näher hinhörte, vernahm sie deutlich, wie das kleine Mädchen zu ihrer Mutter sagte, indem sie auf die Kuchenhändlerin wies: „Maman, j'ai faim, achète-moi quelque-chose.“ — „Je n'ai pas d'argent“, antwortete die Frau, „embrasse ton petit frère“ *), und sie neigte sich zu dem Kinde herab und hielt ihm das Brüderchen entgegen. Das Mädchen küßte den Bruder allerdings, aber sie begann doch wieder mit weinerlicher Stimme von Neuem: „Maman, j'ai faim.“ Die Dame war mittlerweile ganz nahe getreten und betrachtete die unglückliche Mutter. Es war ein Bild des Elends und der Noth; in den bleichen, abgemagerten Zügen lag tiefer Kummer und die verweinten Augen hafteten scheu am Boden. Ihre Kleidung verrieth gleichfalls die äußerste Dürftigkeit; der Säugling war in ein schmutziges, zerrissenes Tuch gewickelt und auch das Mädchen war nur nothdürftig mit einem fadenscheinigen Röckchen bedeckt. Die Dame hatte sofort aus ihrem Portemonnaie ein Zehngroschenstück genommen, das sie der Frau hastig reichte, indem sie ihr auf französisch zuflüsterte: „Hier haben Sie etwas für den ersten Augenblick und auf dieser Karte steht meine Adresse. Kommen Sie nur in meine Wohnung, damit wir Ihnen weiter helfen.“ Den Dank der armen Frau, über deren Gesicht ein Freudenschimmer flog, wie wenn ihr ein Engel vom Himmel erschienen wäre, hörte sie nicht mehr; aber ihr kleiner Begleiter, der natürlich die Scene nicht in ihrer ganzen tragischen Bedeutung verstehen konnte, drehte sich neugierig um und sagte: „Mama, die arme Frau kauft zwei große Weißbrode und auch Aepfel und sie fangen schon an zu essen.“

Noch an demselben Abend erschien die Unglückliche bei der Dame und erzählte das Folgende, das sich bei den späteren Nachforschungen als vollkommen wahrheitsgetreu herausstellte.

Sie wär aus dem Elsaß gebürtig, weshalb sie auch deutsch und französisch sprach, und vor ungefähr zwölf Jahren nach Paris gekommen, wo sie in einer vornehmen Familie als Kammerjungfer eine gute Stelle gefunden hatte. Nachdem sie dort einige Jahre gewesen, lernte sie einen Deutschen kennen, einen gewissen St. (wir wollen lieber seinen ganzen Namen verschweigen), der gleichfalls in Paris wohnte und als Heizer in einer großen Maschinenfabrik von La Villette sein gutes Auskommen hatte. Dieser Mann hielt bei ihrer Herrschaft um sie an und da die eingezogenen Erkundigungen ihn als einen fleißigen, redlichen und sparsamen Arbeiter schilderten, so heirathete sie ihn. Die Ehe war auch recht glücklich; der Mann verdiente gut, die Frau war wirthschaftlich und als ihnen auch eine Tochter geboren wurde, fühlten sich die Leute in ihrer bescheidenen Lage ganz zufrieden. Da kam im Jahre 1870 der schreckliche Krieg, der unzählige friedliche Existenzen vernichtete und über so viele tausend Familien Noth und Trübsal brachte. Auch der Heizer wurde mit Frau und Kind ausgewiesen, wie alle in Paris ansässigen Deutschen, nachdem er vorher noch mehrere Wochen lang von der Brutalität seiner Kameraden, die früher seine Freunde gewesen, sehr zu leiden gehabt hatte. Er ließ seine Mobilien und seine übrige kleine Einrichtung zurück, die er in jenen wilden Tagen, wo der Deutsche zuletzt kaum mehr seines Lebens sicher war, weder verkaufen noch mitnehmen konnte, denn er

*) „Mutter, mich hungert; kauf' mir doch etwas“. — „Ich habe kein Geld; küsse Deinen kleinen Bruder.“

hoffte, wie so Viele, schon nach einigen Monaten wieder heimzukehren. An so gewaltige Erfolge, die sich sogar bis auf die Belagerung von Paris erstreckten, dachte damals noch Niemand. Er ging mit den Seinigen in die Rheinlande, in der Hoffnung, dort Arbeit und Brod zu finden. Aber mit der Arbeit sah es in jener Zeit schlecht aus, vorzüglich für eine Beschäftigung wie die seine, da fast alle Fabriken ihr Personal auf das Nothwendigste beschränkt hatten. Die Frau wurde zum zweiten Male Mutter und fing nach ihrem Wochenbette an zu kränkeln. Die Ausgaben für Arzt und Apotheker und die übrige Pflege der Kranken nahmen vollends den Rest der kleinen Ersparnisse hinweg und die armen Leute verlebten einen traurigen Winter. Sie fanden wol hier und da einige mildthätige Herzen, die sich ihrer vorübergehend annahmen, aber der wesentlichste Wunsch des Mannes, wieder zu einem gesicherten Broderwerb zu kommen, blieb unerfüllt. Dabei waren sie schüchtern und verschämt und wagten nicht, sich an die Hülfscomités und sonstigen Unterstützungsvereine zu wenden und wenn sie es thaten, wurden sie in der Regel an die eigentliche Heimat des Mannes gewiesen, wo man ihnen helfen müsse.

Als nach dem Frieden die Pariser Commune niedergeworfen und einigermaßen wieder geordnete Verhältnisse eingetreten waren, ging auch diese Familie nach Paris zurück, schon um ihr dort gelassenes Eigenthum wieder in Empfang zu nehmen. Sie fanden aber ihre kleine Wohnung in sehr traurigem Zustande; das meiste von ihren Mobilien, Betten und Hausgeräthe war verschleppt oder verdorben, denn die Soldaten der Commune hatten gerade in jenem Vorstadtviertel arg gehaust, sich überall, wo sie freie Räume antrafen, einquartirt und die Habe der vertriebenen Deutschen noch weniger respectirt als die der Franzosen. Die Fabrik war zerstört, der ehemalige Platz des Heizers mithin nicht allein verloren, sondern auch an eine ähnliche Anstellung in einem andern Etablissement nicht zu denken. Der Haß der Pariser Bevölkerung gegen die Preußen, denn so nannten sie von nun an alle Deutschen, kannte keine Grenzen und gerade in den unteren Classen zeigte er sich am unbändigsten und rohsten. Ueberdies verlangte der Hauswirth noch von den Eheleuten die rückständige Miethe für drei Quartale, welche sie kaum durch den Verkauf der ihnen gebliebenen Habseligkeiten decken konnten, so daß ihnen so gut wie nichts übrig blieb und daß sie jetzt ärmer waren als je zuvor.

Auf der preußischen Gesandtschaft hatte man freilich eine Art von Unterstützungsbehörde für die nach Paris zurückgekehrten Deutschen eingerichtet, aber die Sache befand sich in ungeschickten und unzuverlässigen Händen.

Unser Heizer, der weder Fürsprache noch sonstige Verwendung zu seinen Gunsten hatte, erhielt zehn Thaler, eine Summe, die nicht einmal hinreichte, für die Familie die Kosten der Rückreise nach Deutschland zu bestreiten; aber in Paris konnten sie unter keinen Umständen bleiben.

Diesmal wendeten sie sich nach Köln, wo der Mann wenigstens bei einem Hausbau ein Unterkommen als Handlanger fand, mit 20 Sgr. täglich, und wo auch die Frau, so weit es die Sorge für den eigenen Hausstand und die beiden kleinen Kinder zuließ, Einiges durch Botengänge, Waschen u. dergl. verdiente. Es ging bei den theuren Preisen aller Lebensmittel oft hart und knapp zu in dem Mansardenstübchen, aber sie schlugen sich doch durch, recht und schlecht, so gut es gehen wollte.

Da hatte der Mann das Unglück, von einem Gerüste herabzufallen und sich dergestalt zu verletzen, daß er in's Hospital gebracht werden mußte. Als Fremder, der nicht nach Köln gehörte, hielt dies schon schwer, auch schrieb die Verwaltung des Hauses sofort nach dem Heimatsorte des Kranken, um seine Identität festzustellen. Von dort traf denn auch bald eine Antwort ein, aber eine sehr schlimme, welche die schon so hart geprüfte Familie in völliges Verderben stürzte. Der Heizer hatte sich nämlich in seiner Heimat eines schweren Vergehens schuldig gemacht und sich der gerichtlichen Verfolgung durch die Flucht nach Frankreich entzogen. Jetzt reclamirte ihn die Behörde zur Verbüßung der Strafe.

Die Frau wußte von all' dem nichts und war froh, als ihr Mann endlich aus dem Hospital als geheilt entlassen wurde. Aber schon am nächsten Morgen erschienen zwei Gensdarmen mit einem Verhaftsbefehl, um ihn zu arretiren und in die zuständige Strafanstalt abzuliefern. Man denke sich den Schrecken und die Noth der armen Leute; die Frau kam ganz von Sinnen, sie weinte und jammerte, ihr Mann sei kein Verbrecher, kein Dieb, er habe sich und seine Familie acht Jahre lang redlich ernährt und sich nie etwas zu Schulden kommen lassen. Der Mann selbst war wie zerschmettert; als aber die Frau verzweifelt in ihn drang, um sich zu rechtfertigen, mußte er leider die Wahrheit gestehen. „Ich bin damals unehrlich gewesen“, sagte er mit gebrochener Stimme, „habe Gelder veruntreut und gestohlen und bin dann über die Grenze gegangen. Jetzt holen sie mich und ich muß mit.“

Die Gensdarmen thaten ihre Pflicht — eine harte Pflicht, wenn sie ein Herz hatten, was auch wol bei Gensdarmen vorkommen mag, aber die unerbittliche Gerechtigkeit mußte ihren Lauf nehmen. Die Abschiedsscene war herzzerreißend; die kleine Tochter hängte sich an den Vater und wollte ihn nicht gehen lassen, die Mutter war wie geistesabwesend und wußte nicht mehr was sie sprach und that, die Nachbarn drängten sich herzu, mehr neugierig als theilnehmend und vor dem Hause bildeten sich Gruppen, in denen es an lieblosen Commentaren nicht fehlte. Endlich legten die Gensdarmen dem Gefangenen die Handschellen an — eine unwürdige Procedur, die leider noch immer nicht aus unserer Gerichtspflege verschwunden ist — führten ihn so durch die Straßen Kölns, an den Bahnhof und brachten ihn nach einer längern Fahrt in's Zuchthaus.

Das dem Unglücklichen zur Last gelegte Verbrechen war folgendes: Er hatte in einer großen Bierbrauerei, gleichfalls als Heizer, in Dienst gestanden. Der Besitzer machte schlechte Geschäfte und endlich Bankerott und mußte seine Leute entlassen. Der Heizer blieb aber noch einige Zeit als Knecht im Hause und sein Herr beauftragte ihn eines Tages, eine Anzahl leerer Fässer im benachbarten Orte zu verkaufen. Ob dies ein heimlicher Verkauf war zur Schädigung der Gläubiger, wie dergleichen nicht selten vorkommt, haben wir nicht ermitteln können; moralisch würde dadurch die Verschuldung des Mannes wesentlich gemildert werden. Kurz, er kehrt mit dem erlösten Geld, gegen 60 Thaler, in's Dorf zurück, wo gerade Kirmeß ist. Gute Freunde — hier leider die Versucher zum Bösen — schwatzen ihn in's Wirthshaus hinein, obwol er selbst kein Geld hat; er fängt an zu trinken, tractirt die Anderen, ein Thaler geht fort und ein zweiter, er bleibt über Nacht auf dem Tanzboden und am nächsten Morgen ist das Deficit in seiner Kasse sehr bedeutend. Da überfällt ihn die Angst vor Dem, was er gethan und anstatt zu seinem Herrn zu gehen und Alles reumüthig zu beichten, ver=

liert er den Kopf, schleicht sich leise in's Haus zurück, rafft schnell einige Effecten zusammen und entflieht mit dem Rest des Geldes, zuerst nach Belgien und von da nach Frankreich und nach Paris. Wie es ihm hier ergangen und wie er sich gewissermaßen wieder rehabilitirt hat, wissen wir bereits. Sein ehemaliger Brodherr machte natürlich sofort Anzeige von dem Verschwinden seines Dieners mit anvertrauten Geldern, ein Steckbrief wurde nachgesandt und das Gericht verurtheilte den Flüchtigen in contumaciam zu neunmonatlicher Zuchthausstrafe.

Nun mußte, nach Verlauf von fast zehn Jahren, den Unglücklichen, der längst wieder ehrlich geworden war und deshalb wol Alles vergessen glaubte und dem es ohnehin schon so traurig ging, der Arm der Justiz erreichen.

Gewiß, wir wollen die schlechte That nicht entschuldigen und bemänteln, aber unser Mitleid darf dieser eigenthümliche Fall wol beanspruchen und das um so mehr, als dadurch die zurückgebliebene Gattin mit den beiden Kindern völlig an den Bettelstab kam. Hätte sich damals irgend eine einflußreiche Persönlichkeit für den Unglücklichen verwandt und mit der jammervollen Geschichte an die rechte Thür geklopft, wer weiß, man hätte vielleicht von oben herab Gnade für Recht ergehen, oder doch jedenfalls die Strafzeit abkürzen lassen — so aber geschah dies Alles nicht, eben weil der arme Mann Niemand auf der Welt hatte, der sich seiner annahm und überhaupt Niemand, der sich um ihn bekümmerte. — Niemand als eine trostlose, verzweifelnde Gattin und zwei hungernde Kinder! In solchen Momenten und bei so schwerer Heimsuchung mag die Frau wol manchmal an Gottes Barmherzigkeit gezweifelt und gegen die Vorsehung gemurrt haben — sie gestand es uns später selbst. Auch galt es nun, Brod zu schaffen für sich und die beiden Kleinen. Ein schlichter Handwerker, der mit im Hause wohnte, leistete ihr redlichen Beistand und machte ihnen oft Platz an seinem Tische, obwol er selbst eine zahlreiche Familie zu ernähren und nur mit genauer Noth sein Auskommen hatte.

Gern nennte ich hier den Namen dieses Ehrenmannes und wenn ich Fürst wäre, würde ich ihm eine Medaille oder sonstige Auszeichnung zu Theil werden lassen. Die Frau ging auf Tagelohn, fand aber auch nicht immer Arbeit; dabei war sie nach ihrer Krankheit schwach und hinfällig geblieben und mußte sich schon ihrer Kinder wegen in Acht nehmen, nicht wieder krank zu werden. Abends, wenn sie am Tage nichts verdient und Mittags schon bei der ebenerwähnten Familie gegessen hatte, schlich sie sich noch manchmal heimlich zum Hause hinaus in die Straßen der reichen Stadt Köln und bat mit schüchterner Angst die Vorübergehenden um ein Almosen und bekam auch wol dann und wann einige Groschen. Aber sie verstand sich nicht auf's Betteln und die Meisten gingen gleichgiltig an ihr vorüber. Sie sagte uns dies später selbst und unter Thränen, als hätte sie eine schlechte That begangen.

So wurde sie an jenem Tage, mit welchem ich diese Erzählung begann, von der Dame angetroffen und von jener Zeit an ging es ihr besser und die größte und schrecklichste Noth, die Sorge um das tägliche Brod, wurde von ihr genommen; aber das dunkle Verhängniß, das auf der unglücklichen Frau lastete, konnte dadurch, wenn auch momentan gemildert, so doch nicht abgewendet werden und sollte sich in seinem ganzen jammervollen Umfang erfüllen.

Die Dame hatte ihr gestattet, täglich zu kommen, um Kartoffeln,

Kohlen und sonst das Nothwendigste für den Bedarf ihrer kleinen Haushaltung zu holen, sie auch mit Kleidern und Wäsche für sich und ihre Kinder versehen und sie stets, so gut sie es vermochte, getröstet, wenn sie über das Schicksal ihres armen Mannes jammerte und an der Zukunft verzweifelte. Die Handlungsweise dieser wahrhaft edlen Dame ist über alles Lob erhaben; was sie an der armen Frau gethan, thut sie seit Jahren nach vielen Seiten hin und immer unbemerkt und im Stillen. Aber der Wunsch liegt nahe, vorzüglich beim Hinblick auf das immer steigende Elend der untersten Volksclassen in den großen Städten, daß es recht viel solcher Damen geben möge.

Eines Tages blieb die arme Frau aus und da sie auch am folgenden Tage nicht erschien, sandte die Dame ihre Köchin hin, um nachzufragen. Diese brachte eine traurige Nachricht zurück: die Unglückliche war schwer erkrankt und sah einer schmerzlichen und gefährlichen Operation entgegen. Sie hatte ihr Leiden, nach Art der armen Leute, lange mit sich umhergetragen und dabei noch auf Tagelohn gearbeitet, um doch etwas zu verdienen, bis sie nicht mehr konnte. Doch ich will den Leser nicht durch allzuviel Details ermüden; mir scheint das Erzählte schon mehr als hinreichend, um jedes fühlende Herz zum innigsten Mitleid zu bewegen. Es wurde für ärztlichen Beistand und sonstige Pflege gesorgt und auch hier bewährte sich wieder die mildthätige Gesinnung der obenerwähnten Handwerkerfamilie. Die Frau bestand die Operation, aber als sie, kaum nothdürftig hergestellt, zum ersten Mal wieder ihre Wohlthäterin besuchte, um ihr zu danken, erschrak diese vor ihrem gänzlich verfallenen, geisterhaften Aussehen und erkannte wehmüthig, daß hier menschliche Hülfe vergebens sei. Der Tod hatte ihr sein kaltes, schreckliches Siegel gewissermaßen schon im Voraus auf die Stirn gedrückt. Nach wenig Tagen bekam sie einen Rückfall und mußte nun doch in's Hospital geschafft werden, was man zuerst vermieden hatte, schon der kleinen Kinder wegen, von denen sich die Mutter nicht trennen wollte. Als man sie dort in's Bett legte, sollen die Wärterinnen gesagt haben: „weshalb bringt man uns eine Halbtodte, die hätte ja eben so gut zu Hause sterben können“ — und schon am nächsten Abend war sie eine Leiche. Man hatte kaum Zeit gehabt, ihren Namen in die Krankenliste einzutragen und ihr Lager, wie üblich, mit der nöthigen Nummer zu versehen. Der schlichte Sarg stand bereit und in der Frühe des andern Tages ward sie hinausgefahren nach dem Kirchhof, ohne Sang und Klang, ach, ohne auch nur einen einzigen Menschen, der ihr das letzte Geleit gegeben. Ein kurzes Gebet, um der äußern Form zu genügen, und die Erdschollen fielen mit dumpfem Getöse auf den Sarg, dann wurde der Platz geebnet und ein ärmliches, schwarzes, hölzernes Kreuzchen ohne Namen, das vielleicht nur wenig Wochen gedauert hat, darauf gesteckt. Ihre letzten Gedanken waren ihr Mann und ihre Kinder gewesen. Sie hatte sie als treue Gattin und Mutter geliebt und Glück und Unglück redlich mit ihnen getheilt und getragen — des erstern so wenig, ach, und des letztern so viel! Und wer weiß, ihre eigene Mutter hatte sie vielleicht oft als kleines Kind geherzt und geküßt und ihr eine heitere Zukunft geträumt, denn auch sie hatte ja ein Anrecht auf Lebensgenuß und Daseinsfreude wie jeder andere Mensch.

Als ich an einem der nächsten Tage die Dame besuchte, theilte sie mir die Todesnachricht mit und trocknete sich die Augen. So hat also doch Jemand der Unglücklichen mitleidige Thränen nachgeweint und diese Thränen

werden dereinst für Den, der sie vergossen, zu leuchtenden Edelsteinen werden an Gottes Thron.

Die beiden Kinder wurden in dem städtischen Waisenhause untergebracht, jedoch blos provisorisch, weil die Statuten der Anstalt nur die Aufnahme der Ortsangehörigen gestatten. Bald darauf meldeten sich übrigens auch Verwandte, was sie nur früher hätten thun sollen, welche sich erboten, die armen, unschuldigen Kleinen zu sich zu nehmen.

Die Strafzeit des Mannes ist nun auch bald abgelaufen, aber wenn er zurückkehrt, wird er allein stehen in der Welt, ohne Gattin und Kinder und zu dem schmerzlichen Gefühl seiner Verlassenheit wird das noch schmerzlichere seiner verbüßten Strafe kommen, das sich nie vergißt und die ihm in den Augen der Welt als steter Makel anklebt.

Die Dame hat übrigens auch schon für ihn gesorgt, denn sie hat einem befreundeten Fabrikbesitzer seine Leidensgeschichte anvertraut und dieser hat sich bereit erklärt, ihm trotzdem eine Stelle als Heizer in seinem Etablissement zu geben. Dadurch wird hoffentlich die Zukunft des Unglücklichen, der noch im besten Mannesalter steht, gesichert und sein besseres Selbst gerettet sein, so daß wir unsererseits, wie wir theilnehmend sein trauriges Schicksal erzählten, auch noch den Trost haben, ihn nicht untergegangen zu wissen.

Aus meiner Reise nach Schweden.

Von Helene.

1. Von Berlin nach Malmö.

Brennend vor Reiselust und glückselig in dem Gedanken, die Hitze und den Staub Berlins für einige Wochen hinter mir zu lassen, flog ich auf der Stralsunder Eisenbahn dahin, und sah mit inniger Behaglichkeit Wälder, Felder und freundliche — nur selten durch sterile Flächen unterbrochene Ortschaften — an mir vorübergleiten. Nicht spät am Nachmittag wurde Stralsund erreicht, einzig bekannt durch seine Belagerungszeit und die tragische Katastrophe mit dem edlen Schill, dem man an der Stelle, wo er am 31. Mai 1809 erschossen ward, ein Denkmal errichtet hat.

Uebrigens scheint mir die Lage der Stadt und ihrer nächsten Umgebung bei weitem nicht genug gewürdigt zu werden, denn die erstere, so unmittelbar an der See, ist wirklich hübsch und die Anlagen um dieselbe lassen nichts zu wünschen als einen bessern Straßendamm, damit man ohne Mißstimmung zu ihrem vollen Genuß kommt! — Diese Stralsunder Gartenanlagen sind in der That reizend und zumal wenn Schneeball, Goldregen und Schlehdorn noch in voller Blüthe stehen, und die kolossalen, mit wildem Wein und Epheu umrankten Silberpappeln kaum zu voller Pracht entfaltet sind. Nachdem ich also mit den Meinen Natur und Anlagen gehörig genossen und auch das nahegelegene „Elysium", einen öffentlichen Vergnügungsort mit Theater und Restauration, besucht, ging es direct auf das Dampfschiff „Oskar", auf dem wir, da dasselbe Stralsund bereits gleich nach drei Uhr Morgens verließ, zu übernachten beschlossen hatten. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich davor fürchtete, aber eben so wenig, daß dieser Abend auf dem Schiffe seine ganz unvermutheten großen Reize hatte. Es war eben eine Nacht, wie es wenige giebt, die Luft so lau, der Wasserspiegel so regungslos, das Abendroth so langsam und wunderbar duftig verglühend, daß man nur in sich selbst hinein, oder aufwärts zum allmächtigen Schöpfer aller Dinge blicken konnte!

„*In einem unaufgeräumten Zimmer wird auch die Seele unaufgeräumt*", sagt ein großer Weiser, und im Gegensatz dazu möchte ich behaupten, daß kein edleres, wahrhaft gebildetes Gemüth sich der Einwirkung der vollendeten Schönheit und Harmonie in der Natur zu entziehen, oder deren erhebendem Einfluß zu verschließen vermag.

Ich saß auf Deck und blickte auf die sich immer schärfer markirenden Conturen der Stadt, auf das schweigende Meer, auf den unergründlichen, sich zu meinen Häupten wölbenden Sternenhimmel!

Was zog mir nicht Alles durch Herz und Sinn, was weder in Worte zu fassen, noch zu schildern ist!

Ich weiß es auch kaum mehr, aber daß Heine eine große Rolle dabei gespielt und sein:

„*Leise zieht durch mein Gemüth*" und: „*Das Meer erglänzte weit hinaus im letzten Abendscheine*" &c. abwechselnd von mir heimlich gesprochen und durchempfunden wurde — das ist mir noch in Erinnerung geblieben!

Unsere Abendmahlzeit wurde auf dem Verdeck in der hübschen weißen, mit Goldleisten verzierten, mit bequemen, braunen Plüschmöbeln ausstaffirten Cajüte eingenommen und dann stiegen wir: „Ade Abendluft und Sternenhimmel!" — in die für uns bestellten Schlafcabinen hinab, deren Jeder seine eigene besaß. Die Coyen waren aber, bei aller Sauberkeit, so schmal und hart, und der Lärm auf Deck wurde durch die nachmitternächtliche Ankunft mehrerer Fremder und neuer Passagiere so unerträglich störend, daß an Schlaf für mich so gut als gar nicht zu denken war. So folgte ich denn den ersten Sonnenstrahlen und stieg bereits zwischen vier und fünf Uhr früh wieder auf Deck, wo wir gerade links an Schaperode mit seiner spitzen Kirche, der Insel Rügen, dem Hoding und vor Allen auch alsbald an der dänischen Insel Föhr vorüberrauschten.

„Wyck auf Föhr!" — Welche Fülle von Bildern und Erinnerungen weckte für mich dieser Namenklang, mich zugleich in Tage längst verklungener Jugendlust und stille Wehmuth hinüberführend. Denn seit dem Jahre 1847 hatte ich diese Küste nicht geschaut, wo ich als das verzogene Kind des dänischen Hofes unter König Christian VIII. und mit der liebenswürdigen Königin Caroline Amalie hier einen glücklichen Sommer verlebt und die harmlosen Freuden der königlichen Soiréen unter strohgedeckten Räumen, der Bälle im „Grünen Vergnügen", der Dampfschifffahrten unter königlicher Führung bis zu den Halligen hinaus und weiter, der Klesheim'schen Vorlesungen und dergleichen mehr mit vollen Zügen genossen hatte. — Und wohin waren sie größtentheils, diese mannigfachen, anspruchslosen und glänzenden Gestalten, die damals mein Interesse erregt, denen ich mich mit stolzer Genugthuung, mit warmer Herzlichkeit angeschlossen hatte? — Wo waren die Sympathien, die einstmals die „Preußin" schon als Solche umgaben, die begeisterten Lobeserhebungen ihres Vaterlandes seitens der Dänen, die sie so oft erfreut und befriedigt hatten?

Alles vorüber, verwandelt, gestorben und zum Theil verschollen und verdorben, aber dennoch lebt es treu und frisch in meiner Seele, in dem dankbaren Gedenken meines, noch in der Erinnerung höher schlagenden Herzens.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber sank es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!"

Der offenbar durch mein frühes Emporsteigen belustigte Steuermann knüpfte allmälig, meine tiefen Betrachtungen unterbrechend, mehrere Gespräche mit mir an, die auch für mich nicht ohne Interesse waren. Dann erlabte ich mich an dem sonnigen Morgen mit seiner frischen Meeresbrise, etablirte mich — mir als Präservativ gegen Seekrankheit eine Tasse Kaffee bestellend — in der Cajüte oben und begann zu lesen. Aber kurz nur war die gewonnene Frist, denn schon nach etwa zwei Stunden schüttelte mich der Ausbruch der Seekrankheit! Da galt es denn „gute Miene zum bösen Spiel zu machen". — Ich legte mich, in höchster Aversion hinabzusteigen, möglichst bequem in der Cajüte nieder, und ließ die Küste Schwedens, die Thürme von Kopenhagen und was dergleichen mehr, in apathischer Unbeholfenheit und Gleichgiltigkeit an mir vorübergleiten, bis endlich der Hafen von Malmö mich zu neuem Leben weckte. „Willkommen Du liebes Schwedenland!"

---

2. Von Malmö nach Jönköping.

Die Hafenstadt Malmö liegt stattlich am Sunde. Ihre Blüthezeit hatte sie unter König Christian II. von Dänemark, jedoch steht dieselbe, bezüglich ihrer Handelsbedeutsamkeit noch immer an der Spitze der Städte der Provinz Schonen. Bemerkenswerth ist sonst wol nur, daß hier einst Graf Bothwell, der uns so heldenhaft in Schiller's und Björnsen's „Maria Stuart“ geschildert worden ist, den Rest seines ausschweifenden Lebens in Elend, Gefangenschaft und Wahnsinn vertrauerte. Auch der König Oscar I. von Schweden starb hier im vorigen Jahr ganz plötzlich bei seiner Heimkehr von einer Badereise. Eine traurige Erinnerung für Alle, die ihm ergeben waren.

Was mich Arme, kaum von der Seekrankheit Genesene betrifft, so schlenderte ich in Begleitung meiner Lieben und eines aufmerksamen, sich mit meiner Tasche beladenden Deutschen, Generaldirector R., recht ermüdet dem ersten Gasthause von Malmö zu, dessen vortreffliche Einrichtung und Bewirthung indessen meinen erschöpften Lebensgeistern bald einen neuen Aufschwung verlieh. Alles war hier sauber, reichlich und vorzüglich zubereitet, und nur die Schwierigkeit der Verständigung erwies sich, bei unserer gänzlichen Unkenntniß des Schwedischen, als mehrfach hemmende Unannehmlichkeit. Man sollte sich niemals ohne Kenntniß seiner Sprache in ein fremdes Land begeben! — Dieses weise Resultat hat sich mir in Folge mancher unliebsamen Erfahrung unwiderruflich aufgedrängt!

Ungefähr eine Stunde später befanden wir uns abermals im Eisenbahncoupé auf dem Wege nach Jönköping. Die Provinz Schonen ist so reich an Schönheit und Fruchtbarkeit, an prachtvollen Wäldern, malerisch gelegenen Seen und grünen Matten, daß man kaum weiß, wohin den Blick zuerst schweifen lassen. Ganz besonders hübsch stellte sich bald hinter Malmö links ein landwirthschaftliches Collegium auf lieblich bewaldeter Anhöhe dar, auf welches mich der Generaldirector R., der sich uns erneut beigesellt, aufmerksam machte. Auch sind mir die schon von hier ab beginnenden blutroth gefärbten Häuser mit ihren weißen Fenstern und grauen Dächern höchlich frappirend aufgefallen.

Von der Station Hebeholm ab erreicht man die Provinz Smaland. Felder und Bauernhöfe werden hier seltener, und man durchfliegt oft lange Strecken, welche ganz unbewohnt erscheinen. Ueberhaupt ist der sich durch einen großen Theil von Schweden erstreckende Menschenmangel sehr auffallend und um so mehr, als er sich aus der fast durchgängigen Fruchtbarkeit des Landes gar nicht erklären läßt. Vor wenigen Jahren aber lebten hier noch, wie man mir erzählt, die Leute größtentheils ein wahres Eremitenleben, was in dieser, fast unablässig von Seen und Wäldern begrenzten, oftmals sterilen Natur sicher doppelte Opfer erfordert hat.

Auf mich aber wirkte deren Charakter höchlich sympathisch und poetisch anregend, so daß mir, während die Meinen schlummerten und ein mir vom Generaldirector R. überreichter köstlicher Maiblumenstrauß in meiner Hand duftete, unwillkürlich die folgenden Strophen aus der Feder flossen:

„Mitten im schweigenden Schatten,
Ruhet der silberne See,
Spiegelt die blumigen Matten,
Spiegelt das Blau in der Höh'!

Alles ist lautloser Frieden,
Fern vom Getümmel der Welt,
Selig ach! — wem es beschieden,
Hier zu beschauen sein Zelt.

Seliger noch, wer im Herzen
Strebt nach dem Bild der Natur
Friedvolle Schönheit zu künden,
Folgend des Ewigen Spur!"

Gegen Jönköping hin und nachdem man weniger hübsche und fruchtbare Strecken durchfahren hat, entfaltet sich plötzlich eine reizende Gebirgslandschaft, die mich in ihrem Ausgang an den Wettersee und die Stadt Jönköping lebhaft an den Bodensee erinnerte.

In dem dortigen großen Hotel mit Blick auf See und Stadtanlagen vortrefflich situirt, und froh, hierselbst zwei Nächte rasten zu dürfen, schlummerte ich dem folgenden Tage, zu neuen Genüssen und Betrachtungen entgegen, die ich hier möglichst eingehend zu fixiren versuchen will.

Schweden war noch bis auf die neuere Zeit im Ganzen ein ziemlich verschlossenes Buch, und selbst heutigestages ist die Zahl Derer in Deutschland noch nicht allzugroß, die ein Näheres darüber aus eigener Anschauung zu berichten vermögen. Land, Leute, Sitten, Gebräuche und Institutionen sind daselbst dem Volk im Allgemeinen fast nicht minder fremd als die Sprache, und man ist schon überrascht, wenn man in Wien oder Berlin die Stadt „Jönköping" überhaupt nennen hört. — Geschieht es aber dennoch, so pflegt es lediglich ihrer berühmten Schwefelholzfabriken wegen zu sein. Von der Schönheit der Lage Jönköpings habe ich wenigstens niemals sprechen hören und dennoch verdiente es diese Stadt vor allen anderen deshalb beachtet und gepriesen zu werden. Meine Wenigkeit ist zum mindesten ganz davon durchdrungen!

Ein prachtvoller Morgen weckte uns und ließ mich bald nach dem Frühstück, mit Björnsen's soeben im Salon erschienenen „Brautmarsch" in der Hand, in die reizenden, mit verschiedenen Bänken versehenen Anlagen vor unserm Fenster eilen. Wenn auch ein Prophet bekanntermaßen am wenigsten in seinem Vaterlande gilt, so liest sich doch ein Dichter sicher nirgend besser als gerade dort, oder wenigstens so nahe als möglich an seiner Heimat! — Dies empfand ich, als ich — inmitten von säuselnden Linden und Vogelgezwitscher — den Blick hin und wieder auf die blauen Fluten des Wettern-see richtend, lesend und sinnend in diesen lieblichen Stadtanlagen saß und Björnsen's „Brautmarsch" mit seiner nordischen Poesie und seinen scharf und markig gezeichneten Charakteren sich mir in das Gedächtniß prägte.

Auch die Vorübergehenden, kräftige Matrosen und Arbeiter, sittig blonde schwedische Mädchen und Frauen, spielende Kinder, ja sogar einige Liebende, offenbar den höheren Ständen angehörende Paare, die sich zum gemeinsamen Spaziergang hierselbst zusammengefunden hatten, fesselten ab und zu meine Beobachtung. Aber nur allzukurz pflegt die Rast gerade da zu sein, wo man sich besonders gefällt, und so mußte auch ich mich bereits gegen elf Uhr rüsten, um die Partie nach dem Husgoarnawasserfall anzutreten.

Ein bequemer Wagen führte uns bis an den Fuß desselben. Von dort aus aber heißt es:

„Ausgestiegen und Hinaufgeklommen!" — wobei ein kleiner, unsere Sachen tragender Schwede sich höchst angenehm und nothwendig erwies. Dieser Wasserfall ist köstlich und der Bergesgipfel, von dem aus wir

ihn in das enge Felsenthal hinunterschäumen sahen, erhöhte noch den Eindruck von dessen Großartigkeit. Ich fühlte mich aber bei den steigenden Sonnengluthen sehr erhitzt und ruhebedürftig, so daß ich mich auf den Rasen warf und den Anderen überließ, in den naheliegenden Bergpartien noch weitere Umschau zu halten. Wunderbare Macht solcher großartig fremden, einsam genossenen Natur! — Ich fühlte mich seltsam bewegt davon!

Auf dem Heimweg wurde noch eine kurze Rast unter einer mächtigen alten Linde gemacht, die ich mir gleich bei unserm Emporsteigen dazu auserkoren hatte, weil die Aussicht auf das jenseitige Thal eine besonders verlockende war, und dann ging es zurück nach Jönköping. Hier genossen wir zuerst ein schwedisches Mittagsmal mit dem dort allgemein üblichen Vorkosttisch, einer mit unzähligen kalten Leckerbissen und den Appetit reizenden Sachen besetzten Tafel, an der ein Jeder für den Preis von einigen Groschen extra Theil nehmen kann.

Dann wurde der Kaffee in einem uns lebhaft empfohlenen Restaurationsgarten eingenommen, der auch mittels seiner natürlichen Lage, seiner künstlichen Schönheit und vortrefflichen Bewirthung seinem Ruf alle Ehre machte. Hätte ich nur ein Wünschelrüthchen oder Zauberstäbchen besessen, um alle die fernen Geliebten mit mir schauen und genießen zu lassen!

Später mit der tiefer sinkenden Sonne ging noch eine Ausflucht vor sich, die jeder Jönköping Besuchende unbedingt unternehmen sollte; ich meine das etwa eine Stunde entfernte „Dunka Halla“.

Unser schwedischer Kutscher führte uns zuerst seitwärts von dieser wundervollen Bergwaldeinsamkeit zu einer Stelle, von der aus sich Jönköping mit dem Wetternsee im schönsten Rundgemälde zeigte. Dann fuhren wir durch schattige, hier reichlich vertretene Alleen nach „Dunka Halla“, ein überraschender Eindruck. Hoch oben, nach mühsamem Erklimmen eines steilen Waldpfades, befanden wir uns nämlich bei einer Ruhebank, welche eine köstliche Fernsicht bot. Dazu zeigte ein hier in der Nähe wohnender Wärter eine brillante, in zwei Springbrunnen angelegte Wasserkunst, doppelt effectvoll auf den grünen, waldbekränzten Matten, und mit der Durchsicht auf Jönköping. — Aber die Hauptüberraschung war uns noch vorbehalten! — Unablässig hatte nämlich unser kleiner, lebhaft gesticulirender Führer nach Oben gedeutet und unserm Kopfschütteln und Ablehnen des Höhersteigens eine eiserne Energie der Ermuthigung entgegen gesetzt. So schlug ich denn endlich vor, dem Knaben allein höher hinauf zu folgen, und den Meinen zuzuwinken, wenn daselbst noch etwas Besonderes zu sehen sei. Und mein Zeichen ließ nicht auf sich warten, denn auf dem höchsten Gipfel des Berges befand sich, wer beschreibt unser Erstaunen? — ein kleiner See von schroffen Felsenwänden eingeschlossen, und ein schmuckes Haus mit Handwerksgeräthen und einer Bank davor bewies, daß hier auch Menschen Wohnung aufgeschlagen hatten. Schnell traten wir näher, erfreuten uns an der reizenden Schweizerlandschaft und den das Häuschen umduftenden Blumenrabatten, und ließen uns auf der Bank nieder. Aber kaum hatte ich dort Platz genommen, als das Summen eines Spinnrades mein Ohr traf, und mich in das Innere des Hauses lockte. Leise öffnete ich die Thür und gewahrte somit — um das Idyll vollständig zu machen, ein Genrebild traulichen Familienlebens. Der kleine, mit einem riesigen Himmelbett gezierte Raum zeigte zwei Frauengestalten, offenbar Mutter und Tochter, von denen die Erstere mit Flickerei beschäftigt war, die Andere das Spinnrad drehte. Vor ihr schlummerte ein

Kind in der Wiege, und ein Kätzchen putzte sich zierlich in der Zimmerecke. Beide Frauen in schwedischer Bauerntracht fuhren rasch von ihren Sitzen auf und die Aeltere redete mich fragend in ihrer mir leider unverständlichen Sprache an. Als sie das letztere bemerkte, sank sie ruhig auf ihren Stuhl zurück, ohne sich hinfort in ihrer Arbeit stören zu lassen, und auch das Spinnrad wurde nach lustigem Gespräch der Beiden wiederum in Bewegung gesetzt. Hätte ich doch den Pinsel eines Becker oder Claus besessen, um diese kleine Scene dauernd veranschaulichen zu können! — Höchlich befriedigt wandte ich ihr und dem schönen „Dunka-Halla“, vereint mit meinen Lieben, den Rücken und einer meiner letzten Gedanken an jenem Abende war: „Möchte doch die Fortsetzung der Reise nicht minder begünstigt und genußreich werden!“

Nach Stockholm über Falköping.

Wer kann wissen, was ein Fremdes, sei es ein Namensklang, sei es eine Persönlichkeit, ihm dereinst durch die Fügungen und Verkettungen des Lebens bedeuten wird? — So ließ ich mir, als wir am Morgen des dritten Tages dem schönen Jönköping den Rücken kehrten, auch sicher nichts weniger träumen, als daß wir den Abend, anstatt Stockholm mit dem Courierzug zu erreichen, gezwungen in Falköping verweilen würden.

Und doch war dem leider so!

Die Fahrt bis kurz vor Falköping, wo steinige öde Flächen sich bemerkbar machten, war eine sehr gelungene. Mit Entzücken blickte ich noch meilenweit auf den von Tannen und Grün umkränzten Wetternsee zurück, und begann bereits im Vorgenuß Stockholms zu schwelgen, als das traurig mitleidige Kopfschütteln des Billetabnehmers zu Falköping mich sehr unliebsam aus meinen Träumen schreckte.

Derselbe bedeutete uns nun zum allgemeinen Mißvergnügen, daß wir den Anschluß des Zuges nach Stockholm verfehlt, und zu einer unfreiwilligen Rast von ungefähr zehn Stunden hierselbst verurtheilt wären. Hat Jemand meiner Leser einmal eine ähnliche Erfahrung gemacht? — Wenn dies der Fall, so wird er wissen, welche Prüfung für Geduld und gute Laune damit verbunden ist, und wir ärgerten uns sehr darüber. Da das Factum aber leider unabänderlich, nur wir selbst anzuklagen und überdem jedes Scheltwort unverstanden verklang, so suchten wir uns endlich in das Unvermeidliche mit möglichster Gelassenheit zu finden. — Und so saßen wir denn eine Viertelstunde später in dem nahegelegenen, mit schwedischer Sauberkeit hergerichteten Gasthof der Eisenbahnstation zu Falköping und hatten Zeit genug, über „das Sitzenbleiben“ und die „mangelnde Sprachkenntniß“ umfassende Contemplationen anzustellen. Ich machte es mir aber vor Allen möglichst bequem und suchte in Schreiberei und Lectüre unser Mißgeschick wie auch die niederschlagende Thatsache zu vergessen, „daß ein Entrinnen hier unmöglich sei.“

Von Mittag Eins bis Abends gegen sieben Uhr ging das auch ganz leidlich. Dann aber regte sich bei den Meinen die Lust, doch wenigstens die dreiviertel Stunde entfernte Stadt Falköping in Augenschein zu nehmen, und ich eilte, mich ihnen anzuschließen. Aber Mißgeschick kommt selten allein!

So hatte denn meine Tochter in Folge von schlechtem Sodawasser und kalter Milch mit heftigem Unwohlsein zu kämpfen — mir war meine schöne,

mich so häufig erquickende Krystallweinflasche im falschen Coupé stecken geblieben, und mein Gatte entdeckte, daß in nächster Umgebung absolut nichts als eine Wasserheilanstalt zu besuchen sei, die zu erklimmen für uns eine Unmöglichkeit war. — Ziemlich trübselig schlichen wir daher, um doch nur Etwas vorzunehmeu, die menschenleere, schattenlose Feldstraße nach Falköping dahin, dessen spitzer Kirchthurm sich anscheinend auch nicht um ein Haar breit näherte.

Ich fühlte mich bald ermüdet und bat, mir den Rückweg zu gestatten, und das verhängnißvolle Falköping ohne mich anzusehen. Und da saß ich denn nun mit schmerzendem Fuß, erhitzt von Bewegung und Sonnengluth und zugleich auch wieder fröstelnd im frischen, über Felder und Fluren streichenden Windeswehen und dachte darüber nach: „Wie Falköping für Geschichtsforscher und Gelehrte zwar gewißlich ein interessantes Fleckchen Erde sei, da hier dermaleinst die Königin Margarethe den Herzog von Mecklenburg geschlagen habe", wie m e i n e Wenigkeit aber dessenungeachtet auf dessen nähere Bekanntschaft nur allzugern verzichtet haben würde! — Auch die von mir so sehr verabscheute Nachtbahnfahrt nach Stockholm war nunmehr Unvermeidlichkeit, oder wir hätten dann anstatt der zehn eingebüßten Stunden nun gar vierundzwanzig für Falköping opfern müssen. Aber was half das Alles? — Hier galt es nur noch die Laune nicht ganz verlieren! — Ein Mal mußte ja auch Falköping überstanden werden!

Es ist ein seltsames Gefühl, sich plötzlich an einen Ort versetzt zu sehen, dessen Kenntnißnahme man sich häufig gewünscht, ohne der Erfüllung dieses Verlangens doch eigentlich Glauben zu schenken. So erging es mir in Bezug auf Stockholm, als ich nach einer ziemlich angreifenden Nachtfahrt den folgenden Morgen daselbst in Hotel Ritberg am Fenster stand und auf das stolze Königsschloß mir gegenüber, See und Marineinstitut zur Linken, die Mälarbrücke, das Strömparterre und die schöne Bronzestatue Gustav Adolf's niederblickte. Hotel Ritberg ist das Erste zu Stockholm und habe ich überhaupt, Hotel Baur in Zürich abgerechnet, kaum ein besseres kennen gelernt. Wir bewohnten daselbst einen großen, luxuriös ausgestatteten Salon und zwei Zimmer im zweiten Stockwerk, deren eleganter Comfort uns doppelt schätzbar erschien, da wir gezwungen worden, das herrliche Schweden bei Nacht (glücklicherweise aber nicht bei Dunkelheit) zu durchfliegen, und einem Eisenbahnunfall nur mit Mühe und Noth entgangen waren.

Ein fahrlässiger, schlaftrunkener Wärter hatte nämlich fast unmittelbar vor Stockholm das Oeffnen einer Barrière vergessen, die wir nun geradezu über den Haufen fuhren. Noch bleibt es mir ein Wunder, wie auch ein Beweis für die sonstige Umsicht und Tüchtigkeit der schwedischen Bahnverwaltung, daß dieser heftige Stoß ohne Entgleisung vor sich gehen konnte. Gepriesen sei Gott dafür!

Nachdem wir uns also ein wenig restaurirt und vorzügliches, fabelhaft billiges Diner eingenommen hatten, fuhren wir nach dem Söderholm, einem imposant gelegenen Stadttheil nebst der Katharinenkirche, in deren Mauern noch im Frühjahr die Krönung König Oskar II. stattgefunden hatte. Die Aussicht dort über die Stadt und Umgebung ist großartig und habe ich mich von einer weitern Ausflucht durch den Thiergarten und nach Schloß Rosendal nicht weniger befriedigt gefunden.

Es ist dies ein unmittelbar am Thiergarten gelegenes, von Bernadotte erbautes Lustschloß, klein, zierlich und von reizenden Parkanlagen eingeschlossen. Augenblicklich wird es von der Königin Wittwe, Gemalin Oskar I., bewohnt,

die wir in tiefer Trauer von Ferne sahen. Sie soll eine merkwürdig einfache, sehr gutherzige Dame sein!

Von Schloß Rosendal ging es wieder durch den Thiergarten zurück, immer dem Wasser zur Seite, unter prachtvoll gemischtem Laubholz und tausendjährigen Eichen, vorüber an prächtigen Villas, bei blühendem Flieder und Maiblumenduft bis nach Hasselbacken, einem der beliebtesten Stockholmer Vergnügungsorte. Hier wurde der Kaffee eingenommen und einem Concert im Freien zugehört. Die Meinen hatten Neigung, noch einen hier aufgeschlagenen sehr empfohlenen Circus zu besuchen, indessen ich mich nach der Aussicht in Hotel Ritberg und einem Ruhestündchen an unseren dortigen Fenstern sehnte. So fuhr ich denn mit unserm Lohndiener per Dampfschiff über den See zurück, woselbst ich mich an allen Schönen und besonders aber an der Klarheit des Himmels und den Gluthen des erst gegen zehn Uhr allmälig versinkenden Abendrothes nicht satt sehen konnte.

Nach wohlthuender Nachtruhe wurde den folgenden Morgen die weitere Besichtigung Stockholms übernommen und mit dem sehr originellen Stadthause der Anfang gemacht. Ein reizendes Gärtchen mit plätschernder Fontaine umfing uns daselbst mit erfrischendem Schatten. — Dann ging es zu dem Obelisk für den ermordeten Gustav III., zur Nikolaikirche mit dem Denkmal des Grafen de la Gardie, Gemal der Ebba Brahe, welche ihm auf Anstiften der Königin Mutter in Abwesenheit Gustav Adolf's gezwungen vermählt worden war und zu dem Hinrichtungsplatz der Stockholmer Blutnacht unter Christian II. von Dänemark — grausig entsetzlichen Angedenkens!

Auch das Innere des königlichen Schlosses nebst den gleich in der Eintrittshalle befindlichen Denkmälern Christinens von Schweden und Axel Oxenstierna's wurde natürlich noch speciell in Augenschein genommen und einige Zeit auf der echt königlichen Schloßterrasse verweilt, die ein selten schönes Panorama bietet.

Das Schloß ist in Bauart, Lage und Einrichtung durchaus königlich, und wurde meine Phantasie durch die Pracht der Räume, der Gemälde und angesammelten Erinnerungen in jeder Hinsicht mächtig, besonders aber hinsichtlich Eleonore Louise Ulriken's, Schwester Friedrich des Großen, und ihres Sohnes Gustav III. angeregt. Auch die köstlichen Bilder Napoleon I. und der Kaiserin Josephine im Krönungsanzug, so wie ein reizendes Portrait der Kaiserin Eugenie fesselten mich lebhaft und wer vermöchte zu sagen, wohin der Flug der Gedanken den sinnenden Beschauer bei solchen Gelegenheiten trägt, welche leuchtenden und finsteren Bilder und Gestalten an dem innern Auge vorüberziehen!

Genug, daß mit den in solcher Weise nahe gerückten Persönlichkeiten und Begebenheiten der Geschichte — auch die Begeisterung für dieselbe stets erneut zu erwachen pflegt; „immerhin das Beste“, wie schon Goethe sagt, „was deren nähere Kenntnißnahme uns einzutragen vermag!“

Von Stockholm nach Upsala.

Da Schloß Drottningholm auch in den Westermann'schen Monatsheften von mir beschrieben worden ist, so verweile ich selbstverständlich in diesen Erinnerungen nicht dabei, sondern wende mich sogleich einer der gelungensten, aber auch angreifendsten Partien der ganzen Reise zu, nämlich der Fahrt nach Upsala.

Früh neun Uhr stieß der Dampfer nach Skokloster, einem herrlich am Wasser gelegenen Schlosse, ab, bis wohin wir denselben zu benutzen wünschten. Eine frische Brise strich über den Mälarsee, dessen theilweise felsige, theilweise grün bewaldete Ufer im Sonnenschein erglänzten und die Schönheit der Natur noch dazu im schönsten Licht zeigten. — Bald eine Mühle, bald ein schmuckes Haus nebst Kreuz auf hoher Felsenspitze, bald das reizende Privatbesitzthum der Familie Björkson oder das Schloß des im Dreißigjährigen Krieg berühmten General Thorstensohn.

Auch der Gebirgsvorsprung, auf dem einst das Schloß des mächtigen, von Gustav Vasa verjagten Bischof Troller stand, wie der Hauptschauplatz der heißesten Kämpfe zwischen Schweden und Dänemark wurde uns gezeigt, und nochmals tauchten die von Jensen so meisterhaft gezeichneten Bilder aus „Marie von Schweden" vor mir auf. O, was ist es doch um eine diese edlen und geschichtlichen Gegenstände berührende Dichterhand!

Nachdem wir also, immer noch von den grünen Fluthen des Mälar aus, später auch Tükütja, den alten Königssitz der heidnischen Zeiten, beachtet, dessen Ruinen nebst Römerthurm sich gar malerisch an dem klaren Himmel zeichneten, fand schließlich unsere Landung in Skokloster statt, welches sowol seine Lage als seine Geschichte besonders bemerkenswerth macht. — Das Terrain, auf dem sich später dieser Prachtbau erhob, wurde nämlich von Gustav Adolf dem Vater des Grafen Wrangel geschenkt, der sich im Dreißigjährigen Krieg einen Namen erwarb und das Schloß von seiner, größtentheils in Deutschland eroberten reichen Beute erbaut hat. Dasselbe ist sowol von Innen als von Außen betrachtet ein wahres Herrenschloß und jetzt allmälig durch Heirathsverbindungen Besitzthum der gräflich Brahe'schen Familie geworden, die es noch für die Sommermonde alljährlich zu bewohnen pflegt. Es wäre aber so weitführend als fruchtlos, sich bei der Beschreibung dieses in seiner Art einzigen Schlosses, oder gar bis in die Details aller Schätze, Sehenswürdigkeiten und Reminiscenzen zu verlieren, von denen fast jeder der meistens in alter Pracht erhaltenen Räume eine immense Anzahl besitzt.

Da man nun aber bei solchen Gelegenheiten unmöglich Alles sehen und noch weniger für Andere fixiren kann, so zog ich von Anfang an vor, nur bei Demjenigen zu verweilen, was für mich von besonderm Interesse war.

Hierzu gehörte vor Allen das Bildniß der schönen, in romantischen Duft gehüllten Geliebten Gustav Adolf's, der nachherigen Gräfin de la Gardie. Nicht losreißen konnte ich mich von diesen halb geschlossenen grauen Augen, von der hohen Stirn, dem edlen Gesichtsschnitt und dem feinen Lächeln dieses Mundes, das dermaleinst den Heldenkönig bezaubert hatte. Auch sein Bild hing nicht weit davon und ich entdeckte, meiner Meinung nach, in dem Gesichtsschnitt der beiden Liebenden eine merkwürdige, mir unverkennbare Aehnlichkeit.

In einem der Glasschränke des Schlosses, von denen mehrere höchst interessante Raritäten enthalten, ward uns auch noch der verhängnißvolle Rubinring mit einem Kranz von Brillanten gezeigt, den Gustav Adolf seiner Geliebten (wie Andere sagen, seiner insgeheim Verlobten) vor jenem verhängnißvollen Scheiden an den Finger steckte. — Der weitere Verlauf und das Ende dieser Liebesgeschichte ist nach Allen, was man darüber hört, nie sittlich zu entschuldigen. Dennoch erfüllte es mich für die schöne Ebba Brahe mit Theilnahme und Mitgefühl, denn was muß dieselbe unter diesen nicht

näher zu erörternden Verhältnissen zum König und ihrem Gemal durchkämpft, erlitten und erduldet haben! — Je stärker Verschuldung und Leidenschaft, um so nagender muß ja doch bei jeder edlern Natur auch das Gefühl der Schmach und Reue sein und jedenfalls war ihr Loos ein trauriges.

Unter den weiteren hier enthaltenen Merkwürdigkeiten hebe ich überhaupt nur noch das Trinkglas des Dichter Tegnèr, die Handschrift Karl XII. und die beiden vorzüglichen Portraits Friedrich des Großen und seiner Schwester Ulrike von Schweden hervor, welches letztere mir als ein wahres Meisterwerk erschien. Und dann Ade, du prachtvolles Schloß! — Aller Wahrscheinlichkeit nach doch wol „Auf Nimmerwiedersehen!"

Unser vortrefflicher Führer, der sich durch Umsicht und Sachkenntniß unsere größte Zufriedenheit erwarb, hatte in Skokloster bereits im Voraus ein Boot bestellt, welches uns, mit zwei stämmigen Ruderern versehen, in etwa Fünfviertelstunden über den Mälarsee und bis an das jenseitige Ufer trug, woselbst schon eine auf telegraphischem Wege bestellte Equipage unserer wartete.

In Windesschnelle und durch die prachtvollsten Waldungen, welche ich je in meinem Leben gesehen, gelangten wir in die alte schwedische Universitätsstadt Upsala, die sich recht stattlich, aber lange nicht so alterthümlich und eigenartig, als wir erwartet hatten, vor uns ausbreitete. Hier war es aber nun vor Allen nöthig, unsere sinkenden Kräfte aufzufrischen, denn wir hatten — ein Frühstück auf dem Dampfschiff ausgenommen — bis zur jetzigen Stunde, Nachmittags gegen sechs Uhr, noch nichts zu uns genommen. Also zuerst in's Hotel, und dann zur Besichtigung der Stadt und des alterthümlich schönen Domes von Upsala, der, in edler Einfachheit gehalten, die Denkmäler Gustav Vasa's und seiner Gemalinnen zeigte. Uebrigens interessirte mich die von Gustav III. erbaute Universität, die Gustaviana genannt, am meisten, und es war nur schade, daß für eine genauere Besichtigung ihres Inhalts an alten und werthvollen Büchern unsere Zeit zu knapp bemessen war.

So begnügten wir uns denn die Stadt möglichst eingehend zu durchwandern, deren entsetzliches Straßenpflaster — recht im Gegensatz zu Stockholm — meine Füße schmerzen machte und fuhren dann, nachdem wir auch von einer kleinen Anhöhe noch einen sehr belohnenden Blick auf Upsala genossen, sehr befriedigt, wenn auch über dessen Originalität getäuscht, direct von dort per Eisenbahn nach Stockholm zurück. Es war für unsere Kräfte und Sinne diese Partie von circa fünfzehn Stunden doch fast zu anstrengend gewesen!

Der Johannistag von 1873.

Jedes Land und Volk besitzt seine besonderen Feste und Eigenthümlichkeiten — Schweden seinen Johannistag. Es ist seine Hochsommerfeier und eine Feier war es, sowol in der Natur als unter den Menschen, an diesem Johannistag.

Von den ersten uns begrüßenden Kirchenglocken am frühen Morgen bis zum letzten mächtigen Versinken der Abendröthe schien „Freude" das Losungswort, harmlos froher Genuß das allbewegende Machtgebot zu sein. — Schaaren geputzter Leute und Landleute im Nationalcostüm der verschiedenen Provinzen durchflutheten die Straßen Stockholms. — Der See er-

glänzte festlich von zahllosen buntbewimpelten, blumengeschmückten Schiffen und lustig hin- und herfliegenden Boten belebt und das Strömparterre zu unseren Füßen umfaßte kaum die Anzahl der Landenden oder dorthin Hinabsteigenden. Das Schönste aber war doch dem antheilnehmenden Beschauer draußen vor den Thoren aufbehalten. Nachdem wir noch den Ritterholm, eine prachtvolle Kirche mit den Gräbern Gustav Adolf's, Karl VII. und Bernadotte's besucht, ging es im äußerst bequemen, von zwei riesigen Braunen gezogenen Wagen in Wald und Flur hinaus. Es war unbeschreiblich herzerquickend, denn von der strahlenden Sonne und dem Vogelgeschmetter in der Luft bis zu den Fischen im Wasser hinab schien Alles den Menschen zuzurufen und mit ihnen zu jubeln: „Heut' ist Johannistag!"

Und nun erst die Leute selber! — Zu Hunderten und zu Tausenden strömten sie über die Mälarbrücke und von den stattlichen Straßen Stockholms hinaus in die Pracht der Natur, lagerten sich auf den saftig grünen Matten und in dem lockenden Schatten uralter Eichen, Buchen und Tannenbäume. Jedes Haus und jede Villa am Wege, jedes Fuhrwerk, ja jeder irgendwie in's Auge fallender Gegenstand war festlich zu Ehren des Tages geschmückt und von der rothen Mütze der Darlekarnierin bis zu dem neuesten Pariser Hut, von dem Scharlachmieder der Bäuerin bis zu der Sammetschleppe der reichen Stockholmer Kaufmannsfrau gab sich Alles der munteren Fröhlichkeit in verlockender Freude hin!

Mit Erstaunen und sich steigernder Antheilnahme fuhren wir unter solchen Eindrücken durch den Thiergarten zu den ferneren Ruhepunkten, zu den Lieblingsschlössern Karl X. und Gustav III. hinaus, deren jedes in seiner Art reizend liegt.

Ueberall Festgewoge, fröhliche Menschen und Gruppen ohne Belästigung, heitere Scenen ohne rohes Geschrei oder irgend ein Vorkommniß, welches das Auge hätte stören, das Gefühl in irgend einer Weise hätte verletzen können!

Dort tanzte fröhliche Jugend im düstern Waldesschatten, hier ruhte ein alterndes Paar auf bemoostem Gestein, oder ein lustiger Knabe schwang den Waldteufel, dessen unmelodisches Gebrumm sich munter mit dem Geschmetter der Lerche in blauer Luft, mit den Tönen der Flöte und Harmonica mischte! — Es war, mit einem Wort, ein nie gesehenes, oder in solcher Weise für möglich gehaltenes Fest, und allen Respect vor einer Bevölkerung, die sich der Freude so harmlos hinzugeben, das Schöne und Gute rein zu genießen versteht. Ich fürchte, dies möchte in keiner andern großen Hauptstadt anzutreffen sein!

Bei Schloß Ulricksdal, dem Lieblingssitz Dorothea Louise Ulriken's, wurde kurze Rast gemacht und vor einem dort befindlichen, im Birkenschmuck prangenden Kaffeehaus einige Erfrischung genommen. Wir hatten uns auf der mit Tannenreisern bestreuten Veranda placirt, und ich kann versichern, daß der Durchblick auf das an einem See gelegene Schloß, und eine von Linden, Eichen und Fichten umgebene Kapelle von hier aus geradezu entzückend war. Ich kann die Vorliebe der Schwester Friedrich des Großen für diese Sommerresidenz sehr wol begreifen und glaube, daß auch ich von diesen Schlössern allen gerade in Ulricksdal mit seinem still geheimnißvollen, malerisch idyllischen Reiz am liebsten verweilt haben würde.

Nach etwa einstündiger Rast wurde denn unsere höchlich belohnende Ausflucht — laut Rath unseres Führers — auf wieder ganz neuem, nicht

minder schönen Weg durch den sogenannten „Außenthiergarten“ mit seinen drei- bis vierhundert Hirschen und seiner grandiosen Wildniß fortgesetzt. Dieser Führer, ein Gothe von Geburt, belustigte und interessirte mich durch seine naive Anschauung aller Dinge und seine, einmal angeregt, wirklich erstaunungswürdige Beredsamkeit. Besonders aber frappirte mich der Werth, den er auf die Feier seines einstmaligen Erdbegängnisses, wie er es nannte, legte und die Selbstlosigkeit, welche er dabei, sich selbst anscheinend gänzlich unbewußt, entfaltete.

„Wenn ich dies und das zahle, wenn ich so und so handle, dann wird bei meinem Erdbegängniß folgende Festlichkeit, folgende Bewirthung der dazu Geladenen stattfinden“, und so weiter lauteten seine mit so schmunzelnder Lippe aufgestellten Reflexionen, daß ich mich nicht genug darüber verwundern konnte. Ja wol: „Wie der Mensch die Dinge nennt, so sollen sie heißen, was Er in ihnen sieht und von ihnen erwartet, das werden sie ihm sein!“ — Deutlich ist mir diese Wahrheit abermals bei dieser Gelegenheit veranschaulicht worden!

Eine angenehme Ueberraschung ward uns übrigens noch dadurch bereitet, daß wir plötzlich auf ein Lager schwedischer Dragoner stießen, welches gar nicht im Zusammenhang mit der Tagesfeier hier zu den alljährigen Sommerübungen etablirt war. Die Meinen stiegen, durch den Führer aufgefordert, demnach sofort aus, um durch dasselbe zu gehen, indessen ich vorzog, im Wagen zu verweilen und mir das ganze belebte Schauspiel von dort aus zu betrachten.

Es war sehr originell. Die schmucken Zelte, die hübschen, aus goldgelben Helmen, weißen, mit gelb und schwarzen Litzen verzierten Röcken und schwarzen Beinkleidern bestehenden Uniformen, das Treiben der Soldaten, die hübsche, natürliche Staffage, Alles nahm sich sehr eigenthümlich und glänzend aus und die schwedischen, die Meinen zurückgeleitenden Officiere zeigten die größte Verbindlichkeit. Auch ein Infanterielager zeigte sich nur wenig hundert Schritte entfernt von dem erstern und blieben wir auch dort einige Zeit im Wagen halten, um die Aufstellung der Musik und dem sich unter ihren Klängen entwickelnden Tanz mit Muße zu betrachten. Auch hierbei berührte uns die klar zu Tage tretende Wohlanständigkeit und der Mangel an jeder Rohheit und Ungebühr auf das Wohlthuendste und gern hätten wir noch länger zugeschaut, wenn nicht die späte Abendstunde unsere Heimkehr doch endlich dringlich werden ließ. Als ich an jenem Tag Abends elf Uhr endlich, der Ermüdung folgend, die Gardinen unserer Fenster zu Hotel Ritberg schloß, war es trotzdem nur mit geheimem Widerstreben und mit dem sich mir lebhaft aufdrängenden Gefühl: „Daß ich etwas in seiner Art Einziges erlebt und der Johannistag zu Stockholm wol mit das volksthümlichste und anziehendste aller Nationalfeste sei, welche überhaupt existiren und denen ich jemals beizuwohnen Gelegenheit finden werde!“

Es ist nicht meine Absicht, unsere Partie nach dem fast sechs Stunden von Stockholm entfernten Schloß Gripsholm auch noch in den Kreis dieser Erinnerungen zu ziehen. Ich begnüge mich, da mich dies zu weit führen würde, nur noch hinzuzufügen, daß auch der letzte in Stockholm verlebte Tag sehr angenehm verging und mit Besichtigung des recht interessanten Nationalmuseums, Einkäufen in der großen Stahlniederlage und einer Spazier-

fahrt nach Bellmannsruhe und in die allseitige schöne Umgebung ausgefüllt wurde. Auch ein brillantes Abschiedsdiner in Hotel Ritberg nahmen wir ein, woselbst uns sowohl die vorzügliche Bewirthung als auch die abnorme Billigkeit der Preise in Erstaunen setzte. Und doch soll auch hier in den zwei letzten Jahren Alles um das Doppelte aufgeschlagen sein!

Mit Dank im Herzen und der freudigen Genugthuung, welche eine übertroffene Erwartung stets zu erzeugen pflegt, traten wir demnach am Morgen des siebenten Tages unsere Weiterreise an und ich rief der schönen Hauptstadt Schwedens hoch entzückt und tief befriedigt als Scheidegruß noch folgende Strophen zu:

An Stockholm.

„Leb' wohl, Stockholm! — Für heute muß ich scheiden,
Und scheide dankbar, scheide hoch entzückt
Von Allen, was ich hier erlebt, erfahren,
Was mich begeistert meiner selbst entrückt! —
Getaucht in Schwedens große Heldensagen,
In Kunst und Mähr' verfolgend ihre Spur,
Durcheilt' ich Tempel, Gärten und Paläste,
Durchstreift' ich Städte, Schlösser, Wald und Flur!
Von Christian's blutig wilder Grafenfehde
Bis zu des Wasa ruhmgekröntem Sieg,
An dessen Seite, Freya selber gleichend,
Die holde Karin einst zum Throne stieg,
Zu Gustav Adolf's muth'gen Glaubenskämpfen.
Durch Ebba Brahe's Liebe hoch beglückt,
Bis auf den blut'gen Ebenen von Lützen
Sein Heldentod ihn ihrem Arm entrückt,
Hin zu des zwölften Karles großen Tagen,
Der, länderstürmend, seiner Fahnen Flug
Weit über Meere, durch der Steppen Wüsten,
In's Herz hinein des fernen Rußland trug,
Bis — was bei Narva kriegeskühn erstritten —
Bei Pultawa der Schlachten Gott zerstört,
Und endlich, furchtgebannt, der Völker Menge,
Des Königs Tod durch Meuchelmord erfährt,
Zu Dorothee-Ulriken's stolzem Throne,
Den hoch des großen Friedrich Schwester ziert,
Die mit des Geistes Macht, des Herzens Güte
Den Gatten wie der Schweden Volk regiert,
Bis dann ihr Sohn, der dritte Gustav, glanzvoll
In's Leben ruft, was ihr nicht mehr gelingt,
Und ahnungslos, im heit'ren Fastnachtsscherze,
Von Ankerström gemordet niedersinkt,
Da, bis zur Neuzeit wunderbarem Fügen,
Daß auf der Wasa Thron den Franzmann hebt,
Und selbsterwählte, räthselhafte Bande
Um sein Geschlecht und Schwedens Reiche webt —
Hab' Alles ich geschaut in Deinen Mauern,
Und ganz umschwebt von ahnungsvollem Licht
Auch hier das ernste Dichterwort empfunden:
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!
Und so leb' wohl denn, lieblichste der Städte
Des hohen Nordens, schönes Schwedenland,
Nie wird Stockholm in meinem Geist erlöschen,
Was ich in Dir des Großen, Schönen fand!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Der Page sonst.

Der Page sonst, im sammt'nen Kleid,
Mit Gürtel und Rappier,
Und keck am funkelnden Geschmeid'
Der Feder schwanke Zier:

Stand er auch dienend an der Thür
Der Edeldame hold,
Ward ihm als süßer Lohn dafür
Verschwieg'ner Liebe Sold.



Der Salon.

Der Troubadour von Barbalena.

Novellette von **Max v. Schlägel.**

I. Je m'en moque.

„Gehen Sie nicht weiter, chère amie! Ich versichere Ihnen, Sie sehen von dort oben nichts Anderes als hier, was Sie in diesem Thale überhaupt von jedem beliebigen Platze aus erblicken können — ein kleines Hotel am Ufer eines kleinen Sees. Da oben sehen Sie genau dasselbe und einige tausend Meter geradansteigender brauner Felsen von tödtlichster Einförmigkeit. Sie echauffiren sich ganz umsonst, ma chère, auf diesem unmöglichsten aller Wege. Es giebt keine andere Aussicht hier zu Land. Während ich bereits seit vier Wochen in dem kleinen Hotel schlecht schlafe, wenig esse und mich ganz erschrecklich langweile, angesichts des kleinen Sees, mir halbtodt vor Ermüdung seinen Anblick nochmals aus einer Höhe von fünfhundert Metern zu verschaffen — je m'en moque!"

Die Dame, deren Französisch an Raschheit mit den Wellen des blaugrauen Poschiavino wetteiferte, an dessen Ufern sie dahinschritt, blieb stehen und ihre angenehmen, aber nicht mehr ganz jugendlichen Züge hatten einen Ausdruck angenommen, als sei „je m'en moque" ein unwiderruflicher Entschluß.

Die Dame war etwas beleibt, ihre Glieder schienen immer einen halben Tact hinter den raschen Sprüngen ihres Geistes zurückzubleiben und ihr in den nothgedrungenen Zwischenpausen ziemlich lauter Athem deutete an, daß er für eine seiner Obliegenheiten gerade ausreichte.

Die Sprecherin, der Mundart nach aus Genf, stand eben vor einer alterthümlichen Brücke von echt italienischer Bauart, deren zerbröckelter Bogen von der Hauptstraße ab auf einen der schlechten Karrenwege führte, wie sie an den engen steilen Wänden des Puschlav zahlreich nach allen Richtungen emporführen. Ihr Ziel sind die weißen Ställe und Scheunen, welche stattlich von Stein gebaut aus dem Grün selbst der höchstgelegensten Halden herabschimmern und den an sich etwas einförmigen Thalseiten Anmuth und Leben verleihen.

Die Genferin hatte den Arm ihrer Begleiterin sanft berührt, als wolle sie diese ebenfalls am Ueberschreiten der Brücke hindern.

Die andere Dame, hoch und schlank und etwa dreißig Jahre alt, wandte sich lächelnd um und sagte mit sehr melodischer Stimme, aber jener etwas harten Betonung des Französischen, wie sie den Italienerinnen eigen ist:

„So schmerzlich ich Ihre Gesellschaft vermissen würde, so drängt es mich doch zu der Frage, warum Sie schon vier Wochen in einer Gegend zubringen, die Sie so abscheulich finden."

Die Genferin sah ihrer Begleiterin in's Gesicht, als habe ihr diese eine ganz überraschende Mittheilung gemacht, und antwortete achselzuckend:

„Was wollen Sie? Das kleine Hotel ist in der Mode! Ich trage ja auch die Tunica, obwol dieselbe für meine Figur ganz unmöglich ist."

„Das ist allerdings ein zwingender Grund, sich zu langweilen", meinte die Italienerin mit feinem Lächeln, während die langen schwarzen Wimpern sich über das große träumerische Auge senkten. „Aber Sie sind ja verheirathet! Warum, wenn Sie es für nöthig halten, der Mode jedes Opfer zu bringen, warum veranlassen Sie nicht wenigstens Ihren Gatten, sich mit zu langweilen?"

„Mein Gatte? Je m'en moque! Ça veut dire", fügte die Genferin, über ihre Lebhaftigkeit erröthend, hinzu, „das heißt, wir betrachten einen getrennten Landaufenthalt im Sommer als das einzige Mittel, es im Winter miteinander auszuhalten."

Das Lachen der Genferin klang etwas gezwungen und auch über das Antlitz der Italienerin flog es wie ein leichter Schatten.

„Und Sie sind doch so lebenslustig und heiter", sagte die Letztere, als setze sie damit den Vergleich fort, den sie schweigend begonnen.

Madame zuckte resignirt die Achseln:

„Immer Papageien, das ist den Männern noch lästiger als — toujours perdrix!" Dann fügte sie, wie um den Gegenstand des Gesprächs zu wechseln, hinzu: „Und Sie wollen wirklich den abscheulichen Weg da hinaufsteigen?"

„Ich möchte wol", sagte die Italienerin und sandte einen Blick voll unbestimmter, schwermüthiger Sehnsucht nach der Höhe. „Ich fürchte nur, daß Sie mir zürnen, wenn ich Sie nicht nach Le Prese zurückbegleite."

„Oh, je m'en moque! Pardon", verbesserte sich die redselige Dame, „ich wollte sagen, daß Sie sich gut unterhalten mögen! Aber Sie werden sehen, Sie sehen nichts! Welche Idee, auf diesen Wegen herumzuklettern", fuhr sie fort, indem sie zu den Höhen empor und dann auf ihren zierlichen Remontoir sah. „Es ist jetzt fünf, wenn Sie um sieben nicht bei uns zu Tische sind, so lasse ich Sie suchen Adieu!"

Und damit wendete Madame sich um und schritt trotz der glühenden Sonnenhitze rasch von dannen.

Die Signora rief ihr nach, den Schirm zu öffnen, wenn sie ihren Teint nicht für immer verderben wolle

„Mein Teint? Je m'en moque!" tönte es lachend zurück „Ich habe ja nicht mehr die Aufgabe, einen Mann zu bekommen, sondern mich desselben nur von Zeit zu Zeit zu entledigen."

2. Che miracolo!

Man sah doch etwas mehr von der Höhe, als Madame behauptet hatte. Hinter den bewaldeten Thalseiten tauchten ernste Bergriesen empor, die röthlich weiße Marmorpyramide des Sassalbo, die blauen schimmernden Wände des Pelu- und Veronagletschers, ein gewaltiger, tannenstarrender Klotz theilte der Monte Cavaglia das enge Thal in zwei Hälften, nach Norden verfolgte das Auge schwindelnd die kühnen Wendungen des Berninapasses, während im Süden die rothbraunen Apricaberge grüßten, welche das weinreiche Veltlin vom Val Camonica und Lago d' Iseo trennen. Und von den hohen Bergen und den weißschäumenden Wasserläufen sank das Auge der Südländerin hinab zu den freundlichen Dörfern und Häusern, die sich in dem an manchen Stellen kaum fünf Minuten breiten Thale drängen, auf Poschiavo, das wahrhaft königlich daliegt mit seinem uralten romanischen Glockenthurm in einem Kranz von Gärten, auf San Carlo, Annunziata, Barbalena, die sich zwischen die Felsen drücken, und allerdings auch auf das kleine schloßähnliche Hotel, das mit seinen hellen Farben und hübschen Formen am Ufer des blaugrünen Lago di Poschiavo träumt.

Die Schatten auf dem Antlitz der Signora wurden immer dunkler, der Ausdruck ihrer großen räthselhaften Augen immer trüber und sinnender, trotzdem die Sonne immer heller, die sie umgebende Welt immer freundlicher wurde, je höher sie stieg.

Die Art der Madame Medard hatte heute zum ersten Mal keinen günstigen Eindruck auf die Italienerin gemacht. Diese fand heute die Selbstironie Madame's affectirt und deren Bonhomie herzlos. Madame hatte das Heiligste, Liebe und Ehe in eine Linie gestellt mit den erbärmlichsten Trivialitäten des Lebens, die man eine Weile entbehren mußte, um sie wieder erträglich zu finden. Madame hatte die Stirn, das lachend einzugestehen — das war abscheulich.

Die Italienerin blieb plötzlich stehen auf dem glatten Felsenweg mit den ausgefahrenen Gleisen und ihr Blick senkte sich zu dem Gewirr von braunen Felsen und schwarzgrünen Sträuchern zu ihren Füßen, ohne es zu sehen. Mit der Hand auf dem pochenden Herzen, wie tief erschreckt, stand sie lange und schaute in den Abgrund . . .

Hatte sie das Recht, so hart mit Madame Medard in's Gericht zu gehen? Weilte sie nicht selber an den eis- und schneestarrenden Pforten Italiens, während ihr Gatte in seinem Palast am Arno die Prachtliebe seiner Ahnen überbot und in der Befriedigung glänzender Launen vielleicht selber jene Thorheit nicht mehr glaubte, die ihn mit der namenlosen Künstlerin vereinigt hatte?

Die Italienerin ballte die kleine Faust, daß die Nähte ihrer schmalen Handschuhe sich dehnten, und ihr Auge flammte düster . . .

Nein, nein! Ihr Schicksal hatte nichts gemein mit dem der Madame Medard. Es war ein schrecklicher Irrthum, der sie mit dem Marchese vor den Altar geführt, aber es war nicht Ueberdruß, nicht

Laune, was sie trennte. Er war stolz und herrisch und liebte nichts an ihr, als ihr Gesicht, wie er sich hübsche Bilder zum Schmucke seiner Paläste kaufte. Von dem mächtigen Flügelschlage einer freien Künstlerseele verstand er nichts. Halb Nonne und halb Ritterdame sollte sie den Blick nicht erheben und tief verloren stehen bleiben vor den Erzeugnissen jener Kunst, die ihr reiches Füllhorn ausschüttete über das herrliche Florenz, sollte nicht mehr die edle Form, den Schnitt der Züge bewundern dürfen selbst im Antlitz eines Bettlers. Die Künstlerin Virginia Raffei war rein und stolz und frei gewesen, begeistert für alles Schöne und verstanden von allen Guten. Die Marchesa Dalonzetti war todt für ihre Freunde, für die Welt, für die Kunst — nur nicht für die Befehle ihres Gatten. Sie hatte ihn geliebt, den schönen stolzen Jüngling, der ihr so glühend von seiner Leidenschaft sprach. Er kaufte sie, wie man eines ihrer reizenden Aquarelle kaufte, und da sie um keinen andern Kaufpreis feil war, mit seinem Namen. Und als sie sich trennten, gab er ihr selbst die Freiheit nicht wieder. Er sei es seinem alten Namen schuldig, das Aufsehen einer Ehescheidung zu vermeiden, antwortete er auf ihr trotziges Verlangen. Sie mußte seinen Namen tragen, selbst als sie ihm nicht mehr angehörte, so wollte es seine Eigensucht. Er durfte der Welt, die so lange zu ihm emporgesehen hatte, nicht eingestehen, daß er das eine Mal, da er ihre Vorurtheile gering geachtet, sich geirrt habe. Das war's allein, warum sie den gehaßten Namen tragen mußte bis an ihr Ende. Wenn sie ihm Alles verziehen hätte, diese Tyrannei, sie noch der Form nach an sich zu ketten, da sie doch für immer getrennt waren, verzieh sie ihm nie, nie!

Und die Marchesa stieß ihren zierlichen Fuß auf den abgeschliffenen Fels, auf dem sie stand.

„Che miracolo! Welch' ein Wunder!"

Es war eine tiefe, volltönende Stimme in ihrer nächsten Nähe, die das wie in andächtiger Ueberzeugung sagte.

Virginia Dalonzetti warf mit unwilliger Energie den Kopf in die Höhe. Vor ihr stand ein einfacher Bauer in der malerischen Tracht der Gegend, weißen, von einem rothen Band gehaltenen Strümpfen, schwarzen Kniehosen, rother Weste, kleinem Hut mit bunter Schnur. Der Mann hatte die Arme über der Brust gekreuzt und betrachtete die Marchesa mit einem unverkennbaren Ausdruck hoher Bewunderung in jener halb theatralischen Haltung, wie sie dem niedern italienischen Volke eigen ist. Der Mann war groß und schlank und seine Gestalt von einem seltenen Ebenmaß. Das Gesicht hatte vielleicht einen zu kräftigen Schnitt, die Nase war zu kühn vortretend, die Augenbrauen waren zu buschig, um für schön gelten zu können, aber der Ausdruck von Stolz und Intelligenz, der auf seiner hohen, breiten Stirn und in den klugen braunen Augen lag, versöhnte etwas mit der Don Quixot'schen Zeichnung des Profils.

Die Marchesa war nicht furchtsam. Sie war als Mädchen wochenlang nur von einer Kammerfrau begleitet in den wildesten Gegenden

des Apennien umhergestreift, ohne daß ihre Studien gestört worden wären und sie hatte ihren besorgten Freunden oft versichert, daß Raub und Gewaltthat meist durch Unfreundlichkeit oder beleidigende Furcht herausgefordert würden. Ein freundliches Wort, ein Gruß, ein heiteres Gesicht sei der beste Freipaß in jenen Gegenden, wohin der feingegliederte Mechanismus des gesellschaftlichen Schutzes nicht mehr reicht. Auch heute fühlte sie nichts weniger als Furcht bei dem sonderbaren Gruß und dem Anstarren des Mannes, der ihr hier, einige tausend Fuß über jeder bewohnten Stätte, gegenüberstand wie der angestammte Herrscher dieser dürftigen Scholle. Hinter ihm, da, wo der Weg sich wieder in's Thal senkte, stand ein Karren mit zwei weißen Ochsen, welche traulich die Köpfe aneinanderrieben.

Etwas von dem einstigen Uebermuth der Künstlerin und der Trotz gegen den ihr aufgedrungenen Rang regte sich in ihr, sie warf das schöne Haupt in den Nacken und rief lachend:

„Hört die Glocken da unten im Thal — die erzählen Euch von Wundern, Freund!“

Der Bauer legte die Hand auf die Brust und sagte mit fast feierlicher Stimme:

„Da unten erzählen sie von der Madonna, ich habe sie gesehen.“

Virginia erröthete leicht bei dieser emphatischen Schmeichelei. Der Stolz der Marchesa regte sich in ihr und ohne Lächeln sagte sie:

„Der Weg dort führt wieder in das Thal?“

„Si, Signora — nach San Carlo und meiner Heimat Barbalena. Aber es ist kein Weg für zarte Füße.“

„Ich danke Euch.“

Virginia ging an dem Bauer vorüber. Der Weg, den sie einschlug, war versperrt durch das Ochsenfuhrwerk. Da sprang der Bauer ihr voran, griff den beiden Thieren in die Hörner und drückte sie mit der ganzen Schwere seines Körpers zur Seite, daß eines halb über dem Abgrund schwebte. Und als die Marchesa vorüber war, eilte der Bauer ihr rasch voraus, ohne sich ihr zudringlich zu nähern, doch nah genug, um ihr beizuspringen, wenn sie auf dem hart am Abgrunde dahin führenden steilen Pfad ausglitt.

Doch Virginia strauchelte nicht. Fest und sicher und ohne sich scheinbar um den Mann zu kümmern, der ihr mit einer gewissen wiegenden Anmuth voraneilte, stieg sie abwärts.

Unten angekommen, blieb der Bauer stehen und die ausgestreckte Hand würdevoll von einer Thalseite nach der andern bewegend, sagte er:

„Hier ist San Carlo — ehe die Sonne hinter dem Pizzo di Verona untergegangen ist, könnt Ihr Le Prese erreicht haben.“

Das künstlerische Interesse der Marchesa schien, seit sie sich bewohnten Stätten näher fühlte, wieder zu erwachen.

„Ihr wißt, wo ich wohne?“ sagte sie freundlich, „ich erinnere mich nicht, Euch je gesehen zu haben.“

„Die Tabaksernte hat noch nicht begonnen und die Stauden stehen dicht!“ sagte der Landmann von Barbalena mit seiner ruhigen Galanterie.

Virginia erinnerte sich, daß sie schon mehrmals einen Fußweg eingeschlagen hatte, welcher meist zwischen Tabaksfeldern bis zum Fuß des Monte Cavaglia und an das Dorf Barbalena sich erstreckte.

Sinnend betrachtete sie ihren Begleiter, der in malerischer Haltung an einem gelb und schwarz gestreiften Felsblock lehnte.

„Ihr seid gefällig gewesen gegen mich“, fuhr sie fort. „Ihr habt Euer Fuhrwerk meinetwegen im Stich gelassen und es nimmt vielleicht Schaden.“

„Auch ich bin Mensch, Padrona!“ antwortete der Bauer ruhig, als ob er damit andeuten wollte, daß er die Pflichten gegen seine Gattungsgenossen höher stelle, als die gegen seine Ochsen.

Virginia stand wie unschlüssig. Der Bauer, der mit jedem Schritt, jeder Bewegung eine immer auf's Neue überraschende körperliche Anmuth zeigte, hatte ihr künstlerisches Interesse und ihre Neugier ungemein angeregt, aber gegen diese Eindrücke sträubte sich die Marchesa mit der ganzen Kraft ihrer aufgedrungenen Würde.

Da dachte die Marchesa an ihren Gatten. Er beherrschte, er unterdrückte sie selbst in dem verlorensten Erdenwinkel, auf den einsamsten Wegen, erstickte selbst hier die lauterste Regung einer freigeborenen Künstlerbrust.

Nein — das sollte er nicht. Seine maßlose Herrschsucht hatte ihren Gatten selbst um alle Rechte auf ihr Herz gebracht, jetzt gehörte es wieder ganz und voll der Kunst. Sie war nicht schlecht genug, um vor dem Urtheil der Schlechten zu bangen.

Noch einmal schweifte ihr Blick wohlgefällig über die Gestalt ihres Führers.

„Wenn Ihr morgen eine Stunde Zeit für mich habt, so könnt Ihr in Le Prese nach der Marchesa Dalonzetti fragen“, sagte sie hastig, als fürchte sie, daß ihr eigener Entschluß sie reuen möge.

Ueber das sonnenverbrannte, wol sechsunddreißigjährige Gesicht des Bauern zuckte eine helle freudige Ueberraschung. Dann legte er die Hand auf die Brust und neigte schweigend das Haupt:

„Tausend Dank, Madonna!“

Die Marchesa ging rasch hinweg und ihre Wangen glühten noch lange in halber Scham, als habe sie ein Unrecht begangen.

---

3. Die Welt in der Tasche.

Das palastähnliche kleine Hotel Le Prese an der Grenze zwischen Graubünden und Italien ist nur etwa vier Monate im Jahre, zwei im Frühling und zwei im Herbst, von Fremden besucht, dann aber auch voll bis unter sein flaches Dach. Le Prese liegt am Ausgang des vom Engadin herunterführenden Berminapasses und dient einem Theile der-

zwischen den Hochthälern der Südschweiz und Italien wechselnden vornehmen Reisewelt gleichsam als Uebergangsstation. Le Prese ist eingerichtet wie die meisten der italienischen oder schweizerischen Hotelpensionen, in denen der blasirte anspruchsvolle Reisende der Jetztzeit so willig auf einen Theil seiner persönlichen Freiheit verzichtet. Alle die englischen und amerikanischen Geldfürsten, die deutschen Aristokraten, die Herren und Damen aus allen Welttheilen, die da einträchtig versammelt waren, ertrugen stillschweigend die selbstgenügsame Oberhoheit eines Direttore, auf deutsch Oberkellners, der sein weiß und rothes, mit einem glänzend schwarzen Backenbart geziertes Gesicht wie ein höherer Polizeibeamter zwischen ihnen spazieren trug, und die Grobheit der Kellner, welche aus einheimischen Bauernjungen vermittels etwas Französisch und eines schwarzen Leibrocks in lepresische Ganymede umgestempelt waren. Nur die Dame aus Genf erlaubte sich in ihrer ironischen Zungenfertigkeit manchmal eine ziemlich laute und eingehende Kritik vorkommender Unzukömmlichkeiten. Sie erreichte damit jedoch nichts Anderes, als daß das Wachspuppengesicht des Directors verbindlich lächelnd eine nicht mißzuverstehende Bewegung nach der Pforte des Hotels machte und daß eine russische Fürstin, welche einer alten Kartenschlägerin nicht ganz unähnlich sah, athemlos vor Lachen flehte: „Haben Sie Barmherzigkeit.“ Einer der Hauptreize Le Preses war ein lauschiger, buschreicher kleiner Garten, welcher das Hotel vom See trennte. Zwischen den Bäumen hindurch schimmerte der blaugrüne Wasserspiegel. Buntbemalte Boote schaukelten in einer niedlichen Hafenanlage von Tropfsteinfelsen.

Trotz dieses kleinen, noch überdies mit einer Schaukel geschmückten Paradieses, trotz der Scheinpracht im Innern des Hotels, der Atlasdraperien aus gelbem glänzenden Percal, welche über gemalte Marmorbalustraden hingen, schien es der Mehrzahl der zeitweiligen Einwohner des kleinen Hotels nicht besser zu gehen, als Madame Medard — sie langweilten sich unsäglich.

Das mag sie entschuldigen, daß sie mit einer fast indiscreten Neugier Marchesa Dalonzetti beobachteten, welche ihnen in so Vielem ein Räthsel war und nun vollends für alle Welt sichtbar an einem von Bäumen freien Platz des Gartens vor ihrer Staffelei saß und mit vollem Eifer beschäftigt war, die Gestalt eines lebensgroßen wirklichen Bauern aus der Umgegend, der vor ihr stand, abzuzeichnen.

In seinen Sonntagskleidern, mit blendend weißen Strümpfen und einer Weste von brennendstem Scharlach, den einen Fuß graziös vorgesetzt und die Jacke keck über die eine Schulter geworfen, stand der Landmann von Barbalena vor ihr und erwiederte mit einem herausfordernden Lächeln stolzen Glücks die neugierigen Blicke, welche auf ihn und die Künstlerin gerichtet waren.

Madame Medard saß neben der russischen Fürstin in einem Schaukelstuhl und warf hier und da einen erstaunten Blick auf die Malerin.

„Das ist sehr sonderbar!“ sagte sie nach einer Weile halb im

Monolog und halb zu der Russin gewendet. „Ich bin sehr zufrieden, wenn mir keiner von diesen garstigen Bauern auf einsamen Wegen begegnet. Wenn es nur noch ein Bauer oder Schäfer aus dem Vaudevill wäre, mit glänzenden Schuhen, buntseidenen Schleifen und geschminkt wie unser Herr Direttore — dann würde er sich allenfalls noch für das Album einer gebildeten Dame eignen, aber ein wirklicher Bauer, der den Pflug führt und sogar nach rohem Tabak riecht — je m'en moque."

Mit tiefsinnigem Blick hatte die Fürstin-Kartenschlägerin sich eine Weile die Beschäftigung der Italienerin angesehen. Dann wendete sie sich mit einem tiefen Seufzer und sichtbar sehr beunruhigt an Madame Medard und flüsterte geheimnißvoll:

„Es ist mir ein Räthsel, wie die Marchesa ihre Malergeräthschaften verpackt. Ich war schon einigemal in ihrem Zimmer und habe jene Staffelei dort nie bemerkt."

„Die Staffelei wird eben zerlegbar sein und in jedem Koffer untergebracht werden können", meinte Madame.

„Zerlegbar!" sagte die Russin mit ganz unheimlichem Interesse, und ihre von dicken halbergrauten Brauen beschatteten Augen funkelten. „Wenn ich Malerin wäre, würde ich die Staffelei und alles zum Malen Nöthige stets bei mir tragen."

„Doch nicht etwa im Portemonnaie?" lachte Madame Medard.

„Im Portemonnaie, wenn es sein muß", erwiederte die Russin mit einem siegesgewissen Blick. „O, der menschliche Geist ist eine gute Sache. Es giebt merkwürdige raumersparende Mechanismen . . . Man kann in den Fall kommen, daß man einem solchen Werkzeug das Leben verdankt."

„Doch nicht einer Malerstaffelei?"

„Warum nicht? Jener Maler, der von den Steppenvölkern gefangen wurde, hat sich nur durch seine Kunst befreit . . ."

„Ich weiß, er hat die Fratzen seiner Peiniger an die Wand gemalt — une belle revanche! Ach", rief Madame Medard plötzlich, als habe sie eine leuchtende Idee, „jetzt verstehe ich Alles. Die Marchesa ist auf ihrer einsamen Kletterpartie diesem alpinen Kirgisen in die Hände gefallen und hat sich um den Preis seines Portraits losgekauft. Promenaden, bei denen man derlei Aventüren hat — je m'en moque. Ich besitze nicht einmal ein solch' lebensrettendes Talent. Mais que diable faites-vous là, duchesse?" prallte sie plötzlich entsetzt zurück vor all' den sonderbaren Gegenständen, welche die Russin mit düsterm Schweigen und einer gewissen Feierlichkeit aus der Tasche geholt und auf den Tisch gelegt hatte.

„Kennen Sie das?" fragte die Fürstin, indem sie eine auf kunstvolle Weise zusammengerollte Kugel von Fischbeinen und Drähten emporhob.

Madame Medard schüttelte den Kopf.

„O, das ist eine gute Sache", lächelte die Russin sichtlich geschmeichelt durch das Staunen ihrer Zuschauerin. „Kennen Sie es jetzt?"

Madame Medard streckte abwehrend die Hände vor, denn Drähte und Fischbeine starrten bedenklich nach allen Himmelsrichtungen.

„Das ist eine künstliche Taschenspinne!“ rief die Genferin.

Die Russin lächelte stolz, brachte einen aus zusammengeschobenen Blechröhren bestehenden Stiel zum Vorschein, überzog das Fischbeingestell mit einem kleinen Knäuel von Seidenrips und schwenkte den in's Leben gerufenen Sonnenschirm cokett über dem greisen Haupte . . . Dann legte sie ihn, wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht seinen Commandostab, zu dem Uebrigen.

Und sodann begann die Völkerwanderung aus ihren Taschen auf's Neue.

„Attendez!“ sagte Madame Medard mit tiefem Ernst. „Ich will ein Verzeichniß von dem Allen aufnehmen. Eine solche Sammlung von möglichen und unmöglichen Gegenständen trifft man nicht sobald wieder in einer Tasche zusammen.“

Und sie schrieb: „Drei ineinandergeschobene Trinkbecher. — Drei Flacons von verschiedener Größe für Wasser, um nicht in die Gefahr zu kommen, frisches Quellwasser trinken zu müssen, Eau de Cologne und prr! Liqueur. „Le petit verre“ ist das größte von allen, wie mir scheint. — Zwei Messer, eins zum Abschneiden von Blumen, eins zum Kürzen der . . . doch davon spricht man nicht. — Eine Scheere zu demselben Zweck. — Eine Feile, ditto. — Ein Schraubenzieher. Mon dieu, was machen Sie denn damit?“

Die Fürstin neigte sich mit der Miene einer düstern Entschlossenheit über den Tisch:

„Es ist mir schon vorgekommen, daß man aus Versehen meine Zimmerthür von außen zugeschlossen hatte. Denken Sie sich meine Lage, wenn ich nicht das Schloß abzuschrauben vermocht hätte?“

„Aber dem Kellner läuten war doch einfacher.“

Die Russin schüttelte unwillig das Haupt.

„Die wenigsten Glockenzüge in den Hotels sind in Ordnung. Manchmal hören die Kellner aus Bosheit nicht. In einzelnen Fällen haben die Zimmer gar keine Glockenzüge. Ein elektrischer Taschentelegraph ist eine gute Sache, aber wie soll ich bei geschlossener Thür die Leitung an die Glockendrähte befestigen!“

„Allerdings schwierig. Sollte nicht ein kleiner geräuschloser Sprengapparat, um Oeffnungen in den Mauern herzustellen, damit verbunden werden können?“

„Sie spotten, Madame!“ sagte die Fürstin verletzt. „Sie würden die Sache ernster nehmen, wenn Sie, wie ich, schon während eines ganzen Mittagessens in Ihrer Stube eingeschlossen gewesen wären und die Klingelschnur abgerissen hätten, ohne daß man Ihnen öffnete.“

„Während des Mittagessens? Das wäre allerdings sehr traurig“, bestätigte Madame Medard überzeugungsinnig. „So schlecht es sei, das Diner ist das Einzige, was den Aufenthalt hier erträglich macht. Notiren wir weiter . . .

„Du savon . . . je m'en moque! Ein Portemonnaie mit achttausend Francs in Gold. Um die Taille eingenäht zehntausend Rubel in Kassenscheinen. — Das wird den Herren Räubern, denen Sie einmal in die Hände fallen, sehr angenehm sein!"

„Räuber?" rief die Russin mißtrauisch. „Für die Räuber habe ich meinen Revolver."

Madame Medard rückte beunruhigt zur Seite. Die Russin holte eine jener mörderischen Waffen, auf's Zierlichste eingelegt, aus der Tasche. Die gelben Messingstifte, welche aus den Zündlöchern hervorschauten, bewiesen, daß die Waffe geladen war.

„So oft ich in ein Hotel komme, lasse ich aus Versehen meinen Revolver losgehen. Dann weiß die ganze Nachbarschaft, daß ich bewaffnet bin."

„Daher also neulich der Schuß, bei dem das ganze Haus zusammenlief, und über den der Direttore keine Auskunft geben wollte?"

Die Russin nickte, als habe sie eine große Schlauheit verübt, und war im Begriff in ihrer Miniaturweltausstellung fortzufahren.

Aber Madame Medard legte den zierlichen Goldstift ermüdet aus der weißen rundlichen Hand.

„Assez, Madame! Ich danke Ihnen. Ich will nicht weiter in Ihre Toilettengeheimnisse eindringen . . ."

„Aber meine Taschenhängematte, meine Strickleiter in einer Nußschale müssen Sie sehen!" rief die Russin geängstigt, ihre Zuhörerin zu verlieren.

„Eine Hängematte, die mit mir reißt, eine Strickleiter, die ich nicht erklettern kann — je m'en moque!" lachte die Genferin. „Wenn Sie nicht etwa ein kleines Taschenhotel mit einem schiffbaren See in petto haben, so halte ich ihr Pochepourri für sehr unvollständig."

Mit einem häßlichen Seitenblick steckte die Russin ihre ausgekramten Gegenstände wieder regelrecht in ihre sechs Taschen.

---

4. Vor der Staffelei.

Madame Medard war zur Marchesa getreten, welche die Umrisse des Bauern in kühnen, leichten Linien angedeutet hatte und eben daran ging, mit einer Hand, die ziemlich viel Routine verrieth, einzelne Farben aufzutragen.

Mit der den Künstlern bei der Arbeit gestatteten Freiheit malte die Marchesa, ohne auf ihre Freundin zu achten, weiter und setzte auch das Gespräch fort, das sie halb mit sich selber, halb mit ihrem Modell führte:

„Armes Volk, das der Boden nicht zu ernähren vermag, der es geboren! Wunderbare Sehnsucht, die den Menschen immer wieder zu der Scholle treibt, auf der seine Wiege gestanden. Und nachdem die Geldsendungen aufhörten und Sie annehmen mußten, daß Ihr Vater todt sei, wer sorgte dann für Ihre Studien?"

„Niemand, Signora“, sagte der Bauer mit einer eigenthümlich traurigen Melodie der Stimme. „Die Priester hier zu Lande machen keinen zu ihres Gleichen, der sie nicht bezahlt. Zudem liebten sie mich nicht.“

„Verzeihung, guter Freund!“ unterbrach die Marchesa mit milder Stimme, „Sie neigen das Haupt zu tief. Diese Schatten um die Augen kann ich nicht brauchen. Sehen Sie mir in's Gesicht . . . So! Das ist der richtige Ausdruck!“

Die Marchesa beeilte sich, diesen Ausdruck festzuhalten.

Des Bauern Antlitz war in diesem Augenblicke fast schön. Es leuchtete, als ob er in's Feuer blickte.

„Die Priester liebten Sie nicht“, nahm die Marchesa das vorige Gespräch wieder auf. „Warum nicht, wenn Sie doch auch Priester werden wollten?“

„Sie sagten, daß ich nicht den rechten Glauben habe. Ich stellte Fragen, die sie nicht beantworten konnten und darum für sündhaft erklärten. Nächte lang schlief ich nicht und hielt mich für verflucht von Gott, weil sich gegen Mancherlei, was mir gelehrt wurde, Alles in mir sträubte. Der Böse habe große Macht über mich, sagten meine Lehrer, denen ich das klagte, und riethen mir Gebet und Fasten.“

Der Bauer schwieg, als ob er den Stimmen in seinem Innern mißtraute, welche ihm sagten, daß die sonnige Gestalt da vor ihm nichts gemein habe mit den finsteren Gewalten, die über seine Jugend geherrscht hatten. Die Marchesa sah zu ihm auf mit einem Blick, der bis in seine Seele leuchtete, und malte weiter.

„Und als man einen Band weltlicher Gedichte bei mir fand“, fuhr der Bauer fast verlegen fort, „stieß man mich aus und ich wurde Knecht.“

Der Pinsel der Marchesa ruhte und ihre weiße Hand lag unthätig auf der Stange.

„Armer Mann“, sagte sie mit tiefer Stimme und der Blick, den sie auf den Erzähler richtete, galt nicht dem Modell, sondern allein dem Menschen. „Wie hieß der Dichter, dem Ihr Eure Entlassung verdankt?“

„Petrarca.“

Virginia sah eine Weile vor sich nieder und als sie wieder zu dem Bauern redete, lag in ihrer Stimme nichts mehr von der wohlwollend heitern Herablassung von eben. Der Priesterzögling, welcher zum Pflug verurtheilt wurde um des Sängers der Liebe willen, stand ihr mehr als gleich, und ihre Gnade konnte ihn nicht ehren. Fast schüchtern klang es, als sie sagte:

„Ich danke Ihnen für heute und weiß nicht, ob ich wagen darf, Sie einzuladen . . .“

Die Künstlerin stockte. Der Ausdruck bleichen Schrecks in den Zügen ihres Gastes machte sie verstummen.

„Lassen Sie mich wiederkommen, Padrona“, flehte seine tiefe männliche Stimme. „Ich will mich ganz ruhig halten und nichts mehr sprechen. Das Bild kann noch nicht fertig sein!“

„Allerdings ist es das noch nicht", antwortete Virginia mit stockender Stimme, indem sie ihr Malergeräth einpackte, ohne aufzublicken. „Aber ich möchte Sie nicht von Ihren Berufspflichten zurückhalten, die Ihnen vielleicht schwer genug werden. Ich fühle, daß ich Ihnen kaum eine Entschädigung bieten kann."

„Ich bin der Knecht und Sie sind die Herrin", sagte der Bauer leise und flehend. „Lassen Sie mich wiederkommen, bis das Bild fertig ist."

„Nun gut, wenn Sie nichts versäumen, mag es so sein. Kommen Sie morgen — nein, übermorgen um dieselbe Zeit und erwarten Sie mich hier. Wie ist Ihr Name?"

„Pietro Moro von Barbalena."

Die Marchesa hatte ihr Malergeräth geordnet und stand jetzt auf. Wie eine mächtige Schlange rauschte die Schleppe ihres schwarzen Kleides über die weißen Steine des Gartens, als Virginia mit einem leisen Kopfnicken an ihrem Modell vorüberging.

„Der hübsche Bauer macht Ihnen ja in aller Form den Hof", lachte Madame Medard, indem sie sich an ihre Freundin anschloß. „Wenn Sie ihn ansehen, verdreht er die Augen, als ob er zwischen jedem Endreim Petraca's, den er an Sie adressirt, einen Geißelhieb seiner ehemaligen Klosterbrüder spüre!"

„Madame", entgegnete Virginia ernst und zurückweisend und ihr gelblicher Teint röthete sich leicht — „Madame — es giebt Schicksale, über die man bei allem Esprit nicht spotten kann, ohne zu verletzen ..."

Betroffen blieb Madame Medard stehen, während die Marchesa weiter rauschte.

„Ah, das war stark", murmelte sie. „Wir stehen, scheint es, am Anfang eines kleinen Romans. Zu allen Zeiten war die Kunst die Freundin der Liebe — l'amour — oh! je m'en moque." Und da sie glücklich bei diesem beruhigenden Resultat ihrer sämmtlichen Lebenserfahrungen angelangt war, begab auch Madame Medard sich zur Tafel.

---

5. Die Australier.

Pietro Moro schritt inzwischen den Poschiavino entlang, welcher dem träumenden Wanderer seine blaugrauen Fluthen entgegenwälzte. Und Pietro Moro, der einstige Priesterzögling, hing niegekannten Träumen nach. Ihm war als sei er eine Stunde lang im Himmel gewesen und nun wieder auf die Erde versetzt worden. Er war nicht traurig darum; er durfte ja übermorgen dahin zurückkehren und nochmals die Seligkeit ihres Anblicks genießen ... Die längstvergessenen Verse des lorbeergekrönten Dichterfürsten wachten wieder in ihm auf und er murmelte sie vor sich hin, während ihm schien, als entströmten die melodischen Worte seinem eigenen Herzen — an sie.

Ein Mann, der mit einer langen Angelruthe aus Rohr zwischen den Weiden des rasch dahinschießenden Poschiavino Forellen für Le Prese

fing, rief den langsam dahin Schreitenden an. Pietro hörte es nicht. Eine schmucke Dirne, auf dem kohlschwarzen, glänzenden Haar einen schweren Korb, ging so hart an ihm vorüber, daß ihr Arm ihn streifte, und lächelte schelmisch. Sie lächelte umsonst — Pietro sah sie nicht. Er suchte einen Endreim Petrarca's und ihm war, als dürfe er seine Madonna nicht wiedersehen, ehe er denselben gefunden.

Da eben, als der vergessene Reim Wort für Wort vor seiner Seele aufdämmerte, fühlte er sich derb am Arm ergriffen:

„Cospetto di Bacco!" hörte er neben sich eine bekannte Stimme, und rasselnd fuhren Pietro's weiße Ochsen ihren Karren über den baufälligen Brückenbogen, an dem sich am Tage zuvor die Marchesa von Madame Medard getrennt. „Sangue di Diana! Hat Dich die Madonna von Tirano mit Blindheit und Taubheit gestraft für Deine Wallfahrt? Verdient hättest Du's. Hast Dich immer für einen vernünftigen Menschen ausgegeben, der sich nichts um die Schwarzen scheert, und jetzt, wo's alle Hände voll zu thun giebt, läßt Du Dir Madonnen im Traum erscheinen und läufst in die Wallfahrtskirche von Tirano! Ich hätte heute den letzten Tabak heimbringen sollen und muß um Deinetwegen nach der Bergwiese."

Der Mann, der das Alles in gutmüthig mürrischem Tone hervorstieß, war auf dieselbe Art, aber schlechter gekleidet wie Pietro, der seinen Feststaat trug; er war um einen Kopf kleiner, aber noch breiter und kräftiger, als der junge Bauer, was ihm bei der Kürze seines Körpers und sämmtlicher Gliedmaßen etwas zwerghaft Athletisches gab. Der Mann war etwa fünfzig Jahre alt, sein Gesicht war bartlos und von der Sonne fast zinnoberroth gebrannt. In der kaum zwei Finger hohen Stirn, der breiten Nase und den hervortretenden Backenknochen lag eine derbe, rücksichtslose Energie, während die grauen Augen des Mannes trotz seiner scheltenden Worte mit fast väterlicher Güte auf dem angeblichen Wallfahrer ruhten.

„Mit dem Tabak ist es nicht so schlimm, Quirino", sagte Pietro kleinlaut, als ob ihn die Lüge drücke, die er sich seinem Dienstherrn und Verwandten gegenüber hatte zu Schulden kommen lassen. „Rosa wird den Rest schon geschnitten haben."

Quirino sah seinen Knecht überrascht an:

„Rosa? Früher hast Du doch nie gelitten, daß ich Rosa auf das Feld schickte und hast lieber selbst für Drei gearbeitet oder noch spät nach Abendläuten, damit sie sich nicht anstrengte. Hat Dir das auch die Madonna von Tirano gesagt, daß die Rosa Tabak schneiden solle, während Du betest?"

Pietro Moro wagte seinem Herrn nicht in die scharfen, gutmüthigen Augen zu blicken.

„Höre, Pietro", fuhr der kleine Athlet fort, indem er seinem viel größern Knechte die breite Hand auf die Schulter legte, „höre, Pietro! Laß das Beten und Wallfahren den Weibern und halte Dich tüchtig dran, daß wir rasch unsere Ernte einbringen."

„Ich kann nicht", murmelte Pietro. „Uebermorgen muß ich wieder nach Tirano. Ich habe ein Gelübde gethan . . ."

„Corpo di Dio, Du bist verrückt, Pietro!" rief Quirin.

Pietro widersprach nicht.

Langsam schritten die Beiden dahin am pfeilschnell fließenden blaugrauen Poschiavino. Mit bedächtigem Schritt folgten ihnen die weißen Ochsen.

Pietro und Quirin bogen von der Hauptstraße ab in einen Nebenweg, der am Fuße des Monte Cavaglia entlang nach Barbalena führt.

Ohne daß sich Jemand um sie kümmerte bogen die Ochsen genau an derselben Stelle ein. Wol eine Viertelstunde lang waren die Männer schweigend den schlechten Karrenweg emporgeschritten, als ihnen ein kleiner, hoch mit grünen Tabaksblättern beladener Wagen denselben versperrte. An dem erhöhten Rande des Wagens saß ein junges Mädchen, das manchmal wie ein Vogel vor dem Einschlafen ein paar Tacte eines melancholischen Liedes vor sich hinsang und dann wieder wachend weiterträumte.

„Ecco la Rosa", sagte Quirin und in seinen Augen leuchtete eine große Zärtlichkeit.

Das Mädchen blieb sitzen, auch als Pietro und ihr Vater vor ihr standen. Indem sie ihre frischen braunen Augen von dem Einen zum Andern wandern ließ, sagte sie einfach:

„Ich habe den Wagen zu voll geladen und konnte ihn nicht bergauf ziehen. Da wartete ich auf Euch."

Und sie lachte, daß zwei Reihen starker, blendend weißer Zähne zwischen den dunkelrothen Lippen sichtbar wurden und ihr Gesicht, das eine leicht kastanienbraune Färbung hatte, ward anmuthig und reizend unter dem Ausdruck von Frohsinn und Herzensgüte, den das kleine Mißgeschick darauf hervorrief.

„Wenn Dir das die Madonna von Tirano nicht verboten hat, so faß an!" sagte Quirin zu Pietro, der wie in tiefem Nachdenken auf das Mädchen schaute. Als sich Rosa vom Rasen erhob, erschien ihre Gestalt weder besonders schlank noch hervorragend schön. Sie war ein Bauernmädchen wie tausend andere in diesen Gegenden und schwang sich ohne besondere Grazie auf das Ochsenfuhrwerk ihres Vaters. Rührend an dem achtzehnjährigen Gesicht jedoch war der Ausdruck einer warmen, fast kindlichen Hingebung, wenn dasselbe sich zu Pietro wendete.

„Als Du fortwarst, Vater!" fuhr das Mädchen fort, indeß ihre frischen Augen wieder zu Quirin wanderten, „kaum nach einer Stunde war Nachbar Bertolini da und fragte nach Dir und sagte, daß ihm der Preis recht sei, den Du für das Haus und die Felder verlangt hast und daß er auch den Vertrag unterschrieben und die Sache nun ihre Richtigkeit habe."

„Evviva!" rief Quirin mit jugendlicher Lebendigkeit, indem er seinen Hut vom Kopfe nahm und schwenkte. „In einer Woche geht es nach Australien! Direct nach dem Goldlager gehen wir, das ich da-

mals so dummer Weise verlassen habe, vielleicht eine Stunde bevor das Gold kam. Aber der plötzliche Tod von Rose's Mutter hatte mich um den Verstand gebracht. Da packte ich mein kleines Röschen zusammen und fuhr ab. Fünfzehn Jahre hat mich seitdem meine Dummheit nicht schlafen lassen. Freut Euch, Kinder! Wir kehren nur als reiche Signori in unser Bergloch zurück .... Auch Du sollst ein Signore werden, Pietro!"

Pietro lehnte mit finsterer Entschlossenheit am Tabakswagen.

„Ich gehe nicht mit Euch nach Australien!" sagte er fast unhörbar.

Aber Rosa hatte es gehört. Mit einem Satz war sie vom Ochsenfuhrwerk zur Erde gesprungen, hatte ihres Vaters Hand erfaßt und sah ihn mit kindlicher Verzweiflung wie Hülfe suchend an:

„Vater, Pietro will nicht mit!"

„Er muß mit, Diavolo!" schrie der fünf Fuß hohe Riese zornig und trat vor seinen Knecht. „Hat Dich denn die Madonna von Tirano wirklich toll gemacht? Ich bin zu alt, um Alles allein zu thun, ich kann sterben und dann wäre Rosa verlassen unter Menschen, die nicht besser sind als Räuber. Du hast es versprochen, daß Du mitgehst und jetzt mußt Du mit. Mit Gewalt, wenn Du nicht gutwillig gehst. Corpo del Diavolo!"

Und wie des Auswanderers Backenknochen glühten, seine grauen Augen blitzten und seine mächtige Muskulatur sich reckte, konnte man es glauben, daß er den Versuch nicht gescheut hätte, den langen Pietro auch mit Gewalt zu dem verlassenen Goldlager bei den Antipoden zu schleppen.

Da hob auch Pietro trotzig das finstere Gesicht.

„Ich bin ein Mensch wie Du, Quirin, wenn ich auch Dein Knecht war. Du kannst mich nicht zwingen, wenn ich nicht will."

„Berechino!" knirschte Quirin. „Lügt uns ein Jahr lang an und läßt mich Haus und Feld verkaufen und geht dann nicht mit. Demonio!"

Und außer sich vor Zorn griff er nach dem sichelartigen Messer, das an seiner Hüfte hing.

Hochaufgerichtet stand Pietro Moro, ohne einen Schritt zu weichen. Er erhob keine Hand den drohenden Angriff abzuweisen oder zu erwiedern.

Da warf sich Rosa schluchzend an ihres Vaters Hals.

Der alte Goldgräber wurde weich Er streichelte mit der unbewaffneten Hand ziemlich plump die Wangen seiner Tochter.

„Er ist es gar nicht werth, daß man sich so viel um ihn kümmert!" knurrte Quirin. „Jetzt kommt der entlaufene Mönch ja recht stark zum Vorschein. Wir werden unsern Weg über's Meer auch ohne ihn finden. Weine nicht, Rosa. Der undankbare verlogene Bursche ist es nicht werth."

Rosa schien diese Ansicht nicht ganz zu theilen.

„Komm in's Haus", wendete sich Quirin dann rauh und kurz an seinen Knecht. „Ich werde Dir Deinen Lohn auszahlen und dann kannst Du Dich bei der Madonna von Tirano als Ministrant verdingen."

Pietro schwieg und folgte langsam seinem Herrn und Rosa, welche sich schluchzend auf ihren Vater stützte. Die Ochsen, auf dem schmalen Weg durch den Wagen mit den Tabaksblättern aufgehalten, hatten es versucht, zuerst links, dann rechts an demselben vorbeizukommen. Als das nicht gelang, stieß der eine von ihnen ein unmuthiges Brüllen aus und als auch das nicht half, ließ er sich auf seine untergeschlagenen Beine nieder. Bald folgte auch sein Begleiter diesem Beispiel.

---

6. Die Serenade.

Die Marchesa war durch die Aeußerung der Madame Medard tief verstimmt worden. Auch bemerkte sie oder glaubte sie zu bemerken, daß ihre Handlung unter den übrigen Gästen zum Gegenstande eines Gesprächs gemacht worden war. Die Stimmung, in der sie sich befand, ließ sie zusammenzucken bei jedem Lachen, jedem Flüstern, das zu ihr drang. Ein tiefer Groll erfaßte sie und noch vor Ende der Tafel brach sie auf und ging mit stolz erhobenem Haupte aus dem gemeinschaftlichen Saale. Aufgeregt schritt sie in ihrem Zimmer auf und nieder. Dieser in der Trivialität des Herkömmlichen verottete goldene Pöbel verstand nicht, was das Allernatürlichste und Einfachste war für eine Künstlerin — eine interessante Gestalt, einen hübschen Kopf, eine malerische Tracht festzuhalten durch die Kunst. Diese niedrigen Seelen konnten nicht begreifen, daß es ein geistiges Interesse gab, das weit zu erheben vermochte aber alles Andere ... daß ein Adonis für den wahren Künstler nur Modell und vergessen war, nachdem er seine Gestalt der Leinwand seines zweiten Schöpfers geborgt ...

Virginia vergaß, daß die anderen Bewohner des Hotels sie bis jetzt nur als Marchesa nicht als Künstlerin kannten und daß deren Ueberraschung und Aufmerksamkeit viel eher der Entdeckung eines seltenen Malertalents galten, als durch mißgünstige Vermuthungen hervorgerufen sein mochte. Virginia glaubte zu fühlen, wie richtig ihr einstiger Gatte die Welt beurtheilt hatte, als er sie so ängstlich vor der Gefahr mißverstanden zu werden, bewahren wollte. Aber daß er sie zu Concessionen an Menschen und Vorurtheile zwang, die sie verachtete, daß er ihr lieber den härtesten Druck auferlegte, als daß er sie frei gewähren ließ und jeden Spötter und Verläumder strafte, das verzieh sie ihm nie, das zeigte, daß er weniger Achtung vor ihr hatte, als vor der Meinung der Welt.

Virginia vergaß, daß es keinen schwerern Kampf giebt, als den mit der öffentlichen Meinung, mag diese im Rechte sein oder nicht, und daß es für die treueste Aufopferung des kühnsten und festesten Mannes ein vergebliches Bemühen wäre, eine falsche Beurtheilung seiner Frau durch die Menge zu verbessern, welche jene selbst durch eine weise Beschränkung leicht hätte vermeiden können.

Virginia sah in dem Geflüster der Leute bei der heutigen Tafel,

in ihren indiscreten Blicken nur den finstern Geist ihrer Ehe, der sie bis in diesen Gebirgswinkel verfolgte und sie auch hier noch marterte.

Virginia war sehr unglücklich. Da dachte sie an die Blicke fast abgöttischer Verehrung, mit welchen der junge Bauer sie betrachtet hatte. Sie fühlte keinen Zorn bei den nicht mißzuverstehenden Beweisen einer jede Rücksicht verachtenden grenzenlosen Hingebung. Wie stolz hatte der junge Bauer dagestanden und hatte, mit gespannter Aufmerksamkeit ihrer Befehle harrend, die Gaffer, die ihn umstanden, keines Blickes gewürdigt

Sie war Weib genug, um zu fühlen, daß Pietro Moro mit geschlossenen Augen ihre Befehle vollziehen würde, und wenn sie ihm Schande und Tod brächten und jeden ihrer Wünsche höher stellen als göttliches und menschliches Gebot . . .

Es war dunkel geworden und sinnend blieb Virginia am Fenster stehen. Das Gebüsch des Gartens lag schwarz und formlos unter ihr und zwischen den Stämmen einzelner Akazien leuchtete geheimnißvoll der See, der leise an die Tropfsteinfelsen des kleinen Hafens schlug.

In überweltlicher Größe zeichneten sich die Umrisse der dunklen Berge von der gelben Dämmerung ab, welche den baldigen Aufgang des Mondes verkündete. Da sah Virginia, wie eine dunkle Gestalt sich leicht über die niedere Brüstung des Gartens schwang und in den schwarzen Büschen verschwand. Ihr Herz schlug heftig, sie war sich nicht klar darüber warum. Da erklang in den Büschen eine männliche Stimme; leise, tief und harmonisch begann sie eine unbekannte, vielleicht noch nie gesungene Melodie, die immer weicher anschwoll gleich dem Lichte des unsichtbaren Mondes, das in immer reicheren Fluthen hinter den Bergen emporwallte.

Jetzt erschien die goldene Scheibe des Mondes und zitterte in einer breiten goldenen Straße über den See und die Wege des Gartens. Das Gebüsch, hinter dem der Sänger sich verbarg, erzitterte und Funken irrten über die Blätter, als ob sie von der Sonne träumten.

Und immer voller, melodischer und wilder erklang des Sängers Lied und wie fortgerissen von der stürmischen Sehnsucht seiner Töne trat er hervor aus dem Laub und zu Virginia's Fenster empor klang metallrein und klingend sein rührendes: „Addio!"

„Pietro!" murmelte die Gräfin und trat erschreckt vom Fenster zurück, obschon sie seit den ersten Tönen geahnt, wer der Sänger war und wem das Lied galt.

Aber mit der lauen Luft der Herbstnacht strömten die leidenschaftlich schönen Töne ihr berauschend in's Zimmer nach . . .

Da hörte Virginia wie dicht neben ihr die Balconthür geöffnet wurde. In den benachbarten Zimmern wohnte die russische Fürstin, welche selbst von den spleenischen Engländern sorgfältig vermieden wurde, sich aber dessen ungeachtet für den natürlichen Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft ansah und daher auch den Gesang unter ihren Fenstern für ein eigens zu ihrer Abendunterhaltung veranstaltetes

Concert halten mochte. In ihrem hellen Nachtgewande stand sie auf dem Balcon und lehnte sich über das Geländer und nickte beifallspendend mit dem bejahrten Haupte im Mondschein und winkte mit der Hand.

Wie überrascht schaute der Sänger einen Augenblick empor, dann verschwand er im Schatten der dem Balcon zunächst stehenden Akazie, es rauschte in den Zweigen und mit einem gewaltigen Sprung stand Pietro neben der Fürstin.

Die auf alle Gefahren und Zufälligkeiten des Lebens sorgfältig vorbereitete alte Dame verzichtete bei der Raschheit und Originalität des Ueberfalls auf jeden Versuch, zu ihrem Taschenarsenal zu gelangen und bediente sich gegen den ungebetenen Besucher derjenigen Waffe, welche der Frau in den seltensten Fällen versagt — sie schrie jammervoll um Hülfe.

Pietro hatte seinen Irrthum bereits wahrgenommen, sich über die Balustrade geschwungen und war von dem nicht allzu hohen Altan in den Garten hinuntergesprungen

Da erschien unter der Thür des Hotels der Direttore, der sich nach der Ursache der Ruhestörung umsah.

Auch andere Kellner liefen herzu, um den Eindringling zu fassen. Aber sofort wälzten sich ein paar von ihnen, von der Hand des Flüchtlings niedergeworfen, auf dem klirrenden Kies . . . und die dunkle Gestalt des Söngers sprang mit einem gewaltigen Satz über das niedere Gartengeländer.

Fluchend erhoben sich die niedergeworfenen Kellner vom Boden und gingen gesticulirend in's Haus.

Die Marchesa, die sich in ihrer Herzensangst weit aus dem Fenster gelehnt hatte, trat rasch zurück, denn das Puppengesicht des Direttore schaute grell vom Mond beleuchtet auffallend zu ihr empor.

---

7. Der Brief.

„Una lettera per Lei, Signora Marchesa!" Mit diesen Worten verbeugte sich am andern Morgen, als sie zum Frühstück in den Speisesaal ging, der Direttore vor Virginia, tiefer als gewöhnlich, um das häßliche Lächeln zu verbergen, das sich in seinen glänzend schwarzen Backenbart verlor.

Mit finsterm Stolz nahm die Künstlerin den Brief entgegen. Da erbleichte sie und ihre Hand zitterte.

Dröhnend klang die Tischglocke durch das Haus.

„E servito!" lächelte der Direttore wieder mit einem forschenden Blick auf die Marchesa und öffnete vor ihr weit die beiden Flügelthüren des Speisesaals.

Virginia hatte nicht mit der Wimper zucken und ihre Umgebung mit eisiger Verachtung strafen wollen — und nun hielt sie in der bebenden Hand einen Brief aus Florenz. Die Aufschrift war von der Hand

ihres Gatten. Der erste Brief seit den ersten sechs Monaten ihrer ewigen Trennung, der erste, seit Alles aus und entschieden war zwischen ihnen! Was konnte er ihr zu sagen haben, da Alles zu Ende war?

Eine gräßliche Unruhe peinigte die Marchesa Sie hätte in ihr Zimmer gehen und das Couvert von dem räthselhaften Schreiben reißen mögen — sie durfte nicht. Eisige Ruhe und Verachtung hatte sie ja diesen gaffenden, höflich unverschämten Menschen gegenüber gelobt und sie wollte stark sein.

Sie war stark. Die ganze Procedur eines Dejeuners ging an ihr vorüber mit der erdrückenden Wichtigkeit seiner Details und in jedem unbewachten Augenblick klirrte ihre Gabel hörbar auf dem Teller.

Aber sie war stark — bis rings die Nüsse des Desserts krachten. Und als die unförmlich dicke Amerikanerin, welche das Präsidium führte, sich erhob, ging auch Virginia mit ruhigen, langsamen Schritten aus dem Saal. Stufe um Stufe stieg sie die Treppe empor wie eine Todmüde.

In ihrem Zimmer angelangt hielt sie noch einen Augenblick den verschlossenen Brief mit beiden Händen, dann riß sie mit Fieberhast die Einhüllung herunter.

Keiner Bewegung mächtig starrte sie auf die wenigen Zeilen, dann preßte sie mit einem leisen Schrei höchster Wonne die Lippen auf das Papier und warf sich schluchzend auf das Sopha.

In krampfhaftem Weinen bewegte sich ihr Körper noch lange, dann richtete sie sich mit verklärtem Antlitz auf und schellte. Der Kellner erschien:

„Besorgen Sie mir einen Wagen, der mich nach dem Comersee fährt. In einer Stunde reise ich ab.“

Der Kellner ging. Wieder und wieder ruhte ihr Auge auf den Zeilen, die eine Männerhand sichtlich in höchster Erregung niedergeschrieben.

„Virginia! Sechs Monate habe ich um Dich getrauert wie um eine Todte. Jetzt ertrag' ich es nicht mehr. Ich will nicht zu Dir eilen, weil Du darin eine That der Gewalt erblicken könntest, die uns auf's Neue entfremden würde. So höre denn, was Dir mein Stolz noch nie gestand. Nur Eifersucht war es, die mich Dir jeden freien Athemzug mißgönnen ließ, nichts Anderes, ich schwöre es, nichts Anderes, Virginia! Nicht die Welt, nicht ihr Brauch — was lag mir an den Menschen, wenn Du mich liebtest! Ich war eifersüchtig auf Alles, auf die Künstler, mit denen Du verkehrtest, auf die leblosen Statuen und Gemälde, die Du bewundertest, ich gönnte Dich selbst nicht der Kunst. Ich wollte Dich allein haben, Virginia, alle Liebe, jeden Blick, jeden Athemzug, und Deine Entfremdung strafte mich dafür. Ich bin klug und sanft geworden in der langen Krankheit, welche die Trennung von Dir mir war. Ich bin ein armer, an Geist und Herzen gebrochener Mann, der von den Resten einstiger Gluth noch leben möchte, die Du vielleicht für ihn bewahrt. Komm zu mir, Virginia! und ich will Dein treuer Diener, nicht mehr Dein Herr sein! Luigi.“

Die Marchesa nahm ruhig ihr Malergeräth und stellte es in einer Ecke zusammen. Dann ordnete sie den Inhalt ihrer Koffer. Die ihr sonst so theuren Werkzeuge ihrer Kunst ließ sie stehen und wandte keinen Blick mehr darnach zurück, als sie das Zimmer verließ ... Nur als der Kellner sie auf die vergessenen Dinge aufmerksam machte, sagte sie ihm, er solle mit denselben machen, was er wolle.

Dann ließ sich die Marchesa der Madame Medard melden. Sie war so unendlich glücklich, daß sie von Niemanden in Unfrieden scheiden wollte.

Der Wagen stand hochbepackt mit Koffern vor dem Thor des Hotels und mit einem Antlitz, das sein Glück nicht verbergen konnte, stieg die Marchesa am Arme der Madame Medard die Treppe herunter. Würdevoll machte der Direttore die Honneurs des Hauses.

„Und Sie wollen noch nicht zu Ihrem Gatten zurückkehren?“ sagte Virginia sanftlächelnd zu der Genferin, welche ihr früher so viele öde Stunden durch ihr Geplauder verkürzt hatte.

Madame schüttelte energisch den Kopf:

„Pas encore — Es ist noch zu heiß dazu. In der Hitze langweilt man sich noch mehr als sonst, und wenn man sich langweilt, zankt man sich. Im Winter dagegen, wenn man gezwungen ist, die Füße an dasselbe Feuer zu strecken und sich gegenseitig die Zeitung vorzulesen, accommodirt man sich eher.“

„Und wenn Ihr Gatte Sie nun plötzlich zu sich riefe?“

„Er wird sich hüten. Und wenn er es thäte — je m'en moquerai bien! Doch reden wir von etwas Vernünftigem! Was soll ich mit dem jungen Bauern anfangen, wenn er wieder kommt, um gemalt zu werden. Sie haben ihn doch für morgen bestellt?

Die Marchesa wurde purpurroth. Im Taumel des Glücks hatte sie den armen Pietro, der ihre Gedanken doch einige Stunden fast ausschließlich beschäftigt hatte, gründlich vergessen. Die Worte der Genferin riefen ihr plötzlich wieder Alles in's Gedächtniß zurück. Sie zog eine ziemlich kostbare Nadel aus ihrem Reiseplaid und reichte sie der Genferin mit den raschen, verlegenen Worten:

„Geben Sie ihm das zum Andenken. Sagen Sie ihm, daß ich ihm alles Glück wünsche. Leider konnte ich sein Bild nicht vollenden. Ich möchte nicht unhöflich erscheinen. Wenn Sie anders durch die Erfüllung meiner Aufträge Ihren Ruf nicht zu gefährden fürchten“, schloß die Gräfin, indem sie in den geöffneten Wagen stieg, dessen Schlag der Direttore offen hielt.

„Mein Ruf? Je m'en moque!“ rief Madame Medard lachend und die Schleppe der Marchesa in den Wagen drückend.

Ein Winken mit der Hand, eine tiefe Verbeugung des Direttore und der Wagen rollte am Ufer des Sees entlang nach dem Veltlin hinunter.

8. Der Troubadour.

Am andern Tage nach dem Dejeuner war fast die ganze Gesellschaft von Le Prese im Garten um das angefangene Bild Pietro's versammelt, welches einer der Kellner sammt dem Malergeräth von der Marchesa geschenkt erhalten haben wollte und nun zum Verkaufe ausbot. Es giebt bekanntlich eine Gattung von Engländern, welche Alles kauft, was nur irgendwie an irgend etwas erinnert oder dadurch schon merkwürdig ist, daß man sich nichts dabei denken kann.

Es war offenbar hochgradiger „Spleen", daß eine hübsche Dame, welche im Uebrigen ganz lady-like ist, sich einen Bauern von der Straße holt, ihn vor ihre Staffelei stellt und allen Ernstes abzumalen beginnt. Daß sie sodann sich von diesem Bauern, wie bereits allgemein bekannt, Serenaden bringen läßt und dann nach Empfang eines Briefes mit Hinterlassung von Original und Bild plötzlich abreist. Ein Gegenstand, welcher als Beweis und Product solcher Excentricität anzusehen war, besaß bei einigem Instinct für den Scandal immer eine gewisse Anziehungskraft und bereits war auch ein Gentleman mit sehr großen, farblosen Augen, grauem Angesicht, spitzem Backenbart und stets offenem, zahnlosem Munde im Begriff, das unvollendete Bild zu erstehen.

In diesem Augenblick trat Pietro Moro im Sonntagsstaat von der Straße her in den Garten, mit ruhiger Sicherheit auf alle die noblen Leute blickend, die ihn umstanden, und in der halb theatralischen Haltung, die ihm eigen war. Er lehnte sich ruhig an den Baum, an welchem er gestern gestanden, und schien auf die Marchesa zu warten.

Da ertönte plötzlich eine unangenehme spöttische Stimme:

„Ecco il trovatore di Barbalena!"

Der Direttore rief das in einem Tone, als ob er seinen Gästen den Anfang eines bereits angesagten Schauspiels verkünde.

Die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich nach Pietro, der mit übereinandergeschlagenen Armen und herausfordernder Miene die Blicke Aller aushielt.

Das Wachspuppengesicht des Direttore verfärbte sich etwas. Seine Würde war in Frage gestellt und mit Ingrimm gedachte er des derben Stoßes, den der nächtliche Sänger ihm versetzt. Rasch trat er auf den Bauern zu und fragte herrisch:

„Was sucht Ihr hier?"

„Ich erwarte meine Gebieterin."

„Wer ist Eure Gebieterin?"

„Die Marchesa Dalonzetti."

„Die Marchesa ist abgereist."

„Das ist nicht wahr Sie hat mir gesagt zu kommen."

„Frecher Bursche!" schrie der Direttore wüthend. „Sie ist abgereist und Du hast hier nichts zu suchen — Man bettelt und stiehlt hier nicht "

Erbleichend wich der Direttore zurück vor dem Blick, mit dem Pietro auf ihn zuschritt:

„Ich habe noch nie gebettelt und gestohlen!" Pietro's lange Gestalt war noch höher und seine Glieder reckten sich.

Der Direttore war in's Haus geeilt, um Unterstutzung zu holen.

Madame Medard ließ sich von der Russin eben zum dritten Mal ihr nächtliches Abenteuer erzählen und nahm die Mittheilung ihres unabänderlichen Entschlusses entgegen, nach solchen Ereignissen eine vollkommene Rüstung aus zwölf Lagen aufeinandergesteppter Seide zu tragen, die des Nachts und unter besonders bedrohlichen Verhältnissen durch eine eben so hergestellte Kapuze mit starkem Visir vervollständigt werden konnte.

„Denn", erklärte die alte Dame ganz einleuchtend, „es ist nicht anzunehmen, daß 'ein Mörder, der Geräusch vermeiden muß, sich einer Schießwaffe bedient. Er wird mich also mit einem Messer zu tödten versuchen. Und dagegen ist zwölffache Seide eine gute Sache . . ."

„Ob ich ersticke oder erstochen werde, je m'en moque!" lachte Madame Medard und ging auf Pietro zu.

„Marchesa Dalonzetti läßt Ihnen alles Glück wünschen und schickt Ihnen Das zum Andenken Sie ist gestern abgereist."

Pietro wurde sehr blaß und seine Augen öffneten sich zu erschreckender Größe. Dann warf er der Genferin einen finstern, mißtrauischen Blick zu und schob das Geschenk zurück.

„Es ist nicht wahr!"

„Ihr seid drollig, guter Freund!" sagte Madame Medard etwas betroffen ob der einfachen Antwort. „Glaubt Ihr etwa, daß ich Euch die Anwesenheit der Marchesa vorenthalten will, um selbst Euer unwiderstehliches Antlitz zu malen? Je m'en moque! Ich wiederhole Euch, die Marchesa ist nach Florenz zu ihrem Gatten gereist und läßt Euch grüßen. Da Ihr so unhöflich seid, das Geschenk der Gräfin zu verschmähen, so werde ich es im Bureau des Hotels deponiren, bis Ihr es abholt." Und damit wandte Madame Medard dem Bauern den Rücken.

Aber dieser erhielt sofort wieder Gesellschaft in Gestalt des Engländers, welcher das angefangene Bild kaufen wollte. Derselbe hatte sich ihm mit britischer Unbefangenheit genähert, als ob er die Aehnlichkeit des Portraits prüfen wolle. Pietro erkannte sein Bild und riß es dem Alten aus der Hand, dessen Kinnladen noch vor Erstaunen zitterten, als Pietro mit seinem Raube stolzen Schrittes, aber bleich wie ein Todter, den Garten verlassen hatte.

Er war kaum auf der Straße angelangt, als ein halb Dutzend Kellner, angeführt von dem wüthenden Direttore, ihm nachstürzten, um ihm das Bild wieder abzunehmen.

Da erhielt Pietro eine ganz unerwartete Unterstützung. Es war Quirin, der den sonderbaren Wallfahrten seines entlassenen Knechtes nachgespürt hatte und der sich nun mit seiner breiten Gestalt und das sichelförmige Messer drohend in der Hand zwischen ihn und seine Verfolger stellte.

Der Goldgräber war im ganzen Thal des Poschiavino bekannt durch seine Stärke und Entschlossenheit. Der Direttore und seine Mannschaft schrieen und gesticulirten, aber Keiner wagte den Auswanderer anzugreifen. Quirin faßte seinen Schützling unter den Arm und zog ihn fort.

Die beiden Männer sprachen kein Wort. Nur manchmal fielen die Blicke Quirin's mit einem Ausdruck fanatischen Hasses und abergläubischer Furcht auf das Bild, das Pietro in der Hand trug. Erst als sie in Barbalena angelangt waren und Pietro auf der Schwelle zögerte, legte ihm Quirin die Hand auf die Schulter und sagte:

„Du bist krank, Pietro — komm! Rosa soll Dich pflegen."

Willenlos ließ sich Pietro in die Stube ziehen. Dort aber sank er gebrochen auf die Bank und schluchzte herzbrechend.

Bleich und zitternd stand Rosa vor ihm. Da flüsterte ihr der Vater leise in's Ohr:

„Die Inglesi haben ihn verhext mit ihrem Malen, wie meine arme Schwester. Schon der erste von diesen blonden Teufeln, der in unser Thal gekommen ist, hat die arme Nanetta gemalt, und seit der Zeit ist sie um den Verstand gekommen und hat nicht mehr gelacht und gegessen, und wie wir ihr das Bild verbrannt haben, um die Hexerei zu zerstören, ist sie bei der Nacht fort und wir haben nie wieder von ihr gehört. Der Zauber war ihr schon im Blut. Wenn wir das Bild eine Viertelstunde früher verbrannt hätten, sagte der Meßner, so wär' ihr geholfen gewesen."

Und eingedenk dieser Lehre schlich sich Quirin leise neben den schluchzenden Pietro und nahm unbemerkt das Bild und trug es in die Küche, wo er es in's Feuer steckte.

Als er wieder in's Zimmer trat, saß Rosa neben Pietro, das Haupt an seiner Schulter, und weinte mit ihm. Unsicher tastete Pietro nach ihren Händen und richtete die trüben Augen Vergebung flehend auf sie:

„Ich möchte mit Euch nach Australien gehen, wenn Ihr mich noch wollt!"

„Evviva!" brüllte Quirin, daß die Beiden erschreckt auffuhren. „Evviva! Das Verbrennen hat geholfen. Die Hexerei war noch nicht im Blut.

Quirin war ein aufgeklärter Mann — er glaubte nicht an Gott, aber an den Teufel, und der letzte Hexenproceß im republikanischen Puschlav, welches heutzutage noch selbstständig zum Tode verurtheilen kann, hatte erst 1782 stattgefunden.

Engvereinigt standen die drei Menschen in dem ärmlichen Zimmer — draußen lag der Schatten des Monte Cavaglia gleich einem riesigen Wegweiser nach Osten auf dem im rothen Abendschimmer glühenden Thal, und wie traumumfangen verhallten in der Ferne die Töne des Aveläutens von Poschiavo.

Gedichte

von Ernst Eckstein.

1. Herbstabend.

Alles zittert, denn die Sonne schied
Und das Glück verschmerzt sich nur so schwer!
Traurig, wie ein hoffnungsloses Lied
Klingt der Strom durch's feuchte Dunkel her . . .
Wie er wühlt und nagt!
Wie er stöhnt und klagt!
Ach, er findet Ruhe doch im Meer!

Wall', o walle nicht so wonnevoll,
Stolze Woge, dunkelblondes Haar!
Blaue Blume, die ich meiden soll,
Blüh' und leuchte nicht so wunderbar:
Ach, vorbei, vorbei
Und begraben sei,
Was das Höchste mir auf Erden war!

Schweigend, von der Dunkelheit bewacht,
Brüten rings die Nebel auf dem Thal.
Durch des Jammers thränenvolle Nacht
Zittert kaum ein halbverlorner Strahl.
Ewig klar und rein
Wohnt das Licht allein
In der Dichtung hohem Göttersaal!

Selig, wer den Liebesquell geahnt!
Glanzberauscht vergißt er jede Pein.
Selig, wer die Pfade sich gebahnt:
Denn das wahre Himmelreich ist sein.
Mit der Sterne Lauf
Geht sein Blick hinauf,
Sein Gedanke ist wie Sonnenschein.

Wohl! nach jenen Höhen will ich schau'n,
Wo kein Sturm die Blüthen mir bedroht.
Goldne Tempel will ich auferbau'n
Und die Schönheit lieben bis zum Tod.
O verlaß mich nicht,
Wundervolles Licht,
Bleiche nicht, Du schönes Morgenroth!

---

2. Des Sclaven Traum.

(Nach dem Englischen des **H. W. Longfellow.**)

Er lag beim ungesammelten Reis,
Die Sichel in der Hand,
Entblößt die Brust, das gebleichte Haar
Begraben in dem Sand,
Noch einmal im Nebel und Schatten des Schlafs
Sah er sein Heimatland.

Weit fluthet der Niger durch's grüne Gefild,
Und die Wogen kommen und flieh'n . . .
Und wieder in den Palmenhain
Schritt er als Fürst dahin,
Und er hörte zu Thal mit Sang und Klang
Die Karavane zieh'n.

Er sah, wie hold sein liebes Weib
Im Kreis der Kinder stand;
Sie hingen sich zärtlich an seinen Hals,
Fromm hielten sie seine Hand.
Und von des Schläfers Wimpern rann
Eine Thräne in den Sand.

Dann ritt er kühn den Strom entlang,
In windesschnellem Flug;
Gold war sein Zügel, blank das Schwert,
Das er zur Seite trug;
Wild klang es im Thal, wenn die Scheide von Stahl
Des Renners Flanke schlug.

Stolz zog der rothen Flamingo Schaar
Als Banner ihm voran,
Und er stürmt ihnen nach, bei Nacht und bei Tag
Auf palmenbewachsener Bahn,
Bis fern zu den Hütten des letzten Stamms
Am donnernden Ocean.

Er hörte bei Nacht des Löwen Gebrüll,
Und den Panther am Waldessaum —
Das Flußpferd knickte das zitternde Rohr,
Und hochauf spritzte der Schaum;
Und es ging, wie stolzer Drommetenklang
Durch seinen Siegestraum.

Und „Freiheit!" scholl's durch den nächtlichen Wald,
Und „Freiheit!" überall
Und der glühende Sturm der Wüste rief's,
Und der tosende Wasserfall
Und er bebte im Traum und lächelte mild
Beim jauchzenden Wiederhall.

Er fühlte des Vogtes Peitsche nicht,
Noch des Tages Hitze und Noth.

Auf dem friedlich schlummernden Antlitz lag's
Wie seliges Morgenroth;
Der Bann war gebrochen, die Kette gesprengt,
Und die Freiheit erobert im Tod!

---

3. Das Landmädchen.

(Nach dem Schottischen des **Robert Burns**.)

'S war Sommer, und das Heu gemäht,
Im Felde wogte grün das Korn;
Von Blumen war die Wiese bunt,
Von frischen Blüthen Busch und Dorn;
Vom Farmerhof die Bessie sprach:
„Mag's geh'n, wie's will, ich heirath' jetzt!"
„Kind", sprach die Tante, „hör' mir zu;
Nie hat ein guter Rath verletzt!

„Du weißt, mein Herz, Du bist noch jung,
Und Mancher wirbt um Deine Hand,
Drum warte noch und wähle dann
Ein schmuckes Haus, ein reiches Land.
Da ist der John vom Buskiethal,
Sein Haus ist voll, sein Feld ist gut.
Glaub mir's, mein schmuckes Täubchen, glaub's,
Nur Reichthum schürt der Liebe Gluth!"

„Was kümmert mich der dumme John,
Die den mal kriegt, die thut mir leid;
Wer seine Kühe liebt wie Der,
Hat schwerlich für sein Weibchen Zeit.
Doch Robie's Auge blickt so hell,
Ich weiß, der Junge liebt mich sehr;
Gern geb' ich John und all' sein Gut
Für einen Blick von Robie her."

„O Kind, das Dasein ist ein Kampf,
Und drückend ist der Sorge Last.
Am besten kämpft die volle Hand;
Der Hunger ist ein trüber Gast.
Doch Der vergeudet, Jener spart,
Ich seh', das Reden frommt nicht hier;
Nur Eins bedenke: wie Du's braust,
Mein Kind, so trinkst Du auch Dein Bier!"

„Mit Reichthum kauft man Haus und Hof,
Mit Reichthum kauft man Vieh und Feld,
Doch Häuslichkeit und Liebeslust,
Die kauft man nicht um schnödes Geld!
Und sind wir arm, mein Schatz und ich,
Der Liebe Bürde ist nicht schwer:
Sie giebt dem Herzen Glück und Ruh,
Was hat die reichste Fürstin mehr?"

Georg Saal.

Ein deutscher Maler in Paris.

Es giebt alte Geschichten, die immer wieder neu werden und immer wieder auf's Neue die lebhafteste Theilnahme wecken; zu diesen gehört die Geschichte großer Männer und Künstler, deren Thatendurst und Schaffensdrang von keinen Schwierigkeiten, keinen Hindernissen zu ersticken, noch zu lähmen waren, die sich unter den mühseligsten Verhältnissen Bahn brachen bis zum Gipfel des Ruhms.

Eine solche Geschichte ist die Georg Saal's.

Er ward am 11. März 1817 zu Coblenz geboren, wo sein Vater, der die Befreiungskriege mitgemacht, eine kleine Anstellung bei der Bürgermeisterei erhalten hatte.

Sein Talent bekundete sich früh. Schon als fünfjähriger Knabe, wenn er Sonntags den Großvater besuchte, zeichnete er Christusbilder, die Bewunderung erregten.

Den ersten Zeichenunterricht erhielt er als Schüler des Coblenzer Gymnasiums von dem daselbst angestellten Zeichenlehrer Zeik, welcher bald die hervorragende Begabung des Knaben erkannte und sich seiner Unterweisung mit besonderm Eifer unterzog.

Aber der Vater hatte weder Verständniß für das Talent seines Sohnes, noch die Neigung, es zu fördern. Als Haupt einer zahlreichen Familie war er vor Allem darauf bedacht, ihn als den ältesten so bald als möglich auf die eigenen Füße zu stellen, wozu ihm die militairische Carrière die geeignetste schien, und so veranlaßte er seinen Eintritt bei der reitenden Artillerie. Nur mit Widerwillen unterwarf sich Saal der väterlichen Anordnung. Er erfüllte wol pünktlich seine Obliegenheiten als Soldat, aber alle seine Gedanken waren bei der Kunst. Im Helm verborgen trug er immer das Lehrbuch der Perspective mit sich herum, um jeden freien, unbeobachteten Augenblick seinem Studium widmen zu können.

Sein Vater starb und er hielt sich verpflichtet, seine Mutter — der er stets die größte Ehrfurcht und Liebe bewahrte — bei der Erziehung der jüngeren Geschwister zu unterstützen. Kein Dienst war ihm zu gering, der ihm Mittel dazu verschaffte.

Als sein Zeichentalent sich in militairischen Kreisen bekannt gemacht, wurde er in die Baubureaus zur Hülfe bei dem damaligen Aufbau des Schlosses Stolzenfels beordert.

Mit Sehnsucht erwartete er das Ende seiner Dienstpflicht. Und als dasselbe endlich kam, da konnte er aus Mangel an Mitteln doch nicht seiner geliebten Kunst leben Er trat in das Bureau des Bauinspector Lassault. Es wurde ihm dort viel Arbeit, und Arbeit, die ihn interessirte, aber wenig

Lohn zu Theil; doch benutzte er jede Gelegenheit, Kunstwerke zu sehen und darüber reden zu hören. Sein Drang, sich der Kunst zu widmen, wurde dadurch nur unwiderstehlicher. An einem Decembertage des Jahres 1841 nahm er ohne weitere Reflexionen den Weg nach Düsseldorf und direct zum damaligen Director der Akademie, von Schadow, der ihm jedoch wenig Ermunterung zu Theil werden ließ. Hierdurch nicht eingeschüchtert, ging er zu Andreas Achenbach.

Er eröffnete ihm sein Anliegen und wurde von ihm freundlich aufgenommen. Achenbach prüfte ihn und war mit dem Examen so außerordentlich zufrieden, daß er ihm erlaubte, so oft er wolle, seinen Rath einzuholen und von Malutensilien auf seine Rechnung zu kaufen, was er brauche. Ueberglücklich installirte er sich in einer kleinen Mansarde.

Nun hatte er den Fuß des Berges erreicht, auf dem ihm das Ideal der Kunst leuchtete; und mit Begeisterung und Entzücken machte er sich an's Werk, die Höhe zu erklimmen.

Später noch, als er ein anerkannter, gefeierter Meister in seinem weiten hohen Atelier in der Rue Rochefoucauld in Paris arbeitete, zählte er jene Tage in der kleinen Mansarde zu den glücklichsten seines Lebens.

Durch eine Zeichnung, mit der er sich an einer von der Akademie ausgeschriebenen Concurrenz betheiligte, gewann er den ersten Preis und damit auch weitere Freunde und Gönner.

Das zur ersten Ausstellung gegebene Bild wurde sofort angekauft und so gut bezahlt, daß er nach Abzug der ersten Hälfte für die Mutter noch Geld zu einer kleinen Studienreise behielt. Nun ging es unaufhaltsam vorwärts; seine Landschaften, naturwahr und voll poetischer Stimmung, machten immer mehr Glück.

Im Sommer unternahm er Ausflüge in die Thäler der Eifel, Mosel und Lahn, Studien zu sammeln; dabei restaurirte er des Verdienstes wegen Kirchenbilder in den Dörfern und portraitirte die Bauern. Später ging es bis in den Schwarzwald, den er so lieb gewann, daß er immer auf's Neue dahin zurückkehrte.

Er war unter den Schwarzwäldern bald eine sehr bekannte Persönlichkeit und wurde enthusiastisch von ihnen geliebt und verehrt. Im Winter nahm er den regsten Antheil an dem damals sehr interessanten Künstlerleben in Düsseldorf und dabei bekundete sich in hervorragender Weise seine gleichzeitige Begabung für Musik und mimische Darstellung.

Im Jahre 1847 unternahm er im Verein mit mehreren Kunstgenossen die erste größere Studienreise nach Norwegen. Das nach seiner Rückkehr gemalte Bild, „Das Alpenglühen der Mitternachtssonne", wurde in Frankfurt a. M. für die Galerie des Städel'schen Instituts angekauft.

1850 ging er wieder nach Norwegen, aber allein, um ganz ungestört seinen Studien und Arbeiten dort leben zu können. Land wie Volk war ihm gleich anziehend. Und es sind großartig angelegte und poetisch ausgeführte Schöpfungen, zu denen ihn diese Studienperiode begeisterte, wenn sie auch noch nicht die Klarheit und Wärme des Lichtes haben, wie sie der Stempel seiner spätern Meisterschaft sind.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland siedelte er von Düsseldorf nach Heidelberg über, wozu ihn eine dort lebende, sehr befreundete Familie veranlaßte. Hier malte er ein zweites „Alpenglühen der Mitternachtssonne", das

jetzt Eigenthum der städtischen Galerie in Bremen ist, und einen imposanten „Wasserfall aus dem Drontheimer Stift“.

In Heidelberg verheirathete er sich 1852 und siedelte nach Baden-Baden über. Zahlreiche Fremde, die dort den Winter zubrachten, gewannen bald lebhaftes Interesse für seine Person und seine Schöpfungen und es entwickelten sich daraus die angenehmsten Verhältnisse. Im folgenden Jahr lud ihn der jetzige Großherzog von Baden, damaliger Regent, nach Schloß Kirchberg, dann der Fürst Fürstenberg nach Schloß Heiligenberg; aber das Hofleben sagte ihm nur theilweise zu und ließ er es später immer bei den nothwendigsten Etikettebesuchen bewenden. Der gescheidte und liebenswürdige, aber gerade, schlichte Mann mochte sich dem Hofton nicht accommodiren.

Im Mai 1854 ging er zum dritten Mal für sechs Monate nach Norwegen. Diesmal drang er bis zum Nordcap vor, wohin er von Hammerfest aus in einem kleinen Boot in Gesellschaft des damaligen Erbprinzen von Schwarzburg-Sondershausen und dessen Begleiter, einem Baron von Uckermann, reiste. Er bestieg den Felsen bis zur äußersten Spitze allein. Dort fand er eine natürliche Steinplatte, als sei sie künstlich dahin gebracht worden; sechs Namen waren in dieselbe gegraben, der letzte und bekannteste davon war — Leopold von Buch. Er grub den seinigen darunter, trennte sich von seiner Gesellschaft und ging zu Land nach Lappland zurück.

Die Ausbeute dieser Reise war eine überaus ergiebige. Schon in Christiania wurde das anerkannt und er mit vielen Bestellungen von Gemälden und kleineren Skizzen für illustrirte Werke betraut.

Nach seiner Heimkehr machte sich ihm das Bedürfniß nach künstlerischem Umgang fühlbar und wurde nach wenigen Tagen so mächtig in ihm, daß er sich zur Verlegung seines Wohnsitzes entschloß. Nach Prüfung des Lebens verschiedener größerer Städte, fiel seine Wahl auf Paris, das damals außer der größten Regsamkeit auf den Gebieten der Kunst auch viel Gastfreundschaft für fremde Künstler bewies

Anfang 1858 siedelte Saal dorthin über und fand daselbst für sein Talent wie seine liebenswürdigen Charaktereigenschaften das weiteste Feld zur Entfaltung Bald wurde ihm rückhaltlose Anerkennung zu Theil, und er der Liebling eines aus allen Nationen bestehenden Künstlerkreises.

Verehrungsvolle Schüler schaarten sich um ihn und unter seinem gastlichen Dach fand jeder Kunstgenosse und deutsche Landsmann ein Stückchen Heimat wieder und im Fall der Noth freudigste Unterstützung mit Rath und That.

Den Sommer 1858 verlebte er mit einigen Freunden im Walde von Fontainebleau, woselbst er eine Reihe der schönsten Baumstudien malte, denen er später das Motiv zu dem großen Mondscheinbilde entnahm, das auf der Ausstellung von 1863 so großes Aufsehen machte und das Kaiser Napoleon für das Elysée Bonaparte ankaufte, wo es in seinem Arbeitszimmer eine bleibende Stätte fand. Die Bestellung von Schloß Arenenberg für den kaiserlichen Prinzen war eine weitere Folge dieses Bildes.

Seit 1857 stellte Saal regelmäßig in Paris und den sich in den Provinzen anreihenden Ausstellungen mit immer wachsendem Erfolg aus, wodurch es kam, daß immer weniger Bilder nach Deutschland gelangten und sein Name in Frankreich, England und Amerika bekannter und geschätzter ist als in der Heimat selbst.

Und doch hing sein Herz mit allen Banden an dem Vaterland, und

freute er sich seiner Erfolge im Auslande, so besonders um des Umstandes willen, daß sie dem deutschen Mann, dem deutschen Künstler gelangen. Das war sein höchster Stolz.

Persönlich blieb er, trotz seiner großen Triumphe, in echter deutscher Weise bescheiden und anspruchslos.

Im Jahre 1866 erhielten seine ausgestellten Bilder die Preismedaille und im Jahre 1868 wurden seine „Recruten“ (Les conscrits), eine sonnige, duftige Schwarzwaldlandschaft, vom Staate für die Nationalgalerie des Luxembourg angekauft, von wo bekanntlich die Kunstwerke fünf Jahre nach dem Tod der betreffenden Künstler nach den Louvregalerien übergeführt werden.

Die Schattenseite dieser glänzenden Huldigungen (wie sie gleichzeitig noch einigen deutschen Künstlern mit ihm zu Theil wurden) war, daß sie den Neid und die Eifersucht der französischen Kunstgenossen erregten und ihm dadurch den Umgang mit ihnen verleideten.

Auf Laien äußerten sie weniger vergiftende Wirkung und blieb Saal's Verkehr mit den französischen Freunden bis zum Ausbruch des Krieges 1870 ein ungetrübter; von seinen Schülern wurde er nach wie vor vergöttert.

Auf der Höhe des Ruhmes angelangt, traf ihn das Unglück schwerer Erkrankung.

Am 11. März 1869 (seinem Geburtstag) wurde er plötzlich, ohne äußere Veranlassung, vom Schlag gerührt. Er erholte sich zwar rasch und ein längerer Aufenthalt in der Schweiz im Herbst darauf vertilgte den Rest eines dumpfen Kopfschmerzes, der zurückgeblieben war, aber bei seiner Rückkehr nach Paris befiel ihn eine Art Schwermuth. Den vereinten Sorgen und Mühen seiner Familie und seiner Freunde glückte es endlich, dieselbe zu zerstreuen und seinem gedrückten Gemüth die alte Heiterkeit zurückzugeben. Doch schon im Juni 1870 traf ihn, eben so unerwartet wie das erste Mal, ein zweiter Schlaganfall, weniger heftig, aber die glühende Hitze jenes Sommers und die Kriegserklärung trugen das Ihrige dazu bei, ihn in fieberhafter Aufregung zu erhalten. Ohne absolute Nothwendigkeit wollte er seiner Kunstsachen wegen Paris nicht verlassen.

Als er aber eines Tages auf der Straße als Deutscher erkannt und mit Steinwürfen verfolgt wurde, entschloß er sich dennoch dazu. Die Ausweisung der unteren Classen hatte bereits begonnen, es war großer Andrang an den Bahnen.

Von der Mitnahme seiner kostbaren künstlerischen Einrichtung und seiner Kunstsachen konnte nicht die Rede sein. Mit Frau und zwei Kindern (zwei andere befanden sich zum Schulbesuch in Karlsruhe bei Verwandten in Pflege) begab er sich über Neufchâtel nach Baden-Baden.

Als er die heimischen Gauen erreicht hatte, was nach mancherlei Hindernissen Ende August stattfand, wurde er ruhiger und hoffte auf gänzliche Genesung. Nur mit Mühe hatte ihn die liebevolle Besorgniß der Seinen vom Besuch des Lagers vor Straßburg zurückzuhalten vermocht, als aber die Veste gefallen, verschaffte er sich heimlich die nothwendigen Karten und fuhr mit einem Freund am Morgen des 2. October freudestrahlend dorthin ab. Den ganzen Tag und Abend war er heiterer und lebhafter denn je, zum Entzücken seiner Umgebung. Er machte bei der Rückfahrt am Morgen begeisterte Pläne zu neuen Schöpfungen; da — im Moment, als der Zug hält, versagt ihm die Hand, er bittet den Freund, ihn schnell nach Hause fahren zu lassen, er fühle, daß er wieder einen Schlaganfall habe. Es war der letzte.

Nach einer Stunde hatte er aufgehört zu leben; zum namenlosen Schmerz der Seinen

Auf dem Friedhof zu Baden-Baden im Angesicht des Rheinthals, das die Felsen wie ein Bild einrahmen, liegt er begraben.

Die Naturwahrheit in der Zeichnung, die liebevolle und doch maßvolle Behandlung der Farbe, die Durchsichtigkeit des Lichts, die poesievolle sinnige Stimmung seiner Gemälde sind seine unübertroffenen Vorzüge. Sie alle zusammenfassend, könnte man ihn nennen: den Dichter in Farben.

Werden auch durch Zusammentreffen von Zufälligkeiten leider viele seiner vorzüglichsten Werke in der Fremde bewahrt, so gehört uns Deutschen doch ihr Meister und sein Ruhm Und wir werden den Namen Georg Saal bewahren in den Annalen unserer Kunstgeschichte neben den besten für alle Zeiten.

Elise Püttner.

„Das waren mir selige Tage!"

Vormärzliche Humoreske. Von **W. Marr.**

Im Jahre 1845 machte ich von Lausanne in der französischen Schweiz aus eine propagandistische Reise nach Deutschland Ich hatte damals die Ehre einer der Triumvirn der obersten geheimen Junta des „Jungen Deutschlands" zu sein, eines Zweiges jener großen, unter dem Namen des „Jungen Europa" bekannt gewordenen internationalen Conspiration. Ein zurückgetretener Student der Jurisprudenz und ein später Primaner, welcher das Schlosserhandwerk ergriffen hatte, um die Reisekosten für das Apostelamt der Freiheit zu verdienen, bildeten meine Mittriumvirn

Die ganze Schweiz, Italien und Frankreich waren damals mit einem Netz von Handwerker- und anderen Vereinen überzogen, unter denen nur das „Junge Deutschland" keine ausgesprochen positiven Zwecke verfolgte und deshalb von Socialisten und Communisten als das abstracte Element in dem „jungen Europa" angesehen wurde.

Allerdings lautete auch unser Programm die „Universalrepublik", allein über das Wie und das Wann zerbrach man sich die Köpfe nicht. Es lebten ja Leute, wie Hecker, Struve, der alte Itzstein, Robert Blum u. A., und diese würden, wenn der Augenblick gekommen und das Signal dazu durch eine Revolution in Frankreich gegeben sei, schon an die Spitze der practischen Geschäfte treten. Machten sie ihre Sachen schlecht, so würfe man sie bei Seite. Der Boden der Revolution brauchte folglich nur gepflügt zu werden.

Ich übergehe die Schilderung der Details meiner Missionsreise und bemerke nur, daß ich unter verschiedenen anderen deutschen Plätzen auch Leipzig mit meiner Gegenwart beehrte. Der Schriftsteller Held, Redacteur eines Blättchens, „Die Locomotive", damals noch eine jugendlich liebenswürdige und viel geliebte Persönlichkeit und kein quasi unfehlbarer socialistischer „Schlagododro" war zu jener Zeit in der benachbarten preußischen $^1/_{16}$ Festung Schkeuditz irgend eines Preßvergehens wegen eingesperrt. Eines Tages erhielt ich nebst meinem Vater, Heinrich Marr, welcher im Jahre 1845 Oberregisseur am Leipziger Stadttheater war und wenn er nicht Komödie zu spielen hatte, über seinen Sohn Brutus nachsichtig die Achseln zuckte, eine Einladung, Held zu besuchen. Mit von der Partie war noch der urgemüthliche Dr. Herlossohn, Redacteur des belletristischen Blattes „Der Komet", und der bekannte spätere Gefangene von Rastatt, Corvin-Wrbitzky.

Held war der erste „Staatsgefangene", den ich in natura sehen sollte. Ein „Opfer schnöden deutschen Despotismus".

Mir klopfte das Herz vor Erwartung. Es war einer der „schönen Tage des Lebens" für mich. Meine Stimmung unterwegs auf der Eisenbahn war fast eine elegisch getragene. Ich erwartete eine düstere, feuchte Kerkerzelle, à la Silvio Pellico zu finden. Kettengerassel, spärliches, von oben einfallendes Tageslicht. Eine faule Strohmatratze. Einen bleichen Mann mit langem, durch die Kerkerhaft graumelirten Bart und schlot-



Georg Saal.

ternden Gliedmaßen. Kurz, mindestens etwas vom letzten Act aus „Fidelio". Ja, ich fühlte mich beinahe tollkühn à la Möros, als ich das Staatsgefängniß von Schkeuditz betrat und zu meiner Seelenerleichterung — keinen Gensdarmen auf dem Corridor bemerkte.

Ein Individuum von seltener Höflichkeit empfing uns und erklärte, daß er uns „bei dem Herrn Doctor melden würde".

„Der Herr Doctor Held sind zu Hause", sprach das Individuum, welcher sich uns als Castellan und Gefängnißwärter zu erkennen gab.

Ich sah den höflichen Mann so verwundert an, daß er verschämt die Blicke zu Boden senkte. Die Thür ging auf. Eine stattliche, bewegliche Gestalt mit kolossalem blonden Vollbart flog uns entgegen, machte einen Witz über den andern und hieß uns willkommen.

Das war der Silvio Pellico von Schkeuditz — Held!

Er bewohnte ein höchst comfortables großes Zimmer mit sehr weitläufig vergitterten Fenstern, welche die Aussicht auf die Eisenbahn und die „Gegend" hatten, die das einzige Langweilige hier zu sein schien. Es war eine „Gegend" so trostlos, daß die Maulwürfe sich genirten, ihre Hügel darin aufzuwerfen. Doch der Leser kennt ja diese „Naturschönheiten", welche das Land zwischen Leipzig, Halle und Magdeburg so unsicher machen. Der „Kerker" bildete einen wohlthuenden Contrast zu dieser „Gegend" und das Diner, welches uns vorgesetzt wurde, machte der Küche des Kerkermeisters alle Ehre. Man speist selbst in Hamburg in dem durch mich und meines Gleichen berühmt gewordenen „Winserbaum" nicht besser. Held präsidirte. Zu seiner Rechten saß ich, zu seiner Linken Corvin. Einander vis-à-vis folgten mein Vater, Heinrich Marr, und Herlossohn.

Als der Wein die Zungen lose und die Gedanken flügge machte, entspann sich natürlich zwischen Held, Corvin und mir eine Unterhaltung, in welcher jedes Wort unter criminalistischen Brüdern den Werth von mindestens zwei Monat Zuchthaus hatte. Diese Unterhaltung wurde sogar einmal so erwärmend, daß „der Kerkermeister" den Kopf zur Thür hereinsteckte und uns flehentlich bat:

„Aber, meine Herren, machen Sie doch nicht einen so fürchterlichen Spectakel!"

Wir discutirten nämlich — in dem königlich preußischen Staatsgefängniß! — die Organisation der zukünftigen universalrepublikanischen Gesellschaft und der Eine mühte sich, noch radicaler als der Andere zu sein.

Plötzlich klopfte der sanfte Herlossohn, der sich, so wenig, wie mein Vater, in unsere völkerbeglückenden Debatten gemischt hatte, mit dem Messer an sein Weinglas und rief:

„Meine Herren! ich bitte um's Wort!"

„Es giebt keine „Herren", brummte Corvin in den Bart.

„Verzeihung!" sprach Herlossohn. „Also: Bürger! edle Bürger! Mein Freund, Heinrich Marr und ich, wir sind Ihrer lehrreichen und interessanten Discussion mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt. Mein Freund Marr und ich sind ganz Ihrer Meinung. Das Eigenthum, als unphilosophischer Begriff, ist abgeschafft. Freiheit und Gleichheit herrschen. Nun aber sagen Sie uns, Bürger! sagen Sie uns, dürfen in der neuen, freien, gleichen und zweifelsohne sehr glücklichen Gesellschaft mein Freund Marr und ich fortfahren — fortfahren, verehrte Bürger — unsern Rothwein zu trinken?"

Ein dreifaches Grunzen tiefsittlicher Indignation schallte dem Interpellanten entgegen.

„Die Frage ist sehr wichtig, meine Herren „Bürger"!" ergänzte mein Vater und machte dazu ein Mephistophelesgesicht.

Es war mir bei diesem harmlosen Scherz zu Muth, als ob ich mich gegen meinen eigenen Vater erheben müsse — ihn, den Vater des „Grachen", und seinen Freund, den Vertreter der „geknechteten Presse" von Rothwein reden, zu hören, wo wir blutige Freiheitssentenzen schleuderten (wobei wir übrigens den Rothwein auch nicht schonten!)

Als wir gegen Abend Abschied nahmen, schloß Held das Zimmer zu, steckte den Schlüssel in die Tasche, damit ihm Niemand „seine Papiere in Unordnung brächte", und gab uns das Geleit bis zum Bahnhof.

Armer Corvin! Du hast es im „Morgenroth der deutschen Freiheit", als Du im Zellengefängniß zu Bruchsal saßest, nicht so gut gehabt, wie der Staatsgefangene Held in jener vormärzlichen Zeit!

Abgesehen von einzelnen wenigen Erscheinungen, welche, wie Held, den Zukunftstitanen spielten, und dabei nicht magerer wurden, war das Königreich Sachsen in jener Zeit im Flügelkleid eines gemäßigten Constitutionalismus. Es sah in der Nähe ganz und gar nicht so schaurig aus, als wir es von der Schweiz aus zu erblicken vermeinten, und auf der constitutionellen Blumenwiese wuchsen mehr Gänseblümchen, als stolze Feuerlilien. Die himmelstürmende Philosophie, die es in den „Deutschen Jahrbüchern" hatte erstehen lassen, und die Ruge so viel Mühe und Otto Wigand so viel Geld gekostet hatte, war in der Praxis in die Agitation des sanften „Deutschkatholicismus" verlaufen. Der kluge Robert Blum benutzte allerdings diese Richtung nur als politisches Agitationsmittel, entging aber doch der Strafe des Schicksals nicht, daß er im Bildniß zusammen mit dem etwas confusen Czerski (Beide ein Paar Exmönche) auf allen Pfeifenköpfen, Tabatièren, Schnupftüchern ꝛc. prangte.

Robert Blum fungirte (1845) noch als Theatersecretair im Bureau des Leipziger Stadttheaters. Dort besorgte er als „Taikun" des Deutschkatholicismus zugleich dessen laufende Geschäfte. Da geschah es denn häufig, daß der Director Dr. Schmidt, oder der Oberregisseur Heinrich Marr, statt des Theatersiegels aus Versehen das Siegel der deutsch-katholischen Gemeinde zur Hand nahmen und ihre Engagementsbriefe für Schauspieler und Schauspielerinnen mit dem Petschaft der neuen Kirche stempelten, und so mancher „Bonvivant" oder „Naturbursche" in Wien und München als Adressaten in den Verdacht der Ketzerei geriethen.

„Herjehses! Sie verdammter Paapschst!" pflegte Schmidt, wenn er in solchen Fällen seinen Fehlgriff einmal rechtzeitig bemerkte, scherzend zu rufen.

Ich aber seufzte dem dicken Blum anmuthig zu:

„Es thut mir in der Seele weh,
Daß ich Dich in solcher Gesellschaft seh'",

wenn er Hände und Füße in Bewegung setzte, damit eine Hand voll Schwärmer oder Narren sich der Illusion hingäben, das Papstthum stürzen zu können.

Einmal versicherte mich Robert Blum, der deutsche Katholicismus nähme auch Protestanten auf. Er schien mir vielleicht so eine Art Apostelamt in den Handwerkervereinen der Schweiz ꝛc. zugedacht zu haben, und

durch meine Suada eine Massenbekehrung des „Jungen Deutschlands“ anbahnen zu wollen.

Mir, dem Reiter auf dem Principienschaukelpferde, wollte jedoch diese Nützlichkeitstheorie schlechterdings nicht in den Sinn und das Einzige, was ich ihm versprach, war, daß wir uns in unseren Preßorganen nicht mehr über die neue Gemeinde lustig machen wollten.

Uebrigens war Blum eine merkwürdig realistische Natur. Republikaner und revolutionären Charakters durch und durch, verstand er jedes vorbereitende Element meisterhaft zu verwerthen und ihm „auf dem Boden des Gesetzes“ den größtmöglichsten Spielraum zu verschaffen.

„Es gab auch einst eine Zeit“, sagte er einmal zu mir, „wo ich für jedes Dorf eine Guillotine verlangte. Ich habe erfahren, daß viele Dörfer noch nicht 'mal einsehen, daß sie eine Feuerspritze haben müssen.“

Giebt es ein realistischeres Argument als dieses sehr verständige im Munde eines Radicalen? Blum hat es in seinem ganzen Leben vor Augen gehabt und nur einmal überrumpelte ihn der Eindruck der äußeren Verhältnisse und er überschätzte dieselben. In den Octobertagen Wiens (1848) war das. Es wurde ihm sehr fatal und führte ihn zum Tod. In Wien überschätzte er nach der rohen undisciplinirten — und wer weiß ob überhaupt zu disciplinirenden — Volkskraft die Autorität des deutschen Parlamentismus. Er hätte entfliehen können, aber er blieb im Vertrauen auf die Thatsache, rechtzeitig die Waffen niedergelegt zu haben, und voller Zuversicht auf den Respect der Militairbehörden vor dem Formalismus. Er hielt sich als deutscher Volksvertreter für unverletzlich, weil dieses so geschrieben stand. An diesem Irrthum starb Blum und er starb männlich und würdevoll.

Robert Blum war sonst das Prototyp der revolutionairen Besonnenheit. Aber ein lehrreiches Beispiel zugleich, wie mächtig äußere Situationen und Episoden den Menschen beherrschen können. Derselbe Mann, der meinen jugendlichen, unerfahrenen Enthusiasmus mit der „Feuerspritze“ als Amendement, rectius als Vorfrage zur Guillotine abkühlte, er

„glaubte jedem Pfeifenkopf
Und seinen schwarz roth goldenen Quasten“

als die „Pfeifenköpfe“ dampften und der spärliche Vorrath an Tabak sie bald wieder erlöschen ließ.

Doch gehen wir wieder zu heiteren Bildern über, denn „grau ist alle Theorie“.

Da ich im Jahre 1845 als Agent des „Jungen Deutschlands“ die Leipziger Messe besuchte, so darf ich das verehrte Meßpublicum nicht ganz mit Stillschweigen übergehen.

Der große Speisesaal des „Hotel de Pologne“ wiederhallte allnächtlich von einem wahren Höllenlärm. An den langen Restaurationstafeln gröhlten, schrieen, zankten, ja prügelten die Leute sich — um Republik oder Monarchie? — Dieses weniger, sondern um die Musikanten, welche die Tafelmusik zu den Beefsteaks, Coteletten ꝛc. machten.

Es hatte sich nämlich unter den Meßfremden, welche sich jeden Abend im Hotel de Pologne zum Abendessen versammelten, eine „Rechte“ und eine „Linke“ gebildet. Wenn die „Linke“ betrunken war, verlangte sie von dem Tafelorchester die „Marseillaise“, und wenn die Rechte aufhörte nüchtern

zu sein, forderte sie stürmisch den „Dessauer Marsch". Zuletzt, wenn Alles Mühe hatte, gerade auf den Füßen zu stehen, und sogar die Musikanten anfingen, gehobener Stimmung zu werden, theilte sich auch das Orchester in zwei Hälften, von denen die eine

„Allons enfants de la patrie!"

die andere

„So leben wir, so leben wir,
So leben wir, alle Tage,
In der allerschönsten Saufcompagnie!"

spielten, und die Rechte und Linke ihre Favoritterte gegeneinander anbrüllten. Es machte dieses einen wunderbar erhebenden musikalischen Eindruck; so wunderbar, daß einige gelegentlich mit anwesende Jagd- und Luxushunde noch eine dritte Melodie dazu heulten, und schließlich unter den Tischen einander in das Fell und die Gäste in die Waden bissen. Die ehrsamen Strumpfwirker, Lederhändler rc., am Tage in ihren Meßgewölben die harmlosesten Seelen, pflegten sich Nachts in wahre Berserkernaturen zu verwandeln, bis der unvermeidliche Katzenjammer am andern Morgen sie wieder zu nüchternen und harmlosen Menschen machte.

Ich spöttle heute über jene Spectakelnächte, doch ich darf nicht leugnen, daß ich damals in den verrückten Fiedelbogen- und Baßgeigendemonstrationen den ersten „Flügelschlag" freier Seelen auf der Leipziger Messe erblickte, und natürlich zu Denen gehörte, welche die Marseillaise verlangten, und sich an ihr heiser sangen. Ja, ich schalt eines Nachts den gänzlich guten, lieben, harmlosen, gemüthlichen Dr. Herlossohn, den Redacteur des „Komet", „gesinnungslos", weil er an der Seite der Tafel saß, wo der „Dessauer Marsch" verlangt wurde.

„Junger Freund", sprach Herlossohn, „der Rothwein ist hier entschieden besser, als auf der äußersten Linken."

Nach einem achtwöchentlichen, zwar höchst nutzlosen, in meiner Einbildung aber sehr erfolgreichen „Wirken" kehrte ich in die Schweiz zurück.

In Lausanne hatten sich indeß die Dinge seltsam geändert. Durch eine jener, damals in der Schweiz üblichen, blutlosen Cantonsrevolutiönchen war bereits im Februar 1845 die conservative Regierung gestürzt und eine radicale an deren Stelle gesetzt worden. Die besten „Freunde und Gönner" der „giovine Europa", die Staatsräthe Druey und Compagnie, waren an die Spitze der Geschäfte gelangt. Der revolutionäre Himmel des „Jungen Deutschlands" schien also im Canton Waadt voller Geigen zu hängen.

Aber das Schicksal mischte sich mit einer nicht gewöhnlichen Ironie drein und schüttelte alle Geigen, die wir am Himmel zu sehen glaubten, unbarmherzig herunter. Hatte die gestürzte conservative Regierung die Cantonsdevise: „Liberté pour tous" (Freiheit für Alle) und unsere Bestrebungen, welche ihr, da sie in deutscher Sprache geführt wurden, ohnehin nicht schaden konnten, respectirt, resp. ignorirt, so war es jetzt der neuen radicalen Regierung, unseren „Freunden und Gönnern" vorbehalten, die fine fleur der jungdeutschen Revolutionspropaganda auf den Schub zu bringen.

Eines schönen Tages nämlich ergossen sich in einem Preßorgane der gestürzten conservativen Partie die heftigsten Angriffe gegen meine persönliche Wenigkeit. Ich ward mit Rabelais, Swift, Lord Bolingbroke, Helvetius, Holbach, und Gott weiß mit wem sonst noch verglichen. Vol-

taire und Diderot waren reine Milch und Honig gegen mich. Die radicalen „Freunde und Gönner", statt den Conservativen einfach zu antworten: „Wir respectiren nur die Freiheit, die Ihr selber stets respectirt habt", ließen sich einschüchtern und ohne vorgängige Anklage noch Untersuchung erhielt ich die Ordre, binnen vier Wochen Stadt und Land zu verlassen.

Anfänglich glaubte ich selbst dem Stempelbogen nicht, auf dem diese Ordre geschrieben stand. Der Stempel im Wappen: „Liberté pour tous!" machte mich ungläubig, und ich machte den „Freunden und Gönnern" gegenüber einen Scherz daraus. Aber es war bitterer Ernst.

Die „Freunde und Gönner" hatten es sich in den Kopf gesetzt, sich bei allen Parteien beliebt zu machen, jeder den Willen zu thun, was doch unmöglich ist und ich mußte zur bestimmten Frist, Kummer im Herzen und eine Flasche Wein zur Tröstung in der Tasche, dem schönen blauen Lemansee Lebewohl sagen.

Die Geschichte bläst vorüber, dachte ich mit jugendlichem Leichtsinn und nahm unweit der Grenze des Canton Freiburg bei einem mir befreundeten Arzt Quartier, in der sichern Hoffnung, nach einem oder zwei Monaten nach Lausanne zurückkehren zu dürfen. Doch ich verrechnete mich. Schon am dritten Tag war mein Incognito verrathen „und ich wurde weiter gewandert".

In Freiburg, dem Sitz der Jesuiten, anzuhalten, wäre lächerlich gewesen. Schwerlich würde sich das Wort der Schrift: „Klopfet an, so wird Euch aufgethan", an mir dort bewahrheitet haben, höchstens ein Cachot hätte sich in jenen Tagen für mich aufgethan In Bern traute ich dem Landfrieden auch nicht, denn inzwischen waren schon aus Deutschland und Frankreich Winke gekommen, welche der freien Schweiz eine allgemeine Razzia auf die Handwerkervereine resp. die geheimen Verbindungen in denselben vorschrieben.

Die Zeiten und die Menschen ändern sich seltsam. Im Jahre 1845 haßte man die Deutschen in der Schweiz und jagte sie aus dem Lande, weil sie zu republikanisch waren; heute macht man uns saure Gesichter, weil wir nicht republikanisch genug sind und uns freuen im eigenen Vaterland das Mögliche erreicht zu haben.

Die Stadt Aarau war mir zu monoton und so beschloß ich denn, mich vorläufig in Zürich zu concentriren. Ich vergaß dabei nur eine Kleinigkeit. Nämlich, daß man mich zwei Jahre zuvor schon aus diesem Canton verwiesen hatte, weil — weil — der bekannte communistische Schneider Weitling mich einmal besucht hatte! Das genügte damals, so daß ich dann am Morgen nach meiner Ankunft in Zürich noch bei der ersten Tasse Kaffee, mich in der „Freitagzeitung" schon angekündigt las als einen höchst gottlosen Menschen und meine erste Morgencigarre war noch nicht halb aufgeraucht, als ich auch schon — nicht zum zweiten Frühstück! — eine Einladung auf die Stadtpolizei erhielt, wo man mir, höflich zwar, aber doch fatal unzweideutig, erklärte, meine Ortsveränderung sei für mich und die Republik Zürich absolut nothwendig. In der ehrsamen Stadt Basel roch es mir zu bedenklich nach der „Postille". Ich dachte an das schöne Frankreich. Aber, o weh! schon in St. Louis erzählte mir der dortige Maire im Vertrauen, er habe von Paris aus strengen Befehl bekommen, „das Junge Deutschland" von „dem alten Frankreich" fern zu halten.

Ein letzter Versuch im Canton Schaffhausen zu bleiben, schlug dito

fehl. Ich ersparte der dortigen Behörde freiwillig einen Stempelbogen, und stand bald darauf im Großherzogthum Baden, wo ich in Mannheim erfuhr, daß auch dort meines Bleibens nicht sein konnte. Irgendwo aber muß der Mensch doch leben, wenn er nicht fliegen kann. Der alte von Itzstein belehrte mich, daß da, wo meine Heimat sei, eine Ausweisung nicht stattfinden könne. Aber wo war eigentlich meine „Heimat"?

Ich war in der Festung Magdeburg in Preußen geboren. Es überlief mich eiskalt, wenn ich an das Wort „Festung" dachte; denn ich hatte immerhin etwas mehr auf dem Kerbholz, als mein Freund Held in Schkeuditz, und sah voraus, daß ich in Magdeburg nicht, wie dieser, über den Hausschlüssel würde verfügen können.

Also mit Magdeburg im Speciellen, und mit Preußen im Allgemeinen war es nichts!

Ei! dachte ich, bei „Muttern" ist ja auch eine Heimat. Und als ich das gedacht hatte, setzte ich mich in den Postwagen und fuhr wieder nach Leipzig.

Mein Vater empfing den schnell „berühmt" gewordenen Sohn und „Märtyrer" so liebenswürdig, wie nicht alle Väter zu thun pflegen. Er bekräftigte, daß, wo er weile, auch meine Heimat sei, indem er als Schauspieler „Schutzbürger" wäre, und es den Schutzbürgern gesetzlich erlaubt sei, Söhne zu haben. Dr. Robert Heller war als Jurist derselben Meinung, und ich saß Abends ganz vergnügt im „Hotel de Pologne", als plötzlich ein Bote der „heiligen Hermandad", der mich vergeblich zu Hause gesucht hatte, mir die Meldung brachte, ich sollte am folgenden Morgen citissime auf das Polizeiamt kommen. Auf meine etwas naseweise Frage, ob es vielleicht dort brenne? antwortete der höfliche Sachse:

„Nee, des gloob ich nich!"

Es brannte in der That nicht im Polizeiamt zu Leipzig; bei etwas mehr Welterfahrung hätte ich sogar merken müssen, daß es dort eher nach „Löschen" aussah.

Der Assessor, Inquirent, oder wie sonst seine Titulatur lauten mochte, Dr. S. empfing mich und las mir aus einem Protocoll, welches hinter meinem Rücken mit mir geführt war, vor, daß ich binnen zwei mal vierundzwanzig Stunden Leipzig und das Königreich Sachsen zu verlassen hätte.

Was war das? Auch hier nicht meines Bleibens?

Ich fragte sehr gereizt nach dem Grunde. „Ihr — Paß ist abgelaufen, Herr Marr", lautete der etwas zögernde Bescheid.

„O, wenn's weiter nichts ist", gab ich zur Antwort, „dem kann abgeholfen werden. Ich schreibe noch heute nach Hamburg um einen neuen Paß."

Ich besaß nämlich als Sohn eines Hamburgers einen Paß von dieser Republik.

„Bedaure sehr, daß Ihnen der Aufenthalt so lange nicht gestattet werden kann", replicirte Dr. S.

„Gut, dann gehe ich selbst nach Hamburg und komme mit einem neuen Paß wieder."

Dr. S. zuckte mit den Achseln. Ich deutete dieses Achselzucken als ein —

„Das können Sie thun!"

Hätte dieser Dr. S. statt die Achseln zu zucken damals seinen Mund

aufgethan, ich hätte eine Menge Scherereien nicht gehabt. Aber die Polizeibeamten in jener Zeit besaßen noch nicht so viel Erziehung wie heute.

Unsere jüngere Generation, welche jene hartgesottenen Existenzen nie gekannt hat, besitzt keine Ahnung davon, wie schnell sie seit 1848 vorwärts gekommen sind.

Um endlich einmal ein wenig zur Ruhe zu gelangen, bevor ich Leipzig zum Centrum meiner propagandischen Heldenthaten machte, fuhr ich noch am selben Tage per Eisenbahn nach Magdeburg, sah mit Schaudern auf die Citadelle, unter deren Kanonen ich geboren war, und eilte an Bord des nach Hamburg abgehenden Dampfschiffes.

Ohne andere Unfälle als verbrannten Blumenkohl und sauren Rothwein zum Mittagessen kam ich in Hamburg an.

Die Stadt hatte vor drei Jahren das Schicksal Sodoms und Gomorras gehabt, war aber, wahrscheinlich mit Rücksicht auf einige Gerechte, nur zum dritten Theil abgebrannt, und ließ sich ihre Austern und Rauchfleisch wie vor dem großen Brande, wieder wohlschmecken. Mein alter abgelaufener Paß war bald gegen einen neuen vertauscht, der mich dem Schutz aller Civil- und Militairbehörden in Deutschland bestens empfahl. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch auf der Polizei, daß ich eigentlich als Sohn eines dortigen Bürgers eo ipso ein Hamburger sei, und daher nur einen Thaler für meinen Paß zu bezahlen habe.

Bewaffnet mit dem neuen Paß kehrte ich nach Leipzig zurück und schickte den Sicherheitswisch sofort auf das dortige Polizeiamt, betonte auch in meinem Begleitschreiben, daß ich sehr rasch gewesen sei, wie man sähe.

Die Leipziger Polizei war nicht minder rasch, denn nach einer Stunde expedirte sie einen Boten an mich, der mich abermals zum Dr. S. citirte, welcher mir am nächsten Morgen äußerst rasch eröffnete, daß ich mich schleunigst aus Leipzig und dem ganzen Königreich Sachsen wieder zu expediren habe.

„Ins Kreuzmillionen —", schluckte ich unausgesprochen hinunter — „ich habe doch jetzt einen in Ordnung gehenden Paß!"

„Ich bedaure recht sehr", versetzte Dr. S. langsam (wirklich! er „bedauerte"!), „es ist Specialbefehl vom königlichen Ministerium."

Dann nach einer Pause, als ob er ein noch menschlicheres Rühren fühlte:

„Sie werden der Einzige nicht sein, Herr Marr!"

Ich war also wirklich „Märtyrer!" Mir schwoll der Kamm. Alle Blätter Europas beschäftigten sich damals mit dem Verführen der deutschen Handwerksburschen zu „Anarchie" und „Atheismus". Ich glaubte wirklich, die Throne auf Erden und der Thron im Himmel zitterten vor meines Vaters bestem und einzigen Sohne, der, gehetzt von Land zu Land, förmlich mit Sensation gefüttert wurde.

Mein jugendlicher Trotz brannte hell. Ich wollte mich nicht völlig aus dem Centrum von Deutschland vertreiben lassen und redete mir ein, ich hätte eine Art Mission, die Fäden der in der Schweiz zerrissenen Propaganda in Deutschland wieder zusammenzuknüpfen.

„Gehen Sie nach Altenburg", rieth mir Robert Blum, „dort ist der freisinnige Hempel Bürgermeister. Dieser hat noch ganz kürzlich auf dem Schützenfest eine donnernde Rede gegen Preußen gehalten über die Ausweisung Itzstein's und Hecker's aus Berlin und hervorgehoben, daß „aus Altenburg Niemand verwiesen würde".

Ich fuhr also nach Altenburg mit Empfehlungen an den berühmten Bürgermeister versehen. Außerdem war mein Vater so naiv gewesen, mir einen Introductionsschein und ein Schreiben an den ihm persönlich befreundeten Premierminister zu geben, und ich war so dumm, dieses Schreiben zu überreichen, nachdem ich bereits eine Nacht im Hotel der Stadt geschlafen hatte.

Der Richelieu von Altenburg — ich mühe in diesem Augenblick mich umsonst, mich auf seinen Namen zu besinnen — war sichtlich verlegen und sagte, meine Person sei nicht sein Ressort. Ausweisungen u. dgl. habe die Polizei zu verfügen.

Eh bien, ich wollte gerade meinen Koffer aus dem Hotel in meine Privatwohnung bringen lassen, als ein officielles Wesen erschien, und mir mittheilte, der Herr Bürgermeister Hempel wünschte meine Bekanntschaft zu machen.

Ich eile auf's Polizeiamt, finde dort einen jovialen Herrn, der meine beiden Hände erfaßt und spricht:

„Bester Herr Marr, thun Sie mir den einzigen Gefallen und — reisen Sie ab!"

„Abreisen? — ich? — und warum? — Ich habe ja einen wohlconditionirten Paß."

Der Bürgermeister drückte meine Hände noch zärtlicher.

„Lassen Sie den Paß! bester Herr Marr! Ich bitte Sie nochmals: reisen Sie ab!"

Beinahe hätte mich dieser freisinnige Bürgermeister gejammert. Aber ich fühlte mich im Fahrwasser des Märtyrerthums.

„Ich muß Sie ja sonst ausweisen", rief Hempel.

„So! ich dachte in Altenburg wird kein Mensch ausgewiesen", gab ich boshaft zur Antwort.

„Ich bin ja nur Beamter", seufzte Hempel. „Ersparen Sie sich und mir doch Unannehmlichkeiten und — reisen Sie ab."

Das Verfahren contrastirte in gemüthlicher Beziehung allerdings gewaltig mit den bisher gewohnten Proceduren hochlöblicher Behörden. Allein das Factum war dasselbe, die Resultate officiellen Zeitvertreibes blieben sich gleich. Da nun aber ein Radicaler mit einem liberalen Bürgermeister weniger Umstände, oder eigentlich mehr zu machen pflegt, so glaubte ich es der „guten Sache" und mir selber schuldig zu sein, wenn ich dem braven Magistrat den bittern Kelch nicht ersparte, seine eigenen Schützenfestphrasen thatsächlich Lügen zu strafen. Nach seiner heiligen Versicherung, die er der Altenburger Schützengilde gegeben hatte, waren Itzstein und Hecker in Altenburg nicht ausgewiesen.

„Schön! weist er Dich aus", dachte ich, „dann ist er blamirt und Du bist noch wichtiger und gefährlicher als Itzstein und Hecker."

Ich erklärte also, nur der Gewalt weichen „zu wollen", und die „Gewalt" mußte sich dann bequemen, ihre Schuldigkeit zu thun.

Hempel erklärte mir jetzt „amtlich": in Folge Requisition des königlich sächsischen Staatsministeriums sei ich über die Altenburger Grenze zu schicken. Und zwar sofort!

Nachdem Hempel in den „amtlichen" sauren Apfel gebissen, wurde der liberale Bürgermeister grob.

„Und jetzt, Herr Marr, muß ich Sie ernstlich auffordern, daß Sie mit dem nächsten Zug abreisen."

Der nächste Zug ging aber nach Leipzig, denn die Eisenbahn nach Bayern existirte noch nicht. Was meiner in Leipzig, nach bereits zwei Ausweisungen, harrte, war nicht schwer vorher zu sehen.

Diesmal aber war ich fest entschlossen, nicht zu weichen, sondern beim Staatsministerium direct Beschwerde zu führen.

Gegen vier Uhr Nachmittags traf ich wieder in Leipzig ein und fand am Bahnhof bereits einen Constabler, der zuweilen den Wachtdienst im Theater versah, und dem mein Antlitz daher bekannt war.

Dieses Stück Obrigkeit bot mir galant seinen Arm und eine Droschke an, um mich schnell und bequem auf den Magdeburger Bahnhof zu bringen.

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich nach Magdeburg will?" fragte ich mit geheuchelter unschuldiger Verwunderung.

„Kutester Herr Marr, Sie wissen ja, Sie sind ausgewiesen!"

„So? — möglich. Aber ich beabsichtige eine Reise nach Weimar zu machen."

„Aber, Herr Marr, dahin geht ja gar keine Eisenbahn!"

„Nein, ich werde per Post fahren."

„Aber die Post geht heute ooch nicht mehr!"

„Das thut mir leid, es ist wirklich eine sehr schlechte Postverwaltung hier in Sachsen."

Damit ließ ich den verblüfften Polizisten stehen und eilte in meines Vaters Wohnung.

Nach einer halben Stunde holte man mich dort ab. Mein Vater eilte zu Otto Wigand, Brockhaus und Freiherrn von Tauchnitz. Alle diese drei berühmten Buchhändlerfirmen schickten sofort eine Erklärung auf die Polizei, worin sie mich anmeldeten, als ihren „Commis". Dr. S. riß die Augen weit auf, als er in mir den Diener dreier Herren sah. „Das nützt Ihnen aber Alles nichts, Herr Marr", sprach er. Während ich mich mit Dr. S. noch über die unveräußerlichen „Menschenrechte" stritt, kam ein viertes Schreiben von Dr. Schmidt, dem Director des Leipziger Stadttheaters, der mich, um meinen Aufenthalt zu ermöglichen, als seinen zweiten „Theatersecretair" anmeldete. Ich selbst pochte auf Eingabe an's Ministerium.

Alles umsonst. Fort und noch diesen Abend, hieß es.

Damit war ich entlassen.

Ich zitterte vor Wuth. Kaum zu Hause angekommen, schrieb ich einen furchtbar groben Brief an Dr. S. und erklärte, ich sei krank, ich könne und wolle heute Abend nicht reisen und ersuchte ihn, mich einsperren zu lassen.

Darauf hin wurde mein Vater citirt. Dieser leistete endlich Bürgschaft, daß ich mit dem Morgenzug Leipzig von meiner Gegenwart befreien würde, und so durfte ich „die letzte Nacht eines Verurtheilten" in der guten Stadt verbringen.

Und wozu dieser embarras de richesse von Maßregeln mit einem in der Literatur bis dahin ziemlich unbekannten Schriftsteller?

Die Sache klärte sich bald auf. Im August desselben Jahres hatte jener Auflauf stattgefunden, welcher einem Dutzend Menschen das Leben gekostet. Leipzig war noch in „Gährung" über die Augustnacht. Dazu kamen die Verfolgungen der politischen Verbindungen in der Schweiz, die Thorheit, daß ich als eines der Häupter dieser Verbindungen im Frühjahr mich längere Zeit in Leipzig aufgehalten hatte, und so witterte die Demagogenfurcht der

Regierung einen innern Zusammenhang der Propaganda in der Schweiz mit jenen Augustereignissen in Leipzig.

Die Literatenverfolgungen hatten seit meiner ersten Ausweisung aus Leipzig schon begonnen. Alles, was die Feder im liberalen Sinn führte, und nicht heimatsberechtigt in Leipzig war, mußte die Stadt oder das Land verlassen.

Gar Manchen kam diese Maßregel sehr erwünscht. Der Eine hatte Schulden und seine Gläubiger litten empfindlicher als er selber. Andere sahen sich, ohne daß sie etwas dazu gethan hatten, plötzlich zu Märtyrern gemacht, zu „Volkstribunen", wenn sie schon höchstens eine Bierbankrede begangen hatten. Die Worte: „Ich bin auch ausgewiesen!" wurden daher häufig mit schlecht verhehlter Seligkeit ausgesprochen.

Wahrhaft unglücklich fühlte sich der Dichter C. A. Schloenbach.

„Ich begreife es nicht, daß man mich noch nicht ausgewiesen hat! — Auch heute hat man mich noch nicht ausgewiesen! — Sind Sie ausgewiesen?"

Das waren die Sprüchlein, mit welchen der gänzlich gute Schloenbach jeden Bekannten auf der Straße anfiel. Endlich that ihm die Polizei den Gefallen. Man hatte gesehen, wie er meine verpönte Gesellschaft aufsuchte, und obgleich ich ihn nur „hänselte" mochte man denken, Schloenbach könnte vielleicht auch zur Propaganda gehören.

„Ich bin ausgewiesen!" jubelte er mir entgegen, mit einem Gesicht, welches zornflammend sein sollte, aus dem aber Wonne und Lust strahlte. — „Ich bin ausgewiesen, weil ich für die Freiheit geschrieben habe!"

„Wo denn", gab ich ärgerlich zur Antwort.

„Es ist noch nicht gedruckt. Es war ein Gedicht, welches ich bei * * * in der Weinstube vorlas."

Glückliche Jugend der Poeten! Aber ich hätte doch wenigstens gern einen Grund gefunden, warum man mich, da ich in Deutschland doch eigentlich noch nichts verbrochen, so abstoßend behandelte.

Ein preußischer Beamter zündete mir ein Licht an. Der Polizeirath D..... aus Berlin war am Tage meiner dritten Ausweisung zufällig in Leipzig anwesend. Durch diesen Bekannten erfuhr mein Vater und durch meinen Vater ich, daß speciell ich laut Beschluß des „Deutschen Bundes" auf unbestimmte Zeit in meine eigene Heimat Hamburg hinein zu maßregeln sei und an den Grenzen ausweisende resp. zurückweisende Cherubim zu erwarten hätte.

„Barmherziger Himmel, jetzt mischt sich der alte schwerfällige Rattenkönig (Bundestag) auch noch darein!" dachte ich. Das war ja wie Festungsarrest ohne Termin. Positive Verbrechen lagen nicht vor; einer reellen Anklage fehlte die Basis. Und darum spielte man Federball mit mir, Einer schlug mich dem Andern zu, bis der Federball endlich dem Hamburger Senat in den Schoß fallen mußte. Welche Kleinheit der vormärzlichen Zeit!

Ich wußte jetzt endlich woran ich war. Ganz Deutschland, ganz Frankreich war mir versperrt, dito mein Lieblingsland, die Schweiz. Der Bundestag" hatte gesprochen und der Bundestag das war Oesterreich. Die anderen waren „sehr ergebene Diener". „O, daß ich je Gelegenheit fände, mich an Oesterreich zu rächen!" schrie es in meinem Innern. „Jedes, jedes Mittel wär' mir recht!"

Mit einem wahrhaft concentrirten Muth ging ich zum zweiten Mal in

Magdeburg an Bord des Hamburger Dampfschiffes. Der einzige Zucker bei der bittern Pille, die ich verschlucken mußte, war der Gedanke, daß Hamburg eigentlich eine „Republik" wäre, daß ich somit als „Republikaner" leben könnte.

Warum also sollte, wenn sie mich in ihren Mauern beherbergte, die Stadt Hamburg denn nicht auch zu einem Bethlehem der deutschen Republik werden können? Als ich es genauer betrachtete, fand ich, daß mein Exil immer noch erträglicher sei, als ein Leben, wie ich es als Chambergarnist in den Kasematten von Magdeburg, verschärft durch die Erlaubniß in der Stadt Magdeburg spazieren gehen zu dürfen, führen würde.

Auch dachte ich nach und nach an die herrlichen Hamburger Beefsteaks mit Austernsauce und an die noch herrlicheren Austern ohne Beefsteak, an die Schellfische, Steinbutte, Kabeljaus, Seezungen, Hummern rc.

Endlich dachte ich daran, wie leicht es in Hamburg ist, zur See Reißaus zu nehmen, wenn die Landmächte über unser Streben, die Völker glücklich zu machen, allzu verstimmt werden sollten.

Kurz, ich machte mir in Gedanken das Bett in der Nothwendigkeit so bequem wie möglich zurecht.

„Pst! Pst!" ertönte es da aus der Cajütenthür. Ein malcontent geschorener Kopf und ein Gesicht à la Barbès werden sichtbar.

„Alle Wetter! Sie auch hier, de Marle?" rief ich der Erscheinung zu.

Der Angerufene setzte seine langen Beine in Bewegung und war in zwei gewaltigen Sprüngen neben mir.

„Um Gotteswillen, schweigen Sie! Nennen Sie meinen Namen nicht. Ich bin Flüchtling! Ich bin ausgewiesen!"

Nach den Leipziger Augustereignissen, wo Alles Reden hielt, hatte auch er im Schützenhaus eine Rede geredet und zwar in bloßen Hemdsärmeln. In dieser Rede hatte er von den Kanonen der Soldaten gesprochen, welche mit Entschiedenheit vernagelt werden müßten, sintemal sie in solchem Zustand harmloser als Wasserspritzen wären. So sachlich correct diese letzte Behauptung war, hatte sich doch die Leipziger Polizei den Namen des „Redners" gemerkt und der arme Mann kam mit auf die Liste der Ausgewiesenen. Er war darüber halb verrückt vor Größenwahnsinn geworden, und zugleich vor — Verfolgungswahnsinn.

„Mir bleibt nichts übrig, als daß ich suche nach Amerika zu entkommen!" versicherte er mir hochpathetisch. „Also um Gotteswillen! verrathen Sie mich nicht! nennen Sie mich nicht beim Namen."

„Schon wieder Einer, dem das bischen Märtyrerthum das Gehirn verwirrt hat!" dachte ich und entgegnete laut:

„Ach was! Wir sind auf Hamburger Boden, und man wird uns nicht zu Leibe gehen."

„Nehmen Sie die Sache nicht so leicht", flüsterte de Marle mir keuchend zu, „sie ist furchtbar ernst!"

Ungeachtet des „furchtbaren Ernstes" der „Sache", war nach Ablauf einer Stunde, nachdem das Schiff stromabwärts schwamm, keine Seele an Bord, der nicht de Marle in strengster Discretion mitgetheilt hätte, daß er „ausgewiesen" und Flüchtling sei. Ja! er, der „furchtbare Ernst" denuncirte auch mich bei aller Welt an Bord als eine ausgewiesene Berühmtheit und ehe ich mich's versah, kam ein Passagier nach dem andern um mich herum und machte mir zu Ehren eine Faust im Sack gegen „schnöde" Tyrannenwillkür.

Es war doch eine kostbare Zeit! Die Mitreisenden consumirten uns förmlich als Reliefs ihrer eigenen Harmlosigkeit und ließen uns gewaltsam auf ihre Kosten Champagner und ähnliche Gottesgaben consumiren. So ein „Ausgewiesener" war damals eine Merkwürdigkeit, die man sehen lassen konnte. Jeder Philister fühlte sich durch seinen Umgang gehoben und da die meisten Ausgewiesenen mehr zu verschweigen hatten, als sie zu bekennen mit dem besten Willen von der Welt im Stande waren, so ahnte man in jedem sanften Hammel einen stößigen Bock.

Der liebe gute de Marle schwamm in Wonne und süßem Wein, er ärgerte sich über meine Blasirtheit, und schalt es affectirt, daß ich den hochtrabenden Gaul des Märtyrerthums nicht mitreiten wollte.

Wozu? Den Champagner trank ich bequemer, die feinen Cigarren, mit denen man uns regalirte, rauchte ich mit mehr Genuß und Muße, indem ich die große Glocke über mein Schicksal nicht läutete.

Die Thürme Hammonia's lagen vor uns.

„Kann ich nicht unter einem andern Namen in der Fremdenliste aufgeführt werden?" flüsterte mir de Marle zu, als wir an's Land gingen.

„Nonsens! Kommen Sie nur mit! Es thut Ihnen Keiner etwas!"

Es that ihm auch Keiner etwas. Man verschaffte ihm sogar freie Ueberfahrt nach New-Orleans, wo er am Sonnenstich gestorben sein soll.

Freileben der Tauben.

Von **Karl Müller.**

Das wahre Aprilwetter herrscht. Der Himmel zeigt sein veränderliches, launenhaftes Gesicht. Bald fällt ein Blick der Innigkeit und freundlichen Heiterkeit auf die Erde, als wolle er die noch im Halbschlummer ruhenden Keime zur vollen Entfaltung ihres Lebens und ihrer Reize wecken; bald zieht eine schwangere Wolke, finster wie die Nacht, über sein Antlitz hin, die sich in blendend weißen, gegen den dunklen Grund grell sich abhebenden Schloßen entladet. Vom Winde getragen, peitschen sie den Wald, als sollte er für eben erst empfangene Gnadenblicke unter den Streichen einer mißgünstigen Macht büßen. Beim Geprassel des Hagels schweigen die Sänger des Waldes; unter dem Eindruck des Wetterschauers sucht jeder derselben ein schützendes Obdach. Doch schon bricht fern im Westen ein mattgelber Schimmer hervor, das Gewölk reißt allmälig wie ein Vorhang entzwei, der Wind scheucht die Wolkentheile vor sich her, und die Sonne tritt strahlend hervor, klar und warm wie vorhin. Hier und dort regt sich wieder eine süße Kehle, während noch von den sonnenglänzenden Zweigen die mit den Schloßen niedergefallenen Regentropfen herabträufeln. Horch, nun ertönt auch das sehnsüchtige, aus der Tiefe der Brust aufsteigende Rukukukuku eines verliebten Ringeltaubenmännchens. Ausnahmsweise schon im Februar ist diese Taube mit anderen ihresgleichen in ihre Heimat zurückgekehrt. Strenge Kälte und hoher Schnee hatten die Früherschienenen in schwere Noth versetzt. Sie wagten sich in die Nähe meiner Wohnung und gingen im Hausgarten die Blätter des eingeschlagenen Kohls an. Bei einer erlegten Taube fand ich das Brustbein scharf hervorgetreten und überhaupt die Abmagerung auf's äußerste vorgeschritten. Erschreckend zeigte sich mir die Gewichtsabnahme des Körpers. Doch nun ist die Zeit des Mangels längst vergessen, und gute Ernährung hat diesen wieder ausgeglichen. An dem Rande eines schmalen Kiefernhochwaldes, der Wetterseite engegengesetzt, hat sich der paarungslustige Tauber ein heimelndes Plätzchen erwählt, wo er die Regungen seiner Seele in hohl und heiser klingenden Rufen offenbart. Wem? — Unbewußt mir, dem lauschenden, wohlverborgenen Beobachter, bewußt nur ihr, der in der Nähe ruhenden Taube, welche mit aufgeblasenem Gefieder, tief hinabhängendem Schwanz, mit dem Leib auf dem Aste liegend, ein Bild behaglicher Ruhe und Theilnahmlosigkeit darstellt. Die Wirkung der Sonne und der eingetretenen Windstille belebt mehr und mehr den Trieb des Taubers, an dessen aufgeblasener Kehle die Federn abstehen und die Töne in ihrer Entwickelung gleichsam sichtbar aufsteigen. Immer stürmischer und leidenschaftlicher wird sein Rucksen, zumal jetzt, wo sich ein Nebenbuhler ebenfalls rucksend seinem Standort genähert hat. Er läßt den wetteifernden Buhlen nahe an sich herankommen, doch kaum hat sich dieser auf dem dürren Aste einer alten Eiche niedergelassen, streicht der Eifersüchtige mit klappendem Flügelschlag ihm entgegen und beginnt den Ausweichenden theils

kurze Strecken fliegend, theils laufend und von Ast zu Ast sich schwingend zu verfolgen. Die Taube hat wol beim Flügelschlag ihres kampfbereiten Ritters den Kopf ein wenig aufgerichtet, aber schnell kehrt ihre Gleichgiltigkeit zurück. Schön und schlank erscheinen dagegen die erregten Tauber, unablässig verfolgt der eine den andern, bis endlich der Eindringling sich entfernt. Nun aber wendet sich der Sieger der Taube zu, stürmt auf sie ein, bläst den Kropf auf, umkreist sie hochaufgerichtet, rückt ihr dicht zu Leibe und zwingt sie zum Aufstehen und zur Flucht auf einen andern Baum; ihr nach drängt der Berauschte flatternd, rutschend und leidenschaftlich sich geberdend, bis die Unwillige sich ihm durch weitgehenden Flug zu entziehen sucht. Unmittelbar hinter ihr folgt der Courmacher und findet Gelegenheit, beim Flug durch die kühle Luft die Hitze des Bluts etwas abzukühlen.

Ein andermal gelingt es indessen dem stürmischen Tauber, die Taube zur Ergebung zu nöthigen, und siehe, die Frucht dieser verfrühten Vereinigung entfällt dem auf einem Tannenhorste zur Seite des Männchens während der Nacht schlafenden Weibchen vor der Bereitung des Nestes. Die feuchte, elastische Moosdecke verhütet das Zerbrechen des fallenden Eies, und der aufmerksame Forscher findet es hier, durch das Gestöber der Tauben zur richtigen Schlußfolge geleitet.

Der Trieb zum Bauen fordert jedoch eben so sehr sein Recht wie der Paarungstrieb, und im gegenseitigen Einverständniß, übrigens angeregt durch die Taube, beginnt das Paar an der von ihr erwählten Stätte das mit wenig Kunstsinn plattenförmig gebildete Nest herzurichten. Der Tauber benimmt sich dabei nur als sogenannter Handlanger, der die Reiser herbeitragen hilft, und sie entweder auf das Nest fallen läßt, oder an die Taube abgiebt. Diese prüft und regelt die Form des Korbgeflechts fleißig durch wiederholtes Drehen um sich selbst, indem sie die Brust senkt und das Hintertheil hebt.

Wenn jetzt der Tauber rucks't, dann beglückt ihn die Taube oft durch Annäherung aus eigenem Antrieb. Dann verstummt das sehnsüchtige Rucksen, und das heisere „Puh" verkündet die Wonne seiner Empfindung. Der Himmel scheint gleichsam Freude daran zu haben, denn er lächelt heiter darein, und der West fächelt leise das Gefieder. Der liebeselige Tauber fühlt sich von dem klaren, blauen Morgenhimmel wonnevoll angezogen, er hält den Kopf schief und blickt in den weiten Luftraum empor, lüftet entzückt die Schwingen, erhebt sich mit klappendem Flügelschlag dreißig bis vierzig Fuß über die Oberständer und kehrt schwebend und in weitem Bogen kreisend auf den verlassenen Standort oder einen benachbarten Baum zurück. Das Luft- und Sonnenbad behagte ihm, ein wohliges Gefühl muß mit diesem Empor- und Niedertauchen verbunden sein, und wer will es in Abrede stellen, daß auch der Trieb des Gefallenwollens den eitlen Tauber bewegt, seine Reize vor den Augen der Taube zu entfalten?

Noch öfter steigt im jungen Buchenschlage von den da und dort emporragenden Oberständern, oder von den Kronen der jungen Fichten der Tauber des Turteltaubenpaares auf ähnliche Weise aufwärts, und länger noch währt sein Schweben, wobei die Flügel sich hoch über die wagerechte Lage heben, so daß sie sich über dem Rücken fast berühren. Ein Bild wahrer Anmuth bieten viele Paare einer Laub- oder Nadelholzhege. Zur Rechten und Linken, vor und hinter uns steigen die Tauber in schiefer Richtung in die Höhe und kehren zögernd und sich wiegend zu ihren Tauben zurück, die theils auf

den Aesten der Bäume, theils im Gebüsch am Nistplatze verweilen und sicherlich einen Eindruck von diesem Minnespiel empfangen. Der Mai hat seinen ganzen Zauber entfaltet. Das zarte, helle Grün lacht dem Auge, würziger Duft erregt die Sinne; des Pirols tief und voll tönende Flötenmelodie dringt lebenswarm zur Seele, der Ruf des Kukuk beherrscht weithin den Raum und das sehnsuchtsvolle Rucksen der Turtelchen aus dem Schatten der Zweige umdämmert uns mit träumerischen Empfindungen. Beim Anblick des heranschleichenden Beobachters halten die meisten Tauben in ihrem Minnespiel inne; langhälsig blicken sie von den Bäumen herab und bleiben regungslos, bis die Verdacht erweckende Erscheinung verschwindet, oder sie streichen ab und lassen sich anderswo nieder, erheben sich auch wol nur, um eine Strecke in gerader Richtung zu fliegen, dann plötzlich ihr Spiel wieder aufzunehmen und zurückzukehren. Besonders arglose und liebestrunkene Tauber aber achten kaum des unter ihnen wandelnden Menschen und geben ihm Gelegenheit, die eingehendsten Beobachtungen zu machen.

Wie anders benimmt sich die scheue, mißtrauische, auf ihre Sicherheit bedachte Ringeltaube. Nur unter vollständiger Deckung gelingt es dem schleichenden Beobachter, ihr zu nahen. Sie sieht und hört vortrefflich. Das Rascheln des dürren Laubes oder das Knacken des Reises wendet der verdächtigen Richtung sofort den hochgehobenen Kopf zu. Ohne sich selbst Zeit zum völligen Sichern zu geben, streicht sie ab und giebt dem verfolgenden Auge Beweise ihrer Fluggewandtheit. Die Reise durch die Luft geht gewöhnlich in sicherer Höhe, und von da aus schweift ihr Scharfblick umher, beherrscht die Fläche des freien Bodens und dringt selbst bis zu einer bedeutenden Tiefe in den Schatten des Buschwerks ein, durchmißt gleichwol einen weiten Luftraum, um dem kreisenden oder dahersausenden Räuber mit bewundernswerther Sicherheit auszuweichen, oder in stürmischem Dahineilen ihn von seinem fruchtlosen Bemühen zu überzeugen. Nur unter dem Einfluß der drückenden Mittagshitze und der behaglichen Hingabe an das Verdauungsgeschäft wird sie von dem Wanderer oder Spaziergänger überrascht, ja, sie sieht ihn von ihrem Ruheplätzchen aus zuweilen unter dem Baume hinwandeln, ohne daß sie aufsteht und die Federn glatt legt. Die brütende Ringeltaube läßt sich gewöhnlich nahe kommen, und wenn das Nest auf einer Fichte oder Kiefer steht, so hält sie nicht selten aus, bis der Baum von dem Steiger erschüttert wird. Dann aber nimmt sie beim Abstreichen eine solche Richtung, daß das Gezweige sie möglichst deckt und jede Blöße vermieden wird. Die Veränderung am Neste oder an dessen Umgebung, überhaupt jeder störende Eingriff, bewegt das Paar zum Verlassen der Niststelle, um anderswo einen Brutversuch zu machen. Hier zeigt sich selbst die Liebe der Eltern zu den Jungen nicht stark genug, um die Furcht vor Gefahr, die Neigung, sich selbst in Sicherheit zu bringen, und die wilde Scheu zu besiegen.

Von zärtlicheren Trieben beseelt erscheint das nistende Turteltaubenpaar Da sitzt das im Busch brütende Täubchen auf dem Neste in einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß. Sein Köpfchen mit dem schönen beringelten Auge und dem weichen Schnabel sieht aus dem Grün hervor. Wol leuchtet das Feuer der Angst und Besorgniß aus seinem Blick, wol klopft rascher und lauter sein Herz, aber es läßt sich fast zum Greifen nahe kommen, und wenn es sich eilend vom Neste entfernt hat, weilt es ängstlich wartend in der Nähe desselben und kehrt nach kaum entschwundener Gefahr wieder zu den Eiern zurück. Treuer und zärtlicher ist auch das Turteltaubenpaar bei den Jungen,

als die Ringeltaube. Allerliebst sieht das alte fütternde Turtelchen aus. Zur Zeit, wo die nackten Jungen noch mit dem im Kropfe erzeugten käseartigen Stoff gefüttert werden, ist der Schnabel des alten Vogels mit zarter Rücksicht thätig, die Lage der Jungen bequem zu machen, sich mit dem geöffneten Schnäbelchen des Jungen zu vereinigen und das ausgeschiedene Futter in geeigneten Zwischenräumen und der Zartheit des Vogels angemessenen Portionen ihm einzugeben. Die flügge gewordenen Jungen sind Geschöpfe, an denen Alles gar weich und zart ist. Die Mausefedern ragen noch unter Kopf- und Nackendeckfedern hervor, und die Füße vermögen noch nicht, den Körper lange zu tragen, weshalb das Thierchen mit Bauch und Brust sich niederlegt und im Schlafe wol auch das Köpfchen auf dem Nestrande ruhen läßt. Größer geworden, nehmen die Jungen auf dem Nestrande, dann auf benachbarten Zweigen im Gebüsch, und erst bei erlangter Flugfähigkeit auf höheren Bäumen Platz. Regelmäßig empfangen die still und verborgen sitzenden Täubchen aus dem Kropfe der Eltern erweichte und angefeuchtete Sämereien, vorzugsweise früh Morgens und gegen Abend, wobei die Flügel schlagen und piepende Töne zu vernehmen sind. Eines Morgens bewegen die ermunternden Pfleger das bereits von Baum zu Baum gewanderte Junge zum ersten Ausflug ins Feld. Aber der erste Versuch wird gewöhnlich durch ängstliche Unterbrechung des Flugs und eine plötzliche Rückkehr zum Rande des Gehölzes verzögert. Endlich läßt sich das unerfahrene Täubchen mit den Führern auf dem Felde nieder, wo es, obgleich noch von diesen gefüttert, schon Samenkörner aufnimmt und aus Pfützen und seichten Gräben Wasser trinkt. Anstandsvoll laufen die Turtelchen über den Boden hin und bleiben öfters stille stehen, um sich umzusehen. Jetzt bleiben sie wie gebannt sitzen, den Hals ausgereckt blicken sie aufwärts. In der Ferne haben sie den dahinziehenden Falken oder Sperber entdeckt. Die Alten sind sich ihrer Geschicklichkeit im Entrinnen durch kühne, flinke Wendungen und durch pfeilartiges Dahinsausen wohlbewußt; sie haben dem hinterdrein stoßenden Räuber sich in Noth und Bedrängniß vielleicht schon mehrmals dadurch entzogen, daß sie sich in das bergende Gehölz stürzten und mit staunenswerther Sicherheit zwischen den Zweigen hindurch eilten. Aber das mit den Künsten des Flugs weniger vertraute und an Erfahrungen arme, sich nur auf sein angeborenes Vermögen verlassende Junge bedarf noch der Bewachung. Mehr und mehr entwöhnt es sich indessen bald der elterlichen Bevormundung, und das Paar folgt von Neuem dem Fortpflanzungstriebe.

Leider haben die lieben, Wald und Flur belebenden Tauben auch im Menschen einen schlimmen Feind. Hier werden ihnen Eier von wilden Buben, dort die Jungen von Beauftragten lüsterner Feinschmecker geraubt, und ist der August einmal nahe oder gar gekommen, so steht der Schütze mit der Doppelflinte lauernd bei einer alten Eiche oder Buche unter der Wölbung des bergenden Laubdaches. Abends gegen fünf Uhr fallen schon Ringel-, Hohl- und Turteltauben einzeln und in kleinen Flügen auf den dürren Aesten ein; sie kommen von der Aesung und Tränke zurück. Ein feines Geschwirr verkündet die Ankunft der Ringel- und Hohltaube, ein hörbares Flappen oder Klappen das Abstreichen vom Baum. Ein Schuß scheucht sie alle von den Ruheplätzen eines großen Umkreises, aber nach kurzem Umherfliegen lassen sie sich auf anderen einladenden Bäumen wieder nieder. Die scheue Ringeltaube meidet indessen bald die Plätze, wo sie Nachstellungen erfährt, doch zeichnen sich dabei die Alten vor den Jungen aus

Eine gleiche, oft noch größere Vorsicht bekundet die Ringeltaube an der Tränke oder der Salzlecke in Wiesen und auf Triften. In weitem Bogen umkreist sie mißtrauisch den Ort, traut der vorgenommenen Veränderung, der entstandenen Erhöhung, der aus Rasen oder Tannenreisig errichteten Hütte nicht und läßt sich endlich außer Schußweite nieder. Da steht sie nun hoch aufgerichtet, scharf den befremdenden Gegenstand im Auge, minutenlang unbeweglich. Dann erst geht sie umher, pickt einigemal Unkrautsamen oder Erdbröckchen auf und „sichert" von Neuem Nach und nach wagt sie sich der Hütte näher, auf welche sich das Turtelchen vertraulich setzt, und wird das Ziel des plötzlich der Schießscharte entfahrenden Hagels. Die Gefährten aber ziehen eine Weisheitslehre aus diesem Ereigniß und halten sich fortan in respectvoller Entfernung von der gefährlichen Hütte, während die Hohltauben schon weniger, die Turtelchen am allerwenigsten Scharfsinn und Klugheit bekunden. Auf den Fruchtfeldern fallen große Schaaren Ringel- und Hohltauben ein, um gierig Körner aufzupicken, und auch hier erreicht die eine oder andere, zuweilen mehrere auf einmal, das todtbringende Blei des Schützen, der sich vorsichtig in einem Graben hinter einem noch nicht geernteten Fruchtacker oder hinter Kornhaufen anschleicht Die Turtelchen gesellen sich ihnen gern zu, aber meistens sehen wir sie abseits den aus Freßgier mit den Flügeln schlagenden und über einander hinstürzenden Tauben des großen Flugs oder Trupps sich umhertreiben.

Je weiter die Jahreszeit vorrückt, desto größer dehnt sich das Feld des Umherziehens vereinigter Tauben aus. Ein paar Stunden Weges sind den schnellen Luftkindern eine Kleinigkeit. Heute sind sie hier auf einem frisch besäeten Acker beschäftigt, Morgen umschwärmen die flüchtigen Gäste ein Saatfeld in einer fernen Gemarkung. Im October umflattern die Ringeltauben oft zu Hunderten die alten Eichbäume, die Eicheln loszerrend und würgend, um sie durch die Kropfsäure zur Verdauung vorbereiten zu lassen. Das zartere Turtelchen weicht der unfreundlichen Jahreszeit schon früh aus; nur junge Täubchen trifft man auf der Hühnerjagd noch spät im Hirsefeld und im Hanfacker oder an sonst einer futterergiebigen Stelle vereinzelt an. Die beiden anderen genannten Taubenarten ziehen bis in den Spätherbst hinein umher und wandern in großen Zügen, oft in fernen Höhen, südlich.

Es bleibt mir noch übrig, die Tauben in ihrem Verhältniß zur Forst- und Landcultur nach den von mir gemachten Erfahrungen und Beobachtungen zu würdigen.

Die bevorzugte Nahrung der Ringeltaube bilden die Samen der Nadelholzwaldungen, welche sie nicht blos von dem Boden auflieft, sondern auch zwischen den klappenden Deckelchen der Zapfen hervorholt. Zum Aerger des Forstmanns lesen die Ringeltauben im Spätherbst und Winter an Südhängen die Buchelmast oft ganz auf. Kaum der Rede werth ist der Schaden, den sie auf dem Felde durch Wegpicken der ausgestreuten Fruchtkörner verursachen. Auf der andern Seite kommen die Schnecken und Würmer, welche sie fressen, gleichwol nicht als erwähnenswerth in Betracht, eben so wenig das Vertilgen von Unkrautsamen. Keinesfalls hat man genügende Ursache, vom Standpunkte der Forst- oder Landwirthschaft aus diese Taube feindlich zu behandeln

Die Hohltaube, welche ebenfalls sehr gern Unkrautsamen frißt, wiegt diese nutzenbringende Thätigkeit durch den örtlichen Schaden reichlich auf, welchen sie zur Zeit der Aussaat und Ernte an den Feldfrüchten anrichtet.

Mit großer Hartnäckigkeit beutet sie, in großen Flügen vereinigt, Erbsen-, Weizen- und Leinäcker aus.

Das Turtelchen geht wol sehr gern ausgestreute Samenkörner an und liest Erbsen, Linsen, Wicken, Rübsamen, Hirsen, Hanf und Lein von den Aeckern auf, allein es vertilgt auch eben so emsig allerlei Unkrautsämereien in Feld und Wiese. Nur in Forstgärten richtet das Thierchen an den daselbst auf den Beeten ausgesäeten Samen nicht selten empfindlichen Schaden an, wenn die Forstschutzbeamten nicht durch Schießen oder Bedecken der Samenbeete vorbeugen.

Bezüglich unserer Haustauben ist in neuerer Zeit von guten Beobachtern die Behauptung aufgestellt worden, daß das Einsperren derselben zur Saatzeit nicht nöthig sei, da ihr Körnerdiebstahl nicht wesentlich sei, das Unkraut aber von ihnen bevorzugt werde, insbesondere die Vogelwicke und zwei Arten von Knöterich, sowie das kletternde Labkraut, Klebrich genannt, welches unter dem Flachs gedeiht und wuchert.

Wir Brüder sprechen in unserm bei Ernst Keil in Leipzig herausgegebenen Buch über unsere einheimischen Vögel in ihrem Verhältniß zur Land- und Forstwirthschaft nachfolgende Ansichten aus:

Unserer Beobachtung nach vermögen unsere Tauben der ungeheuren Menge des Unkrauts gegenüber verschwindend wenig. Der Landwirth weiß ja, wie schwer es fällt, das Unkraut, welches sich einmal eingebürgert hat, auszurotten. Dem Wucher desselben können unsere Haustauben niemals nachdrücklich begegnen, und da ihr weit überschätzter Nutzen nach dieser Richtung hin nur wenig in die Wagschale fällt, so muß empfindlicher Schaden, wenn er auch selbst nur Einzelne trifft, den Ausschlag in der Urtheilsvollstreckung geben, sobald es sich um Aufhebung von Maßregeln handelt, welche eingreifend sind. Darüber kann kein practischer Mann im Zweifel sein, daß die Flüge unserer Tauben auf frisch besäeten Aeckern erheblichen Schaden stiften können, zumal wenn die Ungunst der Witterung das Untereggen der Fruchtkörner verzögert. Allbekannt und genügend bestätigt ist auch der Eingriff der Haustauben zur Zeit der Feldfruchtreife an stehenden und liegenden, besonders an Oelfrüchten. Da wir nun das Taubenhalten als Liebhaberei, seltener als Erwerbsquelle, niemals aber als Sache aus Interesse für die Landwirthschaft, etwa in Rücksicht auf die unkrautvertilgende Eigenschaft der Tauben, ansehen müssen, wäre es wahrlich unverantwortliche Parteinahme für die Taubenbesitzer, wollte man ihnen gestatten, ihre Tauben zur Zeit, wo sie den Hauptschaden im Felde verursachen, ausfliegen zu lassen, um sie auf Kosten Anderer zu ernähren. Wer Tauben zu seinem Vergnügen halten will, der setze dieses Vergnügen dem Gemeindewohl nicht vor und bringe dem letztern gern das Opfer des zeitweisen Einsperrens und Fütterns.

Maria Leczinska.

Von A. Leesenberg.

Während meines Aufenthalts in Versailles im Herbste des Jahres 1870 war es mir eine liebe Gewohnheit geworden, täglich die historische Portraitgalerie im dritten Stock des dortigen Schlosses zu durchwandern; eine Fülle von Erinnerungen stürmte dabei auf mich ein und erweckten den Trieb in mir, dem einem oder dem andern Blatt aus der französischen Geschichte, namentlich aus dem uns zwar zeitlich so naheliegenden, aber social durch die große Revolution von 1789 wie durch einen Abgrund von uns getrennten achtzehnten Jahrhundert, ein eingehenderes Studium zu widmen. Wie es aber bei dergleichen Nachforschungen zu gehen pflegt: hat man sich erst einmal darin versenkt, so findet die überreiche Wißbegier nicht so leicht ein Ende

Man geht in die geringsten Details ein, man wünscht in die vertrautesten Heimlichkeiten einzudringen, man sucht nach Autographen und durchstöbert mit Begierde die Documente und Acten. Die Geschichte erscheint in unserer Zeit nicht mehr in jener akademischen Form der Haupt- und Staatsaction, deren Stil oft declamatorisch und deren conventionelle Schönheit von einer gewissen Steifheit und Grandezza unzertrennlich ist; vielmehr gleicht sie jetzt einem weiten Spiegel, der getreu die ganze Vergangenheit wiederstrahlt. Ohne Zweifel finden sich in diesen unzähligen Anmerkungen und Beweisstücken, in diesen neuen Aufgaben alter, durch Noten verjüngter Bücher, in diesen Memoiren, deren Ursprung bis vor hundert Jahren zurückgeht und die doch jetzt erst an's Tageslicht treten, viele Sachen von untergeordnetem Werth und ein Menschenleben würde nicht ausreichen, alle diese Einzelheiten zu bewältigen. Es wird daher die Aufgabe der zukünftigen Historiker sein, diese Documente zu einem Ganzen zu verflechten, aus ihnen wie aus einer ergiebigen Quelle zu schöpfen; das, was nicht der Aufbewahrung werth, der Vergessenheit zu überliefern und über das letzt verflossene Jahrhundert ein endgiltiges Urtheil zu fällen. Die Regierung Ludwig's XV. ist bis jetzt noch nicht mit der dazu erforderlichen Ruhe und Unparteilichkeit betrachtet worden. Die Einen suchen sie nach jeder Seite hin mit einer Art von zorniger Entrüstung, die oft übertrieben ist, zu brandmarken, während Andere in's entgegengesetzte Extrem gerathen und es unternehmen, in unglücklichen Stellungen Scandale zu bemänteln und herauszuputzen, denen gegenüber die Geschichte doch die Pflicht hat unerbittlich zu sein. Mit ein wenig mehr Unbefangenheit würde man zu weit billigeren Resultaten gelangen und zu dieser Zeit, wie in allen übrigen, viele Laster, aber auch einige Tugenden finden. Merkwürdigerweise hat man sich von jeher vorzugsweise darin gefallen, die lasterhafte Seite zu studiren. Man hat sich in einer bis an's Kleinliche gehenden Weise mit den Maitressen des Königs beschäftigt, man hat ihre Toiletten beschrieben, Verzeichnisse der ihnen gehörigen Kunstgegenstände und Möbel aufgesetzt, man ist ohne Aufhören auf die Chateaurouх auf die

Pompadour und auf die du Barry zurückgekommen; aber man vergaß eine Frau, die durch den Entwickelungsgang ihres Schicksals, durch die Würde und Resignation bei vielfachem häuslichen Ungemach, durch den Zauber ihres Geistes und durch die Schönheit ihrer Seele, sich wol der Beachtung der Nachwelt empfehlen dürfte. Nachdem man sich nur zu lange mit den Maitressen befaßt, ist es wol an der Zeit, sich auch einmal der legitimen Gattin zu erinnern. Es ist daher ein Verdienst der Gräfin Armaillé, durch eine eben so elegant geschriebene, als durch Gründlichkeit der Forschung ausgezeichnete Lebensbeschreibung die Aufmerksamkeit zuerst wieder auf Maria Leczinska gelenkt zu haben; sie hat dazu eine reiche Quelle von Mittheilungen in den Memoiren des Herzogs von Luynes gefunden. Diese für die Geschichte ihrer Zeit äußerst wichtigen Memoiren, die am 27. December 1735, kurz nach der Ernennung der Herzogin zur Ehrendame der Königin, beginnen und am 20. October 1758, wenige Tage vor dem Ende des Autors, schließen, blieben während eines ganzen Jahrhunderts unbekannt. Ihre Existenz wurde zuerst 1855 durch die Veröffentlichung der Memoiren des Präsidenten Hénault dargethan und die ersten Bände erschienen 1860.

Durch seine Mutter ein Großneffe des famosen Marquis Dangeau, war der Herzog von Luynes gleichsam eine Fortsetzung seines Vorfahren. Er ist der Dangeau der Regierung Ludwig's XV., aber bei Weitem weniger als dieser zur Schmeichelei geneigt. Ohne eine bestimmte Hofcharge zu haben, genoß der Herzog eines ganz besondern Vertrauens von Seiten des Königs und der königlichen Familie, war also wol in der Lage, Alles beobachten zu können. Die Einzelheiten, in welchen sich der eifrige Hofmann und gewissenhafte Berichterstatter ergeht, erscheinen uns anfangs kindisch und langweilig, aber schon nach Durchlesung einiger Seiten glaubt man selbst die zahlreichen Persönlichkeiten zu kennen, die ohne Aufhören auf dem Schauplatz der Ereignisse erscheinen; man macht sich mit dieser wiedererstandenen Welt vertraut und endet damit, selbst Interesse an den kleinsten Etikettenfragen, an diesem Wirbel vorüberrauschender Leiden und Freuden, an diesem Gewirr von einander sich kreuzenden und an einander reibenden Eitelkeiten zu nehmen. Nichts kann uns überdies besser über die Charaktereigenthümlichkeiten und über das Leben der Gemalin Ludwig's XV. unterrichten, man ist immer um die Königin, man glaubt sie zu hören und zu sehen.

Es bedurfte von Seiten Maria Leczinska's eines redlichen Willens und eines großen Tactes, um sich von Beginn ihrer Erhebung an gegen die Unbesonnenheiten zu verwahren, die eine unerfahrene, fremde junge Frau nur zu leicht begehen konnte. Inmitten einer entarteten Gesellschaft, in der bereits Alles verdreht und Nichts an seinem Platz war, wußte ihre ruhige, leidenschaftslose Natur ohne anzustoßen ihren Weg zu finden, stets ihre Würde zu behaupten und die Verleumdung sich fern zu halten. Wol sollte man denken, daß ihr unvorhergesehenes Glück den Neid gegen sie erregt hätte, wenn nicht ihr anspruchloser, bescheidener Sinn, der Umstand, daß sie Niemand in Schatten stellte und ihre bedauernswerthe, gänzlich passive Rolle von vornherein jedes derartige gegen sie auftauchende Gefühl sofort erstickt hätten.

Der fünfzehnjährige Ludwig XV. (Maria Leczinska, geboren 1710, war beinahe sieben Jahre älter als er) war damals der schönste Jüngling seines Königreichs. Seine einnehmende und trotz seiner Jugend imposante Gestalt, sein vornehmes Aeußere, sein schöner Wuchs, sein wie von einer innern Gluth leise angehauchter Teint, gaben ihm einen fast idealen Zauber. „Es

gab in Frankreich", erzählt Madame d'Armaillé „keinen Greis, der ihn nicht wie ein Vater geliebt, keine Frau, die nicht mit einer Art von religiöser Begeisterung für seine Erhaltung gebeten." Und wem wurde nun die Auszeichnung zu Theil, dies vom Himmel so bevorzugte Kind zu heirathen? Einer armen, unbekannten Prinzessin, der Tochter eines polnischen Edelmanns, den eine Laune Karl's XII. zum König gemacht und welcher, nach Ueberstehung von tausend Unglücksfällen in die Verbannung geworfen, so zu sagen von den Almosen des Königs von Frankreich in der alten Comthurei von Weißenburg lebte. Als der Herr v. Lozillières — früher Secretair der französischen Gesandtschaft in Turin — nach Deutschland geschickt ward, um die heirathsfähigen Prinzessinnen die Revue passiren zu lassen, hatte er dem Herzog von Bourbon eine Liste überreicht, die man in den Anmerkungen zu dem Werk der Madame d'Armaillé abgedruckt findet. Die Liste enthält die Aufzählung von siebenundzwanzig Prinzessinnen mit beigefügten Notizen über jede Einzelne. Unter Nr. 18 las man folgende Erwähnung. „Maria Leczinska, Tochter des Stanislaus Leczinski. Er hat mehrere, aber nicht sehr reiche Verwandte, im Uebrigen weiß man nichts Nachtheiliges über diese Familie." Zum allgemeinen Erstaunen war es diese Polin, die sechs Monate früher jeden einfachen Edelmann geheirathet hätte, welche der Wille der Marquise de Prie*) auf den schönsten Thron der Welt erhob.

Als König Stanislaus zuerst die Kunde von dem ehrenden Antrag erhielt, begab er sich sofort zu seiner Gemalin Catharina Opalinska, bei der er auch seine Tochter zu finden hoffte, und sagte: „Laßt uns niederknieen und Gott für die uns erwiesene Gnade danken." — „Mein Vater", rief Maria, „gewiß sind Sie auf den Thron von Polen zurückgerufen?" — „Mit nichten, meine Tochter", erwiederte der verbannte König, „der Himmel hat uns eine noch größere Gnade erwiesen, denn ich habe die Ehre Sie als die zukünftige Königin von Frankreich zu begrüßen." Bald darauf geschah die formelle Anfrage zu Straßburg, wohin sich die Prinzessin inzwischen mit ihren Eltern begeben; ihre Reise glich von da an bis Fontainebleau, wo die Vermälung vollzogen ward, nur einem einzigen Triumphzuge. Die neue Königin war nicht gerade hübsch, aber sie besaß eine gewisse Grazie, eine Sanftmuth und Lieblichkeit, die ihr alle Herzen während ihrer Reise gewann. „Es giebt nichts, was die Franzosen nicht ausfindig machen, um mich zu zerstreuen", schrieb sie an ihren Vater, indem sie sich mit ihrem Diminutivnamen Matuschna unterzeichnete. „Man sagt mir die schönsten Sachen von der Welt, aber Niemand sagt mir, daß ich Sie bald wiedersehen werde. Vielleicht verkündet man es mir bald, denn ich reise ja im Königreich der Feen und befinde mich in der That unter ihrer magischen Herrschaft. Es gehen jeden Augenblick die glänzendsten Verwandlungen mit mir vor: bald bin ich schöner als die Grazien, bald gehöre ich der Familie der neun Schwestern an; hier besitze ich die Tugenden eines Engels, dort macht meine bloße Anwesenheit Glückliche; gestern war ich das Wunder der Welt, heute bin ich der Stern der günstigen Einflüsse. Jeder thut sein Bestes, um mich zu vergöttern und gewiß wird man mich nächstens über alle Unsterblichen erheben. Um dem Blendwerk ein Ende zu machen, lege ich die Hand an's Haupt und sofort finde ich Diejenige wieder, die Sie lieben und von der Sie so zärtlich wieder geliebt werden."

*) Die Maitresse des Herzogs von Bourbon.

Maria Leczinska ließ sich durch diese Huldigungen und Schmeicheleien nicht betäuben. Sie vergaß darüber nicht ihre Familie, noch ihr Vaterland. Als der König von Polen, August II., 1733 starb, wie fühlte sie da auf's Neue ihr polnisches Herz erbeben! Die glühendsten Wünsche sandte sie zum Himmel, daß ihr Vater, der in seiner Person das nationale Element gegen die sächsische Fremdherrschaft repräsentirte, mit Erfolg die Krone zurückfordern möge. Mit einer Lebhaftigkeit, wie man sie sonst vergeblich bei ihr sucht, sehen wir die Königin eine Sache vertheidigen, die ihr als geheiligt erschien. Stanislaus ging nach Polen. Seine Tochter las mit lauter Stimme in einem Saal des Schlosses von Fontainebleau die Proclamation vor, durch welche der Primas von Neuem die Erhebung dieses Prinzen auf den Thron der Jagelonen verkündigte. Einige Tage später befestigte sie eigenhändig die weiße Cocarde an den Hut des Marschalls von Villars, und der alte Krieger, der den Befehl über die Alpenarmee zu übernehmen ging, rief begeistert aus: „Sagen Sie dem König, daß er nun über Italien verfügen könne, denn ich ginge, es ihm zu erobern.“ Der Ausgang des Krieges ist bekannt. Man weiß, daß Stanislaus im Friedensschluß die Herzogthümer Lothringen und Bar als Entschädigung erhielt. „Glauben Sie mir, Madame“, sagte damals der Cardinal Fleury zu Maria Leczinska, „der ruhige Nießbrauch der Herzogthümer ist bei Weitem dem Thron von Polen vorzuziehen.“

Die Königin, welche fand, daß der Krieg aus übertriebener Sparsamkeit des Ministers nicht mit genug Nachdruck geführt war, erwiederte nicht ohne eine gewisse Bitterkeit: „Ja wol, Cardinal, ungefähr so, wie ein Rasenteppich eine Marmorcascade ersetzt.“ — „Der Greis“, fügt Madame d'Armaillé bei der Erzählung dieser Anecdote hinzu, „fühlte sehr wol das Maliciöse aus diesen Worten der Königin heraus, die damit auf einen kürzlich von ihm bewiesenen Act des Geizes anspielte, wodurch die prachtvolle, aber kostspielig zu unterhaltende Marmorcascade von Marly zerstört ward, um einem einfachen Rasen Platz zu machen.“

Es ist als ob der Antheil an dem Kampf um die polnische Thronfolge nach dem Tode August des Starken ihren Vorrath an Energie und Begeisterung erschöpft hätte; seitdem sehen wir Maria Leczinska nicht mehr in den Vordergrund der Ereignisse treten, sondern ein würdiges, aber stilles und zurückgezogenes Leben, streng innerhalb der Schranken der Etikette führen. Die Freundschaft zu einigen wenigen Personen, an deren Umgang sie durch langjährige Gewohnheit gefesselt, scheint das einzige Asyl des Gemüthslebens, das tägliche Lieblingsspiel Cavagnole die einzige, aber um so unentbehrlichere geistige Anregung in diesem apathischen Dasein gewesen zu sein.

Leider blieb das Schicksal Polens nicht die einzige Veranlassung zur Betrübniß für die Königin. Das Herz ihres Gemals ging ihr verloren und Ludwig XV. versank allmälig immer mehr in den Abgrund der Sinnlichkeit und der unreinen Begierden. Obgleich Maria Leczinska ihm zehn Kinder geboren, so hatte er doch für sie nichts mehr als Achtung und bezeugte ihr nur wenig Zuneigung. Die Memoiren des Herzogs von Luynes geben uns von der königlichen Häuslichkeit ein trauriges Bild. Da er sowol als seine Gemalin die Majestäten und die Marquise de Pompadour zu allen Zeiten sahen, so waren sie oftmals die Vermittler von Beziehungen der sonderbarsten Art zwischen der Maitresse und der Gemalin des Königs. Unter den vielen hierher gehörenden Zügen, die uns der edle Chronikschreiber aufbewahrt, will ich hier nur den einen herbeiziehen, der als ein interessanter

Beitrag zu der Geschichte damaliger Hofzustände gelten kann. Als am Tage nach dem Abscheiden der ersten Gemalin des Dauphin, der spanischen Infantin Marie Therese, die königliche Familie der Etikette gemäß sich nach Choisy zurückziehen wollte, ließ Madame de Pompadour durch die Herzogin von Luynes bei der Königin um die Gunst eines Platzes in einem ihrer Wagen für diese Reise nachsuchen. „Dieser Vorschlag wurde anfänglich nicht zu wohl aufgenommen", obgleich Madame de Luynes der Königin in achtungsvoller Weise zu verstehen gab, daß wenn die Pompadour ein solches Ansinnen stelle, dies nur mit Zustimmung des Königs geschehe. Maria Leczinska erwiderte, sie führe nur zwei Wagen mit sich und da ihre Töchter sie begleiteten, so würde kein freier Platz vorhanden sein. Madame de Luynes erlangte indessen doch so viel, daß falls sich noch ein leerer Raum ergeben würde, die Marquise davon profitiren solle. Nun ließ sich Madame de Villars im letzten Augenblick absagen; die Königin ließ Madame de Pompadour davon benachrichtigen und lud sie sogar ein, vor dem Einsteigen mit ihr und ihren Töchtern zu Mittag zu speisen. Der König war natürlich an diesem Tage besonders liebenswürdig gegen seine Gemalin, als er sie in solcher Gesellschaft anlangen sah; er ordnete sofort ein Cavagnolespiel an, und am Abend, nachdem die Favoritin an der königlichen Tafel soupirt, begann Maria Leczinska ihr Lieblingsspiel wieder, bei dem der König und seine Freundin sich associrten, um halb Part zu machen.

Aber verlassen wie die arme Fürstin von ihrem Gemal war, litt sie dennoch weniger als ihre glückliche Nebenbuhlerin. Umgeben von der Hochschätzung Derjenigen, welche die Ehre hatten ihr nahe zu stehen, fand sie in ihrem guten Bewußtsein einen Zufluchtsort gegen die äußeren Demüthigungen und ihre Ruhe contrastirt seltsam mit der beständigen Unruhe und den fortwährenden Gemüthsbewegungen der Favoritin. Eine unter diesen Umständen äußerst glückliche Gemüthsanlage trug allerdings wesentlich dazu bei, ihr die für einen minder ruhigen Charakter unendlich schwere Resignation verhältnißmäßig leicht zu machen. Wer das Bildniß dieser Fürstin in Versailles gesehen und einigermaßen aus dem Aeußern auf das Innere des Menschen zu schließen versteht, der vermag sich leicht ein Bild ihrer Individualität zu schaffen. Wir sehen da eine gutmüthige, bequeme Frau nachlässig, wenn auch nicht ohne eine gewisse Anmuth, in ihren Lehnsessel ruhend, der ihre Behaglichkeit über Alles zu gehen scheint, und so war es in der That. Zu einem von Natur phlegmatischen Charakter kam bei ihr noch eine gewisse physische Mattigkeit — eine Folge der vielen rasch auf einander folgenden Entbindungen — hinzu, die sie geduldig das Joch der strengsten Etikette und die sittlichen Verirrungen ihres Gemals ertragen ließen und sie unfähig zu irgend einem selbstständigen Handeln oder zu einem mehr als passiven Widerstand machten. Daraus läßt es sich denn auch allein erklären, daß Maria Leczinska, die man gewohnt ist, sich immer als das Musterbild einer guten Gattin und Mutter vorzustellen, nach den neueren Forschungen wenigstens der zweiten Eigenschaft nicht genügen dürfte. Zwar führt uns der treuherzige, aber jedenfalls befangene Abbé Proyart die Königin vor, wie sie jeden Morgen ihre Töchter besucht, sich über ihre Fortschritte im Lernen unterrichtet und über ihre religiöse und sittliche Erziehung wacht; wir sehen sie ihre Kinder schelten oder loben, je nachdem sie es verdienen, sie anhalten, die Personen um Entschuldigung zu bitten gegen die sie gefehlt haben und sie zum Wohlthun anhalten. Als sie herangewachsen waren, erzählt er

weiter, sah die Königin sie Abends gern bei sich und suchte sie in belehrender Weise zu beschäftigen, um sie von dem lärmenden Treiben des Hofes fern zu halten. Waren sie krank, so wich sie nicht von ihrem Lager. Einer derartigen Ideenfolge kann man nur die Worte des Cardinals de Luynes hinzufügen, wenn er berichtet, „Ihre Majestät geruhten, mich in ihre Gesellschaft zu ziehen, von der ich nur in Wahrheit sagen kann — ohne darum die Stelle bei St. Paulus zu profaniren — daß sie ein den Menschen und den Engeln würdiges Schauspiel bot. Nie bin ich fortgegangen, ohne von Bewunderung durchdrungen zu sein. Welche Tugenden! Welche Mutter! Welche Fürstin!" Dieser Auffassung, der sich auch die neueste Biographie der Königin (Madame d'Armaille) vollkommen angeschlossen hat, steht aber das Urtheil, das sich für jeden Unbefangenen aus der Lectüre der Memoiren des Herzogs von Luynes ergiebt, schnurstracks entgegen. Hiernach ließ es die Königin zu, daß ihre vier jüngsten Töchter frühzeitig nach der hundert Meilen von Versailles entfernten Abtei von Fontevrault gebracht wurden und wenn die dritte Tochter Adelaide am Hofe zurückblieb, so geschah es nur auf inständiges Bitten der Herzogin v. Tallard. Während zehn Jahren kam die Königin nicht dazu, einen, wenn auch noch so kurzen Besuch in diesem Kloster zu machen, obgleich ihre Töchter dort ernstlich erkrankten und eine gar mit dem Tode abging. Nicht den geringsten Einfluß vermochte sie auf ihre Erziehung auszuüben, die gleich Null war. Niemals berichtet der doch so umständliche Herzog, daß sie ihnen geschrieben oder Briefe von ihnen empfangen hätte. Was die am Hofe zurückgebliebenen drei ältesten Prinzessinnen betrifft, so sehen wir Maria Leczinska auch deren Unterricht vollständig vernachlässigen und sich nur um ihre Toilette oder um lächerliche Details, die Etikette betreffend, kümmern. Es vergingen oft Tage, ohne daß sie ihre Mutter gesehen. Ruhig läßt die letztere es zu, daß ihre Töchter in einem Alter, wo der Schlaf den Kindern unentbehrlich ist, sich bis in die Nacht an einem aufregenden Hazardspiel betheiligen und gar Maskenbälle bei sich geben. Dies sind Thatsachen, die man ungern berichtet, die aber hinweg zu leugnen die historische Unparteilichkeit nicht gestattet. Aber sollte nun die bisherige Meinung sich über Maria Leczinska gänzlich getäuscht haben? — Maria Leczinska, ich wiederhole es, ist eine der sympathischsten Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts und diese anscheinend so tadelnswerthe Handlungsweise dürfte sich vollkommen aus der oben angedeuteten moralischen und physischen Schwäche erklären, die es ihr unmöglich machte, der verderblichen Sorglosigkeit ihres Gemals und dem Geiz des Cardinals Fleury in Betreff der Erziehung ihrer Kinder handelnd entgegen zu treten. Gewiß war sie unendlich tugendhaft und sie nimmt in dieser Beziehung unter den Fürstinnen ihres Jahrhunderts eine ausgezeichnete Stellung ein; aber ihre Tugenden lagen gänzlich nach der passiven Seite hin, die Activität, der Wille, die Bejahung des Lebens fehlten ihr.

Bei den gänzlich gestörten Familienbeziehungen war es für das Gemüth der Königin ein großer Trost, daß sie das seltene Talent besaß, ihre Freundschaften gut zu wählen. Sie war sich immer der Rathschläge ihres Vaters bewußt, der ihr in einer für ihre Erziehung verfaßten Denkschrift die Gesellschaft der tugendhaften Personen empfohlen hatte, „deren Gemüthsart sanft ist und deren Herz zum Wohlthun neigt, welche Strenge in allen sittlichen Dingen mit der allgemeinen Menschenliebe vereinen, die stets gefällig sind ohne sich je etwas zu vergeben, die da lebhaft sind ohne aufzuwallen,

und die niemals ihr Lob oder ihren Tadel von ihrer Laune abhängig machen." Maria Leczinska war würdig, wahre Freundschaft einzuflößen, da sie den Werth derselben frühzeitig in der Schule des Unglücks schätzen gelernt. Mitten im Gedränge des Hoflebens, in dem die strenge Etikette und der Prunk der alten Monarchie lähmend auf alle Beziehungen gemüthlicher Natur wirkten, wußte sie dennoch sich eine Art Heimwesen zu schaffen. Der Herzog und die Herzogin von Luynes lebten in ihrer Intimität und ihre Theilnahme, ihre Liebe für diese beiden treuen Diener verleugnete sich keinen Augenblick. Die kürzeste Abwesenheit der Freundin erschien der Königin gleich von ewiger Dauer. Sie pflegte ihr dann Briefe auf Briefe zu schreiben und ihre ganze Seele spricht sich in dieser eben so muntern als freundschaftlichen Correspondenz aus. „Wissen Sie, welches Vergnügen ich mir gestern gemacht habe?" schreibt sie am 2. Januar 1751 an die Herzogin. „Ich habe den Herzog von Luynes in seiner Wohnung überrascht. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude mir es verursachte, Ihr Zimmer wiederzusehen; ich gestattete mir diesen Genuß indessen nur einen Augenblick, denn in der Länge fürchtete ich für die Folge, die daraus entstehen würde, Sie nicht anwesend zu finden. Den Freuden, die nur in der Einbildung beruhen, darf man sich nur mit Behutsamkeit hingeben. Ich erwarte mit Ungeduld die wirkliche." Madame du Deffant sagte von der Königin, „ihre Tugenden haben, so zu sagen, den Keim und die Spitze der Leidenschaften. Mit einer bewundernswerthen Reinheit der Sitten verbindet sie ein ungemein feines Gefühl, mit der größten Bescheidenheit den Wunsch zu gefallen, der schon allein genügen würde, ihr den Erfolg zu sichern ... Man bewahrt ihr gegenüber vollkommen die Unbefangenheit des Geistes und man verdankt sie eben dem Scharfsinn und dem feinen Tactgefühl des ihrigen. Sie besitzt ein so leichtes und so feines Verständniß, daß man mit ihr Alles besprechen kann, ohne die Rücksichten beiseite zu setzen, die ihr Rang erfordern." Eine wohlwollende Heiterkeit erhöhte die Anmuth ihres Charakters. „Niemand versteht sich besser auf Scherze", schrieb der Präsident Hénault; „sie lacht gern, denn kein Mensch in der Welt fühlt so leicht die Lächerlichkeiten heraus, und es ist daher gut für Die, welche dergleichen an sich haben, daß die christliche Milde sie zurückhält, dieselben aufzudecken." Man erzählt, daß sie einst, als ein unfähiger Schauspieler, dem jegliche Würde abging, die Rolle des Augustus im Cinna von Corneille gab, äußerte: „Ich wußte wol, daß Augustus großmüthig war, aber ich glaubte nicht, daß er ein Einfaltspinsel sei." Selten war eine Fürstin so der Gegenstand allgemeiner Verehrung; es ist, als ob man sie für die Vernachlässigung ihres Gemals trösten wollte. Ihre Ankunft war überall ein Festtag, ihre Abreise ein Tag der Thränen. „Ist es nicht wunderbar", sagte sie einst, „daß ich Compiègne nicht verlassen kann, ohne alle Welt in Thränen zu sehen? Ich frage mich oft, was ich all' diesen Leuten angethan habe, die mir doch gänzlich unbekannt sind, um so von ihnen geliebt zu werden. Sie müssen mir schon meine Wünsche als Verdienste anrechnen."

Wol mochte Madame de Pompadour sich die Miene einer Souverainin geben, auf ihrem Ruhebett hingestreckt, sich selbst beim Eintritt der Prinzen von Geblüt nicht erheben; keine Besuche, auch die der Herzoginnen nicht, zurückgeben; dennoch strebte sie inmitten ihres Glanzes nach nichts eifriger, als nach einem Lächeln oder nach einem wohlwollenden Wort der Königin und der glänzendste Tag ihrer Laufbahn war in ihren Augen doch der, an

dem sie nach Absolvirung ihrer österlichen Pflichten in der Kirche St. Louis zu Versailles zur Ehrendame der Königin ernannt ward. Maria Leczinska, zu passiver Natur, um ernstlichen Widerstand zu leisten, vielleicht auch weniger beleidigt, eine Frau aus dem Bürgerstand als Damen vom höchsten Rang zur Rivalin zu haben, ließ keine Klage laut werden und Madame de Pompadour, die zu verständig war, um nicht das Unpassende ihrer Stellung zu begreifen, suchte durch vermehrte Ehrerbietigkeit dieselbe vergessen zu machen.

Maria Leczinska ist die letzte Herrscherin Frankreichs, der es vergönnt war, auf dem Thron zu sterben. Ihr Reich dauerte dreiunddvierzig Jahre, und während dieser langen Zeit wußte sie sich stets die Achtung ihrer Zeitgenossen zu bewahren. Ihr moralischer Einfluß auf den Hof und auf den Geist Ludwig's XV. war beträchtlicher als man zu glauben geneigt ist. Sie wußte noch einen Rest von Wohlanständigkeit in dieser entsittlichten Gesellschaft zu bewahren. Dem glänzenden Salon der Favoritin gegenüber winkte die trauliche Feuerstätte der Königin. Es gab in dieser Epoche wie zu allen Zeiten ehrbare und wohlgesinnte Leute, die noch treu an dem Glauben und den Sitten ihrer Väter festhielten, und ihnen war die würdevolle Hofhaltung Maria Leczinska's ein Augen- und Herzenstrost.

Sie war gleichsam das Palladium des Königthums, um das sich alle treuen und einsichtsvollen Anhänger der alten Monarchie, die mit bangen Blicken in die Zukunft sahen, schaarten; und aus diesem Umstand ist auch die tiefe Verehrung herzuleiten, welche man dieser Fürstin allgemein zollte und welche ohnedem bei ihrem apathischen Charakter schwer begreiflich erscheint. Bei ihrer letzten Krankheit hielt das Volk die Pforten des königlichen Palastes belagert, um fortdauernd Nachrichten über den Verlauf ihres Befindens zu erhalten. Die Kirchen vermochten nicht die Andächtigen zu fassen, die sich hinzudrängten, um für ihre Genesung zu beten. „Seht, wie sie geliebt wird!“ rief Ludwig XV. gerührt aus. Maria Leczinska siechte zwar seit geraumer Zeit langsam, aber ohne Hoffnung der Wiedergenesung, dahin, dennoch hatten die Krankheitserscheinungen keinen so baldigen Hingang erwarten lassen. Benachrichtigt, daß es rasch mit ihr zu Ende gehe, kniete der König mit seinen Töchtern zu Füßen ihres Lagers nieder. „Hier bringe ich Ihnen Mesdames“, sagte er traurig. Die Königin begriff nur zu wohl die Bedeutung dieser Worte: sie segnete ihre Töchter und verschied beinahe unmittelbar darauf, während der Rosenkranz noch leise durch ihre Finger glitt.

Dieser Todesfall war ein öffentliches Unglück, denn er zerstreute Alles, was bis dahin noch zum Guten gehalten hatte. Der alternde König, der sich nunmehr jeder Fessel entledigt sah, ließ sich von seinen gefälligen Hofschranzen eine Courtisane niederster Herkunft zuführen, um seine entnervten Sinne wieder aufzufrischen; und das unverschämte Regiment dieser Frau, die aus einer Kneipe hervorgegangen war, sollte vollends den Thron Heinrich's IV. bis in seine Grundfesten erschüttern.

Im Affenwagen.

Von Dr. Julius Buchheister.

Dicht vor dem Thore der Stadt befindet sich ein großer Platz, ringsum von einer hohen Dornenhecke eingefaßt, auf welchem leere Arbeitswagen der Reihe nach aufgefahren stehen, altes Bauholz lagert, überflüssige Chausseesteine ein beschauliches Dasein führen und welcher der Wagen wegen mit dem Namen „Wagenplatz" belegt worden ist. Eine Ecke dieses großen Platzes, unmittelbar neben der auf demselben führenden breiten Einfahrt, hatte seit vielen Jahren immer eine Anzahl jener wohnungsähnlichen Wagen inne, welche zur Aufnahme von herumziehenden Künstlern, deren Familien und den meistens zum Broderwerb derselben dienenden abgerichteten Thieren, Affen, Hunden, Ziegen, Reben bestimmt sind.

Da mich mein Weg häufig an diesem Platz vorüberführte, so hatte ich oft mit großem Interesse dem Treiben dieser Leute, so viel von Außen durch die dichte Dornenhecke bemerkbar war, zugesehen. Es führte allerdings dicht neben diesen Wagen ein Weg nach dem Wagenplatz hinauf, den ich aber nie zu betreten gewagt hatte wegen der mehr als unergründlichen Tiefe des Schmutzes und fußtiefen Einschnitte von Wagenrädern in den zähen Lehm dieses sogenannten Weges. Durch die Hecke hindurch hatte ich zahlreiche Kinder um die Wagen herumspielen sehen, deren interessante Unsauberkeit, meistens vermischt mit einem aus zerrissenen Flitterstaat bestehenden Kleidungsstück, auf mich den Eindruck machte, als wenn hier irgend eine neue Secte Menschen wohne, welche unter sich die eigenthümliche Satzung aufgestellt hatte, sich aller und jeder Reinlichkeit zu enthalten. Unter den Wagen angebunden fuhren mit ärgerlichem Gebell heiser kläffende Köter, so weit sie kommen konnten, auf den Vorübergehenden los und geheimnißvoll klingende, halb thierische, halb menschliche Stimmen, die aus Geheul, Geschrei und Gelächter zusammengesetzt waren, tönten hin und wieder aus dem Innern dieser Wagen.

Ich hatte mehrmals bei mir den für die Bewohner dieses Wagens etwas unchristlich klingenden Wunsch ausgesprochen, daß ich ihnen oder ihrer zahlreichen Kinderbande einmal irgend eine Krankheit und dann den gescheidten Einfall gönnte, an mich als Recept schreibendes Individuum zu appelliren, damit ich einmal Gelegenheit habe, das Innere dieser Wageneinrichtungen und die ganze Lieblichkeit eines solchen idyllischen Zusammenlebens kennen zu lernen.

Ich wartete lange vergebens. Diese Anti = Reinlichkeitsmenschen schienen eine nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung durchaus nicht gerechtfertigte Neigung zum Gesundsein zu besitzen! Endlich, eines schönen Juliabends, als ich wegen der drückenden Hitze sehnsüchtig auf ein mit majestätischer Langsamkeit gegen meine Wohnung hin aufsteigendes Gewitter wartete, wurde mit dem Ton einer gewissen Siegesbewußtheit vernehmlich an die Thür mei-

nes Sprechzimmers geklopft und herein trat auf meine Aufforderung eine Gestalt, von der jeder Kenner sofort sagen mußte: „Jeder Zoll ein Künstler!“

Bekleidet mit einer Hose, welche allen ästhetischen Schönheitsforderungen, ganz abgesehen von ihrer Farbe, die gelb-blau gemischt war, schon dadurch in's Gesicht schlug, daß sie statt längs gestreift zu sein, in acht Zoll großen Quadraten in Cirkeltouren sich an seine Gehwerkzeuge anschloß, einem farblosen, einstmals gewiß schwarz gewesenen Sammetrock, einer unglaublichen Cravatte, welche mehr Farben in sich vereinte, als selbst der scrupulöseste Verfasser einer Farbenlehre je als möglich aufstellen könnte, einem grau gewesenen, jetzt witterungs- und sonnenscheingefärbten seidenen Cylinder, massiver Uhrkette von Talmigold mit einer faustgroßen Ansammlung von Berloques, Affen, Hunde und Ziegenköpfe darstellend — so stand er vor mir und sagte: „Geehrter Herr! Eins meiner Kinder liegt im phantasirenden Fieber. Wollen Sie ihm Ihre Hülfe angedeihen lassen? Mein Name ist Hieronymus Quickebein, ich bin Künstler und wohne in dem großen rothen Affenwagen auf dem Wagenplatz.“

Mein Wunsch war in Erfüllung gegangen.

Ich erklärte Herrn Quickebein, sofort zu ihm kommen zu wollen, und erhielt von ihm eine jener Verbeugungen, welche anzeigen, daß der Mann gewohnt war, nach eingesammelten Silberlingen bei seinen Straßenvorstellungen dem leistenden Publicum eine eben so gönnerhafte als dankbare Huldigung darzubringen.

Der Affenwagen stand in jener oben beschriebenen Ecke mitten zwischen anderen Wagen ähnlicher Künstler, nur zu erreichen auf dem durch den am vorhergehenden Abend gefallenen heftigen Regen in eine große Schlammpfütze aufgeweichten Lehmwege.

Mit Ausbietnng aller meiner Gewandtheit im Springen und Balanciren auf einzelnen trocken gebliebenen Stellen dieses, jeden blanken Stiefel mit Lehmkruste überziehenden Weges, suchte ich mühsam mein Ziel zu erreichen und wähnte mich schon glücklich am Wagen angekommen, als ich, etwas zu kurz springend, mit beiden Füßen in die größte Lache auf dem ganzen Wege gerieth und mit Erstaunen sah, daß selbst der Anfang meiner Hose mit in dem zähen Schlamm verschwand, den ich irrthümlich für eine festere Stelle gehalten hatte.

Herr Quickebein hatte, an der Freitreppe seines Wagens thronend, meinen gymnastischen Uebungen mit Kennerauge zugesehen, zeigte sich dann sehr betrübt über diese letzte mißlungene Leistung meinerseits und ersuchte mich höflich, indem er die Thür des Wagens aufsperrte, einzutreten. Auf meine Entgegnung, mir erst auf dem vor dem Wagen liegenden Stroh nothdürftig meine Füße reinigen zu wollen, erwiederte er mit einem Griff in einen Kasten unter dem Wagen, aus welchem er mit fabelhafter Geschwindigkeit die nöthigen Utensilien zur Stiefelreinigung und Glanzverleihung hervorholte, dann meine Füße, einen nach dem andern, mit kunstgeübten Händen bearbeitete und rascher als der geübteste Stiefelputzer mir ein glänzend schwarzes Piedestal verschaffte.

Der Wagen hatte eine Länge von ungefähr fünfundzwanzig Fuß mit acht Fuß Breite. Als ich durch die Thür in das festverschlossene Innere trat, bedauerte ich sehr, nicht vorher durch einen tiefen Athemzug in der frischen Luft meine Lungen bis zum Aeußersten angefüllt zu haben, um nicht sofort in die Lage versetzt zu sein, diese unglaubliche Menge von Gerüchen,

die mich unwillkürlich einen Schritt zurücktreten machte, meinen unglücklichen Riech- und Athmungsorganen so ganz plötzlich einverleiben zu müssen.

Es roch nach Menschen, Affen, Hunden, nach fetten Speisen, als wenn ranziges Haaröl auf eine glühende Platte gegossen — und dabei eine Hitze, daß ich sofort Herrn Quickebein zurief·

„Lassen Sie die Thür des Wagens offen, denn sonst kann ich nicht darin aushalten."

Die Julisonne hatte den ganzen Tag mit einer Kraft auf den Wagen geschienen, als wenn sie durch diesen einen heißen Tag für den ganzen regnerischen Sommer uns entschädigen wollte und dabei brannte in dem Kochofen, der gleich rechts von der Thür sich befand, ein munteres Feuer, um die Speisen, Schweinefleisch und Sauerkohl, die vom Mittag übrig geblieben waren, noch einmal aufzuwärmen. Der Wagen hatte in halber Höhe Reale auf denen in lieblicher Unordnung Speisereste, Teller, Messer, Hundepeitschen, Kleidungsstücke, Käse, Wurst und drei kleine Affen lagen. Auf dem Fußboden an den Wänden standen sechs Käfige mit Affen, die in der Mitte gerade so viel Platz ließen, daß man bequem hindurch gehen konnte. Die Hinterseite des Wagens wurde durch eine unentwirrbare Menge von Bettzeug eingenommen, welches sich bei näherer Untersuchung als aus zwei Betten bestehend darstellte, von denen das vordere, schmalere Herrn Quickebein und Frau Gemalin zur Nachtruhe diente, während das hintere als Ruhestätte den fünf Kindern der Familie verblieb.

Stühle gab es in dem Wagen nicht, wozu auch? Die Affenkäfige waren oben eben und stark genug, um die Last eines Erwachsenen bequem tragen zu können.

In dem vordern Bett nun lag ein Mädchen von neun Jahren, mit der Dunendecke bis an den Hals zugedeckt, mehr einem kleinen rothglühenden Ofen gleichend, als einem Kindergesicht Als ich zur Untersuchung des Krankheitszustandes schreiten wollte und mich deshalb auf dem neben dem Bett stehenden Affenkäfig niederließ, wurde ich in meiner Aufmerksamkeit bedeutend gestört, als plötzlich eine kräftige Affenhand den untern Rand meines Beinkleides als ein passendes Object zur Prüfung seiner Armmuskelkraft zu erkiesen schien und ich erst Herrn Quickebein ersuchen mußte, durch seine Autorität seinem Zögling dieses Uebergreifen auf mein Eigenthum nachdrücklichst zu untersagen Eben war ich nun so weit, um durch eine eingehendere Beobachtung die Art der Krankheit des Kindes feststellen zu können, als ein ohrenzerreißendes Geheul von der Gegend des Ofens her erscholl und in demselben Augenblick ein leichter Körper mit aller Hast auf meinen Rücken sprang, so daß ich entsetzt auffuhr und dadurch meinem bisherigen Sitze einen solchen Stoß versetzte, daß der Käfig sammt Inhalt umstürzte, ein Vorgang, der ebenfalls von den lautesten Tönen des erschreckten Bewohners desselben begleitet wurde. Einer der kleinen Affen, von sträflicher, naschhafter Lüsternheit verleitet, hatte die in der Pfanne auf dem Ofen bratenden Kartoffeln gar zu appetitlich gefunden, war mit einem kühnen Entschluß von seinem Brete gesprungen, dabei auf die heiße Platte des Ofens gerathen und hatte sich natürlich derart seine zarten Händchen verbrannt, daß er lautaufheulend mir auf den Rücken gesprungen war

Nach einiger Zeit legte sich der Lärm und ich zog rasch mein Taschenbuch hervor, um das Recept zu schreiben und der unerträglichen Hitze zu entgehen.

„Wie heißt das Kind?“ fragte ich die Frau.

„Cathinka Evers.“

„So, ist es nicht Ihre Tochter?“

„Ja und nein, Herr Doctor. Unser Kind ist sie nicht; unsere Tochter ist sie insofern, als wir sie an Kindesstatt angenommen haben, oder vielmehr mein Mann sie sich erobert hat.“

„Wie ist das zu verstehen, liebe Frau?“ fragte ich, aufmerksam geworden durch diese räthselhafte Antwort.

„Wenn Herr Doctor noch einen Augenblick Zeit haben, erzähle ich Ihnen die kurze Geschichte.“

Ich nickte bejahend.

„Wir waren vor ungefähr zwei Jahren in einer kleinen Stadt im östlichen Preußen. Mein Mann hatte damals die Affen noch nicht, er war damals noch Gymnastiker und führte mit unseren Jungen die schönsten Uebungen auf. Wir hatten unsere Bude auf dem Markt aufgeschlagen und schliefen wie immer in diesem unsern Wagen, der dicht hinter der Bude stand.

Eines Abens, es war gerade auch solch' heißer Juliabend wie heute, hatten wir anstrengend gearbeitet und wollten uns gerade, es war schon elf Uhr geworden, zur Ruhe begeben, als wir mit einem Mal durch einen hellen Lichtschein aufgeweckt wurden, der in unsern Wagen hereinfiel.

„Mein Mann trat in die Thür und sah, daß es in einem Hause an der gegenüberliegenden Seite des Marktes lichterloh brannte. Es war ein zweistöckiges Haus, von mehreren Parteien, kleinen Leuten, bewohnt. Die Flamme griff so rasch um sich, daß in den nächsten Minuten das ausgedörrte Holzwerk von oben bis unten in Flammen stand. Die Bewohner stürzten in größter Eile heraus, froh, nur das nackte Leben retten zu können, als plötzlich im zweiten Stock, der erste brannte schon, ein Fenster aufgestoßen wurde und ein Kind jämmerlich um Hülfe schrie. Die Flammen und der Qualm schlugen überall heraus und dies Zimmer war noch nicht vom Feuer ergriffen. Die Treppen fingen an zu brennen; man legte rasch Feuerleitern an, sie waren zu kurz, man band zwei an einander, in der Hast nicht sicher genug, denn wie man sie an das Haus stellte, brachen sie wieder auseinander.

Das Feuer und der Qualm wurden immer stärker und augenscheinlich mußte das Zimmer, in welchem das Kind war, und welches sich schon mit Rauch füllte, gleich anfangen zu brennen. Athemlos vor Angst sah Jeder dem Schauspiel zu, als plötzlich mein Mann wie ein Toller unsere Pferdedecke ergriff, sie in einen Eimer mit Wasser tauchte, sie um sich schlägt und in das brennende Haus stürzt — ich ihm nach, ich konnte ihn aber nicht mehr fassen, ich sah ihn in dem brennenden Hause verschwinden!

Zu Ewigkeiten wurden mir die Minuten, die nun verflossen — da mit einem Male bricht die helle Flamme aus dem Zimmer hervor und in demselben Augenblick stürzt mein Mann mit dem Kind auf dem Arm aus der Hausthür heraus und hat kaum das Kind auf den Boden gesetzt, als er zusammenbricht.

Ich schleppe ihn in den Wagen und sehe nun erst, wie er zugerichtet ist. Gesicht und Haar verbrannt, daß er kaum kenntlich war, der rechte Arm, mit dem er das Kind gehalten, so verbrannt, daß er eine große Brandblase bildete!

Nun, er erholte sich bald wieder, nur sein Arm wurde nie wieder kräftig.

die Narbe, die sich bildete, hinderte ihn an der freien Bewegung, er konnte die gymnastischen Uebungen nicht mehr sicher ausführen und seit der Zeit richtet er Affen ab und läßt sie tanzen.

Wir erfuhren nun, daß das Kind dort mit seiner Mutter, einer armen Witwe, die sich durch Händearbeit ernährte, gewohnt hatte. Die Mutter war nicht mehr zu retten gewesen und das Kind nun eine Waise, die in der ganzen Stadt nicht einen Verwandten hatte. Mein Mann und ich gewannen in den nächsten Tagen das hübsche Kind so lieb, daß wir uns entschlossen, es für unser Eigen anzunehmen, was uns von der Stadtbehörde auch gern gewährt wurde. Arm sind wir, aber wo wir unsere vier eßlustigen Jungen satt machen können, können wir auch ein fünftes satt machen."

Ich reichte dem Mann meine Hand, die er schweigend drückte.

„Und nun sagen Sie mir, Herr Doctor, hat es etwas mit der Krankheit der Cathinka zu bedeuten? Wir möchten sie, die mit so vieler Mühe gerettet ist, doch nicht auf diese Weise verlieren."

„Nein, liebe Frau, es hat nichts zu bedeuten, Ihr Kind wird gewiß wieder besser."

Nach einigen Tagen konnte das Kind wieder im warmen Sonnenschein draußen spielen.

Herrn Quickebein habe ich noch manches Mal auf der Straße seine Affen vorführen sehen. Er grüßte mich immer sichtlich erfreut und jedesmal habe ich tief meinen Hut vor ihm abgezogen!

Der Gesellschafts- und Sittenroman in England.

Von **H. Bartling.**

Wenn man die verschiedenen literarischen Epochen nach den Gattungen betrachtet, welche sie vorzugsweise cultiviren, so wird man dahin gelangen, der unserigen den Namen des erzählenden, des epischen Zeitalters beizulegen. Fast immer hat die Erzählung den Vortritt vor dem dramatischen und lyrischen Elemente behauptet, wenn sich in der Welt neue Ereignisse vorbereiteten, während die scenische Kunst es vorzog den Erzeugnissen der erzählenden Dichtung zu folgen. Auf der andern Seite fand sich das Samenkorn der gewaltigen epischen Dichtung des Mittelalters bereits in den Boden Europas niedergelegt, der gar bald unter den schweren Tritten der Kreuzfahrer ertönen sollte — wenn auch die letzte Redaction dieser Gedichte einer spätern Epoche angehört. Und endlich in unseren Tagen, im Augenblicke, da sich die Nationen, ehemals von ihrem Wege durch dynastische Interessen abgewandt, wieder ihrer natürlichen Bestimmung zuwenden, welches ist da nicht der Einfluß des Romans!

Wol sagt man, das Theater blühe an der Seite der Erzählung; ganz richtig, aber es blüht nur unter der Bedingung, den besten Theil seiner Existenz dem epischen Elemente zu entlehnen. Es genügt, daran zu erinnern, daß die Stücke, welche heutzutage am besten reussiren, diejenigen sind, deren Handlung bereits im voraus aus einem beliebten, vielgelesenen Roman bekannt ist. Dies findet vielfach in Deutschland, häufiger in Frankreich, am häufigsten aber in England statt. Der Roman triumphirt über die anderen Gattungen der Dichtung und im Roman ist es der Realismus, welcher vielfach den Sieg über die Imagination davon trägt. Wie man heute bei uns nicht mehr bei Schiller's „Geisterseher“ und Göthe's „Wilhelm Meister“ ist und nur wenig nach den mystischen Problemen fragt, in welchen sich die romantische Schule gefiel, noch nach den Träumereien eines Jean Paul, oder den Phantasmagorien eines Hoffmann oder Tieck, so hat man auch in England längst den philosophischen Dichtungen eines Godwin oder den phantastischen Schöpfungen der Radcliffe und Porter den Rücken gewandt, und auch die practische Lebensphilosophie, welche in Bulwer allerdings mit lyrischer Ueberschwenglichkeit kämpfte, nimmt nicht mehr den hohen Rang ein, in dem sie früher stand. Heutzutage versuchen sich die besten Kräfte Englands im Reiche der schönen Literatur an einer Zeichnung des wirklichen Lebens, an einer Schilderung der Sitten, namentlich der kleinen Städte und des platten Landes, mit der lobenswerthen und niemals verfehlten Absicht, sie zu kritisiren und wenn möglich ihre Fehler zu bessern.

An der Spitze dieser realistischen, aber echt nationalen Schule, welche den sogenannten Gesellschafts- und Sittenroman vorzugsweise pflegt, steht



Der Page jetzt.

Der Page jetzt — Cocard' am Hut,
Gamaschen und Livree —
Längst dämpft die alte Liebesgluth
Der neueren Zeiten Schnee.

So führt sein Dämchen er, das noch
Drei Schritt' ihm stets voraus.
Und denkt: wärst Du im Wagen doch,
Und ich — wär' ich zu Haus!

eine Frau, die ihre unvergleichlichen Schöpfungen unter dem männlichen Pseudonym George Eliot veröffentlicht — Grund genug für uns, sie im Folgenden auch als Mann zu behandeln

Daß des Autors Laufbahn just in die Zeit fiel, in welcher es die gebieterische Mode will, Erzählungen zu schreiben, ist in mancher Hinsicht zu seinem Vortheil, in mancher aber auch zu seinem Nachtheil gewesen. Viele der für einen Romandichter nöthigen Eigenschaften besitzt er im höchsten Grade, andere dagegen fehlen ihm gänzlich Zuerst und vor Allem, so meinen wir, irrt er in der Wahl seiner Erzählungen Sie sind fast sämmtlich schmerzhafter, peinlicher, wehmüthiger Natur Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß Schmerz und Sorgen von der Dichtung ausgeschlossen sein sollten; doch sie müssen einen nicht „zu" hervorragenden Platz darin einnehmen. Noch können die Sorgen, die Noth und Pein in George Eliot's Romanen mit dem imponirenden Namen des Tragischen belegt werden Das Tragische ist von dem blos Schmerzhaften und Leidvollen geschieden durch schwer zu erklärende, aber deshalb keineswegs eingebildete Unterschiede. Das tragische Gefühl in der alten Zeit entsprang aus Quellen, welche sehr verschieden sind von denen, aus welchen die modernen es schöpfen. Die griechische Tragödie befaßte sich größtentheils mit den Thaten der Götter oder mindestens der Halbgötter und Heroen, Alle weit entfernt von der schwächern Race der Menschen, und das Ganze wurde dahingetragen auf den Wellen eines unbegreiflichen, unwiderstehlichen, selbst über die Götter mächtigen Geschickes, einem geheimnißvollen Ende zueilend — der Zerstörung der sterblichen wie der göttlichen Race. In dieser Hinsicht war sie im Vergleich mit unserer Tragödie der Humanität fremd und appellirte von dem Schrecklichen und Erhabenen an unsere Sinne. Die moderne Tragödie auf der andern Seite sucht ihre Themen in dem Schicksale der Menschen und basirt sich, wenn man so sagen darf, auf das Gefühl der Wehmuth Dieses Gefühl liegt nach Schlegel aller modernen Dichtung zu Grunde — der Dichtung der Begierden. Wenn unsere Seele so zu sagen in der Verbannung schmachtet und seiner Sehnsucht nach der süßen Heimat Ausdruck giebt, was kann da Anderes als die Wehmuth als Grundton unseres Gesanges übrig bleiben? Dies meint jedoch keineswegs, als ob eine beständige Wehmuth oder gar eine vage Traurigkeit des Geistes identisch sei mit dem tragischen Gefühl Weinen aus reinem Muthwillen ist ganz und gar verschieden von dem Tragischen. Schlegel macht uns dies recht klar, wenn er sagt: „Alles, was wir schaffen und wirken, ist vergänglich und nichtig; überall steht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel angewendete Augenblick uns entgegenführt; im glücklichsten Falle, wenn ein Mensch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, steht ihm doch bevor, Alles, was ihm hier werth war, verlassen zu müssen oder davon verlassen zu werden Es giebt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern seines Verlustes Wenn wir aber die Beziehungen unseres Daseins bis an die äußerste Grenze der Möglichkeiten überschauen, wenn wir dessen ganze Abhängigkeit von einer unübersehlichen Verkettung der Ursachen und Wirkungen erwägen, wie wir schwach und hülflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und streitender Begierden an die Küste einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichsam bei der Geburt schon schiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuschungen ausgesetzt sind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenschaft unsern eigenen Feind im Busen tragen, wie jeder

Augenblick im Namen der heiligsten Pflichten die Aufopferung der süßesten Neigungen von uns fordern und durch einen plötzlichen Schlag uns alles schwer Erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Besitzes die Gefahr des Verlustes steigt und wir den Tücken des feindseligen Zufalls nur um so mehr Blößen darbieten, dann muß jedes nicht dem Gefühl verschlossene Gemüth von einer unaussprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andere Schutzwehr giebt, als das Bewußtsein eines über das Irdische hinausgehenden Berufs. Dies ist die tragische Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiste heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendsten Beispiele von gewaltsamen Umwälzungen menschlicher Schicksale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewiesener Seelenstärke in der Darstellung durchdringt und beseelt, dann entsteht tragische Poesie."*)

Nach diesem Citate ist es nicht mehr als recht, dem Leser George Eliot's eigene Angabe über das tragische Element in ihren Schriften und ihre Vertheidigung desselben anzuführen: „Der Stolz und der Starrsinn von Müllern und anderen unbedeutenden Menschen, an denen wir alltäglich und unbekümmert vorübergehen, haben gleichfalls ihr Tragisches; doch es ist ein unbeweintes, verborgenes Loos, das sich von Generation auf Generation fortpflanzt, ohne jemals einen Bericht zu hinterlassen — eine Tragödie vielleicht, wie sie in den Conflicten junger, nach Freude durstender Seelen liegt, unter einem plötzlich für sie durch die Schwermuth in der Familie hart gemachten Loose, wo der Morgen keine Hoffnung mit sich bringt und wo die hoffnungslose Unzufriedenheit ermüdeter und enttäuschter Eltern auf den Kindern lastet wie ein Mehlthau, welcher alle Functionen des Lebens beeinträchtigt; oder eine Tragödie, wie sie in dem langsamen oder plötzlichen Tode liegt, der einer verwundeten Leidenschaft folgt, wenngleich es auch nur ein Tod ist, der ein bloßes Gemeindebegräbniß findet."

Die hier niedergelegte Doctrin scheint die zu sein, daß sich die Elemente des wahrhaft Tragischen überall vorfinden und in allen Schichten der Bevölkerung angetroffen werden können. Dies kann, das ist wenigstens unsere Ansicht, nur unter einem gewissen Vorbehalt zugegeben werden. Zuerst einmal wird selbst die gesellschaftliche Stellung der handelnden Personen in dieser Frage ein Ding von einiger Bedeutung. Das Schicksal eines armen, während der Schreckenszeit in der Loire ertränkten Mädchens mag eben so traurig und bedauerungswürdig sein, wie der Tod der Marie Antoinette; doch er war nicht tragisch: wenn ganz und gar kein anderer Unterschied vorhanden wäre, so würde wenigstens in einem solchen Falle die Katastrophe mangelhaft sein. In zweiter Reihe ist der Ideenkreis der Opfer — ihre geistige und moralische Capacität — ein Ding von großer Wichtigkeit. Die enttäuschte Liebe einer Müllerstochter wird höchst wahrscheinlich arg verschieden sein von der leidenschaftlichen Verzweiflung, mit welcher „Romeo und Julie" endet; das graduelle Herabsteigen in den niedern Verrath eines schlauen Schurken ist ein minder „tragisches" Thema als der Sturz einer Natur wie die Macbeth's. Vor Allem aber ist der Charakter des dargestellten Leidens von höchster Bedeutung. Es ist durchaus unrichtig, wenn man behauptet, daß die Plackereien und Sorgen des alltäglichen Lebens die Höhen

*) A. W. Schlegel: Ueber dramatische Kunst und Literatur. Band I, S. 61.

und Tiefen des Tragischen erreichen. Im Thema sowol, wie in der Ausführung giebt es einen erhabenen Stil. Das Verbrecherische, das Schmerzhafte, selbst das Sorgenvolle ist nicht tragisch. Allerdings scheint Schlegel's Analyse die gewöhnlichen Schicksale der Menschen mit zu umfassen, und ohne Zweifel hat er das tragische Gefühl auf seinen richtigen Ursprung zurückgeführt; doch wenn dieses Gefühl vollen Spielraum und eine richtige Entwickelung haben, wenn, mit einem Worte, das wahrhaft Tragische hervorgerufen werden soll, dann muß das Extrem im Unglück oder der Prüfung vorhanden sein, einwirkend auf die Naturen mächtig und über alles gewöhnliche Gute und Böse hinaus. Recht treffend sagt der Engländer Dr. Johnson: „Der Krug mag so voll sein wie das Faß, aber es geht nicht so viel in ihn hinein." Vor den großen Meistern sind diese Unterschiede allerdings nichts. In den Händen eines großen Genius können selbst die gewöhnlichen Typen des Verbrechens zur Tragödie emporgehoben werden, und die Kerkerzelle eines wegen Kindesmordes zum Tode verurtheilten Bauermädchens kann zur Scene eines Kampfes zwischen den mächtigsten geistigen Einflüssen gemacht werden, welche das Menschenherz beherrschen. Doch vergeblich würde es sein, wollte man behaupten, daß irgend eine solche Höhe in George Eliot's berühmten Romanen Adam Bede und Middlemarch, und noch viel weniger in ihren anderen Erzählungen erreicht wird. Die von einer zahlreichen Familie und einem schmalen Einkommen herrührende Plackerei, die üble Gewohnheit der Trunksucht — namentlich bei Frauen — das Unangenehme für eine Dame von Geburt und Erziehung, eines sträflichen Umgangs mit ihrem Familiennotar überführt zu werden, die plötzliche Leidenschaft eines jungen Mädchens für den Geliebten ihrer Cousine und ihr späterer Tod durch Ertrinken, selbst der durch den Verlust eines Geliebten über ein Leben ausgebreitete Mehlthau, oder das Erwachen eines hochherzigen Weibes aus einem goldenen Liebestraum und die plötzliche Wahrnehmung, sich an einen Verräther oder an einen in Selbstsucht oder Hypochondrie erstarrten Menschen gekettet zu sehen — nichts von allen Diesem bildet nothwendigerweise ein Thema für das Tragische.

Wenn nun in dieser unserer Ansicht irgend etwas Wahres enthalten ist, und wenn George Eliot's Schriften nicht die Höhe des Tragischen erreichen, dann ist es, so meinen wir, auch klar, daß Unglück und Sorge das viel zu sehr in ihnen vorherrschende Loos ist. Daher kommt es denn auch, daß der Tod, diese Krone aller Sorgen, diese bequemste und daher gewöhnlichste Quelle des Pathos, der wahre Künstler sich jedoch nur selten zuwenden, fast niemals auf ihrer Bühne fehlt. Wir unsererseits bezweifeln die Wahrheit und bestreiten die Nützlichkeit aller Schriften, welche nur die dunklen Seiten des Lebens in's Auge fassen. Nicht dadurch, daß wir unserer Einbildungskraft erlauben sich bei noch so sorgen- und leidvollen, noch so pathetischen Darstellungen aufzuhalten, gewinnen wir die rechte Kraft, Sorgen und Pein zu ertragen. Uns von aller Leidenschaft zu reinigen, kann auf solche Weise nicht erreicht werden. Dies Alles gleicht einer Abschweifung und auch die Kritik ist keineswegs neu, doch wir meinen, daß eine Anwendung derselben heute, da man nach den Gerichtshöfen läuft, um Themen für Romane zu erhaschen, nicht ganz unangebracht ist.

Zu gleicher Zeit mit dieser falschen Wahl ihrer Gegenstände mangelt es George Eliot an dichterischer Kraft, an der Kraft, eine Erzählung zu

dichten. Ihre Intriguen, ihre Fabeln sind alle Zeit oberflächlich, schlecht und unzusammenhängend. Unsere heutigen Romanleser sind eine höchst ungeduldige Generation und wollen durch irgend etwas und auf irgend eine Weise interessirt werden. Die Mangelhaftigkeit in der Intrigue muß deshalb auf irgend eine Art ersetzt werden, und diese Nothwendigkeit führt zum Sensationalismus und zur Unnatürlichkeit der Zwischenfälle. Wer nur einmal George Eliot's Werke aufmerksam durchliest, der wird sicherlich häufige Beispiele dieses Fehlers in ihnen finden, mögen dieselben nun aus einer Ursache entstehen, aus welcher sie wollen. Das Eintreffen der Begnadigung vom Tode im Augenblicke der Hinrichtung in ihrem Roman „Adam Bede" ist ein alter Bühnenkniff, der die Leser unangenehm berührt; in „Romola", einem andern ihrer Romane, ist die Schlußscene von Tito auffallend theatralisch; in der „Mühle am Floß" sind die Entführung in einem Fischerboote und die Endkatastrophe — die eine moralisch, die andere physikalisch — unmöglich, doch die Climax aller Absurditäten wird vielleicht in ihrem Roman „Felix Holt" erreicht. Die Wahltumulte in jenem Werke erschienen verschiedenen englischen Kritikern einer besondern Empfehlung würdig, was gerade kein Beweis von der Vorzüglichkeit der englischen Kritik ist. Der einzige Zweck, zu welchem diese Scene dienen kann, ist, den Helden des Buches — ein Held jedoch, dessen Anwartschaft ein solcher zu sein, einzig auf seinem Verstand beruht — als einen aufdringlichen und completen Narren hinzustellen. Felix Holt, der Radicale, ist vor allen Dingen ein eben so schlauer wie fähiger Mensch und man verlangt von uns zu glauben, daß sich ein solcher Mann an die Spitze einer Pöbelbande stellen, sie zur Plünderung eines Hauses führen und die brutale Mißhandlung eines alten Mannes überwachen wird, welche damit endet, daß man ihn an einen Pfosten bindet — kurz und gut, ihr Führer, Philosoph und Freund in allen ihren wahnsinnigen Thaten zu sein und einen freiwilligen Constable zu ermorden, einzig und allein zu dem Zweck, den Tumult aufzuhalten. Ein solches Handeln würde absurd sein bei einem jeden Menschen, aber bei Felix Holt war es rein unmöglich. Diese Ausschweifung bei den Zwischenfällen haftet allen Romanen George Eliot's an, und dies ist ein schlimmer, alle Natürlichkeit und deshalb auch alles Interesse zerstörender Fehler.

Als historischer Romandichter — und er hat auf eine solche Würde Anspruch gemacht — ist George Eliot unserer Ansicht nach gleichfalls nicht erfolgreich gewesen. Seine charakterstischen Vorzüge bringt er natürlich in allen seinen Schriften zu Tage. Doch in diesem besondern Fache hat er einen speciellen und wesentlichen Fehler: ihm mangelt es an Kraft, eine Periode darzustellen. Selbst in „Romola" ist es ihm nicht gelungen die große Krisis in der Geschichte von Florenz, in welcher die Erzählung spielt, dem Leser lebhaft vor Augen zu führen. Noch kann behauptet werden, daß er in der Darstellung seiner historischen Charaktere, welche er auf die Scene bringt, irgendwie glücklich gewesen ist. Die Periode Romola's gab ihm großen Spielraum; eine Welt verschiedener Charaktere lag vor ihm, aus welcher er wählen konnte, doch wir können nicht finden, daß er mit geschickter Hand gewählt hat und daß das Resultat ein glückliches war. Sein Savonarola war eine ehrgeizige Anstrengung, doch nur die edlere Seite seines Charakters ist dargestellt: Niemand wird in Romola den Schlüssel zu der ganzen complexen Natur des Mannes finden — ein Geheimniß für alle seine Zeitgenossen und wahrscheinlich nicht minder für ihn selbst. Die Ein-

führung Macchiavelli's ist ein noch größerer Fehlschlag. Der von George Eliot geschilderte Mann ist einfach eine Caricatur des großen Florentiners.

Doch ungeachtet aller dieser Fehler steht George Eliot in seinen Schilderungen und seiner Kritik des alltäglichen Lebens fast unerreicht da. Nicht jeder Schriftsteller, der eine Intrigue zusammenspinnen und ein paar Charakterzüge zusammenflicken kann, die er alsdann mit den Namen Mann und Weib belegt, ist es gegeben wahrzunehmen, daß das Leben aus tausend complicirten und stets wechselnden Quellen fließt und unendlich verschiedene Resultate hervorruft, über welche nachzudenken für den Menschen von höchster Wichtigkeit ist. Es erfordert eine expansive Kraft, zu der nur ein Geist von seltener Stärke fähig ist, sich frei zu machen von den Fesseln der eigenen Lage und der eigenen Umstände und dann sich aufzuschwingen zu einem Gefühl der Breite, Höhe und Einheit des menschlichen Schicksals. Dieses Gefühl ist eine der ersten und werthvollsten Bedingungen aller höheren Art literarischer Production. Die Literatur ist der Ausdruck des tiefsten Gefühls in all den verschiedenen Formen — religiösen, poetischen, philosophischen — welche sie in den Geistern verschiedenen Gepräges annimmt. Durch die Kritik des Lebens wird die Menschheit angezogen, selbst wenn sie sich dessen, was sie anzieht, unbewußt ist. Sie giebt einem Buche Ausdehnung und Tiefe, welche selbst auf die beschränktesten Köpfe Eindruck macht, obgleich ihre Ideen über den Ursprung der Ausdehnung und Tiefe die verworrensten und dunkelsten sind. Ein Autor, der uns diesen weiten Ueberblick über die Welt einflößen kann, hat nicht blos das Hauptelement des Erfolges in seiner Kunst erfaßt, sondern auch die sicherste Bürgschaft für eine große Popularität obendrein.

George Eliot's Eigenschaft nun, sich in seinen Romanen von allen auf die letzten Gründe gehenden Speculationen fern zu halten und sich nur mit dem Realen, der vergangenen und gegenwärtigen Gesellschaft, den vergangenen und gegenwärtigen Sitten zu beschäftigen, ist ohne Frage eine Folge seiner Anhänglichkeit an die positivistische Schule seines Landes. Wir wollen damit nicht gerade gesagt haben, als ob er namentlich die endlichen socialen und religiösen Maximen des Positivismus theile, nein, das nicht; nur in seiner Methode, welcher er folgt, und in dem Ton, welchen er anschlägt, findet sich eine enge geistige Verwandtschaft mit demselben. Doch in zwei Eigenthümlichkeiten weicht er von demselben ab. So weit wie Ausbildung, Sympathie, Einsicht in Betracht kommen, ist George Eliot frei von den der genannten Schule anhaftenden Fehlern. Er besitzt eine volle und ausgedehnte Kenntniß nicht blos der modernen französischen, sondern der allgemeinen europäischen Cultur, und doch ist er auf der andern Seite ganz und gar englisch in Gefühl und Sprache. Bezüglich hierauf bemerkten wir schon an einer andern Stelle, daß hierin, unserer Ansicht nach, sein Hauptverdienst liege. „In diesem Zeitalter des Börsenschwindels und des aufgeblasenen Materialismus wirft er sich zu einem Vertheidiger der immer mehr und mehr unter dem Anwachsen und dem Einflusse der großen Städte dahinschwindenden einfachen, ländlichen Sitten des lustigen Englands auf, jenes lustigen Englands, das uns Walter Scott mit Meisterschaft geschildert und Julius Rodenberg durch seinen Roman „Von Gottes Gnaden" mit poetischer Kraft auf's Neue in unserm Gedächtniß wachgerufen hat. Namentlich sein letztes großes Werk „Middlemarch" ist von Anfang bis zu Ende nichts Anderes, wie er es ja selbst in seinem Präludium (!!) zu verstehen giebt, als eine Art malerischer

Anklage gegen die moderne Gesellschaft wegen der lähmenden Bedingungen, welche sie Männern und Frauen mit hohem, idealem Enthusiasmus auferlegt."*)

Das erste Werk, wodurch George Eliot die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf sich zog, waren seine „Scenes of Clerical Life, containing the sad Fortune of the Reverend Amos Barton, Mr. Gilfil's Love Story; and Janet's Repentance."

Die erste der Erzählungen, „Die traurigen Schicksale des Reverend Amos Barton", ist die leichteste und einfachste in den „Scenen aus dem geistlichen Leben". Mr. Barton, ein Hülfspfarrer mit einem Einkommen von achtzig Pfund Sterling des Jahres, mit einer engelhaften, aber kränklichen Gattin und einem Regimente hungriger kleiner Kinder, läßt sich durch den tönenden Titel der Gräfin Czerlaski, der schönen englischen Wittwe eines polnischen Tanzmeisters, düpiren. Die Gräfin erzürnt sich mit ihrem Bruder, Mr. Bridmain, eilt zu den armen Bartons und verläßt sich auf deren Gastfreundschaft. Ihr Besuch währt über alle Maßen lange, das unglückliche Ehepaar wird durch die für sie verursachten Ausgaben vollständig aufgezehrt, Barton's Charakter in Folge seiner Freundlichkeit für sie in schlechten Ruf gebracht und Mrs. Barton stirbt, indem sie für sie arbeitet. Mr. Barton verliert seine Stelle, geht in eine andere Gegend und besucht viele Jahre später in Gesellschaft mit seinen Kindern das Grab seiner Frau.

Die nächstfolgende Geschichte erzählt uns, wie der Rev. Maynard Gilfil Tina Sarti eine italienische Waise liebt, die von Sir Christopher und Lady Cheverel nach England gebracht war und dort unter ihrer Obhut in einem würdigen Landsitze lebte. Tina jedoch hat ihre Neigung dem Neffen Sir Christopher's, dem Capitain Wybrow, zugewandt, und als dieser einer schönen, reichen und adeligen Erbin den Hof macht, geräth die kleine Italienerin so außer sich, daß sie sich vornimmt, ihn bei einer Zusammenkunft zu erdolchen. Glücklicherweise wird ihr dieses Verbrechen erspart, da sie bei ihrer Ankunft auf dem Stelldichein den treulosen Capitain todt findet in Folge eines Herzschlages. Nach obligater Trauerzeit heirathet sie Mr. Gilfil, stirbt jedoch bei der Geburt ihres ersten Kindes, und Mr. Gilfil wird uns dann in seinem Alter — so wie der Dichter ihn gekannt zu haben behauptet — als ein Geistlicher der „alten Schule" dargestellt, mit einer guten Dosis von Humor und dem äußern Anschein nach eine so unromantische Person wie nur möglich, der jedoch in seinem Hause ein ganz dem Andenken seiner Gattin geweihtes Zimmer hat und in seinem Herzen eine lebenslängliche Trauer über seinen frühen und herben Verlust nährt.

Die letzte „Scene aus dem geistlichen Leben" zeigt, wie Robert Dempster, ein viehischer und dem Trunke ergebener Notar einer kleinen Provinzialstadt, durch seine gemeinen Laster zu einem schlimmen Ende kam, wie seine Ehefrau Janet, die sich gleichfalls das Trinken angewöhnt hat, um auf diese Weise die schändliche Behandlung ihres Gatten ertragen zu können, gebessert wird — und wie Mr. Tryan, ein „evangelischer" Unterpfarrer, der mächtig zu ihrer moralischen Besserung beigetragen hat, es ungeachtet einer starken Opposition durchsetzt, eine Abendschule in der Pfarrkirche zu errichten und dann in Folge seiner angestrengten pastoralen Arbeiten stirbt.

---

*) Vergl.: Unsere Umschau in der Literatur Englands. Deutsche Warte V. Band, S. 315.

Diesen „Scenen aus dem geistlichen Leben" folgte Adam Bede, ein nicht sehr langer Roman. Die Geschichte spielt gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Adam — ein starkknochiger, muskulöser Zimmermann von fast sechs Fuß, geschickt in seinem Handwerk und ganz dazu angethan in der Welt fortzukommen — verliebt sich in Hetty Sorrel, die Nichte eines jovialen und wohlhabenden Pächters, Mr. Poyser. Unglücklicher Weise aber erweckt Hetty gleichfalls die Bewunderung Arthur Donnithorne's, des Großsohns und Erben des Grundherrn im Kirchspiele; das verdreht ihr den Kopf und sie verliert ihre Tugend. Nachdem ihr Arthur schriftlich klar gemacht hat, daß sie niemals sein Weib werden könne, willigt sie ein, Adam Bede zu heirathen; doch kurz vor der Hochzeit giebt sie heimlich einem Kinde das Leben, das sie im Wald umkommen läßt. Sie wird vor Gericht gezogen, verurtheilt und just in dem Augenblicke, da sie hingerichtet werden soll, vom Tode begnadigt; und es ist Arthur Donnithorne, der auf schäumendem Pferde den Begnadigungsbefehl überbringt. Hetty wird transportirt und stirbt als sie nahe daran ist in ihre Heimat zurückzukehren. Arthur thut Buße, indem er seinem Vaterlande in fernen Landen dient, und Dinah Morris, die Methodistenpredigerin, die ihre Cousine Hetty im Kerker zum Geständniß gebracht und bekehrt hatte und lange Zeit den Liebesbewerbungen von Adam's methodistischem Bruder Seth widerstand, findet endlich, daß ihr Beruf nicht im Cölibate liegt und reicht ihre Hand dem Adam Bede.

In der „Mühle am Floß", dem nun folgenden Romane, sind die Hauptpersonen, von denen wesentlich das Interesse abhängen soll, Tom und Gretchen Tulliver, die Kinder eines rauhen, ehrlichen, heißblütigen, halsstarrigen und proceßsüchtigen Müllers. Der alte Tulliver wird durch einen Proceß ruinirt, hat einen Schlaganfall, von dem er sich jedoch so weit wieder erholt, daß er die Bewirthschaftung seiner Mühle wieder übernehmen kann, und zwar unter dem neuen Eigenthümer derselben, Wakem, einem Advocaten, den er als die Ursache seines Unglücks ansieht. Obgleich fest entschlossen, Wakem ehrlich zu dienen, schwört er doch feierliche Rache gegen ihn und läßt diesen Schwur von Tom in die Familienbibel eintragen. Tom paßt sich den veränderten Umständen an und mit Hülfe seines Onkels mütterlicher Seite, Mr. Deane, der Theilhaber in der Firma Guest u. Comp. ist, der größten in den benachbarten Handelsstädten St. Oggs, erlangt er eine Anstellung in derselben. Nach einigen Jahren zahlt Tom mit Hülfe seiner und seines Vaters Ersparnissen sämmtliche Gläubiger voll aus; der alte Müller aber trifft, triumphirend von einem bei dieser Gelegenheit gegebenen Gastmal zurückkehrend, mit seinem früheren Herrn und Feinde Wakem zusammen, peitscht ihn öffentlich durch und stirbt dann plötzlich in Folge der Aufregung und Anstrengung. Mit dieser Scene endigt das zweite Buch des Romans. Das dritte bringt den Bruder und die Schwester nach einem Zwischenraum von mehreren Jahren vor uns. Gretchen ist aus einem dunklen, unschönen Kinde zu einer „königlichen" Schönheit aufgewachsen, und nachdem sie Lehrerin in einer kleinen Schule gewesen, geht sie zum Besuch ihrer Cousine Lucie Deane nach St. Oggs. Hier erneuert sie die Bekanntschaft mit Wakem's Sohn Philipp, den sie als Tom's Mitschüler gekannt und mit dem sie früher ein kleines, ihrem Bruder aber höchst anstößiges Liebesverhältniß gehabt hat. Philipp wird uns dargestellt als ein fein erzogener und gebildeter, aber verwachsener Mensch, der mit Rücksicht auf seine Mißgestalt höchst empfindlich ist. Gretchen jedoch liebt ihn darum nur um so mehr, denn es mischt sich

ja auf diese Weise Mitleid in ihre Liebe: und als nun Philipp das Jawort des Vaters erhalten, da giebt es kein Hinderniß mehr gegen ihre Verbindung, als den Familienhaß und den persönlichen Widerwillen Tom's, welche Gretchen jedoch nicht für unüberwindlich hält. Der Lauf treuer Liebe aber wird arg gestört durch Stephan Guest, dem Elegant par excellence der kleinen Stadt, denn dieser unvergleichliche Heirathscandidat verliebt sich, obgleich thatsächlich bereits mit Lucie Deane verlobt, bis über die Ohren in Gretchen, und diese fühlt eine gleiche Neigung, gegen welche sie vergeblich anzukämpfen sucht. Eines schönen Tages nun, als sie sich im Hause ihrer Cousine Lucie allein befindet und Philipp, der sie hatte Kahn fahren wollen, nicht gekommen war, um sein Versprechen zu erfüllen, läßt sie sich dazu verleiten, mit Stephan ein Boot zu besteigen, das dieser, unbemerkt von ihr, in die offene See hinaustreiben läßt, und hier erklärt er ihr, sie habe sich so weit mit ihm eingelassen, daß ihr keine andere Wahl bleibe als eine schnelle Heirath in Gretna Green. In diesem letzten Augenblicke jedoch behalten ihre besseren Gefühle die Oberhand und von dem Hafen, wo sie landen, kehrt sie nach St. Oggs zurück. Nach dieser etwas plumpen Escapade will Tom von seiner Schwester nichts mehr wissen und ganz St. Oggs ist aufgebracht gegen sie, bis die Schwierigkeiten und Verwickelungen der Geschichte auf eine recht gewaltsame und keineswegs feine Weise dadurch zu Ende kommen, daß sie bei einer Ueberschwemmung des Floßes mit ihrem Bruder Tom ertrinkt, den sie heldenmüthig aus den Trümmern der väterlichen Mühle in einem Nachen gerettet hatte.

Hier wollen wir, der bessern Uebersicht willen, einen Augenblick verweilen und die bislang erwähnten Schriften mit einem Gesammtblick überschauen.

Schon aus den von uns nur leicht und ganz oberflächlich hingeworfenen Skizzen wird man nicht unschwer ersehen, daß sämmtliche Erzählungen, wie wir dies schon am Eingange andeuteten, auf wehmüthige Weise enden. Die erste culminirt in dem Tode der Heldin (ein Ausdruck, der mit Bezug auf George Eliot's Erzählungen nicht im strengen Sinne genommen werden darf) Mrs. Barton; die zweite im Tode der Heldin Mrs. Gilfil, die dritte im Tode des Helden Mr. Tryan, die vierte in dem Tode der Heldin Hetty Sorrel, die fünfte in dem gemeinschaftlichen Tode der Heldin und ihres Bruders, der, wie man Grund anzunehmen hat, als der Hauptheld angesehen werden soll. Dies ist sicherlich eine echt Schopenhauer'sche Auffassung und eine übertriebene Darstellung des Verhältnisses, in welchem die Sorge, das Unglück zum Glück im menschlichen Leben steht, und die Thatsache, daß ein populärer Schriftsteller Englands jede der ersten fünf von ihm veröffentlichten Erzählungen mit einer Tragödie enden läßt, giebt eine recht ungemüthliche Idee von dem Ton der zeitgenössischen englischen Literatur. Dieses beständige Sterben und Morden in den englischen Romanen ist ein bedauerungswürdiger Umstand, und in George Eliot's Werken befindet sich viel derartig Bedauerliches. Wie wir schon hervorhoben, gefällt sie sich in unangenehmen Gegenständen, gefällt sie sich in der Darstellung abstoßender, roher und entwürdigender Dinge. So wird z. B. in Mr. Gilfil's Erzählung Tina an einem Mord nur durch den recht gelegen kommenden Tod ihres beabsichtigten Opfers verhindert. In „Janet's Buße" prügelt ein betrunkener Ehemann sein schönes, aber auch betrunkenes Weib, wirft sie in der Nacht im Nachtgewande zum Hause hinaus und stirbt am „Delirium tremens" und „menin-

gitis".*) Dann stellt sie uns das arme Weib dar, wie sie in den Straßen umherwankt, und in der Geschichte ihrer Besserung finden wir eine lange Stelle, wo es sich um nichts Anderes als um eine Schnapsflasche und deren Einfluß handelt. Auch in „Adam Bede" wird uns kein Detail in der Verführung Hetty's, der Geburt und der Ermordung ihres unehelichen Kindes gespart, und in der „Mühle am Floß" befinden sich nahezu unzüchtige Einzelheiten einer rein fleischlichen Leidenschaft in dem Liebesverhältniß von Stephan und Gretchen.

Wenn dies wirklich die Tiefen der menschlichen Natur sind — und gar manche der blinden Bewunderer George Eliot's wollen uns dies glauben machen — dann sehen wir gar nicht ein, was für einen Nutzen, was Gutes man davon erwarten kann, wenn man sie aufrakt; nicht etwa zum Wohl Jener, welche die Warnung betrifft (denn diese werden sich wahrscheinlich wenig um eine in eine solche Form gehüllte Warnung kümmern), sondern zur Unterhaltung gewöhnlicher Leser in ihren Mußestunden. Vergleichen wir einmal „Adam Bede" mit demjenigen der Romane Walter Scott's, welcher, was die Erzählung anbetrifft, eine gewisse Aehnlichkeit mit demselben hat, nämlich das „Herz von Midlothian". In beiden Romanen wird ein schönes junges Landmädchen wegen Kindesmordes vor Gericht gestellt und verurtheilt; doch obgleich unter einem ausnahmsweise harten Gesetz und auf einen unzulänglichen Indicienbeweis hin verurtheilt, ist Effie Deans in Wirklichkeit unschuldig, wogegen Hetty Sorrel schuldig ist. In dem Roman der letzten Generation nehmen wir wenig von Effie wahr und unsere Aufmerksamkeit wird hauptsächlich auf den schlichten Heroismus ihrer Schwester Jeanie gelenkt. Im Roman unserer Tage aber wird Alles, was mit Hetty zusammenhängt auf's umständlichste beschrieben: ihre Gedanken während des ganzen Verlaufs ihrer Verführung, ihr Elend bei der Entdeckung, daß ein Beweis für ihren Fehltritt vorhanden ist, ihr Leiden während der Hin- und Rückreise von Windsor (denn es ist die Effie und nicht die Jeanie, die die lange, einsame Reise nach dem Süden unternimmt), ihre verzweifelnde Verhärtung im Gefängniß, ihr Geständniß, ihr Betragen auf dem Wege zum Richtplatz — daß alles Dies mit packender und außerordentlicher Kraft geschildert ist, das brauchen wir nicht erst zu sagen, und zweifelsohne wird es manch' einen Partisanen von George Eliot geben, der behauptet, Walter Scott hätte derartige Capitel nicht schreiben können. Wir wollen uns auf eine Discussion dieses Punktes hier nicht einlassen, doch wir sind sicher, Walter Scott würde sie auf keinen Fall geschrieben haben, einfach weil sein gesundes Urtheil einen derartigen Gegenstand als unpassend für die Kunst des Romandichters verworfen haben würde.

Die Kühnheit, mit welcher George Eliot ihre Gegenstände wählt, ist höchst bemerkenswerth. Nicht etwa, daß ihm wie manchen Schriftstellern der Versuch fehlschlägt seine Personen angenehm und interessant darzustellen, nein, er drängt uns ganz absichtlich unangenehme, widerwärtige Personen auf und besteht darauf, daß wir uns für ihre Geschichte interessiren, einfach wegen der Geschicklichkeit, mit der sie erzählt wurde. Lassen wir einmal die mehr als widerwärtigen Persönlichkeiten wie Amos Barton, den einfältigen und dummen Unterpfarrer, Janet, die betrunkene Gattin, und ihren engherzigen calvinistischen Propheten Tyran, Tom Tulliver, den harten, phantasie-

*) George Eliot gebraucht diese medicinischen Ausdrücke!

losen und abstoßenden Bruder und seine gar eitle und eigenwillige Schwester Gretchen bei Seite und betrachten wir einzig und allein Hetty Sorrel. Unter allen Charakteren, für welche George Eliot unser Interesse wachzurufen sucht, ist dieser wegen seiner unliebenswürdigen Eigenschaften der bemerkenswertheste. Sie wird als „distractingly pretty" (was das meinen soll wissen wir nicht recht) dargestellt, und wir hören ein gut Theil über ihre „katzenartige Schönheit" und ihre graziösen Bewegungen, Blicke und Attitüden. Ihre Gedanken sind nur auf ihre Blicke und ihre Kleider gerichtet; für Niemand außer für sich selbst hat sie irgend ein Gefühl und Mrs. Poyser hat ganz Recht, wenn sie sagt, sie sei nicht besser als ein stolz sich blähender Pfau. Wieder und wieder muß man diese Ansicht über Hetty's Charakter hören, von dem Augenblicke an, da sie im ersten Theile auftritt und wo uns erzählt wird, ihre Schönheit sei eine wahre „Maienschönheit" gewesen, eines jungen, sanften, geschmeidigen, ausgelassenen, üppigen Dings, das uns mit einem falschen Schein von Unschuld umgarnt. So z. B.: „Alle Träume der kleinen Hetty gingen nur auf die Annehmlichkeiten des Lebens; ein Wohnzimmer zu haben mit einem Teppich, immer weiße Strümpfe zu tragen, große schöne Ohrringe nach der neusten Mode zu haben, ihr Kleid am Halse mit feinen Spitzen zu besetzen, sich etwas in's Taschentuch zu thun — sie wußte nicht recht was — wovon es so schön röche wie der alten Lydia Donnithorne ihres, wenn sie es in der Kirche herauszog, und nicht früh aufstehen und sich von Keinem ausschelten zu lassen — ja, dachte sie, wenn Adam so reich wäre und ihr das bieten könnte, dann hätte sie ihn wol lieb genug zum Heirathen." Und weiter: „Es sind nur matte, unbestimmte Bilder der Zukunft, die ihr bischen Einbildungskraft ihr bringt, aber auf jedem Bilde ist sie die schön geputzte Hauptfigur ... Mischt sich in diesen Zukunftstraum irgend eine liebliche oder wehmüthige Erinnerung? Ein Gedanke der Liebe an ihre zweiten Eltern, an die Kinder, die sie mit gepflegt hat, an irgend einen Genossen ihrer Jugend oder ein todtes Andenken aus ihrer eigenen Kindheit? Nein, nichts der Art."

Und weiter, als sie den Brief empfängt, in welchem ihr Arthur mittheilt, daß sie alle Gedanken an eine Heirath mit ihm aufgeben muß: „Sie zerknitterte den Brief vor Zorn, gerade deshalb, weil sie mit aller ihrer Liebe an ihm hing — all' der mädchenhaften Leidenschaft und Eitelkeit, aus der bei ihr die Liebe bestand ... Sie war eine weibliche und eitle Natur, keine leidenschaftliche, und wenn sie je einen gewaltsamen Schritt thun sollte, so mußte erst die Verzweiflung des Schreckens sie dazu drängen. Ihre Gedanken bewegten sich nur in einem kleinen Kreise von Möglichkeiten ..."

Ihr ganzes Betragen ist so angelegt, um uns zu beleidigen und anzuwidern, und George Eliot scheint nicht zu fühlen, daß während die Beschreibungen der Schönheit der kleinen Cokette so angelegt sind, daß man sie sich denken muß, wie ihre Thorheiten, Fehler und Verbrechen als Gegenstände einer grausamen, nicht mißzuverstehenden Thatsache ausgekramt werden, und zwar so, daß der Leser keine Gefahr läuft durch die Reize geblendet zu werden, welche Adam Bede blenden, Hetty uns in Folge dessen wenig anders als verächtlich, wenn nicht hassenswerth erscheint. Und doch soll das Interesse dieser Erzählung auf diesem kleinen, dummen, herzlosen und bösen Ding beruhen. Ihre Seelenangst, ihr Herzeleid wird, wie wir schon andeuteten, mit großer Kraft beschrieben, doch wenn sie unser Herz rühren, so geschieht

es eben, weil es Seelenangst, weil es Herzeleid ist; für die Dulderin selbst aber ist unser Gefühl aller Rücksicht baar. Diese Gewohnheit, seine Charaktere ohne irgend eine Verschleierung ihrer Fehler zu schildern, steht ohne Zweifel mit jener Fähigkeit im engen Zusammenhange, welche den Verfasser in Stand setzt, ihnen einen so bemerkenswerthen Schein der Wirklichkeit zu geben. Auch hiervon giebt es, wie in jeder Romandichtung, Ausnahmen, doch auf diese hier einzugehen, das verbietet uns der beschränkte Raum.

Wir wenden uns nun, ehe wir zu Middlemarch, dem vielgepriesenen Werke, übergehen, noch einen Augenblick dem Roman „Felix Holt, der Radicale" zu, welcher gleichfalls bei seinem Erscheinen mit vielem Beifall aufgenommen wurde.

Die eine Seite des darin entrollten Gemäldes ist wie immer traurig, wehmüthig genug. Es ist die alte Geschichte, alt wie die Welt, wie das Böse beständig sein eigener Feind ist und welch' furchtbaren Zins auf Zinses Zins die Sünde alle Zeit fordert. Die andere Seite ist etwas heller und contrastirt mit der Düsterheit. Gerade so wie in seinem Roman „Romola", wo schwach sein böse sein heißt, so heißt hier stark religiös sein. Der Charakter ist der Mann. Die Moral auf der einen Seite des Gemäldes mag im ersten Bande in der Beschreibung der Frau Transome gefunden werden, als nach einer fünfzehnjährigen Abwesenheit ihr Sohn zurückkehrt, als der Reichthum, nach dem sie sich sehnte, endlich erworben ist: „Es fröstelte sie, als sie allein stand, Alles um sie her, wo einst Glanz und Wärme gewesen, da war weiße Asche und der Sonne Strahlen fielen trüb und traurig darauf." Die Moral der andern Seite fällt nicht eher in's Auge, als bis am Ende des zweiten Bandes, wo Mr. Wace ausruft: „Ich fühle so etwas in mir, als wenn ich mehr und mehr in alles das Glauben setzte, was gut ist."

Diese beiden Theile der Erzählung sind es, welche uns vor allem Andern interessiren. Der erste ist der wichtigste Wir haben nichts dagegen einzuwenden, daß George Eliot die schuldigen Liebenden mit gerechter Strafe heimsucht, wir protestiren nur gegen die Sprache der Mrs. Transome. Ihr Argument ist nichts weiter als weibliche Logik, ein Appell an die Gefühle. Ihre Anklagen, welche sie erhebt, sind einfach Anklagen gegen die Ungerechtigkeiten der Justiz. Man beachte nur einmal die folgende Beschreibung einer Scene mit ihrem Geliebten und Verführer: „Er rückte wieder fort, legte seinen Hut nieder, welchen er zuvor gehalten hatte, und steckte, als er sich zurückwandte, seine Hände in die Taschen. Mrs Transome saß unbeweglich da, kalt und bleich wie Marmor Ihre Hände lagen gefaltet in ihrem Schooße. Dieser junge, graziöse Mann, mit einer Selbstsucht, welche jetzt die Gestalt der Verehrung für sie annahm, hatte einst vor ihr gekniet und diese Hände inbrünstig geküßt, und sie hatte gemeint, in solch' einer Leidenschaft liege eine Poesie, weit hinaus über jene, welche man je im gewöhnlichen, alltäglichen Eheleben finden kann" (3. Band, S. 134).

Wir würden ihr Betragen anders auffassen und die Sache so hinstellen: „Niemand verführt einen Andern, wir verführen uns selbst; und unseren Leidenschaften schöne Namen anhängen ist nichts Anderes als das Recht mit dem Unrecht verwechseln, und die Schuld auf die Schultern eines Anderen zu wälzen ist ein recht armseliger Weg für die Entschuldigung unserer eigenen Schwäche. Zu behaupten, alle Selbstsucht finde sich nur bei Männern und alle Poesie nur bei den Frauen, ist eine falsche Darlegung der Thatsachen.

Selbstsucht und Schwäche gehören beiden gleichmäßig an und beide müssen auch gleichmäßig dafür die Strafe tragen. Und ferner, wie Mrs. Transome es thut, Aufopferung nur vom Manne zu fordern, ist gleichfalls irreführend. Ritterlichkeit ist nicht auf ein Geschlecht beschränkt, beide müssen gleich ritterlich sein. Wenn beide vom Apfel gekostet haben, dann müssen auch beide das Eden und seinen engen und conventionellen Garten verlassen. Ist wahre Liebe vorhanden, dann wird auch in der Wüste bald wieder ein neues Eden erstehen und die Disteln und Dornen werden sich verwandeln in herrliche Rosen. Wir sprechen gerade heraus, weil solche Lehren den schlimmsten Irrthum mit Bezug auf die Frauen unterstützen. Nicht eher werden die Frauen steigen, als bis sie nur von sich selbst abhängig sind. „Gott verfluchen", das war der Rath vom Weibe Hiob's, „den Menschen zu fluchen", das ist die moderne Theorie. Frauen müssen mehr ihrem Verstande als ihren Gefühlen folgen Athene mußte aus dem Gehirn des Zeus geboren werden."

Was nun die andere Frage betrifft, so müssen wir von vornherein gestehen, daß kein Portrait getreuer ist, als George Eliot's Zeichnung von Felix Holt. Die gewöhnliche Idee von einem radicalen Arbeiter ist die eines halben Atheisten und eines halben Cynikers, der anstatt, wie Diogenes in der Tonne zu leben, sich oben drauf stellt und declamirt. Sie hat ihn indessen auch als rauh und rüde gezeichnet, alle Politur der Ceremonie verachtend, ungeblendet von dem Glanz der Reichthümer und nur darauf bedacht, Principien in Thaten zu verwandeln. Seine Liebe für Esther und seine Herrschaft über ihren Charakter sind gleichfalls gut entworfen. Doch in wie weit hat er Recht in seiner absichtlichen Wahl der Armuth? Denn Esther überläßt in Wirklichkeit die Sache ihm. Heutzutage haben wir nicht mehr nöthig den Werth des Textes zu discutiren: „Geldgier ist die Wurzel allen Uebels". George Eliot meint jedenfalls, man solle ihre Worte wie viele Aussprüche in Plato's Republik in hohem allegorischen Sinn auffassen. Wenn sie es aber anders meint, dann sind sie einfach schädlich. Was nun die fehlerhafte Anlage der Charaktere dieses Romans angeht und die vielfachen Unnatürlichkeiten in den Situationen und Unmöglichkeiten in der Erzählung, so berührten wir dieselben schon weiter oben.

Wir gelangen nun endlich zu „Middlemarch". „Diesem größten und einzig dastehenden Werke des Dichters" (so sagen wenigstens die meisten englischen Kritiker) gegenüber müssen wir nochmals Das wiederholen, was wir schon einmal an einer andern Stelle sagten *): „Diese fehlerlose Section des provinzialen Lebens in England, diese genaue und gründliche Darstellung und Ergründung der einzelnen Charaktere hat uns, als literarisches Kunstwerk betrachtet, angezogen und gefesselt, aber erwärmt, erfreut, berauscht haben wir uns nicht bei der Lectüre; und wie wäre dies auch möglich? Wir verließen ja gleichsam, als wir das Buch zuklappten, eine Vorlesung über Physiologie." Das Interesse in Middlemarch dreht sich hauptsächlich um Heiraths- und Erbschaftsangelegenheiten. In demselben finden sich allerdings wie in anderen Romanen Liebschaften, doch es ist eine wirkliche Neuerung, daß die beiden im Laufe der Erzählung stattfindenden Heirathen und die hauptsächlichsten Zwischenfälle und ihre Consequenzen constituirende Theile derselben sind und nicht Jeden am Ende glücklich machen! George

*) Umschau in der Literatur Englands. Deutsche Warte. V. Band, S. 314.

Eliot würde gar nicht falsch gegriffen haben, wenn sie ihren Roman „Studien des ehelichen Lebens“ anstatt „des provinzialen Lebens“ betitelt hätte, und es ist namentlich in diesem Charakter, daß er sich am meisten der Kritik aussetzt. Unpassende Heirathen sind häufige Themen für den Romandichter, und das Verschwinden oder die Umwandlung des idealen Lebensgenossen ist der gewöhnliche Proceß der romantischen Chemie. Die Erregung, welche die psychologischen Discussionen zwischen den verschiedenen Paaren im Leser hervorrufen, und die wahrhafte Besorgniß, mit welcher er dem Processe der Ernüchterung und Enttäuschung folgt, ist deshalb um so bemerkenswerther. Daß Vieles hiervon auf George Eliot's feine Ausdrucksweise zu setzen ist und auf ihre Herrschaft über die Sprache, ist unzweifelhaft, doch die Lydgate und Dorothea innewohnenden und durch die ungleichen Heirathen entwickelten Eigenschaften bilden das Hauptfundament des persönlichen Interesses, und diese sind mit großer Geschicklichkeit ausgearbeitet. Was speciell die Heldin (wir erinnern nochmals daran, daß dieser Ausdruck bei George Eliot nicht buchstäblich genommen werden darf) des kleinen Fleckens Middlemarch anbetrifft, so hat diese nichts von einer modernen jungen Dame an sich. Auf ihre Charakterskizze hat George Eliot all' seine geniale Kraft verwandt. Ihre ganze Geschichte ist eine genaue Biographie, bei deren Lectüre man unter Anderm nicht vergessen darf, daß ihr Geschmack und ihre Frömmigkeit, beide natürlich, wahr und rein, bereits in Berührung mit gewissen Contrasten und Abweichungen socialer und religiöser Ansichten gebracht worden war, wenn wir ihre Bekanntschaft machen, und daß sie theilweise in einer schweizer Familie zu Lausanne erzogen wurde. Ihr geistiges Wesen ist in voller Harmonie mit ihrem physischen. Sie wird uns dargestellt als ein kurzsichtiges Mädchen mit einem Widerwillen gegen Schooßhündchen, doch mit einer Liebhaberei für Pferde, mit schönem Profil, graziöser Haltung und besonders schönen und häufig unbehandschuhten Händen, voll von Ehrlichkeit in ihren Gedanken, gerade und offenherzig. Der Chirurg des kleinen Fleckens, Lydgate, ist ein meisterhaftes Portrait, das in seiner minutiösen Genauigkeit etwas Holbein'sches an sich hat. Doch auch in Middlemarch tritt, wie in allen anderen Romanen George Eliot's, das Wehmüthige in Uebermaß in den Vordergrund. Middlemarch ist in Anlage sowol wie in Ausführung tief melancholisch. Nicht etwa, daß Held und Heldin im Laufe der Erzählung sterben; im Gegentheil, die einzigen vorkommenden Todesfälle sind die von gleichgiltigen und unangenehmen Menschenkindern für den Leser. Und die Heldin, obgleich sie in ihrer ersten Heirath einen bedauernswerthen Mißgriff thut, vermält sich am Ende mit dem einzigen Mann, den sie jemals wirklich liebte. Nein, es giebt noch eine andere Liebesaffaire, welche, sich durch die ganze Erzählung hinziehend, schließlich gut gedeiht, und die einzigen Charaktere von einiger Bedeutung, welche am Ende in einer gewissen freudlosen Einsamkeit gelassen werden, sind der junge Chirurg Lydgate, der, mit dem Mädchen seiner Wahl verheirathet, später herausfindet, daß er einen argen Fehlgriff gethan, und der alternde Geistliche, der in einem weit bessern Lichte erscheint, indem er auf seine Liebe verzichtet, als wenn er auf dieselbe bestanden hätte. Das Wehmüthige in der Erzählung besteht nicht in Schicksalskatastrophen, sondern in der Ausführung der einzigen Absicht, mit welcher der Verfasser an's Werk geht, nämlich der Zeichnung „des unter Enten im braunen Teiche peinlich und gezwungen aufgezogenen Schwans, der niemals den lebenden Strom in der Gesellschaft seiner eigenen ruder-

füßigen Art findet", in der Schilderung dessen, was George Eliot (mit einer gewissen, ihm sonst nicht eigenen Sentimentalität) die „liebenden Herzensschläge und Seufzer nach einer unerreichten Güte" nennt, welche „verschwimmen und sich zertheilen zwischen Hindernissen, anstatt sich auf eine lange Zeit erkennbare That zu concentriren"

Wir bedauern, daß der beschränkte Raum es uns nicht erlaubt noch näher auf die vielen meisterhaft entworfenen und bis in die einzelnen Details künstlerisch ausgeführten Charaktere des Romans einzugehen, Charaktere, die Middlemarch zu einem der bedeutendsten Werke der zeitgenössischen Romanliteratur stempeln.

Doch ungeachtet unserer hohen Bewunderung und unseres uneingeschränkten Lobes dürfen wir doch auch wiederum nicht blind sein gegen evidente und selbst hervorstechende Mängel, welche neben dem schon gerügten Uebermaß der Wehmuth bestehen.

Der erste und hauptsächlichste dieser Mängel ist, wie wir schon erwähnten, das Fehlen eines jeglichen Enthusiasmus in dem Dichter, das den Leser wie ein eisiger Hauch entgegenschlägt. In George Eliot scheinen alle wärmeren und innigeren Gefühle, die, selbst wenn sie fehlerhaft erscheinen, uns bezaubern und rühren, erstorben zu sein. Er schreibt nicht um der Geschichte willen, er fühlt nichts von dem erhöhten Geschmack, mit dem vor Allen ein Walter Scott sich dem Strom überläßt, in welchem seine Charaktere hin- und hergeschleudert werden. George Eliot, und hier wollen wir sie als Frau auffassen, interessirt sich alle Zeit mehr für die Motive der Action als für den Effect und nur ihre Hinneigung zu ihren Charakteren vermag sie dazu, denselben durch das Ermüdende ihrer Lebenslaufbahn zu folgen.

Ein anderer Mangel des Werkes ist das sichtliche Bestreben der Autorin, bei jeder nur möglichen Gelegenheit ihre Moral zuzuspitzen und dem Leser gewisse besondere Ansichten betreffs der großen Lebensprobleme aufzudringen. Es war durchaus nicht nöthig, den Leser mit der wissenschaftlichen Ausbildung und den professionellen Zielen des Chirurgen Lydgate bekannt zu machen. Die langen Auseinandersetzungen seines Wunsches, die Entdeckungen Bichat's weiter zu verfolgen und festzustellen, „worin das primitive Gewebe besteht", und die Dissertationen und Meditationen über wahre und falsche Heilmethoden sind eben so langweilig und überflüssig wie die medicinischen Ausdrücke von „Delirium tremens" und „Meningitis" in „Janet's Buße", welche den Leser um so mehr anekeln müssen wenn er sich daran erinnert, daß ein Weib, wenn auch verborgen unter einem männlichen Pseudonym, dieselben niederschrieb.

Nicht minder dürfen wir unerwähnt lassen — und dies wirft auf die ganze Denkungsart und den Charakter von George Eliot ein helles Licht — daß ihre Satire mit widerlicher Bitterkeit umwoben ist und ihre Diction mit einer studirten Geschwätzigkeit, wenn sie es sich vornimmt eine liebenswürdige Schwäche und selbst einen religiösen Glauben im falschen Licht darzustellen. Es ist ganz unverzeihlich und hat auch etwas Abstoßendes an sich, wenn ein Romandichter Persönlichkeiten nur zu dem Zwecke erfindet, um sie schlecht zu machen, und wenn er, um das gründlich zu erreichen, gezwungen ist, das ganze Reich des Gedankens und der Sprache nach Charakteren und Ausdrücken zu durchwühlen.

Auch der Humor in „Middlemarch" kommt uns weniger unabhängig

und weniger natürlich vor als in den früheren Werken George Eliot's. In der ganzen Anlage ihrer humoristischen Persönlichkeiten und selbst in der Wortconstruction und in der Cadenz unaufhörlicher Brocken von Beschreibungen findet sich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Manierismus Dickens'.

Indem wir nun Abschied nehmen von George Eliot und ihren Werken, wollen wir noch bemerken, daß wir den Lebenslauf, kurz, alle biographischen Momente mit Absicht nicht berührten, einmal weil wir über dieselben nicht genugsam unterrichtet sind, und zweitens weil wir mit Rücksicht auf die „Frau" Manches hätten erwähnen müssen, was uns peinlich ist; hierin liegt auch der Hauptgrund, weswegen wir George Eliot — wie sie es ja auch zu wünschen scheint — als Mann und nicht als Frau auffaßten.

Ein unheilvoller Augenblick.

Novelle von F. L. Reimar.

„Ich will Deiner Versicherung glauben, Clotilde, daß keine Heimlichkeit vorhergegangen, daß der Antrag auch Dir überraschend gekommen ist; damit aber genug — überlaß jetzt mir das Weitere!"

Die Worte waren an eine junge Dame gerichtet, die bleich und in großer Erregung vor dem Sprechenden stand, und Der, aus dessen Munde sie kamen, war ein alter Mann mit weißem Haar und gichtisch gelähmten, von einem Krückstock unterstützten Körper, dessen Erscheinung aber trotzdem den Eindruck von Gebrechlichkeit nicht aufkommen ließ, weil die Züge von innerer Kraft und Energie belebt waren.

Seine Erklärung mußte sie hart getroffen haben, denn sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen und nur halb schmerzlich, halb bittend sagte sie:

„Und nach meinem Herzen fragst Du gar nicht, Vater?"

„Wenn Du eine Neigung hast über Dich kommen lassen, ohne Deine Vernunft zu fragen", entgegnete er nicht ohne Härte, „so hast Du dafür jetzt meiner Vernunft zu folgen, und die lehnt den Antrag des Assessors Sonner" — er wies auf einen offenen Brief, den er in der Hand hielt — ab."

„So sag' mir, Vater", rief Clotilde, all' ihren Muth zusammennehmend, „was Dir an dem Namen fehlt, den Jeder mit Achtung und Auszeichnung nennt, während mir Albert Sonner so hoch steht, daß ich — ich sage Dir das offen — bis zu dieser Stunde nicht glauben konnte, er würde mich für würdig halten, die Seine zu werden!"

Sie wußte selbst nicht, wie stolz ihr Aussehen, ihr Ton bei ihren letzten Worten geworden war, wol aber sah sie jetzt, daß sie die Heftigkeit ihres Vaters gereizt hatte.

„Wenn Du", sagte er, während, sich seine Stirn röthete, „das Blut, welches in Deinen Adern fließt, so weit vergessen kannst, daß Du es für eine Ehre hältst, Dich wegwerfen zu dürfen an einen Mann ohne Namen und Herkunft: ich habe für dies Blut einzustehen, ich habe mit dem letzten Tropfen des meinen das Erbe zu bewahren, das uns von Vätern und Großvätern her geworden ist, das Vorrecht eines edlen Geschlechts! — Kein Wort weiter, Clotilde", schnitt er die Entgegnung, welche sie versuchen wollte, ab; „Du hast mir heute gezeigt, wie schwindlig Dein Kopf in der Freiheit, dem Verkehr des Instituts, dem ich Dich nach dem Tode Deiner Mutter übergeben mußte, geworden ist; es ist Zeit, daß Du wieder begreifen lernst, was auch Du der Ehre unseres Hauses schuldig bist! Treu dem Stamm! heißt seine Devise, und darum noch einmal ausdrücklich: kein Reis dieses Stammes darf auf gemeines Holz gesetzt werden!"

Eine dunkle Röthe stieg in Clotilden's Wangen auf; sie wollte mit zuckenden Lippen etwas erwiedern, doch stockte sie, als sich in demselben Augenblick die Thür öffnete, um dafür, als sie den Kommenden erkannte, diesem mit einem raschen Schritt entgegen zu treten.

Es war ein junger Officier, dessen Gesicht die Züge des ihrigen trug, so daß Jeder auf den ersten Blick erkennen konnte, er sei wie sie ein Kind des Hauses, nur war er vielleicht um ein halbes Jahrzehnt älter als die Schwester.

„Egon", sagte sie mit erregtem Ton, „ich stehe und spreche hier für einen Mann, gegen den der Vater Vorurtheile hegt, die er nicht verdient — ich weiß, Du kennst Sonner —"

„Sonner?" unterbrach sie der Bruder, „also von dem ist die Rede? Ich glaubte schon in ernsteren Dingen als Fürsprecher dienen zu sollen!"

Er hatte die letzten Worte wie neckend zu der Schwester gesprochen, dann aber wandte er sich gegen den Vater und sagte ernster, immer aber doch ziemlich gleichgiltig:

„Nun, wenn Dir wirklich an meinem Urtheil über den Assessor Sonner etwas liegt, Vater — ich bekümmere mich freilich nicht viel um ihn, aber bis zu einem gewissen Grade muß ich doch für ihn Partei nehmen, denn daß er von noblen Manieren ist läßt sich nicht leugnen."

„Und weiter?" fragte der Freiherr kurz.

„Nun weiter", wiederholte Egon halbverwundert, „weiter werde ich nicht für ihn einstehen sollen! So viel ich das on dit beachtet habe, kann ich etwa noch von „musterhaften Charakter", „glänzenden Gaben", oder wie all' die Stichworte heißen — man macht ja in der Gesellschaft viel aus ihm! — mitreden; außerdem weiß ich, daß er über bedeutende Geldmittel zu verfügen hat und — nun ja, daß in seinem Wesen etwas liegt, das einem auf den ersten Blick beinahe den Glauben erwecken könnte, er gehöre zu uns, sei sogar de pur sang! — das ist aber auch Alles!"

„Alles?" sagte Clotilde, deren Blicke aufzuleuchten begannen, „und Du sagst das so leichthin, als wenn es nichts wäre? — Vater!" wandte sie sich noch einmal mit nicht mißzuverstehendem Ausdruck gegen den Freiherrn.

Dieser jedoch schien nicht auf sie zu achten. „Was wirst Du sagen, Egon", nahm er das Wort, „wenn Du erfährst, daß der Mann, von dem Du soeben nach dem Urtheil der Welt sprichst — und es mag sein, daß sie ihm nicht zu viel Ehre erweist! — heute bei mir um die Hand Deiner Schwester angehalten hat!"

Eine maßlose Ueberraschung malte sich in den Zügen des jungen Officiers.

„Um Clotilden's Hand? — Sonner?" rief er aus und seine Blicke flogen von dem Vater zur Schwester, während mit einem Male in seinem Angesicht ein Ausdruck hervortrat, der die übrigens schönen Züge desselben entstellte und es dem des jungen Mädchens nahezu unähnlich machte: der des ausgeprägtesten Hochmuths.

„Wenn ich die Sache nicht als einen Scherz nehmen soll“, sagte er, „so sagt mir wenigstens, daß die Anmaßung bereits ihre gebührende Zurückweisung erfahren hat! Ich meine, es ist einer Beleidigung gleich, wenn ein Mensch von so dunkler Herkunft wie der Assessor sich an ein Haus von sechzehn Ahnen wagt!“

„Egon!“ rief Clotilde zürnend, „Du redest von einem Manne, der solche Vorzüge nicht zu achten braucht! Die Befangenheit unserer Begriffe ist ihm fremd — aber ich sehe jetzt selbst, Du kennst Sonner nicht!“

„Nun ja, unbefangen mag er sein“, lachte Egon spöttisch, „und unbefangen z. B. auch seinen Reichthum hingenommen haben, während es mich — ich gestehe das! — geniren würde, wenn mein Vater in dem Ruf gestanden hätte, daß seine Hände bei dem Sammeln desselben nicht die saubersten geblieben wären!“

„Wie?“ fragte der Freiherr scharf dazwischen.

„Ei“, entgegnete Egon mit verächtlichem Achselzucken, „es ist bekannt genug, daß Sonner's Vater — er war Kriegslieferant — lange unter der Anklage gestanden hat, bedeutende Summen unterschlagen zu haben.“

„Setze hinzu, Egon“, rief Clotilde erglühend, „daß die Anklage eine verleumderische war, daß der alte Sonner vollkommen freigesprochen worden ist!“

Aufs Neue zuckte der Bruder die Achseln. „Vielleicht nur aus Mangel an Beweisen! Jedenfalls hat man nie davon gehört, daß er dem falschen Ankläger etwa eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, oder daß es dem Sohn eingefallen wäre, die Ehre des Alten auf diese Weise zu retten! Indessen das sind die Unterschiede ihrer und unserer Moral — passons là dessus!“

Der armen Clotilde sank der Muth — welche Worte sollte sie noch sprechen, um in den Herzen der beiden Männer nur einen Ton zu erwecken, der ihrem Empfinden antwortete, welche Waffen blieben ihr noch, um den Mann zu vertheidigen, gegen den sie das Vorurtheil der Ihrigen in solcher Weise gerichtet sah? — Sann sie aber nach über eine Entgegnung, welche die richtige hätte sein dürfen — schon dies Suchen ward ihr abgeschnitten, denn der Freiherr erhob sich jetzt rasch und sagte:

„Die Unterredung hat schon zu lange gedauert! Da der Assessor Sonner uns ein Fremder ist, dürfen uns die Mängel seiner Familienehre nicht kümmern, genug, daß die unsere nie unter einem solchen Makel, oder nur einem ähnlichen Verdacht zu leiden gehabt hat! Und rein wie sie war, soll sie so Gott will bleiben, rein wie der alte Name unseres Hauses — und was dieser uns gebietet, das wird auch die Antwort auf jenen Brief sein. Was aber Dich angeht, Clotilde — die thörichte Verblendung eines Augenblicks konnte ich Deiner Jugend, Deinen neunzehn Jahren zugute halten und sie verzeihen; von dieser Minute an aber fordere ich: vergiß nie wieder, daß Du eine Kalden und meine Tochter bist! — Kein Wort jetzt mehr“, schnitt er ihre bittenden Geberden, die Antwort, welche sich auf ihre Lippen drängen wollte,

ab — „Du weißt, ich dulde keinen Widerspruch und keine Entgegnung, wenn ich einmal meinen Willen kund gegeben habe!"

Clotilde senkte die Stirn! Der kalte, harte Ausdruck in den Zügen des Vaters ließ ihren warmen Herzschlag stocken — sie wußte nur zu gut, wenn er so blickte, war für keinen Wunsch, keine Bitte etwas zu hoffen!

In ihrer Seele stritten sich heißer Schmerz und tiefe Bitterkeit, aber ihre Lippen blieben geschlossen und mit Gewalt drängte sie die Thränen zurück, welche ihre Augen benetzen wollten. „Du erlaubst, daß ich mich zurückziehe?" fragte sie nach einigen Secunden mit gepreßter Stimme.

Die Frage mochte ihm als einen Beweis ihres Gehorsams, ihrer völligen Unterwerfung gelten, denn er reichte ihr die Hand und sagte etwas milder:

„Ja Kind, geh' auf Dein Zimmer! Eine kurze Ueberlegung wird Dir dienen. Und damit sei denn die Sache ein für allemal abgeschlossen!"

Kaum eine Stunde nach dieser Unterredung erbrach der Assessor Sonner ein Schreiben, das mit dem Siegel der Kalden verschlossen war und das ihm ein Diener des freiherrlichen Hauses überbracht hatte. Es enthielt die Antwort des Barons auf seine Werbung um die Hand der Tochter. — Eine gewisse Höflichkeit der Form war dem Briefe nicht abzusprechen, wie denn der Schreiber nie die Sitte des Edelmanns verleugnete, der Sinn aber war unzweideutig — der bürgerliche Bewerber fand sich zurückgewiesen.

Keine heftige Erregung, kein Ausbruch des verletzten Gefühls oder gar des Zorns trat bei Sonner hervor, als er die Zeile eine nach der andern las; nur die Farbe seines Gesichts ward etwas bleich und fast unmerklich preßten sich seine Lippen zusammen. „Ich hätte mir selbst glauben sollen", murmelte er, „daß die Kalden nicht zu Denen gehören, welche sich über die engen Satzungen ihrer Kaste zu erheben vermögen!"

„Aber Clotilde!" hub er nach einer kleinen Pause wieder an, und nun zuckte ein schmerzlicher Ausdruck über seine Züge, „wäre es möglich, daß auch über sie das Blut, welches die Geburt in ihre Adern flößte, mehr Macht hätte, als jener höhere Ruf, dem ihre Seele zu lauschen schien?"

Er griff wieder nach dem Briefe und las die Zeilen noch einmal, in denen der Freiherr von seiner Tochter erwähnte, daß sie in kindlicher Pflicht die Einsicht des Vaters zu der ihrigen mache und daß sein Wille — wie gebührend — der ihrige sei. Mit gesenkter Stirn schritt er einige Male auf und ab, und als er dann stehen blieb und sie erhob — da stand etwas wie eine in sich gefestete Zuversicht auf seinem männlich schönen Gesicht zu lesen.

„Geduld nur und Vertrauen!" sagte er vor sich hin — „sie selbst wird mir sagen, daß es Sünde gewesen wäre an ihr zu zweifeln!"

Vor Jahresfrist erst war Albert Sonner an das Gericht der Kreisstadt

versetzt worden, aber schon hatte sein Name daselbst eine ungewönliche Bedeutung erlangt. Die Anerkennung, zu der selbst Egon — und mochte sie noch so leichtfertig in seinem Munde klingen — gezwungen worden war — sie ward ihm von Niemandem verweigert, der je in einer Beziehung zu ihm gestanden hatte. Und doch that er im Grunde wenig, um sich, seinem Geist und seinen Talenten Geltung zu verschaffen, vielmehr war ihm eine gewisse Zurückhaltung eigen, die sich aber wieder vollkommen mit der Klarheit und Ruhe, die sein Wesen charakterisirte, vertrug. Das Gefühl des eigenen Werthes war ihm dabei nicht fremd, und ohne daß er die geringste Ueberhebung zur Schau trug, wie ihm denn überhaupt die feinste Form zu Gebot stand, war es, als decke ihn dasselbe in jedem Augenblicke gleich einem unsichtbaren Schilde.

„Das macht, er ist eine vornehme Natur!" hatte einst ein Urtheil gelautet, das sich warm für Sonner erhob, und in seiner Weise hatte Egon gerade dies Urtheil bestätigt, wenn er von Sonner sagte: man könne glauben, er sei de pur sang!

Jedenfalls hatte diese innere und äußere Sicherheit seiner Erscheinung viel dazu beigetragen, ihm den Platz in der Gesellschaft zu verschaffen, welchen er unbestritten einnahm, den eines in allen Kreisen gesuchten und hochgestellten Mannes, wie er denn zu den Wenigen gehörte, welche sich vollkommen zwanglos in dem adeligen wie dem bürgerlichen Cirkel — und trotz des im Ganzen guten Einvernehmens trennten die feinen Linien der Standesunterschiede die Gesellschaft doch in diese beiden Sphären — zu bewegen wußten. Hier wie dort verstand er es, mit der vollendeten Bildung seines Geistes die wahlverwandten Elemente auszusondern, hier wie dort aber auch, mit ihr allen offen oder versteckt auftretenden Vorurtheilen einen Damm entgegenzusetzen.

Schon als Clotilde zum ersten Mal an dem geselligen Leben der Kreisstadt, in die ihr Vater während ihres Institutlebens gezogen, theilnahm, hatte sie der Zufall mit Sonner zusammengeführt. Da sie ihn im Kreise der Standesgenossen sah, war es ihr nicht eingefallen, nach seiner Stellung, dem „Werth" seines Namens zu fragen; sie hatte den vollen Eindruck seiner Persönlichkeit auf sich wirken lassen, und so kam es denn, daß sie nach kurzer Zeit statt der ersten unterlassenen die andere Frage an sich selbst that: „Ist Einer unter Allen, der sich diesem Manne gleichstellen dürfte!"

Ach, und wie sie jeden Ausspruch seines Mundes beachtete, wie sie sein geringstes Thun mit immer wachsender Theilnahme begleitete, so erfüllte es sie mit Entzücken, als sie zu bemerken glaubte, daß sein Auge sich ihr, dem unbedeutenden jungen Mädchen, zuwandte, als sie mehr und mehr fühlte, daß sie Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war, als er es nicht verschmähte, die Schätze seines Geistes vor ihr auszubreiten und sie wol gar in noch bedeutungsvollere Tiefen, in die seines Herzens, blicken zu lassen! — — Es war nur eine Ahnung, die sie empfangen hatte — sie wagte sich dieselbe kaum völlig zu deuten, aber sie konnte doch nicht anders — sie mußte zuweilen dem Gedanken nachhängen, wie

groß die Seligkeit sein müsse, wenn sie wirklich von einem Manne wie Albert Sonner geliebt würde! — Weiter aber war ihr Denken kaum je gegangen; sie hatte nie ernstlich daran gedacht, wie es werden würde, wenn Sonner um ihre Hand würbe — und hätte sie es gethan, nimmer würde sie der Furcht Raum gegeben haben, der Vater könne ihm diese Hand versagen. Zwar seine Grundsätze, seine Standesbegriffe waren ihr nicht fremd, aber war Sonner nicht der Mann, vor dem alle vorgefaßten Meinungen in Nichts zerfallen mußten? war es möglich, einer solchen Persönlichkeit gegenüber noch das Recht der alten Satzungen ihres Hauses zu behaupten, über die sie manchmal schon ein halbes Staunen angewandelt hatte, wenn sie dieselben mit den Lehren verglich, die ihr die freiere Richtung des Instituts eingeprägt?

Und nun waren jene Vorurtheile doch mächtiger gewesen, als der ganze Werth des von ihr geliebten Mannes, und in demselben Moment, als ihr die Erfüllung ihrer schönsten Träume nahe trat, hatten sie sich gegen ihr Glück erhoben! — Hatte aber der erste Augenblick, der unerwartete Ausspruch des Vaters sie halb betäubt, hatte seine strenge Entschiedenheit ihrem Widerstand nicht den vollen Raum gelassen — jetzt, wo sie sich ihm nicht mehr gegenübersah, in der Einsamkeit ihres Zimmers, ward ihr Herz von seinen Empfindungen fast überfluthet. — Nein, nein, es konnte, es durfte so nicht zu Ende gehen zwischen ihr und dem Geliebten! Sie hatte nicht kräftig, nicht überzeugend genug zu dem Vater geredet, ihre Bitten, ihre Vorstellungen waren nicht eindringend genug gewesen, sie mußte noch einmal den Weg zu ihm nehmen!

Einen Augenblick schwoll ihr Herz in frischer Hoffnung empor, aber dann kam neue und noch tiefere Muthlosigkeit über sie. War es denn aus ihrer Erinnerung entschwunden, daß der Vater noch nie sein Nein mit einem Ja vertauscht hatte, so lange sie denken konnte? Hatte sie es je erlebt, daß sein Sinn in irgend einem Punkt ein anderer geworden war, mochten Vorstellungen Anderer, mochten Erfahrungen, mochte das Leben mit seinen Wechseln selbst auch noch so sehr ihn gerüttelt haben? — Dennoch aber, mein Gott, er war ja ihr Vater! War er auch streng — daß er sie liebte, wußte sie; war es denn nicht möglich, daß Kindesbitte ein Vaterherz bewegen konnte, daß sie den Weg zu seinen weicheren Gefühlen fand? Ja, sie wollte es versuchen, jetzt in dieser Stunde, wo sie sich so grenzenlos nach einem Herzen sehnte und ihr kein anderes zur Seite stand, nicht das einer Mutter, einer Freundin, oder auch das des Bruders, zu dem sie nie in ein wirklich inniges Verhältniß hatte treten können, wollte sie sich noch einmal an den Vater wenden!

Als sie der Thür des Freiherrn zuschritt, trat ihr der Diener entgegen und sagte:

„Der gnädige Herr will ungestört bleiben; er ist allein mit dem jungen Herrn Baron."

„Gehen Sie hinein und sagen Sie ihm, ich hätte das Verlangen, ihn nur einen Augenblick sehen und sprechen zu dürfen!" entgegnete Clotilde.

Der Diener that zögernd, was sie befahl; die Antwort des Vaters brauchte seine Herrin aber nicht erst aus seinem Munde zu hören; durch die halbgeöffnete Thür vernahm sie die harte, ärgerliche Stimme des Freiherrn, wie er zu dem Boten sagte:

„Jetzt nicht! Ich habe Geschäftssachen zu erledigen und für nichts Anderes Zeit!"

Das war der Bescheid, mit dem Clotilde in die Einsamkeit ihres Zimmers zurückkehrte.

„Bleib noch, Egon, ich habe auch über Anderes mit Dir zu sprechen!" mit den Worten hatte der Freiherr seinen Sohn zurückgehalten, als dieser sich bald nach der Beendigung jenes ersten Gesprächs entfernen wollte und darauf zum Uebergang nur noch die Bemerkung gemacht: „Ich schaffe gern Klarheit in allen Dingen und will sie auch Dir geben, da Du als künftiger Herr des Gutes ein Recht hast, unsere Verhältnisse genau kennen zu lernen. Daß unsere Lage", fuhr er dann fort, „nicht brillant ist, weißt Du; sind Dir aber auch unsere augenblicklichen besonderen Verlegenheiten bekannt?"

Ein eigenthümlicher Blick zuckte aus den Augen des Sohnes. „Du erschreckst mich, Vater", sagte er; „ ich hatte in der That gehofft, ja darauf gerechnet, daß es in Deiner Kasse nicht fehle — ich — —"

„Von mir und meiner Kasse", unterbrach ihn der Freiherr mit einem Stirnrunzeln, „ist nicht die Rede, Egon! Du weißt, ich betrachte sie als einen abgetrennten Theil vom Ganzen und habe aus den Einkünften des Gutes gerade so viel abgesondert, wie zu meinem und Clotilden's Unterhalt, so wie zu Deiner Subventionirung nöthig ist, nicht mehr, nicht weniger: alles Uebrige wird ein für allemal dem Gute selbst wieder zugeschrieben, welches ich von Gottes und Rechts wegen meinen Händen dazu vertraut hatte, daß ich es meinen Kindern und Kindeskindern in dem Stande überantworte, wie ich es als Kind und Kindeskind überkommen habe. Die Erträge haben die Ausgaben bisher mindestens gedeckt, wenn sie dieselben auch nicht gerade viel überstiegen haben. In diesem Jahre ist das eben anders, die Berechnungen, welche mir Herr Rodewald, unser Verwalter, heute vorgelegt hat, zeigen, wie groß unser Schaden durch das Viehsterben, den Brand der Scheunen und den nothwendigen Bau der Schleusen gewesen ist, und erklären es, daß wir mit einem beträchtlichen Deficit herauskommen. Dazu kommt noch, daß andere Ausgaben kaum zu umgehen sein werden. Rodewald meint, daß der Bau der neuen Mühle nicht länger aufgeschoben werden darf und eben so dringt er auf die Drainirung des Riedengrunds —"

„Rodewald!" rief der junge Mann und warf den Kopf mit einer halb ärgerlichen, halb hochmüthigen Bewegung zurück, „ich meine, er könnte sich begnügen, das in Ordnung zu halten, was ihm zugetheilt ist, und es frappirt mich, Vater, daß Du Dir von dem impertinenten Menschen Vorschläge oder gar Bedingungen machen läßt!"

Der Freiherr runzelte flüchtig die Stirn. „Von Bedingungen ist keine Rede, Egon; Rodewald hat den Respect in keiner Weise verletzt,

aber seine Einsicht ist der unserigen vielfach voraus, darum halte ich auf seinen Rath. Außerdem ist er ehrenhaft und zuverlässig."

„Mein Mann ist er nicht, ich finde sein Wesen unerträglich!" warf Egon ein.

„Nun, es ist möglich, daß seine Manieren nicht die glattesten sind", entgegnete der Vater, „das Leben in den amerikanischen Hinterwäldern, was er lange geführt hat, erklärt und entschuldigt das — und überdies, was geht uns sein Wesen an, wenn er uns nur leistet, was er schuldig ist?"

Egon pfiff leise vor sich hin und zuckte die Achseln.

„Hast Du vielleicht etwas mit ihm gehabt? Ich meine, er war bei Dir, ehe er zu mir kam?" fragte der Freiherr mit einem raschen Blick auf seinen Sohn. „Mir fiel es auf, daß er besonders finster und kurz angebunden war."

„Ich bin dem Vergnügen einer Begegnung mit Herrn Rodewald ausgewichen", sagte Egon mit spöttischem Anflug, „wer weiß aber, vielleicht ist das schöne Käthchen an seiner Laune schuld, indem sie ihn durch ihre Sprödigkeit geärgert hat!"

„Das schöne Käthchen? das ist die Försterstochter", entgegnete der Vater, „man sagt, er wirbt um sie, es wäre vielleicht ein passendes Paar."

„Möglich!" meinte Egon leichthin, „wenn sie nicht etwa selbst findet, daß sie zu gut für den Bärenhäuter ist, indessen — chacun a son goût! — Um nun aber wieder auf ernstere Dinge zu kommen" — fuhr er dann rasch fort — „wie denkst Du Dir in der Krisis, die Du mir angedeutet hast, zu helfen, Vater?"

Der Freiherr stieß einen tiefen Seufzer aus. „Das Schwere muß gesagt werden, Egon, es bleibt uns nichts übrig, als das Gut mit einer zweiten Hypothek zu belasten."

„Egon antwortete nicht gleich, er mochte erst die weiteren Schlüsse überdenken, die sich aus dieser Erklärung des Vaters ziehen ließen, dieser jedoch schien eine Art Vorwurf in des Sohnes Schweigen zu erkennen, denn er fuhr eifrig fort:

„Glaube nicht, daß mir der Entschluß leicht wird — ich füge mich nur nach hartem Kampfe der Nothwendigkeit! Sag' selbst, ob uns andere Hülfe bleibt! Capitalvermögen fehlt uns, also können wir mit vorhandenen Mitteln jene Schäden nicht decken und noch weniger weiteren Schäden vorbeugen —"

„Aber die 6000 Thaler, welche in der H . . . schen Bank liegen und deren Nießbrauch Dir zusteht", warf Egon ein.

„Davon kein Wort!" rief der Freiherr, „sie gehören Clotilden, sind ihr von dem Bruder ihrer Mutter, der ihr Pathe war, verschrieben, und eine Clausel des Testaments bestimmt, daß sie nicht zu Hülfsquellen für das Gut genommen werden dürfen."

„Nun dann ließe sich vielleicht auf andere Weise Geld herbeischaffen", meinte Egon zögernd. „Ich wollte es z. B übernehmen, Dir auf Deinen Namen Summen beliebiger Größe von Hensfeld zu verschaffen!"

„Von Hensfeld, dem Bankier? auf Wechsel natürlich?“ entgegnete der Freiherr. „Nichts da — Wechsel sind nicht meine Sache, Egon! Mit einem Wisch Papier kann der Teufel sein Spiel treiben und Einer kommt um sein Geld, der Andere um seine Ehre. Nein, nein — Grund und Boden haften anders!“

„Aber Vater, das ist ein bloßes Vorurtheil!“ rief Egon, und erschöpfte sich in Vorstellungen, um dem Freiherrn das Thörichte seiner Ansicht klar zu machen. Es half aber nichts, der Alte blieb bei seiner Erklärung mit den Wechselgeschäften ein- für allemal nichts zu thun haben zu wollen.

Egon lachte etwas gezwungen. „So möchte ich es fast erleben, daß Dir einmal ein Wechsel zur Bezahlung präsentirt würde“, sagte er wie im Ton des Neckens, „den irgend Jemand auf Deinen Namen gezogen hätte, Vater!“

„Ich sehe nicht ein, wie dies anders als mit Schurkerei zugehen sollte“, sagte der Freiherr gelassen, „und wie ich mich einer Schurkerei gegenüber zu stellen pflege, weiß Jeder, der mich kennt, wie es darum nicht umsonst ist, daß sich jeder vor mir hütet!“

Sein Auge hatte bei den letzten Worten, wenn auch unwillkürlich, einen so drohenden Blick angenommen, daß Egon es gerathen finden mochte, von dem Gegenstand abzulenken. „Ich sprach ja nur im Scherz!“ sagte er, und nahm dann rasch die Frage wieder auf, um welche es sich beim Beginn des Gesprächs gehandelt hatte. Es war aber eigentlich nur, um zu erklären, daß er dem Vorhaben des Vaters wegen der neuen Hypothek nichts entgegensetzen wolle, und hatte es dem Letztern zuerst geschienen, als ob der einstige Erbe des Gutes einer möglichen Schädigung seiner Interessen allzu sorgsam ausweichen wolle, so durfte er sich jetzt darüber wundern, daß derselbe die immerhin wichtige Frage mit solcher Leichtigkeit behandelte und alle weiteren Bedenken ohne weiteres bei Seite schob. Ja, es war unverkennbar, daß er nur noch in einer Art Zerstreuung sprach und in seinen letzten Worten: „Leihe doch in Gottes Namen auf das Gut, Vater, was schadet's denn!“ lag nahezu etwas von Ungeduld.

Die Stirn des Freiherrn faltete sich daher auch sehr bald in rasch aufsteigendem Unmuth aufs Neue. „Ich liebe den Leichtsinn nicht, mit dem Du die Sache behandelst, Egon“, sagte er. „Vergiß nicht, daß Du dereinst den bunten Rock ausziehen sollst, um die Wirthschaft zu führen, gleichwie alle Kalden das Gut mit eigener Hand verwaltet haben und wie mich nur mein lahmer Körper, der es mir unmöglich machte, selbst aller Orten nach dem Rechten zu sehen, gezwungen hat, einen Verwalter zu nehmen. Es wurmt mich aber längst, daß Dein künftiger Besitz nicht die Bedeutung für Dich hat, die er verlangt.“

„Ach, die Bedeutung wird schon kommen“, sagte Egon, dem der Boden offenbar unter den Füßen zu brennen begann, „wenn ich dereinst meine Bestimmung erreicht habe und anfange, Kohl und Rüben zu bauen! Für jetzt nur — —“

„Für jetzt hast Du andere Interessen, ich weiß das!“ fiel der Freiherr ein, „und es ist ein Glück für Dich, daß die Hand des Vaters sie zügelt!“

Egon zog die Oberlippe ein. „Ich empfinde es oft schwer“, wagte er zu sagen, „daß ich hinter den Kameraden zurückstehen muß!“

Die Gestalt des Alten richtete sich auf. „Was ich als ein adeliges Recht anerkenne, weigere ich Dir nie — unsinnige Forderungen aber weise ich zurück ohne Mitleid und Bedauern; und ohne Mitleid und Bedauern würde ich darum auch heute wieder Nein sagen, wenn Du wie neulich den Ankauf des kostbaren Pferdes von mir verlangtest.“

„Das Pferd hat in dem gestrigen Rennen den zweiten Preis davongetragen, der die Ankaufssumme nahezu erreichte“, bemerkte Egon. „Graf Loschwitz hat es gekauft, nachdem ich zurückgetreten war.“

„Einerlei!“ entschied der Freiherr, „ich hatte nicht die Mittel, Dir zu helfen, und Du konntest das wissen! Uebrigens — warst Du bei dem Rennen zugegen?“

„Ja — als bloßer Zuschauer natürlich!“ sagte Egon mit kaum verhehlter Bitterkeit, die der Vater indeß nicht weiter beachtete.

„Es sollen wieder enorme Summen verwettet sein“, bemerkte er.

„O ja, gewettet ward viel!“ sagte Egon kurz.

„Und wie man mir erzählte, hätten die Summen der Wetten die der ausgesetzten Preise vielleicht um das Dreifache überstiegen.“

„Leicht möglich!“ bestätigte Egon. „Mancher hat es büßen müssen“, setzte er mit einem raschen Anlauf hinzu, „daß ein unglücklicher Zufall die begründetsten Erwartungen zu Schanden machte — —“

„Geschieht diesen „Manchen“ ganz recht!“ erklärte der Freiherr entschieden. „Hätte ich zu gebieten — ich schickte Jeden in's Tollhaus, der kein Geld zu verlieren hat und doch den Zufall versucht! Hoffe Du also in einem ähnlichen Fall nie auf meine Hülfe, Egon!“

Der Sohn murmelte etwas, das nicht recht zu verstehen war, auf das der Vater aber auch nicht achtete, denn gleich nach seiner letzten Warnung hatte er sich abgewandt, um das Zimmer zu verlassen.

Ein zorniges Fußstampfen verrieth Egon's Empfinden, als er sich allein sah. „Es ist klar, ich müßte Mauern brechen können“, rief er aus, „wenn mir hier ein weiterer Anlauf noch nützen sollte! Mir müssen andere Mittel aus der Klemme helfen!“

Er sann einige Minuten nach und rüstete sich dann rasch zu einem Ausgange.

Kaum eine Stunde später befand er sich dem Bankier gegenüber, dessen er im Gespräch mit dem Vater Erwähnung gethan hatte und mit dem er jetzt selbst eine eifrige Unterhaltung führte. Er war sehr beredt, sehr liebenswürdig in dieser Minute — vielleicht so beredt und liebenswürdig, wie der Bankier ihn noch nie gesehen hatte. Er erzählte von dem gestrigen Rennen — er schilderte es mit großer Anschaulichkeit — er flocht sogar Späße mit ein und scherzte über sein eigenes „verteufeltes Mißgeschick“, das ihm buchstäblich einen Stein in

den Weg geworfen habe, denn über diesen sei das Pferd des Grafen Loschwitz, auf welches er 300 Thaler gewettet gehabt, gestolpert, so daß es gerade eine halbe Minute zu spät an's Ziel gekommen sei und darum nur den zweiten Preis gewonnen habe.

„Und was das Tollste ist!" fuhr er dann lachend fort, „ich bin um eine solche Lappalie in Verlegenheit gerathen, Herr Hensfeld, geradezu in Verlegenheit!"

„Nun aber der Herr Vater Baron wird doch den jungen Herrn Baron nicht stecken lassen?" sagte der Bankier mit einem scharfen Seitenblick.

Egon lachte noch immer. „Ja, sehen Sie, muß nun gerade der Teufel sein Spiel treiben, daß mein Vater von Herrn Rodewald, unserm Verwalter, um allerlei Summen gebrandschatzt ist, die er nöthig haben will — kurzum, daß seine Kasse für den Augenblick leer ist, während ich das Geld natürlich auf der Stelle — Sie wissen ja, Herr Hensfeld, Wetten sind eben so gut Ehrensache wie Schulden beim Spiel — haben muß. Da sage ich mir denn, Herr Hensfeld wird der Nothhelfer sein!"

„Mit Vergnügen, Herr Baron, mit Vergnügen!" sagte der Bankier sich verbeugend. „Schaffen Sie mir nur ein Wechselchen mit der Unterschrift des Herrn Papa — und Sie haben das Geld in der Tasche."

„Ja, sehen, Sie", sagte Egon, seinen Schnurrbart drehend, aber anscheinend immer noch in guter Laune — „das ist nun so eine Marotte von ihm — ein Anderer als der Sohn würde es geradezu Blödsinn nennen! — daß er es verschworen hat, seinen Namen je unter einen Wechsel zu setzen, und — ach nein, lassen wir ihn ganz aus dem Spiele!" brach er kurz ab, um mit einem Anflug von Empfindlichkeit hinzuzusetzen: „Ich sollte aber denken, Herr Hensfeld, ein Schein von meiner eigenen Hand ausgestellt und auf meinen eigenen Namen lautend und wenn Sie wollen noch mit meinem Ehrenwort bekräftigt, würde zu Ihrer Sicherheit genügen!"

„Gott, mein Gott, werden Sie nicht zornig, Herr Baron, aber — es ist auch so eine Marotte von mir — beinahe wie beim gnädigen Papa — daß ich immer genau wissen muß, wo mein Fuß zu stehen kommt, wenn ich ihn irgenwo hinsetze! Ich denke darum nicht übler von Ihnen, aber — nun ohne Bürgschaft werde ich das Geld nicht leihen können. Was ist's denn Großes! Einer Ihrer reichen Freunde — Sie haben sicher viele reiche Freunde, Herr Baron! — tritt mit seinem Wort für Sie ein!"

„Ich brauche das Geld nur für drei Wochen!" rief Egon. „Ich bin sicher, daß einer meiner Kameraden mir dann helfen kann."

„Um so besser!" entgegnete der Bankier unerschütterlich, „so wird dieser oder ein anderer guter Kamerad gern dafür haften, daß Sie mir das Geld — wollen wir sagen, heute über drei Wochen, oder vier? — wieder bezahlen."

„Nun", sagte Egon, der nur mit Mühe, weil er sich unter dem

Zwang der Nothwendigkeit wußte, seinen Unmuth beherrschte, „Graf Loschwitz wird mir gern den Gefallen thun und einen solchen Wisch wie Sie ihn verlangen ausstellen!"

„Graf Loschwitz?" sagte der Bankier und wiegte den Kopf — „Graf Loschwitz sitzt alle Zeit, wo er kann und nicht kann am grünen Tisch — nennen Sie lieber einen Andern!"

„Gut denn!" sagte Egon mit verächtlichem Lachen: „Denitz also!"

„Der Rittmeister!" fragte Hensfeld gedehnt zurück — „man sagt mir, er hat sich ohnehin tief hineingeritten — in die Schulden meine ich."

„Nun aber in des Henkers Namen, wen verlangen Sie denn?" rief Egon auffahrend.

„Um Vergebung, Herr Baron, ereifern Sie sich nicht!" sagte Hensfeld gelassen. „Ich will Ihnen sagen, wenn Sie mir z. B. ein Papier von dem Herrn Assessor Sonner bringen — ich meine, er gehört auch zu Ihren guten Bekannten — daß er für Sie bürgt, so sollen Sie das Geld haben!"

„Sonner?" fragte Egon, und wieder warf sich sein Kopf mit hochmüthiger Geberde in den Nacken zurück — „wie kommen Sie auf Den?"

„Nun", entgegnete der Bankier, „man hat doch sein Geschäft und kennt die Menschen! Solide, sag' ich Ihnen, solide, daß Einem das Herz lachen kann! Mir ist Keiner so viel werth, sag' ich Ihnen, wie der Assessor Sonner!"

Egon wandte sich ab, er konnte es dem Bankier doch nicht erklären, weshalb er gerade den von ihm Genannten nicht um einen Dienst ansprechen durfte! Der Letztere aber, welcher sein Schweigen anders deutete rief aus:

„Recht so! Lassen Sie es sich durch den Sinn gehen, Herr Baron, und dann kommen Sie zurück mit der Unterschrift und holen sich die 300 Thaler!"

„Ich muß mir an anderen Orten Hülfe suchen", sagte Egon sich, als er aus Hensfeld's Comptoir trat, und diese selben Worte sagte er bald zum zweiten und zum dritten Male, als er zum zweiten und zum dritten Male einen vergebenen Gang gemacht hatte. Dabei aber ward seine Laune immer schlechter und sein Blut pochte immer unruhiger.

So groß hatte er sich die Schwierigkeit seiner Lage selbst nicht vorgestellt und er wollte und mußte sich doch nun aus derselben befreien.

Seine Gedanken kehrten zu dem ersten Versuche, den er bei Hensfeld gemacht, und zu dessen Vorschlage zurück. Sonner ansprechen! und das im gegenwärtigen Augenblicke! Lieber hätte er sich selbst die Zunge abgebissen! — Es wäre ja auch zu denken gewesen, daß der anmaßende Mensch jetzt eine Bitte abschlüge, oder wol gar stolz thäte, sie ihm großmüthig zu gewähren, obgleich der Dienst in allen Fällen ein so geringer bleiben würde! Was war's denn weiter? Ein einfacher Namenszug unter ein paar Zeilen gesetzt — er trug das Blättchen noch bei sich, auf welchem das Bürgschaftsformular stand und das ihm Hensfeld zugeschoben hatte — auf den nichts, aber auch gar nichts weiter

ankam, denn heute über drei Wochen bekam er nicht allein das Geld, welches ihm Steinburg versprochen hatte, auch seine Gage war inzwischen fällig geworden, und konnte im Nothfall einen Theil des Betrages decken — und — nun ja, für die schlimmste, aber eigentlich unmögliche Möglichkeit blieb ihm doch der Vater, der am Ende retten mußte, wenn er nur selbst den Sturm auf sich nehmen wollte, den sein Geständniß allerdings hervorrufen würde. Es war mithin nur eine Art Komödie, die nach dem Willen des Juden ausgeführt werden sollte, eine Farce, die Niemand in Schaden und Ungelegenheit bringen konnte, und die nichts von ihrem Charakter verlor, wenn etwa der verlangte Namenszug gar nicht einmal echt wäre! — Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch seinen Kopf, daß jener Brief Sonner's noch im Besitz des Vaters sein müsse und daß es nur eines leichten Vorwandes bedürfen würde, um ihn in die Hände zu bekommen, die Unterschrift für den gegenwärtigen Fall zu studiren. Aber nein, nein — er zuckte doch zusammen bei dieser Vorstellung. „Und wenn auch kein Mensch davon erfährt", murmelte er, „es bleibt doch eine Unredlichkeit, darum weg mit den Gedanken!"

Hatte Egon nach diesem Selbstgespräch aber noch unruhige Stunden, hatte er wol gar eine schlaflose Nacht an die Sache verloren, der nächste Tag sah ihn wieder unbefangener im Kreise seiner Kameraden, wie denn seinem Wesen nicht anzumerken war, daß er sich noch von irgend einer Verpflichtung gedrückt fühlte, ja, er trank lustig von dem Champagner mit, den Lieutenant von Wilberg, der glückliche Gewinner jener Wette, „gesetzt" hatte, damit die ganze Genossenschaft von der ihm zu Theil gewordenen Gunst des Zufalls profitire und ihm über dieselbe jubiliren helfe.

Vermochte der Bruder sich aber leicht mit Dem abzufinden, was seine Laune einen Augenblick getrübt und beunruhigt hatte — Clotilden sollte sobald keine Erleichterung ihres bekümmerten Gemüths zu Theil werden. Zwar — ein Entschluß war auch ihr gekommen, als sie vor der Thür ihres Vaters abgewiesen ward, und er hatte sich gestaltet in der qualvollen Aufregung, die sie bald darauf wie ein Fieberschauer überlief und sich mit jeder Minute steigerte. Sonner Aug' in Auge gegenübertreten, ihm sagen, daß sie unschuldig an Dem war, was man ihm gethan hatte, konnte sie nicht, so wollte sie ihm schreiben und den Brief vor Gott und ihrem Vater verantworten, denn er sollte nichts enthalten, was gegen die Pflicht der Tochter gesündigt hätte, er sollte dem Geliebten nur zeigen, daß er das Weh nicht allein trug, daß sie litt wie er.

Sie legte sich das Blatt zurecht, aber die Hand, welche die Feder halten wollte, zitterte in dieser Stunde seltsam und zugleich hämmerte das Blut in ihren Schläfen, als ob dieselben zerspringen sollten. Es war ihr unmöglich, ein Wort niederzuschreiben, ja nur noch ihre Gedanken klar zu ordnen; sie wußte nur, daß sie in diesem Augenblick krank war, und mit einem traurigen: „Ich muß noch warten!" schob sie das Blatt bei Seite. Tröstete sie sich aber zugleich, daß sie in der nächsten Stunde, oder doch am nächsten Tage im Stande sein würde, ihren

Vorsatz auszuführen, so sollte dieser Trost rasch zu Schanden werden, denn jene nächste Stunde fand sie bereits kränker und am nächsten Tage stand der Arzt an ihrem Lager und gebot ihr, dasselbe bis auf weiteres nicht zu verlassen. — Er kam dann und ging und Clotilde lag Tage und Wochen lang gefesselt und durfte nur still seufzen über ihre Krankheit und — über die Last, die ihre Brust bedrückte.

Für ihr Leben war der Arzt nur wenige Tage hindurch ernstlich besorgt gewesen, aber wie er die Aeußerung aufrecht hielt, daß eine heftige Erregung oder Erschütterung des Gemüths, die vielleicht im Keim vorbereitete Krankheit zum Ausbruch gebracht haben könne, so dauerte auch seine strenge Weisung fort, ihr bis zur Genesung jede Aufregung fern zu halten. — So blieb sie denn wie abgeschieden von der Welt und es drang wenig genug von derselben in ihr stilles Krankenzimmer. Sie selbst begehrte auch nach keiner andern Kunde als nach irgend einer Nachricht über den Geliebten; aber es war Niemand um sie, an den sie eine Frage über ihn hätte stellen können, wenn sie sich nicht an den Vater oder den Bruder mit einer solchen wenden wollte — und das zu thun schien ihr lange eine Unmöglichkeit.

Endlich und endlich aber — es war bereits in den Tagen ihrer Genesung, als Egon einmal vor ihrem Lager saß, überwand sie sich, diesen mit leisem Ton zu fragen:

„Weißt Du etwas von Sonner, Egon?“

Sie hatte ihr eigenes Gesicht vorhin abgewandt und konnte daher die flammende Röthe nicht sehen, welche das seinige für einen Moment übergoß.

„Er ist verreist — und für einige Zeit noch, glaube ich!“ entgegnete er und brach dann rasch ab, um das Zimmer zu verlassen.

Sie hatte nicht die Zeit, freilich aber auch nicht den Muth behalten, sich nach dem Wohin? seiner Reise zu erkundigen, wol aber hatte sie nach dieser Stunde das trostlose Gefühl, daß er einstweilen für jedes Wort von ihr unerreichbar war!

Uebrigens besserte sich von jenem Tage an Clotilden's Zustand entschieden, so daß der Arzt sie, nachdem sie über drei Wochen krank gewesen war, für nahezu genesen erklären konnte. Mit freundlichen Worten verkündigte er ihr, daß er sie nunmehr ihrer strengen Haft entließe, und sie, um sich dem liebenswürdigen, alten Herrn gefällig zu erweisen, zeigte ihm die Freude über ihre Lossprechung vielleicht noch lebhafter als sie dieselbe wirklich empfand, indem sie ihm zugleich scherzende Vorwürfe darüber machte, daß er sie so lange von jedem Verkehr mit der Welt abgeschnitten habe.

„Zur Strafe müssen Sie jetzt auch die Wiederanknüpfung mit ihr vermitteln“, fügte sie hinzu, „und mir von alten und neuen Dingen, die inzwischen vorgefallen sind, erzählen!“

Er ging mit guter Laune auf den kaum ernst gemeinten Vorschlag ein und kramte in einem Athem alle Stadtneuigkeiten aus, die ihm einfielen.

Clotilde hörte anfangs nur in halber Zerstreutheit zu, zuckte aber plötzlich zusammen, als der alte Herr jetzt den Namen aussprach, der allein ihr Interesse zu fesseln vermochte.

„Sie sprechen von dem Assessor Sonner?“ unterbrach sie ihn, „ich meine gehört zu haben, daß er verreist sei.“

„Er war neulich nur kurze Zeit abwesend“, war die Antwort, „und gerade nach seiner Rückkehr hört man wieder das Gerücht erwähnen, das schon vorher auftauchte und das Sie kennen werden, gnädiges Fräulein!“

„Ich? nein, wie sollte ich?“ entgegnete Clotilde, und zwang sich zu äußerer Unbefangenheit, während doch ihr Herz heftig pochte.

„Ei, Viele verloben ihn ja doch mit Alma Senkenberg, der Tochter des Commerzienraths.“

„Ah!“ sagte Clotilde, „und seit längerer Zeit schon spricht man von dieser Verlobung? Ach ja, die Menschen haben immer viel zu meinen und zu reden! Ich — nun ich persönlich glaube nicht an eine solche Verbindung!“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Warum nicht? Hübsch ist die Kleine — und reich der Papa, beides läßt sich nicht leugnen!“

„Finden Sie denn nicht auch, Herr Doctor“, sagte Clotilde, und unbewußt richtete sie sich höher auf, „daß ein Mädchen wie Alma Senkenberg kaum den Ansprüchen genügen dürfte, zu denen ein Mann von Sonners Geist und Bildung berechtigt ist?“

„Ei ja, wenn Sie mich auf's Gewissen fragen: für ziemlich unbedeutend halte ich das junge Mädchen auch — aber, was wollen Sie, mein gnädiges Fräulein? Schon mehr als ein kluger und bedeutender Mann hat sich durch Gutherzigkeit und fröhliches Gemüth — beides aber besitzt Alma — gewinnen lassen; darum bürge ich auch in diesem Fall nicht für eine geistig ebenbürtige Wahl. Jedenfalls ist es Thatsache, daß Sonner das Senkenberg'sche Haus in der letzten Zeit sehr oft betreten hat.“

Ein Lächeln legte sich um Clotilden's Lippen; sie wußte das, aber sie gab sich nicht die Mühe, es zu verscheuchen, ja, sie wollte es beibehalten, selbst dann noch, als der Arzt, welcher sich bereits während seiner letzten Worte zum Aufbruch gerüstet hatte, gegangen war. Durfte sie denn nicht spotten über die thörichte Voraussetzung, über die Blindheit der Welt, welche Albert Sonner in ein Verhältniß zu der Tochter des Commerzienraths brachte? Sie selbst — o, sie war ruhig — eine Alma Senkenberg konnte ihr Bild nie aus Alberts Herzen verdrängen!“

Dennoch aber klopfte und wallte das Blut auf's Neue ungestüm in ihren Adern — es war gewiß, weil der Name ihres Geliebten zum ersten Male wieder von ihr genannt und von ihr selbst gegen Fremde ausgesprochen worden war! — Was es aber auch sein mochte, die Erregung, einmal angefacht, wollte sich nicht wieder dämpfen lassen — ihr Sinnen und Denken richtete sich auf den einen Punkt, wie sie es beginnen sollte, um eine Begegnung mit Sonner herbeizuführen, denn ihm

schreiben, wie sie es bisher gewollt hatte — sie wußte selbst nicht, wie es kam — aber ihm schreiben konnte sie von dieser Stunde an nicht mehr. Allein ein Wort, einen Blick mit ihm tauschen, es koste, was es wolle — das mußte sie!

Sie entsann sich, daß der Doctor in seinen Plaudereien von einem bal costumé gesprochen hatte, der in einigen Tagen von der Gemalin des Kreisgerichtsdirectors Gerstung, einer der angesehensten Persönlichkeiten der Stadt, gegeben werden sollte und der Gedanke: dort könntest Du Albert treffen, kam über sie. Eine Einladung war auch an sie ergangen, von ihr bisher aber unbeachtet geblieben, weil die Festlichkeit sie in ihrer gegenwärtigen Stimmung nicht lockte und sie sich auch kaum die Kraft zugetraut hatte, an derselben theilzunehmen. Jetzt war das aber alles anders — mein Gott, sie war ja gesund — sie fühlte sich stark genug, dem plötzlich erwachten Verlangen nachgeben zu dürfen, es kam nur darauf an, zu erfahren, ob auch Sonner auf dem Balle anwesend sein würde. — Sich darüber Gewißheit zu verschaffen, war aber nicht schwer, es bedurfte dazu nur eines Besuchs bei der Festgeberin, den sie dieser ohnehin nach ihrer Genesung schuldete, und einer geschickten Wendung des Gesprächs, um die redebereite Dame zu einem genauern Bericht über die getroffenen Einrichtungen, so wie die Liste der Geladenen zu veranlassen. — Schnell wie ihr der letzte Einfall gekommen war er ausgeführt, und schon am nächsten Tage konnte sie sich tiefaufseufzend sagen: „Jetzt nur einige Tage noch, und ich werde Albert wiedersehen!“

Clotilden's Umgebung ward durch ihre Erklärung, daß sie den Ball bei Gerstungs zu besuchen wünsche, überrascht; da sie aber die Zustimmung des Arztes für sich hatte und das Empfinden des Vaters überdies noch etwas weich für die eben erst Genesene war, gleichwie ihn im Stillen ihr Verlangen nach einer Zerstreuung befriedigen mochte, so fand sie keinen Widerspruch. Nur ward der Freiherr noch am Tage des Balles selbst von einem heftigen Gichtanfalle heimgesucht, der es ihm unmöglich machte, die Tochter zu begleiten; da es jedoch zu spät war, um dem Feste auch für die Letztere abzusagen, so mußte er es geschehen lassen, daß Clotilde unter dem Schutze einer ältern befreundeten Dame der Einladung nachkam.

Die Gesellschaft war schon ziemlich zahlreich, als Clotilde in die geschmückten Ballsäle trat, und die verschiedensten Gestalten und Costüme wogten bunt und wechselvoll durcheinander. Türken und Zigeunermädchen, Polen und Bäuerinnen vermischten sich mit historischen Trachten und solchen, die nur die Phantasie zum Muster genommen hatten. Clotilde hatte sich das Gewand einer mittelalterlichen Patriciertochter gewählt, und der steife Brocat, der schwere Sammet gaben ihrer hohen, schlanken Gestalt eine eigene Würde, die noch durch das Gemessene ihrer Bewegungen — die enganschließende Kleidung so wie die lange, gewichtige Schleppe zwangen ihr die besondere Haltung auf — gehoben ward. Wieder aber contrastirte diese äußere Gebundenheit kaum mit ihrer

Stimmung, die trotz allen Ringens nicht frei werden wollte. Ihr Auge hatte die Versammlung rasch überflogen und gemustert — Der, den es suchte, war nicht unter ihr. Wenn er nun doch nicht kam, wenn ihm nicht dasselbe Verlangen, welches sie hierhergezogen hatte, die Ahnung eingab, daß er sie an diesem Orte finden würde! Oder wenn er gar — sie stockte, denn sie vermochte es noch nicht auszudenken, daß er sie absichtlich meiden könne!

Einen Augenblick später aber athmete sie hoch auf: auf der Schwelle erschien eine edel gebaute Gestalt, einfach in einen schwarzen Domino gekleidet — er war es!

Am Eingang, unfern von ihr blieb er stehen — die Wirthe mußte er im Vorzimmer begrüßt haben — und wie sie es noch vor einer Weile gethan hatte, ließ er seine Blicke zunächst prüfend über die Menge gleiten.

„Jetzt oder nie!“ flüsterte sie und hob den Fuß, um aus dem künstlichen Gebüsch, welches in einer Ecke des Saales angebracht war und das ihre Gestalt bisher verdeckt hatte, hervorzutreten.

In demselben Moment jedoch machte sich eine junge Dame, die höchst geschmackvoll als italienisches Bauernmädchen gekleidet war, von einer entfernten Gruppe frei und eilte leichten Schrittes auf den Neuangekommenen, welchen sie offenbar in's Auge gefaßt hatte, zu; Clotilde aber fuhr halberschrocken zurück, denn sie hatte Alma Senkenberg erkannt.

Wäre sie jetzt unbefangen gewesen, hätte sie das junge Mädchen allerliebst finden müssen, denn wenn es auch eine gewisse Keckheit nicht verleugnete, so umspielte doch ein Hauch von wirklicher Anmuth die graziöse Gestalt, und lag auf dem, wenn nicht regelmäßigen, doch feinen Gesichtchen, das überdies von einem strahlenden Lächeln erhellt wurde; so aber sah sie nur mit einer bittern, fast feindlichen Empfindung auf Die, welche es wagte, in diesem Augenblick wagte, zwischen sie und den Geliebten zu treten. Dann aber — mein Gott, spielte denn ein Blendwerk vor ihren Augen, oder hatte er dem jungen Mädchen, das auf ihn zuschwebte, wirklich entgegengelächelt und darauf die Hand, die sie ihm bot, eine Secunde lang vertraulich in der seinen gehalten?!

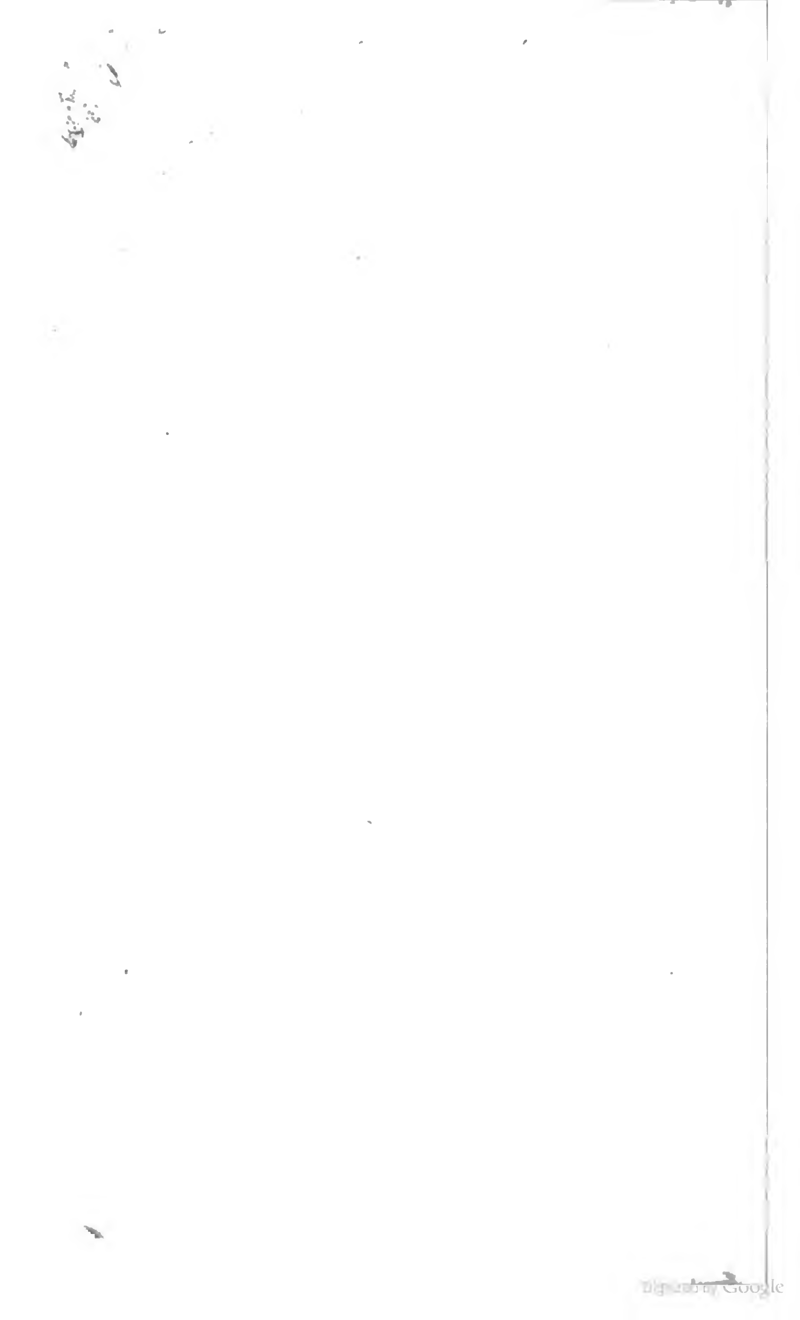
Halb athemlos lehnte sie sich zurück, aber ihr Ohr wie ihre Seele strengte sich an, um zu erlauschen, was Beide mit einander sprechen würden. — Bei dem ersten Worte, das sie hörte, ging es ihr wie ein Stich durch's Herz: Alma hatte Sonner, mit dem sie in keiner Weise verwandt war, unbefangen bei seinem Vornamen genannt.

„Albert“, so war das halblaute Sprechen bis zu ihr erklungen, „wie reizend, daß Sie gekommen sind! Wissen Sie, daß mir sonst der ganze Ball öde und langweilig erschienen wäre?“

Was er ihr erwiederte, hörte sie nicht deutlich; nur daß auch er die einfachste Form der Anrede gebrauchte, daß er sie „liebe Alma“ nannte, das hatte sie verstanden! Es mußte indessen eine sanfte Ermahnung, eine Vorstellung, oder was nun immer, in seinen Worten gelegen haben, denn halb schmollend, halb lachend entgegnete sie:



Der moderne Todtentanz. V.



„Ach, schweigen Sie! Ich mußte meinen Willen haben und noch einmal gleichsam incognito in der Gesellschaft sein! Sie wissen gar nicht, wie entzückend es ist, wenn die Menschen umher noch nichts ahnen, und Eine es doch selbst im Herzen weiß, daß sie Braut ist!"

Der Lauscherin in ihrem Versteck war es, als ob das heiße Blut in ihren Adern plötzlich erstarre, als ob sie gebannt und gelähmt sei; dennoch horchte sie weiter, und es ward ihr jetzt nicht schwer, auch das zu verstehen, was über die Lippen Sonner's kam.

„Sie sind ein Kind, Alma", sagte er — und o, wie freundlich und weich erklang bei den Worten seine tiefe, sonore Stimme! — „aber vielleicht gerade darum huldigt man Ihrer Tyrannei! Wenn unser Geheimniß indessen gewahrt bleiben soll", fügte er gleich darauf in ernsterem Tone hinzu, „so ziehen Sie sich jetzt von mir zurück — wir haben schon die Blicke auf uns gelenkt!"

Sie gehorchte seiner Aufforderung und wandte sich mit einigen scherzenden Worten von ihm ab.

Clotilde hatte nicht mehr auf die letzteren geachtet — was brauchte sie noch weiter zu hören? Und war es nicht auch einerlei, ob es nun Alle erfuhren, was sie von dieser Minute an wußte, oder ob sie noch eine Weile allein in das Geheimniß des Paares eingeweiht blieb, in das Geheimniß, daß Albert Sonner und Alma Senkenberg Verlobte waren? — — Sie fühlte, wie ihr Herz ruhig und kalt ward; sie begriff es nicht länger, wie dasselbe vor Kurzem noch so stürmisch geklopft hatte und sie pries sich nur glücklich, daß ein Empfinden in ihrer Brust nicht ausgelöscht war — ihr Stolz! Ja, der Vater hatte Recht, sie war eine Kalden, und Alle, Alle sollten das wissen, auch Albert Sonner, der sie aufzugeben vermocht hatte für eine Alma!

Starr wie ihre Seele war auch ihr Auge geworden und seinem leblosen Blick war entschwunden, was um sie her vorging; deshalb hatte sie ein Zusammenzucken zu bemeistern, als jetzt eine Stimme — es war dieselbe, deren Klang noch in ihrem Ohr bebte — auf's Neue und jetzt in ihrer unmittelbaren Nähe vernehmlich wurde. Sie zwang sich, ihr Auge nur langsam aufzuschlagen, um so viel ruhiger und kalter den Blicken begegnen zu können, die, wie sie fühlte, auf sie gerichtet waren.

„Fräulein Clotilde", sagte jene Stimme, „das Schicksal gönnt uns eine Minute, eine einzige, aber sie kann zu einem Gnadengeschenk für uns Beide werden, gleichwie das eine Wort, welches ich von Ihnen verlange. Jene Antwort, welche mir Ihr Vater gab, haben Sie dieselbe mit seinem Willen als die Ihrige gelten lassen, oder — war es nicht die des eigenen Herzens?"

Sein Ton war weich und fast schmeichelnd gewesen, so daß ihr Herz in seinem Erschrecken erbebte. O, wenn er so vor wenigen Minuten noch zu ihr gesprochen hätte — wie würde sie ihm geantwortet haben! Jetzt hatte sie ihm nur zu zeigen, daß sie sich durch seine Herzlosigkeit nicht in den Staub treten ließ! — Ihre Gestalt richtete sich hoch auf und kalt sprach sie:

„Ich war einst so thöricht zu glauben, Herr Assessor, daß Niemand über die Gefühle seines Herzens hinauskommen könne — ich habe dies jetzt anders gelernt!“

Er maß sie mit großen, erstaunten Blicken. „Habe ich Sie verstanden, Clotilde, daß Sie den Glauben an Ihr eigenes Empfinden, an seine Echtheit verloren haben? Dann freilich, wenn Sie jedes Erinnern folgen wollten, hätte ich Ihnen nichts mehr zu sagen!“

„Wozu rufen Sie Erinnerungen auf?“ sagte sie langsam und bitter; „ich meine, wir schämen uns jetzt Beide eines Irrthums, und für Sie wie für mich wird es das Beste sein, wir suchen es zu vergessen, daß wir uns je anders als fremd waren! Und so denke ich auch, wir lassen unsere jetzige Begegnung zu Ende sein! Die Gesellschaft hat Rechte an uns!“ —

Er war sehr bleich geworden, aber er that nichts anderes, als daß er sich schweigend vor ihr verbeugte, wie es ein Herr nach jeder Beendigung eines Gesprächs mit einer Dame zu thun pflegt. Dann trat er zurück, so weit, daß ihn selbst nicht mehr der Saum ihres schleppenden Gewandes berühren konnte und sagte:

„Ihr Weg ist frei, mein gnädiges Fräulein!“

Von den Ballgästen, unter denen gerade ein eingeübter Tanz arrangirt wurde, war Clotilden's Zurückziehen ziemlich unbemerkt geblieben und noch weniger ihre kurze Unterhaltung mit Sonner beachtet worden; dafür aber hatten sich in den letzten Momenten zwei Augen unruhig auf sie geheftet, die ihres Bruders, der als Verspäteter erst vor Kurzem in den Saal getreten war. Er näherte sich ihr jetzt rasch und sagte mit etwas wie Heftigkeit in seiner Stimme:

„Du sprachst mit Sonner? wozu das, Clotilde?“

„Beruhige Dich!“ sagte sie kalt; „er mußte wissen, wie ich *jetzt* denke!“

War es die leise Betonung, die sie dem einen kleinen Worte lieh, oder ihre stolze Haltung, welche ihm die Gewißheit gab, sie sei zur Erkenntniß des Abstandes gekommen, der sie von Sonner schied — genug aber, er forderte keine weitere Erklärung, sondern murmelte nur noch:

„Ich hatte gehört, daß er den Ball nicht besuchen würde, sonst wäre es wol besser gewesen, wir wären nicht gekommen.“

Die Schwester antwortete nicht; sie trat von ihm hinweg, um todtstarren Herzens noch mit einigen gleichgiltigen Menschen über einige gleichgiltige Dinge zu sprechen, bis aller Form und allem Schein genügt war und sie ohne ein Aufsehen, eine Verwunderung zu erregen, dem Ballsaal den Rücken wenden durfte. — Daß Sonner denselben schon bald nach dem Gespräch mit ihr verlassen hatte, erfuhr sie nicht mehr.

Egon aber zog beim Beginn der ersten Tanzpause einen seiner Kameraden bei Seite und flüsterte hastig:

„Wie ist's mit dem Gelde, Benno? Morgen ist der Termin, wo ich bezahlen muß — ich kann doch sicher darauf rechnen, daß Du mir hilfst?“

„I natürlich!“ gab der Angeredete zurück. „Sobald ich wußte, daß mein Papa seine Pachtgelder in Händen hatte, habe ich ihm geschrieben und ihm einige Händel gebeichtet. Die väterlichen Vorwürfe und Ermahnungen kamen mit umgehender Post zurück, das Geld sollte zwei Tage später nachfolgen. Zwei Tage später — das ist heute: so werde ich es höchst wahrscheinlich vorfinden, wenn ich nach Hause komme, denn an dem, was mein Papa androht oder verspricht, fehlt selten nur das Titelchen über dem I! Komm nur morgen zu rechter Zeit bei mir vor und hole Dir von mir, so viel Du willst! Es ärgert mich noch jetzt verdammt, Egon, daß ich Dir neulich nicht helfen konnte!“

Egon war beruhigt; die Sache mit dem Bankier und — nun ja auch mit allen anderen war so gut wie erledigt!

„Ja, denke Dir nur, Egon“, rief der junge Officier seinem Freunde halb lachend, halb ärgerlich entgegen, als dieser am andern Morgen in sein Zimmer trat, „welch malitiösen Streich uns der Zufall gespielt hat! Komme ich da diese Nacht zu Hause und finde — nicht etwa das Geld, sondern einen Brief von meinem Papa, den ich trotz aller Müdigkeit, hauptsächlich in Deinem Interesse, noch las und in dem stand, daß ich das Geld aus seiner eigenen Hand empfangen sollte, da er sich entschlossen habe, selbst hierher zu kommen.“

„So ist es nichts mit Deiner Hülfe?“ fragte Egon erschrocken.

„Was Du Dir gleich denkst!“ rief Benno fast zornig. „Meinst Du, mein Vater würde nach Allem, was ich ihm gestanden habe — ich habe sogar Dein Malheur als eigene Sünde großmüthig auf mein Conto schreiben lassen — mit leeren Händen kommen?“

„Aber wann, wann wird er eintreffen?“ fragte Egon besorgt.

„Nun, vielleicht noch im Laufe dieses selben Tags“, antwortete Benno, „jedenfalls aber — ich halte es nämlich für möglich, daß er einen Besuch bei Verwandten, den er mit der Tour verbinden will, über Nacht ausdehnt — ist er morgen Mittag hier Seine Zimmer im Hotel sind bereits gemiethet.“

„Und heute ist der Wechsel fällig!“ rief Egon und fuhr sich mit der Hand durch das dichte Haar.

„Ah bah!“ lachte Benno, „glaubst Du, daß Dich der Bankier wegen des einen Tages Verspätung in den Schuldthurm bringen wird?“

„Wenn auch nicht“, murmelte Egon und nagte an seinen Lippen, die in dieser Secunde etwas bleich waren, „mein Wort — — Es wird mir doch nichts übrig bleiben, als mich meinem Vater zu entdecken!“

„Bist Du toll, Egon?“ rief der junge Officier ernstlich ungeduldig, „nach Allem, was Du mir von dem bärbeißigen Grimm Deines Alten gesagt hast, und nach Allem, was ich selbst gethan habe, um Dir den Rücken zu decken? Und das nur, weil der Wechsel zufällig auf heute statt auf morgen ausgestellt ist? Hast Du mir nicht selbst gesagt, daß es dem Bankier einerlei gewesen sei, wie weit der Wechsel ausgedehnt werden solle? Und meinst Du etwa, es käme bei Einem von uns Allen

so genau auf's Worthalten an? Ich sage Dir, ich lache Dich aus, wenn Du so penibel bist, im Ernst aber" — sein Ton ward jetzt fest und bestimmt — „bürge ich Dir mit meinem Ehrenwort dafür, daß Du nach vierundzwanzig Stunden das Geld — einerlei, woher ich es nehme — aus meinen Händen empfangen sollst! — Bist Du nun zufrieden, Egon, oder willst Du, daß ich selbst in dieser Stunde zu Deinem Gläubiger gehe, vor dem Du doch nun einmal peur zu haben scheinst — mir hat er sich nämlich immer äußerst tractabel gezeigt! — und ihm meine Person noch als Pfand biete, damit er Dich bis morgen in Ruhe läßt?"

„Nein, laß nur, laß!" entgegnete Egon schnell. „Du hast Recht; Hensfeld wird nicht wagen sich mausig zu machen und in vierundzwanzig Stunden hat er sein Geld. Topp Benno?"

„Topp!" entgegnete der Freund und schlug lachend, aber fest in Egon's dargebotene Hand ein. „Und nun: à bas la misère!" fuhr er fort, „und hoch alles Vergnügen, was wir noch miteinander genießen wollen! Möge aber jedes so exquisit sein, wie der gestrige Ball, an den ich vierzehn Tage lang noch denken werde! Er war der amüsanteste des ganzen Winters."

„Ja, Du hast Recht, es war famos bei Gerstungs!" sagte Egon, und erschien er bei dieser Antwort noch etwas zerstreut: bald war er schon mehr bei dem angeregten Thema, das Benno so schnell nicht wieder verließ, und in Kurzem plauderten die jungen Leute nur noch über das Arrangement des Festes, die Toiletten und die Schönheit der Damen und — über die Triumphe, denen sie sich selbst bei dieser oder jener Auserkornen rühmen durften. —

Es war in den Nachmittagsstunden des folgenden Tages, als Sonner in das Comptoir Hensfelds trat. Das Geschäft, welches ihn hierher geführt hatte, schien fast schon erledigt zu sein, denn er schickte sich an, eine Anzahl von Banknoten — der Bankier hatte ihm eine beträchtliche Summe ausbezahlt — in eine Brieftasche zu legen, während der Letztere noch die dafür ausgestellte Quittung überflog. Da derselbe dabei das Blatt etwas länger in Händen hielt, als gerade nöthig war, richtete sich Sonner's ruhiger Blick unwillkürlich auf ihn und es entging ihm nicht, daß ein gewisses Zögern in Hensfelds Mienen lag, als beschäftige ihn ein Bedenken.

„Nun?" fragte er gelassen, „ist etwas nicht in Ordnung."

„O ja, gewiß!" entgegnete der Bankier, „das heißt: hier auf dem Papier ist Alles in Ordnung; aber ich denke so, wie ich das Datum ansehe, daß gestern der Tag war, wo der junge Herr Baron zu zahlen hatte, Sie wissen es ja, Herr Assessor, und — kurz und gut: er ist nicht gekommen, muß ich Ihnen sagen!"

„Ich soll es wissen?" erwiederte Sonner mit einem Lächeln, „nein, ich weiß nichts von der Sache und sie wird mich wol auch nichts angehen, Herr Hensfeld!"

„Ob es Sie angeht?" gab Hensfeld erregter zurück; „haben Sie

denn vergessen — aber mein Gott und Herr, ich selbst habe vergessen, den Namen zu nennen: von dem Herrn Lieutenant von Kalden ist die Rede, Herr Assessor!"

„Nun?" fragte Sonner mit interesselosem Ton.

„Nun?! — ei ja nun, wie ich Ihnen sagte, er hat den Wechsel nicht eingelöst und ich — will ich ihm auch nichts Uebles thun und Ihnen auch nicht, Herr Assessor, so — je nun, mein Geld muß ich doch haben, nicht wahr?" Im Vertrauen: ich weiß, wie die Jugend ist und auch der junge Baron — nichts für ungut, Herr Assessor, ich weiß ja, Sie sind sein guter Bekannter, sonst wären Sie nicht eingetreten für ihn! — und so sehe ich zu, was ich thue, und wo ich Geld leihe, fordere ich Bürgschaft. Sind Sie mir böse, Herr Assessor, daß ich den Schein von Ihnen verlangte? Aber nein, wenn Sie böse wären, hätten Sie den Schein nicht gegeben, und der Herr Baron hätte ihn mir nicht gebracht und das Geld nicht bekommen. „Der Herr Assessor ist mir sicher", habe ich ihm gesagt, „sicherer als jeder Andere!" und zu mir selbst habe ich gesagt: „Wenn Einer verlieren muß — der Herr Assessor kann's tragen! Was sind dem Herrn Assessor dreihundert Thaler?" Ich aber, lieber Herr, ich habe mein Geschäft und muß vorsichtig sein, wo wäre sonst das Ende und das Ende vom Schaden?"

Sonner hörte gar nicht mehr auf die letzten Worte des Redenden. Seine Augen hatten sich weit geöffnet, seine Lippen aber preßte er zusammen und eben so zwang er jede Muskel seines Gesichts, daß er ruhig blieb.

„Und jenen Schein, den ich ausfüllen sollte", sagte er, „den der Baron von Kalden Ihnen brachte: Sie haben ihn?"

„Ob ich ihn zu Händen habe? O gewiß, Herr Assessor!" entgegnete der Bankier und entnahm seinem Schreibpult rasch ein offenbar schon bereit gehaltenes Papier. „Sehen Sie, hier ist es — — „Ich verpflichte mich mit meiner Namensunterschrift u. s. w!"

Er entfaltete das Blatt und reichte es dem Assessor, mit dem Finger nach dem Namenszuge deutend, der unverkennbar in denselben kurzen, kräftigen Federstrich auslief, den Sonner seiner Unterschrift stets beigab.

Sonners Prüfung dauerte nicht länger als seine Ueberlegung. Fast in derselben Secunde schon entgegnete er — er sprach jedes Wort ruhig und langsam:

„Wozu ich mich verpflichtet habe, das halte ich natürlich. Ich löse somit den Wechsel, den Herr von Kalden ausgestellt hat, ein" — er nahm einige von den Banknoten aus seiner Brieftasche zurück und legte sie vor dem Bankier nieder — „und Sie geben mir mit ihm den Schein, welchen er Ihnen brachte — Sie sagten mir ja doch, daß Sie ihn aus des Lieutenants eigenen Händen haben, nicht wahr, Herr Hensfeld? Ja? — nun wol, Sie geben mir, sage ich also, jenen Schein zurück."

Der Bankier erschöpfte sich in dankenden Worten, so wie in Ver-

sicherungen, daß der Herr Assessor gewiß nicht bei dem Handel zu Schaden kommen würde. Die Finanzen der Kaldens seien freilich nur so so und ein Haus, in welchem sie, wie er wisse, noch Capitalien haben, sei fallit, aber dreihundert Thaler machten ja die Welt nicht aus, und der Herr Baron bliebe doch im Grund ein Cavalier, der einen Freund, welcher so großmüthig für ihn eingetreten sei, nicht um das Seinige bringen werde."

„Ohne Sorge, Herr Hensfeld!" beschwichtigte Sonner mit einer abwehrenden Handbewegung, „ich halte mich wegen meines Eigenthums vollkommen sicher — es wird sehr einfach sein, mich hierüber mit dem Lieutenant von Kalden auseinander zu setzen!"

„Gewiß, gewiß!" bestätigte Hensfeld, „ich nahm daher auch gar keinen Anstand, mich gleich an den Herrn Assessor zu halten!"

Sonner entgegnete darauf nichts weiter; er tauschte nur noch einen flüchtigen Gruß mit dem Bankier aus, griff nach seinem Hut und ging.

Wenige Schritte von der Hensfeld'schen Wohnung lag eine Buchhandlung, in die er bisweilen kam; er trat hier auch jetzt ein, forderte Schreibmaterial und überschrieb in der nächsten Minute ein Briefcouvert, das er bei seinem Weitergang in einen nahen Postschalter steckte; dann wandte er sich einem Kaffeehause zu, wo er manchmal Abends eine Stunde im Kreise von Beamten und Officieren verweilte.

Auch dieses Kaffeehaus lag in der Nähe der Hensfeld'schen Wohnung, und der Bankier pflegte in geschäftsfreien Augenblicken von seinem Fenster aus mit seinen kleinen lebhaften Augen die Aus- und Eingehenden zu beobachten und zu mustern. Er hatte sich auch jetzt, nach Sonner's Fortgang, eine Weile damit unterhalten, als die Thür seines Comptoirs plötzlich aufgerissen ward und klirrende Schritte hinter ihm laut wurden. Indem er sich umwandte, stand der Lieutenant von Kalden hinter ihm.

„Da bringe ich Ihnen Ihr Geld, Herr Hensfeld", sagte Egon, „und ich denke, Sie nennen mich pünktlich, denn das Warten um einen einzigen Tag werden Sie selbst nicht rechnen wollen! Nun aber nur schnell die Scheine, damit die Sache mit einem Ruck und einem Riß zu Ende kommt!"

Der Bankier suchte seine Verlegenheit unter einem Hüsteln und einem Lächeln zu verbergen. „Ja, sehen Sie, mein bester Herr Baron, hätte ich gedacht, daß Sie mich so prompt bezahlen wollten — bei Gott, ich wäre ganz ruhig gewesen, und wir hätten den Wechsel verlängern können, so weit Sie es verlangten. Weil nun aber gerade der Herr Assessor Sonner her kam und es ihm ganz egal war mit der Bezahlung — „was sind Ihnen auch dreihundert Thaler!" habe ich zu ihm gesagt — so — —"

„Wie, Sonner war hier?" unterbrach Egon ihn ungestüm, während er fühlte, daß alles Blut aus seinen Wangen entwich, „und Sie — Sie haben ihm die Scheine gegeben?"

„Weil er das Geld bezahlt hat, gewiß!“ entgegnete Hensfeld. „Aber was schadet das dem Herrn Baron? Sie können es ihm ja wiedergeben — auf der Stelle meinetwegen! Sehen Sie, da stand er noch vor einer Viertelstunde auf Ihrem Platz, und wie ich ihm die Scheine gebe, legt er sie in seine Brieftasche, steckt sie ein, knöpft den Rock zu und geht fort!“

Der kleine lebhafte Mann begleitete jedes seiner Worte mit einer Gesticulation, wie um dem Andern den Vorgang recht deutlich zu machen; Egon aber sah und hörte kaum — er fühlte sich von einem Schwindel gepackt.

„Vor einer Viertelstunde erst?“ stieß er hervor, während er für sich murmelnd hinzusetzte: „gerade so lange habe ich das Geld in Händen!“

„Sagen wir: zehn Minuten vielleicht!“ steigerte sich der Bankier. „Geht er doch von mir weg, spricht meinetwegen draußen ein paar Worte mit einem guten Bekannten — denn es ist nur ein Augenblick, daß ich ihn nicht sehe — und tritt dann vor meinen Augen in das Visconti'sche Café; dort wird er noch sitzen und Sie werden ihn treffen, Herr Baron!“

„Es ist gut, Herr Hensfeld“, sagte Egon wie aus einer Betäubung heraus — „Ich habe jetzt also mit dem Assessor Sonner abzuschließen!“

„Genau, was ich meine!“ erwiederte der Bankier, „und ich meine auch, einfacher kann's keinen Handel geben zwischen zwei guten Freunden!“ Der Andere hörte ihn nicht mehr.

Das Blut sauste in Egon's Kopf, als er hastigen Schrittes über die Straße nach dem Kaffeehause ging. Daß er das verhängnißvolle Blatt, welches in Sonner's Hände gerathen war, wiederhaben mußte, stand fest; was er aber dazu thun, wie er die Sache angreifen sollte — er wußte es noch nicht — es mußte ihm das Alles jedoch klar werden, wenn er sich erst seinem Feind — es that ihm wohl, Sonner in diesem Augenblick seinen Feind zu nennen! — gegenübersah.

Als er in das Kaffeehaus trat, fand er die meisten Tische bereits besetzt und sich selbst von kameradschaftlichen Zurufen begrüßt, die ihm aus der Mitte des Saales entgegendrangen. Um eine größere Tafel war hier eine Anzahl von Officieren und jüngeren Angestellten versammelt, die in besonders fröhlicher Laune zu sein schienen, während die Batterie der aufgestellten und zum Theil schon geleerten Flaschen verrieth, daß dem Gott Bacchus in angelegentlicher Weise gehuldigt ward.

„Hierher, Kalden!“ rief man ihm entgegen. „Denitz' Geburtstag ist heute, und ihm werden Trankopfer gebracht!“

Egon folgte der Einladung nicht sogleich; sein Blick überflog die Anwesenden nach dem Einen, um dessentwillen er seine Schritte hierher gelenkt hatte.

Dort in jener Ecke, so weit entfernt von der übrigen Gesellschaft wie es möglich war, saß ein einzelner Gast, der sich um das Treiben derselben wenig zu bekümmern schien, und nur jetzt einen Moment von

seiner Zeitung aufsah, als Kalden's Name an sein Ohr schlug. Und Egon — mochte er sich sträuben, mochte er sich innerlich über seine Schwäche schelten — aber er war gezwungen, seine Augen in diesem selben Moment, wo er den Mann erkannte, niederzuschlagen. Als er sie wieder erhob, hatte jener Gast seinen Blick schon abgewandt und las aufs Neue in der Zeitung.

„Verwünscht dies marmorne Gesicht!" murmelte Egon in sich hinein, als er auf die Züge blickte, die in der That wie gemeißelt erschienen, und mit einer raschen Wendung trat er darauf an den Tisch, wo ihm die vollen Gläser entgegengehalten wurden. Er trank eins und wieder eins von diesen Gläsern hinab, als lechze seine Kehle nach einer Erquickung, oder als wolle er sich rasch in die Stimmung bringen, welche der Wein zu erzeugen pflegt.

Nach einer Weile ging er auf den Herrn zu, der immer noch einsam in seiner Ecke saß, und wie er sich zu einer unbefangenen Haltung zwang, so suchte er auch einen gewissen sorglosen Ton in seine Stimme zu legen.

„Ich habe Sie aufgesucht, Herr Assessor", sagte er, „weil ich noch eine — eine kleine Angelegenheit mit Ihnen in Ordnung zu bringen hatte. Ist es Ihnen recht, so nehmen wir den Ausgleich auf der Stelle vor! Ich hoffe dabei, Sie werden meine Erklärung gelten lassen, daß es sich bei der Sache lediglich um eine Art Scherz handelte — ja, einen Scherz, den ich mir erlaubte, und es fügte sich nun unglücklich —"

Der Andere unterbrach ihn:

„Von einem Scherz Ihrerseits ist mir nichts bekannt, Herr Lieutenant von Kalden", sagte er, die Worte scharf betonend. „Zu einem ernsten Ausgleich ist dieser Ort aber, meine ich, nicht geeignet."

„O, was das betrifft, mein Herr Assessor", entgegnete Egon mit einem Ton, aus welchem, trotzdem das Gespräch fast leise geführt ward, die auflodernde Gereiztheit hervorklang, „so ist das wol meine Sache! Wie nun, wenn ich Ihnen erkläre, daß mir jeder Ort recht ist, um mich von einer zufällig entstandenen Verpflichtung frei zu machen?"

Ein halb bitteres, halb verächtliches Lächeln spielte um die Lippen seines Gegners, doch klang die Antwort, welche er gab, sehr ruhig.

„Die Verantwortung möchte doch sehr schwer für Sie werden, Herr von Kalden!" sagte er.

Von dem andern Tisch erschollen jetzt wieder laute Rufe, die Egon galten. „Zurück zur Tafelrunde!" hieß es. „Der Assessor ist heute moros — er will nicht mit feiern, aber Du, Egon, darfst nicht fahnenflüchtig werden! Zur Flasche, zu den Gläsern: es gilt Denitz' Gesundheit!"

Und wieder floß der Wein und wieder stürzte Egon Ströme desselben hinunter.

Sonner war unterdessen mit seiner Lectüre fertig geworden, er stand auf und rüstete sich zum Aufbruch. In dem Moment aber, als

er in das Vorzimmer trat, welches gerade leer von Menschen war, sah er Egon noch einmal an seiner Seite.

Die Wangen des jungen Mannes, welche vorher bleich gewesen waren, erschienen jetzt fieberhaft erhitzt, und fieberhaft glänzte es auch in seinen Augen.

„Herr Assessor", stieß er mit scharfem Flüstern hervor, „Sie tragen etwas bei sich, was — nun, was mich compromittiren könnte, wenn es perfide gegen mich benutzt würde. Geben Sie es mir zurück — ich werde dafür thun, was Sie verlangen!"

Hätte Egon vielleicht im Sinn gehabt, etwas, das einer Bitte gleich kam, an seinen Gegner zu wenden, so drückte sein Ton dieselbe nicht aus, denn er klang hochmüthig und herrisch. Sonner maß ihn daher auch nur mit einem stolzen Blick und sagte:

„Halten Sie mich wirklich für erbärmlich genug, daß ich auf eine solche Forderung eingehen könnte, Herr von Kalden?"

„So wollen Sie mir jenes — jenes Papier nicht hier auf der Stelle ausliefern?" sagte Egon, kaum noch im Stande, sich zu mäßigen.

„Nein!" Kalt und scharf klang die Antwort von Sonner's Lippen zurück.

„Und was werden Sie mit ihm beginnen?" preßte Egon hervor.

„Sie werden das seiner Zeit erfahren!" entgegnete Sonner ruhig, wandte sich damit aber zugleich so entschieden von Egon ab, daß es diesem klar werden mußte, er wolle dem Zwiegespräch kein weiteres Wort mehr hinzusetzen.

Einen Augenblick stand Egon wie betäubt, zwar ballten sich seine Fäuste zusammen, und seine Zähne preßten sich krampfhaft auf einander, aber er sah und hörte doch in einer Art Erstarrung zu, als Sonner jetzt den Kellner herbeirief, dessen Forderung berichtigte und dann dem Ausgang zuschritt, um das Local zu verlassen. Erst als derselbe seinen Augen entschwunden war, kehrte neues Leben und neue Wuth in ihn zurück.

„Er geht und stürzt mich in's Verderben — er darf mir nicht entrinnen!" — so wühlte es in seinem Gehirn, so knirschte es zwischen seinen Zähnen hervor.

Er stürzte in den Saal zurück, griff nach Säbel und Mütze, die er hier abgelegt hatte, stammelte nur eine verwirrte Entschuldigung gegen die Genossen, daß er nicht bleiben könne, da eine vergessene Angelegenheit ihn rufe, und eilte fort.

„Was hatte nur Kalden heute?" fragte Einer halbverwundert hinter ihm her, „er war merkwürdig aufgeregt!" Und ein Anderer wunderte sich über seinen plötzlichen Antheil an Sonner, dem er sonst so ziemlich aus dem Wege gegangen sei. Eine ernstliche Bedeutung legte indessen Niemand einer dieser Bemerkungen bei, und nach einer Viertelstunde schon sprach Keiner mehr von Kalden und dem Auffälligen seines Benehmens.

Egon kannte den Weg, welchen Sonner nehmen mußte, um nach

seiner Wohnung zu kommen; es war derselbe, den er für seine eigene Heimkehr einzuschlagen hatte und der den entfernteren Stadttheilen, wo die Häuserreihen vielfach mit Gärten durchsetzt waren, zuführte. Der Voraufgegangene mußte indessen gleichfalls einen raschen Schritt eingeschlagen haben, denn obgleich sein Vorsprung sich nur auf wenige Minuten belief, so war er doch bereits in die eben bezeichnete Gegend gelangt, bevor Der, welcher mit athemloser Hast seinen Spuren gefolgt war — der inzwischen aufgegangene Mond ließ diesen die vor ihm befindliche Gestalt deutlich erkennen — ihn einzuholen vermochte.

Plötzlich aber hörte Sonner hinter sich fast laufende Schritte und einen keuchenden Athem, und noch ehe er sich umwenden konnte, fühlte er, daß eine Hand krampfhaft nach einem Ende seines lose umgehängten Mantels griff.

„Sie weichen mir aus, aber ich hefte mich an Ihre Fersen — ich muß jenes Papier wieder haben — hören Sie, ich muß, und sollte ich Sie ermorden!“ rief eine heisere Stimme dicht an seinem Ohr.

Sonner schüttelte die Hand ab und trat einen Schritt zurück; hoch und stolz stand er vor seinem Gegner.

„Sind Sie ein Wahnsinniger?“ fragte er.

Der Mond schien hell auf Egon's Züge, die wirklich wie im Wahnsinn verzerrt waren. „Das Papier, jenes Papier — wollen Sie es mir geben!“ stöhnte er.

Sonner stand ruhig — hätte Egon in sein Gesicht zu blicken vermocht, er würde vielleicht ein halbes Mitleid in ihm gesehen haben — und ruhig klang auch sein Ton, als er jetzt erwiederte:

„Ihre Worte sind unnütz, Herr von Kalden; ich entgegne Ihnen nur: gehen Sie in dieser Stunde nach Hause!“

Waren die Worte jedoch gesprochen, um einen halb Sinnlosen zur Vernunft zu bringen, so verfehlten sie ihren Zweck, denn bei Egon, der nur einen diabolischen Hohn in ihnen erkannte, entfesselte sich jetzt die furchtbarste Leidenschaft. Er stieß einen kaum noch menschenähnlichen Laut aus und mit einem wilden Sprung faßte er seinen Gegner an der Kehle.

Sonner versuchte ihn zurückzuschleudern, verlor aber selbst bei dem Anprall das Gleichgewicht; er wankte und fiel gegen die eisernen Gitterstäbe eines Gartengeheges, an dessen Saum man sich getroffen hatte. Ein leiser Schmerzensschrei drang über seine Lippen, und während er nun völlig zu Boden sank, sah Egon, wie sein Gesicht von Blut überrieselt ward: die Spitzen der Gitterstangen waren ihm beim heftigen Aufschlagen in die Schläfe gedrungen.

Einen Moment war Egon von Entsetzen durchrieselt; er beugte sich über die regungslose Gestalt, denn die Ahnung, daß er eine ungeheure Schuld auf sich geladen haben könne, begann ihn zu packen. In der nächsten Secunde aber hob sich seine Brust erleichtert.

„Gottlob, er lebt!“ murmelte er. Zugleich aber wandte er den Kopf scheu zur Seite — hinter ihm erschollen Tritte — in einem

Augenblick mußten Andere an dieser Stelle sein — ihn aber durfte man hier nicht finden: es galt zu fliehen!

Einen letzten Blick warf er nur auf den immer noch unbeweglich Daliegenden, einen Blick, dem ein jähes Aufleuchten in seinen Mienen folgte. Durch den Fall, oder das Anstreifen des Gitters hatte sich Sonner's Gewand verschoben und halb gelöst und aus der Brusttasche seines Rockes schimmerte ihm mit mattem Goldglanz der Einband einer Brieftasche entgegen. Heusfeld's Erzählung, wie und wo Sonner den Schein geborgen habe, zuckte durch seine Erinnerung — jetzt, jetzt konnte er sich retten! Ein Ruck, und die Brieftasche war in seinen Händen; dann aber — die Menschen, deren Schritte er gehört hatte, waren fast schon zur Stelle — sprang er auf, und wie ein gehetztes Wild jagte er von dannen.

„Gottlob, daß Sie wieder da sind, Herr Lieutenant! Der gnädige Herr will etwas von Ihnen und ich habe Ihnen in der Stadt schon nachfragen müssen."

Mit den Worten trat ihm Johann, sein Bursche, entgegen, als Egon eine Viertelstunde später in das Haus seines Vaters zurückkehrte. Er selbst gab aber kaum Antwort, sondern sprang nun mit wenig Sätzen die Treppe hinauf, die nach seinem Zimmer führte.

Es fiel ihm in diesem Augenblick nicht auf, daß hier bereits die Lampe brannte; er achtete auch nicht darauf, daß verschiedene Sachen umher lagen, die sonst an dieser Stelle nicht ihren Platz hatten, gleich wie ein halbgepackter Reisekoffer in der Mitte des Zimmers stand: er dachte nur daran, daß er das Werkzeug, mit dem ein Anderer ihn in Schmach und Verderben hatte stürzen wollen, in seinen Händen hielt und daß er dasselbe zu vernichten hatte!

In dem Moment jedoch, als er die Brieftasche aus seiner eigenen Kleidung, wo er sie geborgen hatte, hervorziehen wollte, um ihr den unseligen Schein zu entnehmen, fiel sein Blick auf einen Brief, der seine Adresse trug, und den man auf den Tisch unter die Lampe gelegt hatte. Ihm war, als kenne er die Handschrift, darum griff er hastig nach dem Couvert, riß es auf und — zwei Papiere fielen heraus, das eine der Wechsel, welchen er ausgestellt hatte, das zweite der Schein, welcher Sonner's Bürgschaftserklärung enthielt! Beide waren zerrissen und damit ungiltig gemacht, eine Zeile, ein Wort der Erläuterung aber war nicht beigefügt.

Vernichtet ließ Egon die Hand, welche die Papiere gefaßt hatte, sinken. So hatte sich Sonner gerächt, so ihm sein Verbrechen — Egon wußte jetzt, daß er ein solches begangen hatte — vorgeworfen!

(Schluß im nächsten Heft.)

Andreassegen.

Ich bin auf's Bett getreten,
Wie man's seit alther macht,
Den heil'gen Spruch zu beten
In Sanct Andreas' Nacht.

Erst horcht' ich an den Wänden
Und nach dem Gang hinaus
Und löschte mit den Händen
Die späte Lampe aus.

Jetzt stieg ich leise, leise,
Jetzt stand ich, wie man muß,
Ich sprach die alte Weise,
Ich nahte schon dem Schluß.

Ich wurde zag und zager,
Hilf Himmel! trät' er ein
Und schaute auf dem Lager
Mich klar im Mondenschein!

Die ganze Kammer helle
Von Schnee- und Sternenlicht,
Und — knarrte nicht die Schwelle? —
Ich warf mich auf's Gesicht,

Vergaß den Zaubersegen
Und, von dem Laut geschreckt,
Ich hielt mich ohne Regen
Bis über's Haupt verdeckt.

So lag ich wohl geborgen,
Geschlossen blieb die Thür',
Und jetzt, am lichten Morgen,
Jetzt schelt' ich mich dafür.

Es war schon bis zur Pforte
Der Freier nah' der Braut,
Es fehlten fünf, sechs Worte,
Dann hätt' ich ihn geschaut;

Dann hätt' ich wol erfahren
Und voller Lust gewahrt,
Ob's der mit blonden Haaren
Und mit dem langen Bart?

Wilhelm Fischer.

Aus der Zelle.

Von **Julius Duboc.**

Ein Zellengefangener? Ja, geneigter Leser oder liebenswürdige Leserin, aber ein freiwilliger, — Einer, der sich selbstständig sein Pensum Zellenhaft zudictirt, den nicht „die Häscher in Bande schlugen", sondern seine eigene Erkenntniß von Dem, was ihm frommt, der sich des Morgens zur festgesetzten Stunde beim Wärter meldet, sich von diesem in die Gefangenschaft abführen und dem engen Verwahrsam einer fest verrammelten, hermetisch gegen die Außenwelt abgesperrten Zelle übergeben läßt, woselbst er mehrere Stunden lang bei einem Glase Wasser — denn die Gefangenenverwaltung verabreicht nur Wasser — über seine Missethaten nachdenken kann. Wer lüde im Laufe des Lebens sich nicht einige Missethaten auf? Der Unterschied zwischen den Menschen ist meistens nur der, daß der Eine, was er verschuldet hat, büßen muß, der Andere nicht, daß dem Einen eine Züchtigung vom Geschick zudictirt wird, der Andere verschont bleibt oder — was viel häufiger der Fall ist — daß ihm die Strafe nur zeitweise gestundet wird, um ihm später in der einen oder andern Form auferlegt zu werden. Die Zellengefangenen, die sich hier versammeln — denn es sind von ihnen immer eine mehr oder minder große Anzahl vertreten — sind nun sämmtlich solche vom Geschick abgefaßte Missethäter. Sie alle haben sich auf eine jener unzähligen Weisen, welche das moderne Leben namentlich in den Großstädten zu immer größerer Vollendung ausbildet, in Conflict mit den Principien begeben, von denen die Lufternährung unseres Organismus abhängig ist und die Folge ist, daß sie von dem uns Alle umfluthenden großen Lebensocean, der Luft, nicht mehr ihr gebührend Theil bekommen, daß der Körper sich nicht mehr gehörig „auszulüften" vermag.

Die Einsicht von der hohen Bedeutung der Luft für den erkrankten wie für den gesunden Organismus hat in unseren Tagen außerordentliche Fortschritte gemacht. Für die Heilwissenschaft sind die Folgen von geradezu revolutionairer Tragweite. Fast in allen Stadien und Formen der Krankenbehandlung wird dem heilkräftigen Einfluß reiner, kühler, beziehungsweise kalter Luft gegenwärtig die größte Bedeutung eingeräumt, die früher in Acht und Bann erklärte „Zugluft" wird in vielen Fällen als willkommener Bundesgenosse gegen das Krankheitscontagium zu Hülfe gerufen, die entgegengesetzten hartnäckigen Vorurtheile, denen aber vor wenigen Decennien noch fast die gesammte medicinische Welt huldigte, verlieren mehr und mehr an Halt und Bestand, die Luft mit ihrem frischen Odem bläst sie wie Spreu auseinander. Und nicht minder wie die Krankenbehandlung versucht man die Behandlung, welche die Gesunden sich selbst angedeihen lassen, zu reformiren. Es ist charakteristisch, daß ein so lange bestandener, altehrwürdiger, sorglich behüteter Brauch, wie der die Schlafräume gegen die Nachtluft zu schützen, jetzt wiederholt schon von ärztlicher Seite als unnütz oder vielmehr verderblich bekämpft worden ist. Eine so anerkannte Autorität auf diesem

Gebiet wie Dr. P. Niemeyer hat sich wiederholt in diesem Sinne gegen diesen schädlichen „Aberglauben“ ausgesprochen und ist auf's Nachdrücklichste für das Schlafen bei offnen Fenstern eingetreten. Ihm haben sich manche andere Stimmen gerade aus ärztlichen Kreisen angeschlossen. Eine solche Reform wie die angedeutete, wenn sie jemals allgemein werden sollte, würde sehr tief eingreifen. Sie hat den Vorzug der allgemeinsten Durchführbarkeit und Anwendbarkeit auf alle Lebensverhältnisse für sich, also gerade Dasjenige, was den sonstigen Vorschlägen in Bezug auf Zimmerventilation, die deshalb auch fast immer nur auf dem Papier bleiben, gebricht. Indessen darf man die Bedeutung solcher Reformversuche auch nicht zu hoch anschlagen. Die Klagen über die falsche Werthschätzung der Luft sind alt*) und sind fast immer Stimmen in der Wüste geblieben. Gerade unser Verhalten zur Luft ist von so manchen Einflüssen bedingt, daß wir von einer verbesserten theoretischen Einsicht in die physiologische Bedeutung unserer Ernährung und Erhaltung durch eine Luft von normaler Beschaffenheit doch nur die allergeringsten Folgen für die Praxis des Lebens erwarten dürfen. Die modernen Verkehrsverhältnisse, welche die Anhäufung der Bevölkerung in den großen Städten theilweise bedingen, theilweise wenigstens außerordentlich begünstigen, schaffen eben dadurch Existenzbedingungen, welche, wie verschiedenartig sie auch sind, alle übereinstimmend darauf hinarbeiten die Luftverhältnisse zu verschlechtern. Einer so allgemeinen, so gebieterischen und von dem Dazuthun des Einzelnen so wenig abhängigen Thatsache gegenüber verschlägt es aber nicht sehr viel, wenn wir den Werth des kostbaren Lebensgutes, der Luft, auch immer mehr begreifen und einsichtig schätzen lernen. Schon die Verarmung an Gärten, die Vertilgung des Baumwuchses, welche für die großen Städte des Continents seit etwa fünfundzwanzig Jahren in immer zunehmenden Maße zur feststehenden, unwiderruflichen Thatsache geworden ist, fällt, indem sie die ergiebigste Sauerstoffquelle abschneidet, so schwer in die Wagschale, daß ihr kaum ein Gegengewicht gehalten werden kann. Nehmen wir dazu die aller

*) Sehr charakteristisch ist die folgende, über hundert Jahr alte Stimme eines solchen Predigers in der Wüste, des vortrefflichen Arztes Unzer, der sich in seiner Wochenschrift: „Der Arzt“, 1769 also aussprach: „Sobald wir uns nicht wohl fühlen, so muß ein böser Nebel oder ein Wind, ein Regen, ein Gewitter oder doch wenigstens ein Luftzug daran Schuld sein. Der Fluß oder Zug der Luft, welcher das sicherste Mittel ist, sie zu reinigen, ist bei uns eine allgemeine Ursache der Krankheiten. Es giebt Damen und vornehme Zärtlinge, die jahrelang nicht aus ihren Häusern kommen und die man mit der Zugluft wie die Kinder mit den Gespenstern furchtsam machen kann; und wenn wir uns endlich durch diese schädliche Klugheit von der verdorbenen Luft böse Krankheiten zugezogen haben, so verschließen wir uns vollends in eine noch viel ärgere Luft, vernageln unsere Fenster und wünschen, daß unsere Dienstboten Geister wären, die durch verschlossene Thüren zu uns kommen könnten, damit wir ja nicht nöthig haben, ein wenig Erquickung durch die Eröffnung derselben zu dulden. So seltsam sind die Menschen, wenn sie der Natur zu klug werden! Ich rede hier mit dem gesittetsten und vornehmsten Theile meines Geschlechts, mit Denen, die auf Reinlichkeit halten wie Holländer, und doch in einem Sumpfe von Luft leben. Ihre aufgeputzten Zimmer sind eine Art von Cloaken, worin sich alle Unreinlichkeiten versammeln. Dies war nicht die Absicht der Natur, als sie den Erdboden, den Menschen und Thiere bewohnen sollten, mit einem Dunstkreise umhüllte Unsere Damen mögen sich noch so zärtlich anstellen, so sind sie doch im Vergleich zu einer jungen Nachtigall pure Dragoner, und gleichwohl können diese zarten Thiere alles Ungemach der Witterung ohne Shawls und ohne Fuchspelze ertragen. – Dahingegen bestraft die Natur unsere sorgfältige Thorheit mit giftigen Krankheiten, von denen die Thiere nichts wissen.“

Orten gesteigerte Fabrikthätigkeit, die theils direct durch ihre Producte, theils indirect durch den vermehrten Kohlenconsum die Reinheit der Luft angreift, ferner die ungünstigen Wohnungsverhältnisse, endlich die schlimmen Nebenwirkungen mancher moderner beliebter Verbrauchsartikel, wie beispielsweise des unentbehrlich gewordenen Petroleums, welches mittels des Petroleum-Kochapparates sogar den Herd und noch dazu einen von sehr bedenklicher Beschaffenheit in die Wohnstube kleinerer Hausstände zu verlegen droht, so stellt sich die Rechnung schon sehr ungünstig, obgleich wir hierbei doch nur einige Hauptpunkte berücksichtigt haben.

Eine andere Ursache der Erscheinung, daß die bessere theoretische Einsicht im Ganzen der Praxis wenig zugute kommt, liegt indessen nicht an diesen mehr oder weniger schwer vermeidlichen Einflüssen des großstädtischen Lebens, wie es sich einmal gestaltet hat, sondern an der Ungeneigtheit der Menschen, den unbequemen Warner zu hören oder das Gehörte zu beherzigen. „Ich sehe das Bessere und billige es, aber ich folge dem Schlechtern" — dieser alte Spruch läßt sich auch besonders auf das Verhalten des Menschen zur Luft anwenden. Das Athmen in seiner normalen Beschaffenheit ist ein so selbstverständlicher Lebensproceß, der Organismus verrichtet dasselbe so mühelos, so spielend, so ohne jeglichen Kraftaufwand, daß für den Besitzer unversehrter Athmungsorgane der zwar sehr kurzsichtige, aber leicht begreifliche Irrthum entsteht, eine Gefährdung seines Besitzstandes durch schädliche Einflüsse für eine gänzlich fern liegende, eigentlich außer aller Berechnung liegende Möglichkeit anzusehen. „Es giebt so viele dringendere Sorgen, soll man sich auch noch mit derartigen bedenklichen Erwägungen beschweren und das bischen Lebensgenuß vergällen, das die Noth der Zeit unangefochten läßt?" So wird denn ziemlich unbekümmert weiter gelebt, so gut oder schlecht, so vernünftig oder unvernünftig, wie es sich gerade fügt, wie es die Lebensverhältnisse, die gesellschaftlichen Ansprüche, die Berufspflichten und alle anderen Rücksichten, denen wir im Leben gerecht werden möchten, mit sich bringen. Die Rücksicht auf die Frage, wie unser Organismus dabei zu der ihm nothwendigen Lufternährung kommt, wird, wenn überhaupt, jedenfalls erst an letzter Stelle in Erwägung gezogen.

Das Resultat dieses unseres Verhaltens ist nun allerdings für das Individuum ein fragliches, d. h. dieses kann auch bei äußerst ungünstigen Verhältnissen und bei äußerst unvernünftiger Lebensführung ungeahndet davon kommen, die Natur überwindet eben gelegentlich alle ihr zugefügten Kränkungen, für die Gesammtheit aber ist das Resultat unzweifelhaft ein sehr trauriges. Erschreckend ist, wie die statistischen Ausweise lehren, der Procentsatz der durch Lungenkrankheiten aller Art dahingerafften Opfer der Bevölkerungsmassen unserer großen Städte, wahrhaft unübersehbar ist außerdem das Contingent der mit Athmungsbeschwerden behafteten und mehr oder minder hülflos dahinsiechenden Personen, der Emphysematiker, der Asthmatiker, der Herzkranken, der Nervenleidenden in Folge mangelhafter Athmungsverrichtung und dadurch herbeigeführter fehlerhafter Blutbeschaffenheit. Ein sehr übler Umstand ist es dabei, daß gerade diese Leiden, welche die Lebensläufe Unzähliger im besten Schaffen und Wirken unterbrechen und zu einem peinlichen Märtyrerthum verurtheilen, sich meistens der Wahrnehmung erst aufdrängen, wenn sie bedenklich geworden sind oder vielmehr, um es zutreffender auszudrücken, die Natur dieser Leiden ist an sich eine so bedenkliche, sie betrifft so tief eingreifende vitale Vorgänge, daß ihr erstes Auf-

treten schon gefährliche Störungen für den ganzen Lebenshaushalt bedingt, und die erste Wahrnehmung schon eine Gefahr bedeutet. Der Patient — wollen wir annehmen — klagt also und sein ärztlicher Berather empfiehlt ihm das Beste, was er ihm empfehlen kann: Aufenthalt in reiner, sauerstoffreicher Luft. Die Verordnung ist vortrefflich, aber wie sie realisiren? Reiche Leute gehen nach Montreux, nach Villeneuve, nach Davos, sie flüchten sich in den schönsten Winkel der Welt und athmen die unvergleichliche, balsamische Luft der Landschaften des Genfer Sees. Unter der Gunst eines Climas, welches selbst den grauen November nicht anders als im Schmuck blühender Rosen, Lilien und Tulpen kennt, wo der kurze Winter kaum mehr bedeutet als bei uns ein milder Herbsttag, während schon in den ersten Tagen des Februar der wiederkehrende Frühling seine Veilchensträuße spendet und vierzehn Tage später die Kirschbäume in Blüthe stehen — unter der Gunst eines solchen Climas gelingt es ihnen oft, den verderblichen Uebeln einen plötzlichen Halt zu gebieten und einen außerordentlich raschen Umschwung zu erzielen. Weniger Bemittelte suchen die heimatlichen Kieferwälder und Gebirge auf. Andere begnügen sich mit einer nahbelegenen Sandscholle, wenn sie nur frei vom Qualm der Hochöfen und Fabrikanlagen ist — aber für die Meisten sind selbst alle derartigen Maßregeln, die ja stets eine längere Zeit in Anspruch nehmen, rein unausführbar. Für die große, große Mehrzahl bedeutet Landaufenthalt so viel, wie Verzicht auf den gewohnten Beruf und Erwerb und es ist selbstverständlich, daß nur die alleräußerste Nothwendigkeit einen derartigen Entschluß erzwingen kann, wenn er überhaupt durchzuführen ist.

Die Ausführung wird also entweder verschoben bis zu einer Zeit, wo sie keine durchgreifende Hülfe mehr zu gewähren vermag, oder sie wird in einer so knappen, unzureichenden Weise ausgeführt, daß sie überhaupt ohne Einfluß und nachhaltige Wirkung verbleibt. So geht denn die Sache ihren Gang, der Patient siecht dahin bei Staubpromenaden und sinnt über die Quadratur des Zirkels nach, wo und wie er in der tausendfach vergifteten, erfrischungslosen, abgesperrten Atmosphäre der Großstadt zu kühler, reiner, sauerstoffreicher Luft kommen soll. Und hier lenken wir auf unsere pneumatische Zelle zurück. In dieser ist die für den Zweck der Heilmethode angewandte Luft zunächst vollkommen rein, indem ihr vor dem Gebrauch alle fremdartigen Beimengungen und Verunreinigungen ꝛc. entzogen werden, ferner ist sie sehr sauerstoffreich, indem durch die Steigerung des Luftdrucks, welcher die einzuathmende Luft ausgesetzt wird, wenn derselbe eine bestimmte Höhe erreicht, bewirkt wird, daß ein Volumen Lungenluft um zwei Fünftel mehr Sauerstoff enthält als es unter Atmosphärendruck der Fall ist.

Die Benutzung comprimirter Luft für Heilzwecke, die erst seit einigen Jahrzehnten größere Verbreitung gefunden hat, ist ein Verdienst der Franzosen. Namentlich die in den dreißiger Jahren angestellten Untersuchungen von Tabarié, eines Physikers in Montpellier, lieferten werthvolle und interessante Resultate. Tabarié ging von der bekannten Thatsache aus, daß die täglichen Schwankungen des Luftdruckes auf das Befinden des Menschen von Einfluß sind, er berücksichtigte ferner die eigenthümlichen Erscheinungen, welche beim Athmen unter der Taucherglocke oder bei Luftschifffahrten, also bei extremen Graden von verdichteter oder verdünnter Luft, beobachtet werden und er gelangte zu dem Resultat, daß die comprimirte Luft ähnliche Störungen, wie sie die verdünnte Luft hervorruft, beseitigen müßte. Eine große Reihe von Untersuchungen, für welche Tabarié eigene Apparate herrichten

ließ, ergab ferner einige sehr wichtige Punkte für die practische Benutzung der comprimirten Luft. Er ermittelte nämlich, daß die Uebergänge von geringerm Druck zu höherm und umgekehrt langsam und in stetiger Zu- oder Abnahme zu machen seien, indem das entgegengesetzte Verfahren sehr nachtheilige Folgen für das Gesundheitsbefinden ergab, ferner daß eine Vermehrung des Atmosphärendruckes um zwei Fünftel die beste Wirkung erziele und daß die Anwendung eines höhern Drucks nicht rathsam sei. Mit diesem Resultat seiner Forschungen hat Tabarié die Grundlage für eine therapeutische Anwendung der comprimirten Luft geschaffen und obwol die Akademie der Wissenschaften in Paris, beirrt durch einen auf unrichtigen Experimenten beruhenden Vortrag ihres Berichterstatters, seine Ergebnisse verwarf und ihm erst viele Jahre später den Preis Monthyon zuerkannte, so gewann doch die neue Heilmethode von jetzt ab eine steigende Verbreitung und wurde zum Gegenstand gründlicher wissenschaftlicher Untersuchungen. Dies Ergebniß kam zunächst Frankreich zugute, die erste Anstalt gründete Tabarié in Montpellier; unter seinem Nachfolger, Professor Bertin, erlangte dieselbe eine bedeutende Verbreitung. Für die Einführung in Deutschland hat sich der im vorigen Jahre verstorbene Dr. Lange, ein biederer Holsteiner, namhafte Verdienste erworben. Lange, der seine zuerst in Uetersen in Holstein begründete Anstalt später nach Dresden verlegte, hatte den vielen Zweiflern gegenüber anfänglich einen harten Stand. Er pflegte sich geeignete Patienten aus der ländlichen Bevölkerung seines Wohnorts selbst heranzuholen und widerlegte die Widersacher durch die an jenen erzielten Erfolge. Außerdem ist er in zwei mehr für das ärztliche Publicum geschriebenen Abhandlungen auf den innern Zusammenhang der heilkräftigen Wirkungen der comprimirten Luft näher eingegangen und hat namentlich die Bedeutung derselben für Emphysematiker genauer erörtert.

Die Anwendung der comprimirten Luft ist außerordentlich einfach. Sie besteht nämlich lediglich darin, daß man sich täglich zwei Stunden lang in eine „Glocke“, welche etwa die Form eines großen Schilderhauses, eine Höhe von acht bis neun Fuß bei einem Durchmesser von etwa sechs Fuß hat, einsperren läßt und dort athmet. Das Schilderhaus ist von stark vernieteten, schmiedeeisernen Platten gebildet und mit einem Fenster von ein viertel Zoll dicken Glas versehen. Es ist also das Eindringen des Tageslichts ermöglicht und der Patient ist in der Lage sich während seiner zweistündigen Gefangenschaft mit Lectüre zu beschäftigen. Sobald derselbe die Zelle betreten hat und die Thür hermetisch hinter ihm geschlossen ist, beginnt eine Kraftmaschine ihre unausgesetzte Thätigkeit und eine in der Mitte des Bodens mündende Röhre läßt die Luft einströmen, die durch ein von der Spitze auslaufendes Rohr wieder entweicht. In der ersten halben Stunde wird der beständig genau regulirte Luftdruck auf 300 Millimeter erhöht, auf dieser Höhe wird derselbe während der folgenden Stunde unverändert erhalten und in der letzten halben Stunde eben so allmälig und stetig wieder bis auf den gewöhnlichen Atmosphärendruck erniedrigt. Der Patient spürt von dem ganzen Vorgang äußerst wenig und wenn sich, namentlich in den ersten Sitzungen, nicht ein gewisser, durch Schluckbewegungen bald zu beseitigender Druck auf das Trommelfell fühlbar machte, so würde der Insasse der Zelle kaum gewahr werden, daß er in eine gänzlich veränderte Luftumgebung eingetreten ist. Nur die mit erheblicher Athemnoth behafteten Individuen machen hiervon in sofern eine Ausnahme, als sie sehr bald unter dem ansteigenden Druck leichter

athmen als sie vorher gekonnt und eine Athmungsfreiheit erlangen, welche sie gänzlich verloren hatten. Allerdings ist dies zunächst nur ein vorübergehender Besitz und sein dauernder Erwerb ist von dem Gelingen der Cur, von der durch diese erlangten Kraft der Respirationsmuskeln und von manchen anderen Umständen abhängig. Eine regelmäßig beobachtete Wirkung der comprimirten Luft ist ferner die Verlangsamung der Schlagfolge des Herzens, die Verminderung der Pulsschläge. Bei Lungenkranken, bei denen der Puls über die Norm beschleunigt ist, tritt dies sehr auffällig hervor und die Verminderung der Pulsschläge kann selbst nach dem ersten Luftbad schon einen sehr hohen Grad erreichen.

Wir haben in unseren großen Städten neben theuern auch billige Massenbadeanstalten, Volksbäder, Freibäder und wenn dem in dieser Richtung vorhandenen Bedürfniß auch lange nicht genügt wird, so bleibt dasselbe doch nicht ganz unberücksichtigt und es wird wenigstens Einiges — zum großen Vortheil der öffentlichen Gesundheitspflege — geleistet. Würde es sich nicht empfehlen Luftbadeanstalten eben so zu betrachten und zu behandeln wie Wasserbadeanstalten, als Anstalten, deren Bestehen für die öffentliche Gesundheitspflege im hohen Grade wünschenswerth ist? Zu einem mäßigen, den aufgewendeten Kosten entsprechenden Preise allgemeiner zugänglich gemacht, würden dieselben wahrscheinlich vielen Personen Leben und Gesundheit erhalten, die jetzt aus Mangel an reiner, normaler Luft und wegen der Unmöglichkeit sich dieselbe in der Stadt zu verschaffen, langsam dahinsiechen. Der Familie bliebe der Ernährer, der Gesellschaft häufig eine nutzbare Kraft erhalten, welche jetzt — wie oft! — geopfert werden müssen, weil die Kosten für Badereisen, Landaufenthalt, Climawechsel u. dgl. m. meistens nur für die sehr bemittelten Classen der Bevölkerung zu erschwingen sind. Der Gedanke hat höchstens auf den ersten Augenblick etwas Ueberraschendes. Zieht man alle Verhältnisse, die ich hier flüchtig angedeutet, in Betracht, so wird man zugeben, daß gar kein rechter Grund abzusehen ist, warum wir die Luft gegen das Wasser so zurücksetzen sollten. Jedenfalls aber, selbst wenn man eine wesentliche Gleichheit von Wasserbadeanstalten und Luftbadeanstalten nicht zugeben wollte, weil es sich bei ersteren doch immer um Veranstaltungen für Gesunde, bei letzteren um solche für Kranke handle, so wird doch einzuräumen sein, daß die extraordinären Luftverschlechterungsverhältnisse in unseren modernen Städten uns extraordinären Maßregeln, welche einigermaßen die schädlichen Wirkungen wieder aufheben können, geneigt machen müssen. Und es wird dann weiter zu erwägen sein, ob billige Luftbadeanstalten nicht in erster Linie zu diesen Maßregeln zu rechnen sind. Der gegenwärtige übliche Preis (zwei Thlr. für jede Sitzung, resp. ein Thlr., wenn die Benutzung der Zelle in Gemeinschaft mit einer andern Person stattfindet), ist den Verhältnissen eines Privatunternehmens angemessen, erschwert aber gleichwohl die Benutzung für Unbemittelte erheblich, selbst wenn, wie es meistens der Fall ist, dreißig Sitzungen schon die ungefähre durchschnittliche Dauer einer Curperiode ausmachen. Würde die Herstellung von Luftbadeanstalten von Gesellschaften und ohne die Absicht weitern Gewinn als eine mäßige Verzinsung des Anlagecapitals zu erzielen, unternommen, so würde die Verabreichung von Luftbädern zu einem sehr mäßigen Preise zu ermöglichen sein und ihre Benutzung auch solchen Leidenden offen stehen, welche sich jetzt derselben enthalten müssen, obgleich vielleicht der ärztliche Rath und die Natur ihres Leidens sie auf diese segensreiche Hülfe ver-

weisen. Die Volksküchen, die billigen Wasserbadeanstalten bemühen sich, für den Unbemittelten in den Tagen seiner Gesundheit zu sorgen und ihn womöglich gesund zu erhalten; die Krankenhäuser übernehmen ihn, wenn schwere Krankheit ihn erfaßt — eine wichtige Mittelstellung könnten die Luftbadeanstalten einnehmen, indem sie Dem, der an einem wichtigsten Theil der Gesundheit Einbuße erlitten hat und einem aussichtslosen Siechthum anheim zu fallen im Begriff steht, rechtzeitige Hülfe mittels desjenigen Elementes brächten, welches dem Organismus nicht minder unersetzlich und unentbehrlich wie Speise und Trank ist. Dabei ist noch daran zu erinnern, daß mit der Anwendung der comprimirten Luft weder Säfte- noch Kräfteverlust verbunden ist, sondern daß sie von Anbeginn an auf eine Kräftigung des ganzen Organismus hinarbeitet. Die Anwendung derselben zum Zweck der Beseitigung eingetretener Störungen trägt daher nach keiner Richtung hin eine bedenkliche Seite.

Das Volkslied in Thüringen.

Von **Hermann Jäger.**

Vielleicht wird in keinem deutschen Landstrich so viel und gern gesungen wie in Thüringen. Ich brauche wol kaum zu erwähnen, daß ich hier nicht an den gebildeten Gesang der Städte denke, welcher überall dieselbe Farbe hat, nicht an das Singen in Gesangvereinen und am Piano, sondern von dem Gesang im sogenannten Volk, der Dörfer und Bauernstädtchen, wo die neue Cultur noch nicht alles Eigenthümliche verwischt hat. Der Fremde hört es, wenn er unsere Wälder durchzieht, oder im reichen Ackerdorfe Abends die breite Dorfgasse auf- und abgeht. Aber merkwürdig! Es giebt singende und stumme Ortschaften auch in Thüringen. Die völlige Erklärung dieser Thatsache wird wol Niemandem gelingen, wenigstens nicht für Dörfer von gleicher Lage und Beschäftigung. Ich denke mir, daß ein glücklicher oder unglücklicher Zufall das Forterben guter Stimmen und Sangeslust begünstigte oder erschwerte.

Es mögen auch traurige Tage über die Orte gegangen sein, wo man das Singen verlernte. Im Allgemeinen wird im Gebirge mehr gesungen, als im Getreide- und Hügellande. Dort herrscht noch Frohsinn, meist mit Anmuth gepaart, leider auch oft mit Leichtsinn.

Aber auch im Gebirgslande giebt es stumme Orte, und es ist mir vorgekommen, als wären dort auch die Gesichter bleicher, die Augen weniger lebhaft.

Im Thüringer Getreidelande sind die Sänger da am seltensten, wo die Landwirthschaft am höchsten steht. Die Arbeit ist dort hart und selten unterbrochen. Da denken Magd, Knecht und Taglöhner nach Feierabend nur an Ruhe und Füllung des Magens.

Die Nacht ist im Sommer kurz und mit dem Hahnenschrei geht es schon wieder an die Arbeit. Es fehlt auch dort die geistige Anregung zum Gesang und die Anerkennung dieser lieblichen Gewohnheit. Es fehlt der mächtige Reiz des Frühlings, den die Felddörfer fast nur an den jungen Gänsen und vermehrter Arbeit erkennen. Der Knecht geht Schritt für Schritt neben seinem Wagen, hinter dem Pflug und wird langsam und kopfhängerisch wie seine Ochsen, oder ein Bändiger seiner Pferde. Wie anders bei den Bergbewohnern. Die Arbeit drückt dort selten nieder, ist weniger regelmäßig und da sie oft genug fehlt, so ergiebt man sich darein und sucht die freie Zeit so heiter wie möglich hinzubringen. Im Gebirge werden die Blicke und Gedanken fortwährend zerstreut und in die Ferne gezogen.

Die Landschaft stimmt unbewußt die Seele höher, das Leben ist beweglicher, reicher an Erlebnissen, die Anregung von Außen stärker. Da giebt es Verkehr mit Reisenden, kleine Abenteuer und seltsame Neuigkeiten; die Jagd, das Jäger- und Bergmannsleben bieten immer Stoffe zu Unterhaltung; Vogelgesang und Vögelzucht, das „Holzlesen" und Umherstreifen im Walde, womit schon die Kinder beginnen und das die Alten nicht lassen, so lange sie

noch wackeln können. Beerensuchen und Holzarbeit führt fast alle Bewohner immer wieder in den Wald, in den sagenreichen, märchenvollen Wald, an Felsenspalten und Löcher, hinter denen sich die Phantasie und Sage weite Höhlen mit Zwergen und Jungfrauen denkt, die in Gemächern von Gold und Edelsteinen wohnen. Was das Märchenbuch und die Großmutter erzählten, bekommt im Gebirg Leben.

Der junge Bursch und Mann geht oft über eine Stunde, ja Meile weit seinen Geschäften nach und trifft an gewissen Orten mit Leuten aus anderen Thälern zusammen. Das Mädchen vermiethet sich nicht so allgemein wie im Ackerdorfe, sondern verdient irgend etwas zu Hause mit Botengängen, in der Fabrik ɾc., arbeitet selten regelmäßig und hat immer viel Zeit übrig.

Alles dieses und noch anderes bringt eine geistige Erweckung hervor, welche in dem in sich fast abgeschlossenen, sich ewig gleichbleibendem Ackerdorfe fehlt.

Kommt dann der herrliche Frühling, dann wirkt nicht nur der erhebende Eindruck des neu grünenden Waldes und der Waldesduft anregend, sondern es beginnt auch die Zeit des Wohllebens — wenn man ein etwas besseres Leben nach langer Zeit des Darbens so nennen kann, und die Sanglust steigert sich von Tag zu Tag.

Wir würden aber Unrecht thun und Falsches sagen, wenn wir das thüringer Ackerdorf im Allgemeinen als stumm bezeichnen wollten. Es giebt auch im Tief- und Hügellande sangreiche Orte, wo das helle Lied aus der Küche und dem Kuhstall klingt und im Winter hinter den mit Läden geschlossenen Fenstern der Spinnstube ein mehrstimmiges Volkslied ertönt.

Anderwärts singt man auch, man singt in munteren Gesellschaften und nach Feierabend. Der Thüringer aus dem Bergland und noch mehr die Thüringerin singt bei der Arbeit.

A n n a — so will ich das Thüringer Dorfmädchen nennen, denn je das dritte Mädchen heißt so — Anna singt immer. Ihr Lied schallt aus dem Kuhstall beim Melken und beim Füttern, oft von kräftigen Scheltworten unterbrochen. Die Kühe würden sich wundern, wenn Anna nicht sänge und vielleicht die Milch an sich halten.

Sie singt beim Scheuern und Aufwaschen, nicht nur daheim, sondern auch in der Stadt, wo sie dient, und wenn es ihr verboten würde, sie verließe lieber den Dienst. Wo sich Zwei oder mehrere zusammenfinden, sei es mit dem leichten Marktkorb heimwärts kehrend, ja selbst mit dem schweren Korb beladen, da singen sie. Auf der Bergspitze angelangt, beginnt der Gesang. Man singt nicht e i n Lied, sondern hört eigentlich gar nicht auf, wenn auch Geplauder und Lachen zuweilen eine Unterbrechung giebt. Beim Heuwenden und Kartoffelhacken giebt es oft einen vollen Chor und es fördert oder hemmt die Arbeit, je nachdem das Lied einen schnellen oder langsamen Tact hat. Ja es giebt Lieder, die nur bei gewissen Arbeiten gesungen werden können, die eigens dazu gemacht scheinen, z. B. beim Melken: „Letzte Rose, wie bist Du" ɾc.

Und wenn es vielleicht zu heiß war, oder wenn „der Herr" kein Freund vom Singen bei der Arbeit ist, dann wird wenigstens auf dem Heimweg nach Feierabend in Gemeinschaft gesungen.

Es ist ungemein wohlthuend, dieses Singen bei der Arbeit zu hören, denn wer singt, ist fröhlich, oder wenigstens nicht traurig, nicht von der Last der Arbeit niedergedrückt, er fühlt sich als Mensch. Ist aber die sommerliche

Arbeit gethan und die liebliche Nacht mit ihrer Kühlung gekommen, dann muß man allein und geräuschlos durch die dunklen Gassen des Dorfes streifen und lauschen. Da ertönen von der Seite her leise Zitherklänge *) und durch das Dunkel erkennst Du unter dem Haufen Bauholz neben der Dorflinde Gestalten, meist Mädchen. Bald mischen sich gedämpfte Mädchenstimmen mit den Tönen der Saiten zu einem Liede. Du vernimmst nur einzelne Worte aus dem Getön, aber sie können Dich zu Thränen rühren, vorausgesetzt, daß Musik Eindruck auf Dich macht. Je ferner es erklingt, je öfter dieselbe getragene Weise wiederkehrt, desto tiefer der Eindruck. Schon meinst Du, an eine tiefe Innigkeit der Gefühle bei den singenden Dorfschönen glauben zu müssen. Da kommt die Straße herunter „gassenbreit", das ist Arm in Arm, ein halbes Dutzend Mädchen, gefolgt von einigen Burschen und sie singen laut, um die Sänger unter der Linde zu überschreien, ein lustiges Soldaten- oder Harfenmädchenlied. Und die tief-innigen Sänger von der Linde fallen aus ihrer süßen, weichen Melodie in die Weise der Ankommenden. Diese bleiben stehen, die Burschen zerren einige Mädchen vom Bauholz und nun beginnen derbe handgreifliche Scherze. Zuweilen bleiben aber auch die Sänger in der gemüthstiefen Stimmung, je nachdem ein Mädchen dabei ist, die sich vorzugsweise in ernsten Liedern gefällt. Dann klingt es noch spät nach Zehn mit halblauten Stimmen durch die stille Nacht und es ist, als ob der Röhrenbrunnen mitsänge und der Bach seine Wellen anhielte, um auch etwas davon zu hören.

Wer es versteht, mit den Dorfmädchen und sanglustigen Burschen umzugehen, kann manches Lied hervorlocken.

An vielbesuchten Gebirgsorten kann man am leichtesten am Sonntag Abend zu Liedern kommen, wenn man sich dreist, aber ohne Anmaßung, an einen „singenden" Tisch setzt, vorsichtig ein Lied lobt, sich einen Vers vorsagen läßt und mit den Nachbarn das Glas anstößt. Ist man erst bekannt, so kann man auch ein stärkeres Mittel anwenden, indem man einige Gläser Bier auftragen läßt. Dabei muß aber vorausgesetzt werden, daß die Persönlichkeit und Art der Fremden den jungen Dorfleuten gefällt. Eine gewisse Art von Reisenden würde einfach ausgelacht, wenn sie solche Bekanntschaft anfangen wollte.

Der thüringer Frauengesang ist meist gut, harmonisch richtig und sehr rhythmisch. Die meisten Lieder werden höher gesungen, als für das Ohr angenehm ist. Die zweiten Stimmen bilden sich immer von selbst und sind meist tief und männlich. Als beste Sängerin gilt nicht die schönste Stimme, sondern die festeste und kräftigste, welche auch die Worte genau kennt.

Man wird bereits mit Befremden bemerkt haben, daß ich fast nur von Sängerinnen spreche. In der That sind auch nur diese die Träger des Volksgesanges.

Die jungen Burschen singen zwar im Wirthshaus, wenn die Rechren zu-

---

*) Die thüringer Zither oder Zitter (wie man's ausspricht) wird wie die Guitarre und Mandoline in den Armen gehalten und fast nur von Männern gespielt. Sie hat nur vier Doppelsaiten von Metall und ist ungemein leicht zu spielen, freilich in ihren Leistungen sehr beschränkt. Sie werden im Gebirge selbst gebaut, die meisten in dem Dorfe Crawinkel bei Ohrdruff. Gewöhnliche Zithern kosten noch nicht einen Thaler, es giebt aber auch bessere und sogenannte Baßzithern für die zweite Stimme. Ich weiß mich noch gut zu besinnen, daß mit der Zither und Violine zum Tanz aufgespielt ward. D. V.

sammenkommen, aber es ist nicht allgemein und wird immer seltener, seitdem die Gesangvereine nach dem Muster der Stadt auf die Dörfer gedrungen sind. Der „Liedertäfler“ singt zwar auch öffentlich, aber nur mit seinem Baß oder Tenor zusammen, fast nie allein. Ihm ist's ziemlich einerlei, welches Lied er singt, wenn nur seine Stimme sich darin auszeichnen kann, denn er singt hauptsächlich, um Beifall zu erlangen und sich hören zu lassen. Es ist also auf dem Dorfe mit dem Liedertafelwesen genau so, wie in der Stadt. Dadurch sind die Volkslieder wieder um ein gutes Stück zurückgedrängt und sie werden eigentlich, wie die Volkstrachten, nur noch von den Frauen gehalten. Die Burschen singen zwar nicht mehr so oft wie sonst unflätige Lieder, aber sie haben durch den Kunstgesang die natürliche Sangesweise verlernt, wie der Staar und Gimpel seine Waldstimme, nachdem er den Dessauermarsch pfeifen gelernt.

Die Gesangvereine sind gewiß etwas Schönes und Gutes, ja sie wären das beste Mittel, für die Erhaltung des echten Volksgesanges zu wirken; aber, wie sie jetzt auf dem Lande auftreten, geben sie dem echten Volksliede den Todesstoß.

Ein recht gesangreicher, lustiger Ort ist auch die Stadt, oder vielmehr ihre Vorstadt Eisenach, ja vielleicht die einzige größere in Thüringen, wo man noch Volksgesang hört, auf welchen Alles anzuwenden ist, was ich oben über das Singen der Bergbewohner sagte. Diese Eigenthümlichkeit hängt mit anderen zusammen, die hier nur angedeutet werden können. Eisenach ist eine Verschmelzung von Stadt und Dorf, wie es zum zweiten Mal nicht leicht vorkommt. Zwei Flügel der Stadt ziehen sich in die Gebirgsthäler hinein und Dorfgemeinden haben sich der Stadt angeschlossen. Um die kleine alte Pfaffenstadt haben sich seit Jahrhunderten Arbeiter, besonders „Holzmacher“, welche im Forst arbeiten, angesiedelt, welche lange Zeit ihre Dorfweise bewahrten, bis sie unvermerkt Städter wurden. Aber sie haben Vieles von ihrer Dorfabstammung behalten, darunter auch den Dorfgesang. Hier lebt und klinkt noch ein großer Schatz von Liedern, wie er wol selten noch angetroffen wird. Abends auf den Vorstadtstraßen und weiter hinaus, da singt und klingt es auf und ab, mag es auch kalt sein, wenn nur die Luft still und einladend ist. Natürlich geht das nicht jeden Tag so, am lautesten am Sonnabend und Sonntag Abend.

Wie manchen Abend hörte ich in den letzten Jahren vor dem Krieg, ehe das „Chassepotlied“ die Gemüther erfaßte, immer und immer wieder das schöne, mir früher ganz unbekannte Lied „Kehr wieder“, welches ich weiter unten mittheilen will. Ein günstiger Zufall brachte es in meine Hände, nachdem ich oft den Sängertruppen entfernt gefolgt, und zwar von der Hand einer Hauptsängerin geschrieben. Wer aber recht singen hören will, muß hier an Frühlingstagen, besonders Himmelfahrt und Pfingsten, in die Wälder gehen. Dort erklingt es fast aus jedem Busche, denn hier geht Jedermann, auch der Aermste, in den Wald, um sich zu erholen und die Natur zu genießen.

Und wer gerade Glück hat und schnell auffassen und schreiben kann, würde manches Lied oder vielmehr manches Bruchstück davon den Winden entreißen.

Obschon hier von Mädchen und jüngeren Frauen fast bei jeder Arbeit im Freien gesungen wird, wo es besonders nach der Erholungszeit (mit Schnaps oder Kaffee) gut geht, so ist das gemeinschaftliche Singen doch am meisten bei den „Culturmädchen“ im Gebrauch. Dieses Wort bedarf einer

Erklärung. Die Forstleute Thüringens, wol auch anderer Gegenden, nennen die Saat- und Pflanzungsarbeiten allgemein „Cultur", und lassen dieselben zumeist von Frauen verrichten. Diese Arbeiterinnen sind die „Culturmädchen". Geht der Wanderer zur ersten Frühlingszeit über die Waldberge, wo er nichts hört, als Vögelstimmen und sich so recht einsam fühlt: da auf einmal schwingt sich aus der Ferne ein voller Chor von Frauenstimmen über die Berge und Thäler.

Verwundert blickt er umher und meint, den Sängerinnen auf dem Wege begegnen zu müssen, aber bald bemerkt er, daß der Schall aus einer andern Richtung kommt. Er weiß, daß kein Dorf in der Nähe, eben so wenig ein Vergnügungsort. Nichts als Wald, Wald auf den Bergen, Wald in den Thälern. Eigenthümlich ergriffen dringt der Wanderer auf's Gerathewohl in der Richtung des Gesanges in den lichten Wald. Auf einer freien Höhe angekommen, glaubt er den Gesang in der Falte des nächsten Thales aufzufinden, aber als er es erreicht hat, hört er keinen Ton mehr. Wer die Sängerinnen auffinden will, muß die Gegend besser kennen. Es sind die „Culturmädchen", die an irgend einer hinter Hochwald versteckten freien Berglehne arbeiten. Von einer andern Seite würde man sie sehen und den Gesang noch deutlicher hören. Die Einen harken „Saatkumpe" oder Pflanzlöcher, Andere tragen in Körben auf dem Rücken Pflanzen herbei, und die geschicktesten pflanzen. Beim Tragen wird fast immer mehrstimmig gesungen, oft auch beim Pflanzen, wenn sich die rechten Stimmen zusammenfinden.

Ist der die Aufsicht führende Forstaufseher, Unterförster oder Forstgehülfe ein Freund des Gesanges und bei guter Laune, dann läßt er auch wol ein Lied nach dem Frühstück und Vesperbrod singen, ehe die Sängerinnen sich wieder im Wald zerstreuen. Die Arbeit geht dann wieder um so besser. Am schönsten geht das Singen auf dem Heimwege nach dem Feierabend, obwol jede Arbeiterin einen Tragkorb voll Holz, das sie in der Mittagsstunde sammelte, auf dem Rücken trägt.

Die Culturmädchen, unter denen sich, beiläufig gesagt, auch viele junge Frauen befinden, kennen und können die meisten Lieder. Das nachstehende verdanke ich einem solchen Mädchen. Man konnte das Lied vor einigen Jahren jeden Abend in den Straßen der beiden in die Waldthäler sich erstreckenden Vorstädte hören, immer zweistimmig. Jetzt ist es schon wieder aus der Mode, und durch Lieder aus dem letzten Krieg verdrängt. Ist es auch kein Meisterstück der Poesie, so verdient es doch der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Text dieses Liedes, welches ich „Abschied" nennen will, ist offenbar neu und es finden sich Wendungen darin, die das alte echte Volkslied nicht kennt. Aber die Neuzeit hat auch ihre Volkslieder, die wir nicht mißachten dürfen, wenn sie auch die Vorzüge und die tiefe Innigkeit des alten entbehren. Und das neue Volkslied, wirklich aus dem Volke hervorgegangen, nicht das von begabten Dichtern den alten nachgesungen, kann nur modern sein, denn der jetzige Volksdichter, d. h. der Dichter von niedriger Bildungsstufe, wird nicht in einfacher Weise seine Gefühle wiedergeben, sondern sich an moderne Dichtungen anlehnen. Indem er Dichter wird, versucht er den Sprung nach dem höher Gebildeten.

Er hat keine Ahnung von dem Werth einfacher Ausdrucksweise und verfällt in den Ton und Stil des Schulaufsatzes, sobald er die Feder in die Hand nimmt. Die Melodie ist lebhaft und hält sich leicht fest, übrigens

nicht gewöhnlich, ja der Anfang sogar sehr ungewöhnlich, wie ich nie ein ähnliches Lied gehört.

Besonders ausdrucksvoll sind die in den ersten vier Strophen wiederkehrenden Worte: „Muß wandern, muß wandern, muß weiter wandern", in den zwei letzten Strophen, welche als die Antwort des Mädchens zu betrachten sind „Kehr' wieder, komm' treu mir wieder". Die zwei Schlußverse (Strophen) werden immer bewegter gesungen, als die vier ersten. Ob das von einem Sangesverständigen so eingeübt worden ist, oder ob die Sänger selbst fühlen, daß es so sein muß — wer weiß es.

Das Volkslied war stets geheimnißvoll und wird es bleiben. Das gilt auch vom Dichter und Componisten. Als ich Sänger fragte, woher sie das schöne Lied hätten, sagte man mir „aus der Kaserne". Die Officiere, welche so ziemlich alle dort gesungenen Lieder kennen, wußten aber nichts davon. Vielleicht hat es ein Dorfbursche unter den Soldaten in seinen jetzigen Verbreitungskreis gebracht.

Doch nun zum Text des Liedes, welcher viel unbedeutender ist, als Mancher nach so vielen Worten darüber glauben mag:

Abschied.

„Die Rose blüht', als ich schied,
Die Lerche sang ihr frohes Lied.
Muß wandern, muß wandern, muß weiter wandern,
Muß wandern, muß wandern, muß wandern.

Und Liebchen weint im stillen Schmerz,
Drückt mich so sanft an's treue Herz.
Muß wandern 2c.

Wie heiß hab ich für Dich geglüht,
Welch' schöner Lenz hat uns geblüht.
Muß wandern 2c.

Ach könnt' ich Dich nur nennen mein!
Welch' Erdenglück könnt' größer sein!
Muß wandern 2c.

Und wärst Du tausend Stund' von mir,
So wär' mein Herz doch stets bei Dir.
Komm' wieder, komm' wieder, komm' treu mir wieder!
Gieb mir die Ruhe wieder.

Kehr' bald nur wieder an meine Brust,
Genieße wonnevolle Lust.
Komm' wieder, komm' wieder, komm' treu mir wieder!
Schenk' mir die Ruhe wieder."

Man sieht, das Lied ist incorrect im Versbau, und die ungleiche Silbenzahl derselben Zeile in verschiedenen Versen (Strophen) würde von einem Kunstcomponisten nicht zu überwältigen sein. Aber das kümmert den Natursänger sehr wenig, denn er weiß Silben zu verschlucken und auszudehnen, wie es die Melodie verlangt.

Ein echtes, älteres Volkslied dagegen scheint mir das folgende zu sein, obschon durch neue Wendungen und Einschiebungen verunstaltet.

Ich gebe es in dem ursprünglichen Text, wie es vor Jahren von einer Gesellschaft junger Burschen aus Winterstein, einem Dorf am Fuß des Inselsberges gesungen wurde. Der Gesang war mehrstimmig, aber nach freier Wahl, denn noch hatte kein Gesangverein dort Wurzeln geschlagen. Die

Melodie ist ergreifend schön, aber für mich nicht mehr erfaßbar. Die erste und die dritte Zeile werden stets wiederholt.

„Thut mir's weh im Herzen,
Hör' ich das Gekklinge,
Leicht vergeh'n die Schmerzen,
Wenn ich spiel' und singe.

Ich hab' ohne Freuden,
Diese Kunst betrieben,
Lieblich geht es heute:
Göttlich ist die Liebe.

Wer so leicht entschlossen
Küsse treulos giebet,
Der hat' wol genossen,
Aber nicht gefühlet.

Zwar ich leid' um's Mädchen,
Aber nicht vergebens,
Denn ich gab ihr manchen
Süßen Kuß des Lebens.

Ich will kein Geschenke
Aus des Bergmanns Mine,
Was ich wünsch' und denke,
Hat nur Josephine *).“

„Neder (Branntwein) in der Flasche,
Liebe in dem Herzen,
Silber in der Tasche
Heilet alle Schmerzen.

Ich will auf der Stelle
Gehn in's Ungeheuer,
Himmel oder Hölle —
Nur kein Fegefeuer.

So laßt im Traum mich leiden,
Tief in's Grab mich senken.
Wenn die Glocken läuten,
Wird sie an mich denken.

Wenn ich beim Sternenschimmer
Nach der Heimat sehe,
So führt der Weg mich immer
Nach des Friedhofs Höhe.

Da schaudert mir die Seele,
Und die Beine wanken,
Aber ich verfehle
Nie sie in Gedanken.“

Die Worte „göttlich ist die Liebe“ und „aus des Bergmanns Mine“ sind offenbar moderne Zusätze zu dem ältern Lied. Die Strophe, worin von Branntwein und Silber die Rede, ist zwar auch eingeschoben, aber im Volkslied sind solche ungehörige Zwischengedanken gar nicht selten. Auch das Bild vom Fegefeuer ist nicht thüringisch, oder es müßte das Lied noch aus der katholischen Zeit stammen.

---

*) Josephine ist kein thüringer Dorfname und gehört über den Main. Offenbar wurde er nur des Reimes wegen gewählt, ganz wie in dem berühmten Volkslied: „Heinrich schlief“ ꝛc. mit der wunderbaren Melodie und dem jämmerlichen Text, der Name Wilhelmine, weil er sich auf Gardine reimt.

Fegefeuer soll hier die peinliche Ungewißheit, ob „Himmel oder Hölle“ Sehen und Meiden bedeuten. „Nach der Heimat sehen“ bedeutet in der thüringer Volkssprache: nach der Heimat gehen. Man sagt: ich will einmal nach Hause sehen; d. h. gehen, um zu sehen.

Fragt man, welche Lieder in Thüringen gesungen werden, so kann dies sehr lang, aber auch sehr kurz beantwortet werden. Ich wähle das letztere und sage:]

Die Thüringer singen alle Lieder, die ihnen zukommen und gefallen, besonders oder hauptsächlich in der Melodie. Man singt echte alte Volkslieder, neu umgedichtete nach alten Volksweisen, die Lieder der Harfenmädchen vom Vogelschießen und von Jahrmärkten, Soldaten- und Studentenliedern, leichte Lieder aus Opern, meist mit verändertem Text; kurz, sie singen Alles, was singbar ist. Der bekannte, verstorbene Germanist Oscar Schade hat eine hübsche Anzahl von „Volksliedern aus Thüringen, in und um Weimar“ gesammelt und unter diesem Titel im III. Band der „Weimarischen Jahrbücher“ (auch besonders abgedruckt) veröffentlicht, mit kritischen Bemerkungen, ähnlich wie in dem „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes“ von A. F. C. Vilmar, dem berühmten Literaturhistoriker. Aber ich habe hier viele dort nicht enthaltene gehört, und in „Anna's Liederbuch“, welches ich einmal in den Händen hatte, aber vor der rechten Benutzung wieder hergeben mußte, weil die Besitzerin mir die Freundschaft kündigte, standen wol eben so viele, wie in jener Sammlung, darunter kaum einige gedruckte. Tiefer im „Wald“ und gegen die fränkische und voigtländische Grenze werden wieder viele andere gesungen, worin schon einzelne Worte an den fremden Dialect erinnern. So lernte ich z. B. erst vorigen Sommer ein Lied aus der Rhön kennen, worin Trutschel, Mädel, i (statt ich) &c., also süddeutsche Worte vorkommen, während im Allgemeinen die Sprache thüringisch-hessisch ist. Das Lied, von welchem ich auch die Singweise nach Aufzeichnung des Professors der Musik Th. in E. besitze, ist höchst originell in der Melodie wie im Text. Obschon der Versbau ein heiterer genannt werden kann, so ist doch der Gesang durchaus in Moll, was zwar sehr zu einzelnen Sätzen paßt, zu den meisten Versen aber höchst komisch klingt.

Das Lied ist nicht werth, es hier ganz mitzutheilen, aber eine Strophe will ich abschreiben, weil sie den Beweis liefert, daß es schon vor Heinrich Heine Dichter gegeben hat, welche einen ersten Gedanken plötzlich durch einen trivialen Schluß aufheben. Sie heißt:

„Und wenn i mal sterbe,
Ich laß' mich begraben,
Und laß mir vom Schreiner
Zwei Bretchen schlagen,
Und laß' mir zwei feurige
Herzen drauf malen:
Ich kanns ja bezahlen!“
(In Molltönen wiederholt.)

Bei der Auswahl der Lieder für das Volk ist sicher die Melodie allein bestimmend. Die Worte mögen noch so unsinnig sein: es wird gesungen, ohne nur etwas dabei zu denken. Wie käme sonst der Mitteldeutsche zu Seemannsliedern, wie „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin“ (im Italienischen heißt es Fidelin) und „Auf Matrosen die Anker gelichtet“. In Anna's Liederbuch giebt es eine Menge Lieder, deren Beziehungen dem Volk völlig unverständlich sind.



Noch schlagender tritt das unbewußte Singen durch die Entstellung der Worte hervor, durch Unsinn, wie z. B. „Freudvoll und leidvoll, Gedanken sind frei“, oder „Luise (anstatt leise) zieht durch mein Gemüth“.

Das Volkslied geht mit der Zeit fort, wird fortwährend umgedichtet. Wer es thut, weiß Niemand.

Aber es verändert sich, das sehen wir aus den verschiedenen Sammlungen aus verschiedenen Jahrhunderten, verglichen mit den noch lebendigen Liedern. Leider ist das Lied im Lauf der Zeit nicht besser geworden. Sammler von bereits durch die Sänger verdorbenen Liedern haben durch ungeschicktes Umdichten die ursprüngliche Schönheit oft verdorben. So finden wir in der berühmten Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ viele willkürlich veränderte Lieder, sogar gefälschte, als Volkslieder eingestellte neue Dichtungen. *)

Wenn nun auch bedeutendes Dichtertalent und tiefes Verständniß des alten Volksliedes dazu gehört, ein Lied zu dichten, welches wie ein altes klingt, so sollte es doch nicht für alt ausgegeben werden. Die Uhland'schen Sammlungen sind in diesem Stück gewissenhafter. Allerdings wäre es verdienstlich, Volkslieder zum Gebrauch der Gegenwart vom Schmutz der Jahrhunderte mit Vorsicht zu reinigen.

Das Volkslied ändert sich, aber es geht einen langen Weg. Es bleibt, wie die Kleidermode auf dem Lande, stets hinter der Zeit zurück. Das neue Lied, welches erst im Concert, dann zum Piano gesungen wird, nimmt oft erst seinen Weg mit dem böhmischen Harfenmädchen in die kleine Stadt und braucht oft lange Zeit, ehe es auf das Dorf kommt. Auf diesem langen Wege wird es verändert, so daß manchmal nur noch Spuren vom Original übrig bleiben. Mitunter gereicht die Abschleifung des Virtuosenhaften des Kunstliedes demselben sehr zum Vortheil. So ist z. B. das jetzt von den Landmädchen gesungene vor länger als zehn Jahren im Salon beliebte Lied:

„Bleib' bei mir und geh' nicht fort,
An meinem Herzen ist der beste Ort“ 2c

viel lieblicher geworden, indem man die musikalische Schnörkelei in der letzten Zeile beseitigt hat.

Der Dorfsänger macht es sich mit schwierigen Stellen leicht, verändert sie für seine Stimmmittel und wirft das Gekünstelte, Ueberflüssige einfach heraus. Leider hat er aber die Gewohnheit, dafür zuweilen sinnlose Klangworte einzuschieben, die nach seiner Meinung den Gesang heben, z. B. „Schramm, schramm“ (zwei- bis dreimal) oder „schrumm, zum drem derem dendem“. Zu der Melodie der „Jungfernkranz“ hat man in verschiedene Texte den Kehrreim „mit veilchenblauer Seide“ eingeschoben.

Nicht selten hört man Studentenlieder, ebenfalls mit verändertem Text, häufiger aber in einem seltsamen Gemisch von Universitäts- und Kuhstallspoesie.

„Stoßt an, Anna soll leben“ (anstatt Jena soll leben) ist ein kleines Beispiel. „Wie kommen diese Lieder auf das Land?“ werden Manche fragen. Ganz einfach:

---

*) Als ein solches eingeschwärztes Volkslied gilt z. B. (nach Vilmar) der jetzt wieder so viel gesungene: „Es steht ein Baum im Odenwald“ 2c. Uebrigens haben solche Fälschungen nur für den Literaturhistoriker Bedeutung, denn wenn das neu gedichtete Lied ganz das Gepräge eines alten Volksliedes hat, und vom Volk gesungen wird, so ist es ein wirkliches Volkslied.

Der Sohn des Pfarrers oder Beamten kommt in den Ferien in sein Heimatsdorf, bringt vielleicht einen Studiengenossen aus fernen Landen mit, und singt dort seinen Schwestern die ihm höchst interessanten Lieder der Studenten vor, bemüht sich vielleicht, den Mädchen dieselben „einzupauken".

Anna in der Küche hört's mit Vergnügen, horcht an der Thür, bis sie das Lied weg hat, nimmt sich vielleicht gern die Freiheit, sich an die Thür zu stellen.

Dann singt sie es in Haus und Hof, bekommt vielleicht gern von den jungen Herren Nachhülfe. Verstümmelt in Worten kommt es in die Spinnstube des nächsten Winters und geht vielleicht im Frühling als ein anderes Lied daraus hervor.

Noch größer ist der Volksliedsverkehr durch die Soldaten. Der deutsche Soldat singt bekanntlich sehr gern und wird von den Officieren aufgemuntert. Da finden sich die Lieder aus vielen Orten zusammen und die aus Osten kamen, gehen nach Westen und umgekehrt, wenn der Dorfsohn beurlaubt oder verabschiedet wird. So bewegt sich das eigentliche Dorflied von Ort zu Ort. Aber es werden auf dem Dorfe auch Soldatenlieder mit Vorliebe gesungen. Noch ehe die Truppen aus dem letzten Krieg heimgekehrt waren, sang man schon bei uns neue Soldatenlieder aus diesem ruhmvollen Krieg. Die Kasernen der thüringischen Ländchen sollen nach dem schon genannten Oscar Schade besonders reiche Liederquellen sein. Er sagt: „Die politische Zerstückelung des Landes ist diesem Zweig der Volkspoesie wol eher förderlich gewesen: die Soldaten jedes der Herzogthümer haben ihre eigenen Lieder, die sie treu fortpflanzen" ꝛc.

Aber die Mittheilungen der alten „Sergeanten" sind doch oft nicht zuverlässig. Hätte z. B. der Literaturhistoriker mich fragen können, so hätte ich ihn versichern können (und viele Andere werden es wissen), daß das so sangbare Lied: „Jäger leben immer froh" ꝛc. nicht erst 1849 aus Altenburg durch die Soldaten gekommen ist, wie er angiebt, sondern schon zwölf bis fünfzehn Jahre früher dort viel gesungen wurde und bereits früher gedruckt ist.

Auch die Auswanderung hat manches Lied geliefert. Längst ist das fade, aber singbare Lied: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark" durch neue, zum Theil aus Amerika gekommene verdrängt worden. Die poetischen Schätze, welche die tiefsinnigen Beziehungen der Ausgewanderten zum Mutterland hervorgebracht haben, zu heben, bleibt der Zukunft überlassen.

Am beliebtesten sind aber in dem waldreichen Thüringen Jägerlieder, deren es zahllose giebt.

Da sie fast durchaus schöne Melodien haben, so werden sie auch von Gebildeten gesungen und haben dadurch eine gewisse Vollendung erhalten. Wenn die Jäger aus verschiedenen Thälern in der einsamen Waldschenke an ihrer Reviergrenze zusammenkommen und singen, dann sind sie nicht allein, denn im Nebenzimmer, vielleicht nur am andern Tisch sitzen Jagdtreiber, Holzhauer und Bauernburschen, welche das neue Lied behalten und es in ihr Dorf bringen.

Manche Volksmelodien haben einen durchaus künstlichen Ursprung. So z. B. das von Mädchen früher gern gesungene, jedenfalls aus Süddeutschland stammende „Als ich bin verwichen, zu mein' Dirnel g'schlichen", welches nach einer früher viel auf dem Piano gespielten klagenden Weise von Reissiger (auch unter dem Namen „Weber's letzte Gedanken" bekannt), ferner als

Schwanenlied („Auf dem Mühlendamm, sitzt ein Mann mit Schwamm") gesungen wird.

Daß viele Opernmelodien Eingang gefunden haben, wurde schon angedeutet.

Kein Wunder, denn die Oper hat ja manche Kernmelodie erst aus dem Volk entlehnt. Lieder aus fremden Dialecten kommen vor, aber nicht häufig.

Manche sind so geschickt umgedichtet, daß sie ganz thüringisch klingen (z. B. „Die Liebe ist ein närrisch Ding", nach dem schlesischen „A Busserl is a sakrisch Ding"), andere wieder sehr steif und trocken, so daß sie selbst beim Singen unangenehm auffallen. Auch plattdeutsche Lieder sind nach Thüringen gekommen und zwar meistens durch Jena'sche Studenten, in deren Commersliederbuch mehrere stehen. Es sind freilich wenige so gut hochdeutsch umgedichtet worden, wie Simon Dach's nun über zweihundert Jahre altes liebliches „Aennchen von Tharau" durch Herder, welches viel gesungen wird.

Ehe ich das thüringer Volkslied verlasse, will ich eines Liedes gedenken, welches besonders unter diesem Namen bekannt ist, einst viel gesungen wurde und noch beliebt ist, des Liedes

„Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich Dich lassen kann!"

Es mögen die Worte eines thüringer Volksliedes zu Grunde liegen, aber ein Volkslied im wirklichen Sinne ist's nicht. Es schwebt darüber ein Geheimniß, welches sich vielleicht in Folge dieser Zeilen lösen wird. Niemand kennt den Componisten und doch ist es eine Kunstcomposition von einem vielleicht noch lebenden künstlerisch gebildeten Componisten. Der Text des Liedes wurde zuerst in den späten dreißiger Jahren von dem damals in Weimar lebenden, jetzigen Kapellmeister in Leipzig, Gustav Schmidt, componirt und von dem verstorbenen Tenoristen, nachmaligem Lehrer des Gesanges am Leipziger Conservatorium, Götze, bei Hofe gesungen. Aber diese Melodie ist nie unter das Volk gedrungen und „sie war nicht dazu angethan und bestimmt", wie mir der Componist selbst sagte. Bald nachdem das vielgenannte und gesungene jetzige „Thüringer Volkslied" bekannt wurde, nannte man den genialen, aber leider vagabundirenden Musiker Ludwig Böhner als Componisten. Er sollte die Melodie zuerst in Kopenhagen, wo er am Hof Concerte gab, vorgetragen haben. Vielleicht hängt mit diesem Umstand die Sage zusammen, es sei eine schwedische Melodie, wie Frau v. W., welche lange in Petersburg lebte und dort das Lied kennen lernte, mir sagte. Dem widerstreitet jedoch Herr Kapellmeister Schmidt, mit dem ich die Sache besprach, aus musikalischen Gründen, da Tonfälle, wie in diesem Lied in den schwedischen Volksliedern nicht vorkämen. Dagegen ist Herr Schmidt sehr geneigt, den genannten Böhner für den Componisten zu halten. Ein Anderer mag die Melodie von ihm gehört und aufgeschrieben haben. Ein bestimmter Name als Componist wurde in einem Briefwechsel der Leipziger Illustrirten Zeitung Nr. 1390 (vom Jahre 1870) genannt: der verstorbene Organist Lux in Ruhla bei Eisenach. Diese Angabe läßt sich nicht widerlegen, aber anzweifeln, so lange nicht das Manuscript von L. herbeigeschafft wird, oder dessen noch lebender Sohn, Kapellmeister Lux in Mainz, dieselbe bestätigt. Wäre die Sache so bestimmt, so würde Dr. Alexander Ziegler in Dresden und Ruhla in seinem Buch „Das Thüringer Walddorf Ruhla" sicher dieselbe gewußt und erwähnt haben. Endlich will ich noch einer Sage erwähnen, nach welcher Mendelssohn der Componist sein

könnte. Eine in Wien in einem gräflichen Hause sich aufhaltende Thüringerin, sagte mir: ein thüringer Musiker, Musikdirector H., habe das „Thüringer Volkslied" im Album der Gräfin von Mendelssohn's Hand eingeschrieben gefunden. Wäre dem wirklich so, dann wäre Mendelssohn der Componist, denn eine fremde Composition ohne Nennung des Componisten würde er wahrscheinlich nicht in das Album geschrieben haben. Auch dieses Geheimniß wird sich aufklären. War doch der Dichter der „Wacht am Rhein" bis kurz vor dem großen Krieg noch unbekannt, selbst dem Componisten Karl Wilhelm, welcher mir erzählte, daß er den Text in einem rheinischen Localblättchen gefunden und daß seine öffentliche Aufforderung nach dem Namen des Dichters keinen Erfolg gehabt habe.

Volkslieder zu sammeln ist nicht leicht. Es gehört hierzu nicht nur eine besondere Begabung, sie zu finden und herauszulocken, sondern auch Gelegenheit. Man muß mit den Sängern und Sängerinnen gewissermaßen intim werden, was natürlich nur einem jungen Mann möglich ist und ansteht. Nur wer wirklichen Wohlgefallen an einem Liede zeigt, wird eine Abschrift bekommen oder einen Blick in „Anna's Liederbuch" thun dürfen. Sammler von Profession, besonders fremde, bekommen selten ein Lied. Es haben schon Dorfpfarrer versucht, die Lieder ihrer Umgegend zu sammeln, aber sie bekommen aus erster Hand höchstens die allbekannten unschuldigsten. Der Pfarrer ist viel zu sehr eine Respectperson, als daß man wagte, ihm ein „Schamperlied" (Schelmenlied) mitzutheilen. Besser wird es dem Dorfschullehrer gelingen, zumal so lange er unverheirathet ist und Dorfschönen den Hof machen darf. Daß auch junge Forstleute Gelegenheit haben, Lieder zu sammeln, geht schon aus den Mittheilungen über die „Culturmädchen" hervor. Von Geometern, die oft Monate lang auf Dörfern leben, und von Officieren wäre dasselbe zu sagen. Für jüngere Männer, welche Sinn und Beruf für solche Dinge haben, kann es keine interessantere Winterunterhaltung geben, als Lieder zu sammeln. Wer nicht blos Sinn für junge Sängerinnen hat, wird bei manchen alten noch mehr erreichen und ihre Mittheilungen oft interessanter finden. Nur hüte man sich, sie singen zu lassen, um nicht Märtyrer der ästhetischen Forschung zu werden.

Volkslieder zu sammeln ist zwar sehr verdienstlich, aber Niemand gebe sich der Hoffnung hin, viele neue aufzufinden. Die besten und schönsten sind längst gesammelt und gedruckt, viele in verschiedenen provinciellen und chronologischen Lesarten. Diese Sammlungen zeigen eine überraschende Aehnlichkeit, ein Beweis, daß die schönsten Lieder überall in allen deutschen Gauen im Volke leben. Nur die niederdeutschen (plattdeutschen) sind noch zurück, werden aber bei den Anstrengungen, welche gegenwärttg für diesen Sprachzweig durch Klaus Groth und Andere gemacht werden, wol bald eben so vollständig sein, wie die Sammlungen aus Oberdeutschland. Eine thüringische Sammlung ist mir, außer der schon genannten speciell weimarischen von Oscar Schade, nicht bekannt. Derselbe sagte jedoch in der Einleitung: „Mit einer Sammlung der thüringischen (Volkslieder) bin ich vollauf beschäftigt."

Schade lebt aber nicht mehr, und von einem Erscheinen eines solchen Buches habe ich nichts bemerkt. Ein Bedürfniß, zu sammeln, liegt wie gesagt nicht vor. Aber dies ist kein Grund, es zu unterlassen, denn wenn unter vielen gesammelten Liedern auch nur eins neu und gut ist, so wird dadurch der poetische Nationalreichthum vermehrt.

Die vorstehenden Zeilen waren bereits geschrieben, als ich in Nr. 10 des „Salon" (1873) die Besprechung von Georg Scherer's „Jungbrunnen" von H. Ehrlich las. Es werden darin drei Strophen des Liedes „Der Edelmann" aufgeführt, welches auch in Thüringen viel gesungen wird, aber die unentbehrlichen Zwischenverse — ob absichtlich oder weil sie Verfasser nicht kennt — weggelassen.

Ich weiß nicht, ob dieses über alle deutsche Gauen verbreitete heitere Lied nach verschiedenen Weisen gesungen wird, aber in der thüringer Singweise sind die erwähnten Zwischenverse (Klangverse) unentbehrlich. Das Lied kann gar nicht gesungen werden ohne diese. Dieselben sind nun wol das Eigenthümlichste und Drolligste, was dieser Art im Volkslied vorkommt. Indem ich hier die erste Strophe mit den Klangversen (Verse und Worte ohne Sinn) mittheile, glaube ich zur Vervollständigung meiner Besprechung des Volksliedes in Thüringen beizutragen. Die Zwischenverse sind mit kleinerer Schrift gedruckt.

„Es wohnt ein Müller an jenem Teich.
Lauf Müller, lauf!
Der hatt' eine Tochter und die war reich.
Lauf Müller, lauf, wie die Katze nach der Maus!
Potz Himmeldonnerwetter, Müller, lauf, lauf, lauf!
Lauf, mein Lieber, lauf!

Wenn das Lied im Chorus gesungen wird, so ist es förmlich ein Kunststück die zwei langen Zwischenverse, welche sehr rasch gesungen (eigentlich halb gesprochen) werden müssen, in den gehörigen Zusammenklang zu bringen.

Druck von H. [illegible] in [illegible] bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht [illegible] vorbehalten.



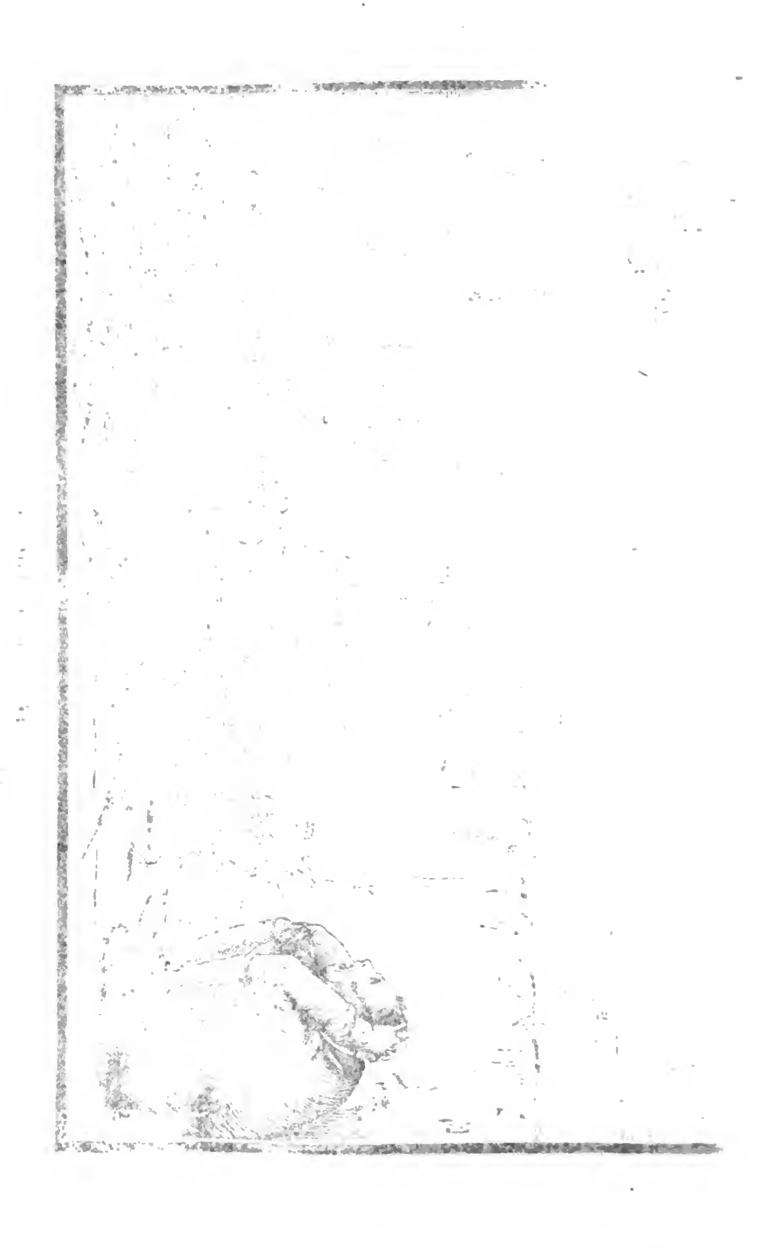
Der moderne Todtentanz. VI.

Gegangen ist Alles und nun zu spät
Kann er sein Urtheil lesen:

Wo Wohlstand einst war und Glück und Lieb',
Treiben furchtbare Geister ihr Wesen!

[illegible]

[illegible]



Der Salon.

Im Seebade.

Novelle von **Hans Marbach**.

I.

Ausgang des Winters war ich schwer krank gewesen; der Frühling hatte mir Genesung gebracht, und den Sommer benutzte ich, um mich vollends auszucuriren und am Busen der Natur neue Kräfte zu sammeln. Nachdem ich verschiedene Berg- und Waldlüfte eingeathmet, an verschiedenen mehr oder weniger widrig schmeckenden Heilquellen genippt und verschiedene Sorten von Bademusik und Langeweile erduldet, landete ich zuguterletzt in den schönen Tagen des Erntemonds auf der Insel S., wo man eines der kräftigsten Nordseebäder des deutschen Vaterlandes genießen sollte.

Die Insel S. bietet dem Ankommenden ein Bild der Trostlosigkeit dar. Eine kahle, öde Fläche, auf der, als fast einzige Vegetation, ein struppiges Gras wächst, das im Hochsommer von der Sonne verbrannt ist. Hier und da ein verkrüppelter Baum, ein dürrer Strauch, ein Kartoffelfeld, welches nur unter der Bedingung seine knolligen Früchte liefert, daß es vorsorglich mit festgestampften Dünen en miniature eingehegt ist; sonst würde das bischen Humus bald in alle vier Winde verweht werden. Das gelbe, harte Gras wird von Kühen und Schafen abgeweidet, die, paarweise an einen Pflock gebunden — wenn man sie einzeln postiren wollte, würden sie unfehlbar vor Mangel an jeder Zerstreuung umkommen — schläfrig, ohne rechten Appetit ihrer unschmackhaften Nahrung im Kreise nachtrotteln und von Zeit zu Zeit ein klägliches Brüllen ertönen lassen. Die Wege werden fast nur durch tiefe Furchen von Rädern bezeichnet; Regengüsse tilgen diese Spuren sofort und verwandeln den Boden in einen unwegsamen Morast. Menschen, nämlich eingeborene, heimatberechtigte, nicht nur badende, leben auch auf diesem trübseligen Fleckchen Erde. Sie wohnen in kleinen, einstöckigen oder nur ein Erdgeschoß aufweisenden Häusern, die, einzeln oder in Gruppen verstreut, ziemlich planlos umherliegen, einige derselben von kleinen Gärtchen umgeben. Armselig sehen diese menschlichen Wohnungen nicht aus, denn sie sind fast ohne Ausnahme sauber und gut im Stande; aber kahl, unbehaglich und grenzenlos langweilig.

Ueber dem Ganzen heult ein fortwährender Sturm, bald laut, bald leise, immer melancholisch, wie Seufzer Gottes, denn dessen Stimme wähnt Unsereiner stets zu hören, sobald das gewohnte unharmonische Concert des spectakelmachenden Culturlebens seine Ohren einmal nicht betäubt.

Nach dieser kurzen Schilderung wird man es begreiflich finden,

daß mich das Eiland nicht gerade anheimelte, als ich mit noch anderen ankommenden Badegästen auf einem hochräderigen Karren dasselbe quer durchfuhr, um vom Landungsplatz nach dem Dorfe zu gelangen, in welchem das Bad angelegt ist. Bei dem Gedanken, auf diesem vernachlässigten Stückchen Erdoberfläche, das noch dazu durch eine grimmige Wasserschlange umkreist und abgeschnitten wird von der übrigen civilisirten und überall, wo ich ihre Bekanntschaft gemacht, mit bedeutend mehr Naturreizen geschmückten Welt, mehrere Wochen zubringen zu müssen, bei diesem Gedanken bemächtigten sich meiner die niederdrückendsten Empfindungen und aus dem Rütteln und Schütteln des Wagens klang ein leieriger eintöniger Tact an mein Ohr, so daß es mir war, als hörte ich wieder die hohle Topfstimme meines alten Lehrers der Declamirkunst, wie sie uns Jungen aus dem Echtermayer mit scharfer Skandirung vorbrummte.

„Auf einer Insel im Meere,
Da lebten der Hirten zwei,
Der eine hieß Malone,
Der andere hieß Malei."

Ueberdem hatte ich mir erzählen lassen, daß die Badeeinrichtungen auf S. von der primitivsten Art seien und Cursäle, Lesezimmer und andere Gelegenheiten zur Anknüpfung und Belebung des geselligen Verkehrs und zum Zeitvertreib, auch wenn man isolirt bleiben will, ja selbst eine leidliche Küche zur Befriedigung feinerer Magenbedürfnisse, in das Gebiet vager Hoffnungen gehörten, deren späte Verwirklichung auf dem chimärischen Seckel einer noch nicht in's Leben getretenen Actiengesellschaft beruhe.

Nach einigem Umhersuchen fand ich noch an demselben Abend eine meine ursprünglich schon mäßigen, jetzt noch mehr herabgestimmten Erwartungen fast übertreffende Wohnung in einem der kleinen Häuser. Das Zimmer selbst war geräumig und sehr sauber, mit den einfachsten, aber genügenden Möbeln ausgestattet; das Bett sah recht einladend aus und bei näherer Bekanntschaft, die zu machen ich, ermüdet wie ich war, nicht lange zögerte, stellte es sich als bequem genug heraus. Der Wind sang mich bald in Schlummer.

Um so früher erwachte ich am nächsten Morgen, der mir ein ganzes Bündel blendender Sonnenstrahlen zum Weckauf durch die vorhanglosen Fensterscheiben hereinschob

Ich hörte meine fleißigen Wirthsleute — der Mann war Zimmermann — schon im Hause und Hofe herumschaftern und plattdütschen, machte schnell Toilette, bestellte mir ein Frühstück und lief dann mit langen Schritten nach dem Strande; denn das offene Meer ist für mich, wie für viel Andere, eines der anziehendsten Schauspiele.

Es war nicht weit nach der Düne, die ich mit ein paar Sätzen erklommen hatte. Oben angekommen ließ ich mich in dem weichen, trockenen Sand nieder und weidete mich am Anblick der großen, lebendigen Wasserfläche, die, heute vom Sonnenschein beglänzt und nur durch

einen sanften West aufgewellt, einen sehr heitern, friedlichen Eindruck machte.

Ich lasse mich nicht darauf ein, das imponirende Naturwunder schildern zu wollen; das liegt auch nicht im Plan dieser Erzählung, die sich auf die Darstellung eines kleinen Wunders des menschlichen Herzens beschränken soll, das auch im Seebad seine Gewohnheitsrechte trotzig geltend macht. Ich liebe das Meer, wie ich die ganze Natur liebe, die ich bewundere, zu Zeiten anbete, aber leider so gut wie gar nicht kenne. Ich denke, Mephisto behauptet nicht so ganz mit Unrecht, daß „dieses Ganze nur für einen Gott gemacht ist". Gegenüber der Natur komme ich mir immer vor, als lustwandelte ich in einem fürstlichen Garten, dessen Thore offen stehen für Jedermann; aber Niemandem ist es gestattet, darin eine Blume zu pflücken, Löcher zu graben oder andere Allotria zu treiben. Ich weiß wol, das ist eine Besonderheit, ein Mangel an mir; die meisten modernen Menschen und speciell unsere Schriftsteller stehen mit der Natur auf Du und Du. Den Niagarafall in einem Feuilletonartikel verarbeiten, aus dem Mond eine Ballade machen, den Nordstern zu einer Metapher verwerthen, Kleinigkeit! Es giebt sogar Dichter — die ich im Stillen beneide — die wirklich etwas mehr als andere Spaziergänger von dem bunten, vieltönigen Räthsel, das uns umgiebt, ergründet zu haben scheinen. Und weil wir einmal am Meer sind und der Leser doch am Ende erwartet, wenn auch nicht eine detaillirte Beschreibung desselben zu hören, so doch ein paar gelegentliche poetische Ergüsse, angeregt durch eine so gewaltige Menge Wassers, so will ich für mich einen solchen Bevorzugten sprechen lassen und die nie oft genug zu wiederholenden Verse Byron's anführen, wie sie ein Meister der Sprache in unser geliebtes Deutsch übertragen hat:

„Ein Spiegel Gottes, der Jehovas Nahn
Im Sturm verkündet! — ob er schlummernd ruht,
Ob fiebernd rast, im Zephyr, im Orcan,
Frosthell am Pol, tiefblau in Tropenglut,
Endlose, ewige, erhab'ne Fluth!
Thron des Verborgenen, Weltalls Widerschein.
In deinem Schlamm sogar keimt Riesenbrut
Von Ungeheuern, jede Zon' ist dein,
Du wandelst deinen Weg ernst, bodenlos, allein!"

Trotz der gehobenen Stimmung, in die mich der Anblick des Meeres versetzte, das ich seit einer Reihe von Jahren nicht wiedergesehen, empfand ich mit meinem leeren Magen und bei der kühlen Morgenbrise kein dringendes Bedürfniß, der schäumenden Fluth sofort „die Hand auf's Mähnenhaupt zu legen und mich wie die Schaumesblas' auf ihrem Rücken wiegen zu lassen", sondern ich machte mich bald wieder auf den Heimweg, mit der lockenden Aussicht auf drei flaumweiche Eier und duftenden Thee. Schon fühlte ich mich bei weitem froher und muthiger als am Abend vorher und dachte mit Hülfe des Oceanos meiner vier Wochen schon Herr zu werden.

Als ich zurückkam, fand ich Alles, wie ich's gewünscht hatte Das Tischchen von rohem Holz, welches auf dem freien Platz vor meinem

Hause stand, war mit einem frischgewaschenen, weißen Tuch bedeckt und darauf stand, ganz appetitlich hergerichtet, das bestellte Frühstück, über welches ich mich sofort mit Eifer hermachte.

Wie ich so mit Genuß schlürfend und schnaufend meine Blicke umherschweifen ließ, entdeckte ich vor einem Häuschen, welches kaum hundert Schritte von dem meinen entfernt sein mochte, ein ähnliches Stillleben, als das, dessen künstlerische Harmonie ich eben unbarmherzig zerstörte. Nur fehlten bei jenem noch die Menschen, die beweisen sollten, daß ich nicht ein gemaltes Bildchen, sondern ein wirklich der Verzehrung preisgegebenes Frühstück vor mir habe

Mit der Neugier eines Badegastes am Morgen nach der Ankunft spannte ich darauf, wer wol an dem mit drei Gedecken besetzten Tischchen Platz nehmen werde

Es dauerte auch nicht lange, so erschien eine junge Frau in sehr gefälliger Morgentoilette, mit zwei ebenfalls niedlich geputzten kleinen Jungen; und diese Drei schickten sich ohne Umstände an, mir den soeben geforderten Beweis von der Realität des Frühstücks zu liefern.

Die junge Frau sah mich beim Niedersetzen mit einem fast eben so neugierigen Blick aus ihren hübschen, naiven Augen an, als der Blick war, mit welchem ich mich ihrer Erscheinung vergewisserte; ich gestattete mir deshalb auch, mich ein wenig zu erheben und meinen Hut zu ziehen.

Mein Gruß wurde mit einem freundlichen Nicken erwiedert. Nun ging die junge Mutter daran, von den vorhandenen Nahrungsmitteln jedem ihrer beiden artigen Knaben eine möglichst gerechte Portion zukommen zu lassen, worauf dann alle Drei ihren Antheil mit großer Behaglichkeit und Zierlichkeit verzehrten, ohne weiter von mir Notiz zu nehmen.

Diese kleine Frühstücksscene war das angenehmste Bildchen auf dieser Insel, die übrigens, trotz ihrer scheinbaren Nüchternheit, an malerischen Erscheinungen nicht arm ist, denn hier wirken die meisten Gegenstände wie Bilder, weil sie isolirt stehen, nichts daneben und dahinter zu sehen ist, als die Luft und ein Strich gleichförmigen Landes, wodurch die künstlerische Einheit hervorgebracht wird.

Ich konnte meinen Blick von der malerischen Gruppe, die sich mir jetzt gerade darbot, gar nicht wegwenden. Sobald abgegessen und abgedeckt war, nahm die Mama eine Arbeit vor und die Kleinen fingen an sich auf dem Rasen zu tummeln und zu spielen, blieben aber immer im Bereich der mütterlichen Stimme und Augen. Ich hätte gar zu gern einen der allerliebsten Jungen herangerufen, um mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen, begnügte mich aber, ihnen aufmerksam zuzusehen, und glaubte bei den Streifblicken, die ich auf die Mutter verwandte, aus dem stillvergnügten Gesichtsausdruck derselben schließen zu dürfen, daß ihr mein Interesse an ihren Kindern nicht mißfällig sei.

Diese Ergötzlichkeit dauerte zwei Cigarren lang, eine verhältnißmäßig recht kurze Frist — denn der Wind rauchte mir dreiviertel von

meiner Regalia weg — die ich anständigerweise wol noch hätte ausdehnen können. Aber selbst der größte Genuß macht mich bald ungeduldig, wenn ich mich darauf beschränken muß nur den Zuschauer zu spielen und nicht thätig eingreifen kann. Ich stand daher von meinem Platz auf, grüßte die junge Frau, die es wol bemerkte, obwol sie mich die ganze Zeit über nicht mit einem Blick wieder angesehen hatte, und mir gütig dankte. Darauf zog ich mich in meine Hütte zurück, um Vorbereitungen zu dem obligaten Bad zu treffen. Als ich wieder in's Freie trat, war auch die kleine Familie vor dem Nachbarhause verschwunden und ich schlenderte, plötzlich wieder von dem Gefühl der Vereinsamung erfaßt, das mich seit der neuen Bekanntschaft ganz verlassen hatte, abermals dem Strand zu, um dieses Mal die Düne nicht nur hinauf, sondern an der andern Seite wieder hinab zu steigen.

Das Bad war herrlich.

Der Strand fällt so allmälig in's Meer ab, daß man bei Fluthzeit ohne Gefahr weit hineingehen, sich mit den Wellen balgen und von ihnen, auf dem Rücken liegend, schaukeln lassen kann, man ist sicher, immer wieder bald Boden unter den Füßen zu finden.

Nach dieser köstlichen Erfrischung belustigte ich mich ein Weilchen damit, den übrigen Badenden zuzusehen; und ich hätte diesem amüsanten Schauspiel noch lange zugeschaut, wenn nicht ein gewisses Etwas mich wieder nach meiner Behausung zurückgezogen hätte; und ich gab diesem angenehmen Zug nach, besonders da mich der Magen daran erinnerte, daß bald Essenszeit sei.

Auf dem einsamen Nachhausewege ward ich mir erst recht der belebenden Wirkungen des Bades bewußt. Die salzige Wellenpeitsche hatte ihre Schuldigkeit an mir gethan. Ein Gefühl von Kraft und Wärme, ein prickelndes Wohlbehagen durchströmte mich. Ich wäre am liebsten bis zu meiner Wohnung getanzt. Und dazu kam, daß auch meine Phantasie auf's Angenehmste beschäftigt war. Vor ihr schwebte die schlanke, leichte, anmuthige Gestalt der jungen Frau, im hellen Morgenkleid und auf dem zierlichen Köpfchen den breitrandigen weißen Hut, der Stirn und Augen so reizend geheimnißvoll überschattete. Ich überlegte mir beim Gehen, in welchem der drei Gasthäuser, von deren Vorhandensein mich der gedruckte Fremdenführer unterrichtet hatte, meine liebenswürdige Nachbarschaft wol speisen würde. Um das sicher zu erfahren, hätte ich sie freilich nur belauschen dürfen und ihr dann von ihrer Wohnung aus folgen; aber das widerstrebte mir. Es war mir, als wenn ich durch solche eigenmächtige und absichtliche Handlungsweise das stille Walten meines Glückes stören würde, das, nach dem günstigen Anlauf zu urtheilen, den es heute Morgen genommen, gewiß noch allerhand der freundlichsten Ueberraschungen für mich in petto hatte.

Nachdem ich also mein Aeußeres leidlich in Stand gesetzt hatte, schlug ich ganz getrost auf's Gerathewol den Weg nach demjenigen Gasthaus ein, in welchem ich bei meiner gestrigen Ankunft abgestiegen war.

II.

Da der Zufall in Wirklichkeit nicht existirt, sondern nur eine Fiction des Menschen ist, durch welche derselbe seine Unkenntniß des nothwendigen ursachlichen Zusammenhanges aller Dinge zu beschönigen sucht, so war es entschieden ein Arrangement der gütigen Vorsehung, meines Glücks, welches mich richtig in dem von mir gewählten Speiselocal wieder mit meiner Nachbarin zusammenbrachte. Und für eine noch deutlichere Wirkung desselben rosig gelaunten Lenkers meiner Schicksale mußte ich es halten, daß mir unter den mehreren hundert Plätzen gerade derjenige angewiesen wurde, dem gegenüber sich gleich nach meiner Besitzergreifung die junge Frau zwischen ihren beiden Knaben niederließ.

Nun hielt ich es natürlich nicht nur für mein Recht, sondern auch für Pflicht, auf das Allerverbindlichste zu grüßen und nahm es als selbstverständlich hin, daß ich eben so wieder gegrüßt wurde.

Es saßen in der Reihe mir gegenüber, zu beiden Seiten der mir schon bekannten Gruppe, noch mehrere Herren und Damen, die offenbar mit dieser und unter sich selbst in freundschaftlicher Beziehung standen, wie ich aus ihrer vertraulichen Begegnung schloß. Ihre sich bald entwickelnden Gespräche, die sich um Familienereignisse drehten, belehrten mich, daß die Leutchen sämmtlich aus derselben Stadt seien, einer nicht sehr entfernten größern See- und Handelsstadt Norddeutschlands. Sie hatten sich hier im Bad zum Zweck gemeinschaftlichen Amüsements eng aneinander angeschlossen. Ich konnte mich in diese Unterhaltung, als mit den Gegenständen derselben völlig Unbekannter, nicht gut mischen und mußte mich begnügen, meinem interessanten Gegenüber einige stumme kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, welche mit Zuvorkommenheit aufgenommen wurden. Im Uebrigen verging mir die Zeit des Essens sehr rasch, da ich hinlänglich damit beschäftigt war, die anziehende Erscheinung in ihren Einzelheiten zu studiren; ich vertiefte mich ganz in den Anblick des kleinen Kopfes, der durch einen zarten Hals mit der feingeformten Büste verbunden war. Diesen Kopf zierte eine Fülle dunkelbraunen Haars, aus dessen vielverschlungenem, kunstreichem Geflecht sich an Stirn und Nacken einige widerspenstige Ringellöckchen hervordrängten. Die reine glatte Stirn, die runden, lebhaft gefärbten Wangen, der weiche Mund, dessen etwas schmale Lippen die weißen, regelmäßigen Zähne fast nie bedeckten, und die sanft und frohblickenden, weitgeöffneten Augen von dunkelblauer Farbe, mit langen Wimpern umrahmt, vereinigten sich zu einem Gesammteindruck von kindlicher Unschuld und bezaubernder Lieblichkeit.

Ich kann sagen, daß es mich sehr unangenehm berührte, als einige Tischgäste plötzlich mit den Stühlen zu rücken begannen und bald ein allgemeiner Aufbruch erfolgte. Auch meine Gegenübergesellschaft war aufgestanden und begab sich nach bereitstehenden Wagen, um einen Ausflug zu unternehmen. Ich hatte das Nachsehen.

Der Nachmittag verging mir langsam genug, ich kam mir wieder

sehr verlassen vor. Aber als ich der jungen Frau, in Begleitung ihrer Bekannten, kurz vor Sonnenuntergang noch einmal am Strande begegnete, zog mit dem verglühenden Abendstrahl wieder die süßeste Hoffnung in mein Herz ein, und mit tiefer Wonne sah ich den rothen Feuerball in die Fluthen des weitaufrauschenden Meeres versinken.

Am nächsten Morgen wiederholte sich die Frühstücksscene. Diesmal zündete ich mir in Folge eines wohlüberdachten Planes keine Cigarre nach beendeter Mahlzeit an, sondern langte, in etwas ostensibler Weise, statt der Cigarrentasche meine Brieftasche hervor; und als ich sah, daß die hübschen Jungen drüben, mit dem letzten Bissen im Munde, von ihren Stühlen glitten und die junge Mama sich zur Arbeit anschickte, so erhob ich mich, ging mit ziemlich sicheren Schritten auf sie zu und überreichte ihr mit einer sehr höflichen Verbeugung meine Karte, indem ich sagte, daß, da ich die Ehre hätte, ihr nächster Nachbar zu sein, ich es nicht für unerlaubte Freiheit hielte, mich ihr vorzustellen. Sie lud mich mit freundlichem Lächeln zum Sitzen ein, nannte mir ihren Namen und daran knüpfte sich ein Gespräch, in welchem ich erfuhr, daß sie die Gattin eines Kaufmanns in K. sei, schon seit einer Woche sich hier aufhalte, hauptsächlich des ältern Knaben wegen, dessen Gesundheit ihr einige Sorge mache; ihr Arzt verspreche sich aber vom Gebrauche der kräftigen Badecur den besten Erfolg.

So entgegenkommend und mittheilend sie übrigens war, so suchte sie doch unsere Unterhaltung nicht allzusehr in die Länge zu ziehen, und auch ich hielt es für schicklich, nach kurzer Zeit eine Pause zu benutzen, um mich zu empfehlen, indem ich ihr noch versicherte, wie dankbar ich dem Zufall sei — wenn man nicht direct von Vorsehung sprechen will, so ist das Wörtchen Zufall immer eine willkommene Ausflucht — daß er mich bei Tische auf den Platz ihr gegenüber geführt habe. Nun fragte sie mich noch, ob sie mich mit ihrer Gesellschaft bekannt machen dürfe, welches gütige Anerbieten ich natürlich mit Freuden annahm.

Sie hatte mir auch erzählt, daß sie selbst mit großem Vergnügen das Bad benutze, und zu welcher Stunde in der Regel.

Als ich nun heute meinen Weg nach der Düne zurückgelegt hatte und mich auf dem Gipfel derselben einen Augenblick verweilte, sah ich den Strand hinunter nach einer fernen Gruppe kleiner Holzhüttchen auf dem leuchtenden Ufersande, wo sich das Damenbad befindet. Die Entfernung bis dahin war leider so groß, daß man kaum die Umrisse der hellen Gestalten erkennen konnte, die aus den kleinen Häuschen in die Wellen liefen. Und doch glaubte ich eine schlanke Figur von den übrigen zu unterscheiden, die, von ihrem weißen Mantel umhüllt, in den grünen Meereswogen auf- und niedertauchte wie eine Nixe.

Mit denselben Empfindungen wie gestern, nur gesteigert, so zu sagen idealisirt, kehrte ich heute vom Bade zurück. In der Nähe unserer Wohnungen hatte ich das Glück, meiner schönen Nachbarin zu begegnen. Sie führte an jeder Hand einen ihrer Knaben, hatte den großen

Hut am Bande über den einen Arm gehängt und trug ihr langes, üppiges Haar lose herunterfallend, um es an der Luft zu trocknen.

Ich fühlte eine gewisse Scheu, sie anzureden, besonders da ich unwillkürlich die Betrachtung anstellte, daß ihr nach dem Bade ungefähr eben so zu Muthe sein müsse, als mir selbst. Mein Blick mußte durch diese Reflexion wol einen etwas unternehmenden, vielleicht zudringlich fragenden, vielleicht schmachtend verlangenden Ausdruck erhalten — wer steht für seine Blicke? — kurz, sie schlug, als ich sie ansah, die Augen nieder und ich bemerkte durch den natürlichen Schleier hindurch, der ihr liebliches Gesicht fast ganz verhüllte, daß sie erröthete; aber sie lächelte dabei — wenn mich der Schatten ihrer Locken nicht ganz täuschte — jedenfalls nur darüber, daß ich sie in diesem aufgelösten Zustande sehen mußte.

Diesmal war ich bei Tische kein Fremder und von der Unterhaltung Ausgeschlossener mehr. Frau L. stellte mich den Herren und Damen ihrer Gesellschaft vor. Sie waren Alle sehr erfreut, meine Bekanntschaft zu machen. Ich fand, daß es recht liebenswürdige, feingebildete Leutchen waren, mit jenem weltgewandten, etwas nüchternen Benehmen, wie es dem höhern Kaufmannsstande besonders der Hansastädte eigen ist.

Ein Woche lang ungefähr lebten wir nun Tag für Tag gleichförmig in der angedeuteten Weise. Abwechslung in den Zerstreuungen brachte das Badeleben so gut wie gar keine mit sich. Nur mein Verhältniß zu der jungen Frau gewann nach und nach an Intensivität, indem ich mich innerlich und äußerlich immer ausschließlicher nur mit ihr beschäftigte, was man so den Hof machen nennt. Ich meinerseits fand das ganz natürlich, und den Uebrigen schien es auch nicht weiter aufzufallen. Nur Derjenigen, welcher meine Huldigung galt, schien die Sache einigermaßen bedenklich zu werden. Je mehr ich mich ihr widmete, je geläufiger es mir wurde, bei den täglichen Spaziergängen und Ausflügen mich nur an sie anzuschließen, mit ihr womöglich etwas zurückzubleiben oder ein Stückchen voraus zu sein, bei schwer zu passirenden Stellen des Wegs ihr hülfreiche Hand zu leisten — um so, ich kann nicht sagen zurückhaltender, sondern eher schüchterner, fast verlegener wurde sie, obwol ihre Blicke an Freundlichkeit zunahmen und sie im mündlichen Verkehr immer vertraulicher wurde. Ja, es geschah wol nicht ohne Absicht, daß sie das Gespräch immer auf ihre häuslichen Verhältnisse und auf ihren Gatten zu lenken suchte. Sie erzählte mir, daß sie eine reizende kleine Villa mit großem Garten in der Vorstadt besäßen, daß ihr Mann ihr in der Einrichtung und Verschönerung ihres Besitzthums ganz freie Hand ließe; sie lebten überhaupt höchst glücklich zusammen, nur zuweilen habe er seine Launen und sei manchmal Tage lang verstimmt und spreche kaum ein Wort. Sonst aber sei er der beste, liebenswürdigste Ehemann von der Welt, dem sie innig zugethan sei; letzten Herbst habe er ihr sogar ihren Lieblingswunsch erfüllt und ihr ein entzückendes Ponyfuhrwerk zum Selbstkutschiren geschenkt.

Ich hörte ihr dabei immer geduldig zu; ja ihre offenherzige, kind-

liche Plauderei, wenn ich auch eine Absicht dahinter vermuthen mußte, entzückte mich nur immer mehr.

Ich hielt dagegen auch mit dem, was mich betraf, nicht hinter dem Berge, sondern theilte ihr Manches über meine letzte Krankheitsgeschichte, meinen Beruf ꝛc. mit und fand für Alles bei ihr die herzlichste Theilnahme und ein gewisses Verständniß. Kurz, wir waren bald ganz vertraut — nur ihr äußeres Benehmen wurde, wie gesagt, immer schüchterner. Sie forderte mich nicht mehr auf, wie die ersten paar Tage unserer Bekanntschaft, an ihrem Frühstückstische Platz zu nehmen; sie vermied es geflissentlich, auf dem Wege nach und von dem Bade mit mir zusammenzutreffen, und bei Promenaden und Partien schloß sie sich oft an andere an oder suchte, wenn sie mit mir ging, immer in der unmittelbaren Nähe der Gesellschaft zu bleiben.

Aber besonders verdrießlich war es mir, daß sie an den Abenden — wir verbrachten dieselben gewöhnlich alle zusammen in unserm Gasthause — zwar meine Begleitung zum Nachhausegehen annahm, aber immer nur mit der ganzen Gesellschaft zugleich aufbrach, so daß ein altes Pärchen, das zu derselben gehörte und leider Gottes gar nicht weit von uns Beiden wohnte, jedesmal mit bis an ihre Hausthür ging.

Ein paarmal wartete ich, nachdem ich mich schon von ihnen verabschiedet hatte, noch ein Weilchen im Dunklen vor meinem Hause und hegte den Wunsch, wenn nicht die Erwartung, daß meine holde Nachbarin noch einmal unter ihrer Thür erscheinen werde, um mir noch speciell Gute Nacht zu sagen, oder wenigstens sich noch am Fenster blicken ließe — sie wohnte zu ebener Erde. Aber ich schmeichelte mir umsonst mit dieser Hoffnung. Die Hausthür blieb unerbittlich stumm und verschlossen und die dunklen Gardinen an den niedrigen Fenstern wurden dicht zugezogen, so daß kaum ein schwacher Lichtschimmer durch das Gewebe drang.

Endlich konnte ich meine Ungeduld nicht länger zügeln und fragte bei der ersten Gelegenheit, als wir beim Spazierengehen glücklich unter vier Ohren waren, meine Freundin geradezu, ob sie nicht einmal Abends etwas früher als die Anderen aufbrechen und sich an meiner Begleitung allein genügen lassen wolle. Sie sah mich mit ihren blauen Kinderaugen groß an und sagte nach einer langen Pause: „Was würden die Leute dazu sagen?“

Nun glaubte ich die Lösung des Räthsels gefunden zu haben. „Was würden die Leute dazu sagen?“ Das war also ihre Moral. Ueber diesen Scrupel beschloß ich ihr hinweg zu helfen.

Mein Benehmen gegen sie in Gegenwart Anderer ward nun vorsichtiger; um so mehr belauerte ich sie aber im Geheimen. Ich suchte sie früh auf dem Landwege zu treffen — aber sie, schlauer als ich, wußte mir stets auszuweichen. Und wenn ich sonst unbemerkt mit ihr sprechen konnte, wurden meine Reden immer glühender und dringender. Aber je klarer ich meine Absichten merken ließ, um so scheuer wurde sie

gegen mich, ja ihr sonst so heiteres, offenes Wesen trübte sich und verschloß sich allmälig vor mir.

Ich wurde dadurch auch zuletzt ganz niedergeschlagen, ein paar Tage waren unsere Begegnungen fast traurig. Wir sprachen kaum ein paar Worte zusammen und sie vermied sogar, mir in's Auge zu sehen.

Eines Morgens war sie wie mit einem Schlage ganz verwandelt.

Gleich beim Frühstück winkte sie mich zu sich, bat mich an ihrem Tische Platz zu nehmen, ihren Morgentrank zu theilen, unterhielt sich lebhaft und lustig mit mir und fragte am Ende sogar, ob ich sie heute ein Stückchen nach dem Bade begleiten wolle.

Ich war wie im siebenten Himmel. Der Tag verging unter lauter Lachen und Scherzen. Sie benutzte jede Gelegenheit, sich mit mir von den Anderen abzusondern und hörte meinen kühnsten und feurigsten Redewendungen mit der größten Andacht, ja fast mit Wonne zu. Abends ging sie zwar wieder in der gewohnten Begleitung nach Hause, drückte mir aber beim Abschiede so herzlich die Hand — daß ich wirklich wieder vor meiner Thür stehen blieb. Sehen konnte man mich nicht, denn auf der Insel herrscht, sobald das Himmelslicht erloschen ist, egyptische Finsterniß.

Diesmal sollte ich nicht der Narr sein und vergeblich warten. Die Vorhänge wurden diesmal nicht zugezogen. Ich konnte deutlich sehen, wie sie in ihrer Stube ein Licht anzündete und dann mit demselben einen Augenblick in das Nebengemach trat, in welchem ihre Kinder schliefen. Dann kam das Licht wieder in ihr Zimmer. Ich vermochte mich nicht länger zu halten und durchschritt den dunklen Zwischenraum, der mich von ihrem Hause trennte.

Leise öffnete ich die niedrige, nur angelehnte Lattenthür des kleinen Vorgartens und befand mich plötzlich außen dicht vor ihrem Fenster. Drinnen, in derselben Höhe als ich, stand auch schon eine Gestalt, unbeweglich, in ein großes Shawltuch gehüllt.

Wir Beide blickten uns eine Weile an, ohne den Eindruck unserer Züge erkennen zu können. Jetzt sah ich sie eine rasche Bewegung machen. Sie öffnete den kleinen Fensterflügel.

„Ich habe mir gedacht, daß Sie kommen würden“, sagte sie halblaut.

„Engel!“ erwiederte ich im hingebendsten Flüstertone, der mir zu Gebote stand.

Sie schien mich nicht zu hören, sondern fuhr fort: „Und daß Sie gekommen sind, ist mir recht lieb, denn ich bin Ihnen eigentlich eine Erklärung schuldig — über mein heutiges Betragen — Sie könnten es leicht mißdeuten.“

„O!“ hauchte ich.

„Doch!“ fuhr sie fort. „Ich war wirklich heute so vergnügt, fast zu vergnügt. Ich habe es kaum über's Herz bringen können, gegen Alle, und besonders gegen Sie über Das zu schweigen, was mich so froh gemacht hat. Aber es sollte eine Ueberraschung sein — und dann wollte

ich Sie auch einmal recht heiter sehen. — Sie waren in den letzten Tagen so verstimmt. Nun, ich hoffe, was mir so viele Freude macht, soll auch Ihnen eine recht angenehme Abwechslung bringen; denn — denken Sie nur — morgen Mittag erwarte ich meinen Mann. Heute Morgen habe ich den Brief von ihm erhalten, daß er eintrifft."

„So — Ihr Herr Gemal!" sagte ich sehr gedehnt.

„Ja, mein guter Mann. Sie können gar nicht glauben, wie es mich freut. Stellen Sie sich vor, schon beinahe drei Wochen habe ich ihn nun nicht gesehen. Und er ist der liebste, beste Mann von der Welt. Er wird Ihnen gewiß gefallen und Sie werden in ihm eine Ihnen zusagendere Gesellschaft finden, als in den alten, trocknen Leutchen, mit denen wir uns bis jetzt amüsiren mußten. Wie ich mich darauf freue, Sie Beide mit einander bekannt zu machen!"

Ich fand nicht recht die passenden Worte, um meinerseits der Freude über das unerwartete, angenehme Zusammentreffen Luft zu machen.

Es enstand eine Pause, welche sie aber bald unterbrach.

„Aber nun gehen Sie, daß Sie sich nicht erkälten; es zieht hier entsetzlich. Nicht wahr, Sie denken nun nichts Schlimmes mehr von mir, daß ich heute so freundlich gegen Sie war? Ich mußte mich irgend wie mittheilen. Und es war doch auch besser, ich sagte Ihnen noch heute den Grund meines Benehmens; Sie hätten sonst während der langen Nacht vielleicht auf falsche Gedanken kommen können. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, gnädige Frau!" sagte ich.

Das Fenster wurde geschlossen und sie nickte mir hinter der Scheibe noch einmal recht herzlich zu, ehe sie den Vorhang zuzog.

Diese Nacht kam ich zwar auf keine falschen Gedanken, aber diejenigen, welche sich wider Willen bei mir einstellten, waren nicht von der erbaulichsten Art.

III.

Am nächsten Morgen war es mir ganz unmöglich, mich zum Frühstück hinauszubegeben und mit meiner Nachbarin zusammenzutreffen. Ich hätte entschieden nicht gewußt, was für ein Gesicht ich machen, noch weniger, was ich hätte sagen sollen. Außerdem befand ich mich, nach einer schlechten Nacht, in einem Zustande nervöser Abspannung und geistiger Schlaffheit, den ich seit jenem ersten Morgen, an welchem ich auf der Insel erwachte, für lange überwunden zu haben glaubte.

Ich ließ mir daher den Thee auf mein Zimmer bringen, ging auch dann nicht baden, sondern las und träumte. Ich fürchtete mich vor dem Mittagessen, wo ich ihr und ihrem Manne begegnen mußte. Diese Frau hatte, nach meiner Ansicht, das frevelhafteste Spiel mit mir getrieben. Auch mein Glaube an die Vorsehung bekam einen erschütternden Stoß und ich fühlte mich sehr versucht den kindischen Zufall zu verwünschen, der mich in blinder Laune zum Fangball eines leichtfertigen Weibes gemacht habe.

Als ich endlich nach einem Entschluß, der mir große Ueberwindung gekostet hatte, auf den verhängnißvollen Gasthof lossteuerte — kam sie mir schon vor der Thür desselben am Arme ihres Gemals entgegen und stellte ihn mir mit freudestrahlendem Gesichte vor. Er versicherte mich in den verbindlichsten Ausdrücken, wie angenehm es ihm sei, meine Bekanntschaft zu machen, da er durch seine Frau erst in Briefen und soeben mündlich so viel Rühmendes von mir erfahren habe. Er sagte mir überdies, daß er mich recht angegriffen aussehend finde; das starke Bad thue mir am Ende nicht wohl. Er habe schon von meiner kürzlich überstandenen Krankheit gehört; auf Nervenleidende brächten Seebäder manchmal eine der erwünschten entgegengesetzte Wirkung hervor. Sie regten oft viel zu sehr auf.

Glaub's wol. — — Er war übrigens ein sehr hübscher, junger Mann mit feinem, gescheidtem Gesichte, einem wohlgepflegten Schnurr- und Backenbarte, und in seinem Benehmen so artig und chevaleresk wie ein angehender Diplomat.

Während des Mittagessens beschäftigte er sich fast ausschließlich mit mir und war die Zuvorkommenheit und Theilnahme selbst; seine Frau ebenfalls. Sie benahm sich fast noch zwangloser und freundlicher gegen mich, als am Tage vorher; doch theilte sie von ihrer Liebenswürdigkeit in gleichem Maße ihrem Gatten mit, gegen welchen sie ihrer Freude über das Wiedersehen auf jede erdenkliche Art Ausdruck gab. Und das war's eben, was mich trotz ihrer Bemühungen um mich durchaus in keine bessere Stimmung kommen ließ, und ich konnte meinen Mißmuth nur mit der größten Mühe hinter der Maske des körperlichen Uebelbefindens verbergen.

Cläre — ich hörte ihren Namen jetzt von ihrem Manne zum ersten Male — schien übrigens in ihrer göttlichen Harmlosigkeit meine schlechte Laune gar nicht zu bemerken oder sie wenigstens ganz in der Ordnung zu finden. Sie fragte mich auch nicht, wo ich am Morgen geblieben sei.

Diese Komödie dauerte bis zum Abend, wo ich mich etwas früher als die Uebrigen zurückzog.

Am nächsten Morgen verlangte mein Stolz, der sich etwas zu erheben begann, daß ich mein Frühstück wieder an meinem gewöhnlichen Platz im Freien einnahm.

Die Nachbarfamilie saß schon vor ihrer Thür. Sobald man meiner gewahr wurde, kam Herr L. wie ein alter Bekannter auf mich zu und lud mich ein, mit ihnen zu frühstücken. Ich konnte die Aufforderung nicht gut ausschlagen und setzte mich an ihren Tisch.

Cläre erschien rosiger und heiterer als je. Ihre großen Augen strahlten vor Glück und Wohlbehagen; sie plauderte und lachte unaufhörlich. Das Alles machte mich nur noch trauriger und einsilbiger, so daß Herr L. mir ernstlich zuredete, doch ja einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

Diesen Tag vermochte ich mich wieder nicht zu separiren und er verging wie der vorige, eben so der folgende. Am Nachmittag desselben

arrangirte Herr L. eine Wagenpartie um die Insel, wo man das Leben und Treiben der Möven beobachten konnte; um mich aufzuheitern, wie er sagte. Er war aber selbst nicht mehr so munter gestimmt wie in den beiden ersten Tagen seines Aufenthalts; und sein vertrauliches Benehmen gegen mich glich schon mehr dem eines Leidensgenossen, als dem eines rathenden Freundes, der sich selbst wohl befindet.

„Es ist schauderhaft langweilig auf dieser wüsten Insel", äußerte er, als die Gesellschaft einmal eine Strecke zu Fuß ging und wir Beiden etwas langsamer hinter den Anderen herschlenderten.

„Das habe ich auch gefunden" erwiederte ich. „Und ich muß meine Cur aushalten Sie sind durch nichts hier gebunden und haben wenigstens" — setzte ich mit einiger Bitterkeit hinzu — „zu Ihrer Unterhaltung die liebenswürdigste Frau."

„Meinen Sie? — Ja, meine Frau ist ein sehr braves und hübsches Weibchen — Aber sehen Sie, in der Ehe, was man so Unterhaltung nennt — da hapert's doch bisweilen sehr."

Ich sah ihn fragend an. Wir Junggesellen verstehen nicht immer gleich die allgemeinen Wahrheiten, welche geprüfte Ehemänner aus der Tiefe ihres Herzens zu Tage fördern

„Wenigstens", sagte ich endlich mit einem erzwungenen Lächeln, als er mißvergnügt vor sich hinblickend nicht wieder das Wort ergreifen zu wollen schien, „wenigstens dienen Sie gewiß Ihrer Frau Gemalin hier zur besten Unterhaltung, denn seit Ihrer Ankunft ist sie die Fröhlichkeit und Ausgelassenheit selbst."

Er schwieg wieder ein Weilchen und seufzte endlich: „Das ist's ja eben. Diese guten Frauen können nicht ohne uns fertig werden. Muß ich meine Geschäfte im Stiche lassen . . ."

Hier wurde unser Gespräch, das mir vielleicht noch manche Aufklärung gebracht hätte, durch Cläre unterbrochen, die auf uns zugelaufen kam und sich an den Arm ihres Gatten hängte. Sie schalt uns wegen unserer beiderseitigen schlechten Laune. „O", sagte ihr Mann, „ich bin sehr vergnügt, aber unser melancholischer Freund droht mich anzustecken, während ich mich bemühe, ihn zu curiren. Versuche Du es doch, Cläre, Dir gelingt's vielleicht besser als mir." Und als Cläre nun das Wort an mich richtete, mischte er sich nicht weiter in unser Gespräch und ging schweigend, den Blick in die Ferne gerichtet, neben seiner Frau her.

Auch am Abend schien er es darauf anzulegen, mich dem Einfluß seiner Frau zu überlassen. Er spielte mit dem alten Paare, das neben uns wohnte, eine Partie Whist und ließ seine Frau mit mir schwatzen, ohne auch nur einen Blick in die Ecke zu werfen, in der wir saßen. Und ähnliche Manöver, um uns ungestört zu lassen, machte er am Tage darauf noch mehr.

Ich gestehe, die Situation wurde mir immer unklarer, fast peinlich. Auch merkte ich wohl, daß der jungen Frau dies Benehmen ihres Gatten mißfiel, obwohl sie ihre Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gegen ihn nun gerade verdoppelte. Namentlich suchte sie vor mir ihren Verdruß zu

verbergen und gab sich den Anschein, als ob sie die Aufgabe, welche ihr Gatte ihr gestellt, mich zu curiren und aufzuheitern, ganz ernstlich zu lösen gesonnen sei. Aber ich belohnte ihre Bemühungen schlecht, und es ward ihr schwer genug, mich wieder lebendig zu machen.

Einmal wurde ihr das seltsame Gebahren ihres Gatten aber doch zu stark. Wir begegneten uns nämlich zur Vormittagszeit auf dem Wege nach dem Bade. Herr L. führte seine Frau. Sobald er mich von weitem kommen sah, rief er mich an: „A la bonne heure! wie gut, daß ich Sie treffe! Es müssen soeben Zeitungen angekommen sein, in denen jedenfalls etwas steht, was mich auf's Höchste interessirt. Sie haben gewiß die Liebenswürdigkeit, meine Frau die kleine Strecke bis zur Düne noch zu begleiten. Sie läßt mich sonst nicht los, denn heute ist sie in besonders mittheilsamer Stimmung; aber mit Ihnen unterhält sie sich noch lieber." Und damit befreite er seinen Arm und ging grüßend in der entgegengesetzten Richtung, als aus der er gekommen war, fort. Ich gesellte mich zu der jungen Frau.

Ihr Gesicht, das mir eben noch so freundlich entgegengelächelt hatte, war plötzlich umwölkt.

Sie hatte Thränen in den Augen. Doch sagte sie vor der Hand nichts und da ich im Augenblick auch nichts zu reden wußte, so gingen wir stumm eine Weile nebeneinander her. Endlich brach sie das Schweigen: „Ich verschwende wol meine Freundlichkeit recht unnütz an Sie, daß Sie durchaus in ihrer düstern Stimmung verharren wollen?"

„Kein Wunder, gnädige Frau", antwortete ich trocken. „Sie haben mich mit Ihrer Liebenswürdigkeit so verwöhnt, daß es eben mehr bedürfte . . ."

„O, ich weiß wol", sagte sie schmerzlich bewegt, „was Ihnen die Laune verdorben hat. Die Ankunft meines Mannes . . . "

„Ich kann nicht leugnen, dieses Ereigniß hat mich überrascht, und noch mehr die Art und Weise, wie dasselbe von Ihnen eingeleitet wurde."

„Aber verstehen Sie mich denn gar nicht?" rief sie jetzt fast heftig. „Ich habe ihn ja kommen lassen!"

„Wirklich, Sie haben ihn kommen lassen?! — Nun, das verstehe ich in der That nicht."

„Muß ich Ihnen denn Alles erklären?" Und nach einem kurzen Besinnen fügte sie leise hinzu: „Ich fürchtete mich."

Es durchzuckte mich ein heller Freudenstrahl, der aber gleich wieder erlosch; denn diese Handlungsweise war mir unfaßlich. Entweder — oder —; über dieses Schema des Denkens konnte ich nicht hinauskommen und ahnte nicht, daß eine Frau fast nie nach diesem handelt.

Wieder entstand eine Pause, in der wir weiter schritten, ohne uns einander anzusehen.

Auf einmal hörte ich sie wieder mit ganz veränderter Stimme reden, im heitersten, oberflächlichsten Conversationston: „Mein Mann langweilt sich übrigens hier fürchterlich. Er bleibt nur, weil ich ihn jede Minute versichere, daß ich es ohne ihn nicht aushalten könne.

Wenn er ahnte, daß er mir hier nicht ganz unentbehrlich ist, würde er auf der Stelle abreisen."

Ich sah sie überrascht an und erwartete in ihren Augen Dinge zu lesen . . . ., aber sie blickte mich mit einer so offenen, so unschuldigen Miene, so ruhig und gleichmüthig an, daß ich ihre so klaren Worte nicht mißverstand — denn das war nicht möglich — sondern denselben gar keine Bedeutung beizulegen wagte. Ich glaubte am Ende wirklich, sie habe nur so gesprochen, um überhaupt etwas zu sprechen

Gleich darauf trennten sich unsere Wege und ich verabschiedete mich sehr förmlich von ihr. Sie schien ihre ganze Heiterkeit wiedergewonnen zu haben.

Als wir uns an der Mittagstafel wiedersahen, war auch Herr L. wieder auffallend guter Laune, und als wir uns zum Kaffee hinaus begaben, zog er mich plötzlich bei Seite und sagte mir mit dem vergnügtesten Gesicht: „Morgen mit dem Frühsten reise ich ab. Ich habe so wichtige Geschäftsbriefe erhalten, daß ich unmöglich länger bleiben kann."

„Aber was wird Ihre Frau dazu sagen?"

„O, die muß sich darein finden. Sie bleibt hier ja auch in der angenehmsten Gesellschaft." Dabei machte er mir lächelnd die allerverbindlichste Verbeugung.

Ich gestehe offen ich mußte auch lächeln, für's Erste zwar nur innerlich und etwas boshaft. Es dauerte aber keine Viertelstunde, so brach sich mein Lächeln Bahn nach außen, und ich wurde, beinah wider Willen, allmälig so heiter und guter Dinge, fast ausgelassen, daß auch ein Blick Clärens, der mich traf, als wolle er mich warnen, mich nicht zur Ueberlegung bringen konnte.

Herrn L. schien das Wiedererwachen meiner Fröhlichkeit offenbar aufzufallen; er sah mich zuerst ganz erstaunt an, und dadurch meinerseits wieder auf ihn aufmerksam gemacht, bemerkte ich, daß sein Gemüthszustand sich nach und nach in fast derselben Gradation änderte, wie der meinige, nur nach der umgekehrten Richtung. Seine brillante Laune schlug um und er wurde immer ernster und stiller. Dabei kehrten seine Blicke immer wieder zu mir zurück, und verstohlen richtete er dieselben auch manchmal lange und prüfend auf seine Frau.

Meine Lustigkeit war aber einmal zum Durchbruch gekommen und ich war außer Stande, sie wieder in mich zurückzudrängen. Zu lange hatte der Alp auf mir gelastet. Ich blieb bis zum Abend der aufgeräumteste Gesellschafter; spielte sogar — da Herr L. heute, wegen der dicht bevorstehenden Trennung von seiner Gattin, sich nicht entschließen konnte, an dem schnell zur Gewohnheit gewordenen Whist Theil zu nehmen — mit dem alten, hüstelnden Handelsherrn und seiner würdigen dicken Ehehälfte ein paar Rubber und überließ Frau L. der Unterhaltung ihres Gatten, indem ich eine gewisse mitleidige Theilnahme für den armen Mann empfand, der nun seine hübsche junge Frau so allein auf der wüsten Insel lassen müsse.

Ich verabschiedete mich mit der größten Herzlichkeit noch denselben

Abend von ihm, denn er mußte schon vor sieben Uhr nach dem Schiffe aufbrechen und ich pflegte nicht vor acht Uhr aufzustehen; wenigstens behauptete ich, das nicht im Stande zu sein, weil es mir im Grunde widerstrebte, den Abschied der beiden Gatten mit anzusehen.

Diese Nacht umgaukelten mich die süßesten Träume.

IV.

Mit einem wonnigen Gefühl von Behaglichkeit und Sicherheit trat ich am Morgen aus meiner Hausthür Und wie ein Sturzbad wirkte auf mich der Anblick, der sich mir an dem Platze, den meine Augen zuerst suchten, darbot. An dem Tischchen, auf welches ich mit der Miene eines Triumphators zuschreiten wollte, thronte Herr L. als glücklicher Ehemann und Familienvater mitten unter den Seinigen.

Der Unglückliche hat's verschlafen! war mein erster Gedanke.

Ich sollte sofort aus diesem Irrthum gerissen werden.

Herr L. stand, sobald er mich bemerkte, auf und ging mir, mit der Hand grüßend, entgegen. „Da bin ich noch. Nicht wahr, das haben Sie sich nicht träumen lassen? Aber Sie mußten Recht behalten; meine Frau hat doch den Sieg davongetragen. Was will man machen? Man ist nun einmal ein Sclave. Sie kann nicht ohne mich leben und ich bleibe hier — mag aus der Welt und meinen Geschäften werden, was will.“

Dabei warf er einen schlauen Seitenblick auf seine Frau, welche denselben mit einem etwas erzwungenen Lächeln im matten Auge zu erwiedern bemüht war. Ein fast verzweifelter Blick aus diesen hübschen Augen traf gleich darauf mich, als Herr L. mir nun mit wahrer Inbrunst die Hände schüttelte.

Er schien keine Ahnung davon zu haben, daß er sich möglicherweise in seiner Frau täusche und dieselbe unter Umständen recht gut ohne ihn leben könne.

„Ich habe dieser guten Insel auch wirklich Unrecht gethan“, rief er, sich die Hände reibend. „Es ist wirklich allerliebst hier. Riechen Sie nur diese Luft! wahrer Lebensbalsam!“ Er sog denselben mit geblähten Nüstern und gedehnter Brust förmlich gierig ein. „Und dann das Meer! Und dieser unvergleichliche Badestrand hier! Ich lechze danach, mich in die Wellen zu tauchen. Und einen Sturm haben wir noch gar nicht erlebt. Das sollten Sie erst sehen, wenn die Wogen berghoch gehen! . . . Apropos, ist Ihnen Michelet's Buch über das Meer bekannt? Dieses Buch ist so gut wie eine Cur; man athmet Seeluft in jeder Zeile und wird vom bloßen Lesen gesund. Ich habe es meiner Frau mitgebracht, in Prachtband, ich werde ihr daraus vorlesen, wenn sie Miene macht, sich zu langweilen. Aber ich hoffe, sie wird nicht in diesen Fall kommen. Ich habe mir vorgenommen, sie so gut zu unterhalten, daß sie keine Minute eine Leere empfinden soll.“

So schwatzte er in's Unendliche fort, mit der sprudelndsten, unerschöpflichsten Laune. Der Mann war wie verklärt. Und was er in Be-



Francesco Petrarca

zug auf die Unterhaltung seiner Frau versprochen, hielt er in reichstem Maße. Noch nie habe ich einen Mann nach neunjähriger Ehe — so lange waren sie laut ihrer Mittheilungen verheirathet — von solcher Bräutigamszärtlichkeit gegen seine Gattin gesehen. Den ganzen Tag war er bemüht, ihr durch Worte und die zartesten Aufmerksamkeiten einen Blick, ein Lächeln abzugewinnen. Sobald sie einen Schritt zu gehen hatte, stand sein Arm zu ihrer Verfügung und ich bemerkte, wenn sie ihre Hand unterschob, daß er sie verstohlen an sich drückte.

Nur leider wollten seine Bemühungen nicht recht anschlagen. Ihre Augen blieben trübe, wenn sie auch mit den Lippen zu lächeln versuchte.

Bei diesem Verfahren des Ehegatten fand ich natürlich nicht eine Secunde Gelegenheit, mit ihr ein unbelauschtes Wort zu wechseln. Ich war in Verzweiflung Er hatte mir wiederholt versichert, daß er nun entschlossen sei, so lange zu bleiben, als der Aufenthalt seiner Familie dauern würde. Er habe eingesehen, daß es eine Grausamkeit wäre, sie hier der Langeweile preiszugeben.

Was war da zu thun? Darüber sann ich vergebens nach, als ich bei der Nachmittagspromenade am Meeresufer entlang hinter dem unzertrennlichen Paare hertrollte und mit niedergeschlagenen Blicken an den leichten Spuren hing, welche die zierlichen Füße der jungen Frau in den weichen Sand drückten. Als wir auf demselben Wege zurückkehrten, konnte ich diese Spuren noch erkennen, obgleich sie schon mit Meerwasser angefüllt waren. So sollten, dachte ich, die Spuren, welche das holde Wesen in mein Herz geprägt hatte, auch bald von einem salzigen Naß angefüllt und endlich weggespült werden. Ja scheiden und vergessen, das war Alles, was mir in meiner Lage zu thun übrig blieb. Mein Entschluß war gefaßt und ich lauerte nur noch mit wahrer Angst auf die Gelegenheit, ihn ihr mitzutheilen.

Endlich, nachdem ich schon fast die Hoffnung aufgegeben, sollte es mir noch gelingen. Als wir des Abends gerade aufbrechen wollten, um nach Hause zu gehen, hieß es plötzlich in dem Saale, wo wir uns befanden, es sei Meerleuchten. Alles strömte nach der Düne, um dieses herrliche Naturschauspiel zu bewundern.

Cläre wieder am Arme ihres Gatten.

Als wir nun oben standen und schauten, rief plötzlich der alte Handelsherr unserer Bekanntschaft, der an einem entferntern Punkte aufgestellt war, Herrn L. zu sich, um ihn auf etwas Besonderes aufmerksam zu machen. Herr L. wollte zu ihm treten und dabei ließ seine Frau seinen Arm los, als fürchte sie an der steilen Stelle bei einem Schritt in der Dunkelheit auszugleiten. Im Nu war ich an ihrer Seite und raunte ihr zu: „Das kann ich nicht länger ertragen. Ich habe keine Hoffnung mehr. Morgen früh reise ich."

„O!" sagte sie eben so leise. „Das hatte ich gefürchtet. Sie zürnen mir. Aber es ist nicht meine Schuld, daß mein Mann hier bleibt; das schwöre ich Ihnen. Und daß ich ihn hierhergerufen — ich weiß selbst nicht, warum ich es that — es war wie eine Nothwendigkeit —

mag eine thörichte Einbildung von mir sein — oder vielleicht nur deshalb für Sie unangenehm, weil er — — weil ich nicht zugleich Ihnen seine Gattin herbeizaubern konnte."

Ich wollte etwas erwiedern, da stand Herr L. schon wieder an der Seite seiner Frau und schob ihre Hand sanft unter seinen Arm.

„Herrlich! Erhaben! Sehen Sie nur dieses Meer! Wie flüssiges Mondlicht, in dem silberverschleierte Nixen baden. Es schauert Einem vor der geheimnißvollen Pracht der Schöpfung. Und das hätte ich Thor versäumt, wenn ich heute gereist wäre."

Es war mir nicht möglich, laut in seine Begeisterung einzustimmen.

Wir schritten von der Düne. L. mit seiner Gattin voran, ich immer langsamer hinter ihnen her. Ich wollte ihren Anblick nicht mehr vor Augen haben, ihr Gespräch nicht mehr hören.

So waren wir in die Nähe unserer Wohnungen gekommen.

Plötzlich vernahm ich die Stimme des Herrn L., die meinen Namen ertönen ließ.

Ich konnte nicht umhin, ihm näher zu kommen.

„Aber was muß ich hören", rief er, sobald er mich erblickte. „Sie wollen uns abtrünnig werden?! Und so rasch! Das könnte ich nicht verwinden, denn, ich will's Ihnen nur gestehen, Ihnen zu Liebe bin ich eigentlich hier geblieben. Eine solche Bekanntschaft macht man nicht in jedem Bade."

„Sehr schmeichelhaft, Herr L."

„O, glauben Sie nicht, daß ich spaße. Ich will Ihnen meine Aufrichtigkeit beweisen, daß ich's kann, dafür bedanken Sie sich bei meiner Frau. Sie hat mir gesagt, daß Sie reisen und hat mir Urlaub gegeben. Ja, ja, sie will sich ohne mich behelfen, so gut's eben geht, nur damit ich Ihnen Gesellschaft leiste, weil Sie so traurig sind. Und meine Frau meint, Sie würden noch viel melancholischer werden, wenn Sie jetzt sich allein überlassen blieben. Also eingeschlagen, Reisegefährte! Ich begleite Sie. Und zur Nachcur fordere ich Sie auf, ein paar Tage in meinem Hause zuzubringen. Sie müssen ja doch auf Ihrem Heimwege das alte Nest passiren. Und Sie sollen sehen, Sie werden sich wohl bei mir fühlen. Mein Hauswesen ist, Dank dem Geschmack und der Sorgsamkeit meiner Frau, auf's beste bestellt. Es soll Ihnen an nichts fehlen. Die frischesten Holsteiner Austern, das versteht sich von selbst, und an einem guten Trunke mangelt es bekanntlich in den Kellern unserer Seestädte auch nicht. Also nicht wahr, Sie nehmen meine Begleitung und meine Einladung an? Eingeschlagen! Topp!"

Was sollte ich machen?

V.

Keiner von uns Beiden verschlief es am nächsten Morgen; ich nicht, weil ich die Nacht gar nicht schlief und im Nachbarhause hatte vielleicht das Frauchen dafür gesorgt, daß der Herr Gemal bei Zeiten munter wurde.

Punkt sieben Uhr trafen wir reisefertig vor unseren Thüren zusammen. Herr L. mit sehr glänzenden Augen, und auch sonst fröhlich und guter Dinge; Frau L. rosiger und heiterer als je. Zärtlich und vorsorglich leistete sie ihrem Gatten alle die kleinen Dienste, deren ein Abreisender benöthigt ist Sie begleitete uns bis an Deck und nahm liebevoll Abschied von ihrem Manne — Offen gesagt, ich empfand bei dem innigen Kusse, den die Gatten austauschten, eine gewisse Genugthuung. — Dann drückte sie auch mir, stumm, aber mit einem feuchten Blicke, die Hand.

Ich werde diese holden, blauen Kinderaugen nie vergessen. Sie haben mir in dieser Secunde des Abschieds viel offenbart.

Als das Schiff hinausfuhr, sahen wir sie vom Deck aus am Ufer stehen; die Kinder neben ihr. Alle Drei winkten uns mit ihren Tüchern. Wir erwiederten ihren Gruß so lange wir die nach und nach im Blau verschwimmenden Gestalten und die weißen flackernden Punkte erkennen konnten.

Dann ergriff Herr L. meinen Arm und promenirte mit mir auf dem Verdeck umher; denn unser Schiff glitt ohne Schwanken auf dem spiegelglatten Meere dahin

„O, sie ist eine vortreffliche Frau“, sagte Herr L., indem er den Rauch seiner duftenden Cigarre behaglich in die blaue Luft blies. „Eine vortreffliche Frau! Und ich kann Ihnen keinen bessern Rath geben, als den: Heirathen Sie! Sie werden sich in Ihrer Wahl nicht vergreifen und dann wird Ihnen die Ehe — er lehnte sich über den Rand des Verdecks und sah in die Fluth, die sich an den Flanken des Schiffes schäumend kräuselte — ein Paradies sein, wollte ich sagen, aber das ist sie nicht, für keinen Menschen, selbst für den glücklichsten nicht. Nein, die Ehe ist ein Meer, in das wir hinausfahren voll Hoffnung, aber auch, und ohne das stände es schlimm um unsere Sicherheit, voll Furcht. Sehen Sie, wie glatt und glänzend die See ist? Ein Spiegel Gottes, wie Sie mir neulich so schön recitirten. Aber dieser Spiegel hat seine Untiefen und Klippen und seine Orcane. Nun, wir dürfen nur nie vergessen, daß wir die Steuermänner sind, und unsere Frauen nur die Passagiere, die sich unserer Obhut anvertraut haben, dann kommen wir mit Geschick und Aufmerksamkeit und etwas Segen von oben durch alle Gefahren glücklich hindurch. Das wäre freilich sehr thöricht“, setzte er leiser hinzu, „uns der Ruhe hinzugeben und das Steuer den schwachen Händen der Frau zu überlassen, wenn am Himmel einmal keine Wolken stehen.“

„Na Gott sei Dank! diesmal sind wir noch mit einem blauen Auge davon gekommen!“ Den letztern Satz sprach er zwar nicht aus, aber ich las ihn klar in dem Ausdrucke dankbarer Zufriedenheit, der aus seinem klugen Gesicht mich anstrahlte; so freundlich und mild, daß ich ihm selbst die Beigabe gutmüthigen Spottes verzieh, die sich in seinen frohen Blick mischte.

Zum 500jährigen Jubiläum Petrarca's.

Am 18. Juli ist ein halbes Jahrtausend vollendet gewesen, daß Francesco Petrarca aus diesem Leben schied, der Welt sein Andenken zurücklassend, das nach einem Zeitraum von fünf Jahrhunderten frisch und lebendig ist. Arezzo ist sein Geburtsort, Bologna nährte seinen Geist, in Ferrara nahm er zwei Mal längern Aufenthalt, Venedig, das er über Alles liebte, hütet seine kostbaren Bücherschätze, Neapel verdankt ihm eine unsterblich gewordene Verherrlichung seiner Naturschönheiten, Rom beherbergte ihn oft als einen verehrten Gast und sah Petrarca's höchsten Triumph, die Dichterkrönung auf dem Capitol; in Verona forschte er in werthvollen Handschriften nach den Schätzen des Alterthums, deren Bedeutung für die Erziehung der Menschheit er die späte Nachwelt zu erkennen lehrte; in Mailand lebte er sieben Jahre, der politische Rathgeber seiner fürstlichen Freunde, der Visconti; in Bergamo zog er gleich einem Triumphirenden ein und genoß daselbst der höchsten Ehren; in Parma hatte er ein geliebtes Besitzthum, in Padua endigte er sein vielbewegtes Leben. Florenz aber war aus seinem Herzen ausgeschieden, es stieß ihn, gleich dem ältern, größern Sohn, Dante, in die Fremde. Das geeinte Italien mochte also an vielen Orten die Erinnerung feiern, an Den, der in seiner schönsten Canzone „Italia mia" ein den Patriotismus nachfolgender Geschlechter belebendes Denkmal hinterlassen hat.

Als Humanist ist er der Bahnbrecher für die Renaissance gewesen und kündigt, ein seiner Zeit Voraneilender, jenen großen Wendepunkt in der Geschichte der Cultur und geistigen Bildung an, an welchem eine alte düstere Welt sich ausgelebt hat, und eine neue sich in's Dasein ringt. Denn seit den Tagen Petrarca's und des ihm befreundeten Bocaccio hatte man begonnen, die lang vergessenen classischen Autoren an's Licht zu ziehen, durch Abschriften und Revisionen zurecht zu machen, den noch verschlossenen Schatz hellenischer Literatur durch lateinische Uebertragungen aufzuschließen und in den unvergänglichen antiken Formen in den Nationalsprachen zu dichten und zu lehren. (Als gelehrter Humanist ist Petrarca neuestens in sehr eingehender Weise in L. Geiger's eben erschienenem Buche „Petrarca", Leipzig, 1874, behandelt.) Heller und glänzender strahlt jedoch Petrarca's Ruhm in seinen Gedichten, in jenen italienischen Gesängen, in welchen „Laura" verherrlicht wird.

Am 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren, genoß Petrarca den ersten Unterricht in Carpentras, wurde dann vom Vater Petracco nach Montpellier, später nach Bologna gesandt, um die Rechte zu studiren. Allein die Jurisprudenz vermochte den Geist des jungen Poeten nicht anzuziehen. Nach dem frühen Tod des Vaters, dem bald der der Mutter folgte, zieht Petrarca nach Avignon, der Residenz der Päpste im Exil. Jetzt erwacht schon jene Wanderlust, die ihn durch aller Herren Länder führte, seinen Horizont so mächtig erweiterte und ihn, trotz der sonst herrschenden Abgeschlossenheit des sinkenden Mittelalters, in den lebhaftesten Verkehr mit Fürsten und Gelehrten seiner Zeit brachte. Er durchstreifte Frankreich und

dessen Nachbarländer Belgien und die Schweiz und die deutschen Rheinlande, sein Wissen vermehrend, seinen Blick erweiternd, mit poetischer Empfindung die Schönheiten der Natur in sich aufnehmend, der Erste, der mit Bewußtsein dieselben malerisch beschreibt. Diese Empfänglichkeit für landschaftliche Reize führt ihn endlich nach Vaucluse, wo er, wie der Eremit des Mont Jura, Voltaire in Ferney, inmitten eines Thales, in ländlicher Einsamkeit sich mit Dingen von höchster Erhabenheit beschäftigt, wie Voltaire, aus seiner Gebirgsposition die Theologen, so die Juristen und Aerzte angreift, in geschichtliche, philosophische Arbeiten vertieft, meist die Sprache Cicero's, seines Lehrers in der literarischen Fechtkunst, als Waffe gebrauchend. Dort entstanden aber auch jene entzückenden Sonette an Laura, die Petrarca zum Classiker ersten Ranges der italienischen Literatur machen, wenngleich er selbst auf diese Poesien später nur geringen Werth legte und seinen Ruhm in jenen lateinischen Dichtungen suchte, um derentwillen ihn Paris und Rom zum Dichter krönen wollten. Man weiß, daß Petrarca Rom den Vorzug gab. König Robert von Neapel, der „Salomo seiner Zeit", von dem der Dichter singt:

„Siciliens König, jener edle, kluge,
Mit argusgleichem Blick die Wahrheit schauend",

sprach das Urtheil über „Afrika" und beschenkte Petrarca mit dem königlichen Talare. Am 8. April 1342 fand die Dichterkrönung auf dem Capitol statt. Maßlos war der Jubel des Volkes, als der Gefeierte erschien, unter Begleitung von zwölf in Scharlach gekleideten edlen Jünglingen, welche Verse zu seinem Lobe sangen und gefolgt von sechs in Grün gekleideten Edelleuten, welche Kronen trugen, und die Stufen des Capitols hinanschritt. Von nun erscheint der gekrönte Dichter umworben von allen Fürsten. Die Scala's feierten ihn in Verona, Ludovico Gonzaga in Mantua, die Carrara's in Padua, Giovanni Visconti in Mailand. Kein Wunder; denn jeder Fürst wußte, daß er, von Petrarca besungen, auf die Nachwelt komme. In Petrarca einen großen Charakter suchen zu wollen, hieße italienischer sein als die Italiener. (Auch die neueste Biographie aus der Feder Geiger's ist zu apologetisch in vieler Beziehung.)

Petrarca feiert die Republik und dann wieder die ghibellinische Monarchie; er ermuntert und preist den Tribunen Cola Rienzi, und zieht dem Kaiser Karl IV. bis Prag nach, von dem er, nach Art der Hofpoeten, reichlich beschenkt und ausgezeichnet wird.

Er schwärmte für die Freiheit und ließ sich's an der Tafel ihrer Unterdrücker wohl schmecken. Ein italienischer Literarhistoriker sagt von ihm: „Petrarca war ein tugendhafter Mann, aber kein Held, auch kein strenger und consequenter Charakter. Neben all' seinen ausgezeichneten Eigenschaften fehlte ihm eine, das herrlichste Attribut des Mannes, der Muth. Er zeigte während seines Lebens Züge jener nervenschwachen Kleinmüthigkeit, die nur zu oft als ein Bestandtheil im Charakter von Schriftstellern erscheint. Von dieser Classe von Männern war Petrarca der erste Typus. Er schrieb wie ein Mann und handelte wie ein Weib." Dem gegenüber ist es bemerkenswerth, daß deutsche Beurtheiler die Bedeutung Petrarca's nach der Richtung des öffentlichen Charakters überschätzen und demgemäß falsche Vorstellungen erwecken.

„Wenn Petrarca nicht geliebt hätte, so würde er weniger bekannt sein", sagt Voltaire und er ist ganz im Recht mit dieser Behauptung. Die schwärmerische Neigung des Dichters ist sprichwörtlich geworden für platonisches

Schmachten und Trachten. So sehr nun auch Petrarca und Laura als Liebespaar populär geworden sind, so hat es anderseits nicht an der mitunter mit gelehrtem Apparat unterstützten Behauptung gefehlt: Laura habe nur in der Phantasie des Dichters gelebt. Andere vermeinten, „Laura" sei die Personification des sehnsüchtig verlangten, endlich allerdings erworbenen Lorbeers. Man forschte nun um so eifriger nach dem Original und es fand sich in einer schönen, blonden Avignoneserin, die der Dichter am Charfreitag des J. 1327 zum ersten Mal in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon gesehen hatte. Einundzwanzig Jahre verehrte Petrarca die Schöne, welche, so glühend seine Liebe sich aussprach, ihn doch nur mit Kälte behandelte. Urkundlich wollte man dann den Nachweis führen, daß Laura de Noves an einen gewissen de Sade verheirathet war, ihm elf Kinder gebar und 1348 an der Pest starb. So hätte sich allerdings die Idealgestalt Laura's in eine sehr prosaische behäbige Frau verwandelt und selbst Darsteller, welche mit guter Absicht die zarten Beziehungen des Seelenlebens besonders eingehend behandeln, mußten sich (wie Frenzel in „Dichter und Frauen") mit dieser unbarmherzigen historischen Wahrheit abfinden. In den Sonetten, Balladen, Sestinen, Canzonen, deren Gegenstand die Liebe Petrarca's zu Laura ist, entlockt der Dichter seiner Leier die süßesten Töne der Freude wie des Schmerzes; in der Klage nach dem Tod der Geliebten giebt er tiefen Empfindungen den denkbar schönsten Ausdruck. Und erst wie weich und geglättet ist die Sprache des Italieners in dieser Dichtung! Ein italienischer Beurtheiler dieser Poesien sagt deshalb treffend: „Die Feder Dante's war ein starker Meißel, der mit wenigen, aber kühnen Schlägen tiefe, unauslöschliche Züge schuf, dem Marmor, wo er ihn berührte, Leben gab, aber den Block unvollendet, halb behauen, halb geglättet, rauh in seiner Erhabenheit und großartig in seiner Anordnung zurückließ. Das Amt, die Sprache zu reinigen, zu verfeinern, zu mildern, übernahm Petrarca und er hat dasselbe mit ausgezeichnetem Erfolg, der Unsterblichkeit würdig verwaltet."

H. R.

Gesang des Weltmeers.

Einst war ich nicht, als heiß noch glühend
Die Erde jung im Aether flog
Und neugeballt und feuersprühend
Noch kaum erprobte Bahnen zog,
Als sie den Weltenraum, den kalten,
Mit Gluth durchströmte fern und nah,
Und auf den Neuling rings der alten
Planeten Kreis mit Staunen sah.

Doch kühler stets und immer kühler
Durchsauste sie das Aethermeer,
Und schwüler stets und immer schwüler
Aufthürmte sich der Wolken Heer,
So dicht, daß durch die Nebelhülle
Kein Strahl der Sonne siegreich schoß,
Und grell nur rothen Lichtes Fülle
Wie Nordlichtschein herniederfloß.

Und aus den Wolken, endlos fallend,
Ergoß sich Regen schwer und dicht;
Erbrausend, siedend, wogend, wallend,
Stieg höher stets der Wasser Schicht;
Allüberall in Süd und Norden
Umschmiegten sie das öde Land,
Nicht eingeengt von Uferborden,
Ein heißer Schwall: — und ich entstand.

Drauf sah ich spielen die Kolosse
In meiner unermeßnen Fluth,
Die Luft durchsausten Flügelrosse
Und sah'n herab voll Kampfeswuth;
Auf erster Inseln grünem Plane
Anstürmten sie zur Riesenschlacht,
Sie tilgten sich mit grimmem Zahne
Und sanken stumm in ew'ge Nacht.

Wol brach noch oft aus Erdenschachten
Die Gluth hervor mit Allgewalt,
Noch oft im Kampf, im wildentfachten,
Ward neu des Erdenballs Gestalt;
Nicht hindern konnt' ich's, daß erbebend
In's Blau aufstieg der Berge Kamm,
Daß rings das Land, stets mehr sich hebend,
Mein Reich beschränkt' als Riesendamm

Und aus der Thiere Schwarm, dem blöden,
Ging hellen Blicks der Mensch hervor,
Ihn lenkt der Geist, und Welteinöden
Entlockt' er Paradiesesflor;
Ob Wälder, Fluren, Thäler, Klüfte,
Vermaß er kühn der Herrschaft sich,
Er trifft den Aar im Reich der Lüfte,
Und klugen Sinns zwang er auch mich.

Doch oft zerbrech' ich jene Ketten,
Darein des Menschen Geist mich schlug,
Dann trifft — kein Gott kann ihn erretten —
Den Kecken der Vernichtung Fluch;
Dann schling' ich, hoch empor mich bäumend,
Hinab sein Schiff mit Donnerlaut,
Und, über Uferdämme schäumend,
Tilg' ich, was er gepflanzt, gebaut.

Und wenn schon längst in fernsten Zeiten
Der Menschen letzter sterbend schwand,
Werd' ich noch grenzenlos mich breiten
Und enger stets umziehn das Land;
Die Herrschaft, die ich einst besessen,
Wird schrankenlos auf's Neu dann mein,
Und wieder hüll' ich unermessen
In Fluthen Berg und Thäler ein.

Doch endlich, an der Tage Schlusse,
Ereilt auch mich des Ird'schen Loos,
Es lähmt mich Frost im regen Flusse
Und tilgt, was lebt in meinem Schooß;
Der Erdball stürzt, zum Tod erlesen,
In's Sonnengluthmeer matt hinein;
Und wie ich einstmals nicht gewesen,
Werd' ich in Zukunft nicht mehr sein.

Eine Begegnung mit Garibaldi.

Episodische Mittheilung von **Br. Wbg.**

In der Mitte der fünfziger Jahre — so berichtete uns einer unserer Freunde, welcher vordem längere Zeit in preußischen Kriegsdiensten gestanden — hatte ich im Bade, in Marienbad, die Bekanntschaft des österreichischen Generals U. gemacht, welcher mir häufig von jüngeren Kameraden als eine Hoffnung der Armee bezeichnet worden war, und später dieselbe häufig in anderen böhmischen Bädern erneuert.

Meine sehr erklärliche Theilnahme für militairische Ereignisse, welche trotz des landwirthschaftlichen Gewerbes, welches jetzt mein Wohl und Wehe bildet, wohl bis zum Ende meiner Tage vorhalten mag, veranlaßte mich, im Jahre 1859, als die Kämpfe zwischen der Dynastie Habsburg-Lothringen und dem mit dem Kaiser Napoleon verbündeten Italien entbrannt waren, trotz vieler Warnungen aber von Marienbad aus eine Tour nach der Lombardei zu unternehmen, um womöglich von nahebei mir die Begebenheiten anzusehen; commandirte doch mein vermuthlicher Gönner, Feldmarschall Lieutenant U. an den Gestaden des mir so wohlbekannten Lago di Como in und um Como ein sogenanntes fliegendes Corps, dessen Aufgabe es war, Garibaldi's Progressen zu überwachen und im Zaume zu halten; so daß ich mich eines nicht üblen Empfanges gesichert hielt.

In schneller Reise ging ich also durch das Engadin, über Samaden und die Bernina durch das Veltlin nach Collico, um mich von dort per Boot nach dem göttlichen Belaggio zu begeben; als ich dort meine Absicht laut werden ließ, nach Como nieder wandern zu wollen, erneuerten sich von allen Seiten die Warnungen, nicht allzu wagehalsig zu sein; eigensinnig und neugierig jedoch, wie die Natur mich erschaffen, verschloß ich hartnäckig mein Ohr diesen — wie ich zu spät einsah — wohlberechtigten Bedenklichkeiten und machte mich, in Begleitung meines Dieners, welcher während eines frühern Dienstes in Italien die Landessprache erlernt hatte, wiederum per Boot — der Dienst der Dampfschiffe war sistirt — auf den Weg nach Como.

Die langsame Fahrt, hart an den romantischen Ufern des lachenden Sees entlang, ließ herrliche Eindrücke zurück — gewährte ihr doch die eigenthümliche Lage, unter welcher ich sie zurücklegte, ganz besondern Reiz; schon die Einfahrt in den Hafen von Como aber machte so große Schwierigkeiten und war mit so erheblichen Gefahren verknüpft, daß ich gern unverrichteter Sache zurückgekehrt wäre, wenn dies überhaupt nur noch möglich gewesen wäre; wie die Sachen lagen, mußte ich jedoch an's Land steigen, um mich sofort einem peinlichen Verhör zu unterwerfen, nach welchem man mich endlich vor meinen vermeintlichen Freund U. führte.

Seine Excellenz war keineswegs in sehr angenehmer Gemüthsverfassung, wie ich mir dies vorgestellt hatte, wenn er mich erblicken würde. Ich müsse ihm zugeben, so herrschte er mich an, daß mein Besuch Como's zu so absonderlicher Zeit zu ganz befremdlichen Combinationen Anlaß biete; bekannt

damit, daß ich früher in preußischem Dienst gestanden, und, wie ich ihm in Marienbad offen bekannt, gerade nicht für österreichische Interessen und die Traditionen des Hauses Habsburg schwärme — gab er mir zu überlegen, ob nicht der Verdacht, daß ich spioniren wolle, einigermaßen gerechtfertigt sei. Mit großer Entrüstung wies ich Herrn von U. darauf hin, daß ein solcher Verdacht doch wol nicht ganz würdig sei, worauf er mir, einen etwas sonderbaren Ausdruck annehmend, schließlich die Erlaubniß ertheilte, einen sofortigen Versuch zu unternehmen, wie ich unangefochten heimgelangen möge zu den Penaten. Kalt war der Abschied für die frühere Freundschaft!

Gründlich curirt von der Zuverlässigkeit sogenannter Badebekanntschaften — schwerer Groll im Herzen, um so schwerern, als ich ihm nicht freie Zügel konnte schießen lassen — schickte ich mich zur Heimfahrt an, welcher indessen auch erhebliche Schwierigkeiten entgegenstanden; meine Bootsleute von Belaggio herwärts waren, ohne ans Land gelassen zu sein, sofort zurück dirigirt worden; nur mit Kummer und Noth und um schweren Lohn fand ich eine Fahrgelegenheit, einen Fleischerkarren, welcher mich und meinen fertig italienisch sprechenden, jetzt äußerst niedergeschlagenen Diener nach Mendresino auf der Straße nach Lugano beförderte; ich beabsichtigte von dort über Bellinzona den Gauen Deutschlands zuzueilen, in welchen doch bei weitem größere Gemüthlichkeit in Beziehung auf das Fortkommen herrschte, als damals im nördlichen Italien.

In Mendresino brachte ich eine entsetzliche Nacht in einer schmutzigen Kneipe zu, welche von Ungeziefer strotzte; den mir zugänglichen Speisen hatte ich eine spartanische Enthaltsamkeit vorgezogen; dagegen war mein Diener in seinem sonst überreichen Lob der italienischen Küche sehr schwankend geworden. Kaum schickte ich mich am frühen Morgen mit Tagesgrauen zur Weiterreise an, als Garibaldianer auf der Bildfläche erschienen, welche bis soweit ihre Fühlfäden vorstreckten und für mich die Rücksicht hatten, mir die Veränderung meiner Reiseprojecte zur Pflicht zu machen; alle gegentheiligen Demonstrationen meinerseits fruchteten nicht das Mindeste; mein wohl conditionirter und richtig visitirter Paß blieb ohne alle Wirkung, weil diese biederen Italianissimi mit Einschluß ihres Führers weder lesen noch schreiben konnten, und, ich mochte wollen oder nicht, fort ging es nach Varese, wo General Garibaldi zur Zeit sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Als wir am späten Nachmittage dort anlangten — es war vor dem Café de l'Europe, wo die Empfangsfeierlichkeiten stattfanden, welche man mir bereitete — wurde ich sofort vor den Chef des Stabes gebracht; so titulirte man den ziemlich eckigen Signor, welcher mich einem rigosoren Examen gerade wie weiland der General in Como unterwarf und dieselbe Ungläubigkeit in Beziehung auf meine Angaben entwickelte, wie Jener; es sah fast so aus, als wenn beide Gegner, der Oesterreicher und der Garibaldianer, sich das Wort gegeben hätten, mir die größten Niederträchtigkeiten zuzutrauen und mich zu peinigen; der sehr kurz angebundene Stabschef machte mir ganz und gar kein Geheimniß daraus, daß man mit Spionen und Kundschaftern sehr kurzen Proceß mache.

Der Name dieses Mannes verdient der Nachwelt anzugehören; wenn mich mein Gedächtniß nicht allzusehr täuscht, nannte ihn mein Berichterstatter Signor Zachi.

Verwünschte Neugierde! so reflectirte ich in mich selbst hinein, und ein feierliches Gelöbniß sandte ich zum Himmelsthron empor, dieser, wenn ich

glücklich aus dieser Patsche herauskäme, nun und nimmermehr wieder Macht über mich zu gestatten. Den einzigen Trost in meiner Misère gewährte mir — so schadenfroh ist nun einmal der Sterbliche! — die Todesangst meines noch in Collico so zuversichtlichen Dieners; er war stets stolz gewesen auf den reinen Florentiner Dialect, welchen er spreche. „Ich wollte, Sie vorlauter Kerl säßen mit Ihrem reinen Dialect meinetwegen auf der Kuppel der Peterskirche in Rom, und ich wäre zu Hause!" so behauptete er später, in den Tagen der Sicherheit, habe ich ihn in meinem verbissenen Aerger angelassen; und ich will keinen Eid darauf ablegen, daß die bittere Stimmung, in welcher ich mich befand, sich nicht in dieser Form Luft geschafft habe.

General Garibaldi, dessen Antlitz ich mit Entschiedenheit zu schauen verlangte, war abwesend; er sei recognosciren geritten, so sagte man mir. Endlich — die Sonne ging schon zur Neige — langte der Langersehnte an, und ich wurde ihm ohne Verzug vorgestellt.

An dem berühmten Manne — Viele nennen ihn auch wol berüchtigt, Beide im Widerspruch mit mir, der ich keines beider Prädicate billigen kann — sah allerdings gar nichts nach einem General aus, nicht einmal nach einem italienischen von damals; er trug eine wollene Blouse — besser gesagt, ein Hemd von rother Farbe und einen aufgeschlagenen Filzhut, welcher jedoch durchaus nichts Phantastisches an sich hatte. Das einzige Attribut, welches Signor Garibaldi mit einem modernen Schlachtengewinner theilte, war ein großes Doppelfernglas in einem Futteral, welches, an einem Lederriemen befestigt, über seine Schultern hinweghing. Ein mächtiger Sarras umgürtete seine Lenden, und der sehr kurz geschorene, durchaus nicht verwahrloste Vollbart verlieh seinen Zügen eine gewisse Würde, welche mit der Wildheit im Widerspruch stand, die derzeitig erschienene Bilder ihm anzudichten sich bemühten.

Mit wirklicher Ruhe und durchaus verbindlicher Form, weit höflicher als sein Stabschef, fragte er mich, wer ich sei und was mich nach dem Kriegsschauplatz geführt habe?

Mit absichtlicher Dreistigkeit, die in jenem Augenblick eine bedrohliche Macht über mich hatte, erwiederte ich ihm, daß mich eine allerdings, wie ich jetzt einsähe, tadelnswerthe und leichtsinnige Neugierde zu dieser Reise veranlaßt habe; ohne Umschweife theilte ich ihm mit — was mein Paß ja ohnedies constatirte — daß ich vordem in preußischem Kriegsdienst gestanden habe, und daß ich in Como beim General U. gewesen sei. Daraus machte ich erst recht kein Geheimniß, weil dieses Factum unzweifelhaft durch die Aussage meines Leibkutschers auf dem Karren von Malesino constatirt sein mußte.

„Ich muß es selber einräumen", so schloß ich meine wohlgefügte französische Anrede an den jedenfalls merkwürdigen Mann, „daß mein ganzes Hiersein mich mit Recht verdächtigen muß; aber ich versichere Eure Excellenz, daß ich ein ehrlicher Mann bin und keinerlei Hintergedanken bei mir trage. Alors, faites comme vous voudrez."

„Sie geben mir den Titel Excellenz, welcher mir nicht zusteht, und den ich nicht führen würde, wenn ich auch dazu berechtigt wäre", entgegnete der Mann von Caprera. „Alles, was Sie sagen, ist richtig, also auch das, daß Sie ein ehrlicher Mann sind! Ich verlasse mich fast stets auf meine Physiognomik und den ersten Eindruck!"

Mich dann aber schärfer in's Auge fassend, immer aber mit einer gewissen Milde stellte er mir die Frage: „Sie waren in Como beim General U. Wie

viele Truppen liegen wol dort nach Ihrer Schätzung, und von welcher Waffengattung sind sie?"

„Signor Garibaldi", gab ich ihm — jetzt im Gefühl wachsender Sicherheit — zurück, „ich habe den General U. gesprochen, welchem ich aus früherer Zeit her bekannt bin, er hat mich, im Gegensatz zu Ihnen, sehr ungentil und schlecht aufgenommen, weil er mich für einen Spion hielt, gerade wie der Chef Ihres Stabes. Da ich die Ehre hatte, Ihnen zu erklären, daß ich dies nicht sei, und auch nie werden wollte, werden Sie es sicherlich billigen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich nichts sagen und verrathen würde von dem, was ich gesehen haben könnte! Aber ich versichere Sie — auf ehrliches Soldatenwort! — daß ich nichts zu verrathen habe. In Como habe ich Artillerie, leichte Geschütze, aufgefahren gesehen; vornehmlich erblickte ich dort Jäger, graue Jäger mit ihren charakteristischen schwarzen Filzhüten und dem echt österreichischen Typus; einige wenige Husaren sah ich in den Straßen und am Hafenplatz herumschlendern! Das kann ich wol Alles berichten, ohne ein Verräther zu werden, wie Sie das eben so gut bereits wissen werden! Und ein Mehreres weiß ich in der That nicht!"

General Garibaldi nickte zustimmend mit dem Kopfe: „Sie rechtfertigen meine Erwartung", so bestätigte er meine Rede; und dann fragte er, von diesem Thema abspringend: „Hat man Ihnen keine Cigarette angeboten und nicht einmal ein Glas Wein vorgesetzt?"

Ich mußte die Frage natürlich verneinen; schnell wurde nunmehr Beides auf seine Ordre gebracht und der wohlwollendste aller Condottieri nöthigte mich, mir eine Charoute anzuzünden, wobei er mir ein Glas Vino d'Asti eingoß. „Mit Ihnen, General!" erwiederte ich, als er mich zum Trinken aufforderte.

Sofort goß sich Signor Garibaldi ebenfalls ein Glas ein und stieß mit mir an; sein ganzes Verfahren gewann mich vollständig für den so gar verschieden beurtheilten Mann.

„Italia unita!" rief ich ihm zu, mit ihm anklingend. Ich konnte das mit ruhigem Gewissen thun, denn nichts auf der weiten Gotteswelt scheint mir natürlicher zu sein, als daß Die zu einander gehören, welche dieselbe Sprache reden.

Und in dem Augenblick fiel mir die Unterredung von Como mit dem Feldmarschall-Lieutenant U. ein.

Garibaldi's Züge hatten mehr und mehr einen freundlichen Ausdruck angenommen. Daß dieser Mann — er mag sonst so fähig oder unfähig sein, wie er will — ein rechtschaffener Charakter ist, dafür möchte ich Bürgschaft leisten!

„Wir haben einen gemeinschaftlichen Bekannten, General", sagte ich zu ihm, „den ich für einen Gentleman vom reinsten Wasser halte; er heißt Leucht und wohnt in Rio de Janeiro, unweit der Börse, an der Ecke der Rua directa und der Rua d'Alfandega."

„Sie kennen Signor Leucht!" rief lebhaft werdend und sichtlich erfreut Garibaldi aus. „O, das freut mich sehr, über meinen Freund mit Ihnen reden zu können! Wol ist er ein braver Mann, dem ich überdies großen Dank schulde! Ich habe gar viel in seinem gastfreien Hause verkehrt, als ich noch in den südlichen Gewässern mein Wesen trieb."

Während wir diese Unterhaltung führten, gingen fortgesetzt Meldungen ein, welche der General schnell und ohne Aufregung expedirte; unter Ande-

rem brachte man einen deutschen Mann gefangen ein, welchen man bei Chiacco in ganz ähnlicher Lage aufhob, wie mich in Maldresino; auch er wurde sofort vorgeführt und bei diesem Anlaß begrüßte er mich, als er meiner ansichtig wurde, als ob er mich lange Jahre kenne.

Mein Mitgefangener war nichts weniger als ruhig; Signor Zachi, welcher ihn dem General vorführte, theilte diesem mit, nicht ohne einen verdächtigenden Seitenblick auf mich zu werfen, der Estrangiere behaupte ebenfalls, preußischer Officier gewesen zu sein und berufe sich auf mein Zeugniß, ich kenne ihn.

Ich begriff, daß dieser Zwischenfall für mich kein angenehmer und sehr geeignet war, die günstige Wendung, welche meine Lage genommen hatte, schnell in eine ungünstige zu verwandeln; mit aller Ruhe, deren ich — Unruhe innerlich bergend — fähig war, betrachtete ich den Herrn, welcher in der That meinen Namen nannte und mich wiederholt begrüßte

„Kennen Sie den Herrn und wollen Sie für ihn bürgen?“ befragte mich der General, mich ungewöhnlich scharf fixirend.

„Ich bin sehr zufrieden, General“, erwiederte ich ihm sofort, „daß Sie meine Bürgschaft für mich selbst gelten ließen! Eine Garantie für einen andern Mann übernehme ich sicherlich nicht! Das erkläre ich deutlich! Jeder für sich, Gott für uns Alle! Preußischer Officier, wie er behauptet, war der Herr, oder ist es vielleicht noch. Das bestätige ich, denn ich bin ihm häufig früher in Berlin begegnet.“

„Und weil er diesem Stande angehört, muß er auch ein Mann von Ehre sein, welcher sich nicht zu Spionendiensten hergiebt.“

Dann, dem General näher tretend, fügte ich, nur ihm verständlich, meiner Rede hinzu: „Gefährlich zu sein — den Eindruck macht der Herr wol überhaupt nicht?“

Garibaldi lächelte: „Der Herr wird morgen in Gemeinschaft mit unserem ersten Gefangenen über die Seen hinweg befördert und ihm dort frei gegeben werden, nach Deutschland heimzukehren!“

„Lassen Sie sich die Nacht in Varese gut bekommen“, wandte er sich alsdann, Abschied nehmend, zu mir herum „Ich überlasse Sie der Sorge des Signor Zachi.“

Das war meine Entrevue mit Giuseppe Garibaldi in Varese! Von meinem Landsmann nahm er keine weitere Notiz; auch Signor Zachi, welcher sich den Abend über in, ich möchte sagen kameradschaftlicher Weise mit mir zu schaffen machte und mir zum opulenten Souper deliciöse Fische aus dem pittoresken Lago di Varese serviren ließ, behandelte ihn gerade so, als ob er gar nicht da wäre.

Wieder am andern Morgen ging es fort von Varese, um über den Luganer See und den Lago maggiore über Baveno, Domo d'Ossola, Isella und den Sempione Genf entgegen zu steuern. Man hatte für uns drei gefangene Individualitäten und zwei Transporteure einen Wagen requirirt; nun überließen die Letzteren uns unserm Schicksal.

Als diese beiden Freiheitshelden — sie hörten es gern, wenn man sie Bersaglieri titulirte — von uns schieden, wollte ich Jedem von ihnen einen Napoleon spenden; Beide lehnten jedoch das Geschenk ab, weil ein solches anzunehmen von Garibaldi verpönt sei, sie erklärten sich bereit, die beiden Goldstücke in Empfang nehmen zu wollen, um sie Signor Zachi als Unterstützung für Blessirte oder für die Familien der Streiter abzuliefern. Na-

türlich ging ich sofort auf diesen Vorschlag ein; ich fügte meiner Zustimmung jedoch die Erklärung bei, daß ich für den gleichen Zweck noch eine größere Summe einzahlen werde, um ihrem Oberbefehlshaber meine Dankbarkeit für die mir gewährte Loyalität zu bekunden. Nach kurzem Erwägen, welches mir diese beiden Italiener in ganz zuverlässigem Lichte erscheinen ließ, trug ich kein Bedenken, ihnen zehn Napoleons zur Ablieferung an Signor Garibaldi zu überreichen, welche Gabe ich mit einem verbindlichen Schreiben an Diesen begleitete, in welchem ich den Zweck der Sendung betonte und meine Adresse in Deutschland beifügte.

Ich war — die Rückreise verlief ohne fernern Zufall — knapp in meine vier heimatlichen Pfähle zurückgekehrt, so erhielt ich von Signor Zachi ein Schreiben, in welchem die Anerkennung über den richtigen Eingang der zehn Napoleons enthalten war; mit dieser war die Anzeige verknüpft, daß meine beiden Begleiter in der That zwei Napoleons abgeliefert hatten, welche Signor Garibaldi ihnen jedoch erlaubt habe, zu behalten.

Der General schickte mir „seinen Soldatengruß und den Ausdruck seiner persönlichen Hochachtung“ wie sich der, übrigens sehr warm gehaltene Brief ausdrückte

Mein preußischer Kamerad, welchen ich in Varese recognoscirte — und ich habe Grund zu glauben, daß meine Recognition ihm recht nützlich war — verfehlte nicht in Berlin die Entschlossenheit zu schildern, mit welcher er im kritischen Moment Garibaldi gegenüber aufgetreten sei; gerade wie mein Diener mit großer Genugthuung die Wirkungen schilderte, welche sein rein Florentiner Dialect während der ganzen Episode hervorgebracht habe.

Um seinen moralischen Verbindlichkeiten mir gegenüber Genüge zu leisten und nicht etwa in meiner Schuld zu bleiben, erzählte der Erstere überall, wo man es hören oder auch nicht hören wollte, er habe mich in Varese gesehen, wie ich, ipsissimis verbis, mit Garibaldi frère und cochon gewesen sei und mit dem, schwarz in schwarz, von ihm Illustrirten graubündner Wein gekneipt und Cigarren geraucht habe!

Gott erhalte die Dankbarkeit.

Chemische Plaudereien.

Von Gustav Heyer.

1. Die Pflanzengifte.

Unter der großen Anzahl von eigenthümlichen Substanzen, welche die organische Natur, und besonders die Pflanzenwelt, uns bietet, gewahren wir eine Gruppe von Stoffen, die sich schon seit Alters her einer Art von Popularität zu erfreuen hatten, nämlich die sogenannten Pflanzengifte. Der Giftbecher des Sokrates giebt uns Kunde davon, daß schon das Alterthum aus Pflanzen giftige Tränke zu brauen verstand. Die griechischen und römischen Aerzte curirten wol ziemlich ausschließlich mit Heilmitteln, welche aus Vegetabilien hergestellt waren.

Im Mittelalter und zur Zeit der Alchemisten kam zu den pflanzlichen Heilstoffen eine Gruppe von Körpern aus der Mineralwelt hinzu, besonders Parforcemittel als: Quecksilber-, Antimon-, Gold-, Silber-, Eisen- und andere Metallpräparate, welchen sich später Magnesiasalze, Glaubersalz, Salpeter u. a. anschlossen — eine Reihe von unorganischen Medicamenten, deren Schlußstein die aus der Auffindung des Broms und Jods hervorgehenden wichtigen Kalium- und Natriumverbindungen derselben bildeten.

Die Heilkunde der letzteren Zeit scheint sich indessen wieder mit besonderer und gewiß richtiger Vorliebe den Pflanzenstoffen zuzuwenden und eines der mineralischen Mittel nach dem andern aus dem Arzneischatz zu verbannen. Jedenfalls können wir dem Grundsatz, die Naturheilkraft mit Stoffen zu unterstützen, welche dem kränkelnden Organismus nicht so durchaus fremdartig sind wie im Allgemeinen die Mineralsubstanzen, nur mit voller Ueberzeugung beistimmen.

Eine Hauptursache dieser Erscheinung ist jedoch in der außerordentlich rapiden Entwickelung der Chemie in den letzten Jahrzehnten zu suchen. Dadurch nämlich, daß die Wissenschaft der neuesten Zeit die einzelnen Pflanzenstoffe aus den Vegetabilien im Zustande der Reinheit abscheiden lehrte, gab sie den Aerzten ein Mittel an die Hand, die Gaben der wirksamen pflanzlichen Arzneistoffe bis zu den kleinsten Dosen präcisiren zu können.

Wo der Arzt von ehedem Opium oder Chinarinde verordnete, giebt der moderne Jünger des Aeskulap Morphin oder Chinin, die hauptsächlich wirkenden Substanzen dieser Vegetabilien, und während man früher nie wissen konnte, wie viel von diesen Stoffen dem Organismus mit den sehr verschiedenhaltigen Rohmaterialien zugeführt wurde, ist dieses Herumtappen im Dunklen heute unmöglich geworden.

Die aus dem Pflanzen- (und Thier-) Reich dargestellten organischen Substanzen zählen nach Tausenden. Es sind dieses Körper von flüssiger, fester und krystallinischer Beschaffenheit: ätherische Oele, Pflanzenfette, wachsähnliche Materien, Harze, Säuren, Farbstoffe, stärke- und zuckerartige Substanzen, endlich die sogenannten Pflanzenbasen. Vorzugsweise unter den letzteren haben wir die in der Medicin zur höchsten Bedeutung gelangten

Pflanzengifte, welche man ihres eigenthümlichen chemischen, an die alkalischen Eigenschaften des Ammoniaks erinnerden Verhaltens wegen auch „Alkaloide“ genannt hat, zu suchen.

Die Alkaloide zeichnen sich in chemischer Beziehung dadurch aus, daß sie sämmtlich außer Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff noch Stickstoff enthalten. Während es sauerstofffreie Alkaloide (wie Coniin, Nicotin, Curarin) giebt, fehlt der Stickstoff nie. Sie sind theils flüchtiger Natur und werden dann im flüssigen Zustand erhalten, zum größten Theil jedoch starr und krystallisirbar. Ihre hervorragenden physiologischen Wirkungen kennzeichnen sie vor allen übrigen Stoffen. In der unorganischen Natur giebt es, mit einzelnen wenigen Ausnahmen, keine Substanzen, welche in so kleinen Dosen den Tod herbeizuführen im Stande sind.

Obgleich, wie schon erwähnt, die giftigen und heilenden Wirkungen vieler Pflanzen schon seit lange bekannt waren, so gehört doch die Erforschung der Alkaloide selbst und ihre Reindarstellung erst unserm Jahrhundert an.

Eine der populärsten Substanzen vegetabilischen Ursprungs — das Opium — wurde die Fundgrube des ersten, medicinisch hochwichtigen Alkaloids, des „Morphins“ (oder Morphiums). Das Morphin erblickte zuerst das Licht der Welt in Hameln a. d. Weser, unter den Händen des Apothekers Sertürner (1805). Die Isolirung eines krystallisirenden Stoffes aus dem eingetrockneten Milchsaft des Mohnes, eines Stoffes, welcher chemischerseits die Fähigkeit, mit Säuren wohlkrystallisirende Salze zu bilden besaß, in physiologischer Hinsicht jedoch die Wirkung des Opiums in potenzirtem Grade in sich trug — mußte den Weg zu einer neuen Provinz des chemischen wie medicinischen Wissens anbahnen. Aber wie viele andere Entdeckungen, so sehen wir auch diese runde zwölf Jahr unbeobachtet daliegen. Erst bei einer neuen Abhandlung Sertürner's im Jahre 1817 über das von ihm seitdem gründlich studirte Morphin wurde die Aufmerksamkeit der Chemiker dauernd auf diesen Stoff gelenkt.

Nun folgte Schlag auf Schlag die Auffindung ähnlicher Körper in den verschiedensten Pflanzen, so daß heute die Anzahl der Alkaloide bereits auf hundert gestiegen ist, eine Summe, welche sich voraussichtlich von Jahr zu Jahr vergrößern wird. Den schönsten Beweis von den Fortschritten der Forschung liefert uns wiederum das Opium. Die Untersuchungen über diese merkwürdige Materie reichen bis in das letzte Jahr hinauf, und wo ehedem das einsame Morphin als Repräsentant der Opiumwirkung galt, da bietet sich heute dem wißbegierigen Blick die stattliche Reihe von sechzehn verschiedenen Alkaloiden, welche sich nach und nach dem Morphin an die Seite gestellt haben.

Freilich ist die Quantität, in der dieselben im Opium angetroffen werden, eine winzige. Während dasselbe etwa zehn Procent Morphin enthält, finden wir von dem nächst demselben wichtigsten Alkaloiden — dem „Codein“ — nur $^1/_4$ Procent darin. Und doch ist diese Menge noch eine beträchtliche im Vergleich mit der des „Kryptozins“ z. B., zu welchem man, um ein Pfund davon zu erlangen, etwa 40,000 Pfund Opium nöthig haben würde.

Charakteristisch für alle Alkaloide ist, daß die Pflanzentheile — am meisten gewöhnlich die Früchte und Samen — nur geringe Quantitäten davon enthalten.

Das Vorkommen dieser Stoffe steht gewöhnlich mit dem Familien-

charakter der Pflanzen im Zusammenhang. So führen z. B. in manchen Familien sämmtliche oder fast alle Individuen ein und dasselbe Alkaloid. Bei weitem seltener findet sich ein Alkaloid über verschiedene Familien verbreitet, wie z. B. das Coffein, welches in vier verschiedenen Pflanzengruppen (Rubiaceae, Camelliaceae, Aquifoliaceae, Sapindaceae) angetroffen wird. Bei anderen Familien hat jedes Genus wieder einen besondern Stoff.

Im Allgemeinen sind diejenigen Pflanzen, in denen man derartige Substanzen gefunden hat, zu zählen. Bei weitem die meisten und verbreitetsten Familien enthalten keine Alkaloide. Die Natur ging mit ihrer Vertheilung sparsam um.

Die Darstellung der Alkaloide, das Ausziehen derselben aus den Vegetabilien und ihre Abscheidung hat bei sämmtlichen ein gemeinsames Princip.

Bei den flüssigen Pflanzenbasen, deren bekanntere das „Coniin" und das „Nicotin" sind, ersteres aus dem Schierling, letzteres im Tabak enthalten, unterwirft man die betreffenden Pflanzentheile einfach der Destillation mit Wasser und einer starken mineralischen Base, als Aetzkalk oder Aetznatron. Das dadurch ausgetriebene Alkaloid findet sich in dem wässerigen Destillat gelöst und kann nun leicht im Zustande der Reinheit daraus abgeschieden werden.

Was die übrigen, bei gewöhnlicher Temperatur festen Alkaloide anbelangt, so läßt sich das Princip ihrer Gewinnung durch Aufführung weniger gemeinsamer Operationen feststellen: 1) Auskochen der Vegetabilien mit reinem oder angesäuertem Wasser; 2) Fällen des in Lösung befindlichen Alkaloids durch eine Mineralbase (Ammoniak, Natron, Aetzkalk ꝛc.); 3) Ausziehen des Niederschlags mit Alkohol, Aether, Benzol ꝛc., je nachdem das Lösungsmittel am geeignetsten für den betreffenden Pflanzenstoff ist. Beim Verdunsten des Alkohols ꝛc. krystallisirt alsdann das Alkaloid heraus. Daß je nach der Natur desselben kleine Abänderungen in der Fabrikation stattfinden, versteht sich von selbst.

Was die Wirkungen der Alkaloide auf den thierischen Organismus anbetrifft, so sind dieselben äußerst verschiedener Art.

Am bekanntesten sind dem großen Publicum in dieser Hinsicht das Morphin und das „Chinin". Ersteres ist in der That als Schlaf bringendes und beruhigendes Mittel so allgemein in der Medicin angewandt, daß das plötzliche Fehlen desselben trotz Chloralhydrat eine große Unbequemlichkeit verursachen würde.

Das Chinin, welches sich als hauptsächlichste Base neben vier bis fünf anderen in den Chinarinden vorfindet, schließt sich als bestes aller fiebervertreibenden Mittel dem Morphin in seiner Bedeutung für die Therapie an. Die Reindarstellung desselben gelang im Jahre 1820 durch Pelletier und Caventou, zwei Franzosen, nachdem schon vordem ein harziger Extractivstoff, „Chinastoff" benannt, aus den Rinden der Chinabäume hergestellt worden war.

Mit dem außerordentlich bittern Geschmack des Chinins hat vielleicht schon Mancher von uns Bekanntschaft gemacht, die furchtbare Bittere eines anderen Alkaloids jedoch, „des Strychnins", dürften wol nur Einzelne gekostet haben. Das Strychnin, welches sich neben Brucin vorzugsweise in den Brechnüssen (Strychnosnux vomica) vorfindet, zeichnet sich ebensowohl durch seine stark toxischen Eigenschaften, als auch durch die eben erwähnte Bitterkeit aus. Es ist geradezu der bitterste Stoff, welchen die Chemie kennt. Ein

Millionstel davon genügt, um Wasser ungenießbar zu machen. Die höchste Dosis, in der das Strychnin als Medicament angewandt wird, ist ein Centigramm. Gewöhnlich aber verwenden die Aerzte bedeutend kleinere Quantitäten.

Nächst dem Morphin hat kein anderes Alkaloid so häufig Veranlassung zu absichtlichen oder unabsichtlichen Vergiftungen gegeben, als das Strychnin. Die Symptome einer derartigen Vergiftung sind tetonische Krämpfe. Der Tod tritt meistens durch Erstickung oder durch Erschöpfung ein. Die Todtenstarre hält nach Strychninvergiftung ungewöhnlich lange an, was vielleicht seinen natürlichen Grund in der Eigenschaft des Strychnins hat, der Fäulniß außerordentlich langen Widerstand zu leisten.

Noch ein Alkaloid ist es, welches eine internationale Bedeutung als Heilmittel gewonnen hat, nämlich das in der Tollkirsche (Atropa Belladonna) oder in dem Stechapfel (Datura stramonium) vorkommende „Atropin". Die Anwendung desselben bei Augenkrankheiten ist eine allgemeine. Ein Tropfen einer Lösung von Atropinsalz in Wasser in's Auge geträufelt hat die bekannte Eigenschaft, die Pupille zu erweitern und längere Zeit in diesem Zustand zu erhalten. Die innerliche Verwendung von Atropinpräparaten tritt gegen diese äußerliche, local wirkende Application völlig in den Hintergrund. Uebrigens ist es eins der heftigsten Gifte.

Von den übrigen Alkaloiden finden noch in der Heilkunde eine beschränktere Anwendung: das „Curarin", dargestellt aus dem „Curare", dem extractartigen Pfeilgift der nordbrasilianischen Indianer — ferner das „Aconitin" aus den verschiedenen Aconitumarten — das Erbrechen verursachende „Emetin" aus der Ipecacuanhawurzel — das „Veratrin" (Veratrum- und Sabadilla-Arten) — das „Solamin" aus Kartoffelkeimen — das „Colchicin" (Colchicum antumnale) ꝛc.

Von der großen Reihe der anderen Pflanzengifte werden uns noch besonders zwei interessiren, theils weil sie als Medicamente Verwendung finden, hauptsächlich jedoch weil wir dieselben mit einigen unserer Nahrungsmittel tagtäglich genießen. Das sind das „Coffein", auch „Theein" genannt, und das von beiden nur wenig verschiedene „Theobromin". Das letztere ist das basische Princip der Chocolade, das erstere führen wir unserm Organismus durch unsere alltäglichen Getränke, den Kaffee und den Thee, zu. Der Gehalt der Kaffeebohnen variirt von $0,_5$ bis $1,_0$ Procent, die Theeblätter enthalten etwa zwei Procent des Alkaloids.

So gewahren wir, daß sich das Reich der Pflanzengifte selbst bis in die Region unserer gewöhnlichen Genußmittel erstreckt. Die Bedeutung dieser Substanzen, so wie das naturhistorische Interesse, welches sie bieten, sind also nicht zu unterschätzen. Nichtsdestoweniger ist eine eigentlich chemische Erkenntniß derselben im Sinne der modernen Forschung noch nicht vorhanden. All' diese Körper, so viel man sich auch mit ihnen beschäftigt und so viel Salze und andere Verbindungen man auch aus ihnen hergestellt hat, haben bis jetzt ohne Ausnahme etwaigen Versuchen, sie künstlich nachzubilden, sie synthetisch aus ihren Elementen zusammenzusetzen, siegreich widerstanden. Die Chemiker gaben denselben Formeln, welche genau die procentische Zusammensetzung der sie constituirenden Elemente anzeigen, aber nicht weiter in den Atomenbau dieser Körper hineinblicken lassen. Die Schwierigkeiten, mit denen die Wissenschaft bei diesen complicirten Substanzen zu kämpfen hat, sind so außergewöhnlicher Natur, daß wol noch manches Jahrzehnt über der Lösung dieses Problems vergehen wird.

Hiermit im engsten Zusammenhang steht unsere Unkenntniß über die medicinische Wirkung dieser Stoffe, d. h. über Das, was aus denselben wird, wenn sie dem Organismus zugeführt werden.

Während z. B. das vorhin erwähnte Chloralhydrat, nach den epochemachenden Entdeckungen Liebreich's, sich im Organismus durch den Alkaligehalt des Blutes in Chloroform und Ameisensäure zerlegt und hierdurch die merkwürdige Wirkung desselben erklärlich wird — haben die Aerzte bisher noch keine Anhaltpunkte für das Verhalten der Alkaloide in dieser Beziehung.

Um diese Verhältnisse zu klären, werden sich Chemiker und Mediciner in die Hand arbeiten müssen. Das Gelingen solcher Arbeit, die Lösung des Räthsels würde für die Wissenschaft sowol wie für unsere körperliche Wohlfahrt von unberechenbarem Vortheil sein.

---

2. Zur chemischen Kenntniß der Erdrinde.

Wenn wir den Stoff oder die Natur des Stoffes, aus dem die Welt aufgebaut ist, zu ergründen trachten, so gelangen wir zu der Erkenntniß, daß die Schöpfung mit einem verhältnißmäßig geringen Fonds von Mitteln das Außerordentlichste und Mannigfaltigste geleistet hat.

Unwiderruflich hat die heutige Wissenschaft durch die Spectralanalyse bewiesen, daß dieselben Materien, welche sich auf unserm Planeten vorfinden, auch in der flammenden Gasatmosphäre und dem weißglühenden Körper der Sonne so wie auf den anderen Gestirnen vorhanden sind.

Wir können deshalb wol mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß das ganze Weltall aus demselben Stoff gezimmert sei, wie unsere Erde. Es steht diese Behauptung auch im schönsten Einklang mit der Hypothese, welche in wissenschaftlicher Weise die Entstehung der Himmelskörper zu erklären versucht. Ehe die Individualisirung der letzteren von Statten ging, war das All doch jedenfalls mit gleichförmigem Material erfüllt, das sich dann später an gewissen Punkten verdichtete und zusammenballte. Ob nun Das, was einst vor der Schöpfung der Gestirne das Weltall gasförmig, wie man annehmen muß, ausfüllte — schon all' die Stoffe in der Form und der Eigenthümlichkeit enthielt, wie sich dieselben uns heute präsentiren, ist schwer zu entscheiden, aber wol annehmbar. Wir können nicht glauben, daß damals schon z. B. das Eisen, das Gold ꝛc. als solche im Schöpfungsmaterial vorhanden gewesen wären Es hätte, um diese Substanzen im gasförmigen Zustand zu erhalten, einer enormen Temperatur bedurft, einer Hitze, so groß, daß wir sie in genügender Menge auf unserm Planeten bis heute noch nicht künstlich zu erzielen im Stande gewesen sind.

Und die Wärme ist zweifellos doch erst eine Folge des Schöpfungsactes; sie entstand, als sich das Chaos des Weltalls zu entwirren begann, sie war erst ein Product chemischer Vorgänge.

Auf Grund dieser Betrachtungen greifen wir wol nicht fehl, wenn wir uns das ursprüngliche Material der Schöpfung als einen Stoff denken, welcher mit der Fähigkeit begabt war, unter gewissen, allerdings undefinirbaren Umständen in Das überzugehen und Das zu bilden, was wir heutzutage „Grundstoff“ oder „Element“ nennen.

Somit wollen wir denn auch den schwankenden Boden hypothetischer

Auffassungen verlassen und uns Dem zuwenden, was sich auf dem Boden der Realität als unumstößliche Wahrheit erhebt

Unsere Erde, so weit sie uns bekannt ist — und wir kennen nur einen sehr geringen Theil der Erdrinde — besteht aus Elementen, d. h. aus Stoffen, welche sich dem Chemiker als wohlcharakterisirte Individuen darstellen, die man bis heute noch nicht weiter zu zerlegen im Stande gewesen ist.

Wählen wir, um uns diesen Begriff zu verdeutlichen, eine über die ganze Erde verbreitete Materie, welche vom classischen Alterthum und auch heute noch in poetischer Redeweise als „Element" bezeichnet wird — nämlich das Wasser.

Es ist dieses kein Element im Sinne der heutigen Wissenschaft. Wir dürfen dasselbe nur gewissen Bedingungen aussetzen, wir dürfen z. B. nur die Poldrähte der elektrischen Batterie in dasselbe leiten — und es zerfällt in seine beiden Bestandtheile „Wasserstoff" und „Sauerstoff", welche sich in zahllosen kleinen Gasperlen an den Polenden entbinden. Diese beiden Constituenten des Wassers, zwei Materien, welche wir nur in gasförmiger Gestalt kennen, sind wahre Elemente, an welchen alle Versuche, sie weiter zu spalten, fruchtlos abgeglitten sind. Leicht jedoch vermögen wir aus denselben wieder Wasser herzustellen.

Wir haben nur nöthig, ein Gemisch der beiden Gase durch den elektrischen Funken oder durch irgend einen brennenden Körper zu entzünden — und die Vereinigung erfolgt im Moment unter explosionsartigen Erscheinungen. Das Resultat ist Wasser, welches sich in Gestalt von Tröpfchen an den Wänden des Gefäßes, in dem der Versuch vorgenommen wurde, umsetzt. Wenn es uns befremden könnte, daß aus zwei gasförmigen Stoffen ein tropfbarflüssiger entsteht, so werden wir diese Erscheinung nicht mehr seltsam finden, wenn wir uns von den alltäglichen Anschauungen in Betreff der Temperatur lossagen. Wir wissen ja Alle, daß das flüssige Wasser bei 100° Celsius eben so gut ein farbloses, durchsichtiges Gas ist, wie der Sauerstoff oder der Wasserstoff; wir wissen ferner, daß das Wasser bis zu 0° erkältet eine starre Gestalt annimmt und alsdann von uns als Eis bezeichnet wird. Bei den beiden Constituenten des Wassers ist es jedoch bis jetzt noch nicht gelungen, sie zu verflüssigen, oder gar fest zu machen. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß diese Elemente eben so wenig eine Ausnahme von der Regel machen, als die anderen, deren bei Weitem größte Mehrzahl uns im starren, flüssigen und gasförmigen Zustand bekannt ist. Der Grund ist nur in der Unvollkommenheit der Mittel, welche uns zu Gebote stehen, zu suchen.

Die Zahl der uns bekannt gewordenen Elemente ist augenblicklich einundsechzig. Sie war bereits bis auf dreiundsechzig gestiegen, indessen erwiesen sich zwei dieser „Elemente" in neuester Zeit als zusammengesetzt.

Wenn wir diese Reihe von Materien betrachten, aus denen die Millionen von Verbindungen, welche wir kennen, bestehen und welche die Mannigfaltigkeit der mineralischen wie der organischen Natur zu erzeugen im Stande sind, so fällt uns auf, in wie außerordentlich ungleichen Quantitäten diese Elemente auf und in unserer Erdkruste verbreitet sind. Jedermann weiß, daß das Gold im Verhältniß zum Eisen z. B. selten ist. Aber auch das Eisen, obwol es so verbreitet ist, daß wir keinen Schritt zu thun vermögen, ohne auf dasselbe, wenn auch oft nur in winziger Menge, zu stoßen — hält, was die Quantität anbelangt, keinen Vergleich mit anderen Bruderelementen aus.

Es liegt in der Natur der Sache, daß diejenigen Stoffe, deren Vorkommen auf unserm Planeten ein großartiges ist, auch die für uns wichtigsten und unentbehrlichsten sind. Das Gold könnten wir, so angenehm auch sein Besitz ist, missen — ein plötzliches Aufhören des Eisens dagegen würde z. B. die gesammte Menschheit vernichten, da dasselbe als integrirender Bestandtheil unseres, wie jeden thierischen Körpers, uns zur „eisernen" Nothwendigkeit geworden ist.

Aber auch das Eisen erblindet in dieser seiner Bedeutung für unser körperliches Wohl vor einem andern Element, d. i. vor dem uns schon bekannten Sauerstoff.

Man hält den Sauerstoff für den verbreitetsten Grundstoff der Erde und rechnet, daß er ungefähr ein Drittel des Gesammtgewichts unseres Planeten ausmache.

Es wird uns dieses auch vollkommen erklärlich erscheinen, wenn wir in Erwägung ziehen, daß derselbe in Folge seiner außerordentlichen Neigung, sich mit anderen Elementen zu verbinden, in diesen Verbindungen eben als integrirender Theil der Erdkruste auftritt. Nur von einem einzigen Stoff, dem „Fluor", ist noch keine Sauerstoffverbindung aufgefunden worden.

Rechnen wir nun die ungeheuren Quantitäten von Sauerstoff, welche im Wasser an Wasserstoff gebunden, ferner das Gewicht desselben, in der Gesammtatmosphäre zu dreiundzwanzig Procent enthaltenen Elements hinzu — so verstehen wir die Richtigkeit der obigen Angabe.

Dem Sauerstoff reiht sich als Hauptconstituent der Erde sein Bruder, der Wasserstoff an, welcher elf Procent der enormen Wassermassen unseres Planeten ausmacht.

Ein drittes Element, das wie die beiden vorhergehenden ebenfalls nur im gasförmigen Zustand bekannt ist — den „Stickstoff" — treffen wir in seiner Hauptmasse im atmosphärischen Luftmeer, welches denselben, dem Volumen nach, zu $^4/_5$ enthält.

Ein viertes Element von hervorragendster Bedeutung — der „Kohlenstoff" — tritt uns sowol im Erdinnern in den Stein- und Braunkohlenlagern als der Träger einer begrabenen riesigen Flora entgegen, als er uns auch heutzutage ebenfalls die Basis alles organischen Lebens repräsentirt.

Der Kohlenstoff in Vereinigung mit dem Sauerstoff und Stickstoff bildet die zahllosen Formen der Thier- und Pflanzenwelt. Er ist das Gerüst, auf dem alles Lebendige sich aufbaut und stützt. Aber auch in der Mineralnatur, hauptsächlich in seinen Verbindungen mit Sauerstoff, als Kohlensäure, trägt er, mit anderen Stoffen vereinigt, zu dem Aufbau des Erdkörpers wesentlich bei. Wir erinnern nur an die Lager von kohlensaurem Kalk (Kalkstein, Marmor 2c.).

Durch den Kohlenstoff werden wir unwillkürlich auf ein ihm chemisch nahestehendes Element, das „Silicium", geführt. Wenn wir dem vorigen Grundstoff im farblosen Diamant im freien Zustand und zwar im Zustand vollkommener Reinheit begegnen, so ist das Silicium als solches nur auf künstlichem Weg bereitet bekannt geworden Desto grandioser gestalten sich die Verhältnisse seines Vorkommens in Vereinigung mit dem allmächtigen Sauerstoff als „Kieselsäure" Die Kieselsäure ist das Gerippe der Erde. Die gewaltigen Granitfelsen, die Basaltsäulen, die Porphyre — die Urgesteine überhaupt — der Sand, sie bestehen zum größten Theil aus dieser

Verbindung. Sie ist der Panzer, welcher uns vor den Gluthen des feurigflüssigen Erdkerns schützt — die starre unveränderliche, nur durch die Hitzegrade des Knallgasgebläses schmelzbare Kieselsäure.

Ein anderes, das Erdgerippe befestigende Element finden wir in dem „Calcium“ und zwar in seinen Vereinigungen mit anderen Stoffen. Der schon erwähnte kohlensaure Kalk, der sich im Mineralreich unter verschiedenen Formen als Marmor, Urkalk, Kreide, Kalkstein, Tropfstein, Kalkspath xc. findet, ferner die Verbindungen des Calciums mit Schwefel und Sauerstoff zu schwefelsaurem Kalk, welchem wir als Anhydrit, Alabaster, Marienglas xc. begegnen — illustriren unsere Betrachtungen zur Genüge.

Außer diesen Grundstoffen, welche so zu sagen die Hauptsäulen bilden, auf denen sich das Gebäude der Erdkruste aufbaut, giebt es eine Anzahl sehr verbreiteter Stoffe, welche die ganze Erde zu durchdringen und überall, wenn auch oft nur in geringer Quantität, aufzutreten scheinen. Dahin gehören u. A., das „Natrium“ und das demselben nahverwandte „Kalium“, zwei silberweiße, sehr leichte metallische Elemente, welche als solche nur durch die Kunst der Chemiker dargestellt, bekannt sind, desto häufiger aber in ihren Verbindungen auftreten. Denken wir nur an das Salz aller Salze, an das Kochsalz — die Vereinigung von Natrium mit einem andern Grundstoff, dem „Chlor“.

In großen, tiefgehenden Stöcken, in weit ausgedehnten Lagern, im Wasser der Meere, Seen, Flüsse, Bäche, Quellen, ja sogar in den Stäubtheilchen der Luft — allüberall entdecken wir das Dasein des Chlornatriums! Aehnlich, wenn auch weniger ausgebreitet, finden wir das Chlorkalium. Auch als Bestandtheile der Urgesteine werden die Verbindungen des Kalium und Natrium angetroffen. Der Analytiker erfährt ihre Gegenwart im Granit, im Feldspath, in den Basalten xc.

Eigenthümliche Erscheinungen in der Erdrinde sind die sogenannten Erze, welche aus Verbindungen meistens des Sauerstoffs mit anderen metallischen Elementen bestehen. Dahin gehören die Erze des „Eisens“, „Mangans“, „Kupfers“, „Bleis“, „Zinks“, „Zinns“, „Quecksilbers“ und A. Als Elemente in reinem Zustand, gediegen, wie der Kunstausdruck heißt, kommen nur und auch diese als Seltenheiten vor: Eisen, Blei, Kupfer, Quecksilber. Dagegen finden wir das „Wismuth“, „Silber“, „Gold“ und das schwerer schmelzbare „Platin“ nur oder fast nur im elementaren Zustand vor.

Diese Erscheinung hat ihren leicht erklärlichen Grund darin, daß die zuletzt aufgeführten metallischen Stoffe, besonders Silber, Gold und Platin, sich nicht mit der Leichtigkeit mit Sauerstoff vereinigen, wie die übrigen und, daß sie den schon gebundenen Sauerstoff beim Erhitzen leicht wieder abgeben.

Der Sauerstoff ist überhaupt ein vermittelndes Element. Dadurch, daß er sich mit einem andern Grundstoff zu einem neuen Körper vereinigt, verleiht er diesem oft die Fähigkeit, wiederum mit anderen Elementen oder Verbindungen neue zusammengesetzte Körper höherer Ordnung hervorzubringen. Er ist der Kitt des Gebäudes und vorzugsweise die Ursache, daß aus verhältnißmäßig wenig Stoffen sich tausend und abertausend Verbindungen aufbauen. Eine ähnliche Rolle wie der Sauerstoff spielt der minder verbreitete Schwefel, welcher den ersteren in vielen chemischen Beziehungen nachahmt.

Von den übrigen Grundstoffen, welche mehr oder minder meistens wie-

der in ihren Vereinigungen mit dem allmächtigen Sauerstoff, zur Zusammensetzung der Erde beitragen, erwähnen wir noch kurz dem Namen nach: den „Phosphor“, das „Arsen“, das „Antimon“, das „Barium“ (das Element des Schwerspaths), das „Aluminium“ (das Element der Thonerde), das „Magnesium“, das „Chrom“, das „Nickel“, den „Kobalt“ rc. Um auch einige von jenen merkwürdigen Stoffen aufzuführen, welche man mit A. W. Hofmann mit Recht „Naturseltenheiten“ nennen kann und deren Zweck man eigentlich nicht begreift — nennen wir der Curiosität halber das „Cäsium“, das „Iridium“, das „Rubidium“, alles Substanzen, deren winziges Vorkommen erst mit der Entdeckung der Spectralanalyse an's Licht der Wissenschaft gezogen wurde.

Viele, ja bei weitem die meisten der einundsechzig Elemente der modernen Chemie sind nur in ihren Verbindungen auf der Erde vorhanden und erst der Wissenschaft des letzten Jahrhunderts war es vorbehalten, sie isolirt darzustellen Mit ihrer Darstellung und mit dem Studium derselben fand man denn naturgemäß auch den Schlüssel für ihre Eigenthümlichkeit, nur in Vereinigung mit anderen Elementen in der Natur zu existiren. In der überwiegenden Mehrzahl von Fällen ist es die große Affinität derselben zum Sauerstoff, ihre Neigung, sich mit ihm zu verbinden, wo sie denselben treffen, welche selbst ein unveränderliches Aufbewahren der isolirten elementaren Körper an der atmosphärischen Luft zur Unmöglichkeit macht.

So lernen wir im Sauerstoff, welchen wir vorhin als den Kitt der Erde bezeichnen mußten, auch einen Agitator kennen, einen Agitator ersten Ranges in der Schöpfung, die ja noch heute so gut wie vor Aeonen von Jahren ruhig ihren Fortgang nimmt.

Das erste Kind des Sauerstoffs war vielleicht das Wasser, die Vereinigung desselben mit dem Wasserstoff und dieses ererbte die Ruhelosigkeit derer, aus denen es entstand. In ihm müssen wir einen zweiten Hauptagitator der Schöpfung achten. Die Gewalt des überhitzten Wasserdampfes, die lösende Kraft des Wassers — sie wirken heute noch so gut wie vor Jahrtausenden. Der Sauerstoff und das Wasser, sie sind aber auch die Quellen alles Lebens auf der Erde.

Wenn auch die Erdkrusten nun todt daliegt und die Perioden der gewaltsamen Umwälzungen vorüber sind, im Kern der Erde glüht noch das alte Feuer, dort flammt noch die Gluth, welche einst das Resultat der chemischen Vereinigung der Elemente unter sich, speciell aber ein Werk des Sauerstoffs war. Die Eruptionen aus den Kratern des Vesuvs, aus den Kegelbergen der mexikanischen Anden geben uns Kunde davon, daß der „Zwiespalt der Elemente“ wol noch nicht so völlig ausgesöhnt ist, wie es an der stillen Oberfläche den Anschein hat. Wie im Innern noch ein gewaltsames, so herrscht auf der Oberfläche der Erde ein allmäliges, aber nicht minder unabweisliches Walten der Naturkräfte Wir ahnen und bemerken kaum im Lauf eines Menschenlebens die Veränderungen auf der Erdoberfläche. Aber trotzdem findet sie statt. Das Wasser, der niederströmende Regen, es löst den härtesten Granitfels allmälig auf, indem es demselben sein Bindemittel, das Kali oder Natron, entführt; der Sturm nimmt den zerbröckelnden Fels in seine Arme und führt den „Sand“ fort über die Länder. Das Meer — hier drängt es unaufhaltsam vorwärts, fußweise nur, aber constant das Erdreich verschlingend, dort treten die Wogen mehr und mehr vom Festland zu-

rück, eine grüne Küste, ein neues Land hinter sich lassend. So zerstört das Wasser, so ernährt es aber auch! Ein Land ohne Wasser nennen wir eine Wüste, denn das Wasser, es führt der Pflanze ihre Nahrung zu und mit der Pflanze erhält es auch uns Ein gesegnetes Land ist immer ein wasserreiches.

Ein Aehnliches ist mit dem Sauerstoff der Fall, dem Erhalter alles Lebendigen und dem Zerstörer des Lebens zugleich. Während die Kraft der übrigen Elemente gebunden ist und schläft, wacht und schafft der im Luftmeer ja noch in immensen Quantitäten freie Sauerstoff in alter Weise fort. Wir möchten ihn als die Executive der Schöpfung auf Erden bezeichnen. So steht er unter den Elementen der Erde noch heute da als souveraine Kraft, der Alles unterworfen, was sich in Raum und Zeit bewegt.

---

3. Chemie der Fruchtaromata.

Es ist noch nicht zu lange her, als es der chemischen Wissenschaft zum ersten Mal gelang, einen in der Natur vorkommenden, durch den Lebensproceß erzeugten Stoff künstlich hervorzubringen. Seit jener Zeit, d. h. in einem Zeitraum von etwa zwanzig Jahren, ist eine solche Menge ähnlicher Resultate gefördert worden, daß wir von sämmtlichen existirenden bekannten Verbindungen etwa die Hälfte synthetisch, d. h. aus den Elementen zusammenzusetzen vermögen. Wenn auch, wir geben es gern zu, noch viele dieser Darstellungsmethoden an's Problematische streifen und mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit Stand halten, so finden wir doch damit die Wege angebahnt, welche der Wahrheit und der Erkenntniß nahe kommen. Zudem spricht eine Anzahl beredter Zeugen für die Triumphe der modernen Forschung. Denken wir z. B. nur an das kostbare Alizarin, den rothen Farbstoff der Krappwurzel (Rubia tinctorum), welcher heutzutage in großartigster Weise fabrikmäßig aus einem Product der trockenen Destillation der Steinkohlen — aus dem Anthracen — erzeugt wird!

Auch die Körper, welche wir in dieser kurzen Abhandlung betrachten wollen — die sogenannten „Fruchtäther" — gehören — jenen Stoffen — an, mit deren Darstellung die Chemiker der Natur so zu sagen in ihr Handwerk pfuschen.

Es war im Jahr 1851, als man auf der Industrieausstellung zu London verschiedene wasserhelle Flüssigkeiten ausgestellt sah, welche unter den Bezeichnungen Apfelöl, Birnöl, Ananasöl 2c. die Augen der Fachleute auf sich zogen. Professor Hofmann, der berühmte deutsche Chemiker, damals Director des Royal college of chimistry in London, untersuchte diese den Geruch der betreffenden Obstarten täuschend wiedergebenden Essenzen und fand, daß dieselben Lösungen verschiedener Aetherarten in Weingeist seien. Seitdem ist dieser Industriezweig, d. h. die fabrikmäßige Darstellung der „Fruchtäther" dermaßen aufgeblüht, daß es nicht uninteressant erscheinen wird, wenn wir denselben einer allgemeinern Beleuchtung unterwerfen.

Der Begriff „Aether" gilt in der organischen Chemie für eine große Reihe von einander ähnlich construirten Körpern, welche zu den Alkoholen in naher Beziehung stehen und zum großen Theil leicht bewegliche Flüssigkeiten von eigenthümlichem, sogenannten ätherartigem Geruch darstellen. Die Gruppe der Fruchtäther gehört zu den „zusammengesetzten Aethern", als

deren Typus wir den hinlänglich bekannten Essig- oder Essigsäureäther betrachten können. In diesen, wie in allen ähnlich geformten Stoffen, finden wir ein Stück der Säure — hier der Essigsäure — und ein Stück des Alkohols — hier Aethylalkohol — zu einer neuen Verbindung zusammengetreten, in der die Eigenschaften der beiden Constituenten maskirt sind. So bemerken wir in dem Essigsäureäther nichts mehr von der sauren Eigenthümlichkeit der Essigsäure, während gleichermaßen der Charakter des Alkohols darin verändert ist.

Erwägen wir nun, daß es eine sehr große Anzahl von Säuren als auch von Alkoholen giebt (denn die Bezeichnung „Alkohol" gilt ebenfalls für eine beträchtliche Körpergruppe), daß ferner jede Säure mit jedem einzelnen Alkohol eine derartige Aetherverbindung einzugehen vermag, so finden wir es erklärlich, wenn die Summe dieser zusammengesetzten Aether eine außerordentlich große ist.

Wie nun schon der bekannte Essigäther einen angenehmen, belebenden Geruch zeigt, so präsentirt sich diese Eigenthümlichkeit in erhöhtem Grade bei vielen seiner Bruderverbindungen. Die Fruchtäther gehören geradezu zu den am lieblichsten duftenden Materien, mit denen die Nase des Chemikers Bekanntschaft gemacht hat.

Dieser Wohlgeruch mag um so seltsamer erscheinen, als die Stoffe, welche zur Bildung dieser Aether erforderlich waren, meistens unangenehm, theilweise sogar im höchsten Grade widerlich riechen.

Wer ahnte z. B. in dem Branntweinfuselöl, in diesem scharf und abscheulich duftenden Stoff, und in der daraus künstlich erzeugten, nach faulem Käse riechenden „Baldriansäure" — die Muttersubstanzen des aromatischen Apfeläthers? Welcher Laie würde es für möglich halten, daß man aus unserm gewöhnlichen Weingeist und der nichts weniger als wohlriechenden „Buttersäure" den lieblichen Duft der Ananas zu imitiren vermöchte? Wir wollen nun bemüht sein, mit kurzen Worten das Interessanteste dieses aromatischen Capitels aus der Chemie zu beleuchten.

Wie eben erwähnt, begegnen wir in der Buttersäure, welche wir neben anderen Fettsäuren in der Butter vorfinden, dem einen Factor des Buttersäureäthers. Der zur Bildung desselben erforderliche Alkohol ist der gewöhnliche Weingeist, der sogenannte „Anthylalkohol".

Als die Industrie der Fruchtessenzen im Entstehen war, benutzte man zur Darstellung dieses Aethers, welcher in England unter dem Namen „Pineapple-oil" zu einem limonadenähnlichen Getränk, dem „Pineapple-ale", verwandt wird, noch die Butter selbst. Man verseifte dieselbe mit Natron oder Kali und erhitzte die erhaltene Butterseife mit Weingeist und Schwefelsäure. Auf diese Weise erhielt man in dem Destillat die Grundessenz zum Pineapple-oil, welche außer dem Aether der Buttersäure noch die einiger anderen in der Butter in geringen Mengen vorkommenden Fettsäuren enthielt. Das Destillat gab mit acht bis zehn Theilen Weingeist gemischt das Ananasöl des Handels und fand und findet noch heute die ausgedehnteste Verwendung sowol zur Bereitung der Ananaslimonade der Mineralwasserfabrikanten, als auch hauptsächlich zur Aromatisirung von Rum. Aller Rum, welcher heute zu wohlfeilen Preisen im Handel verbraucht wird, ist ein Kunstproduct, d. h. er besteht aus Weingeist, welcher mit Caromel (gebranntem Zucker) gelb gefärbt und hauptsächlich mit Buttersäureäther,

Ameisensäureäther, Saffran u. s. w. aromatisirt worden ist. Die Gewinnung des Buttersäureäthers auf dem Wege der Butterverseifung ist mit der wachsenden Industrie und der emporblühenden Wissenschaft mehr und mehr einer zweckmäßigern Methode gewichen. So bereitet man heute die Buttersäure nicht mehr aus der so theuren Butter, sondern stellt dieselbe durch einen eigenthümlichen Gährungsproceß aus Zucker dar. Der Zucker, und zwar zweckmäßig der billigere Stärkezucker, wird mit Kreide und Wasser unter Zusatz von faulendem Käse bei einer Temperatur von dreißig bis vierzig Grad Celsius der sogenannten „Buttersäuregährung" unterworfen. Nach sechs Wochen ist dieselbe beendet und von dem dadurch erhaltenen buttersauren Kalk gelangt man auf eine sehr einfache Weise zu reiner Buttersäure, welche sich uns als eine farblose, halb nach Essig, halb nach Butter stechend sauer riechende Flüssigkeit präsentirt.

Nicht allein die eben erwähnten, sondern die meisten der in den verschiedenen Fetten und Oelen enthaltenen Säuren (jedes Fett ist eine Verbindung von Glycerin mit Fettsäuren) liefern, auf zweckmäßige Weise isolirt und mit Alkohol verbunden, wohlriechende Aether

Es kann nicht in dem Zweck unserer kurzen Abhandlung liegen, das Gedächtniß weiter mit den wissenschaftlichen Namen ähnlicher Körper zu beschweren — das Angedeutete mag uns genügen und uns einen Begriff von dem der Fabrikation zu Grunde liegenden Princip geben

Wie oben bereits bemerkt wurde, ist es nicht der Alkohol „par excellence", der Anthylalkohol allein, welcher als alkoholische Grundlage dieser Aether Anwendung findet, sondern man benutzt dazu auch vorzugsweise das von den Destillateuren ehedem als lästige Zugabe angesehene „Fuselöl". Seitdem dasselbe eine Fundgrube für die Chemiker geworden, seitdem man darin eine Reihe von Alkoholen entdeckte, welche sich als besonders geeignet für die Fruchtätherindustrie erwiesen, wird dasselbe sorgfältig gesammelt und in großen Quanten der fractionirten Destillation unterworfen. Der hauptsächlichste Bestandtheil desselben ist der „Amylalkohol", und gerade dieser erscheint wie geschaffen zur Herstellung wohlriechender Aether. Aehnlich wie man aus gewöhnlichem Weingeist durch Oxydation die Essigsäure gewinnt, erhält man die Baldriansäure aus dem Amylalkohol. Dieselbe Säure findet sich auch fertig gebildet in der Natur vor und zwar in der Wurzel des Baldrians (Valeriana officinalis). Sie liefert mit dem Amylalkohol verbunden den Baldriansäureamyläther, die Grundessenz zu dem lieblichen Aepfelöl. Eben so giebt es einen Essigsäureamyläther, welcher, mit der zehnfachen Quantität Weingeist vermischt, das Birnöl darstellt. Der Buttersäureamyläther duftet nach Melonen.

Außer den genannten Verbindungen finden in der Fruchtätherfabrikation noch hauptsächlich Anwendung: der Salpeteräther, der Oenanthäther, die höchst angenehm riechenden Aether der Benzoesäure und der ihr verwandten Salicylsäure. Erstere wird aus dem Benzoeharz durch Sublimation, letztere aus dem Salicin, dem bittern Princip der Weidenrinde, gewonnen.

Auf dem Wege der „göttlichen Experimentirkunst" haben sich die Fabrikanten der Fruchtessenzen eine Reihe von Vorschriften erworben, welche, so wunderlich und complicirt ihre Mannigfaltigkeit auch erscheinen mag, doch ein Product ergeben, welches täuschend die Gerüche der verschiedensten Fruchtarten nachahmt. Wir begnügen uns, zur Vervollständigung unserer Betrachtungen, einige in dieser Richtung gebräuchliche „Recepte" aufzuführen:

	Aepfelessenz.	Ananasessenz.	Erdbeeressenz.	Himbeeressenz.
Aldehyd	2 Theile	1 Theil	— Theil	1 Theil
Ameisensäureäthyläther	— "	— "	1 "	1 "
Amylalkohol	— "	— "	— "	— "
Baldriansäureäther	2 "	— "	— "	— "
Baldriansäureamyläther	10 "	— "	— "	— "
Benzoesäureäther	— "	— "	— "	1 "
Buttersäureäther	— "	5 "	5 "	1 "
Buttersäureamyläther	— "	10 "	2 "	1 "
Chloroform	1 "	1 "	— "	— "
Essigäther	1 "	— "	5 "	5 "
Essigsäureamyläther	— "	— "	3 "	1 "
Glycerin	4 "	3 "	2 "	4 "
Salpeteräther	1 "	— "	1 "	1 "
Weinsteinsäure	— "	— "	— "	5 "
Alkohol	100 "	100 "	100 "	100 "

Die Verwendung dieser und ähnlicher Essenzen in den Gewerben erstreckt sich besonders auf die Aromatisirung von Spirituosen (Rum, Cognac, Arrac), auf die Bereitung gewisser Parfümeriesächelchen (Apfelpomade), endlich auf die künstliche Darstellung der Fruchtsäfte. Die letzteren machen sich die Fabrikanten künstlicher Mineralwässer und Brauselimonaden zu Nutze. Wenige Tropfen einer Fruchtessenz aromatisiren eine große Menge von Zuckersaft, d. h. von in Wasser gelöstem Zucker. Durch Zusatz von etwas Wein- oder Citronensäure verleiht man demselben die den natürlichen Fruchtsäften eigene Säure, und was die Farbe anbetrifft, so war man derentwegen noch nie in Verlegenheit. Malvenblüthen, Heidelbeeren oder der Farbstoff irgend eines andern Vegetationsproductes, oder wol gar etwas Anilinroth geben die erforderliche Tinte her. Die Färberei ist eine alte, wohlstudirte Kunst.

Die weitere Benutzung endlich der Fruchtessenzen bei der Fabrikation von Bonbons (Fruchtbonbons) ist wol bekannt genug, so daß wir von Details absehen können.

Wenn wir uns nun zum Schluß noch die Frage auferlegen, ob die Verwendung dieser Essenzen nicht gesundheitsgefährdende Wirkungen haben könne, so vermögen wir wol mit ziemlicher Sicherheit zu antworten, daß eine solche Befürchtung kaum gehegt werden darf. Die Quantität, welche von unseren wohlriechenden Freunden behufs der Aromatisirung von Genußmitteln verbraucht wird, ist so gering, daß auch die ängstlichsten Gemüther ohne Sorgen sein können. Zudem unterliegt es keinem Zweifel, daß der natürliche Duft der Früchte entschieden durch diese Aetherverbindungen bedingt wird. Allerdings gilt unsere Nase dabei als bisherige einzige Autorität. Eine wissenschaftliche Entscheidung ist bis heute noch nicht, so viel uns bekannt versucht worden.

Ein unheilvoller Augenblick.

Novelle von F. L. Reimar.

(Schluß).

Ehe er sich noch fassen konnte — er hatte nur eben noch Zeit gewonnen, die verhängnißvollen Blätter in das Feuer des Kamins zu werfen, wo sie hoch aufflammten — öffnete sich die Thür und sein Vater trat in's Zimmer, ihn beinahe mit denselben Worten, die schon der Diener an ihn gerichtet hatte, begrüßend.

„Gut, daß Du da bist, Egon!" sagte er eifrig, „und nun vernimm auch nur gleich, was ich Dir zu sagen habe: Du mußt auf der Stelle verreisen!"

„Ich?" fragte Egon verwirrt und seinen Vater kaum verstehend.

„Ja, und zwar statt meiner, da mich leider die Gicht invalid macht. Hier ist ein Brief — er kam vor einer Stunde — von meinem Rechtsanwalt in H., der mir mittheilt, daß das Koller'sche Bankhaus, in dem, wie Du weißt, Clotilden's Vermögen steht, zu stürzen droht. Meine persönliche Anwesenheit, schreibt er, sei erwünscht, wenn nicht gar nothwendig, um das Geld wenigstens noch zum Theil zu retten — es bliebe aber kein Tag, kaum eine Stunde zu verlieren. Es ist ein Glück, daß Du den Urlaub zu einer andern Reise schon in der Tasche trägst, so kannst Du Dich gleich, statt nach W. zur Hochzeit Deiner Cousine, nach H. auf den Weg machen! In dreiviertel Stunde fährt der Zug. — Deinen Koffer hat Johann bereits fast fertig gepackt, bleibt uns gerade noch Zeit für die nothwendigsten Instructionen und — à propos, über Eins muß ich noch außerdem mit Dir reden — weißt Du, daß Herr Rodewald jetzt auf der Stelle fort will?"

Der Freiherr hatte so eifrig von seinen Angelegenheiten gesprochen, war so erfüllt von ihnen gewesen, daß ihm die Verstörtheit in des Sohnes Aussehen und Benehmen entgangen war; eben so hatte er es unbeachtet gelassen, daß derselbe sich sichtlich danach sehnte, daß der Vater in seinen Worten inne hielt, daß er sogar mehrfach gestrebt hatte, ihn zu unterbrechen. Erst jetzt, bei der letzten Frage ward es Egon möglich, ward er sogar gezwungen, ein Wort einzuschieben; aber dasselbe schien seinem eigentlichen Ideengang fern zu liegen, denn es klang halb-zerstreut, als er entgegnete:

„Jetzt, noch vor dem bestimmten Termin? — das nenne ich plötzlich!"

„Mit dem Grund, der ihn forttreibt, wollte er nicht heraus", fuhr der Vater fort: „er erklärte mir nur, er könne nicht länger bleiben, und solle er deswegen auch mit leerer Tasche abziehen. Ueberhaupt aber

erschien er mir halb desperat! Da mich indessen seine Privatangelegenheiten nicht kümmern, der neue Verwalter aber bereit ist, sofort für ihn einzutreten, so mag er gehen, wenn die Abrechnung, die er mir eingehändigt hat, in Ordnung ist. Ich habe sie mitgebracht, um sie mit Dir durchzusehen — aber dazu fehlt jetzt die Zeit. Rüste Dich rasch, Egon, uns bleiben nur noch Minuten zur weitern Besprechung!"

Egon hielt sich mit beiden Händen den Kopf — ihm war taumelig. Er brachte ein paar halbzusammenhängende Worte hervor, er nahm sogar einen schwachen Anlauf, um dem Vater die unbedingte Nothwendigkeit der plötzlichen Abreise auszureden, aber im Grunde wußte er selbst nicht klar, was er sagte und that, bis die sehr energische Antwort des Letztern, daß von einer Aenderung der getroffenen Bestimmungen gar nicht die Rede sein könne, ihn plötzlich den Gedanken an seine augenblickliche Entfernung von hier näher in's Auge fassen ließ.

Ja, er mußte fort! — Der Boden brannte ihm mit einem Mal unter den Füßen!

Auf der Reise, in der Entfernung von hier, würde ihm klar werden, was jetzt geschehen mußte, würde er Alles ruhig überdenken können — darum nur fort, fort!

Mit fieberhafter Hast vollendete er nun selbst die Vorbereitungen zu seiner Reise; er packte den Rest seiner Effecten, er versah sich mit den zur Fahrt nöthigen Gegenständen, und in kürzester Frist stand er gerüstet vor dem Freiherrn, der den Sohn keinen Augenblick verlassen und ihn während seiner Thätigkeit mit den nöthigen Informationen versehen hatte. Darauf, im letzten Moment, trat er noch einmal in's Zimmer zurück, zog etwas aus seinen Kleidern, das ihn zu drücken schien, warf es mit einer hastigen Bewegung in seinen Schreibtisch und steckte den Schlüssel desselben zu sich.

„In vierundzwanzig Stunden wirst Du spätestens zurück sein, denke ich!" sagte der Freiherr.

„In vierundzwanzig Stunden!" wiederholte Egon mechanisch, und nach einem kurzen Zögern, das wie ein plötzliches Stocken über ihn kam, eilte er mit einem flüchtigen Lebewohl die Treppe hinab.

Sonner war an jener Stelle, wo er blutend und bewußtlos niedergesunken war, gleich nachdem Egon die Flucht ergriffen hatte, von den Personen, die des Weges kamen, gefunden worden. Der erste Schreck ließ dieselben ihn für einen Todten halten, und als solchen hob man ihn auf, um ihn in das nächste Haus zu tragen. Zwar entdeckte man hier sehr bald, daß er nur in einer starken Betäubung lag, aber die einmal entstandene Aufregung ward dadurch nicht gelinder, und eine unerhörte Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle über weitere und immer weitere Kreise. Bevor Sonner noch selbst eine Erklärung abgeben, ja, fast bevor er unter den Händen des Arztes zu voller Besinnung und Erinnerung wiedererwacht war, wußte man es schon an vielen Orten, daß er das Opfer eines verbrecherischen Anfalls, vielleicht geradezu eines Raubmordversuches geworden war. Diejenigen, welche zuerst auf den Schauplatz

des Ereignisses gekommen waren, hatten noch die Umrisse einer flüchtigen Gestalt entdeckt, sie hatten auch bemerkt, daß der Rock des am Boden Liegenden aufgerissen war, und fehlten auch Uhr und Geldtasche nicht — der Thäter mochte nicht Zeit behalten haben, sich Alles anzueignen — wer konnte sagen, ob er nicht noch andere Werthgegenstände bei sich getragen und jene fremde Hand sich diese angeeignet hatte?

In dem Kaffeehause, wo das Vorgefallene bereits in den nächsten Stunden bekannt und mit allen angeregten Vermuthungen besprochen ward, wußte der Kellner, daß der Herr Assessor eine Brieftasche bei sich getragen hatte, die er sogar genau beschreiben konnte, da er ihr eine Banknote entnommen und ihm selbst zum Einwechseln übergeben habe; und später vermochte der Bankier Hensfeld, der diese Brieftasche ebenfalls kannte, sogar anzugeben, daß sie mindestens 1700 Thaler enthalten habe, als Sonner von seinem Comptoir aus in das Kaffeehaus getreten sei. Von diesem Moment an bis zu jenem, wo man ihn blutend vom Boden aufgenommen hatte, war Sonner an keinem andern Ort gewesen, das stand fest, und somit stand auch fest — wenigstens in dem Urtheil Aller, die von diesen Dingen redeten — daß Sonner um der genannten Summe willen überfallen und geplündert worden war.

Man wartete es nicht ab, daß er selbst allen diesen Vermuthungen durch seine Erklärung die Bestätigung verlieh; man brachte ihm den ausgemachten Thatbestand entgegen, als er sich von der Ohnmacht und der ihr folgenden ersten Schwäche erholt hatte, und nahm es fast übel, daß er die getroffenen Combinationen nicht als vollkommen richtige gelten lassen wollte.

Daß er eine Brieftasche bei sich getragen habe, daß ihm dieselbe fehle — über den Inhalt verweigerte er geradezu jede Mittheilung — konnte er freilich nicht leugnen, doch wies er mit Heftigkeit die Annahme zurück, daß sie das Object eines Raubanfalls gewesen sein könne; sie möge ihm leicht bei dem Fall, den er gethan, entglitten und später von irgend einem achtlosen Fuß aus dem Weg geschleudert, oder auch von einer beliebigen Hand eingesteckt worden sein, meinte er. Und eben so entschieden bestritt er die Meinung, daß ihn der Schlag einer fremden Faust zu Boden gestreckt habe: sein zufälliges Ausgleiten auf dem glatten Stein und das Aufschlagen auf die Spitzen des Gitters seien eben Alles gewesen, behauptete er — alles Uebrige beruhe auf Einbildung oder müssiger Erfindung.

Es gab Einige, die sich durch diese Erklärung des Assessors nahezu enttäuscht fühlten — hatten sie sich doch bereits auf einen interessanten Criminalfall Hoffnung gemacht! Andere dagegen meinten halbtröstend, Sonner's Weise sei nur die des vorsichtigen, klugen Juristen, der keinen vorzeitigen Schlüssen Raum geben wollte — unter der Hand würde er eine Untersuchung selbst schon einleiten!

In die Wohnung des Freiherrn war die Kunde des Vorfalls, nebst der Auffassung, die er im Publicum fand, noch spät am Abend gedrungen. Das Gerücht hatte allen Einzelheiten desselben noch die Ueber-

treibung hinzugefügt, Sonner sei so schwer verwundet, daß man an seinem Aufkommen zweifle.

Ach und wie bebten Clotilden's Glieder, als sie die Nachricht vernahm! Der Mann, dem sie den Stolz ihres verletzten Gefühls herbe gezeigt hatte — er lag vielleicht im Sterben, durfte sie da noch ihr Zürnen bewahren? — In der ganzen langen Nacht, die sie schlaflos verbrachte, dachte sie daran, was er ihr, was sie ihm gethan hatte, und das Ende war, daß ihr Gewissen ihr härter und härter vorwarf, ihn herzlos und ohne daß ein Recht auf ihrer Seite stand, gekränkt zu haben. Stand es ihm, dem man ein so schnödes Nein entgegengerufen hatte, als er um eine Tochter des Kalden'schen Hauses warb, nicht frei, sich dorthin zu wenden, wo man eine würdigere Meinung von seinem Werth hatte, wo ihm vielleicht eine verschwiegene, von ihm aber erkannte Neigung tröstend entgegen kam? War er ihr, für deren eigenstes Empfinden ihm die sichere Bürgschaft fehlte, weitere Rechenschaft für das seine schuldig? — Dennoch aber hatte er ihr eine solche offenbar geben wollen, als er sich ihr auf jenem Ball näherte, und hätte sie ihn angehört — vielleicht wäre die Trennung, wenn sie auch unvermeidlich blieb, zu einer versöhnten geworden; aber mit Schroffheit und Härte war sie ihm ausgewichen, und in Schroffheit und Härte waren sie darum — und wol auf Nimmerwiedersehen — geschieden. Vor bitterm Schmerz weinte sie in ihre Kissen!

Mit dem Morgen drangen tröstlichere Nachrichten über Sonner's Zustand an ihr Ohr. Sie erfuhr, daß man um sein Leben nicht in Sorge sei, ja, daß die erhaltene Verletzung im Grunde als eine leichte betrachtet werden könne und voraussichtlich ohne weitere üble Folgen heilen werde; und damit ward denn auch ihr Gemüth ruhiger. Nur das weichere Empfinden, welches während dieser Nacht in ihrem Herzen aufgelebt war, verließ sie nicht wieder; es war ihr, als könne sie eine Schuld der Dankbarkeit gegen den Himmel, der sein Leben schonen wollte, dadurch sühnen, daß sie dies Dasein nicht mehr mit selbstischem Verlangen für sich begehre, daß sie den Besitz des Geliebten neidlos einer Glücklichern gönne; und wenn ihre Augen sich auch mit Thränen füllten, so sagte sie sich doch: „Wie ich in dieser Nacht für sein Leben gebetet habe, so will ich fortan für sein Glück beten!"

Auch der Freiherr hatte einige Worte mit seiner Tochter über das Ereigniß gewechselt, doch bezogen sich dieselben zumeist auf das Bubenstück selbst, dessen Opfer Sonner vielleicht nur zufällig geworden war. Er sprach dabei die Hoffnung aus, daß es der Polizei gelingen möge, des Thäters, der sonst wol eine bisher friedliche Gegend in den Ruf der Unsicherheit bringen könne, habhaft zu werden, und verweilte dann noch einen Augenblick halb lachend, halb entrüstet bei der abenteuerlichen Gestalt, welche das umlaufende Gerücht bereits annähme. Da sollte einer von Denen, die nahezu als Zeugen der Unthat gelten konnten, an dem flüchtigen Verbrecher Merkmale des Officierstandes wahrgenommen haben! und wiederum wollten Andere den ganzen Ueberfall auf Motive

zurückführen, die in persönlichen Beziehungen lägen! Als ob nicht allein das Fehlen eines Werthgegenstandes dem Verbrechen den allergemeinsten Charakter aufdrücke, und der Schuldige daher auch nur in den alleruntersten Schichten zu suchen sei! — Im Ganzen aber haftete der Freiherr mit seinen Gedanken und seinem Interesse nicht lange bei dem Vorfall, da ihn die Angelegenheit mit seinem Verwalter allzusehr in Anspruch nahm. Dieselbe sollte und mußte heute noch abgethan werden, erklärte er. Jemanden in seinem Dienst zurückhalten, der nicht bleiben wollte, auch eine Stunde nur, war nicht des Barons von Kalden Sache!

Clotilde traf den Vater, als sie im Lauf des Tages einer Frage wegen in sein Zimmer trat, in ungeduldiger Stimmung und augenscheinlich etwas suchend. Sie erfuhr, daß ihm ein Papier fehle, was zur letzten Auseinandersetzung mit Rodewald nöthig sei, und das am gestrigen Abend noch in Händen gehalten zu haben er sich bestimmt erinnere. Sie half ihm verschiedene Haufen von Schriftstücken wegen des verlorenen Blattes auseinanderlegen, es war aber vergebens. Plötzlich schlug er sich vor den Kopf, als käme ihm ein Gedanke:

„Es war in Egon's Zimmer", sagte er, „dort muß es sich noch vorfinden!" und hastig eilte er hinaus, um das Suchen an dem bezeichneten Ort fortzusetzen, während Clotilde ihm in natürlicher Gefälligkeit folgte.

Aber auch in dem erwähnten Gemach fand sich jenes Papier nicht, und höchst verstimmt wollte schon der Alte seinen Rückzug antreten, als ihm mit einem Mal noch einfiel, Egon habe vor seiner eiligen Abreise im letzten Moment etwas in seinen Schreibtisch gelegt; es sei sehr möglich, ja fast wahrscheinlich, daß das betreffende Blatt, welches, wie er sich jetzt genau entsinne, auf dem Tisch gelegen habe, von ihm in der Eile mit erfaßt und eingeschlossen worden sei.

„Und der Schlüssel fehlt natürlich, und Egon kehrt, wie Du meinst, frühestens heute Abend zurück!" sagte Clotilde, die Bedauern mit der Unruhe des Vaters empfand, doch um Rath, wie derselben abzuhelfen sei, selbst verlegen war.

„So lange können wir nicht warten", entschied Herr von Kalden kurz, wir müssen das Schloß aufbrechen!"

„Sollte Egon das lieb sein können?" wagte Clotilde einzuwenden.

Der Alte runzelte leicht die Stirn. „Hältst Du es für nöthig, daß ich mich für mein Thun bei meinem Sohn verantworte? Egon weiß überdies, daß seine eigenen Sachen unangetastet bleiben — das Papier, wenn es eingeschlossen ist, muß oben auf liegen."

„Wenn Du so willst, Vater", entgegnete Clotilde zögernd, „ich habe vielleicht einen Schlüssel, der das Schloß ohne Gewalt öffnen dürfte. Egon gestand mir neulich unter Lachen, als ich ihn in meinem Zimmer überraschte, er habe sich erlaubt, einen Blick in meinen Schreibtisch zu werfen, da er die interessante Entdeckung gemacht habe, daß das Schloß desselben wie das seinige gearbeitet und also mit dem gleichen Schlüssel zu öffnen sei."





Wer sich auf Gott verläßt
Deß Hoffnung stehet felsenfest
Wem Gott beschützt bleibt unversehrt
Des Menschen Hülf ist wenig werth.

„Nun, darum also, wozu weitere Scrupel?“ erklärte der Freiherr kurz, und forderte dann Clotilde auf, den besprochenen Schlüssel herbeizuschaffen.

Eine Minute später steckte dieser im Schloß; die Finger des Alten drehten ihn und der Deckel des Schreibtisches sprang auf.

Ein einziger flüchtiger Blick, hatte er selbst gemeint, würde ihm sagen, ob sein Suchen vergeblich gewesen sei, oder nicht, nun aber — nun dehnte sich dieser Blick aus zu einem langen, entsetzlich langen Starren, und dann hob er Etwas aus dem Schreibtisch heraus, langsam, mit zitternden Händen, und hielt es seiner Tochter hin, als traute er seinen eigenen Augen nicht, und als müsse sie ihm erst die ihrigen leihen, bevor er wissen könne, ob er nicht etwa träume.

„Clotilde, was ist das?“ fragte er mit plötzlich heiser gewordener Stimme.

Ein kurzer, halbunterdrückter Schrei war die einzige Antwort, die sie zu geben vermochte — sie hatte eine Brieftasche erkannt, die nicht ihrem Bruder gehörte, die aber den Namen ihres Eigenthümers auf dem goldgepreßten Leder des Einbandes trug. „Albert Sonner“ stand dort erkenntlich mit verschlungenen Zügen geschrieben.

„Es ist nicht möglich, Vater“, sagte Clotilde nach einer kleinen Pause mit fliegendem Athem: „Egon kann das nicht gewesen sein!“

Die zitternden Finger des Alten, welche die Brieftasche bisher umklammert gehalten hatten, drückten jetzt auf das kleine Schloß, daß es aufsprang — eine Menge von Banknoten, die der erste Blick als von bedeutendem Werth erkennen ließ, ward sichtbar.

„Das Gerücht hat nicht übertrieben — es mögen leicht Tausende sein, die der Raub beträgt“, sagte der Freiherr mit einer Art Ruhe, die aber unheimlich und entsetzlich klang.

„Aber Vater, Vater, um Gotteswillen!“ rief Clotilde, die kurze Betäubung, welche über sie gekommen war, mit Gewalt bezwingend, „schrecke Dich und mich nicht mit einem Gespenst! Kann Dein Sohn ein Verbrecher sein?“

Der Alte zuckte zusammen, als fühle er einen Stich.

„Mein Sohn! — ob er selbst noch wagen wird, sich meinen Sohn zu nennen?“

Es war Clotilden, als müsse sie zu des Alten Füßen stürzen, ihn anflehen, ihr und sich selbst Barmherzigkeit zu gönnen, sie und sich selbst nicht länger zu martern mit einem Gebilde des Wahns; aber sein Aussehen, das immer brütender, der Blick seines Auges, der von Secunde zu Secunde strenger und eiserner ward, schüchterte sie ein, daß sie die Lippen nicht mehr zu öffnen, daß sie kaum noch sich zu regen wagte.

Plötzlich trat ein Ausdruck von Spannung in des Alten Züge, er beugte sein Haupt vor, als lausche er auf einen Laut, einen Ton, und bevor Clotilde noch selbst aufmerksam auf einen solchen geworden war — sie achtete nur auf jede Miene, jede Bewegung des Vaters — mußte er erkannt haben, daß sein Ohr ihn nicht getäuscht hatte, denn eine

gewisse finstere Befriedigung, welche auch die Tochter wahrzunehmen vermochte, prägte sich in seinem Antlitz aus.

In der nächsten Minute aber öffnete sich die Thür und mit raschem Schritt betrat Egon die Schwelle.

Er stutzte, als er Vater und Schwester in seinem Zimmer erblickte — dann aber ward sein Gesicht furchtbar bleich — er war dem Auge des Alten begegnet und hatte den Gegenstand erkannt, den derselbe noch in Händen trug.

„Egon, verantworte Dich, wie kommt dies Eigenthum eines Andern in Deinen Besitz?" Die Worte klangen ruhig, aber die aufbrausendste Heftigkeit hätte keine betäubendere Wirkung haben können, als diese Ruhe.

„Fordere in diesem Augenblick keine Rechtfertigung, Vater!" stammelte Egon, „Du kannst den Zusammenhang nicht ahnen!"

„Ob ich ihn ahne wird sich zeigen!" entgegnete der Freiherr. „Es ist gestern Abend an einsamer Stelle ein Mann gefunden worden, blutend und beraubt, und Die ihn fanden, haben auch einen Andern gesehen, der von dem Schauplatz seines Verbrechens entfloh. Ob sie ihn erkannt haben, weiß ich nicht; aber wenn sie seine Spur verfolgen, so wird sie dahin leiten, wo der Raub liegt, und die Lippen des Mannes, der vielleicht ermordet werden sollte um schnödes Geld, werden den Thäter nennen."

„Vater, noch einmal: Dich verstrickt ein Irrthum!" schrie Egon auf. „Ich weiß nichts von Geld, das geraubt sein soll!"

Die Angst gab jetzt auch Clotilden den Muth wieder. „Sei gerecht, Vater!" flehte sie mit noch bebenden Lippen, „verurtheile ihn nicht auf den Schein hin!"

Der Anruf mochte nicht ganz und gar verhallt sein, denn wenn auch die Züge des Alten unverändert blieben, seine Stimme klang doch etwas milder, als er das kurze Schweigen brach.

„Nun wohl, ich will Dich hören! Erkläre es, vertheidige Dich! was brachte jene Brieftasche mit ihrem kostbaren Inhalt in Deine Hände?"

Egon's Brust hob sich krampfhaft. „Es ist eine Unmöglichkeit, Vater!" preßte er hervor, „ich kann Dir die Erklärung nicht geben!"

Statt der Antwort umfaßte der Alte den Arm des Sohnes mit einem nahezu eisernen Griff und zog ihn vor das in Lebensgröße gemalte Bild eines jungen, schönen Weibes, das an der Wand hing.

„Egon", sagte er, „hier ist das Bild Deiner Mutter und hier stehe ich — unsere beiden Geschlechter haben keinen Ehrlosen unter sich gehabt lange Menschenalter hindurch, kannst Du vor dem todten und dem lebenden Auge schwören, daß Du der Schande fern geblieben bist, daß unser Haus, unsern Namen keine Schmach getroffen hat?"

Sein Blick bohrte sich in die Mienen, in das Gesicht des Sohnes, und ob dieser gleich fühlte, daß es um sein Höchstes ging, wenn er diesem Blick nicht fest begegnete — er vermochte den seinen nicht zu erheben.

Auch Clotilde sah auf den Bruder in tödtlicher, unaussprechlicher Angst. „Egon, um Gotteswillen, vertheidige Dich, sprich!“ flüsterte sie.

Kein Laut antwortete.

„Du schweigst?“ sagte der Alte, „nun, so höre mich denn!“ — Er stockte — es war, als sammle er Athem; aber seine Stimme, sein Aussehen hatte bereits verrathen, daß in der nächsten Minute eine entsetzliche Wuth zum Durchbruch kommen würde, und vielleicht war es gerade dies Anzeichen, welches Egon einen Theil seines Muthes zurückgab, der Wuth seines Vaters vermochte er eher zu begegnen als seiner Ruhe.

„Du hast kein Recht, Vater“, sagte er mit einer gewissen Festigkeit, „jenen Schwur zu verlangen! — Ich lehne die Vertretung für Das, was ich vielleicht gethan habe, nicht ab; aber nicht hier und nicht vor Dir will ich mich verantworten — Du kannst, Du darfst mich nicht in den Staub treten!“

Ein kurzes Lachen, das aber unnatürlich und wild klang, rang sich aus der Brust des Alten. „Du meinst, der Vater sei nicht der Richter über den Sohn? Weißt Du, wie das in unserm Geschlecht gewesen ist von Uralters her? Ich will Dir sagen, wie das Gericht gewesen ist, das vor Zeiten das Haupt des Hauses gehalten hat und dessen Gedächtniß sich in der Familie erhalten hat, Jahrhunderte hindurch!

„Als einst ein Kalden einen Frevel geübt hat gegen Sitte und Gesetz, da hat ihn der eigene Vater, dessen Wappenschild rein und makellos gewesen war bis dahin, niedergestoßen mit eigener Hand, damit er einem andern Gericht und der Schmach entginge. Und dann ist dieser ältere Kalden vor den Herzog, als seinen obersten Richter, getreten und hat ihm die That bekannt. Der aber hat ihn freigesprochen von Schuld und Vorwurf, und in Furcht und Ansehen ist er geblieben, bis er in der Schlacht seinen Tod fand, Jahre danach.“

„Was dünkt Dich von dem Ahnherrn, Egon, der so die Ehre seines Hauses zu decken vermochte?“

Bebend und von Thränen überströmt hatte Clotilde der Erzählung des Alten gelauscht; sie streckte jetzt die Hände gegen ihn aus, als wolle sie ihn flehend erweichen, ihn zur Milde beschwören. Egon dagegen hatte unterdessen seine Haltung wiedergewonnen und blickte kalt auf den Vater.

„Was mich von jenem Kalden dünkt?“ sagte er, „ich meine, er hätte es dem Sohn überlassen sollen, zu sühnen, was geschehen war. Vielleicht hätte dieser seine Ehre wiedergewonnen, wenn etwa die eigene Hand that, was die des Vaters vollbrachte.“

Ein Zug bittersten, schmerzensvollsten Hohnes legte sich um des Alten Lippen.

„Und ich meine, jener Ahn hat gedacht, wie ich denke: von Einem, der seine Ehre verloren geben konnte, ist keine That des Muthes mehr zu erwarten — er ist zu den Feigen zu zählen!“

„Vater!“ stieß Egon mit keuchendem Athem hervor. Seine Hände zuckten und ballten sich — hätte ein Anderer, als Der, dessen Namen er anrief, vor ihm gestanden — er würde sich auf ihn gestürzt haben.

Einen Augenblick standen die beiden Männer sich wortlos gegenüber, während sich nur ihre Blicke finster und wild begegneten; dann aber ließ die Spannung in den Zügen, den Muskeln des Jüngern nach; ein anderes Gefühl verdrängte offenbar den Trotz, und wie von plötzlich über ihn hereinbrechender Scham bewältigt wandte er sich ab.

Clotilde trat jetzt einen Schritt auf den Freiherrn zu. „Um unserer todten Mutter willen, Vater, vernichte ihn nicht!"

Er drängte die Hand, die sich auf seinen Arm legen wollte, zurück, aber er wandte sich noch einmal an den Sohn.

„Egon, noch einmal und zum letzten Mal, fühlst Du Dich noch irgend der Gnade, der Verzeihung werth, gedenkst Du je wieder die Hand des Vaters zu fassen, so gieb offenes Geständniß!"

Egon fühlte sich erdrückt von namenloser Qual. „Es ist vergebens, Vater", sagte er, „lieber sterben, als Dir in dieser Stunde ein Bekenntniß ablegen!"

„Auch dann nicht, wenn Dein Weigern uns scheidet, von dieser Stunde an bis zu Deinem und meinem letzten Augenblick?"

„Auch dann nicht!"

Die Worte kamen wieder wild über Egon's Lippen; dem alten Manne aber gaben sie die Ruhe zurück, wenn auch eine seltsame und unheimliche.

„Wohl", sagte er, „so war dies denn das Letzte! Vielleicht erfahre ich später, was Du Dir ersonnen hattest, um Deine Ehre zu retten; mir bleibt nur übrig die meine und die meiner Tochter zu decken — darum auch gebe ich das unrechte Gut seinem Herrn zurück."

„Vater, es ist entsetzlich — Du selbst willst zu Sonner?" rief Egon außer sich.

Der Alte that, als hörte er ihn nicht, er wies ihn nur, selbst abgewandt, mit einer Handbewegung zurück und fuhr wie in sich hineinredend fort:

„Vielleicht, daß er Mitleid mit meinen weißen Haaren hat! Ich will ihn anflehen, sich nicht an uns zu rächen und uns zu helfen, daß unser Name der öffentlichen Schande entzogen wird."

Damit winkte er der Tochter, und sich schwer auf sie lehnend wankte er aus dem Zimmer, während Clotilde, die selbst an allen Gliedern zitterte, nur durch äußerste Anstrengung fähig war, die sinkende Gestalt des alten Mannes so weit zu stützen, daß er nicht in diesen Augenblicken schon zusammenbrach.

Draußen aber verließen den Freiherrn die Kräfte gänzlich, sie konnte das Fallen des schweren Körpers nicht mehr verhindern und mußte den Diener rufen, um ihn mit dessen Hülfe aufheben und auf sein Lager tragen zu können. — Dort lag er lange mit geschlossenen Augen und ohne einen Laut, eine Bewegung, doch zeigte der Ausdruck seines Gesichts, daß er das Bewußtsein nicht verloren hatte.

Aengstlich hatte Clotilde sich über ihn gebeugt, und noch ängstlicher fast wurde sie, als ihr endlich das Zucken seiner Lippen verrieth, daß er

ihr etwas sagen wollte, während doch die Zunge dem Willen nicht zu gehorchen vermochte.

Sie legte ihr Ohr an seinen Mund — umsonst, kein Laut drang über seine Lippen! Dafür aber ward der Ausdruck seines Gesichts flehender, und mit den Fingern, aus denen allmälig die Erstarrung wich, deutete er auf die Brieftasche, welche seine Rechte noch immer krampfhaft gefaßt hatte.

Sie verstand ihn jetzt — sie sollte statt seiner mit dem Manne reden, in dessen Händen Ehre und Schande seines Namens lag! Welches Schwere wäre in diesem Augenblick zu schwer für sie gewesen!

„Ich gehe zu ihm!“ flüsterte sie und drückte ihre Lippen auf die kalten Hände des Vaters.

Clotilden war die Wohnung, der sie nach wenigen Minuten klopfenden Herzens zueilte, nicht unbekannt. Es war die einer Kaufmannswittwe, welche früher im Kalden'schen Hause einen Dienst gehabt hatte, und bei der das junge Mädchen daher oft noch in freundschaftlicher Weise einsprach. Ihr Vorhaben aber ward durch eben diesen Umstand erleichtert. Die gute Babett sollte es vermitteln, daß sie Sonner sah — und so trat sie zuerst in das Zimmer der Hauswirthin.

Die Frau zündete gerade ihre Lampe an, als Clotiden's: „Guten Abend, liebe Babett!“ von der Schwelle her zu ihr drang. Es lag wol etwas in dem Klang der Stimme, das sie erschrecken machte, denn sie fuhr hastig herum, und als sie ihren Gast erkannte, ließ sie ihrer eigenen Begrüßung gleich den besorgten Ausruf folgen:

„Aber mein Gott, gnädiges Fräulein, Sie haben etwas, das Sie verstört!“

„Das mich sehr aufregt, gewiß, Babett!“ entgegnete Clotilde hastig. „Mein Vater ist recht krank und es muß doch in einer wichtigen Angelegenheit etwas mit Jemandem gesprochen werden, mit einem Herrn, der bei Ihnen wohnt — den Assessor Sonner, meine ich.“

„Ach du meine Güte, der arme, liebe Herr“, rief die Frau aus, „der beste von meinen Miethsleuten! Haben Sie denn schon gehört, was ihm gestern Abend geschehen ist?“

„Ich weiß, ich weiß, Babett!“ entgegnete Clotilde schnell. „Aber seine Verletzung ist nicht bedeutend, erfuhre ich?“

„O nein, er soll nur noch das Zimmer hüten, und sich mein bischen Pflege gefallen lassen, sagt der Doctor, sonst ist er gottlob wohlerhalten.“

„Gottlob — ja Babett! Wollen Sie ihm sagen, daß eine Dame — nennen Sie ihm nur meinen Namen! — hier an dieser Stelle auf ihn harrt und sich auf wenige Minuten Gehör von ihm erbittet? Sie selbst überlassen mir dann auf dieselbe Zeit dies Zimmer — nicht wahr, liebe Babett?“

Es lag etwas so Bestimmtes und Sicheres, zugleich so ruhig Gebietendes in Clotilden's Ton, daß es der Alten gar nicht einmal einfiel, einen Einspruch zu erheben, ja, nur etwas Auffälliges in dem Begehren eines jungen Mädchens, mit einem Herrn allein gelassen zu werden, zu

finden. Sie versicherte nur gefällig, daß sie Alles besorgen werde und eilte hinaus.

Zwei Minuten später stand Sonner vor Clotilden. Ein Zittern ergriff sie, als ihr Auge dem seinen begegnete und den schmalen schwarzen Streifen in der Schläfe wahrnahm, der die Stelle der Verletzung bezeichnete und so deutlich an die That, die Schuld eines Andern mahnte.

„Sie hier, mein gnädiges Fräulein?“ redete er sie offenbar gespannt, aber doch mit zurückhaltendem Tone an.

Sie nahm all' ihre Kraft zusammen. „Denken Sie, Herr Assessor, daß ich an Stelle meines Vaters hier stehe, um Ihnen etwas zurückzugeben, das Ihr Eigenthum ist und nur durch eine frevelhafte That unter das Dach seines Hauses kommen konnte!“

Er empfing den Gegenstand, welchen ihre Hände ihm reichten, langsam in den seinen! Aber es fiel ihm nicht ein, die Umhüllung zurückzuschlagen — er heftete nur seine Augen mit einem tiefen Mitleiden auf ihre Züge.

Sie aber — wie sie verstand, was es bedeutete, daß er wußte, was er empfing, so begriff sie auch diesen Blick und dies Mitleid, es sagte ihr, daß die letzte Hoffnung, Egon könne unschuldig sein, eine vergebene gewesen war, es sagte, ihr Bruder sei ein Verbrecher! Aufschluchzend schlug sie beide Hände vor ihr Gesicht.

„Wer gab Ihnen Kunde von Dingen, die nie an Ihr Ohr hätten dringen sollen?“ sagte er, und seine Stimme klang weich und theilnehmend.

Sie suchte sich zu fassen, sie sprach von dem Gerücht, das die That zu ihr getragen und von dem Zufall, der die Hand des Vaters geleitet habe, daß die Entdeckung unvermeidlich geworden sei, die entsetzliche Entdeckung, daß Egon, von elendem Gewinn verlockt, die unerhörte Schuld auf sich geladen habe. — Sie wollte auch von dem halben Eingeständniß des Bruders reden; er aber unterbrach sie mit dem erschrockenen Ausruf:

„Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein, halten Sie inne! Wie Ihnen auch die That erscheinen mag, die das Gerücht, wenn es von räuberischen Anfällen sprach, in übertriebener Weise zu Ihnen getragen hat, ein Verbrechen in Ihrem Sinn war sie nicht! Kann es Sie beruhigen, so bekräftige ich es mit meinem Wort: niedrige Habsucht war es nicht, die Ihren Bruder fortriß, seine Sinne verwirrte!“

Sie sah ihn mit großen Augen an. „Ihre Worte machen die Räthsel noch dunkler! Wenn nicht das Geld — was war es denn, das ihn blendete, ihn zu der Wahnsinnshandlung trieb? — Nein, verhehlen Sie mir nichts“, fuhr sie dringender fort, als sie sein Stocken, sein Zögern bemerkte, „die volle Enthüllung kann das Wissen nicht qualvoller machen, darum versuchen Sie nicht, mich zu schonen!“

„Nun wol“, entgegnete Sonner nach kurzem Besinnen, „was ihn trieb, war einzig das Verlangen einen Beweis zu tilgen, der gegen ihn und seine Ehre gebraucht werden konnte. Er glaubte ihn bei mir zu

finden, denn er wußte in dem Augenblick noch nicht, daß die Folgen einer leichtsinnigen Minute von ihm abgewandt worden waren. Nun aber, mein gnädiges Fräulein — ich selbst flehe sie an, lassen Sie den Schleier ruhen, der jenen unglücklichen Moment bedeckt! Begnügen Sie sich mit der Deutung, die ich Ihnen geben konnte!"

Clotilde hatte den Kopf während seiner Worte gesenkt; sie hob ihn jetzt auf, daß das Licht der Lampe voll auf ihre bleichen Züge fiel.

„Ich darf nicht weiter in Sie dringen", sagte sie, „mag die Schuld meines Bruders kleiner sein, als ich dachte, mag sie schwerer wiegen, als Ihre Großmuth einräumen will — nicht allein, um ihr Maß zu kennen, bin ich gekommen, ich habe Sie zu mahnen an das Haupt, das noch nicht gelernt hat, Schmach zu tragen. Herr Sonner, mein Vater liegt krank — seine Ehre — —"

Er unterbrach sie rasch: „Seine Ehre ist ungefährdet! Die Welt wird nie etwas erfahren, das einem Gliede seines Hauses Schmach bereiten könnte, denn nie wird mein Schweigen über jenen Vorfall gebrochen werden!"

Ihr Blick leuchtete einen Moment zu ihm auf.

„Ich wußte es, daß Sie sich und Ihrem Edelmuth treu bleiben würden!" sagte sie leise. „Ihre Hand rettet Egon's Schicksal wie das unsere, darum wird mein Herz für Ihr Glück beten, so lange es schlägt!"

„Mein Glück?!" sagte er mit einem Ton, der leicht ablenken sollte, doch aber eine halbschmerzliche Bitterkeit durchklingen ließ. „Ich denke, mein gnädiges Fräulein, das lassen wir als einen gleichgiltigen Gegenstand fallen!"

Sie empfand es, daß etwas wie ein Vorwurf in seiner Antwort lag, sie hatte ihm also noch nicht klar genug gezeigt, daß sie ihr Herz von jeder selbstischen Regung gereinigt hatte!

„Ich habe durch einen Zufall früher als die Welt von Ihrem Verhältniß zu Alma Senkenberg erfahren", sagte sie mit dem Versuch ihrer Stimme Festigkeit zu geben, doch aber nicht im Stande ihre Augen zu ihm zu erheben, „und früher als von der Welt mögen Sie daher auch von mir ein Wort innigsten Antheils vernehmen!"

Ueberrascht, aber schweigend ließ er seinen Blick einen Augenblick auf ihr ruhen, während über seine Züge ein kurzes Aufleuchten glitt.

„Alma Senkenberg ist die Verlobte meines Bruders, den sie vor einigen Monaten kennen lernte", sagte er dann in ruhigem Ton. „Einer Caprice der kleinen Braut ist es zuzuschreiben, daß die Verbindung noch für kurze Zeit ein Geheimniß bleibt."

Dunkel erglühend wandte sich Clotilde ab; zuckte auch etwas wie Wonne durch ihr Herz, so sagte sie sich doch zugleich, daß sie vielleicht nicht den Muth gefunden haben würde, vor den Geliebten zu treten, wenn sie gewußt hätte, was sie in dieser Stunde erfuhr.

Sonner sah ihre Bewegung; er trat ihr einen Schritt näher und faßte ihre Hand.

„Clotilde!" — Es kam nur das einzige Wort über seine Lippen,

aber Trost, Frage, Bitte, Alles, was seine Lippen ihr zu sagen, was ihre Ohren von ihm zu hören lange gedürstet hatten, lag in ihm! Dennoch wehrte sie ihn ab.

„Nicht Das jetzt, nicht Das!" sagte sie. „Ich habe zu Furchtbares erlebt — und mein Vater ist elend! Ich muß zu ihm, vielleicht tröstet ihn Ihr Gelöbniß."

Er sagte kein Wort mehr; ihre Hände berührten sich nicht einmal wieder, als sie in der nächsten Minute schieden, aber einem Blick, der sich in den seinen heftete, konnte sie nicht wehren, und derselbe ließ ihn vergessen, daß jener einzige Anruf, den er gewagt, keine Antwort gefunden hatte.

Brachte Clotilde eine Tröstung mit, so sollte ihr eine andere entgegengebracht werden, als sie heimkehrte. Der Arzt war da gewesen und hatte den Zustand des Freiherrn für nicht bedenklich erklärt, wenigstens nicht für den Fall, daß es gelänge, ihn in vollständiger Ruhe zu erhalten, ihn vor jeder Aufregung und Gemüthserschütterung zu bewahren. Auch die Sprache sei wiedergekehrt, wenn er auch sonst eine gewisse Betäubung oder Starrheit noch nicht überwunden habe, sagte ihr der Diener, welcher sie in dem Vorhause mit seinem Bericht empfangen hatte.

Sie hatte sich nach dem kurzen Gespräch schon von ihm abgewandt, um in das Zimmer des Vaters zu treten, als sie noch einmal ihren Schritt anhielt.

„Wo ist mein Bruder?" fragte sie, „hat er inzwischen meinen Vater gesehen, oder nach ihm gefragt?"

„Der Herr Lieutenant ist ausgegangen, gleich nach dem gnädigen Fräulein", entgegnete der Diener.

„Wie?" fragte Clotilde, und um ihren befremdeten Ton, dessen sie selbst inne ward, zu erklären, fügte sie rasch hinzu; „Er war doch erst eben von seiner Reise heimgekehrt und nicht — nicht ganz wohl, denke ich."

„O", beruhigte der Diener, „der Herr Lieutenant schien ganz heiter zu sein. Ich kam gerade dazu, als ihn ein Fremder, ich meine, es war ein Dienstmann, einen Zettel gab, den las er und lachte hell auf. „Nun, so oder so", sagte er dabei, „der Tanz ist für mich bestellt!" Dann nickte er dem Boten nur zu und ging in sein Zimmer; gleich darauf sah ich ihn fortgehen."

Legte Clotilde der Erzählung des Bedienten auch nicht so viel Wichtigkeit bei, daß sie sich Mühe gab, sich das Unverständliche oder gar Ungereimte in derselben zurecht zu legen, so regte sich doch ein unbehagliches, beklemmendes Gefühl in ihr, daß Egon eben in dieser Stunde das Haus verlassen hatte, und sie ertheilte daher die Weisung, daß man es ihr sofort melden solle, wenn er zurückgekehrt sei. Damit aber trat sie in das Gemach des Vaters, um ihm den Erfolg ihrer Sendung zu melden.

Ach, aber die Starrheit, von der schon der Diener geredet hatte — sie wollte auch nicht weichen als Clotilde in der nächsten Minute

am Lager des Freiherrn kniete! Nur die Versicherung, die Sonner gegeben hatte, daß die Welt nicht zur Mitwisserin von Egon's Vergehen gemacht werden sollte, schien etwas erleichternd auf ihn zu wirken — im Uebrigen blieb er offenbar unempfindlich gegen Alles, was die Tochter zur Milderung von Egon's Schuld anzuführen wagte.

„So lange ich nicht weiß, wie schwer sein Verbrechen wiegt, so lange ist er mein Sohn nicht!" sagte er nur, und wie Clotilde auch ihre Hoffnung, ja ihre Zuversicht betonte, daß bald ein mildes Verzeihen und Vergessen jene Stunde bedecken werde — er schüttelte stets finster und schweigend den Kopf.

Der Eintritt des Dieners machte endlich dem traurigen Zwiegespräch ein Ende.

Er gab Clotilden ein Zeichen, das ihr sofort verrieth, er habe ihr etwas Besonderes mitzutheilen und erschreckend gewahrte sie sein verstörtes Gesicht.

Und als sie dann — den Vater hatte sie unter einem flüchtigen Vorwand verlassen — heraustrat, da wuchs ihr Erschrecken, denn sie sah draußen fremde Gesichter, eine Menge, und auf allen lag derselbe seltsame, unheilverkündende Ausdruck! — Man brauchte es ihr kaum erst zu sagen, sie wußte es jetzt selbst schon, daß man gekommen war, um sie vorzubereiten auf eine Kunde, ihr zu sagen, daß etwas Grauenhaftes, Entsetzliches geschehen war.

„Was ist es? sprecht es aus, um Gotteswillen!" stammelte sie mit bleichen Lippen. In der nächsten Secunde wußte sie es.

Egon, ihr Bruder, war in das Haus zurückgekehrt; aber er war herein getragen worden als ein todter Mann, als eine Leiche, die man draußen in dem Lusthölzchen, das an den Garten des Hauses stieß, mit zerschmettertem Kopfe gefunden hatte, das abgeschossene Pistol noch in der krampfhaft zusammengepreßten Hand. — Spaziergänger hatten dort im hellen Mondschein an einer offenen Stelle den Körper liegen sehen und durch ihr Rufen jene Anderen herbeigezogen, die da wußten, welchem Hause, welcher Familie er zu übergeben war.

Was aber die Thatsachen verriethen, das flüsterten sich Alle zu, die an die Stätte des Unglücks gekommen waren, und Alle, die von demselben hörten sagten es laut: „Der Mord ist nicht von fremder Hand verübt — die des Todten selbst hat ihn vollzogen!"

Und wenn Fremde dies sagten, halb in Entsetzen, halb in Theilnahme — drinnen im Hause des Todes, im dichtverhängten Gemach, wo ein Kranker lag, da murmelten es die Lippen eines alten, verzweifelnden Mannes: „Egon hat den Tod gesucht!" immer und immer wieder, und dazwischen klang es: „Ich habe ihm den Weg gewiesen!"

Und welche Trostesworte, welche Beschwichtigungen der Mund der weinenden Tochter versuchte, sie erstickten alle und alle in seinem und ihrem Jammer!

In allen Kreisen machte der Selbstmord des Lieutenants von Kalden natürlich großes Aufsehen, wenn es auch Viele gab, die jetzt er-

klärten, daß sie ihn einer desperaten Handlung schon seit längerer Zeit fähig gehalten hätten. Schilderten sie dabei namentlich das Benehmen in seinen letzten Tagen als ein seltsam aufgeregtes und unstätes, so fand diese Bemerkung ihre Bestätigung durch eine Aeußerung des Kalden'schen Rechtsanwalts. Derselbe sagte aus, daß Egon bei seiner letzten Anwesenheit in H. einen fast krankhaften Drang gezeigt habe, mit den Geschäften rasch fertig zu werden, wie es ihm selbst dann noch eine Weile ärgerlich gewesen, daß er abgereist sei, bevor die glückliche Erledigung der betreffenden Angelegenheit in allen Punkten habe festgestellt werden können. — Es war nur zu klar: Egon hatte die That mit vollem Vorbedacht unternommen, sich dann aber in sein Ende förmlich hineingestürzt!

Wie man aber die Motive dieser That deutete, wie man über Egon's Neigung zum Spiel, zu gewagten Wetten und anderen sogenannten noblen Passionen sprach — es drang kaum zu den Ohren der Seinigen. Während die Welt über das Ereigniß verhandelte und es dann halb vergaß, lebten sie in der strengsten Abgeschiedenheit, in die kaum ein Laut von jener Welt hineindrang. Clotilde hatte einen schwer kranken Mann zu pflegen, krank an Körper wie an Seele, denn der eine Tag hatte die Kraft des Freiherrn in der Wurzel gebrochen. War sein Bewußtsein auch nicht getrübt, so war er doch in ein vollständiges Brüten versunken, dem ihn alle Mühe der Tochter, ihre zärtlichste, liebevollste Sorge nicht mehr zu entreißen vermochte. Er sprach nicht länger über das Unglück oder die Schuld des Sohnes, er erhob keine lauten Anklagen mehr gegen Egon oder sich selbst, aber Clotilde erkannte und wußte es nur zu gut, daß all' sein Denken, Fühlen und Sinnen nur auf den einen Punkt gerichtet war!

Alle Theilnahmbeweise, jeden Einfluß, der etwa von außen versucht ward, wies er zurück, und wenn er überhaupt nur selten ein Wort äußerte, so war es noch seltener, daß er irgend einer Mittheilung, mochte sie nun absichtlich an ihn gerichtet sein, oder durch Zufall an ihn gelangen, ein Zeichen der Beachtung widmete.

Ein einziges Mal nur — es war einige Wochen nach Egon's Tode — geschah es, daß er Antheil, und sogar einen ziemlich erregten, zeigte, bei einer Veranlassung, die allerdings auch von der ganzen Umgebung als eine sehr betrübende anerkannt wurde. — Es war nämlich in seiner Gegenwart von einem Todesfall gesprochen worden, der ein junges Mädchen, eben jenes schöne Käthchen, die Tochter des Kalden'schen Försters, deren in dem Gespräch zwischen dem Freiherrn und Egon jüngst noch Erwähnung geschehen war, betroffen hatte. Da war er plötzlich aus seiner Lethargie aufgeschreckt und hatte gefragt, was die Ursache ihres Todes gewesen sei; auf die Entgegnung aber, es bleibe kaum zu bezweifeln, daß die Untreue ihres Verlobten, Rodewald, der sie schnöde und plötzlich verlassen, um in die weite Welt zu gehen, ihr das Herz gebrochen haben, war seine herbe Erwiederung gewesen:

„Dann sagt dem Förster von mir, daß es Väter giebt, die unglück-

licher sind als er! Weiß er, was es heißt, sein Kind selbst in den Tod gejagt zu haben?"

Wochen und Monate vergingen in derselben öden Schwermuth für den Baron, in demselben trostlosen Einerlei für Clotilde, die mit dem Vater auf den Rath des Arztes längst die städtische Wohnung aufgegeben hatte und in die ländliche Einsamkeit des Gutes zurückgekehrt war, wo der Kranke von Störungen allerdings mehr gesichert werden konnte, wo aber kaum ein freundlicher Moment das schwere Amt der Pflege erleichterte. Dennoch litt Clotilde es nicht, daß man ihretwegen ein Zeichen des Bedauerns äußerte, und wies es entschieden zurück, wenn man etwa von ihr verlangte, sie solle sich mehr Schonung gönnen, die Pflege des Vaters wenigstens mit Anderen theilen.

„Hat mein Vater denn noch ein anderes Kind?" konnte sie fragen, „und darf ich vergessen, daß mir der Platz an seine Seite gewiesen ist?"

Und ähnlich wie diese Worte waren die anderen, welche sie zu Sonner sprach, als sie ihn zum ersten Mal nach Egon's Tode wiedersah. — Es war in dem Zimmer, welches einst das der Mutter gewesen und dann ihrer Erinnerung geweiht geblieben war; dort hatte sie ihn empfangen, dort auch angehört, was er ihr zu sagen hatte.

„Treu dem Stamm!" ist der alte Wahlspruch der Kalden. Einst lehnte ich mich gegen seine Bedeutung auf, seit dieser Stamm aber morsch und gebrochen ist, ist er mir heilig geworden. Ich kann, ich darf jetzt nichts anderes sein, als die Tochter eines alten, unglücklichen Mannes!"

Er hatte nicht widersprochen; er hatte nur ihre Hand an seine Lippen geführt und sie eine Weile stumm angeblickt, dann aber hatte er leise gesagt:

„Leben Sie wohl, Clotilde, so lange, bis Gott es fügt, daß wir uns wiedersehen!" darauf war er gegangen.

Das Nächste, was Clotilde von Sonner hörte, war, daß er sein ganzes Streben, seine volle Thätigkeit, einer Sache gewidmet hatte, die zu groß war, als daß persönliche Angelegenheiten, Freude und Kümmerniß des eigenen Herzens nicht vor ihr hätten zurücktreten sollen. Der Krieg mit einem großen Nachbarvolke war ausgebrochen, und wer selbst nicht zu den Fahnen eilen konnte, wer sein Blut dem Vaterlande nicht weihen durfte, der opferte ihm daheim sein Gut und seine Kräfte. Ein Funke von der allgemeinen Begeisterung war damals wol in jedes Herz gefallen, „zu Denen aber, in deren Brust diese mit der edelsten Flamme glühte, die selbstvergessen waren in ihrer Hingebung, unermüdlich in ihrer Sorge, gehörte Sonner. Er stand an der Spitze des Vereins, welcher sich in seinem Wohnort wie in unzähligen anderen Städten für die Linderung der Kriegsschäden gebildet hatte; seine Thätigkeit aber erstreckte sich weit über das enge Gebiet der nächsten Umgebung hinaus, und es war eine der wenigen Freuden in Clotilden's trübem Leben, wenn sie von der Anerkennung hörte, die man allgemein seiner aufopfernden Thätigkeit zollte.

Nicht lange aber, so drang die Kunde zu ihr, daß Sonner das bisherige Feld derselben mit einem größern vertauscht habe: unter Beurlaubung von seinem richterlichen Amt war er nach dem Kriegsschauplatz geeilt, um dort in noch umfassenderer und tiefer eingreifender Weise wirksam zu sein — und im stillen Gebet für ihn wie für sich selbst falteten sich ihre Hände.

Und wieder vergingen Monate trübe und still und doch in beständiger nagender Sorge und Aufregung, die ihre Wangen bleich machte. — Da sollte ein Augenblick kommen, vor dem die ganze lange und bange Zeit schwinden mußte wie ein Hauch!

Ein Fremder, so meldete man ihr eines Tages, als sie am Ruhebette des Vaters saß, wünsche sie zu sprechen, und als sie hinaus und in das bezeichnete Zimmer trat, da stand der Mann vor ihr, den ihre Gedanken wachend und träumend nicht verlassen hatten.

„Albert!" schrie sie auf in freudigem Schreck, „Sie gesund wieder vor mir? — O, mein Gott, wie danke ich dir!" setzte sie murmelnd hinzu.

Ihre schmalen Hände ruhten in den seinen, ihre Blicke ruhten in denen, die sie innig und liebevoll anschaueten.

„Sie haben Schweres getragen — Schwereres vielleicht als ich", sagte er nach einer Pause bewegt; dennoch gilt meine erste Frage Ihrem Vater — wie ist sein Zustand?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Es ist kaum besser geworden, sein Gemüth ist trübe geblieben; nur seine Stimmung ist jetzt weich, aber gerade das ängstigt mich, denn ich meine, so wird die Seele, die sich vom Irdischen losringt."

Sie suchte die Thränen zurückzudrängen, Sonner aber sagte rasch:

„Clotilde, ich muß Ihren Vater sehen — werden Sie ihn bewegen können, mich vor sich zu lassen?"

Sie sah ihn halberschrocken an. „Er sieht nie einen Fremden, und — ich habe nie gewagt, Ihren Namen vor ihm auszusprechen!" fügte sie mit stockender Stimme hinzu.

„Nennen Sie auch jetzt diesen Namen nicht", entgegnete er. „Sagen Sie ihm, ein Fremder brächte ihm das letzte Wort eines Sterbenden! Vertrauen Sie mir", bat er, als er ihren angstvollen Blick bemerkte: „Niemand als ich kann dies Wort ihm sagen, und doch hilft es vielleicht seinem Gemüth zum Frieden."

Clotilde wagte keine weitere Einrede und ging in das Zimmer, aus dem sie getreten war, zurück, um gleich darauf mit der Antwort wiederzukehren: „Ich that, wie Sie verlangten; der Vater ist bereit, die Mittheilung zu hören."

Dann ließ sie die Schwelle frei — mit ihm zugleich vor den Vater zu treten, vermochte sie nicht.

Das Gemach, in welches Sonner trat, war halb verdunkelt, und so währte es einige Secunden, ehe er die Züge des kranken Mannes genau unterscheiden konnte, dann aber empfand er den Anblick im inner-

sten Herzen; er wußte in diesem Augenblick, daß die Tage, vielleicht die Stunden des Freiherrn gezählt waren!

In demselben Moment aber wußte auch der Alte, wer vor ihm stand. Eine Blutwelle stieg bis unter das weiße Haar hinauf, und er machte eine Bewegung, als ob er sich mit seiner letzten Kraft aufrichten wollte, aber seine Ohnmacht bewältigte ihn, daß er in seinen Sitz zurücksank.

„Einen Fremden sollte ich sehen" — murmelte er — „wer weiß all' das Entsetzliche so wie dieser!"

Sonner war ehrerbietig dicht an das Lager des Freiherrn getreten, und als wenn er die letzten Worte nicht gehört hätte, sagte er mit seiner tiefen, weichen Stimme:

„Lassen Sie es gelten, Herr von Kalden, daß ich vor Sie trete, als hätten wir uns nie gesehen, daß ich zu Ihnen rede, als reichte keine gemeinsame Erinnerung an irgend eine Stunde Ihres und meines Lebens zurück! — Ich stehe hier vor Ihnen mit einer Botschaft von einem Todten — darum bitte ich Sie, stimmen Sie Ihr Herz zur Milde, denn es handelt sich um eine Vergebung!"

„Vergeben? ich soll vergeben?" entgegnete der Alte, welcher sich inzwischen gesammelt hatte, „ist das nicht seltsam? — Aber reden Sie!"

„Als ich drüben im fremden Lande weilte", begann Sonner mit klarem, ruhigem Ton, „und es mein Amt war, den Verwundeten und Kranken beizustehen, die Sterbenden, wenn es sein konnte, zu trösten, hat mir mancher Mund sein heiligstes Geheimniß anvertraut, oder mir auch mit dem letzten Hauch gebeichtet gleich einem Priester, und so habe ich manches Vermächtniß empfangen, das ich zu erfüllen gelobte.

„Einmal in einem Lazareth — es war kurz nach einer der blutigsten Schlachten — wurde ich zu einem Sterbenden geführt, von dem man mir sagte, daß er sich durch eine beispiellose, aber geradezu verwegene Tapferkeit ausgezeichnet habe. Ich fand ihn gräßlich verstümmelt auf seinem Lager — seine Qualen mußten furchtbar sein, dennoch ertrug er sie ohne Jammern und Stöhnen.

„Als ich zu ihm trat, nannte er mich bei meinem Namen und sagte mir, da ich ihn nicht kannte, den seinigen: er hieß Rodewald."

„Rodewald, mein früherer Verwalter?" rief der Freiherr mit einem Anflug von Theilnahme.

„Derselbe!" entgegnete Sonner nun, und fuhr dann fort: „Als ich ihm mein Mitleid zeigte, lachte er kurz und wild auf und sagte: „O, wenn es nur die Stümpfe wären, die schmerzten" — ein Arm und ein Bein waren ihm von einer Granate weggerissen worden — „so ließe sich's aushalten! Aber hier sitzt es, hier!" und damit faßte er wüthend nach seiner Brust und schüttelte sie.

„Ich merkte bald, daß den Armen ein Geheimniß, eine Schuld drückte, und sprach daher in anderer Weise mit ihm, als bisher; und so kam's, daß er mich an seinem Lager festhielt und mir endlich gestand, was ihm das Sterben schwer machte.

„Wie aber mein Ohr seine Worte vernahm, so ist es mein Mund, der sie Ihnen bringt, denn Ihnen, Herr Baron, gehört die Beichte des Sterbenden.“

„Mir?“ flüsterte der Freiherr und schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht glauben, daß Rodewald je unehrlich gewesen ist. Seine Rechnungen stimmten stets auf das Genaueste. Ich war nie unzufrieden mit ihm, als da er so rasch und rücksichtslos seine Stelle verließ.“

„Wir kommen damit zu dem Ernst — lassen Sie mich sagen, dem furchtbaren Ernst der Sache!“ entgegnete Sonner. — „Von niedriger Gesinnung war Rodewald jedenfalls nicht — eine Veruntreuung lag nicht auf seinem Gewissen, wol aber eine schwere That, zu der ihn wüthender Haß hingerissen hatte.“

Die Augen des Kranken hefteten sich fragend auf den Erzähler. „Ich verstehe Sie nicht“, sagte er matt; „wen konnte Rodewald hassen?“

„Einen Mann, der ihm die Liebe eines Mädchens geraubt hatte“, erwiederte Sonner. „Lassen Sie mich kurz sein, Herr Baron!“

„Jener Rodewald war von einer leidenschaftlichen Liebe zu einem schönen, jungen Mädchen, der Tochter Ihres Försters erfüllt, und sie ward seine Braut. Sein Glück war aber von kurzer Dauer; er entdeckte, daß er einen Nebenbuhler in ihrer Gunst habe — seine treue Liebe sah er verschmäht und verrathen! — Ich habe ihn in seinen letzten Stunden über seine Empfindungen sprechen hören und vermag mir daher vorzustellen, wie sie zu jener Zeit in ihm gewüthet haben — er selbst sagte, es habe ein Höllengeist in seiner Brust gewohnt, und von dem sei ihm eingegeben worden, was er thun solle. — „Ich mußte, ich wollte den Mörder meines Glücks vor meiner Kugel haben“, sagte er, „aber als ich ihn forderte, verlachte er mich — er war der Herr, ich der Diener — ich sah es, ich mußte andere Wege gehen!“

Der Freiherr zuckte zusammen. „Weiter, weiter!“ preßte er krampfhaft hervor.

Sonner stockte einen Augenblick.

„Herr Baron, in diesen Tagen unseligen Leidens führte ein unglücklicher Zufall Rodewald zur Stelle, als ein verhängnißvoller Augenblick die Sinne eines Andern verwirrte, daß er etwas that, was er nimmer gewollt hatte. — Rodewald war der Einzige, der den Fliehenden erkannte — der Haß sieht scharf! — Wenn er schwieg, so war es, weil sein Geheimniß der Rache dienen sollte. — Am Tage darauf erhielt sein Feind einen Brief von ihm, der ihm die Wahl ließ, entweder das Brandmal der Unehre zu tragen, das er ihm ohne Bedenken und ohne Gnade anheften würde vor der Welt, oder sich mit ihm zu schießen in der nämlichen Stunde noch — draußen im Walde — ohne Zeugen.

Das furchtbare Duell ward angenommen. — Beim Licht des Mondes traf man sich. Die Sache wurde kurz besprochen — die Schüsse sollten zugleich fallen — dann standen die beiden Feinde sich auf sechs Schritte gegenüber.“

Sonner hielt mitleidig inne. Jedes Glied des Freiherrn bebte wie vom Fieber geschüttelt, das Gesicht war von seinen Händen bedeckt.

„Das Ende!" murmelte er, kaum noch vernehmlich, „das Ende!"

„Herr Baron", fuhr Sonner fort, „der Eine lag eine Secunde später in seinem Blut; der Andere war wie durch ein Wunder unversehrt geblieben; aber wie von dem bösen Geist, der ihn bisher besessen hatte, verfolgt, floh er von dannen.

Er blieb unstät, obgleich kein Verdacht ihn traf, seine Spur nicht verfolgt ward, bis der Krieg ausbrach. — Fand er dann eine kurze Zeit Vergessenheit — auf dem Sterbebette erwachte die Erinnerung auf's Neue mit aller Kraft und zugleich sein Gewissen, auf dem die That wie ein Mord lastete."

„O, o!" stöhnte der Freiherr, „so lag sie auf meiner Seele, Stunden und Tage und Monate hindurch!"

Sonner schwieg einige Minuten, um die erste Erschütterung des alten Mannes ausklingen zu lassen, dann fuhr er mit leiser Stimme fort:

„Menschlichem Urtheil und Empfinden nach hat Rodewald seine Schuld schwer genug gebüßt durch seine Reue, die ihn zu überwältigen drohte, als er Thatsachen erfuhr, die er vorher nicht gekannt hatte, die ihn aber seinen Feind milder beurtheilen lehrten. Nicht nach ihm hatte derselbe die Liebe des schönen Käthchen's gewonnen; das Herz des armen Kindes hatte ihm vielmehr einzig gehört, schon seit Jahren, und nur der Vater war zwischen die thörichte Neigung seiner Tochter und des vornehmen Cavaliers getreten, indem er die Erstere gezwungen hatte, dem Verwalter, der nichts von dem Verhältniß ahnte, ihre Hand zu geben. — Hat der Förster aber eine kurze Zeit glauben dürfen, das Mädchen zur Vernunft gebracht zu haben, so ist der Wahn bald auf die traurigste Weise zu Schanden geworden. Ein Wiedersehen, ein zürnendes Wort des Geliebten, der Käthchen natürlich dem Verwalter nicht gönnte, hat genügt, um die alte Leidenschaft neu zu entflammen und sie auch dem schmählich getäuschten Verlobten zu offenbaren. Die Folge war der Bruch des Verhältnisses und — die weitere Entwickelung des Trauerspiels, in welches auch das Schicksal jenes unglücklichen Mädchens verflochten war — sie hat den Geliebten nicht zu überleben vermocht."

„Ich darf sie nicht bedauern!" flüsterte der Freiherr, „ihr mag wohl sein!"

Einen Augenblick noch hielt Sonner inne, dann aber sagte er:

„Und welches Wort haben Sie für den unseligen Mann, der sich zu Ihren Füßen hingeschleppt haben würde, um sich dort Vergebung zu erflehen, wenn der Tod ihn nicht gehindert hätte? In dem Augenblick noch, als er vor seinen ewigen Richter treten sollte, dachte er an den Einen, den er als seinen obersten Richter auf Erden erkannte, und in seine erkaltende Hand habe ich ihm verheißen, daß ich statt seiner vor dem Vater des Mannes stehen wollte, der durch seine Hand fiel."

Zwei Arme legten sich in diesem Augenblick um den Nacken des

Freiherrn. Leise war Clotilde herangekommen und mit thränenüberströmtem Gesicht beugte sie sich zu ihm hinab:

„Ich habe Alles angehört“, flüsterte sie — „ich fühlte, daß ich es durfte. Und nun, Vater, vergieb ihm die Schuld, die Du vergeben kannst, damit auch Dir, damit allen Schuldigern vergeben werde!“

Einige Secunden lang blieb Alles still; dann aber hörte man die zitternde Stimme des Freiherrn:

„Mein einziger Sohn ist durch ihn getödtet — aber ich darf ihm nicht fluchen, wie ich mir geflucht habe — — er mag in Frieden ruhen!“

„Amen!“ sagte Sonner erschüttert.

Der Alte lehnte das Haupt zurück, während Clotilde an seinen Knieen niedersank und seine Hände mit ihren Küssen und Thränen bedeckte. — Eine Weile lag er still und mit geschlossenen Augen; dann öffnete er diese weit und sah um sich her, aber sein Blick, der Ausdruck seiner Züge war verändert; es war, als hätten die wenigen Minuten zu einer Verklärung genügt. —

„Vergeben“ — lispelten seine Lippen, „Alles ist vergeben, auch zwischen Egon und mir; — versöhnt wir Beide durch Den, der edler war als wir.“

Mit einem stummen Winke streckte er die Hand aus — Sonner legte die seinige hinein.

„Sie haben unsere Ehre gerettet — meine letzte Ruhe bereitet; aller Wahn hört auf — mein Segen — —“; die Worte brachen ab; er konnte nicht weiter sprechen — und auch die Hände, die er erhoben hatte, als sollten sie zwei Häupter berühren, gehorchten nicht mehr seinem Willen — sie sanken herab.

„Vater, Vater! — Albert, um Gotteswillen, was ist das?“ fragte Clotilde angstvoll und beugte sich über die zusammensinkende Gestalt.

Sonner lehnte den Greis sanft zurück und schloß ihm die Augen.

„Er hat vollendet!“ sagte er leise.

„So danke ich dir mein Gott im Himmel“, rief Clotilde unter Thränen, indem sie auf die Kniee sank, „daß Du ihm zuvor Deinen Friedenshauch sandtest!“

Sonner aber umfaßte die Weinende und hob sie zu sich empor:

„Deines Vaters letztes Wort, Clotilde, legt Dich an meine Brust, ich fühle, ich weiß es — dort ist fortan Deine Stätte!“

Der Traum der Gräfin Montléard.

Die Gräfin Montléard war zur Zeit des Glanzes und der Freude Marie Antoinette's Hofdame gewesen und blieb ihrer königlichen Freundin auch treu, als die Wogen der Revolution an den französischen Königsthron heranschlugen, um ihn nach wildem Sturm in ihren Fluthen zu begraben.

Sie durchlebte und durchbebte mit der Königin die ereignißschweren Tage des 6. Octobers 1789, des 20. Juni und 10. August 1792, doch als Marie Antoinette das Gefängniß im Temple mit ihrem Gemal theilen mußte, da war kein Raum mehr für einen Hofstaat und für Hofdamen und schon nach der verunglückten verhängnißvollen Flucht der königlichen Familie im Juni 1791 hatte man selbst den treuesten und eifrigsten Royalisten gerathen, sich durch die Emigration im fremden Lande die für sie in Frankreich verloren gegangene Freiheit zu wahren und ihr bedrohtes Leben zu sichern.

Die Gräfin Montléard war ohne nähere Verwandte und in den Jahren, wo auch eine unverheirathete Dame selbstständig für ihre Angelegenheiten Sorge tragen muß.

Die weite Welt stand der Heimatmüden und Heimatflüchtigen offen, allein gerade diese Wahl ward ihr zur Qual, denn überall war es die Fremde, die sie theilnahmlos beherbergen würde, nirgends eine Freundin, ein verwandtes, gleichfühlendes Herz.

Ehe sie sich daher zu ihrer definitiven Emigration aus Frankreich mit einer Dienerin rüstete, wünschte sie noch den Rath und Segen ihres früheren Beichtvaters in Versailles einzuholen und reiste eines Tages dahin. Schwer fiel es ihr auf's Herz, daß sie auch diesen Trost und diese Freundesberathung entbehren sollte, denn, in Versailles angelangt, vernahm sie, daß der Priester C. schon einige Monate früher als unbeeidigter und daher der damaligen Regierung unliebsamer Geistlicher seine Stelle niedergelegt und sich angeblich in sein Heimatdorf in der Provinz zurückgezogen hatte. Die Gräfin Montléard ging in die Schloßkirche, wo sie so oft in besseren Zeiten feierliche und festliche Stunden verlebt, um jetzt allein und verlassen darin zu weinen und zu beten. Die Bilder und Personen aus der glänzendsten Zeit des französischen Königthums zogen an ihrem innern Auge so lebhaft vorüber, daß sie dieselben offenen Auges leibhaftig zu sehen wähnte. Dort saß die königliche Familie mit dem ihr folgenden grand cortége, die Mitglieder der Hofkapelle sangen so rein und süß, der Weihrauch stieg empor, die Kerzen flimmerten und ihr verehrter Beichtvater C. celebrirte am Hauptaltar das Hochamt.

Es war eine Hallucination und noch trauriger als sie eingetreten, verließ die Gräfin Montléard die leere Kirche, in welcher allein ihre Schritte laut wiederhallten. „Wohin, wohin fliehen?" fragte sie sich wehmüthig, als sie an dem trüben Herbstabend 1792 über den verödeten Schloßplatz nach dem Gasthof schritt, „wie verändert ist Alles hier!"

In der anbrechenden neuen Zeit fühlte sich freilich die in den exclusivsten Cirkeln des ancien régime aufgewachsene Gräfin selbst in jenen Tagen schon in Versailles fremd.

Während der folgenden Nacht nun hatte die Gräfin einen so lebhaften Traum, daß ihr ganzes ferneres Leben durch denselben beeinflußt ward und der zu denjenigen Träumen zu gehören scheint, welche Schopenhauer prophetische nennt, d. h. solche, die eine fatalistische Bedeutung haben. Ihr war wieder zu Muth, als sei sie in der Versailler Schloßkirche und der Priester, welchen sie dort zu finden gehofft, begrüßte sie darin und winkte ihr, ihm in die Sacristei zu folgen.

Dort schüttete sie ihr Herz vor ihm aus und fragte ihn, wohin sie sich nun wol wenden und ihre Schritte lenken sollte. Sie sprachen Mancherlei zusammen über die schweren Zeiten und drohenden Geschicke Frankreichs, über das wirre, leidenschaftliche Getriebe um sie her; die Zukunft erschien ihnen so verhängnißvoll und grauenhaft, wie sie in der That für Land und Leute in Frankreich in kurzer Frist wurde und der Seufzer: „wohin, wohin fliehen, um ruhig leben und sterben zu können?“ entstieg immer wieder ihrer beklommenen Brust.

Da öffnete der Geistliche mit feierlicher Geberde ein in wunderschönen Farben gemaltes rundes Fenster der Sacristei und vor demselben lag zu ihrem Erstaunen und Entzücken eine Landschaft, welche ihr wie ein Paradies erschien. Trunkenen Blickes betrachtete sie dieselbe. Am Horizont erglänzten Berge mit ewigem Schnee bedeckt, wie sie dieselben in Wirklichkeit noch nie gesehen; gleich einem silbernen Band schlängelte sich ein Fluß durch Wiesen und Wald, tief unten im Grund an einem Felsen stand wohnlich und traulich ein alterthümliches Schloß mit Thürmen und zu dessen Füßen lag ein stilles Dörfchen, dessen Häuser um eine friedliche Dorfkirche her sich gruppirten, wie die Küchlein unter die Flügel der Gluckhenne.

Alles war von der vollen Nachmittagssonne warm bestrahlt und die Gräfin Montléard verlor sich gerade im Anblick des ländlichen Kirchhofes, welcher die Kirche wie ein kleiner Garten umgab, als eine Stimme, noch feierlicher als diejenige des bei ihr stehenden Priesters zu ihr sagte: „Ce n'est qu'ici que vous trouverez le repos“ (Nur hier wirst Du die Ruhe finden), worauf das Bild vor ihr verrann und entschwand, so gern sie es auch festgehalten hätte, und sie erwachte.

Was sie so außerordentlich deutlich und genau gesehen hatte, lebhafter und schärfer als in der Wirklichkeit eine Landschaft vor uns zu liegen pflegt, war also doch nur ein Traum gewesen; allein die Gräfin lebte von diesem Augenblick an der Ueberzeugung, daß sie den Fleck Erde zu suchen habe, den sie im Traum gesehen, um darauf ruhig leben und sterben zu können.

Sie reiste zunächst nach Coblenz, wo sie bekannte französische Familien, die schon früher emigrirt waren, antraf. Dort blieb sie — obwol es ihr gar nicht inmitten jener Intriguen gefiel, welche ehrgeizige und verblendete Royalisten spannen, bis zum Tode ihrer ehemaligen königlichen Freundin. Die Schreckensherrschaft in Paris versprengte dieses Emigrantennest: Jeder suchte sich einzeln noch sicherer zu verbergen.

Die Gräfin Montléard begab sich nach dem Breisgau; dort erkrankte sie wie man meinte lebensgefährlich und die sie umgebenden Personen suchten sie mit dem Gedanken ihres nahen Todes vertraut zu machen; doch mit großer Bestimmtheit sagte die Gräfin, obgleich äußerst matt und angegriffen:

„Hier sterbe ich nicht!" Denn so lieblich auch die Gegend im Breisgau sich dem Auge darstellt, diejenige war es nicht, welche sie im Traum gesehen und in welcher ihr definitive Ruhe verheißen worden.

Einige Zeit später sah sie, über Basel und Solothurn nach Thun reisend, zum erstenmal die schneebedeckten Schweizerberge; deren Anblick sie frappirte; allein das Schloß, den Fluß, das Dörfchen im Grunde suchte sie vergebens. Im Jahre 1799 kam sie auf ihrem Wanderleben abermals nach Basel und dort mit einer ihr von früher bekannten französischen Dame und deren Familie zusammen, welche sich in Chur niederlassen wollten. Sie rühmten ihr die Schönheit des Graubündner Landes, so wie die Abgeschiedenheit und Ruhe eines dortigen Aufenthaltes und die Gräfin Montléard faßte, faute de mieux, den Plan, sich dieser Familie auf der Reise dahin anzuschließen. In zwei Extrapostkutschen machte man sich auf den Weg. Die beiden Damen und ein Sohn von siebzehn Jahren nebst Kammerfrauen befanden sich in einer derselben.

Das erste Nachtquartier ward in Aarau gehalten und wol ausgeruht setzte man nach einem Gabelfrühstück am nächsten Morgen die Reise gegen Baden und Zürich hin fort. Da ereignete sich nun eine Scene, welche allen Denen, die Zeugen davon waren, lebenslang unvergeßlich blieb.

In warmer Nachmittagssonne fuhren sie dahin, die Gespräche waren nicht mehr belebt, einige Wageninsassen schienen willens, sich einer Siesta schlummernd hinzugeben. Da sah man mit Befremden, wie die Gräfin Montléard, weit entfernt, sich dem Schlafe zu überlassen, ihre Augen vielmehr mit starrer Intensivität und mit zunehmender innerer Bewegung zum Wagen hinaus auf die Gegend richtete.

Plötzlich sprang sie von ihrem Sitz auf und rief in höchster Erregung: „Enfin, o mon Dieu! o je te rends grâce!" (Endlich, o mein Gott, o, ich danke Dir) und dann verlangte sie mit großer Ungeduld auszusteigen und erklärte, hier leben und sterben zu wollen.

Ihre Begleitung ward äußerst bestürzt über diese Scene, denn man wähnte die Gräfin von einer plötzlich zum Ausbruch gekommenen Gehirnkrankheit befallen; allein nachdem der Wagen auf ihr inständiges Bitten still hielt und sie Alle ausgestiegen waren, erzählte die Gräfin Montléard, obwol noch immer tief ergriffen, doch ganz logisch und mit einfachen, überzeugenden Worten, wie sich ihr in diesem Augenblick ihr vor sieben Jahren gehabter Traum erfülle, und sie nicht anders könne und wolle, als sich hier auf diesem Fleckchen Erde niederzulassen.

Dort am Felsen lag das Schloß, welches ihr im Traum erschienen; es war die Burg Wildegg und die Aare schlängelte sich zu dessen Füßen hin am stillen Dörfchen Holderbank, dessen Häuser sich so friedlich um die in ihrer Mitte liegende Kirche gruppirten Am fernen Horizont erglänzten einige Schneeberge und die ganze Landschaft lag vor ihr im Schein der Frühlingsnachmittagssonne, ihr war, als sei sie abermals in ihrem ersten Traum befangen und sie versank in tiefes Sinnen über jenen lebendigen Traum und dies traumhafte Leben.

Sie ließ sich vorläufig im nahen Dorfwirthshaus nieder, doch die Kunde von der französischen Dame, welche durch einen Traum veranlaßt worden war, in dieser von Fremden wenig besuchten Gegend ihren dauernden Aufenthalt zu nehmen, verbreitete sich rings umher und die edle Schweizerfamilie, welche das Schloß Wildegg damals bewohnte, wurde bald in Folge die-

ses Gerüchtes mit der Gräfin Montléard bekannt und im Laufe der Jahre innig befreundet.

Zeitweise wohnte dieselbe auf Schloß Wildegg und wurde dort von Eltern und Kindern wie ein theures Familienglied geliebt und werth geschätzt, so daß sie wirklich eine Heimat hier gefunden hatte.

Der Priester des Kirchspiels ward gleichfalls ihr Freund und Berather und die alternde Gräfin Montléard pries oft dankbar ihr Geschick, unter sympathischen Menschen in lieblicher Gegend ihren Lebensabend zubringen zu dürfen. Alle Bewohner der Umgegend kannten die vornehm gekleidete und vornehm aussehende „Pariser Dame“ und bei den Kindern machte sie sich durch Neujahrs- und Namenstagsgeschenke, welche sie gern spendete, besonders beliebt. In dem Landhäuschen, welches sie gemiethet, war viel freundlicher Verkehr und Besuch und die Gräfin hat nie den Wunsch geäußert, nach Paris zurückzukehren, welches ihr unter republikanischer und consularischer Regierung gar nicht mehr ihre ehemalige Heimat zu sein schien.

Im Jahr 1804 starb Gräfin von Montléard, wie heute noch auf ihrem Grabstein auf dem Kirchhof des Dörfchens Holderbank zu lesen und die ältesten Leute der Gegend dort erzählen noch genau die Geschichte der Gräfin Montléard, die fünf Jahre in ihrer Gemeinde zufrieden gelebt hat und gern bei ihnen gestorben ist, weil es ihr in einem Traum verkündigt worden war, daß sie hier auf diesen Fluren die ersehnte Ruhe finden würde.

Meta Wellmer.

Eine russische Fürstin des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Wilhelm Rullmann.**

In seiner Vorrede zu den Memoiren der ausgezeichneten Frau, deren Charakterbild wir hier zu entwerfen suchen, sagt der Herausgeber, der berühmte Publicist Alexander Herzen, wörtlich Folgendes: „Indem die Kaiserin (Katharina II.) die Fürstin Daschkoff zum Präsidenten der Akademie machte, erkannte sie die politische Gleichberechtigung der Geschlechter an, was consequent war in einem Lande, in welchem die bürgerlichen Rechte der Frau zu allen Zeiten anerkannt worden sind, während im ganzen Westen die Frau im Zustande der Knechtschaft und ewigen Kindheit bleibt."

Dieser Satz enthält unbestreitbar etwas Wahres; aber er darf nicht zu falschen Consequenzen verleiten. In der That hat die russische Gesetzgebung schon seit Jahrhunderten dem Weibe bürgerliche Rechte eingeräumt, die es in dieser Ausdehnung in dem civilisirten westlichen Europa heute noch nicht besitzt. Aber man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß das russische Weib auch in jener Zeit bereits in socialer Hinsicht eine würdige Stellung einnahm. Im Gegentheil verleugnete das Reich der Czaren auch hier seine Verwandtschaft mit dem Oriente nicht. Die Frau des Hauses, so wie die Töchter, lebten in einer haremsartigen Abgeschlossenheit. Sie durften weder bei Hofe, noch überhaupt in einer gesellschaftlichen Vereinigung erscheinen; selbst bei der Tafel ihres Eheherrn durfte die Frau nicht gegenwärtig sein. Im Frauengemach, auf einem Divan ausgestreckt, brachten die russischen Frauen müssig ihre Zeit zu; „sie hatten ihren Hausnarren, dessen Späße sie belachten, ihre Märchenerzähler, ihren Zwerg, der ihnen den Kopf graueln oder ihnen die Fußsohlen streicheln mußte" *). Zu lesen verstanden nur Wenige, zu schreiben nur Einzelne.

Wie man bei allen politischen und gesellschaftlichen Institutionen des heutigen Rußland auf Peter den Großen zurückgehen muß, so auch hier. Der große Reformator seines Landes erkannte mit scharfem Blicke, welche Rolle bei der Civilisation des russischen Volkes dem Einflusse des weiblichen Elementes vorbehalten war. „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." Diese Worte gelten für jeden Himmelsstrich. Peter, der selbst den besänftigenden Einfluß seiner Katharina gar oft erfahren, erkannte dies früh genug und handelte danach. Ein kaiserlicher Ukas befahl allen Vornehmen seines Hofes, ihre Frauen zum Vorschein zu bringen. Was aber am kaiserlichen Hofe geschah, war Richtschnur des Handelns für das ganze Reich. Das Beispiel, das dort gegeben wurde, fand überall Nachahmung, die Frau trat aus ihrer orientalischen Abgeschlossenheit hervor und ihre sociale Stellung war mit einem Male völlig verändert.

---

*) Vergleiche Denkwürdigkeiten und geheime Geschichten des russischen Hofes. Leipzig 1845.

Die Gynäkokratie, die den Zeiten Peters folgte, konnte der Emancipation des russischen Weibes nur förderlich sein. Fast unmittelbar hintereinander führten im achtzehnten Jahrhundert fünf Frauen das Scepter des russischen Reiches: Katharina I, Anna I, Anna die Regentin, Elisabeth und Katharina II. Es ist wahr, „quand les femmes règnent, les hommes gouvernent"; aber wenn Frauen auf dem Throne sitzen, so kann dies nicht ohne Rückwirkung auf die Stellung und Schätzung des ganzen Geschlechtes bleiben, und so sehen wir in der That zu den Zeiten der zweiten Katharina die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter so weit durchgeführt, daß die große Czarin es wagen konnte, eine Frau zum Präsidenten der gelehrtesten Körperschaft ihres Reiches zu machen.

Wenn wir Masson glauben dürfen — und dieser ist ein zwar vorurtheilsvoller, aber äußerst scharfsinniger Beobachter — so stand das russische Weib trotz seiner so völlig neugestalteten äußern socialen Geltung auch am Ende des vorigen Jahrhunderts noch auf einer sehr niedrigen Stufe seines innern geistigen Lebens. Er rühmt in seinen „Mémoires secrets sur la Russie" an den Frauen Rußlands ihren „esprit naturel" und ihre Grazie, ihre sprachlichen und gesellschaftlichen Talente; aber er rügt an ihnen den Mangel an Sinn für häusliches Glück und an tieferer geistiger Ausbildung. „Immer von Sclaven umgeben", sagt er von ihnen, „die bereit sind, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, verbringen die russischen Damen ihre Zeit entweder auf dem Sopha ausgestreckt oder am Spieltisch sitzend. Man sieht sie selten lesen, noch seltener sich mit Handarbeit oder mit Fürsorge für den Haushalt beschäftigt."

„Elles feront plutôt les charmes de la société, que les affaires de leur ménage, et sont plus propres à faire les plaisirs de plusieurs que le bonheur d'un seul" — wenn Masson sein Urtheil dahin resumirt, so mag dasselbe, wie so viele seiner übrigen Bemerkungen, im Ganzen und Großen auch noch für die russischen Frauen der Gegenwart gelten; sicher aber nicht das, was er von der geistigen Ausbildung derselben sagt, wie z. B., daß man sie selten lesen sieht. In dieser Hinsicht können die russischen Frauen aus den besseren Ständen mit denen der civilisirtesten Nationen wetteifern, wenn sie ihnen nicht gar überlegen sind. Ihr geistiger Besitz beschränkt sich nicht etwa auf die Fertigkeit, in vier oder fünf Sprachen eine geläufige Conversation zu führen; nicht auf die Summe der Kenntnisse, die sie als junge Pensionärinnen etwa des Smolna-Klosters oder des patriotischen Stifts in Petersburg sich angeeignet haben. Ihr Bildungsdrang bleibt nicht bei dem Austritte aus der Schule stehen. Sie folgen der literarischen Bewegung in jedem der Länder, deren Sprache sie mächtig sind, sie treiben mit Leidenschaft Musik und durchstöbern auf ihren ausländischen Reisen emsig die Gemäldegalerien und Kunstsammlungen. Eine besondere Anziehungskraft für sie haben vor Allen die Naturwissenschaften und die Medicin, und der Drang, sich in diesen Disciplinen, deren Geheimnisse ihnen die Schule vorenthielt, weiter auszubilden, hat der schweizerischen Hochschule mehr Jüngerinnen zugeführt, als das Verlangen, sich die Tüchtigkeit zu einem praktischen Berufe zu erwerben.

Mit diesem Wissensdrange verbündete sich dann die Sucht nach socialer und politischer Emancipation, um jene Erscheinungen zu ermöglichen, welche der weibliche Theil der Züricher studirenden Jugend in seiner großen Mehrzahl aufwies — bis der kaiserliche Ukas ein donnerndes Halt gebot. Die

Zeitwirkung der in Rußland so einflußreichen Richtung des Nihilismus mußte dann hinzutreten, um das Gattungsbild der russischen Studentin zu vervollständigen.

Gehört nun das bildungs- und emancipationssüchtige russische Weib unserer Zeit an, so finden wir den Prototyp derselben doch schon im vorigen Jahrhundert, und zwar in der bekannten Fürstin Katharina Daschkoff.

Unter den Reliefsfiguren der Kolossalstatue Katharina's, die seit vorigem Jahre den freien Platz vor dem Alexandertheater in Petersburg schmückt, nimmt die Fürstin Daschkoff mit Recht einen bevorzugten Platz ein. Sie sitzt zu den Füßen der großen Katharina, das Auge zu Boden gerichtet, sinnend, nachdenkend — worüber? Ueber die große Intrigue der Revolution von 1762, oder über die Art, wie sie in ihren Memoiren ihren Antheil an derselben in das beste Licht setzen sollte?

Daß dieser Antheil ein sehr hervorragender war, ist bekannt genug. Die Revolution der Junitage 1762 ist recht eigentlich das Werk ihres scharfen Verstandes, intriguanten Charakters und ihrer thatkräftigeu Energie; in ihrer Hand liefen alle Fäden der Verschwörung zusammen, deren kunstreich gestelltes Netz das arglose Opfer erbarmungslos umschnürte. — Der erste Faden zu diesem Netze war in den letzten Tagen der Kaiserin Elisabeth gesponnen worden. Sobald die Fürstin die Nachricht erhält, daß die Tochter Peter's des Großen im Sterben liegt, sucht sie noch in später Nachtstunde die Großfürstin auf. Sie läßt sich an den hölzernen Palast an der Moika fahren, wo die kaiserliche Familie damals residirte, und schleicht sich durch eine Hinterpforte zu Katharina's Gemächern. Die erste Kammerfrau derselben empfängt sie; sie ist nicht wenig erstaunt über diesen Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde. „Nachdem ich mich zu erkennen gegeben hatte, bat ich, mich sogleich zu Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu führen. — „Sie ist im Bett", war die Antwort. „Das thut nichts", sagte ich, „die Sache, die mich herführt, ist dringend und ich muß sie diese Nacht sprechen." Die Kammerfrau, die meine Zuneigung für ihre Herrin wohl kannte, machte trotz der unpassenden Stunde keine weiteren Einwendungen, sondern führte mich zu ihren Gemächern. Die Großfürstin, welche wußte, daß ich krank und daher schwer im Stande sei, mich der Kälte einer strengen Nacht auszusetzen, und welche die Schwierigkeiten kannte, in den Palast eingelassen zu werden, wollte kaum ihren Ohren trauen, als ich angemeldet wurde. „Um Himmelswillen!" rief sie aus, „wenn sie wirklich da ist, laßt sie schnell herein." Ich fand sie im Bett, aber ehe ich noch ein Wort sagen konnte, rief sie: „Meine theure Fürstin, ehe Sie mir sagen, was Sie zu solch' ungewöhulicher Stunde herführt, wärmen Sie sich erst; Sie sind wirklich zu wenig besorgt für Ihre Gesundheit, die Fürst Daschkoff und mir so theuer ist." Sie bat mich zu ihr in's Bett zu kommen, und nachdem sie meine Füße gut eingewickelt hatte, erlaubte sie mir endlich zu sprechen.

Eine bedeutungsvolle Unterredung folgte. Das Schicksal der Großfürstin nach der Thronbesteigung ihres Gemals war der Gegenstand derselben. Katharina hatte nichts Gutes von diesem Ereignisse zu erwarten, das ihr die Czarenkrone auf's Haupt setzte. Auf wie lange? — das war die Frage. Zwischen ihr und Peter, der nun in die Reihe der russischen Czaren eintreten sollte, war längst ein völliger Bruch eingetreten. Peter hatte die Schwester der Fürstin Daschkoff, die dicke Elisabeth Woronzoff, zur

Maitresse angenommen, und wie man sich in den Hofkreisen zuflüsterte, trug er sich mit der Absicht, seine Favoritin zur Czarin zu erheben und seine rechtmäßige Gemalin zu verstoßen. Das ist die Lage; und die Daschkoff machte ihre Freundin auf das Bedrohliche derselben aufmerksam. Katharina spricht von Ergebung in den Willen des Himmels, dessen Schutz sie vertraue. „Dann", ruft die junge Fürstin aus, „ist es die Sache Ihrer Freunde zu handeln. Mein Eifer ist groß genug, sie Alle zu entflammen." Vergeblich erhebt die Großfürstin ihre Stimme; die junge, leidenschaftliche Frau beachtet diese Warnung nicht. „Alles, was ich in diesem Augenblick sagen kann, Madame", erwiedert sie, „ist, daß ich keinen Schritt thun werde, der Ihre Sicherheit gefährden könnte; welcher Art die Gefahr auch sein möge, sie treffe nur mich. Wenn blinde Ergebenheit für Ihre Sache mich auf das Schaffot führt, so sollen Sie doch nie das Opfer davon sein."

Wenige Tage nach dieser denkwürdigen Unterredung, am 25. December 1762, stirbt Elisabeth; der Czar Peter III. besteigt den Thron. Seine ersten Regierungsmaßregeln treffen zusammen mit den ersten Intriguen der Daschkoff zu seinem Sturze. Sie gewinnt Panin, den Erzieher des Großfürsten Paul Petrowitsch, durch die Vorstellung, daß man seinen Zögling anstatt des unfähigen Peter auf den Thron erheben wolle — wenn man Rulhière und Castrera glauben will, bringt sie dem Zwecke, diesen einflußreichen Mann zu erobern, ein persönliches Opfer, das auch der glühendste Patriotismus und die zärtlichste Freundschaft für Katharina nicht zu rechtfertigen vermögen. Andere Mitglieder der hohen Aristokratie, wie den Hetman Rasumoffsky und den Generalmajor Wolkonsky macht sie durch die Vorspiegelung, die neue Regierung werde die alten Rechte des Adels wieder herstellen, zu Anhängern ihrer Sache. Andere wieder lockt sie durch Gold und die Aussichten auf Belohnung — diese alten und unentbehrlichen Hülfsmittel einer Verschwörung. Ihren thätigsten Helfer findet sie an Gregor Orloff, der mit seinen Brüdern den glimmenden Brand des Aufruhrs in die Kasernen der drei Garderegimenter wirft; diesem Manne vertraut sie ihre geheimsten Pläne, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie sich mit dem geheimen Liebhaber der Kaiserin verbündet hat.

Unermüdlich ist sie thätig, ihr Eifer ist glühend, aber ihre Jugend hindert sie nicht, vorsichtig zu sein. Näher und näher zieht das Netz der Verschwörung seine verderblichen Kreise um das Opfer, das in ahnungsloser Sicherheit in seinem geliebten Oranienbaum sich mit Bier und Punsch berauscht und an den Thaten des großen Friedrich begeistert. Da droht ein unglücklicher Zufall das kunstvolle Gespinnst zu zerreißen. Der Lieutenant Paßek, ein Mitglied der Verschwörung, wird verhaftet. Das geschah am Nachmittag des 27. Juni (a. Stils). Wie ein Donnerschlag fällt diese Nachricht in die Reihen der Verschwornen; jähe Bestürzung malt sich auf allen Gesichtern. Die Männer verzagen, das Weib behält seinen Muth. Ihre Begeisterung reißt auch die Uebrigen bald mit fort; jeder Arm bewaffnet sich. Sie schickt einen Boten nach Peterhof und läßt die Kaiserin rufen. Sie erwartet sie in der Frühe des nächsten Morgens am Thor der Stadt, um sie in die Kasernen der verschiedenen Regimenter zu führen. Jubelnd umringt man die neue Czarin; und wenige Stunden darauf setzt ihr der Erzbischof von Nowgorod in der Kasan'schen Kirche die Krone der Selbstherrschaft auf das Haupt.

Am Nachmittage des 28. Juni ziehen 20,000 Mann die Straße nach

Oranienbaum, um den Enkel Peter des Großen zu stürzen. An ihrer Spitze reiten zwei Frauen in der Uniform eines Gardeofficiers, die Czarin Katharina und die Fürstin Daschkoff. Am dritten Tage kehrt die Armee siegreich zurück, der Czar ist gestürzt und gefangen, und die Residenz begrüßt ihre neue Herrscherin. Mit klingendem Spiel, unter dem Geläute der Glocken, halten die Truppen ihren Einzug; jeder Helm ist mit Eichenlaub bekränzt und so scheint sich ein grüner Wald die breite Straße des Newsky-Prospect herab nach dem Winterpalais zu bewegen. Neben der Czarin reitet wieder die junge Fürstin, beide noch immer in der Officiersuniform und ebenfalls das Haupt mit grünem Kranze geschmückt.

Im Winterpalais angekommen, beeilte sich die Kaiserin, ihrer Freundin ein Zeichen ihres Dankes zu erweisen. Sie wirft ihr das Band des Katharinenordens über die Schulter. „So stand ich da", erzählt die Fürstin, „in einer Militairuniform, das rothe Band ohne den Stern über meiner Schulter, einen Sporn an meinem Stiefel und aussehend, wie ein Knabe von fünfzehn Jahren."

Seltsames Weib! — Achtzehn Jahre erst hatte sie gezählt, als sie es unternahm, in einer der denkwürdigsten Revolutionen ihres Vaterlandes die erste Agitatorrolle zu spielen. Seit anderthalb Jahren erst war sie einem Manne vermält, den sie wenig liebte und von dem sie seit einiger Zeit getrennt lebte. In einem Alter, in welchem sonst die zarten Regungen der Jugendliebe oder die ersten Muttersorgen das weibliche Herz auszufüllen pflegen, war ihre ganze Seele von Leidenschaften geschwellt, die mit der eigentlichen Sphäre des Weibes nichts gemein hatten. Jeder Gedanke ihres früh gereiften Geistes, jede Wallung ihres leidenschaftlichen Blutes hatte ein schrankenloser Ehrgeiz beherrscht, dem nun Genugthuung geschehen war. Leidenschaftlich in Allem, war sie es auch in ihrer Liebe zu Katharina gewesen, in der sie eine der ihrigen gleichgeartete Natur erkannt hatte. Dieses Freundschaftsgefühl zu einer Frau, deren reichen Geist und männlichen Charakter sie bewunderte, die mitleidlose Verachtung, die dieser weibische Peter ihr einflößte, dazu der Ehrgeiz, in der Geschichte ihres Vaterlandes sich einen Namen zu machen und endlich ein starker Hang zur Intrigue, der den russischen Frauen überhaupt eigen ist — dies Alles hatte zusammengewirkt um ihr eine Rolle in die Hand zu geben, wie sie noch nie ein Weib in einer Staats- oder Palastrevolution gespielt hat.

Wie umsichtig und diplomatisch geschickt und zugleich wie wenig wählerisch in den Mitteln sie diese Rolle durchführte, dafür zeugt noch Folgendes: Um am Tage der Revolution (28. Juni) die Anhänger Peter's völlig in Verwirrung zu setzen, hatte man eine Intrigue erdacht, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Während die Volksmenge auf dem Admiralitätsplatze vor dem Winterpalais, in welchem die Kaiserin die Huldigungen der Behörden, der Geistlichkeit und des Militairs annahm, neugierig dem weitern Gange der Ereignisse entgegensah, bewegte sich plötzlich mitten durch ihre Reihen in feierlicher Procession ein prunkvolles Leichenbegängniß, das dann die Hauptstadt durchkreuzte, ohne daß man jemals erfuhr, wem hier die letzte Ehre erwiesen wurde. In dem Volke aber lief alsbald das Gerücht von Mund zu Mund: der Czar sei plötzlich gestorben. — So oft man später die Fürstin Daschkoff über die seltsame Leichenprocession auszuforschen suchte, erwiederte sie stets ausweichend: „Wir hatten unsere Maßregeln getroffen."

Wollen wir uns den Charakter dieser außerordentlichen Frau zerglie-

dern, so stoßen wir zunächst auf eine Originalität, die mit der gewöhnlichen Schablone der weiblichen Natur nichts gemein hat. Dies machte sich freilich nach der Seite des Schlechten wie des Guten hin bemerkbar. Wie originell war — wenn wir Rulhière glauben dürfen, denn sie selbst erzählt den Vorgang ganz anders — schon die Art und Weise, wie sie die Frau des Fürsten Daschkoff wurde. „Eines Tages, als ihr der Fürst Daschkoff, einer der schönsten Großen vom Hofe, etwas lebhaft, wie die Sprache des Landes es mit sich bringt, die galanten Schmeicheleien sagte, ruft sie den Großkanzler herbei (in dessen Hause sie erzogen wurde): „Onkel", sagte sie diesem, „Sie sehen hier den Prinzen Daschkoff, der mir die Ehre erweist, mich um meine Hand zu bitten." So war es wirklich, seine Worte streng nach dem Buchstaben genommen; und da der Fürst den ersten Beamten des Reiches nicht sagen durfte, daß die Erklärung, die er seiner Nichte gemacht, nicht so ganz buchstäblich gemeint war, nahm er sie wirklich zur Frau, schickte sie aber hundert Stunden weit von Moskau." Rulhière erwähnt bei dieser Gelegenheit als eine der vielen Eigenheiten der Fürstin, daß sie nie Schminke gebrauchte, obgleich sie damit gegen die russische Sitte verstieß, die das Schminken der Wangen als etwas unumgänglich Nothwendiges erfordert.

Die Fürstin stellt in ihren Memoiren das Verhältniß zu ihrem Gatten in einem ganz andern Lichte dar; in Wirklichkeit muß es jedoch nicht das beste gewesen sein, da Mann und Frau fast immer getrennt lebten. Und wie hätte sie auch in einer glücklichen Ehe Neigung und Muße finden können, bei einer politischen Verschwörung die Hauptrolle zu übernehmen? Freilich — ein gut Theil politischer Leidenschaft — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — lag in ihrem Blute. Das Interesse an den Welthändeln, das frühe bei ihr hervortrat, mochte von der Atmosphäre genährt werden, in der sie heranwuchs *). In dem Hause des Großkanzlers sah sie die Gesandten und Minister aller Staaten aus- und eingehen. Allein schon in ihrem fünfzehnten Jahre wollte sie sich nur mit den Gesandten der Republiken unterhalten. Laut beschwerte sie sich über den russischen Despotismus, und gab öffentlich zu verstehen, ihr Vorhaben wäre, sich in Holland niederzulassen, in einem Lande, dessen bürgerliche Freiheit und religiöse Toleranz sie nicht genug lobpreisen konnte. Noch stärker schien ihre Leidenschaft für den Ruhm. „Die Politik", sagt die Fürstin von sich selbst, „ist ein Gegenstand, welcher mich von frühester Jugend an beschäftigt hat. Alle Fremden, Künstler und Gelehrte sowohl, wie die auswärtigen Gesandten, die in meines Onkels Haus kamen, wurden von meiner unersättlichen Wißbegier geplagt. Ich fragte sie nach ihren verschiedenen Ländern, deren Regierungsformen und Gesetzen; und die Vergleiche, zu denen mich ihre Antworten oft führten, flößten mir ein glühendes Verlangen ein, auf Reisen zu gehen." Je besser

*) Der Herausgeberin ihrer Memoiren, der Miß Wilmot, erzählte die Fürstin, daß sie als Kind oft unter alten Papieren ihres Onkels habe umherstöbern dürfen. Unter diesen habe sie einst den Brief eines Schahs von Persien an Katharina I. gefunden, der ihr zur Thronbesteigung gratulirte. In diesem fand sich folgende Stelle: „Ich hoffe, meine vielgeliebte Schwester, daß Gott Dir nicht die Neigung für berauschende Getränke gegeben hat. Ich, der ich Dies schreibe, habe Augen wie Rubinen, eine Nase wie einen Karfunkel und Warzen, die wie Feuer brennen: und in Folge dieser unglücklichen Neigung muß ich meine Tage und Nächte auf dem Siechbette verbringen." Der Kaiserin Katharina bekannte Neigung zum eau de vie machte diesen Brief besonders pikant.

sie später, als sie Gelegenheit erhielt, diesem Wunsche zu willfahren, die Verfassungen fremder Länder kennen lernte, desto mehr entwickelte sich in ihr das Ideal eines constitutionell regierten Staates — wenn auch nicht in dem modernen Sinne dieser Bezeichnung *). Dieses Ideal hinderte sie nicht, die eifrigste Anhängerin und Bewundrerin Katharina's zu bleiben, die, je älter sie wurde, desto mehr dem Despotismus sich in die Arme warf.

Auf diesen Reisen im Auslande, welche die Fürstin zu öfteren Malen unternahm, trat ihre Originalität oft in einer Weise hervor, daß sie Aufsehen erregte. Einen ihrer gelungensten Streiche übte sie gleich nach ihrer Ankunft auf ausländischem Boden in Danzig aus. Hören wir die Fürstin darüber selbst: „In Danzig", erzählt sie, „wo wir uns ein paar Tage aufhalten wollten, wohnten wir in dem „Hotel de Russie", dem bedeutendsten Gasthofe im Orte. Als ich in das große Eßzimmer geführt wurde, frappirten mich zwei Bilder, deren Gegenstand Schlachten waren, welche die russischen Truppen verloren hatten, die in Gruppen von Todten und Sterbenden, oder auf ihren Knieen die Gnade der siegreichen Preußen anflehend, dargestellt waren. Ich war empört über die Rolle, die meine Landsleute hier spielten, daß ich Herrn Rebender, unsern Geschäftsträger, ernstlich ausschalt, daß er einem so abscheulichen Monument unserer Entwürdigung zu existiren erlaube. Er erwiederte sehr ernsthaft, daß es ganz außerhalb seiner Machtvollkommenheit läge, Beschwerden der Art abzuhelfen. „Aber Madame", sagte er, „Sie sind nicht die Einzige, welche durch diese Schlachtenbilder beleidigt ist; als Alexis Orloff vor einiger Zeit durch Danzig kam, wohnte er auch in diesem Hotel und war eben so empört über die Bilder als Sie." „Warum kaufte er sie nicht um jeden Preis und warf sie in's Feuer!" fragte ich, „wäre ich nur den zwanzigsten Theil so reich, ich würde es thun; da ich es aber nicht bin, so werde ich etwas Anderes thun, was vielleicht eben so gut ist."

Und was thut nun die seltsame Frau, deren Patriotismus so tief verwundet war? — Sie schickt ihren Diener in die Stadt und läßt Oelfarben und einen Pinsel einkaufen. In der Stille der Nacht beschäftigt sie sich damit die verlorenen Schlachten für das heilige Rußland wieder zu gewinnen, indem sie das Blau und Weiß der siegreichen Preußen in das Grün und Roth der russischen Soldaten umwandelt. Am Morgen ist Alles geschehen und die Fürstin reist ab mit der angenehmen Vorstellung des dummen Gesichtes, das der erstaunte Wirth bei der Entdeckung der russischen Siege machen würde.

Wir haben dies eine Beispiel mitgetheilt. Jedem, der ihre Memoiren liest, werden Züge ähnlicher Art, in denen sich die Originalität ihres Charakters ausspricht, häufig genug aufstoßen. Originell in ihrer Art, aufzutreten und zu handeln, war sie es natürlich auch in ihrem Denken, das ja die Quelle jener Aeußerungen ihrer Eigenart war. Allgemein geläufige Urtheile waren für sie keine Autorität, ja, sie liebte es, sich damit in Wider-

*) Auch aus dem Geschicke Peter's III., zu dessen Sturz sie am meisten beigetragen, zieht sie die Lehre von der Nützlichkeit constitutioneller Einrichtungen. „Es geht daraus hervor", sagt sie (Memoiren, Bd. I, S. 72), „daß der Verlust der öffentlichen Achtung für Könige nicht minder gefährlich ist, als die Ausübung der abscheulichsten Tyrannei und deshalb habe ich stets eine beschränkte Monarchie, wo der Herrscher den Gesetzen unterworfen und bis zu einem gewissen Grade der öffentlichen Meinung verantwortlich ist, für eine der weisesten menschlichen Einrichtungen gehalten."

spruch zu setzen. Das Paradoxon ist nicht selten das Steckenpferd hervorragender Geister gewesen und sie tummelte es mit einer Sicherheit, die ihre Gegner gar oft in Verwirrung setzte. Der Fürst Kaunitz sprach gegen sie nur das Urtheil der Geschichte aus, wenn er Peter d. Gr. den Schöpfer des modernen Rußland nannte; die Fürstin greift diese Ansicht als eine irrige, aus dem Vorurtheil der ausländischen Schriftsteller hervorgegangene, an und beleuchtet Peter's Verdienste in einer Art, die auf den Minister ihren Eindruck nicht verfehlte. Nur schwach erwiedert er, es bleibe trotz alledem ein entzückendes Schauspiel, einen großen Monarchen zu sehen, der mit eigenen Händen auf einer Schiffswerft arbeite. „Ew. Excellenz“ — entgegnet sie — „können das nur im Spaß sagen, denn Niemand weiß besser, als Sie, daß die Zeit eines Herrschers nicht in der Weise eines einfachen Arbeiters verbraucht werden sollte. Peter I. hatte die Mittel, nicht nur Schiffsbauer und Schreiner, sondern auch Admirale zu gewinnen, von welchem Lande er wollte, und nach meiner Ansicht vergaß er nur seine Pflichten als Herrscher, indem er seine Zeit in Saardam zubrachte, mit eigenen Händen arbeitete und die holländischen Ausdrücke und Idiome lernte, mit welchen, wie es alle seine Edicte und unsere Marinephraseologie beweisen, er später die russische Sprache verdarb.“

In noch höherm Grade wurde Diderot durch die Originalität ihres Denkens und Auffassens in Erstaunen gesetzt. Während ihres ersten Aufenthaltes in Paris verkehrte sie fast nur mit dem berühmten und von ihr hochgeschätzten Schriftsteller. Sie holte ihn gewöhnlich in ihrem Wagen zum Mittagessen ab und verstand es, durch ihre lebhafte Unterhaltung ihn oft bis Mitternacht zu fesseln. Einmal kommt das Gespräch auf das Thema der russischen Leibeigenschaft. Diderot entwickelt die Gründe, die ihn bestimmen, die Emancipation der russischen Bauern als ein Gebot der Menschlichkeit und Civilisation zu fordern. Die Fürstin bezweifelt und bestreitet die Opportunität eines solchen Fortschrittes, für den das russische Volk noch nicht reif sei. Im Gegensatz zu Diderot's Ansicht behauptet sie, Bildung müsse die Freiheit, und nicht umgekehrt die Freiheit die Bildung bringen, denn Freiheit ohne Bildung sei immer die Mutter der Anarchie gewesen. Diderot unterläßt es, ihr zu erwiedern, daß der Despotismus gerade aus diesem Grunde und zu dem Zwecke, seine Existenz zu verleugnen, immer bestrebt ist, die Bildung des Volkes zurückzudrängen; die Beweisführung seiner Gegnerin ist eine so glänzende, daß sie ihn in stummes Erstaunen versetzt. „Ueber diesen Gegenstand“, fährt sie fort, „kann ich mich nicht so erklären, wie ich möchte, obgleich es einer derjenigen ist, die am häufigsten mein Nachdenken beschäftigt haben, und in solchen Augenblicken habe ich mir einen Mann vorgestellt, der blind geboren ist und auf einem Felsen inmitten furchtbarer Abgründe sitzt; der Mangel seines Gesichtes läßt ihn die Gefahr nicht bemerken, in der er sich befindet, ohne ihm darum die Fähigkeit für Genüsse zu nehmen, in denen er allein ein Gefühl von Glück finden kann. Er ist daher vergnügt, ißt, trinkt, schläft, horcht dem Gesang der Vögel und singt selbst in der Heiterkeit seines unschuldigen und zufriedenen Herzens. Plötzlich kommt ein Augenarzt und, ohne an die Möglichkeit zu denken, ihn aus seiner Lage zu ziehen, operirt er ihm die Augen und giebt ihm das Gesicht wieder. Was ist die Folge? Ein Strom des Lichts öffnet sich seinem Verständniß nur, um ihn von seinem Unglück zu überzeugen; er singt, schläft, ißt und trinkt nicht mehr, sondern versinkt in die Betrachtung der Abgründe

und drohenden Wellen, die ihn umgeben, und denen er nicht entfliehen kann. Nach einiger Zeit ist er schon ganz trostlos und beim nächsten Blick sehe ich ihn in der Blüthe des Lebens ein Opfer der Verzweiflung werden."

„Diderot" — heißt es weiter in den Memoiren — „sprang vom Stuhle auf, so unerwartet war er von der kleinen Skizze meiner Anschauungen getroffen. Er rannte schnell im Zimmer auf und ab, und in seiner Leidenschaftlichkeit auf den Boden sinkend, rief er aus, indem er sich nicht Zeit nahm, Athem zu holen: „Was für eine Frau sind Sie! Sie haben in einem Augenblick all' die Gedanken über den Haufen geworfen, die ich zwanzig Jahre hindurch gepflegt habe."

Diderot hat uns Aufzeichnungen über die Fürstin Daschkoff hinterlassen, in der er auch das äußere Bild seiner Freundin festgehalten hat. „Die Fürstin Daschkoff", heißt es in denselben, „ist durchaus nicht schön. Sie wird im December dieses Jahres 1770 erst siebenundzwanzig Jahre alt, sie sieht aber aus, als wäre sie vierzig. Sie ist klein, hat eine hohe, offene Stirn, runde, aufgeblasene Backen, Augen, die weder klein noch groß sind und ein wenig tief in der Höhle liegen, dunkle Haare und Augenbrauen, eine etwas schlechte Nase, einen großen Mund, dicke Lippen, einen runden langen Hals von der nationalen Form, breite Brust und nicht viel Taille; sie ist gewandt, in ihren Bewegungen ohne Grazie und hat viel Liebenswürdigkeit des Wesens. Der allgemeine Ausdruck der Physiognomie ist vortheilhaft. Ihr Charakter ist ernst, sie spricht unsere Sprache geläufig; sie sagt nicht Alles, was sie weiß und denkt, aber was sie sagt, sagt sie einfach und stark mit dem Ton der Wahrheit. Ihr Herz ist zerrissen von Unglück und sie zeigt eben so wohl Entschiedenheit und Größe in ihren Ideen, als Kühnheit und Stolz in ihrer Art zu denken. Ich bin überzeugt, daß in ihr ein tiefer Geist der Redlichkeit und Würde ist."

Auf jener ersten Reise in's Ausland, auf der sie Diderot kennen lernte, suchte sie auch Voltaire in der Schweiz auf. Der große Mann, zugleich ein altgewordener Geck, begrüßte sie in theatralischer Weise, indem er, krank in seinem Lehnstuhl sitzend, seinen Arm erhob und in die Worte ausbrach: „Was höre ich? Selbst Ihre Stimme ist die eines Engels!"

Voltaire war der Abgott ihrer Jugend gewesen; jetzt, als sie ihn persönlich vor sich sah, mochte die Fürstin jener Stunden gedenken, in denen sie gemeinsam mit Katharina seine Werke las. Damals hatte noch der französische Geist ihr Denken und Fühlen nach jeder Richtung hin beherrscht; später änderte sich ihre Geschmacksrichtung, sie gewann eine Vorliebe für englischen Geist und englische Sitte und sie hielt sich daher auf ihrer zweiten, größern Reise längere Zeit in Edinburgh auf, um ihrem Sohne dort unter der Leitung des Historikers Robertson eine englische Erziehung zu Theil werden zu lassen.

An jene gemeinsamen Studien mochte auch Katharina sich erinnern, als sie gegen Ende des Jahres 1782 den Entschluß faßte, die Fürstin Daschkoff zum Präsidenten der Akademie der Künste und Wissenschaften zu machen. Auf einem Hofballe theilte sie diesen Entschluß der Fürstin mit. Diese glaubt zuerst der Gegenstand eines kaiserlichen Scherzes zu sein; auch dann, als sie bemerkt, daß die Kaiserin diesen Gedanken mit allem Ernste aufgegriffen hat, sträubt sie sich lange, ein Amt anzunehmen, dessen Pflichten sie sich nicht gewachsen fühlt. Und wie würde das Publicum diese Nachricht aufnehmen?

Ein Weib an der Spitze der Akademie, unter den greisen Häuptern der Wissenschaft eine Frau von achtunddreißig Jahren den Vorsitz führend — das war eine zu ungewöhnliche Erscheinung, als daß sie nicht den Spott und das Gelächter der bösen Zungen hätte herausfordern müssen.

Indessen gelang es doch der Beredsamkeit Katharina's, alle Bedenken der noch Zögernden zu überwinden. Die Fürstin nimmt an, und alsbald entfaltet sie eine rastlose Thätigkeit, um die unter der letzten Verwaltung materiell herabgekommene und moralisch im Ansehen gesunkene Akademie zu reformiren. Gleich der erste Schritt zeugt von ihrem Tact und ihrer Einsicht; sie erscheint zum ersten Mal in der Akademie in Begleitung des alten Euler, der von dem frühern Präsidenten so herbe Zurücksetzungen hatte erfahren müssen, daß er sich ganz von den Sitzungen der Akademie zurückgezogen hatte. Sie hatte den berühmten Mathematiker abgeholt und da sie jetzt bemerkte, daß ein unbedeutender, aber eitler Mensch, Schtelinn, der „Professor der Allegorie", den Ehrenplatz neben dem Präsidentenstuhl einnahm, wandte sie sich an Euler mit den Worten: „Setzen Sie sich, Herr Professor, wohin Sie wollen, und der Sitz, den Sie wählen, wird natürlich der erste sein" — ein Wort, das bei allen Anwesenden Beifall fand, außer bei dem Professor der Allegorie.

Zwölf Jahre lang verwaltete „Madame le président", wie sie titulirt wurde, ihr schwieriges Amt, und selbst ihre Feinde mußten ihr zugestehen, daß sie ihre Aufgabe im Großen und Ganzen mit tiefem Verständnisse erfaßte und daß es ihr eben so wenig an Energie bei der Durchführung ihrer reformatorischen Pläne fehlte. Besonders ließ sie es sich auch angelegen sein, die materielle Lage der Akademie zu heben; und in dieser Hinsicht scheint sie allerdings ein so übertriebenes Sparsamkeitssystem befolgt zu haben, daß der Spott ihrer Feinde dadurch herausgefordert wurde. Diesem Spott gesellte sich bald auch eine arge Verdächtigung. Sie ließ die Säle der Akademie nur spärlich oder bei milder Witterung gar nicht heizen und man behauptete, daß sie das dafür ausgesetzte Geld unterschlage. „Sonderbares Schauspiel", ruft Masson aus, „diese Frau, in warmen Pelz gehüllt, in der Mitte weißbärtiger Popen und Professoren zu sehen, die vor Kälte zitternd ihren Worten lauschen und sich devot erzeigen, denn sie pflegte ihre Akademiker mit einer Herrscherwürde und selbst mit einer Brutalität zu behandeln, die eines Peters I. würdig gewesen wäre."

Ihr Sparsystem ist der Gegenstand der sonderbarsten Anecdoten, die uns mitgetheilt werden, ohne daß wir freilich abmessen können, in welchem Grade ihnen Wahrheit zu Grunde liegt. Eines Tages überschickt sie dem Grafen Gregor Rasumoffsky das Diplom eines Akademikers. Bald darauf folgt ihm ein Ballen von Büchern — meist auf Kosten der Akademie veranstaltete Uebersetzungen ausländischer Classiker — mit einer Rechnung von 600 Rubel. Der Graf schickt den Ballen zurück mit der Bemerkung, die Originale dieser Bücher befänden sich in seiner Bibliothek und er bedürfe der Uebersetzungen nicht. Die Fürstin läßt ihm sagen: dazu sei er doch zum Akademiker ernannt worden, daß er die Bücher der Akademie kaufe. Der Graf, der diese Ehre nicht zu würdigen weiß, hat hierauf nichts Eiligeres zu thun, als das Diplom zurückzuschicken. Eines Abends verliert „Madame le président" 30 Rubel im Whist. Sie hat kein Geld bei sich und sie trägt daher ihrem Partner erst am folgenden Tage ihre Schuld ab — mit dreißig Almanachs der Akademie à 1 Rubel das Stück.

Die letztere Anecdote würde allerdings den Beweis liefern, daß die Fürstin mit dem Interesse der Akademie ihr eigenes Interesse in nicht zu rechtfertigender Weise zu verbinden wußte. Aber wer verbürgt uns die Wahrheit derselben? Die außerordentliche Frau, bei der so manche Eigenheiten scharf hervortreten und die von ihren Feinden „Katharina die Kleine" genannt wurde, scheint sehr häufig der Gegenstand des Hofklatsches gewesen zu sein und eine Menge Witzworte liefen über sie in diesem Kreise umher. Vor ihrem überlegenen Geiste beugte sich Jeder, der in ihre Nähe kam; desto geschäftiger war im Stillen die Verleumdung und der Spott. Masson, der, wie bemerkt, ein sehr scharfsichtiger, aber auch ein keineswegs wohlwollender Beurtheiler der russischen Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts war, hat diese Anecdoten gewissenhaft aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert. Wir theilen noch eine derselben mit, die uns den Beleg dafür giebt, daß man in einzelnen Kreisen der Fürstin Daschkoff einen hervorragenden Antheil nicht nur an der Revolution von 1762, sondern auch an der Ermordung Peter's III. zuschrieb. Der Fürst Alexander Naryschkin besaß auf dem Wege nach Peterhof ein Landhaus, das dicht an das der Fürstin Daschkoff grenzte. Seine Schweine hatten die Grenzlinie eines Tages überschritten und den Kohl im Gemüsegarten der Fürstin aufgefressen. In einem Anfalle von Wuth ließ diese die schuldigen Frevler tödten. Als der Fürst bald darauf Madame Daschkoff am Hofe sah, äußerte er zu einigen in seiner Nähe Stehenden mit dem ernsthaftesten Pathos: „Seht diese Frau! Ihre Hände triefen noch vom Blute — — meiner Schweine!"

Welchen Maßstab wir an die Wahrhaftigkeit dieser Anecdoten legen müssen, sehen wir am besten aus den Mittheilungen, die Castréra, der bekannte Biograph Katharina's II., über die Fürstin Daschkoff macht. Die erste Ausgabe seines Werkes war in der Form fingirter Briefe abgefaßt, die ein englischer Maler aus Petersburg in seine Heimat schreibt. Ein glücklicher Zufall führt den jungen Mann in die Kreise des Hofes, er erhält von der Fürstin Daschkoff den Auftrag, ihr Portrait zu malen. In dem Briefe, in welchem er diese Nachricht den Seinigen mittheilt, giebt er zugleich eine Schilderung ihrer Persönlichkeit, der man die Fiction deutlich anmerkt. Der Brief ist vom 30. October 1796 datirt; die Fürstin wird in demselben noch Präsidentin der Akademie genannt. Aber schon zwei Jahre lang übte sie dies Amt nicht mehr aus und eben so lange schon lebte sie in tiefer Zurückgezogenheit in Moskau oder auf ihrem Landgute Troitskoe. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser dieser Briefe die Dame, von der er eine so genaue Schilderung giebt, nie zu Gesicht bekommen hat.

Wir dürfen den Vorfall nicht unerwähnt lassen, der die Fürstin bewogen hatte, ihr Amt niederzulegen. Im Jahre 1794 hatte die Fürstin Daschkoff auf Kosten der Akademie eine nachgelassene Tragödie des Dichters Kniägenin drucken lassen. Zu jeder andern Zeit würde man dies ziemlich mittelmäßige Product nicht weiter beachtet haben. Aber, erschreckt durch den Ausbruch und den Fortschritt der französischen Revolution, war Katharina besonders seit dem Tode Potemkin's sehr furchtsam und argwöhnisch geworden und ängstlich überwachte sie jede Regung eines liberalen Gedankens. Indem man sie überredete, diese Tragödie sei voll revolutionärer Ideen, fand man nur zu leicht Glauben. Sie traf augenblicklich ihre Maßregeln. Die Tragödie wurde auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, die ganze Auflage unterdrückt und nach den wenigen schon verkauften Exemplaren

eifrig gefahndet. Da das Werk auf ausdrücklichen Befehl der Fürstin Daschkoff gedruckt war, so erhielt sie die Weisung, sich vor der Czarin zu verantworten.

„Wie kommen Sie dazu", fuhr diese ihre alte Freundin an „ein so aufrührerisches Werk drucken zu lassen? Wenn es wirklich ein Verbrechen ist, Herrscher zu sein, waren Sie es nicht, die mich dieses Verbrechen begehen ließen?"

Die Fürstin, bestürzt und verwirrt, sucht sich zu rechtfertigen. Sie behauptet das Buch nicht gelesen und sich auf den Censor verlassen zu haben. Die Kaiserin entgegnet ihr, daß man sich in so kritischen Zeiten nicht auf Andere verlassen dürfe und daß Jeder selbst seine Schuldigkeit thun müsse. Madame Daschkoff, beleidigt, gekränkt, bat um ihre Entlassung und bald darauf zog sie sich nach Moskau zurück. Der Censor wurde schwer bestraft und nur den Autor schützte der glückliche Umstand, daß er nicht mehr am Leben war, vor dem Zorne der Freundin Voltaire's und Diderot's.

Ein Verdienst hatte sich die Fürstin Daschkoff während der Verwaltung ihres Amtes erworben, das ihr Vaterland ihr nicht vergessen darf: die Gründung einer nationalen russischen Akademie war aus ihrer Initiative hervorgegangen. Auf einem Spaziergange mit der Kaiserin in den Gärten von Zarskoe-Selo hatte sie diesen Gedanken angeregt und Katharina hatte sie alsbald mit dem Entwurfe eines Planes betraut. Sie wurde dann zum Director auch dieser Akademie ernannt, und ihre erste That in diesem Amte war die Herausgabe eines Wörterbuches der russischen Sprache, das, so unvollkommen es auch noch war, doch einen mächtigen Schritt auf der Bahn der Entwickelung der nationalen Sprache und Literatur bezeichnete.

Gleichzeitig mit der Verwaltung ihres doppelten Amtes scheint die Fürstin Daschkoff auch die Functionen eines Zeitungscensors ausgeübt zu haben. Wenigstens deutet darauf eine Mittheilung, der wir freilich keine allzugroße Autorität beimessen dürfen, da sie ebenfalls den Aufzeichnungen des gegen die Fürstin sehr eingenommenen Castréra (in der ersten Ausgabe seines Werkes) entnommen ist. „Madame Daschkoff", heißt es dort, „ist es, welche die Redaction der St. Petersburger Zeitung überwacht, ein sehr difficiles Amt, bei dessen Ausübung sie fast täglich den Willen der Kaiserin consultirt. Die Selbstherrscherin aller Reußen will nicht nur, daß ihre Unterthanen nicht anders denken, als nach ihrer Methode, sie will auch, daß sie nichts erfahren, als nur durch sie. Und so kommt es, daß die bemerkenswerthesten Ereignisse unserer Zeit, über welche der größte Theil der europäischen Journale Mittheilungen bringt, in Rußland todt geschwiegen oder entstellt werden. Keine ausländische Zeitung ist hier verbreitet; weder der Mercurius von Altona, noch die Frankfurter Zeitung können hier eindringen, und ein Russe, der es wagen würde, sie sich kommen zu lassen, müßte riskiren, daß er in den kalten Wüsten von Tobolsk das Lesen verlerne."

Wohin waren die Zeiten, in denen Katharina die Große und „Katharina die Kleine" bei den Studien der Werke Diderot's und Voltaire's für die Freiheit der Ideen schwärmten? Mit jener freisinnigen Thronfolgerin hatte die despotische Herrscherin, die den genialen Radischeff für seine „Reise nach Moskau" eine Reise nach Sibirien antreten ließ, von der er nicht zurückkehren sollte, nichts mehr gemein; und wenn wir uns das Bild der alten Fürstin Daschkoff entwerfen, wie sollen wir aus demselben die Züge jenes

muthigen und leidenschaftlichen Weibes herausfinden, die in ihrem vierzehnten Jahre Bayle, Montesquieu und Helvetius studirte, in ihres Onkels Hause nur mit den Gesandten der Republik sich unterhalten wollte und die, aus der Sphäre des Weibes heraustretend, sich an die Spitze einer Revolution stellte, um einen Tyrannen zu stürzen und ein aufgeklärtes Regime auf den Thron zu setzen?

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Schilderung, die ihre Freundin und Gesellschafterin, Miß Katharina Wilmot, in einem Briefe in die Heimat von der alten Fürstin Daschkoff giebt, die ihre letzten Jahre in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem Landgute Troitskoe bei Moskau zubrachte: „Ich wünschte", heißt es dort, „Ihr könntet die Fürstin sehen inmitten dieser großen Besitzung und überhäuft mit Reichthum und Ehre, wenn sie ausgeht, um einen Spaziergang zu machen oder vielmehr, um ihre Unterthanen zu beaufsichtigen. Ihre Kleidung besteht aus einem alten braunen, weiten Ueberrock und einem seidenen Halstuch, welches schon zu einem Lumpen abgetragen ist; sie trägt es auch bereits seit achtzehn Jahren und wird fortfahren es zu tragen, so lange sie lebt, weil es ihrer theuren Freundin Mrs. Hamilton gehörte. In ihrer Erscheinung, ihrer Art zu sprechen, in der Weise, wie sie alle möglichen Dingen thut, ist eine Originalität, die sie von allen anderen Geschöpfen, welche ich je gesehen habe, unterscheidet. Sie hilft den Maurerleuten die Mauern zu bauen, sie legt selbst mit Hand an, um die Wege zu verbessern, sie füttert die Kühe, sie componirt, sie schreibt für die Presse, sie fängt in der Kirche an laut zu sprechen und den Priester zu corrigiren, wenn er nicht devot ist; eben so spricht sie auf ihrem kleinen Theater laut mit ein und bringt die Schauspieler in Ordnung, wenn sie es falsch machen; sie ist ein Doctor, ein Apotheker, ein Wundarzt, ein Pächter, ein Schreiner, eine Magistratsperson, ein Rechtsanwalt, kurz, sie übt täglich alle Arten von Beschäftigungen aus; sie ist in Briefwechsel mit ihrem Bruder, welcher die erste Stelle im Staate bekleidet, mit Autoren, mit Philosophen, mit Juden, mit Dichtern, mit ihrem Sohn, mit allen ihren Verwandten und doch scheint es, als ob sie immer noch zu viel Zeit hätte. Sie erscheint mir fortwährend wie eine Fee und ich sage das nicht im Scherz, denn der Eindruck verläßt mich nie. Dazu ist ein sonderbarer Widerspruch in der Sprache, sie spricht wie ein Kind mit ihrem gebrochenen Englisch und ihren wunderbar unerklärbaren Ausdrücken, selbst unbewußt, wie es scheint, Russisch, Englisch und Französisch in jedem Satze untereinander mischend. Sie ist geboren, ein Priester, ein Staatsmann oder ein Minister zu sein."

Wir erkennen in diesem glänzenden Bilde noch immer die außerordentliche Frau, deren großangelegte Natur, von einem unruhigen Thätigkeitstrieb beherrscht, oft in wunderlichen Aeußerungen und Handlungen zu Tage trat. Wir dürfen zugleich nicht vergessen, daß dies glänzende Bild von Freundeshand entworfen ist, und vollständig ist es auf keinen Fall. Die Schreiberin jenes Briefes selbst fühlt dies heraus. „Ich habe oft daran gedacht, wie schwierig es sein müßte, den Charakter der Fürstin Daschkoff zu zeichnen. Ja, ich glaube, es ist unmöglich; denn die Eigenheiten dieses Charakters und seine verschiedenen Seiten sind so mannigfaltig, daß die Zeichnung wie eine Anhäufung menschlicher Widersprüche erscheinen würde. Ihr würdet sie immer für ein Stück Vollkommenheit ansehen, sobald Ihr sie, wie ich sie kennen lernte, sähet, gerade wir Ihr Europa für ein Paradies halten würdet, wenn Ihr nur in Italien lebtet, und das Uebrige darnach beurtheilt. Aber

sie hat so viele verschiedene Climaxe in ihrem Wesen, so viele abgesonderte Inselreiche, so viele Oceane mit gefahrvoller Unsicherheit, so viele Vulcane mit zerstörendem Feuer und so viele wilden Wüsten, unerreichbar der Civilisation, als es überhaupt auf dem Erdballe giebt. Ich glaube, sie wäre am besten in ihrem Element als Haupt des Staates, als Generalissimus einer Armee, als Generalpächter des Reiches. Sie war geboren für Geschäfte im großen Stil, welches durchaus nicht unvereinbar ist mit dem Leben einer Frau, die mit achtzehn Jahren an der Spitze einer Revolution stand und zwölf Jahre lang Präsident einer Akademie der Wissenschaften war."

Sehen wir von dem geschmacklosen Bilde ab, so treffen diese Worte das Richtige. Ein Charakter wie der der Fürstin Daschkoff ist überhaupt nicht leicht einheitlich aufzufassen und zu definiren. Die Widersprüche traten nicht nur zwischen den verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung hervor, sie waren in ihrer vielseitigen Natur begründet, die sich mit ewig wechselndem Reichthum jeder Zergliederung entzieht. Sie behielt immer eine Vorliebe für constitutionelle Einrichtungen und blieb doch bis zu ihrem Ende eine schwärmerische Bewundrerin Katharina's II., die in der letzten Zeit mit dem raffinirtesten Despotismus regiert hatte. In ihrer Jugend hatte sie mit den Encyklopädisten über den Urgrund alles Seins philosophirt, ihre religiöse Richtung scheint auch später im Grunde eine aufgeklärte gewesen zu sein, aber sie beobachtet dabei gewissenhaft alle Gebräuche der herrschenden Kirche und sie küßte ihre Heiligenbilder so inbrünstig, wie der frommste Bartrusse. Sie, die früher nur dem Adel der Bildung Geltung zugeschrieben hatte, war später so entrüstet über eine nicht standesgemäße Heirath ihres Sohnes, daß er Jahre lang nicht vor ihr Angesicht treten durfte. In einzelnen ihrer Handlungen, die ihre Freundin erzählt, tritt ein schöner Edelmuth hervor — im Ganzen aber beherrschte all' ihr Thun und Treiben während ihrer letzten Lebensjahre ein schmutziger Geiz. War dieser so unerklärlich bei einer Frau, bei welcher als Grundzug ihres Wesens immer die Leidenschaft hervortrat? Nachdem einmal Geld und Besitzthum in ihren Augen Geltung und Werth gefunden, konnte die Sparsamkeit unter der Entwickelung ihrer leidenschaftlichen Natur nur zu leicht zu niedrigem Geize führen. Ein häßlicher, dunkler Fleck auf einem sonst so leuchtenden Grunde. Auf Veranlassung der Miß Wilmot schrieb die Fürstin im Jahre 1804 ihre Memoiren. Die Schlußworte derselben theilen wir hier noch mit. „In Betreff dessen", sagt sie, „was ich geschrieben, kann ich versichern, daß ich mich streng an die einfache Wahrheit gehalten habe. Indem ich Sachen ausließ, die Anderen nachtheilig sein konnten, habe ich mir selbst oft nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber der Leser wird wenigstens dadurch nichts verlieren. Sollte ich noch einige Jahre länger leben, so ist es meine Absicht, einige Anecdoten von Katharina II., mit Recht „die Große" genannt, und ihre wohlthätigen Handlungen zu erzählen und eine Parallele zwischen ihr und Peter I. zu ziehen, den einige Schriftsteller gewagt haben mit dieser großen Kaiserin zu vergleichen, einer Kaiserin, deren Regierung Rußland zu einer hervorragenden Macht emporgehoben hat, welche alle übrigen Staaten von Europa achten und fürchten.

„Zum Schluß muß ich noch sagen, daß ich alles Gute, was in meiner Macht lag, gethan habe, daß ich Niemandem Böses zufügte, daß die einzige Rache für alle Ungerechtigkeiten, Intriguen und Verleumdungen, deren Ziel ich von Zeit zu Zeit gewesen bin, Vergessenheit oder Verachtung war; daß

ich meine Pflichten nach bestem Willen erfüllt habe, daß ich mit ehrlichem Herzen und reinen Absichten viele bittere Leiden ertrug, deren Last ich bei meiner zu tiefen Empfindlichkeit unterlegen sein würde, hätte mich nicht der Trost eines guten Gewissens aufrecht erhalten, und endlich, daß ich meiner Auflösung ohne Furcht und ohne Unruhe entgegen sehe."

Diese Schlußworte ihres Memoirenwerkes sind vom 27. October 1805 datirt. Fünf Jahre später starb die Fürstin und mit ihr schied eine der interessantesten Figuren des an außerordentlichen Charakteren so reichen achtzehnten Jahrhunderts.

Herbst.

Neue Gedichte von **Ada Christen.**

I.

Sommerfäden schweben leise
Durch die Luft in weiten Reigen,
Aus dem Thale schon allmälig
Dünne Abendnebel steigen.

Gelbe Blätter, braune Blätter
Taumeln sachte von den Zweigen.
Herber Duft weht durch die Blumen,
Die sich wie zum Schlummer neigen.

Längs dem Walde ziehen müde
Vögel, die im Herbst sich zeigen.
Graues Dämmerlicht umhüllet
Berg und Thal mit tiefem Schweigen.

II.

Laß nur die Stürme erst verbrausen,
Verströmen erst die Regenfluth,
Das kalte Naß, das frost'ge Sausen
Zerstört des Sommers letzte Gluth.

Laß Dich an Frühlingsluft nicht mahnen
Durch dieses laute Herbstesweh,
Der Winter deckt Erinnern — Ahnen —
Gar bald mit seinem ersten Schnee.

III

Daß längst die Maienzeit vergangen,
Ich sagt' es nimmer Dir zum Schmerz,
Mir klagen es die welken Wangen
Der Blumen und mein eig'nes Herz.

Wenn aber Du mit kaltem Munde,
Mir jede welke Blume weist,
Ist mir als zög' zu solcher Stunde
Auch aus der Welt der Liebe Geist.

IV.

„Was liegt in Deinen tiefen Augen",
So sprachst im Frühling schmeichelnd Du,
Und als ich schwieg, da drücktest kosend
Du meine beiden Augen zu.

Im hohen Sommer frugst Du lachend:
„Was zuckt' in Deinen Lippen, sag',
Als eben jetzt mit heißem Hauche
Dein Mund auf meinen Händen lag?"

Der Herbst ist da, nun fragst Du leise,
Das Antlitz halb von mir gewandt —
„Sag an, was zittert, wenn ich scheide,
Jetzt immer Deine bleiche Hand?"

Der Winter naht — Du wirst bald fühlen,
Wie kalt es um Dein Herz sich legt,
Du wirst alsdann mich nimmer fragen,
Was ahnend mich einst hat bewegt.

V.

Verbrenne rasch die welken Blüthen,
Den fahlen Blumen-Blättertand,
Die Tage, wo sie rosig glühten,
Verrannen ja so schnell im Sand.

Wie kann Dein thöricht Herz sich klammern
An Reste holder Frühlingszeit,
Wie kannst Du noch zuweilen jammern
Um einen Traum von Seligkeit?

Verbrenne rasch die todten Wunder,
Wenn Trauer auch Dein Herz durchbebt.
Du weißt wie viel an diesem Plunder
Von Deinem Blut und Thränen klebt.

VI.

Und kannst Du Alles auch vergessen,
Du wirst es doch vergessen nicht,
Wie wir den Berg hinan einst schritten
In Blüthenduft und Sonnenlicht.

Du kannst es nimmermehr vergessen,
Was damals Deine Lippe sprach,
Als meine Hand aus wilden Hecken
Dir eine weiße Rose brach.

Du kannst die Stunde nie vergessen,
Und jeder wilde Rosenstrauch,
Er wird Dich an Dein Wort gemahnen,
Wenn Du mich längst vergessen auch.

Macht der Verhältnisse.

Eine Erzählung.

Fanny Girand, die erste und sehr beliebte Schauspielerin des Hoftheaters zu W . . ., saß in einem Lehnsessel, von Decken eingehüllt, in ihrem schönen, großen Salon, dessen Fenster weit geöffnet waren, um die warme Frühlingsluft einzulassen.

Sie schien zu schlummern; der schöne Kopf lag seitwärts angelehnt, die Hände übereinandergelegt ruhten in ihrem Schooße. So hätte sie ein schönes Bild des Schlafes darstellen können, wenn die tiefe Blässe der Wangen, die blauen Ringe um die Augen nicht eher an den Tod gemahnt hätten.

Eben hatte es vom Stephansthurm sieben Uhr geschlagen, als zugleich die Glocke ertönte, und Julie, den Medicinalrath meldend, eintrat.

Fanny richtete sich ermüdet auf und ein leiser Schauer flog durch ihre Glieder.

„Die Fenster zu, meine Liebe, es ist Abendluft", sagte, indem er eintrat, Medicinalrath von Linker. Dann zu Fanny gehend und sie begrüßend, bat er um Entschuldigung, daß er den Befehl, dem Gruße vorangeschickt, sich auf seine ärztliche Autorität, berufend.

Julie, welche die Fenster geschlossen, dem Medicinalrath einen Sessel in Fanny's Nähe gerückt hatte, verließ das Zimmer.

„Sie kommen noch einmal, Herr Medicinalrath, bin ich denn so krank?" fragte Fanny, die großen grauen Augen scharf auf Linker richtend.

„Ei, warum nicht schon am Sterben", lächelte Linker, sich die Hände reibend und Fanny den Puls fühlend. „Bravo, Bravo, das geht ja vortrefflich! Da kann ich mich ohne Gewissensbisse heut Abend bei Ihnen zum Thee anmelden, Ihr Puls erlaubt mir das."

„Wirklich?" rief Fanny erfreut. Sie klingelte und Julie trat ein. „Der Herr Medicinalrath werden den Thee hier nehmen, wann wünschen Sie, verehrter Freund?"

„In einer Stunde, wenn's beliebt mein Kind", winkte Linker Julien zu, und als diese gehen wollte, rief er ihr noch nach: „Und vergessen Sie nach dem Thee eine Flasche Schaumwein nicht." Sich wieder zu Fanny wendend, fuhr er fort: „Das ist Ihr Schlaftrunk, meine theure Fanny. Da wollen wir auf Ihre Gesundheit und auf fernere Freundschaft die Gläser leeren, ist's Ihnen recht?"

„Wie sollte es wol nicht, mein werther Freund?" rief Fanny belebt, die Decken von sich werfend. „Also den ganzen Abend wollen Sie mir schenken?"

Linker drohte lächelnd mit dem Finger. „Schenken? Nun wir wollen nicht weitläufig untersuchen, wer der Geber und wer der Empfänger — genug, ich habe den Tag tüchtig gearbeitet — um mir diese Abendstunden zu gewinnen, und will sie nun genießen."

„O, Sie Edelster!"

„Bst, bst! Ich bitte Sie, Theuerste, glauben Sie doch nur nicht immer an uneigennützigen Edelmuth der Menschen. Vergessen Sie nie, daß in jedem, auch dem besten Menschen, etwas von der Bestie übrig bleibt, und wenn Einer Ihnen sagt: Ich liebe Sie mehr als mich selbst, so ist das eine Lüge, denn zuerst liebt er sich zumeist, denn er will Sie und Ihre Vollkommenheiten besitzen."

Fanny wollte antworten, Linker ließ sie jedoch dazu nicht kommen, indem er schnell fortfuhr: „Und wenn ich Ihnen sage, Fanny, ich liebe Sie, werden Sie mein Weib, so thue ich es, weil ich erfahren, daß Sie zu meinem Glück, meiner Ruhe mir nothwendig sind. Das ist nun freilich keine poetische Liebeserklärung, aber es ist eine wahre und Sie dürfen ihr eine längere Dauer zutrauen, als einer, die Ihnen wol schon oft auf den Knieen dargebracht ward."

Fanny war bei den Worten Linker's, deren Sinn sie anfangs nicht zu fassen schien, mehr und mehr staunend, langsam aufgestanden, sich mit der Hand auf den ihr zur Seite stehenden Tisch stützend, sah sie ihn groß an.

„Das ist Ihr Ernst?"

„Ich achte jede Dame und mich selbst zu sehr, um mit ähnlichen Worten Scherz zu treiben", entgegnete Linker. „Ich bin Arzt, mein Denken gehört der Menschheit, nicht meiner Person. Nun finde ich aber meinen Geist meiner vornehmsten Pflicht abgewendet, er kehrt zu oft zu Ihnen zurück. Es ist mir vor Kurzem begegnet, daß ich einen schwer Kranken beinahe vergaß, um den letzten Act der Phädra von Ihnen zu sehen. Schon hatte mein Fuß die Schwelle des Schauspielhauses betreten, da tauchte das gramerfüllte Gesicht der Gattin des Kranken vor mir auf. Den geliebten Mann, den Vater ihrer Kinder, den Ernährer der Familie, sah sie vom Arzt verlassen, dem Tode nahe. Das geht so nicht weiter, sagte ich mir, das ist schlimmer als Trunkenheit! Fanny — wäre der Mann gestorben — ich wäre sein Mörder gewesen. — Jetzt aber setzen Sie sich, Sie dürfen nicht so lange stehen."

Er ließ sie in den Sessel nieder sitzen, legte ihr die Decke wieder um und fragte freundlich mild: „Fanny, wollen Sie mich mir selbst wiedergeben?"

Sie hatte die Hände um ihre Knie geschlungen und starrte vor sich nieder.

„Ich möchte wissen", sagte sie monoton, „welche Reize es denn eigentlich sind, die Euch Männer immer uns Frauen der Bühne gefangen geben? Wie oft schon sah ich schöne geistreiche Frauen, verlassen um eine viel weniger hübsche und kluge darstellende Künstlerin. Können Sie mir dies Räthsel lösen?"

„Ich glaube, denn ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, es ist die Beweglichkeit des Geistes, der Phantasie, die sie uns so vielgestaltig und stets in neuer Form vorführt, welche uns besticht und blendet. Dann aber dürfen Sie nicht vergessen, daß eine Künstlerin sich nicht mit uns von häuslichen Sorgen oder Ausgaben unterhält, auch erscheint sie uns nicht im Hauskleide, weder geistig noch körperlich. Es ist immer Champagner, nie einfacher Tischwein, den sie uns vorsetzen."

Fanny hatte sich wieder aufgerichtet und blickte ihn mitleidig lächelnd an.

„Und glauben Sie", sagte sie, „hätten Sie eine Künstlerin als Gattin heimgeführt, der Champagnerrausch würde nie verduften?" — — — Sie hatte sinnend einen Ring an ihrer Hand betrachtet — „Die Ehe ist überhaupt ein arger Feind der Liebe. Es gehören zwei starke Herzen, zwei starke Geister zur glücklichen Umschiffung des klippenreichen Eilands Ehe genannt. Und doch, wie begehren wir dies Band, das, von Kirche und Gesetz geheiligt, uns einzig unsere Stellung im Leben giebt?"

Sie lehnte wie ermüdet den Kopf zur Seite; Linker nahm eine ihrer Hände und fragte leise: „Und wollten, könnten Sie mir das Glück versagen, mir diese gesetzlichen Rechte anzuvertrauen?"

„Ich bin Katholikin, mir ist die Ehe ein Sacrament", erwiederte Fanny.

„Ich würde keinen Augenblick anstehen, jede Ihnen wünschenswerthe Form zu beobachten."

„Jede Form! Sehen Sie, da liegt schon ein großer Stein auf unserm Wege, was Ihnen Form, ist mir Glaube. Doch, das ist es nicht allein was uns, was mich von jedem Manne trennt. Ihr Antrag ist für mich zu ehrenvoll, ich darf ihn nicht annehmen, ohne meine Selbstachtung zu verlieren, ich kann ihn nicht annehmen, weil ich kein Herz mehr zu vergeben habe."

„Fanny!" rief schmerzlich erregt Linker. „Wenn ein junger Mann, leidenschaftlich erregt, schon unsere Theilnahme fordert, um wie viel mehr der gereifte Mann, der, sich selbst kennend, den Rettungsanker verloren zu haben glaubt." Dies fühlte auch Fanny, sie beugte sich ihm zu, und fragte mit sanfter Stimme:

„Mein theurer Freund, wollen Sie die Geschichte meines Glücks und Unglücks hören? Sie sind der Erste und Letzte, dem ich Sie erzählen werde."

Linker, welcher dem Fenster zugewandt in die Nacht hinaussah, kehrte langsam zu Fanny zurück. „Sie dürfen sich nicht aufregen. — Wozu auch Gründe angeben — wo das einfache Wort genügt? Ich kenne Sie, Sie sind wahr und spielen nie außer der Bühne Komödie."

„Wozu? — Um einmal — ein einziges Mal einem Lebenden aussprechen zu können, was eine Menschenbrust an Glück und Leid zu tragen vermag. Aufregung? — Was ist Aufregung — gegen den ewig zurückgedrängten Schmerz? Darf eine Schauspielerin sagen: Laßt mich

weinen, mir ist die Hoffnung gestorben? Ach, mein Freund, wenn der Beifall des Publicums uns umrauscht, wenn wir zu Berühmtheiten erhoben werden, dann haben wir gewöhnlich einen langen Weg der Qual und Pein durchmessen — wenn wir, jedes andern Ausganges beraubt — die heiligsten Gefühle unseres Herzens vor Euch bloslegen — Ihr — entzückt ob der Wahrheit, die Euch schauern macht — und auf den Kothurn stellt — dann ist er zumeist das Grabmal — das eine zermarterte Seele deckt."

Sie hatte seine Hand ergriffen, die bleichen Wangen waren leicht geröthet, und die jetzt glänzenden Augen blickten flehend zu ihm auf.

Linker legte, wie beschwichtigend, seine Hand auf ihr Haupt, setzte sich ihr zur Seite nieder und sagte ruhig: „Ich höre."

Es war beinahe ein glückseliges Lächeln, womit sie ihm dankte, sich dann in ihren Sessel zurücklehnte und wie folgt begann:

„Ich bin das Kind armer Eltern. Mein Vater kam in den neunziger Jahren, als die Fluthen der Revolution hoch gingen, als Diener einer adeligen Familie hierher. Von der Familie entlassen, aller Mittel zum Leben beraubt, verwandte er die letzten bescheidenen Ersparnisse, um einen kleinen Kuchenbäckerladen zu eröffnen.

„Ich sehe ihn noch, den kleinen saubern Eckladen, der zwei düstere Gassen trennte, sehe noch den weiß behangenen Tisch, darauf der Kinder Seligkeit, die kleinen Sahnentörtchen und gar manche andere leckerhafte Sachen prangten, sehe noch immer den stillen ruhigen Mann dahinter stehen, in seiner hellgrauen Jacke mit der weißen Schürze, mit den feinen blassen Zügen, der nie ungeduldig ward, wenn ein Kind mit seinem Groschen lange wählte und prüfte, welches Kuchenstück wol das größere sei und wo es wol den vollen Werth seines Groschens herausschlug. Monsieur Girand hatte ja Zeit, Monsieur konnte warten.

„Mein Vater hatte ein gutes sanftes Mädchen geheirathet und ich war das einzige Kind dieser Ehe. Es war damals eine genügsame Zeit, mit der heutigen nicht zu vergleichen. Die wirklich durch Arbeit verdienten Thaler wurden sorgsam bei Seite gelegt und zu einer großen nothwendigen Ausgabe aufgespart. So auch bei uns, es war keine Armuth, aber der Verdienst reichte knapp aus die kleine Familie zu ernähren. Ich trieb mich in den Freistunden viel im Laden umher, theils um Menschen zu sehen, theils um aufzupassen, ob von den beliebten Törtchen einige übrig blieben. Zwei davon bekam ich dann Abends, um sie am andern Morg n mit meiner kleinen Freundin, der Schuhmacherstochter hinten im Hofe, zu theilen. Ach! warum können wir nicht Alle als Kinder sterben, wir gingen dann aus einer Seligkeit in die andere!

„Ich hatte eben mein sechstes Jahr zurückgelegt, als mein guter Vater starb. Still, wie er gelebt, ging er in den Tod, ohne Frau und Kind durch Aufwand von Schmerz zu ängstigen. Freilich, der Angst der Mittellosigkeit konnte er uns nicht entheben, ohne ihn, den Ernährer, standen wir schutzlos da.

„Der Laden wurde geschlossen und eine kleine Stube, deren geringe Miethe wir noch nicht wußten, wie zu erschwingen, nahm uns und unsere wenigen Habseligkeiten auf. Diese Stube war in demselben Hause, der Wohnung des Schuhmachers gegenüber, gelegen.

„Der Tod wirft die Verhältnisse arg durcheinander, denn zu den Bevorzugten, wo dies nicht der Fall ist, gehörten wir nicht. Ich hatte mich bisher, wiewol ich ein Jahr jünger als meine kleine Freundin, Clara Börner, war, doch als deren großmüthige Beschützerin gefühlt, denn nicht nur, daß ich ihren Appetit nach Kuchen stillte, ich verschaffte ihr auch das Vergnügen aus unserm Laden nach der Straße hinaussehen zu können. Ein nicht zu unterschätzendes Glück für begehrliche Kinderaugen.

„Die Kinder reicher vornehmer Leute, lernen zwar auch mit zunehmenden Jahren den Werth der Protection kennen, aber bei uns im Volke reift der practische Verstand früher. Ich mußte nur zu früh erfahren, daß ich fortan weder eine Aussicht, noch Kuchen zu bieten vermochte, denn Clara that, als sei ich nicht mehr auf der Welt. Allerdings vermochte ich nicht sogleich den Grund herauszufühlen, aber hier und da fiel ein Wort und meine Mutter verbot mir Clärchen aufzusuchen. Der Arme, sagte sie, müsse bescheiden warten, bis man nach ihm verlange. Das wollte anfangs meinem kleinen Gehirn nicht richtig erscheinen, aber Thatsachen ließ sich nicht widersprechen. Das war der erste bittere Schmerz meines Kinderherzens. Ich sollte mich wol darin üben für den viel größern, der mir bestimmt war."

Sie hatte während des Erzählens ihr Taschentuch in saubere Falten gelegt, jetzt riß sie es auseinander, strich es durch die Finger und hielt es an beiden Enden fest.

„Wozu, theure Fanny, diese Erregung, ich darf es als Arzt nicht zugeben." sagte Linker.

„Erregung? Erleichterung sagen Sie! Gönnen Sie sie mir. Meine Seele ringt seit mehr als zehn Jahren darnach. Allein, immer allein sein ist fürchterlich! In den höchsten Entzückungen des Glücks — allein! in den tiefsten Qualen des Schmerzes — allein! O, ich möchte wissen, um welcher Sünde willen mir diese schwerste aller Strafen zuerkannt ward!"

Sie schöpfte tief Athem, richtete sich gerader und ihre Züge gewannen nach und nach die Ruhe, die ihnen gewöhnlich eigen.

„Meine Mutter ernährte uns durch Wäsche-Ausbessern und Bügeln. Da geschah es einen Tag, daß Clara zu uns in's Zimmer gestürmt kam und meine Mutter beschwor, ihr ein weißes feines Kleid noch früh zum andern Morgen zu waschen und zu bügeln. „Und wozu brauchst Du das Kleid so nöthig?" fragte meine Mutter, „zum Kirchgang", der folgende Tag war ein Sonntag, „doch wahrlich nicht."

„Nein", antwortete Clara, „dazu nicht. Aber wissen Sie, Frau Girand", fuhr sie wichtig thuend fort, „ich gehöre zum Theater und morgen ist Generalprobe von dem neuen Ballet, und da diese Probe

früher ist, als anfangs bestimmt war, so müssen wir fürchten, daß unsere Costümkleider noch nicht fertig sind, und für diesen Fall müssen wir in unserm besten Staat erscheinen, denn diese Generalproben werden oft vom feinsten Publicum besucht."

„War das die kleine Clara? Die kleine blasse und stets hungrige Clara, die sich immer an mich hing, wo sie mich nur erblickte? Wie imponirte mir das kleine winzige Ding, das sich so stolz um uns herum bewegte, den Kopf zurückwarf, sich auf die Fußspitzen erhob, um in unsern kleinen Spiegel blicken zu können.

„Ich will die Fanny morgen mit in die Probe nehmen, Frau Girand, wenn Sie mir das Kleid schaffen. Die wird sich einmal wundern!"

„Meine Mutter blickte beinahe erschrocken zu mir hinüber. Doch was sie da in den weitgeöffneten Augen ihres Kindes las, entschied schnell zu Clara's Gunsten. Das war — merken Sie wol auf — meine freie Selbstbestimmung. Die Selbstbestimmung eines Kindes von sieben Jahren."

Ein bitteres Lächeln umflog ihre Lippen und die Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

„Ein schmutziges Kleid — und das Schicksal meines Lebens!

„Nach einer schlaflos verbrachten Nacht brach endlich jener von mir so heiß ersehnte Sonntagmorgen an. Meine Mutter zog mir mein bestes, ein verwaschenes rosa Kattunkleidchen an. Clara meinte, es könnte allenfalls gehen, ich dürfte mich jedoch vor Niemand sehen lassen. Sie stand vor mir wie eine Fee, und vergebens zermarterte ich meinen kleinen Verstand, wie doch in Kurzem so Großes aus ihr geworden sei. Beinah schüchtern bat meine Mutter Clara, mich auch nicht zu Schaden kommen zu lassen und erhielt als Antwort ein übermüthiges Achselzucken. Dieser Uebermuth des Kindes meiner sanften Mutter gegenüber empörte mich damals so sehr, daß ich schon meine Hand zurückziehen wollte, als meine Mutter beschwichtigend meine Wange klopfte und uns gehen hieß. Arme Mutter, hätte sie den Muth gehabt, ihrem Kinde ein Vergnügen zu versagen, wie anders wäre wol mein Los gefallen!

„Die Costümkleider, wie Clara sie nannte, waren doch fertig geworden und als sie mich aus der Lampenkammer, denn es roch entsetzlich nach Oel und ich sah nichts als keineswegs schöne Lampen, wo sie mich hineingesteckt hatte, wieder abholte, kannte ich sie nicht. Sie hatte ein weißes Röckchen, ganz mit silbernen Sternen besäet an, an den Schultern Flügel und um den Kopf ein silbernes Band. Die sonst so bleichen Wangen waren lieblich geröthet und Augenbrauen und Wimpern waren schwarz gemalt. Ich stand starr vor Staunen, erst an ihrem Lachen erkannte ich sie. „Clara", rief ich, „Du siehst aus, wie ich mir immer die Engel gedacht!" — „Ich bin auch ein Engel", lachte sie wieder. — „Aber wo hast Du denn mit einen Male die schwarzen Ringe um die Augen herbekommen, beinahe so schwarz wie ich sie habe? und die

Engel denke ich mir immer blond." — „Schwatze nicht so viel", unterbrach sie mich, „und folge mir."

„Sie führte mich nun in ein Winkelchen auf dem Theater, wo ich die Bühne übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. „Hier bleibst Du, Fanny, und rührst Dich nicht vom Flecke, bis ich Dich wieder abhole." Ich versprach es, und sie ließ mich allein. Die Bühne füllte sich nun mit den verschiedensten Gestalten, die meisten waren glänzend und wunderschön, auch viel kleine Engel kamen, eben so gekleidet wie Clara, aber sie mußte wol der erste oder Lieblingsengel sein, denn sie ward am meisten bemerkt, sie war auch die Beweglichste von Allen. Die Musik ertönte, die Probe begann. Vergeblich würde ich nun versuchen, Ihnen mein Empfinden zu schildern, ich war geradezu außer mir, meine Wangen brannten und meine Augen traten aus ihren Höhlen, um nur all' den Zauber aufzusaugen. Clara flog hin und her, bewegte die Flügel und breitete immer lächelnd wie grüßend die Arme aus. Endlich fiel der Vorhang, da hielt ich es nicht länger aus, ich stürzte hinaus auf die Bühne zu Clara, und nichts sehend als nur sie, rief ich flehend: „Clara, ich will auch ein Engel sein, ich will auch ein so blankes Kleid anhaben, will auch mit Flügeln so in der Luft umherfliegen, ich kann mit den Armen eben so winken wie Du, nimm mich mit."

„Ich weiß nicht, was Clara mit mir angefangen hätte, drohend genug sah sie aus, wenn nicht ein großer stattlicher Herr mit einem Stern auf der Brust sie angeredet hätte, gerade in dem Augenblick, als sie mich anfaßte: „Wer ist die Kleine, was hat sie hier zu thun?" Clara sprach, ich hörte die Worte, Verzeihung und armer Kuchenbäcker, sonst nichts. Da beugte der Herr sich freundlich zu mir. „Also Du möchtest auch ein Engel sein?" fragte er lächelnd. — „Ja, gar zu gern", sagte ich und die Brust flog mir. — „Nun für heut Abend sind wir auf einen Engel mehr nicht eingerichtet, aber gehe morgen mit Deiner Mutter", er winkte einem Herrn, zum „Herrn Balletmeister hier, Clara Börner kann Euch hingeleiten, er wird mit Deiner Mutter das Nöthige verabreden." Dann klopfte er mir sanft auf den Kopf, sprach noch einige Worte mit dem Herrn und verließ uns. Der Herr Balletmeister führte mich zu einem andern bessern Platz und gebot mir, hier nun ruhig auszuhalten bis zum Schluß. Mit der Hoffnung auch bald fliegen zu dürfen, hätte ich Ewigkeiten still gesessen. Beim Nachhausegehen sprach Clara kein Wort mit mir, warum auch, sie hatte den Engel ausgezogen; nur als ich im Hofe nach unserer Stube hinaufgehen wollte, sagte sie kurz: „Haltet Euch morgen früh zehn Uhr fertig, weil ich Euch dann zum Herrn Balletmeister führen muß." — Am andern Mittag war ich Mitglied der Balletschule des Hoftheaters.

„Ich übergehe nun die folgenden Jahre mit ihren mancherlei Freuden und Leiden. Zu den Freuden gehörte vor Allem mein geringer Gelderwerb, der aber bei unseren bescheidenen Ansprüchen uns eine große Hülfe ward. Ich hatte mein vierzehntes Jahr erreicht, war ein lang aufgeschossenes Mädchen geworden und hatte mehr und mehr die

Lust zum Tanzen eingebüßt. Zwei Tage in der Woche durften wir das Schauspiel besuchen. Da sah ich nun alle unsere großen Schauspieler aus damaliger Zeit und ich kann Sie versichern, es gab kein würdigeres, kein höheres Vergnügen der gebildeten Welt als diese Darstellungen.

„Da erkrankte einst eine junge Schauspielerin, die den Otto in Müllner's Schuld spielen sollte. Das Stück war begehrt worden und dem Intendanten lag daran es an dem festgesetzten Tage aufzuführen. Wir hatten Tanzprobe, da kamen Seine Excellenz zu mir und sagte: „Mademoiselle Girand, Sie haben ein schönes Organ, möchten Sie sich nicht einmal im Schauspiel versuchen? Ich würde es gern sehen, wenn Sie den Otto in der Schuld übernehmen wollten, Herr L . . . hat mir versprochen, die Rolle mit Ihnen durchgehen zu wollen."

„Und er that es! Er und alle die großen Menschen, die dem Publicum so viel Genuß, so viel Erheiterung gewährten, sie nahmen sich meiner, des unwissenden Mädchens, an. Ihnen Allen, sei hier eine dankbare Erinnerung geweiht!

„So gehörte ich nun dem Schauspiel an, und ich habe wol nicht nöthig zu sagen, daß mir diese Wandlung, die meiner Phantasie mehr Spielraum gewährte, genehm war. Mein Organ bildete sich mehr und mehr heraus, ich lernte es richtig gebrauchen, war aufmerksam, fleißig, und da es mir auch an Gefühl und Herz nicht fehlte, so war ich nach vier Jahren eine vom Publicum gern gesehene Schauspielerin, Collegin der von mir stets so wahrhaft bewunderten Künstler, deren stolzer Kreis sich freilich damals schon zu lichten begann."

Sie sah sich hier, eine kurze Pause machend, in ihrem Salon um, und ein beinahe verächtliches Lächeln umflog ihren Mund.

„Wenn ich unserer bescheidenen Stube und des vielen Glückes, das sie zu fassen vermochte, gedenke, dann möchte ich immer fragen, ob der viele unnöthige Tand, der uns umgiebt, unser Inneres verflüchtigt oder verdünnt, oder ob die Gefühle der Menschheit überhaupt verblaßt sind, daß wir meinen sie mit apathischer Vornehmheit wiedergeben zu müssen? — Ich weiß es nicht!"

Julie trat ein und fragte, ob das Fräulein oder sie den Thee herrichten solle. Fanny lehnte sich wieder im Sessel zurück und meinte, Julie möge nur dies Amt übernehmen

„Und übereilen Sie sich nicht dabei, mein Kind", sagte Linker, „Ihrem Fräulein ist ein Ausruhen nöthig."

„Und wann, bester Medicinalrath, glauben Sie, daß ich wieder spielen kann?"

„Wenn Sie folgsam sind, sich recht in Acht nehmen, vielleicht in acht Tagen."

„Acht Tage und auch nur vielleicht!" rief Fanny erschrocken.

Linker winkte begütigend mit der Hand und sagte: „Vielleicht auch früher."

Julie präsentirte den Thee. Beide nahmen die Tassen, löffelten

darin und setzten sie wieder hin. Fanny bewegte sich unruhig hin und her. Linker beobachtete sie scharf.

„Sie fühlen sich angegriffen?“

„Nicht im Geringsten“, rief lebhaft Fanny, „Julien's Hiersein, ihr sich Herumbewegen stört mich.“

Linker winkte Julien sich zu entfernen, und sie verließ das Zimmer. Erleichtert aufathmend blickte ihr Fanny nach. „Diese Leute verstehen nie zu kommen oder zu gehen“, sagte sie verdrießlich.

„Sie haben kein Verständniß für die richtigen Stichworte“, erwiederte Linker, matt lächelnd.

„Meine Mutter genoß unsere“, fuhr Fanny fort, „nun behagliche Lage nicht lange — als sie nun für ihre Fanny nichts mehr zu thun hatte — — legte sie sich hin und — starb. — — — Ich war nun ganz allein! Bisher waren wir in unseren beengten Verhältnissen geblieben, auch jetzt mochte ich mich nicht trennen von meiner Heimat, mochte das Haus nicht verlassen, wo ich geboren ward, und wo mir in Clara Börner's Eltern anhängliche Freunde lebten, deren Schutz mir sicher war, denn es waren anständige, stille Leute, die Clara's hochstrebendes, oft die Grenzen überschreitendes Wesen streng niederhielten.

„Allein damals gerade fing das Leben an größere Forderungen zu stellen, die, wie an Alle, auch an uns herantraten. Man rieth mir, und zwar von einer Seite, wo mein volles Vertrauen gerechtfertigt war, meine Wohnung zu verlassen, sie passe zu meinen Verhältnissen nicht mehr und ich sei diese Concession meiner Stellung schuldig.

„Ich folgte, wenn auch mit schwerem Herzen, dem mir gegebenen Rath, nahm eine bejahrte, einfache Frau zu meiner Bedienung und stand nun Allem, was an mich herantreten mochte, jeder Freude, jedem Leid, jedem guten oder schlimmen Gedanken einsam gegenüber.“

Sie sah sinnend nach der hell leuchtenden Lampe, ihre Züge belebten sich, das große graue Auge nahm einen seltenen Glanz an, die Wangen rötheten sich und wie Jugendreiz legte sich ein glückliches Lächeln um ihren Mund.

„Die erste Erscheinung, die mein Interesse an etwas Lebendem wieder wach rief, war eine hohe schöne Männergestalt, welche, immer allein, eine der den Theater zunächstgelegenen ersten Ranglogen einnahm. Mochte das Haus auch noch so besetzt sein, er hatte seine Loge für sich.

„Er war mir schon lange eine bekannte und geliebte Persönlichkeit, nach der ich eifrig ausschaute, wenn ich spielte, ehe ich es einen Abend wagte Clara zu fragen, welche mich in der Garderobe besucht hatte und jetzt neben mir am Vorhang stand: Wer nur der Herr hier rechts im ersten Rang sein mag, er muß wol die Loge allein beanspruchen dürfen?

„Clara lachte höhnisch auf. „Wer das ist? fragst Du? Bitte Fanny, thu doch nicht so unschuldig, als ob Du nicht wüßtest, daß es Graf P . . . ., der S . . . . . sche Gesandte ist, daß er nur Deinetwegen hier ist, denn er ist nur in seiner Loge, wenn Du spielst.“

„Ich starrte sie sprachlos an, sie aber lachte und sagte: „Fanny, ich glaube es jetzt selbst, daß Du keine schlechte Schauspielerin bist", und ging davon — in meine Brust aber war der Frühling eingezogen, dessen reicher Blüthenflor mich fast betäubte.

„So mochte ein halbes Jahr vergangen sein, als ich einen Brief von ihm erhielt, worin er mich fragte, ob er sich erlauben dürfe mich zu besuchen . . . Hätte meine arme Mutter gelebt, hätte auf dieser weiten Welt eine Seele geathmet, die um mich geweint, der ich Kummer verursacht hätte, vielleicht hätte ich Kraft gehabt, dies Gesuch zurückzuweisen, aber ich liebte ihn schon, und war mir selbst überlassen — ich empfing ihn. Die feine Art seines Wesens, seine Rücksicht gegen mich, seine vollendete Bildung ließen mich bald in ihm den einzigen Mann der Schöpfung sehen.

„Er gestand mir seine Liebe, verhehlte mir keinen Augenblick, daß er mir seine Hand nie bieten könne, daß dem entgegen sein König, seine Eltern wie sein Rang eine strenge Grenze zögen, daß er mir aber versprechen zu können glaube, stets selbst von jedem fesselnden Bande frei zu bleiben.

„Wol standen sie drohend vor mir auf, die bleichen Bilder meiner Eltern, des Gesetzes, der Sitte, aber neben mir pulsirte das frische Leben, hing ein warmer bittender Blick an meinem Auge, mein Herz rief mit tausend Stimmen freudig: Ja! — und so ward ich die Seine.

„Wo könnte ich Worte finden, Ihnen das Leben voll Glanz, Duft und Poesie annähernd zu schildern, das mich nun umfing? Er umgab mich mit Allem, was einem gebildeten Geist Nahrung zu schaffen vermag, stets fand ich bei ihm die höchste Liebe mit der zartesten Rücksicht vereint, nie ward ich daran gemahnt, daß unser Verhältniß den Schutz des Gesetzes entbehre, und wäre es nicht gegen die Ordnung der Welt gewesen, ich möchte glauben, unser demüthig getragenes, unaussprechliches Glück hätte die zürnenden Mächte versöhnen müssen. Doch wehe der Menschheit, wenn Sitte und Ordnung ungestraft verletzt werden dürften; zu welchem Pfuhl von Verbrechen würde Gottes schöne Welt ausarten, wenn die Leidenschaften der Menschen zügellos frei gelassen würden? Unser Verhältniß trug den Keim des Todes von seinem Entstehen an in sich, es war gegen Gottes, gegen menschliche Ordnung."

„Um Gottes Willen, halten Sie ein, Fanny!" beschwor Linker.

„Ich muß zu Ende kommen", wehrte Fanny, „oder meinen Sie, ich könne morgen ruhig da fortfahren, wo ich heute etwa aufgehört, wie bei einer Erzählung?

„Vier Jahre hatte unsere Verbindung gewährt, da fand ich ihn verändert, unruhig, unsicher; endlich durfte er mir das Geheimniß nicht länger vorenthalten. Er war der einzige Sohn einer altadeligen Familie, eine jener festen Stützen, wie sie ehemals wol einen Königsthron umstanden; sein Schild ward, hinterließ er keinen Erben, hinter ihm zerbrochen, die Eltern flehten, der König wünschte, er fand keinen Ausweg mehr. Er stürzte zu meinen Füßen, doch was er sagen wollte habe

ich nie vernommen, ich rief ihm drohend entgegen, nicht zum ersten Male seine und meine Ehre zu beflecken. Ich war, wenn auch keine Aristokratin, doch eine Royalistin, gleich ihm von meinen Eltern zur Liebe zum Gehorsam gegen unsern König erzogen. Ich sagte ihm, sein Handeln sei vor mir gerechtfertigt, er müsse diesen Geboten folgen, wir müßten uns auf ewig trennen. Ich nahm seinen Kopf zwischen meine Hände, drückte einen letzten Kuß auf seine Stirn, entriß mich seinen umschlingenden Armen und entfloh, die Thür hinter mir verriegelnd, in das entfernteste meiner Gemächer. Am andern Tage hatte er die Stadt verlassen, sein Hochzeitstag war schon festgesetzt, sein König hatte die Braut für ihn selbst erwählt. Gesehen habe ich ihn darnach, gesprochen nie wieder.

„Unsere Verbindung war der Welt kein Geheimniß gewesen, unsere Trennung noch weniger. Die Zeitungen verkündeten den Tag seiner Vermälung, ich spielte an dem Tage in dem Lustspiel: Die Lästerschule. Meine Collegen waren sehr zartfühlend, Keiner sprach ein unnöthiges Wort mit mir. Aber ist es nicht natürlich und rein menschlich, daß das Auge der Neugier zu sehen wünscht, wie verschieden der Schmerz getragen wird? Ach, und gar das Mitleid, wie trägt sich das schwer! Ich weiß nicht wie ich es trug, ich weiß nur, daß der Schmerz Alles in mir erstarrt hatte und nie seit jener Zeit ein wohlthätiges Naß mein Auge feuchtete.

„So konnten Wochen vergangen sein, als ich einen Abend die Bühne betrat, um die Louise in Kabale und Liebe zu spielen. Wie theilnahmlos ich auch zu sein pflegte, so bemerkte ich doch, daß man mir überall auswich, mich scheu die Blicke mieden. Ich betrat die Bühne mit dem Gebetbuch in der Hand vor offener Scene — — da — saß er in seiner Loge — nicht mehr allein — in einem schwarzen Kleide — den Rücken der Bühne zugekehrt — nachlässig den Kopf umwendend — saß seine Gemalin.

„Ich faßte mein Gebetbuch fester und bat Gott um Fassung, und diese Gnade ward mir zu Theil. Als ich aber im vierten Act die Scene mit der Lady hatte, entfloh auf einen Augenblick die Kraft meiner Seele und nie wol hatte ich mit größerer Wahrheit meiner Collegin die Worte zugeschleudert: Nehmen Sie ihn denn hin, Mylady!"

Linker hatte sich unwillig abgewendet.

„Sie zürnen wol dem Armen? Mußte er seine Gattin nicht auf ihren Wunsch in's Theater führen?

„Wer auch kann denn ermessen, wer von uns drei armen unglücklichen Menschen am beklagenswerthesten war? War die ungeliebte Gattin an seiner Seite vielleicht beneidenswerth?

„Am andern Tage sandte er mir seinen vertrauten Freund und ließ mich noch um eine einzige Unterredung bitten. Ich wies die Bitte streng zurück, ließ ihm sagen, daß eine ähnliche Bitte von mir als eine tiefe Nichtachtung und Kränkung angesehen würde und bat, wenn er mich je wahrhaft geliebt, Alles daran zu setzen, seine Abberufung von hier zu erlangen. Er kam nicht mehr in's Theater, ich ging wenig aus, nur



e länger, je mehr kehr dich zu Gott
Dasz du nicht werdest Teufels Spott;
Der Mensch wird solchen Lohn emphan
Wie er im Leben hat gethan.

Abends sah ich zuweilen seine hohe Gestalt sich langsam vor meinen Fenstern vorbei bewegen. — Da endlich, nach Monaten der Furcht und Angst — stand seine Abberufung in den Zeitungen. An einem Sonnabend — es war Frühling — ich stand am offenen Fenster und blickte träumend in die stille Nacht hinaus — da flog ein Strauß Vergißmeinnicht mir zu Füßen; erschrocken sah ich in die Straße hinab, da stand er — einmal winkte er mit seinem Taschentuch noch einen Gruß herauf, eilte davon, und mein Auge sah ihn niemals wieder."

Sie schloß einen Augenblick die Augen, strich das feuchte Haar von den Schläfen und faltete dann die Hände in den Schooß.

„Am andern Tag kam Clara Börner zu mir, wir hatten nur noch wenig Beziehungen zu einander, es gab Vieles, was trennend zwischen uns lag, und wir hatten einander gemieden. Sie kam, sie sagte kein Wort, aber sie legte meinen Kopf an ihre Brust und weinte über mich, weinte — o, wie beneidete ich sie um diese köstlichen Thränen, die mir versagt blieben — weinte um meinen Schmerz. Seit jener Zeit sind wir wieder eng verbunden, sie fragt nie, ich sage nichts, aber sie ist die lebende Erinnerung meiner Kindheit, so lasse ich sie ruhig neben mir gehen.

„So, mein Freund, spannen sich die Tage auch der Hoffnungslosen einer nach dem andern ab und schon färbte das Laub sich goldig, als man mir wieder scheu entlief und mir kaum auf kurze Fragen Antwort gab. Clara hatte sich an dem Tage auch nicht sehen lassen, Zeitungen las ich nicht mehr, so konnte ich mir gar nicht enträthseln, was um mich vorging. Als ich nach Hause kam fand ich einen schwarz gesiegelten Brief, seine Hand, ja, es war seine Hand."

Bitter lächelnd sah sie zu Linker empor. „Wenn Sie, mein Freund, mich vielleicht bisher beklagt haben, ziehen Sie Ihr Mitleid zurück, ich verdiene es noch nicht, ich war durch Leid noch nicht gebessert — seine Handschrift — das schwarze Siegel — da durchfuhr mich der sündhafte Gedanke, sein Weib — sein uns trennendes Weib — sei gestorben. — Zitternd, während ich das Siegel löste, erstanden vor meiner Phantasie, auf den Trümmern der alten, neue Tempel des Glückes, aber Gott rettete die sündige Seele. „Wenn Du diese Zeilen liest", so schrieb er, „ist die Hand, die sie Dir sendet, schon der Verwesung anheimgefallen. Ich konnte den Fluch meiner Eltern, die Ungnade meines Königs nicht auf mich nehmen — aber — ich kann auch das Leben ohne Dich nicht tragen, ich mache ein Ende. Wenn Du mich geliebt hast, so besuche mein Grab, mein Geist wird bei Dir sein. Auch im Jenseits der Deine."

„Er hatte sich erschossen! Die Zeitungen waren seinem Briefe vorausgeeilt, so kannte man im Theater die Neuigkeit schon, als sie mir noch Geheimniß war.

„Ich reiste in seine Heimat, o, welche Reise war das! Nur schüchtern, zagend wagte ich mich zu seinem Grabe — hatte ich doch kein Recht daran — so weit der Himmel die Erde überwölbt, hatte ich kein

Recht an ein Stückchen von eines Grabes Größe. Ich ging am frühen Morgen hinaus und war allein. Da stand ich nun, mit den mich überfluthenden Gedanken, die in tausend Fragen sich auf meine Lippen drängten, wer aber gab Antwort darauf? Ich kniete nieder, ein Schmetterling umkreiste mich und das Grab — war es die erlöste Psyche, die mir nahe war? Der Wind spielte in den feinen Gräsern, war das leise Rauschen Geisterflüstern? — — Ach, meine Seele war' noch gebunden, von zu materiellem Stoff umgeben, ich verstand die Sprache der Sphären nicht!

„So betete ich drei Tage in den Morgenstunden an der Stätte, die mein Liebstes barg, dann verließ ich die Stadt, die von so Vielen bewundert und besucht wird, ohne mich nur darin umgesehen zu haben, und ruhte nicht eher, bis ich meine liebe Heimat erreicht hatte. Hier lebe ich nun ruhig, von Güte und Nachsicht umgeben, und zuweilen ist mir's, als wäre meine Sünde gesühnt. Sie lebten im Orient, während die kleine Episode meiner Liebe spielte, als Sie zurückkehrten, war sie längst vergessen. Ich habe Ihnen gebeichtet, legen Sie Ihre Hand wie ein Vater oder Bruder segnend mir auf's Haupt. Mir ist als würde ich dann diese Nacht recht leicht und glücklich schlafen."

Sie beugte ihren Kopf Linker entgegen. Linker stand mühsam auf, fuhr mit dem Taschentuch über seine gerötheten Augen und legte dann beide Hände auf Fanny's Kopf:

„Der Gott der Liebe und des Erbarmens senke reichen Trost in Ihre wunde Seele und sende Ihnen seine mildesten Engel, Ihr Lager schützend zu umstehen."

Noch einen innigen Blick auf sie richtend, verließ er schnell das Zimmer.

Am andern Morgen durchlief die Trauerkunde die Stadt: Fanny Girand, die erste Schauspielerin, sei vergangene Nacht am Herzschlage plötzlich gestorben.

W . . . . .

Der Palmengarten des Hotel du Nil in Kairo.

Von **Adolf Ebeling.**

Das Hotel du Nil ist unstreitig der originellste und interessanteste Gasthof von ganz Kairo. Shepperd's Hotel und das sogenannte New Hotel, die stets als die ersten bezeichnet werden, sind vielleicht vornehmer, obwohl dies weniger in Bezug auf ihre Gesellschaft, als auf ihre Preise zu verstehen ist, und werden von vielen Fremden schon ihrer Lage wegen, am Esbekih-Platze, inmitten des neuen Frankenviertels, vorgezogen; aber beide sind doch nur gewöhnliche Gasthöfe ersten Ranges, natürlich für Egypten, wo man alle Ansprüche in dieser Hinsicht, im Vergleich zu Europa, sehr herabstimmen muß. Beim Hotel du Nil hat man dies indeß nicht nöthig, denn es ist an sich schon so eigenthümlicher und zugleich so anziehender Art, daß man es eben nimmt, wie es sich uns darbietet und gar nicht daran denkt, jenen Vergleich zu machen.

Schon die Lage des Hotel du Nil trägt sehr dazu bei, es in den Augen aller Derjenigen, die gern etwas Besonderes von ihrem Aufenthalt in Kairo wünschen (und ich gestehe offen, daß ich mich zu denselben rechne) interessanter und bedeutender zu machen als die anderen, denn es liegt so recht inmitten der Hauptstraße von Kairo, der berühmten Muskih, wo sich vom Morgen bis zum Abend das bunteste, seltsamste und nie genug zu betrachtende orientalische Leben und Treiben entfaltet, wie man es in dieser Ausdehnung und Mannigfaltigkeit weder in Constantinopel noch in sonst einer andern Stadt des Orients antrifft. Und doch liegt es auch wieder nicht in diesem Leben und Treiben, denn eine schmale, ziemlich lange Straße scheidet es davon, so daß man es mit einer Oase in der Wüste vergleichen könnte, aber einer Wüste des tollsten, ausgelassensten Faschings, gegen den alle Maskeraden bei uns nur schwach und farblos erscheinen.

Man lasse sich daher ja nicht, wie auch schon Busch in seinem Reisehandbuch bemerkt, durch die nicht eben aristokratische Gasse abschrecken; diese Gasse gehört gewissermaßen gerade dazu, um den Contrast desto hübscher und überraschender zu machen; denn kaum hat man sie durchschritten, so liegt ein großer, heiterer und eleganter Garten vor uns — ein Palmengarten, und in diesen erlaube ich mir heute die freundlichen Leser und Leserinnen einzuführen.

Die zahlreichen Gäste des Hotels sitzen noch an der Frühstückstafel, die um zwölf Uhr Mittags servirt wird, wir haben also Zeit, uns die Oertlichkeit ein wenig näher anzusehen. Ich bedaure dabei nur, daß ich nicht einer der alten egyptischen Zauberer bin (sie sind übrigens längst ausgestorben, wenn sie überhaupt jemals existirt haben), sonst würde ich den Garten hier auf's Papier zaubern und nach Deutschland schicken — was für Augen würde man machen vor Staunen und Bewunderung, vollends jetzt, um die Mitte des Februars, wo ich dies schreibe, und wo sie bei uns daheim in den

beschneiten Häusern am warmen Ofen sitzen und wahrscheinlich Schlitten fahren und Schlittschuh laufen. Versuchen wir daher eine kurze Beschreibung.

Der Garten bildet ein großes, längliches Viereck, das ringsum von den Gebäulichkeiten des Hotels eingeschlossen ist, meist zweistöckige lange Zimmerreihen, mit offenen, balconartigen, aber bedeckten Galerien nach Schweizerart, Alles leicht, luftig und geschmackvoll und ganz dem südlichen Klima entsprechend. Eine elegante, grünberankte Doppeltreppe führt in das obere Stockwerk. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein stattlicher Kiosk mit Divanen, einem Flügel, der leider fast immer verstimmt ist (die Clavierstimmer sind selten in Kairo und lassen sich jedesmal einen Louisdor und mehr für ihre kleine Arbeit bezahlen) und dem unvermeidlichen Zeitungstisch, den ich indeß, ehrlich gestanden, nur selten frequentire. Es ist erstaunlich, wie gleichgiltig man hier, wenigstens in der ersten Zeit seines Aufenthaltes, gegen alle politischen Nachrichten aus Europa wird. Der Telegraph meldet uns in vierundzwanzig Stunden die wichtigsten Ereignisse, die man natürlich begierig „verschlingt", aber die Leitartikel, die Raisonnements und übrigen Einzelheiten verlieren durch die wochenlange Zeit, die sie gebrauchen, um zu uns zu gelangen, fast alles Interesse.

Und dann — wer hätte wol Lust, sich zum Zeitungslesen hinzusetzen, wenn man sich in einem Garten befindet, der eine Fülle von Bäumen und Gewächsen enthält, die unter der egyptischen Sonne grünen und blühen, wie bei uns die exotischen Pflanzen in den Treibhäusern, aber bei weitem schöner, üppiger und freier, denn statt des Glasdaches wölbt sich der tiefblaue Himmel darüber, so klar und durchsichtig, so lichtgetränkt, daß er selbst den berühmten italienischen an Pracht und Reinheit übertrifft.

Zunächst sind es die Dattelpalmen mit ihren hohen, gefiederten Kronen, die dem Garten sofort sein eigenthümliches afrikanisches Ansehen geben; die Palme ist das eigentliche Kind des Südens und die Dattelpalme ist für Egypten die Brotfrucht des Landes. Ferner die immergrüne, Schatten spendende Nilakazie, die fast der deutschen Eiche an Kraft und Blätterfülle gleichkommt, weiterhin der Pfefferbaum aus Malta, der mit seinen herabhängenden, wehenden Zweigen unseren Trauerweiden sehr ähnlich sieht, alsdann der Oelbaum mit spitzen, meergrünen Blättern, die in der Sonne silbern glänzen, endlich noch eine andere Akazienart, die augenblicklich blätterlos, aber dafür mit einer Menge lichtgelber, duftender Blüthen bedeckt ist. So viel über die Bäume, deren Stamm meistens von Eispflanzen umwuchert ist, die Alles dicht überspinnen und in Egypten den Rasen vertreten, der hier nicht gedeiht. Die Beete sind von geschorenen Hecken umgeben, die gerade jetzt in frischem Grün prangen und als Rankengewächs überall kleine Thore und Bogen bilden, und in den Beeten selbst finden wir noch eine Menge der schönsten inländischen Pflanzen und Gebüsche aller Art. Unter diesen in erster Reihe prächtige Agaven und Aloen, sogar einige Kaffee- und Baumwollenstauden, ferner rothblühende Geranien, Stockrosen und Oleander und verschiedene, mir unbekannte Gesträuche mit violetten und brandgelben Blumen, dazwischen zartgefiederte Mimosen, dann die sogenannte Wüstenfeige mit ihren seltsam gebildeten fleischigen Blättern, und verschiedene Cactusarten von auffallender Form und Größe. Die Monatrose, die aber hier zu einer kleinen Centifolie wird, blüht beinahe verschämt unter diesen fremden, stolzen Genossen; doch mir ist sie schon deswegen lieb, weil sie mich an meine deutsche Heimat erinnert.

Mittlerweile ist das Frühstück beendet; Herren und Damen füllen den Garten und placiren sich nach Belieben: die Einen in den schattigen Lauben, die Anderen auf zeltüberspannten Bänken, wieder Andere, und zwar vornehmlich die Brustleidenden, die Heilung suchen in dem milden Winter Kairo's, der eben keiner ist, auf Schaukelstühlen mitten im heißen Sonnenschein. Der Kaffee wird servirt, natürlich auf arabische Weise, in kleinen, henkellosen Täßchen, stark und schwarz, ein echter, duftender Moccatrank. Cigarren und Cigaretten werden angezündet, jene theuer und schlecht, diese vorzüglich, wenn man sie selbst und aus türkischem Tabak macht, ausgezeichnet, und hier und da wagt sich auch ein Herr mit einem Tschibuk hervor, jener echt-türkischen Pfeife mit buntbesponnenem, ellenlangem Jasminrohr, kostbarem Bernsteinmundstück und dem traditionellen Kopf „von rothem Thon, mit goldnen Reifchen" . . . Der Genuß einer solchen Pfeife ist köstlich und der feinsten Havannah vorzuziehen, nur das Anzünden ist wegen der außerordentlichen Länge sehr schwierig, und ein gefälliger Freund muß dabei helfen; aber man kommt sich auch alsdann, vollends wenn man das rothe Fez, den Tarbusch, aufgesetzt hat, wie ein Pascha vor, nur daß man noch nicht versteht, mit unterschlagenen Beinen dazusitzen, was streng genommen dazu gehört.

Diese Stunde, nach dem zweiten Frühstück, wo sich alle Gäste des Hotels im Palmengarten zusammenfinden, ist für eine Menge von Geschäftsleuten, Händlern und Speculanten Kairo's die Zeit eines täglichen Rendezvous, und der Garten füllt sich nach und nach mit allerlei Leuten der verschiedensten Art, sowol in Bezug auf Stand, Gewerbe, wie Costüm. Zuerst sind es die Dragomane, d. h. die eigentlichen Fremdenführer, die sich einstellen, um für den folgenden Tag mit der einen oder andern Gesellschaft einen Ausflug nach den Pyramiden, nach Heliopolis, nach der Insel Rhoda, wo sich der uralte Nilmesser aus der Pharaonenzeit befindet, oder sonst irgend wohin, zu verabreden. Sie tragen fast sämmtlich das sehr kleidsame türkische Costüm: die faltenreiche, überweite Pluderhose, die reich gestickte, engbeknöpfte Weste und darüber die kurze, dolmanartige Jacke mit geschlitzten Aermeln, der ganze Anzug meist von dunklem, glänzendem Stoffe und dazu einen buntfarbigen Turban. Sie sprechen immer mehrere Sprachen, vorzüglich englisch und französisch, seltener deutsch, das sie erst in den letzten Jahren zu lernen angefangen haben, wie überhaupt seit 1870 das deutsche Element in Egypten zu größerer Geltung und Achtung gekommen ist. Auch das hängt mit den gewaltigen Kriegserfolgen zusammen, und der Generalconsul des deutschen Reiches ist jetzt entschieden unter den Vertretern der fremden Mächte die Hauptfigur am Hofe des Khedive. Frankreich und der französische Einfluß, die ehedem Alles galten, sind zur Zeit sehr in den Hintergrund gedrängt und es fragt sich, ob sie jemals diese frühere Geltung wieder erlangen werden Doch das nur nebenbei; von den hiesigen politischen und socialen Verhältnissen reden wir ein andermal.

Ein alter Armenier, der recht gut französisch spricht, bietet uns Ringe und sonstige Schmucksachen zum Verkauf an; seine Hauptwaare besteht in Türkisen, dem traditionellen Edelsteine des Orients, aber Vorsicht ist nöthig, denn die schlechten egyptischen verlieren bald ihre schöne blaue Farbe und werden schmutzig grün, wo hingegen die persischen ihr intensives Himmelblau behalten. Der gute Mann rechnet indeß nur nach Pfund Sterling oder Napoleons, und zeigt uns einige wirklich prächtige Steine, die aber dann auch vierhundert Franken und mehr kosten. Er erbietet sich übrigens, uns

einen Ring vierzehn Tage und länger zur Probe zu lassen, den wir erst später zu bezahlen brauchen, wenn wir uns von seiner Echtheit überzeugt haben. Aber wir lassen uns trotzdem nicht darauf ein.

Ein Anderer, der seiner Tracht nach ein Grieche zu sein scheint, preist uns in ziemlich geläufigem Englisch seine orientalischen Schmucksachen an, goldene Ketten, an denen sich kleine goldene Halbmonde, Schilder und Platten befinden und mit denen die feineren arabischen Frauen Stirn, Busen und Arme behängen; die Sachen sind leicht und zierlich gearbeitet, wie Filigran, und passen vortrefflich zu der dunkelbraunen Hautfarbe der Egypterinnen; aber auch hier müssen wir uns in Acht nehmen, und wenn wir nicht zu handeln verstehen, laufen wir Gefahr, das Doppelte und Dreifache zu bezahlen. Der Grieche wird indeß von einem Albanesen verdrängt, der seine Waffen auskramt: Yatagans, Dolche in prächtig ciselirten Scheiden, Pistolen mit kunstvoll eingelegten Schäften und mehr dergleichen; hier heißt es indeß noch mehr als anderswo: Augen für Geld, denn mit allen diesen Waffen wird großer Schwindel getrieben und die meisten dieser „echten Damascener" sind ehrliches deutsches Fabrikat aus Solingen, oder belgisches aus Lüttich.

Die Damen umstehen mittlerweile einen türkischen Kaufmann aus Smyrna oder Constantinopel, der auf einer Bank seine gestickten Teppiche und Decken ausgelegt hat. Das ist eine Farbenpracht und zugleich eine Kunstfertigkeit in der Arbeit, wovon wir in Europa kaum eine Vorstellung haben; goldene Blumen mit blauer Einfassung auf rothem Grunde, oder auch silberne auf Grün; dann wieder ganz schwarze Teppiche mit goldgestickten Koransprüchen, und immer einer schöner, aber auch theurer als der andere. Das Auge ist wirklich geblendet und die Wahl wird schwer, vorausgesetzt, daß man überhaupt einen kaufen und einige hundert Franken daran wagen will, denn unter diesem Preise ist kaum einer zu haben. Unwillkürlich denke ich bei diesen Herrlichkeiten an ein trauliches Zimmer in Köln, wo ich im Kreise guter Freunde so manche heitere Stunde verlebte — wie gern schickte ich der liebenswürdigen Hausfrau einen solchen Teppich, natürlich den kostbarsten und schönsten, für ihren Theetisch hinüber; er würde meiner Treu das ganze Gemach mit golddurchblitzten Regenbogenfarben füllen. Vor der Hand muß es bei dem frommen Wunsche bleiben, aber was nicht ist, kann werden.

Andere Händler erscheinen mit Fliegenwedeln und Nilpferdpeitschen, die ersteren zierlich aus Palmenfasern gefertigt mit hübschem Handgriff und unentbehrlich in den heißen Monaten zur Verscheuchung der lästigen Insecten; die anderen als practische Reitgerten sehr zu empfehlen, denn sie sind unverwüstlich wie biegsamer Stahl. Diese Peitschen werden wol so ziemlich Alles sein, was wir von den Nilpferden Egyptens zu sehen bekommen, denn das Hippopotamus hat sich längst hinter die Katarakten zurückgezogen und wird auch dort immer seltener.

Plötzlich entsteht ein Rufen und Lärmen am Eingange des Gartens und Alles drängt sich dorthin. Zwei Beduinen führen an einer starken eisernen Kette eine lebendige Hyäne herein, die sie, wie uns der Dragoman des Hotels erklärt, vor einigen Tagen in der Wüste gefangen haben. Das Thier, noch dazu ein auffallend großes Exemplar, blickt scheu um sich und zeigt seine weißen spitzigen Zahnreihen. Die Damen fahren schreiend zurück, obgleich keine Gefahr zu befürchten ist, denn die Bestie scheint feige zu sein und kauert am Boden nieder. Die beiden braunen Gestalten sehen malerisch

aus in ihren weißen, faltenreichen Gewändern, deren obere Zipfel sie sich turbanähnlich um den Kopf geschlungen haben — ein echtes egyptisches Genrebild! Sie lassen der Gesellschaft durch den Dragoman die Hyäne zum Kauf anbieten und verlangen nur vier Pfd. Sterling. Es ist wirklich zum Lachen, denn was in aller Welt sollte man wol mit dem Thiere anfangen? Höchstens in einen Käfig stecken und mit großen Kosten nach Europa schicken, als Geschenk für einen zoologischen Garten; aber Hyänen sind ja längst nichts Seltenes mehr bei uns. Wir überlassen also Beduinen und Hyäne ihrem Schicksale und sehen uns die Kunststücke eines großen Affen an, der sich auf der andern Seite des Hofes producirt. Der arme Teufel ist costümirt wie ein Harlekin und muß sich sein bischen Brod sauer verdienen. Er schlägt das Tamburin und tanzt dazu, springt durch einen Reifen und grüßt die Zuschauer, indem er sein Käppchen zieht und aufrecht im Kreise umhergeht, um ein kleines Trinkgeld einzusammeln, das er alsdann seinem Herrn überbringt und ihm geschickt in die Tasche steckt. Zuletzt muß er gar noch Schlangen aus einem Sacke herausholen und mit ihnen spielen, was wunderlich aussieht, denn die Schlangen ringeln sich um seinen ganzen Körper herum, sind aber zahm und beißen nicht. Diese Affen trifft man übrigens auf allen öffentlichen Plätzen Kairo's, und ich erwähne seiner hier nur zur Completirung meines Bildes. Gewöhnlich gesellt sich zu ihm noch eine Ziege, von der egyptischen langohrigen Art, die ebenfalls allerlei Kunststücke macht.

Wir gehen in den Garten zurück, wo uns ein anderes und weit amüsanteres Schauspiel erwartet. Es ist dies ein ambulanter Taschenspieler oder Jongleur, wie es deren im Orient viele giebt, und der unserige gehörte wahrlich nicht zu den schlechtesten. Er ist bereits in voller Thätigkeit und hat schon manchen zarten Lippen ein Ach der Verwunderung und des Erstaunens entlockt, denn er scheint wirklich ein Hexenmeister zu sein. Zuerst ist es das bekannte Spiel mit den drei Bechern und drei kleinen Kugeln, aber er entwickelt dabei eine solche Geschicklichkeit, daß man seinen eigenen Augen nicht zu trauen wagt. Er tippt nur mit dem Zeigefinger an einen Becher, so liegt die Kugel darunter oder ist darunter verschwunden; er stülpt die Becher über einander und alle drei Kugeln liegen unter dem dritten, oder, wenn man es verlangt, unter dem zweiten, oder auch unter dem ersten. Dabei muß man wol bedenken, daß er sich ohne allen Apparat producirt, er sitzt auf einer Matte auf dem Boden, ist von allen Seiten dicht von Zuschauern umdrängt, die jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgen, und in einem kleinen Ledersäckchen, das neben ihm liegt, hat er seinen ganzen Kram. Dabei lacht er listig und verschmitzt, spricht recht gut englisch, und weiß auch einige französische und deutsche Brocken. So ruft er oft mitten in einer Tour: „Teufel hilf! Teufel hilf!" und wenn das Stück zu Ende ist: „Nicht wahr? gut gemacht! gut gemacht!" Er trägt die gewöhnliche, aber saubere Tracht der Araber: das weiße Unterkleid und den blauen Baumwollenkittel darüber, die braunen Beine nackt, und gelbe Lederpantoffeln an den bloßen Füßen; dazu einen weißen Turban, unter welchem, wenn er ihn abnimmt, noch ein anderes buntes Käppchen zum Vorschein kommt, das mit kleinen Amuleten behängt ist, zum Schutz gegen den „bösen Blick", an den bekanntlich alle Araber glauben. „Teufel hilf!" ruft der Patron auf's Neue und stopft sich den Mund voll Werg und zwar mit vollen Händen und in solchen Massen, als wolle er seinen ganzen Körper damit ausstopfen.

Durch Zeichen bittet er dann einen neben ihm stehenden Herrn, das Werg mit der Cigarre anzuzünden, und sobald dies geschehen, ist dasselbe unter Feuer und Flammen im Nu verschwunden, und nur ein kleines, rothes Spitzchen zwischen den weißen Zähnen bleibt übrig. Es ist ein Endchen Seidenband, das er behutsam herauszieht, länger und länger, und an einen nahen Baumzweig anknüpft. Dann geht er zehn, zwanzig Schritt rückwärts und eben so viel Schritte vorwärts und haspelt auf diese Weise ein wenigstens fünfzig bis sechzig Meter langes buntfarbiges Seidenband zum Munde heraus, was um so spaßhafter ist, weil wir Alle mit ihm hin- und hergehen, ihm genau in den Mund schauen und auch hier wieder alle seine Bewegungen überwachen. Kaum ist er mit der Bandoperation fertig, so thut er, als sei er von einer plötzlichen Kolik befallen, er windet und krümmt sich und spuckt dann auf einmal einige thalergroße Blechmünzen aus, gleich darauf noch einige und immer neue, zuletzt blähen und schwellen sich seine Wangen dergestalt, daß ihm die Stücke zum Munde herausquellen; wenigstens fünfzig, sechzig liegen vor ihm auf der Matte und durch Räuspern und Schneuzen fällt noch ein halbes Dutzend. Sehr ästhetisch ist allerdings das Kunststück nicht, aber es ist überaus komisch und von wirklich überraschender Täuschung. „Very clever!" ruft er darauf, erhebt sich und geht im Kreise umher, um eine kleine Gabe (den landesüblichen Backschisch) einzusammeln. Selbst während dieses Geschäftes macht er seine losen Streiche. Er klappert vergnügt mit den Silberstücken in dem messingenen Becher und sieht auf einmal bestürzt hinein, denn Alle sind verschwunden; er sucht und sucht, und holt sie endlich aus dem Aermel einer Lady, die über und über roth wird und ganz ernsthaft ihre Unschuld versichert.

Es würde mich hier natürlich zu weit führen, wenn ich alle übrigen Kunststücke dieses Taschenspielers schildern wollte; nur noch ein kleines Extrastück zum Schluß. Er wickelt seinen weißen Turban los und läßt ihn auseinander schneiden, alsdann anzünden und verbrennen. Hierauf legt er die Asche unter ein kleines buntes Tuch, spricht seine Beschwörungsformel mit „Teufel hilf!" deckt das Tuch ab und der sauber geflochtene Turban liegt darunter, und in demselben steckt noch obendrein ein Meerschweinchen. Man sieht dergleichen auch bei uns in Europa und noch viel complicirtere Stücke, aber dort sind die Künstler von allen möglichen Apparaten und phantastischen Nebendingen umgeben, Magnetismus und Electricität stehen ihnen zu Gebote, und hinter den Coulissen arbeiten ihre Helfershelfer; hier fiel, wie gesagt, diese ganze Beigabe weg, der Jongleur saß mitten unter uns, sein Rücken war nicht gedeckt und wir konnten ihm stets in nächster Nähe in die Karten sehen, ja, wir spielten gewissermaßen mit, denn seine sämmtlichen Utensilien gingen von Hand zu Hand. So etwas würde sich weder Bosco, noch Döbler, noch Robert Houdin haben gefallen lassen. Der lustige Patron zieht mit seinem Quersack von Hotel zu Hotel und macht in der Wintersaison gute Geschäfte, und da er sparsam und mäßig ist, wie alle Araber, so wollen wir gern glauben, daß er sich schon ein hübsches Sümmchen erspart hat.

Nach dem Jongleur producirt sich ein Zwerg, der aber mit seinen barocken Tänzen, die noch dazu sehr an den Pariser Cancan erinnern, und mit seinem rohen Gesang in tiefer Baßstimme kein sonderliches Glück macht. Wir schenken ihm mitleidig einen Backschisch, und folgen mit den Anderen dem Portier, der uns meldet, daß es im Hofe etwas Neues zu sehen giebt. Etwas Neues und etwas Grausenhaftes, und wenn die Damen schon beim

Anblick der Hyäne ängstlich aufschrieen, so um so lauter bei diesem Anblick, denn es ist ein Krokodil und zwar eins der größten Art. Beim Nähertreten sehen wir übrigens sofort, daß das Thier todt ist, so daß wir es ohne Gefahr besichtigen können. Der glückliche Jäger steht dabei, es ist ein junger englischer Officier, der soeben von einer Nilfahrt nach Oberegypten eingetroffen ist und seine Beute mitgebracht hat. Das Ungethüm mißt in seiner ganzen Länge drei Meter fünfundsiebenzig Centimeter, also gegen elf Fuß, und wie es so daliegt, mit seinem fast zwei Fuß großen, weit geöffneten Rachen, voll spitzer, weißer und fast zollanger Zähne, ist es in Wahrheit schrecklich anzuschauen, und der bloße Gedanke, beim Baden, das bei der spiegelklaren Fluth und der starken Hitze so verlockend ist, einem solchen Nilbehemot zu begegnen, möchte Einem fast schon das Blut aus den Wangen treiben. Man umringte den Engländer, um Näheres zu erfahren; er war jedoch als echter Sohn Albions einsilbig-vornehm und sagte nur, das Krokodil habe am Ufer im Sande gelegen, durch eine erste Kugel auf den Rücken, die natürlich an dem stahlharten Panzer abprallte, sei es aufgescheucht worden, alsdann habe er ihm eine zweite in die Weichen des Vorderschenkels hineingeschossen, worauf er an's Land gesprungen sei, um es durch einen Revolverschuß in's Ohr vollends zu tödten. Jedenfalls ein hübsches Jagdabenteuer, und mancher deutsche Sportsman wäre gewiß gern dabei gewesen. Sachverständige geben dem Thiere unbedingt ein Alter von mehr als hundert Jahren, was sie an den Schuppen des Rückens, der gegen drei Fuß in der Breite maß, erkennen wollten. Diese Schuppen waren zolldick und wie aus Bronce gegossen. Die auch von uns schon oft gehörte Behauptung, es gebe gar keine großen Krokodile mehr im Nil, war dadurch auf das glänzendste widerlegt; nur bis nach Kairo hinunter kommen sie wegen der lebhaften Schifffahrt sehr selten und auch nur in kleinen Exemplaren.

Nach solchen Emotionen schienen die Meisten der Ruhe zu bedürfen, wenigstens zogen sich viele Herren und Damen in ihre Zimmer zurück, oder ließen sich Esel vorführen, um einen kleinen Ritt durch die Bazars von Kairo zu machen, die unbedingt zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören, und die man tagtäglich und immer wieder besuchen kann, weil man sicher ist, stets etwas Neues und Niegesehenes zu entdecken.

In unserem Palmengarten wird es nun still und die heiße Nachmittagssonne füllt Alles mit Glanz und Licht. In der schattigsten Laube haben sich einige Herren zu einer Whistpartie zusammengesetzt, was mir fast eine Profanation des poetischen Raumes zu sein scheint; als ich aber höre, daß es deutsche Landsleute sind, die gestern einen Ausflug nach den Pyramiden gemacht haben und heute ausruhen, so urtheile ich schon gelinder und stehe nicht dafür, daß ich nicht vielleicht später, da sie nur zu Dreien spielen, den vierten Mann abgebe.

Weiterhin, unter einer Nilakazie, sitzt ein Maler vor einer kleinen Staffelei und vor ihm steht ein dunkelbraunes Fellahweib mit ihrem zweijährigen Kinde, das sie aber nicht, wie bei uns, im Arm trägt, sondern das auf ihrer linken Schulter reitet, wobei es sich mit den kleinen Händchen am Kopf der Mutter hält. Das Weib ist barfüßig und nur dürftig mit einem blauen Gewande, das Kind sogar nur mit einem kurzen Hemdchen bekleidet, aber vom reinkünstlerischen Standpunkte aus betrachtet, ist die Gruppe nicht unschön und jedenfalls sehr interessant. Vor einigen Tagen zeichnete derselbe Maler einen prächtigen, halbnackten Eseljungen mit seinem buntaufge-

schirrten Grauthier; der Esel stand ruhig und unbeweglich, aber der Junge, dem Jeder von uns einen Backschisch in die braune Hand gedrückt hatte, stellte sich vor Freude über das unerwartete Geschenk so ungeberdig an, daß ihm der Maler die Münzen abnahm und ihm bedeutete, er würde sie erst wieder bekommen, wenn er still stände und ihm seine Zeichnung vollenden ließe. Nun rührte er sich nicht mehr, aber seine schwarzen Augensterne fixirten beständig das neben der Staffelei liegende Geldhäufchen. So reich und glücklich war er wohl noch nie in seinem Leben gewesen!

Hoch über uns in jenem lichten, durchsichtigen Blau, das nur dem südlichen und namentlich dem egyptischen Himmel eigen ist, kreisen mit sanftem, kaum bemerkbaren Flügelschlage die Weihen, einige von ihnen scheinen, wie Stifter sagt, gleich Angeln am Himmelsgewölke zu stehen. Obwol Raubvögel mit scharfen Krallen, starkem, gebogenem Schnabel und adlerartig gebaut, sind sie doch friedlicher Natur und über ganz Kairo verbreitet; sie leben von den Abfällen, die man hier, sehr primitiv, auf die Straßen und Höfe hinauswirft und vertragen sich gut mit den übrigen Luftbewohnern. Uns beweist wenigstens eine silberglänzende Taubenflucht, die ein Moslim im weißen Turban und blauen Kaftan von dem platten Dache des gegenüberliegenden Hauses aufscheucht und die unbesorgt den Flug der Weihen durchkreuzt, ja dieselben oft absichtlich zu verfolgen scheint, als wollte sie mit ihnen ein neckisches Spiel treiben. Flinke Schwalben schießen dazwischen nach allen Richtungen hin; es sind liebe Freunde aus der Heimat, die hier im warmen Lande der Pyramiden dem nordischen Winter entgehen und nach Europa zurückkehren, wenn der Kukuk ruft und Maiblümchen und Veilchen den neuen Frühling verkünden. Zierliche Bachstelzen, die auch hier wie bei uns zu Hause sein müssen, da sie nur Wandervögel des Continents sind, hüpfen und wippen zutraulich um mich her, und der freche Proletarier, der Spatz, der in Egypten gleichfalls eingebürgert ist, scheint hier fast noch zudringlicher als daheim. Hatten sich doch sogar auf unserm Dampfer, während der Fahrt von Marseille nach Alexandrien, einige Sperlinge eingeschmuggelt, die als blinde Passagiere die Seereise lustig mitmachten.

Neben mir sitzt ein junger Geier, den kürzlich ein Beduinenknabe unserem Wirthe für einige Piaster verkauft hat. Man hat ihm die Flügel gestutzt, aber sein großes, sonnengewohntes Auge schaut sehnsüchtig hinauf zu den oben schwebenden Brüdern, die frei sind und die Abends in die prächtige Wüste fliegen und von der Ch'eopspyramide herab (wo auch ich, aber fast überwältigt von der Erhabenheit des Anblicks, schon gestanden habe) das Nildelta im Sonnenuntergang betrachten können. Wer weiß, vielleicht wachsen dem armen Gefangenen unbemerkt die Schwingen, und eines Tages ist er wieder mit ihnen vereint und wir haben das Nachsehen. Ich wünsche es ihm wenigstens von ganzem Herzen.

Die obige Andeutung wegen des vierten Mannes bei der Whistpartie ist wahr geworden . . . wir spielen mit ungestempelten Karten, denn trotz der vielen neuen Steuern sind merkwürdigerweise die Karten hier noch steuerfrei; Egypten steht also auch in dieser Beziehung noch hinter Europa zurück; aber das Bier, welches die Herren trinken, ist dafür um so theurer, denn die Flasche kostet etwas mehr, als bei uns der Rüdesheimer. Ich ziehe deshalb einige blutrothe Orangen aus Fayum vor, jener herrlichen Oase, südlich von Kairo, die man sprichwörtlich den Obst- und Blumengarten Egyptens nennt. Sogar Wein, den sonst das Pharaonenland schon seit

einem halben Jahrtausend nicht mehr producirt, gedeiht in Fayum, und Weinberge, mit hohen Dattelpalmen gekrönt, sind dort nichts Seltenes. In den vornehmen Häusern Kairos sieht man ferner im December und Januar die prächtigsten Rosenbouquets, die gleichfalls aus Fayum kommen.

Erst nach der Abendtafel belebt sich unser Palmengarten wieder, aber nur flüchtig, denn die meisten Gäste gehen entweder nach Tische noch einmal hinaus in die italienische Oper, in's französische Schauspiel (was wir beides während der Wintersaison der Municifenz des Vicekönigs zu verdanken haben) oder in irgend ein Café Chantant, deren es in Kairo mehrere giebt und wo man leidliche deutsche Musik hört. Viele von den Hotelbewohnern, und unter ihnen namentlich die Brustkranken, ziehen sich bereits früh in ihre Zimmer oder in den Kiosk zurück Und doch wird gerade unser Palmengarten in der späten Abendstunde so schön, und wenn eine Vollmondnacht von der nahen Wüste heraufzieht, wird ein vollständiges orientalisches Märchenbild daraus. Der Mond ist hier wirklich anders als bei uns im Norden, denn er gießt eine Lichtfülle vom Himmel herab, wie wir sie daheim auch in den klarsten „Winternächten" nicht kennen, und dann hält uns ja gerade in solchen Nächten die Kälte ängstlich an die geheizten Zimmer gebannt.

Die Palmen scheinen höher geworden zu sein und ganz in Silber getaucht, sie zeichnen ihre langen gefiederten Schatten scharf auf den blendend weißen Kiesweg, und auf allen Blättern der anderen Bäume liegen helle Silberfunken. Dazu ist der Himmel nicht dunkel wie bei uns, sondern topas- oder opalfarbig, und die Sterne glänzen daran wie Flittergold. Es sind jedoch nicht die „Millionen Sterne", denen wir immer in den Schilderungen der Vollmondnächte begegnen, denn der Mond läßt nur Sterne erster und zweiter Größe hervortreten, aber die aus ihnen bestehenden Sternbilder sind um so deutlicher und schöner. Im Süden schimmert sogar der allen Sternfreunden bekannte Canopus mit seinem wechselnden röthlichen und bläulichen Lichte, es ist der erste Gruß aus dem eigentlichen Tropenlande, der uns auch die Nähe des südlichen Kreuzes verbirgt. Mit dem magischen, silberweißen Lichtglanz, in den der ganze Garten getaucht ist, bilden die erleuchteten Fenster ringsum und der gashelle Kiosk in der Mitte einen eigenthümlichen Contrast — Das erinnert an jene Nächte in den Haremsgärten der Moslims, von denen uns Scheheresade erzählt; hier fehlen nur die Marmorbecken mit dem plätschernden Springbrunnen, die mit türkischen Teppichen belegten Divane, und vor Allem die verhüllten Frauengestalten in golddurchwirkten Seidengewändern, die nur vor ihrem Herrn und Gebieter den Schleier zurückschlagen — der Mond ist in dieser Beziehung gut daran, denn er darf auch zuschauen, weil sich auf ihn das strenge Haremsverbot nicht erstreckt.

Ein schwirrender Lärm über mir weckt mich aus diesen Träumereien, es sind zwei Fledermäuse, aber von der großen Vampyrenart, die, von dem Gaslicht des Kiosks angezogen, in den Zweigen der Nilakazie, unter welcher ich sitze, herumflattern. Sie bleiben dort wie ein schwarzer Klumpen hängen, und glücklicherweise wissen die gegenüber wohnenden Ladies nichts davon, sonst würden sie gewiß hastig ihr Fenster schließen, obwohl die Thiere ganz harmlos sind und sich niemals in die Zimmer hineinwagen.

Immer schweigsamer, aber auch immer glänzender und märchenhafter sinkt die Nacht herab; Mondlicht und Sternenflimmern und die weiche, milde Luft wiegen die Seele ein zu Schlaf und Traum, und am liebsten brächte

ich die ganze Nacht hier unter den Palmen zu. Aber wie man nicht ungestraft unter ihnen wandelt, so darf man auch nicht unter ihnen im Freien schlafen, man würde sonst die Poesie des Abends leicht mit einer Erkältung am andern Morgen bezahlen.

Da ruft vom nächsten Minaret, das sich zwischen zwei Palmenkronen wunderbar scharf und schlank am durchsichtigen Nachthimmel abzeichnet, der Mueddin (der Moscheediener) mit lauter Stimme zum letzten Abendgebet. Sein einförmiger Gesang hat etwas ergreifend Feierliches: „Gebet ist besser denn Schlaf! Allah ist groß! Ihm gebührt die Herrschaft und der Preis! Allah il Allah!“

Und wie ich nun aufbreche, um in mein Zimmer zu gehen, und noch einmal hinausschaue zu dem wirklich unbeschreiblich schönen eyptischen Himmel, sehe ich zwei zarte, lichtweiße Wölkchen, die ich vorher nicht bemerkt hatte. Sie stehen in der Nähe des Orion, der wie Brillanten blitzt, und ich möchte ihnen Schwingen leihen, um sie nach Norden zu senden, über die Wüste und über das Mittelmeer, über Italien und bis an den Rhein und ihnen den Herzenswunsch mitgeben: „Grüßet mir freundlich mein Heimatland!“

Ein Schloß am Main.

Von M. von Humbracht.

In einer der reizendsten Gegenden Oberfrankens, wenige Stunden von Bamberg entfernt, liegt die ehemalige Benedictinerabtei Banz, die jetzt seit länger als einem halben Jahrhundert den Namen Schloß trägt und eine der Sommerresidenzen des Herzogs Max in Bayern ist. — Der stattliche Bau erhebt sich auf der Kuppe eines circa fünfhundert Fuß hohen Berges, der theilweise bewaldet ist und dicht am Ufer des Mainstroms aufsteigt. Ueber dem großartigen Baucomplex streben hoch und majestätisch die Thürme der Kirche empor, die als eine der schönsten und prächtigsten alter Abteien gilt. Sie verleihen dem Schloß auf dem Berge etwas überaus Imposantes und repräsentiren gewissermaßen noch immer die Zeiten von Banz, die zu seinen vergangenen und wol nie wiederkehrenden gehören . . .

Die Entstehung von Banz verliert sich in der fernen und etwas dunklen Vorzeit. „Castrum principale", auch „das neunthürmige Banz" wird der Bau auf dem Berge in alten Urkunden genannt. Namen und Wappen der Begründer, der Grafen von Banz, weisen einzelne Forscher seit 1025 nach, Andere geben dem Geschlecht sein Bestehen um ein Jahrhundert früher. Nur darin stimmen Alle überein, daß das Castrum principale im Jahre 1096 durch eine Gräfin Albederada von Banz in ein Kloster umgewandelt und durch den Bischof Adalbert von Würzburg bestätigt und eingeweiht worden sei.

Im fränkischen Bauernkriege so wie auch im Dreißigjährigen ereilten Banz die Geschicke, welche fast allen Klöstern in Franken in jenen Zeiten zu Theil wurden Zweimal durch Kriegshorden zerstört und verwüstet — von Feuersbrünsten außerdem noch heimgesucht, erstand die alte Abtei nach allen Unglücksfällen nur immer schöner und herrlicher und wurde zuletzt durch den Baumeister und Künstler Leonhard Dinzenhofer aus Bamberg in der Großartigkeit und Pracht aufgeführt, die uns noch heutzutage dort vor Augen tritt und jenes Schloß auf dem Berge zu einem der Hauptjuwele Frankens erhebt.

Als Krone von Banz wird jeder Naturfreund die Terrassen erachten. Das lieblich schöne Mainthal liegt da in einer Ausdehnung von zwölf Stunden vor uns und welch' köstliche Aussichtspunkte — welch' reizende Fernsichten bietet die weite Landschaft! Diese Terrassen und der ehemalige „Recreationsplatz der Mönche", ein Platz auf dem höchsten Gipfel des Banzberges, liefern einen Beweis für die Behauptung, daß die Klöster meist an den Stätten der Erde begründet wurden, die man paradiesische zu nennen pflegt.

Kunstsinnige und kluge Aebte sorgten in Banz nicht allein für eine prachtvolle äußere Ausstattung ihres Klosters, sie sammelten dort auch Schätze an, die ihr stilles, einsames Asyl auf dem Berge immer berühmter und zu einem eben so gesuchten wie lehrreichen Aufenthalt für studirende Mönche anderer Orden und Männer der Wissenschaft machten. — Einer

reichhaltigen und äußerst werthvollen Bibliothek schloß sich eine Sammlung alter, seltener Münzen an und ein Naturaliencabinet, in welchem Petrefacten den Vorrang behaupten. Jene durch lange und viele Jahre in Banz angehäuften Schätze der Benedictiner kamen bei der Säcularisation des Klosters, im Jahre 1803, theils nach München, theils in andere große Städte Bayerns.

Aus der Banzer Abtei, in der sich über sieben Jahrhunderte der Orden der Benedictiner erhielt, gingen viele bedeutende Männer und Gelehrte von großem Ruf hervor. Auch die Literaturgeschichte bewahrt mehrere Namen, die dort lebende Mönche einst trugen. Durch diese gelehrten Mönche mehrte sich der Ruf und Ruhm der Abtei derartig, daß der fränkische Adel, so wie Viele aus dem Volk, es mehr und mehr als Ehrensache betrachteten, ihre Söhne dort erziehen und ausbilden zu lassen. — Verschiedenen dieser ehemaligen Klosterschüler wurde das stille, geistliche Asyl so lieb, daß sie sich späterhin in der Welt so heiß dahin zurücksehnten, um endlich selbst dem Orden beizutreten und in Banz ihr Leben zu beschließen. — Andere wieder vermachten ihr Hab und Gut der Abtei und benannten in ihren Testamenten die Zeit, die sie da verlebt, als die glücklichste, friedlichste und schönste ihres Erdendaseins. Banz galt bei seiner Aufhebung als Kloster nicht nur für eine der berühmtesten Abteien, sondern auch als eine der reichsten.

Unter den Zerstörungen, die der Ort erlitt, wird hauptsächlich eine zur Zeit der Säcularisation beklagt: die der berühmten alten Kirchenglocken, die man als Metall verkaufte. Der Ruf ihres vollen, harmonischen Klanges hat sich bis zur Stunde in unverminderter Kraft im Munde des Volkes erhalten — ist sogar zur Sage geworden, die dahin lautet: in früher Morgenstunde und auch mitunter spät am Abend töne leiser Glockenschlag wie Klage oder Weheruf durch Oberfrankens Land.

Die Kirche weist in Bau und Ausstattung eine gleiche Pracht auf wie der übrige Theil der einstmaligen Abtei. Unter ihren werthvollen Alterthümern ragt die Arbeit an den Chorstühlen hervor: eine überaus schöne und kunstvolle Einlegung mosaikartig zusammengefügter Theile, Scenen und Bilder darstellend, dem Leben des heiligen Bonifacius entnommen.

Als ein Kunstwerk ist auch die Orgel berühmt. Mir fiel nur ihr wundervoller Ton und Klang auf. Es ist von ergreifender Wirkung, durchbrausen und durchfluthen die Melodien eines Chorals oder das Hallelujah einer Messe das alte schöne Gotteshaus — es ist ein Reiz ganz unsagbarer Art, diesen Tönen zu lauschen, weilt man in der Frühe eines sonnenhellen Sommermorgens auf der Terrasse oder sitzt man im Dämmerlicht des Abends an dem stillen herrlichen Platz und hört sie in gedämpften Lauten hinausklingen in's Freie — verhallen und verklingen in jener zauberhaft schönen und poetischen Umgebung, die das Meer solcher Töne ja einst tausendfach in sich aufgenommen hat!

Unter den Reliquien und Alterthumsschätzen, an denen die Banzer Abtei so reich war, nahm ein Stück stets die Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch. Es war ein Meßgewand, verfertigt aus dem blutigen Sterbekleid der schönen, unglücklichen Maria Stuart.

Den Banzer Klosterberichten zu Folge kamen nämlich all' die Sachen, welche Maria Stuart bei ihrer Hinrichtung trug, durch ihre nach Deutschland eingewanderte letzte Dienerschaft zu Hamburg in die Hand des damaligen Bischofs von Bamberg. Er erstand sie um hohen Preis und schenkte

sie seinem Freund, dem Abt von Banz, der ihm als ein Verehrer und Sammler werthvoller historischer oder auch interessanter, erinnerungsreicher Gegenstände bekannt war.

Viele, die noch leben, haben das Meßgewand gesehen; denn Banz war nach seiner Aufhebung als Kloster nicht nur Jedem zugänglich, der die Abtei besichtigen wollte, es blieb auch als Schloß des Herzogs in Bayern eine viel und gern besuchte Stätte, deren Betreten Niemand gewehrt wird. — Jetzt ist dies Meßgewand nicht mehr in Banz und Keiner weiß anzugeben, wo es geblieben oder wohin es gekommen ist! — Es wird nur mehr aus der Erinnerung von Denen, die es noch sahen, dahin beschrieben: es sei ein schwarzer, sehr schwerer Seidenstoff gewesen, reich mit goldenen Palmen und Ranken durchwirkt.

Die Folge einer Nachfrage, die ich 1871 deshalb in München stellte, war eine interessante Gegenfrage: „ob ich in Franken, bei Erwähnung jenes Sterbekleides, nicht von einem kostbaren Spitzenschleier der Maria Stuart gehört habe, der ebenfalls nach Banz gekommen und dort aufbewahrt sei?" — Eine weitere Mittheilung über die Sache lautete dahin: „Uralte Spitzen, von so wunderbar feinem und seltenem Gewebe, daß sie wol einstmals Eigenthum einer prachtliebenden Königin hätten sein können, so alterthümlich zugleich, um ebenfalls jener fernen Zeit zu entstammen, wo Maria Stuart lebte und starb, seien vor Jahren in dem verborgensten Winkel einer bis dahin nie durchstöberten Rumpelkammer des Banzer Schlosses gefunden worden. Man habe keinen andern Anhalt für diesen kostbaren Schatz einer eleganten Frauentoilette gehabt, als daß dieser lange und weite Spitzenschleier einst Klostereigenthum gewesen; daß er ein Stück der interessanten Sammlungen gebildet, an die sich historische oder bedeutende Erinnerungen geknüpft und an welchen die Banzer Abtei so reich war. — Bei Auffindung des Spitzenschatzes hätte man nun gleich angenommen, er sei aus besonderen Gründen wol einstmals versteckt, als das Kloster aufgehoben worden und fügte bei: die Möglichkeit läge vor, wenn die Sterbekleidung der Maria Stuart nach Banz gekommen, daß das alte Spitzengewebe der Schleier gewesen wäre, den sie bei ihrer Hinrichtung getragen."

Die Banzer Klosterabtei war zur Zeit des Spitzenfundes längst Eigenthum des Herzogs Max in Bayern. Seine Tochter Marie stand gerade an der Schwelle jenes Königsthrones, den sie sich später mit so großer Energie und seltenem Muth zu erhalten suchte. Für diese junge Königsbraut verwendete man die im väterlichen Schloß entdeckten Spitzen zu einem Festgewande. Es wurde ein Prachtanzug, der wegen seines eigenthümlichen und alterthümlichen Gewebes, wegen seiner Feinheit und Zartheit, große Triumphe feierte.

Das Sterbekleid Maria Stuart's verschwand spurlos aus Banz; der Spitzenschleier — das Festgewand der Königin beider Sicilien — hatte ein ähnliches Schicksal, wie das alte interessante Meßgewand: es verlor sich unter den die Toilette der Königin verwaltenden Händen einer italienischen Zofe.

Banz hatte nach seiner Aufhebung als Kloster sehr prosaische Geschicke. Den stattlichen und stolzen Bau bedrohte schon ein ähnlicher Verfall, eine gleiche Verwüstung, wie sie manchen alten Prachtdenkmälern alter Baukunst in Franken zu Theil wurde. Da kam Banz in andere und bessere Hand. Der zu Bamberg residirende Herzog Wilhelm in Bayern erstand 1814 das Kloster auf dem Berge. Da er ein eben so kunstsinniger wie kunstverständiger

Herr und Fürst war, hielt er das erworbene Baujuwel in Ehren und that Alles zur Erhaltung und Verschönerung der alten Abtei, die nun den Namen „Schloß“ erhielt. Er erwählte Banz zu seinem beständigen Sommeraufenthalt und fand dort auch später in jener von ihm errichteten Familiengruft seine ewige Ruhestätte.

In dem ehemaligen Abts- und Conventsbau, wo jetzt die Wohnungen für die herzogliche Familie eingerichtet sind, vergißt sich die Klosterzeit völlig. Man durchschreitet dort Enfiladen der prächtigsten Zimmer und Säle und nur der sogenannte „Familiensaal“, die Perle aller Räume im Schloß, blieb in Form und Anlage unverändert. Zur Klosterzeit hieß er „Kaisersaal“. Die Bilder der deutschen Kaiser waren dort in ähnlicher Weise aufgestellt, wie im Kaisersaal des Römers zu Frankfurt am Main. Die Aussichten, die sich aus seinen Fenstern bieten, schließen sich denen von den Terrassen aus an und durch diese Lage ist er gewissermaßen die Krone aller Säle in deutschen Fürstenschlössern. — Außer Familienportraits enthält der Saal jetzt große Wandgemälde, Scenen und Ereignisse darstellend, die in jene graue Vorzeit zurück gehen, wo den Gipfel des Banzberges das Castrum principale krönte, welches die fromme Gräfin Albederada in ein Kloster umwandelte und wo sich die poetischen Licenzen der Sage und Tradition mit den durch Documente verbrieften Thatsachen der Geschichte in anmuthiger Weise vereinen.

1834 kam Banz in den Besitz seines jetzigen Herrn, des Herzogs Max in Bayern. Er hat nicht allein sehr zur Verschönerung im Innern des Schlosses und dessen Umgebung beigetragen, er eröffnete dort auch wieder der Kunst und Wissenschaft eine Stätte. — Garten und Park, bis zum Fuße des Berges sich jetzt hindehnend, umweht an manchen Stellen noch jener stille Zauber von Poesie und Romantik, welchem Geist und Phantasie sich an derartigen Klosterstätten so leicht und gern hingeben. Er streift auch noch über jene alten Terrassen hin, die schon so lange kein Mönch mehr betrat. Dennoch bleiben die Benedictiner in Banz unvergessen und sie treten dann vorzüglich vor unser Geistesauge hin, dringt Orgelklang aus ihrer alten schönen Kirche und mischt sich das Abendläuten aus dem nahen Wallfahrtsort von „Vierzehnheiligen“ mit diesen Tönen und verhallenden Accorden.

Die Aussichten von beiden Terrassen können sicher den schönsten Landschaftsbildern an die Seite gestellt werden, die unser deutsches Vaterland in so reicher Menge bietet. Von ganz eigenartigem Reiz ist der Blick auf die basaltenen Felsenmassen des nahen Staffelberges, den seine Versteinerungen zu einem sehr berühmten Berge machten. — Umflossen von grauen Wolkengebilden, bei Sturm und Regen oder unter den wechselnden Lichtreflexen eines Gewitterhimmels, ist sein Anblick von wahrhaft phantastischer und wunderbarer Schönheit.

Wie lieblich und anmuthig dagegen die Punkte in dem weiten Panorama, wo das Auge bald auf jenen einzeln und verstreut daliegenden Häusern und Gehöften ruht, die entweder malerisch der schlanken Erlen tiefes, dunkles Grün umkränzt, oder welche anmuthig im Schatten eines hohen Buchenstandes lehnen; dann jene Bilder, wo Dörfer nah und fern aus reich gesegneter Felderflur auftauchen, ein saftig grünes Wiesenland die Wellenform der Hügel deckt und überall die blaue oder schimmernd helle Silberfluth des Mainstroms durch die blühenden Lande zieht.

Die eine der Fernen schließt Bambergs Höhenzug in köstlich geschwun-

gener Linie ab und wie ein Wolkenbild erscheint die „Altenburg", die einer jener Berge auf der Spitze trägt.

In entgegengesetzter Richtung erheben die dunklen Tiefen des Thüringer Waldes die Grenzen, wo Coburgs und Meiningens liebliche Landesstrecken sich dehnen

Von großem Reiz beschrieb man uns den einsamen Vordergrund der Landschaft, wenn eine der zahlreichen Processionen nach Vierzehnheiligen die Gegend belebt. Es ist ein altberühmter Wallfahrtsort, Banz gegenüber gelegen, dessen hübsche Kirche einen überaus malerischen Aussichtspunkt gewährt und eine Zierde des Mainthals ist.

Den jetzigen Bewohnern von Banz gilt der Frühling als die Glanzepoche der Gegend. Eine alte Klosterschrift aber hebt die Reize des Winters hervor — sie schildert die Abtei am schönsten im Schnee und wenn bei einem Sonnenuntergang die Farben des Abendlichtes dem todten Bild ein tausendfaches Leben geben.

Wer nun das Landleben auch genauer von der Winterseite kennt und namentlich Frankfurt zu jener Zeit sah, wenn die Natur für todt und erstorben gilt und dann nur einmal, unweit Oberrad, am linken Mainufer stand, wenn die Sonne in ihrem glühenden Farbenreichthum unterging: der wird vielleicht dem alten Klosterbruder Recht geben. Wer sah das märchenhafte Bild, ohne zu denken: was ist des Sommers vielgespriesene Schönheit gegen solche Pracht des Winters? Kaum daß die Sonne sinkt, so zeigt des Horizontes weite Wölbung ein wahres Wunderreich an Farben. In Gold und Purpurflammen ist der ganze Himmel eingehüllt — nur hie und da ein Streifen lichten Aethers, dessen zartes Blau zur Farbe des Smaragds hinüberspielt. Der Landschaft weite weiße Fläche ist plötzlich tausendfach durchstreut mit leuchtenden Reflexen. Jeder Eisscholle des Mains, die langsam auf dem Strome treibt, ist eine purpurne Farbe gegeben, die gleichsam ruht auf schwerem Bande von mattglänzendem Silber und Alle ziehen dahin, der Kaiserstadt mit ihrem Krönungsdom entgegen, der ernst und dunkel sich vom goldenen Abendhimmel abhebt. Und diese Kaiserstadt selbst erglänzt wie eine Wunderstadt der Sage — ein jedes Haus an ihrem Ufer — die lange Linie des Mainquais erstrahlt in jenem Strom des flüssigen Goldes, den in verschwenderischer Pracht der Sonne glühender Strahl in alle Fenster trägt — die Erde ist dem Himmel gleich in solch' ein Meer von Gluth und Glanz getaucht, daß den dunkelsten Baum ein lichter Schein umfließt — daß das schlichteste Haus ein Zauberpalast erscheint. Und um dies leuchtende Bild voll flimmernden Krystalls und schimmernden Goldes, schließt die Kette des Taunus und der Höhenzug des Rheingaus den Rahmen — ein Kranz von Bergen, der in seinem lila Dufte wie aus Amethyst gebildet ist.

Zu solcher Winterzeit steht Banz jetzt vereinsamt — im Sommer dagegen ist das Schloß sehr besucht. Dichter, Schriftsteller, Künstler und Gelehrte, so wie ein Heer von Touristen zieht ein und aus durch die prachtvollen Portale der alten Abtei.

Die Einen lockt die Natur, die Andern fesseln die Sammlungen. Wer sich für antideluvianische Thiergenerationen interessirt, kann im Banzer Schloß vielleicht ausgiebigere Studien machen, als an hundert anderen Orten, wo man Petrefacten sammelte. Das Interesse des Laien weckt der ungewöhnliche Umstand, daß all' Das, was wir sehen, in der nächsten Umgebung von Banz aufgefunden wurde. — Ein Blick in's Freie zeigt uns das Terrain, dem man

die Schätze entnahm und wo man fort und fort neue Versteinerungen auffindet. Wer eine nur einigermaßen lebendige und thätige Phantasie hat, der sieht nun sicherlich in jenem Thale, wo jetzt die lieblichsten Bilder sich einen, das verheerende Wellenmeer der Sündfluth heranbrausen, von der uns die Bibel berichtet und dessen Strömung in sich getragen, was nun der Forschergeist nach Jahrtausenden wieder den Tiefen der Berge und dem Schooß der Erde entriß und zum Licht befördert.

Eine andere interessante Sammlung in Banz ist die „orientalische". Sie ist der Ertrag einer Reise des Herzogs, und den Sagen verschiedenster Art schließt sich in hübscher Weise ein Cyklus von Gemälden an, gewissermaßen die Heimatstätten all' der Dinge repräsentirend, wo sie im Orient gesammelt wurden.

Der Schloßherr von Banz ist übrigens in Franken ebenso beliebt und bewundert, wie im Bayrischen Gebirge. Sein einfaches, leutseliges Benehmen gewinnt ihm die Herzen überall. Seine Liebe zur Natur, seine Vorliebe für einsame Wanderungen, brachten ihn vielfach mit Menschen und Reisenden in Verbindung, die sonst vielleicht wenig eines Fürsten Pfad kreuzen. Der anmuthigen Geschichten giebt's gar viele, wo der Herzog Max, wie der verkleidete Prinz im Märchen, Erlebnisse in Wald und Bergen, auf Flur und Feldern hatte und wo er sich durch Liebenswürdigkeit und Anmuth, wie auch gar häufig durch echt fürstliche Großmuth unauslöschliche Erinnerungen schuf.

Eine seiner einsamen Wanderungen wurde in seiner Jugend verhängnißvoll für sein Leben und seine Zukunft. Er begegnete da zwei selten schönen, unbekannten, jungen Damen. Es waren die Töchter des Königs von Bayern, die spätere Königin Elisabeth von Preußen und deren jüngere Schwester. Sie hatten sich zu weit hinausgewagt in der Umgebung Tegernsees, und in Wald und Berg verirrt, eine Richtung eingeschlagen, welche sie vom bekannten und betretenen Terrain völlig abgetrennt. — Der Herzog, nach seiner Gewohnheit ohne Begleitung die einsamsten Gegenden durchstreifend, wurde der unbekannten Damen Führer und Retter. Als sie schieden, fühlten Zwei der kleinen Gesellschaft, daß der Weg ausschlaggebend für ihr Schicksal und ihr Glück geworden; sie hatten den rechten Weg im Waldesdunkel wiedergefunden, aber sie hatten ihr Herz und ihre Ruhe verloren. Ein Gott war aber diesen jungen, plötzlich so laut schlagenden Herzen gnädig. Als sich Beide späterhin bei einem Hoffest wiedersahen, erkannten sie einander mit heimlichem Jubel und Entzücken wieder. Wie in einem gut endenden Roman waren die Schicksalsfäden von Held und Heldin zusammengewoben — sie standen sich als ebenbürtig gegenüber: der rettende Jäger aus den Bayrischen Alpen und die verirrte fremde Dame. Der junge, ritterliche Herzog warb dann auch nicht vergebens um das schöne Königstöchterlein.

Diese Begegnung im einsamen Gebirge ist der Gegenstand eines der hübschesten und interessantesten Bilder im Schloß zu Tegernsee, denn man sieht dem Gemälde sofort einen anmuthigen und glücklichen Herzensroman an. — Auf der Banzer Terrasse, wo jeder Fremde sicher einen langen Ruhepunkt auf seiner Reise macht, wird uns die kleine Geschichte aus dem Leben des jetzigen Besitzers der Abtei auch erzählt und man bedauert am Schluß nur, daß die Frau Herzogin seit lange das alte Castrum principale der Gräfin Albederada von Banz so stiefmütterlich behandelt — daß sie ihre ganze Liebe zur Natur Schloß Possenhofen am Starnberger See zu

Theil werden läßt und das köstliche Bergschloß in Franken fast immer vereinsamt steht!

Auch andere Herzensromane mit weniger guten Schlüssen hören wir auf der Terrasse von Banz: von trostlosen Leben und Geschicken einzelner Mönche, die in ihrem Asyl des Friedens niemals Frieden und Ruhe mehr gefunden! Wo fehlt es aber überhaupt an harten, schweren Kämpfen, wo Leben sich regt, wo viele Menschen wohnen!

Unsere Zeit will überhaupt vom Klosterleben nicht viel mehr wissen und Mancher sieht's sogar einzig als ein faules, gedankenloses und entsetzliches Dasein an. Ueber erstern Vorwurf stehen die wissenschaftlich reich ausgebildeten Mönche der Banzer Abtei erhaben da. — Man rühmt ihnen auch noch jetzt in Franken ein segensreiches Wirken, ein aufopferndes Handeln bei Noth und Tod nach und dies Lob wahrt ihnen auch noch bis zur Stunde ein treues Erinnern in der Gegend, wo ihr Kloster nun schon seit siebzig Jahren nicht mehr besteht und der Klang ihrer Kirchenglocken bereits in das Reich der Sage überging.

Die Bilder aus der Banzer Klosterzeit weichen aber auf den Terrassen doch bald wieder denen, die das Fürstenschloß vor unser Geistesauge stellt. In früheren Jahren war die alte Abtei nämlich häufig die Sommerresidenz des Herzogs Max und seiner Gemalin. All' ihre Kinder spielten auf diesen Terrassen und belebten in anmuthiger Weise die einstmals so stillen und geweihten Stätten des geistlichen Asyls. — In welch' bunten, mannigfach verschlungenen Fäden liegen die Geschicke dieser herzoglichen Kinder vor uns, deren Lebensereignisse in unsere Zeit fallen — sich so zu sagen unter unseren Augen aufrollten und fast bei Allen bereits zu festem Abschluß gelangten. — Das glänzendste Loos wurde unter den Töchtern der Prinzessin Elisabeth zu Theil und vielleicht war's ein glückliches Erbe, daß auch bei ihr eine flüchtige Begegnung entscheidend für ihr Leben wurde! — Bekanntlich sah sie der jugendliche Kaiser von Oesterreich kaum in Ischl, als seine Wahl auch schon getroffen war. Mit sechzehn Jahren ward ihr ein Kaiserthron zu Theil und außerdem hatte sie das Glück, ganz nach Neigung vermält zu werden. Das bewegteste Schicksal unter den herzoglichen Kindern hatte die Prinzessin Marie, jene junge, energische Königin von Neapel, die so muthvoll die Rechte ihres wankenden Thrones zu wahren suchte.

Unter den Söhnen des Herzogs handelte der Aelteste als echtes Kind unseres neunzehnten Jahrhunderts. Ueber die Herzogskrone schritt er hinweg und trat an den Traualtar mit einer bürgerlichen Künstlerin. — Sie war aus Augsburg, jener Stadt, die schon Jahrhunderte zuvor den Herzen junger Fürstensöhne Gefahr brachte. — Man erinnere sich nur an Agnes Bernauer und die reizende Philippine Welser. — Dem Herzensbund des jungen Herzogs von Bayern fehlen aber — Dank unserer Zeit — jene dunklen Schattenstriche, welche das Liebesglück der anderen Fürstensöhne verfinsterten und es ist in Wahrheit ein angenehmes Zeitbild, ihn so völlig unangefochten von seinen Verwandten zu wissen, aus deren Kreise ihn Keiner deshalb ausstieß und mit denen Allen er im freundlichsten Verkehr blieb. Einem einfachen Privatmann gleich kann man ihn häufig mit Weib und Kind auf Münchens Straßen und Promenaden sehen und die Ehrerbietung, mit der das Publicum ihn grüßt, mahnt einzig an die Herzogskrone, die er aufgab.

Der jüngere Bruder dieses freidenkenden Mannes, der Herzog Karl

Theodor, welcher sich vor Kurzem den Doctortitel auf medicinischem Gebiet errang, traf seine Wahl unter Deutschlands Königstöchtern. Er vermählte sich mit der Prinzessin Sophie von Sachsen. Leider mußte sie so früh die Erde verlassen. Sie starb im März 1867, im Alter von einundzwanzig Jahren und wurde in der herzoglichen Familiengruft zu Banz beigesetzt.

In dieser Banzer Fürstengruft befindet sich eine Grabstätte, an der kein Besucher theilnahmlos vorübergehen wird. Es ist die Grabstätte eines französischen Officiers, des General Berthier. Bekanntlich war er der Sohn eines Ingenieurs. Seine strategischen Talente bahnten ihm eine gute Carrière an, welche er unter Napoleon dem Ersten mit Glück fortsetzte. Er wurde Reichsmarschall und erhielt den Titel eines Fürsten von Wagram. Ihn sandte Napoleon nach Wien, dort seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers zu vollziehen und für ihn selbst erwählte Napoleon die Tochter des Herzogs Wilhelm in Bayern zur Gemahlin. — So glänzend Berthier's Lebenslaufbahn, so tragisch wiederum sein Ende: er stürzte im Bamberger Schloß, wo er bei seinem Schwiegervater lebte, am 1. Juni 1815, vom Balkon herab und fand einen schnellen Tod. Der Anblick russischer Truppen, die er sah, soll die Veranlassung gewesen sein und man weiß nur nicht, ob Schmerz und Verzweifeln ihn zu einer übereilten That getrieben oder aber, ob eine Unvorsichtigkeit den Sturz veranlaßt hatte.

Wer in den Jahren 1870 und 71 jene Grabstätte Berthier's in Banz sah und daran dachte, wie Napoleon der Erste in Deutschland gehandelt, wie er außer deutschem Land und deutschen Soldaten noch für sich und seine Getreuen die Töchter deutscher Fürsten beansprucht und was Alles einst der Sieg der französischen Waffen an Schmach und Elend über die deutsche Nation gebracht — der konnte sich wol kaum innigen Dankes erwehren, daß es nun so anders geworden und der Zeiten ewiger Wechsel und Wandel endlich Ausgleich und Vergeltung gebracht hat.

Reuterstückschen.

Wenn ener ene woare Geschicht' vertellen will, denn hürt sick't, dat he anfängt: „Doa wier mal." Min Geschicht is ok woar.

Also: Doar wir'n mal en Mann un ene Fru, de wullen tosam up Reisen gahn. De Fru wier ick; wer de Mann wier, dat segg ick nich; äwer min Mann wir't, de Preiste hart seggt, un de müß't weten.

Reisen is schön, äwer am schönsten is't doch, wenn twei jung' lustig Minschen tosam sünd, de sick äwer nix argern, un ümme eene Ansicht hebben; denn nix stürt dat Vergnäugen mier, as wenn een „hü" will, wenn de anne „hott" möcht.

De irst Rast höllen wi in Eisenach; äwe doar gefööll uns dat glik so god, dat wi ne Tid lang sitten bliwen wullen. Wie fünn ok ne lütte Hüsung, akkrat as 'n Vagelbuurken, un tröken mit Sack und Pack doar rin. Dat Hus leg an 'n Anfang von denn Barg, wo de olle Wartburg up de bäwerst Spitz steiht; un vör uns, na dei anne Siet, leg de Stadt mit all de lütten windschewen Hüs', de so fit sün, dat en binah in den Schostein kiken kann, wenn he sick 'n beten up de Tehn reckt. Aewer natürlich giwt dat doar ok grötere Straten mit bäte Hüs' un an de Barg rundüm sün väle schöne „Villas" as dat hüt to Dag heit, un wenn dat Dings man jüst vier Wänn un 'n Dack hätt. Aewer dat schadt' nich, wenn 't vorn Dur is, möt 't ne „Villa" sin; dat hört sich doch na wat an.

Een dervon wir äwer 'ne richtige feine Villa, mit 'n lütten Thurn un Balkongs, un een Goarn ründüm mit schöne Blomen un Böhm, un mit Treppen un lütte Waterkünst. Ick har 's all oft ankeken un bi mi dacht, wer doar woll wohnen dehr. Aewer dat wier, as wenn dat Hus leerig stünn; sin Dag wier doa keen Minsch to seihn, as af un to een ollen Mann mit een düstern Rock, de na de Blomen kek. Een Sündag stünn wi an't Finster un freun uns äwer dat schöne Wäre, doa wat mit ens en groten Larm und Geschrie, un as wi recht tokieken, kümmt een groten Troß Minschen de Strat entlang; an dat grise Tüg un de grönen Büsch up de Mützen kennten wi gliek dat dat de Berliner Turners wieren, de nach Eisenach kamen süll n. Vör de schöne Villa bleven se hollen; doa stünn werre de oll Mann mit den düstern Rock un 'n grisen Boart, un een von de Turners höll 'ne Rehr. Wat he sähr, verstünn ick nich — un as se ut wier, reten 's all de Mützen von 'n Kopp un schriegen luthals: hoch, hoch und abermals hoch. Un de olle Mann wink mit de Hand un dienert' un nickköppt, un dunn schriegen se ümme duller un toletzt tröken se langsam af, up de olle Wartburg rup.

„Wen mag dat schöne Hus tohüren?" frög ick unsen Wirth.

„Dat weitens nich?" sähr de Mann un kek mi gans mitleidig an, „dat 's ja Fritz Reutern sin."

Dat Fritz Reuter in Eisenach wahnt un sick doa en Hus bugt har, dat wüßt' ick, äwer dat min oll berümhten Landsmann so 'n nüdlich Schlot hätt — dat har'k nich dacht!

„Olling", segg ick to min'n Mann, „wat meenst Du, wi sün Mekelnbörger; Vadder het mi seggt, ick süllt ok jo un jo nich vergäten, un grüßen sin oll Fründ Reuter von em; — wi künn' em eens bisäuken."

„Wat föllt Di in, Kinning", seggt min Mann, „dat geit nich — se let uns nich rin."

„Wat ward se nich", segg ick, „se is nich so bös, un wi willn ja nix von em! Sin Bild hew wi, un Stammbäuke sün nich mihr Mod — wi grüßen ja blot dat Handwerk."

„Schön", seggt mi Mann, „äwer ick frag' em toirst."

So würt makt. He frög an un't duurt nich lang, so käm de Antwurt von den'n ollen goden Mann sin egen Hand. Un en goden ollen Mann fünn' wi, as wi hengüngen, mit 'n grisen Boart; een beeten krumm höll he sick un de Hänn bewerten em wat; äwer de Ogen keken uns so frünlich an, un he strak mi äwer und sähr: Min oll lütt lew' Fru to mi, un ick müßt mi upp'n Sopha bi em dal setten. Un se wier eben so frünlich as he; un wenn se nich jeden rinn leht, so har se gans Recht, denn de Lühr lepen ehr dat Hus bal in, un dachten se künn'n denn ollen Mann ankieken, as se upp een anne Flach dat Kalw mit de sief Been ore dat Kind mit de twee Köpp ankeken hebben, blos dat se dat hier umsünst harrn.

Se het mi vertellt, an een Dag in'n Sommer wiern eens hunnerttwintig Frömm' dor west; de har 's äwe nich rin laten.

Hübsch wier't in de Villa, dat möt woar sin, und de Möh wihrt, rin togahn. Sin Stuw wier recht, as 'n sick 'ne Stuw denkt, wo ene in Rauh nachdenken un „simuliren" will — grot und hell mit schöne Saken un grote Bille an de Wänn'; he un sin Lewis' wieren ok damang, in Lebensgröt, un se wiern ok recht schön; äwer wenn de Lebennigen doar unne sitten, gefalln een'n de Afbillungen doch nich so recht.

An een Siet wier ehr lütt Wahnstuw', so recht week un warm, un väle Bäuke har's doa in, gans dicht bi em, dat hei's ümme afraupen künn. Eene anne grote Stuw wier as 'n Goarn, mit väle Blomen un Böhm in Pött, un allelei roares Krut. Ehr beiden Staatsstuwen hätt se mi spärehen wiest; dat wier akkrat as 'n lütt „Museum", as dat up hochdütsch heit; äwer dat best doain wier doch Fritz Reutern sin egen Afbild ut Marmor, dat heit, man blot de Kopp; de stünn upp 'n pickswartes Postoment und wier grugelich ähnlich, man blot, dat he süs nich so witt utseeg.

As wir noch so in 'n besten Klönen upp'n Sopha sitten, kloppt dat mit eens gans lising an de Dör, un 'n Mäten steckt denn Kopp rin: „Herr Doctor Reuter süll doch en lütten Ogenblick rute kamen."

He har nich recht Lust, äwe stünn doch up un gung rut; äwer duurt nich lang, is he werre doar:

„Du, Lewis', doa buten is een, de will mi afslut een Rock anmäten — ick bruk keen Rock!"

„Min lew Reuter", seggt se, un grifflacht sick 'n beten, „wat wust Du keen Rock bruken! Dien seihn all lecker ut; uns' Gärtner dreggt sick fine as Du. Gah man rut, dat duurt nich lang!"

He brummelt noch allelei in'n Boart, schöw' sich äwer doch langsam ut de Dör. As he rut wier, enschulligt se sick bi uns, un sähr, „wenn ehr Mann mal eens eenen Rock har, an denn he gewöhnt wier, denn wier he em nich afstocomplimentirn, un se müst em mit Listen beluuren. Se har em ok denn Schniere ärfern Hals schickt; dat wier mal werre de höchste Tied."

He künn sich äwer so bal nich doaäwer tröſten, dat hei een niegen Rock hebben süll . . .

As wi furtgüngen, laden de Beeden uns so fründlich in, werre to kamen, dat wir sehgen, sei meinen dat so; äwer he wür denn ball werre krank un wi seegen em de nächste Tied nich. Blot ich güng noch henn un wenn to ehr un se vertell mi allelei von frühern Tiden; äwer dat kann ick hier nich utposaunen.

Wie wiern all 'n poar Wochen in Eisenach; de Welt würr doa ümme schöner, un de Böhm ümme gröne, un in den'n Gasthusgoarn „to'n Löwen", wo wi to'n Eten güngen, blöhten de Rosen un sungen de Nachtigallen, un kämen alle Dag mier Frömme.

Eins seten wi doar ok un luurten up uns Middag, un de Kellner löppt ümme hen und her un her un hen un röppt: „Gleich, gleich, meine Herrschaften", äber bringt uns nix. Endlich ward minen Mann de Tid lang un he steiht up un seggt: ob se uns nu wat gäben wulln ore nich — süs güng'n wi furt. Mit eens giwt dat in de Lauw doabi enen Bautz up denn Disch, dat de Biergläs' danzen, un 'ne Stimm röppt:

„To'n Donnewette, Du Bengel, hürst Du nich, dat de Herrschaften eten willn! Dat sün min lewen Frünn' un möten god upwoart warn, segg ick Di, verstanden?"

Un toglik kümmt en Herr mit een grisen Boart ut de Lauw rut un stütt't sick upp sin Krückstock up uns to, un sien lütten gälen Affenpinscher trippelt hinne em an. Wi kenn'n em glik, dat de oll Herr, de uns do sin Frünn neunt hett, keen anne as Fritz Reuter wier. He sett' sick bi uns dal un klag' uns, dat he krank west wier, un dat em dat Krüz noch so weih dähr; süs güng't doch werre beter.

Unnedeß bröcht de Kellner in alle Ihl von dat beste wat he har, un so väl, as sin Dag nicht vorher, un wull ok nich mier Geld as süs, dat wi uns binah scheniren dehren, dat to nehmen. Un so blewt ok, so lang wi dor äten.

Fritz Reuter blew bi uns sitten, de Sünn' schien so warm, wi säten in'n Schatten von en poar grote olle Linnenböhm, un dat Vertellen güng ümme lustiger. So spröken wi ok von sin letzten Bisök in Meklenborg — wur he mit so vel Halloh un Himphaup upnahmen wier — un he sähr:

„In Punzendörp — Se as Mekelnbörger möten dat Nest ja kennen — is mi dunn wat Lustiges passirt, dat war 'k Se vertellen. Se weten villicht noch, dat mal vör Joahrn in de Zeitung stahn hat, ick wier dot — 's wier äwerst nich woar. As ick nu in Punzendörp Abends vörn Gasthus ankäm, sün richtig all werre weck doa, de't all ihre wüst harrn as ick, dat ick dor hen käm, un se möken enen groten Larm un Geschrie, un schlepen mi in de Gaststuw' rin: „Fritz Reuter hoch!" — Alles sprüng up, blot en blew sitten, un läs' in sin Zeitung. Ick kenn' em, de Mann har all lang'n Haß up mi, wil ick em in en Gedicht bröcht har. Jereein har em glik rutkennt an sin Redensoart: ꝛc. pp. un in dergleichen Sachen."

Ick sähr Reutern, dat ick dat schöne Led von Lott un de Katt utwennig wüst, un he lacht und segt: „Hürns man wiere to. — Ick güng also up den Mann los un segg: Gun Dag, Herr Penkuhn!" Aber he kiekt mi blot an un seggt: „Het Se de Düwel denn noch nicht hahlt?" — Dat seg he ja sülbn — ick lat em also sitten, un ball wiern wi an'n annern Disch in't beste Vergnögen tosam Herr Penkuhn set achte sine grote Zeitung un rögt

sich nich; äwer ick seeg, dat dat Blatt in sine Hand bäwert, wenn ick wat Lustiges vertellen dehr; äwer he let sich nix marken. As dat spät wür un wi to Bed gahn wulln, steht he mit eens up un kümmt up mi to: „Ick hew hürt, dat Se morgen na Bramborg willen; enen goden Wagen war'n Se nich finnen un mit de Post is dat en leeges Geschäft. Ick führ ok hen, Se känen mit mi führen.“ Und domit güng he ut de Dör. Oll Herr Penkuhn de fürcht't sich nich!

Den'n annern Morgen höll he richtig vör de Dör; ick steg bi em in un he packt mi noch de Föt in'n Fotsack, dat ick warm sitten süll; he har ok enen. In besten Fräden reisen wi af, nut wir, as har ick em nie bisungen. As wi in Bramborg vörn Gasthus ankamen, steiht de Husknecht doar un helpt mi ut denn Fotsack rut. As he Penkuhnen sinen nehmen will, seggt dat doa in: Miau!

Penkuhr soahrt rüm: „Dunnewette, doa is dat Dierth werre in den'n Fotsack kragen, nu sitt ick hier mit de olle Katt!“

Unnedeß hohlt de Husknecht richtig ne wittbunte Katt ut den'n Fotsack un sett' se up de Ihrd, un se schüürt sick um Herr Penkuhnen sin Föt rüm un seggt ganz kläglich: Miau. Un de Husknecht langt werre in den Fotsack un seggt: Herr Penkuhn — hier is noch ein! un holt noch ein rut, un so noch mal un ümme to, bet he richtig noch sös niegeborne lütte Katten rutekrägen hätt. As ick vör Lachen to mi kehm, wir Herr Penkuhn verswunnen, un ick hew em ock nich werre seihn. — Bald dorup wir he dod.

Un Fritz Reuter wür mit eins gans iernsthaft un kek stuhr vör sich hen. Da käm de Kellner ran un flüstert em wat int Uhr, äwer ich verstünn', dat he sähr:

„Herr Doctor Jolly is all to Hus gahn.“

„Herje, denn is't hoge Tid“, sähr de oll Herr un stünn ilig up, „adschüs, adschüs, wie seihn uns noch!“ un doamit gäw he uns de Hand un bünnelt af.

„Der Herr Doctor essen um diese Zeit zu Mittag“, verstännigt uns de Kellner.

Wi hebben em äwer nich werre seihn, he wür von frischen krank, un wi reisen ok bal af.

Nu is he dod. Wat he as Dichter west is, dat weet wi all; äwer dat he noch bet in de letzte Tid enen goden fründlichen Mann wier, un wat he bi alle Wehdag un Krankheit noch hen un wenn vör Läuschens vertellen künn, dat hätt nich jereein so to weiten krägen, as min Oll' un ick, un doarüm hew ick disse lütte Geschicht vertellt.

Emanuel Deutsch.

(Gestorben den 12. Mai 1873.)

Von H. Bartling.

Wandellos, im ew'gen Gleise
Gehen am Himmel, leise, leise,
Uns zur Lust, sich selbst zum Preise,
Mond und Sonnen ihre Kreise:
Und so halten gleicher Weise,
Aus den Wolken, leise, leise,
Uns zur Lust, sich selbst zum Preise,
Ew'ge Götter, mild und weise,
Zwischen Sonnenbrand und Eise
Unseres Lebens bunte Reise
Wandellos in ew'gem Gleise.

Bist Du auch, von Nacht umfangen,
Auf der Wanderschaft, der langen,
In die Irre mal gegangen,
Lasse Dich darum nicht bangen!
Jene nur, die kämpfend rangen,
Sollen einst den Kranz empfangen;
Du mit gläubigem Verlangen
Halte fest den Gott umfangen,
Dran Dein Herz zuerst gehangen,
Und Du wirst an's Ziel gelangen,
Muthig wie Du angefangen.

Robert Prutz.

Diese Trosteswerte, welche sich einst ein viel geprüfter, viel heimgesuchter Dichter und Kämpfer zurief, kamen uns unwillkürlich in den Sinn, als wir den vor Kurzem in London erschienenen „Literarischen Nachlaß" Desjenigen durchblätterten, dem diese Blätter gelten.

Wenn jenes Dichterwort, ein Mensch sein heiße nichts Anderes als ein Kämpfer sein auf der Wahlstatt des Lebens, auf Jemanden mit Recht angewendet werden kann, so ist es auf Emanuel Deutsch, eine der größten Zierden unserer deutschen Colonie in London, einen der bedeutendsten Kenner der semitischen Sprachen der Neuzeit

Sein Leben war im wahren Sinne des Worts von der Wiege bis zum Grabe ein Kampf, nicht blos um's Dasein, sondern auch in dem höhern Sinn, daß der Verstorbene sein ganzes Leben der Wissenschaft weihte: gleich einem rechten Streiter starb er auf der Wahlstatt; bis zu seinem letzten Athemzug von der schmerzhaftesten aller Krankheiten gemartert, arbeitete und forschte er und verschied, so zu sagen, unter seinen Büchern — doch fern von seiner Heimat am Nordgestade Afrikas.

Wenn wir es nun an dieser Stelle unternehmen, mit schwachen Händen dem Verstorbenen einen Lorbeerkranz zu winden, so meinen wir damit einen Act der Pietät und der Dankbarkeit zu erfüllen: einen Act der Pietät gegen den großen Gelehrten und unermüdlichen Forscher, den sein eigenes Vaterland nicht nach Verdienst zu würdigen scheint, einen Act der Dankbarkeit gegen den Landsmann, der im fremden Lande dem deutschen Namen, deutscher Gelehrsamkeit, deutschem Fleiß so große, und weit über die Grenzen seines Adoptivlandes hinausreichende Ehre machte.

Dr. Emanuel Oscar Menahem Deutsch wurde, wie wir aus dem seinem literarischen Nachlaß vorausgeschickten Memoir ersehen, am 31. October 1829 zu Neisse in Schlesien geboren. Seine Eltern, Juden in keineswegs unbemittelter Lage, vertrauten die Jugenderziehung ihres Sohnes seinem Onkel an, einem Philosophen und Gelehrten, der das Studium des Talmud zu seiner Hauptaufgabe gemacht hatte. Dieser Onkel scheint von derselben

Manie besessen gewesen zu sein, wie Stuart Mill's Vater, nämlich von der Manie, aus seinem Zögling ein Wunderkind von Gelehrsamkeit zu machen. „Winter und Sommer", so heißt es in dem erwähnten Memoir, „mußte der Knabe um fünf Uhr Morgens aufstehen und ohne Feuer und ohne Speise eine oder zwei Stunden hinter seinen Büchern sitzen, bis zur Zeit des täglichen Gebets, das eine andere Stunde in Anspruch nahm. Der Rest des Tages wurde unter emsigen Studien hingebracht und nur eine Viertelstunde ward dem Knaben von seinem gelehrten Onkel zur Erholung vergönnt und etwa eine gleiche Zeit zur Bewegung in frischer Luft." Fünf Jahre hatte er unter einer solchen Bürde zu seufzen und wohl hat sein Biograph recht, wenn er hinzufügt, der Verstorbene habe stets mit schmerzlichem Selbstbedauern auf diese Jahre zurückgeblickt, obgleich seine Anhänglichkeit an seinen Onkel tief und zärtlich und seine Dankbarkeit gegen denselben ohne Grenzen war.

Daß eine solche Treibhauspflanze gar bald ihre Altersgenossen in den Wissenschaften überragte, kann nicht Wunder nehmen, und so erfahren wir denn auch, Deutsch habe bereits im Alter von dreizehn Jahren alle Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt weit hinter sich gelassen und mit sechzehn Jahren die Universität zu Berlin bezogen. Wie es dem Knaben — denn ein Jüngling kann er kaum genannt werden — hier erging, das erfahren wir nicht aus der vorliegenden biographischen Skizze; doch nur ist so viel bekannt, daß er, der bereits von seinem Onkel in alle Geheimnisse der hebräischen Literatur und der semitischen Sprachen eingeführt war, seine Studien unter Boeckh vollendete und so einer der scharfsinnigsten Gelehrten wurde. Doch wie er die nächsten zehn Jahre verbrachte, kann man leicht erkennen an seiner tiefen Kenntniß der indo-germanischen Sprachen und der vornehmsten semitischen Dialecte, welche er im spätern Leben an den Tag legte.

Im Jahre 1855 kam der Verstorbene nach England und zwar als Hülfsarbeiter im Bibliothekdepartement des britischen Museums. Diese Stellung, welche er bis zu seinem Tod inne hatte, wurde ihm durch die Verwendung des Herrn Albert Cohn, damals Theilhaber der Buchhändler-Firma Asher u. Comp. in Berlin, an den sich der Chefbibliothekar der Britischen Nationalbibliothek um einen Hülfsarbeiter gewandt hatte. Und in der That, das große britische Institut darf Herrn Cohn dankbar sein, ihm einen solchen „Hülfsarbeiter" verschafft zu haben; aber jeder wahre Freund des Heimgegangenen und jeder Freund der Wissenschaften muß es tief bedauern, daß ein so großes Talent vergraben wurde unter jener Masse von Büchern, in — wie es Deutsch nennt — „dem Pantheon, genannt britisches Museum". In diesem „Pantheon" arbeitete er achtzehn Jahre lang als „Hülfsarbeiter", er, einer der größten Kenner der semitischen Sprachen und des Talmud.

Was nun die literarische Thätigkeit des Entschlafenen außerhalb der britischen Bibliothek anbetrifft, so war sie zweierlei Art, entweder wissenschaftliche Essais, scharf in der Kritik, tief in der Auffassung, klar in der Darlegung; oder glänzende Dissertationen und Abhandlungen über althebräische Literatur.

Welch' eisernen, ja übermenschlichen Fleiß Deutsch besaß, vermag man am besten daraus zu ersehen, daß er in seinen Mußestunden unter Anderm 190 Essais und Artikel für „Chamber's Encyclopaedia", Dr. Smith's „Dictionary of the Bible" und für Kitto's „Cyclopaedia of Biblical Literature" schrieb. Sein Biograph erzählt uns von dieser Periode seines Lebens: „Mit

gewaltigem Feuereifer und glänzendem Fleiß studirte und schrieb, schrieb und studirte er Jahre lang und war zahllosen Forschern in jeder Art linguistischer Wissenschaften ein stets bereiter Helfer und Rather."

Doch die von uns bislang genannten literarischen Arbeiten und Studien hatten den Namen des Verstorbenen nur in einem comparativ kleinen Kreise von Gelehrten bekannt werden lassen, und nur diese ahnten den ganzen Werth des Mannes. Da auf einmal, es war im Jahr 1867, erschien in der londoner „Quarterly Review" eine Abhandlung über den Talmud, eine Abhandlung, welche gleich einem Blitz war in der dunklen Nacht, welche noch bis heute über dieses berühmte Werk der jüdischen Nation herrscht. Bei Abfassung dieser Abhandlung hatte Deutsch zwei Alternativen: entweder, als ein Exoteriker einen einfachen Bericht über den Talmud zu geben, einen leichten, oberflächlichen Catalogue raisonné seines Inhalts, vollgepfropft mit Namen und Nachweisungen; oder, als ein Jude, ein tiefer Gelehrter in jüdischer, heidnischer und christlicher Wissenschaft, ein Dichter und ein Genie, eine solche Darstellung des Geistes und der Absicht des Gegenstandes zu geben und zu zeigen, welch' eine getreue Wiederspiegelung er war von dem Geist und dem Temperament seiner Nation und in wie manchen, ganz ungeahnten Punkten er andere Systeme berührte; zu geben einen Schlüssel zur Interpretation einer ausgedehnten Literatur, welche zu sehr von der unsern abweicht, und endlich, indem er seine Leser in Beziehungen zu dieser Literatur brachte, eine wirkliche, lebende Idee von dem Ganzen zu geben. Er wählte die letztere Alternative und mit all' seiner Kraft, seinem Genie, seiner Mannigfaltigkeit, Geistesfrische und Hingebung, welche ihn Allen, die ihn kannten, so bemerkenswerth machten, warf er sich in sein Unternehmen. Und in der That, jede Zeile der Abhandlung zeigt mit leuchtender Klarheit, daß ihr Verfasser von dem abzuhandelnden Gegenstand ganz und gar durchdrungen, daß er ihm so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen war, daß sein Herz und seine Seele sich ganz und gar in den Talmud vertieft hatten und daß von Dem, deß sein Herz voll war, der Mund überfloß. Nicht eine Zeile in der Abhandlung kann geschrieben sein ohne eine gründliche Kenntniß des Stoffs, ohne jenes Vertrautsein, das nur Jahre langes, hingebendes, unermüdliches Studium, unterstützt von einer feurigen Nationalität und geleitet von dem Genius und dem Impuls eines wahren Poeten verleihen kann.

Wie er arbeitete und forschte, schrieb und wieder schrieb, zerstörte und wieder schuf, das wissen nur die Wenigen, die ihn am Werke sahen. Und ein großer, überraschender Erfolg krönte sein Werk. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß niemals zuvor ein Revueartikel von einer so großen Zahl von Lesern, und zwar competenten Lesern, verschlungen wurde wie der seine. Er machte eine ungewöhnliche Anzahl neuer Auflagen der Quarterly Review nöthig und es heißt, daß die Exemplare auf den Lesetischen in dem berühmten londoner Athenäumclub schwarz von Fingergriffen gewesen seien. Er wurde schnell in verschiedene andere Sprachen übersetzt,*) verschaffte seinem Autor die sofortige Bekanntschaft mit den hervorragendsten Gelehrten des Tages und machte ihn zu einer der Celebritäten der londoner literarischen Gesellschaft.

*) Auch in's Deutsche: „Der Talmud von Emanuel Deutsch. Berlin. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Zweite Auflage 1869". In demselben Verlag erschien auch eine Uebersetzung des „Islam", dessen Veröffentlichung (1873) Deutsch nicht mehr erleben sollte.

Nun hatte er seinen Zweck und sein Ziel erreicht: er hatte einen außerordentlich schwierigen, dunklen und uninteressanten Gegenstand für Tausende anziehend gemacht, welche zuvor sich dessen unbewußt waren. Noch beschränkte sich dies auf den Talmud, im engern Sinn genommen, allein. Eine Fluth neuen Lichtes war über die jüdische Literatur im Allgemeinen verbreitet worden und gewiß giebt es nur Wenige, denen die meisterhafte Unterscheidung zwischen der „Halacha" und der „Hagada" — der Doctrin und der Legende — welche Deutsch in seiner Abhandlung gab, mit allen ihren fruchtbaren und gedankenreichen Schlüssen nicht wie eine Art Offenbarung gewesen wäre. Unzweifelhaft hätte einer so glänzenden Introduction ein ausgedehntes und systematisches Werk folgen sollen, einer so glänzenden Ouverture die ganze Oper. Und dies war auch das feste Vornehmen des Verstorbenen.

Niemals wurde er demselben ungetreu, niemals gab er es auf, selbst nicht unter den heftigsten Schmerzen, selbst nicht während der schrecklichsten aller Krankheiten; er kämpfte, arbeitete und kämpfte, bis er, der muthige Streiter, im vollen Harnisch in der Arena todt zusammenbrach. Verschwiegen darf jedoch nicht werden, daß den unermüdlichen und rastlosen Gelehrten und Forscher bei seinem Werk zuweilen eine tiefe Muthlosigkeit überkam und daß ihn der Gedanke peinigte, er habe bei seinen Forschungen über den Talmud und den anderen Commentaren der Bibel sein Leben vergeudet „an der Wiedererweckung einer Zeit, welche vielleicht besser begraben geblieben wäre". — „Wer weiß es?" so fragt er „vielleicht bin ich am letzten Ende nur in einem Traum befangen, während ich mir einbilde, goldene Thürme und Paläste in der dunkelblauen Ferne glänzen zu sehen und Straßen und Marktplätze angefüllt mit einer bunten Menge — römisch, griechisch, byzantinisch, jüdisch, indisch ꝛc. — während ich mir einbilde, das ungewisse, wilde Gesumme seltsamer todter Stimmen zu hören und vor Allem in ihren Augen den zauberhaften, bekümmerten Blick zu sehen, welcher ohne Aufhören bittet und fleht — Erlöse uns . . . Welchen Nutzen wird es irgend Jemandem bereiten, wenn ich es sonnenklar nachgewiesen habe, daß sie in jenen begrabenen Tagen Weisheit und Muth, Ehrlichkeit und Witz und (was mehr ist) Humor und Leidenschaften und Liebe hatten? Denn Dies ist am letzten Ende der Zweck aller Forschung in der Geschichte oder der Kunst; sie waren eben just wie wir sind."

Warum deshalb nicht mit dem allgemeinen Resultat zufrieden sein? Das Licht um ihn und in ihm war in der That zu dieser Zeit seines Lebens mit dunklen Schatten überdeckt. Er war niedergeschmettert durch ein Gefühl der Vergeblichkeit seiner eigenen Selbstaufopferung: — „Ich könnte eben (so sagt er) meinen nächsten Freunden tausend Mal nützlicher sein, wenn ich mich nicht so ganz und gar Arbeiten hingäbe, welche, Alles in Allem genommen, auf die Dauer der Zeit nur wenig ausmachen werden. Ich mag einige wenige Einzelheiten nachweisen und an's Licht bringen; ich mag einigen Wenigen lehren — und diese haben gewöhnlich diese Belehrung nicht nöthig — daß der Mensch von Anfang an nicht schlecht ist, und ganz sicherlich nicht, weil er zufälliger Weise nicht nach der angenommenen Mode sich kleidet, oder nicht nach der angenommenen Mode ißt und trinkt. Doch was will dies, wenn man es gethan hat, am letzten Ende besagen im Vergleich mit einem guten, thätigen, nützlichen Leben, wenn Tage Tage und Nächte Nächte meinen; mit einem Leben, das nicht die Beute aller nur möglichen spukhaften Dinge ist und das einen realen

und nicht einen sogenannten idealen — Zweck und Ziel hat? Mit Recht bemerkt die Londoner Saturday Review zu diesen Ergüssen: „Dies sind die Aeußerungen eines nicht blos überarbeiteten, sondern völlig durch Anstrengung niedergedrückten Geistes und es würde eine große Ungerechtigkeit sein, wollte man solche Worte dem Temperament beimessen, welches die meisten Menschen dahinbringt, den Gewinn oder die Vortheile anderer Berufsarten in starkem Contrast mit den Schattenseiten der eigenen zu sehen."

Wir haben hier nicht die Unzufriedenheit, welche in der alten Phrase den Ochsen wünschen macht, gesattelt zu sein und das Pferd den Pflug zu ziehen, sondern die Erschöpfung, welche einer übermäßigen Anstrengung des Geistes in einer besondern Richtung folgt; noch ist es möglich, genau zu bestimmen, in wie weit dies das Resultat des unglücklich irrigen Systems war, oder nicht, dem er in seiner Kindheit unterworfen wurde. Die Unzufriedenheit indessen entspringt, wir können daran kaum zweifeln, theilweise aus der Natur des Gegenstandes, dem er die Arbeit seines Lebens widmete; seine Entmuthigung wird durch die Schwierigkeit hervorgerufen, die Männer, welche die „ungeheuren Berge chaldäischer Literatur aufthürmten", vor den Augen des modernen Europa's lebenswahr und als wirkliche lebende Wesen darzustellen. Von jenen, welche mit dem Witz, Humor und den Späßen eines Aristophanes, der genialen Gelehrsamkeit eine Herodot, der Weisheit und Energie eines Perikles und Themistokles, der vollendeten Feldherrnkunst eines Hannibal, Alexander und Cäsar zu thun haben, wird diese Schwierigkeit nicht gefühlt. Ganz anders würde es sein, wenn all' unsere Kenntniß dieser Männer, nein, aller Griechen und Römer, aus Büchern gewonnen wäre, in denen ihre Biographie mit dem ganzen griechischen und römischen Corpus juris, den sämmtlichen Sprichwörtern, Sitten, Gewohnheiten, Ritus und Tradition vermischt sind. Doch dies ist gerade, in den Worten des Verstorbenen, die wuchernde, talmudische Wildniß, in welche sich der moderne Forscher geworfen sieht und in welcher „der in den harmonisirenden und methodischen Systemen des Westens Geschulte .... Alles unter einander gemischt, confus und chaotisch sieht". Wenn er jedoch ausharrt, dann wird er, es ist wahr, sehen, daß durch dieses Chaos eine gewisse Ordnung sich schlängelt, aber er wird auch ferner sehen, daß von den zwei großen Strömen des Gedankens, welche zuweilen parallel laufen und zuweilen sich begegnen oder zu kreuzen scheinen, der eine dem westlichen Verstand, wenn nicht gerade Thatsachen in Fiction zu verwandeln, so doch ein jedes Ding aus jedem Dinge zu machen scheint. Wenn schon der juristische Theil eine schreckliche Verworrenheit darlegt, so wird der Gelehrte des Occidents noch viel mehr abgestoßen durch die imaginativen Theile, in welchen die historischen sowol wie prophetischen und ethischen Theile der Bibel „umgeformt sind in eine ungeheure Reihe von Themen, welche in ihren wunderbaren und capriciösen Variationen fast musikalisch sind". Daß aus der Ausbeutung dieser Minen kein Nutzen zu ziehen sei, wäre eine kühne Behauptung; doch das Leben eines Menschen ist nicht lang genug für die Aufgabe, den Inhalt der Talmud, der Targum, des Mischnah und des Midrasch in solche Formen zu bringen, um sie gleich der griechischen und römischen Literatur zugängig zu machen. In diesem großen Unternehmen hat Deutsch mehr gethan, als bloßes Bahnbrechen und selbst Diejenigen, welche ihrer Bewunderung über seine Arbeiten über den „Talmud" und „Islam" Ausdruck gaben, begriffen wahrscheinlich nicht ganz die in den Schlüssen, welche Deutsch bewiesen schienen, involvirten Folgen. Aus dem

ungeheuren und mysteriösen Lager alter Gelehrsamkeit und aus dieser allein können wir, seiner Ansicht nach, „einen wirklichen Begriff der geistigen Atmosphäre, der Dogmen und Doctrinen, der Ethik und der Ceremonien, der Prosa und der Poesie der Zeit schöpfen, da das Christenthum geboren ward."

Indem wir uns nun den letzten Lebensjahren des Entschlafenen zuwenden, müssen wir noch erwähnen, daß er sich im Jahre 1868 auf die hervorragendste Weise an der bekannten antiquarischen Expedition nach Palästina betheiligte, deren Resultate er nach seiner Rückkehr in Briefen an die „Times" und in öffentlichen Vorlesungen erörterte. Auch die Insel Cypern besuchte er bei dieser Gelegenheit und copirte hier eine Menge phönicischer Inschriften, welche sich heute theils im Britischen Museum, theils in der nach Amerika verkauften berühmten Cesnola-Sammlung befinden. Weiter erging an ihn im Jahre 1869 die Aufforderung, einen Cursus von Vorlesungen über semitische Cultur an der Royal Institution in London zu halten, durch welche er sich auf's Neue den Beifall der gelehrten Kreise der englischen Metropole erwarb.

Was nun die letzten Lebensjahre von Deutsch anbetrifft, so ist die kurze biographische Skizze am Eingang des „Literarischen Nachlasses" eine wenig ergiebige Quelle und wir vermöchten kaum etwas über dieselben mitzutheilen, wäre nicht vor wenigen Wochen ein intimer Freund des Heimgegangenen, der Rev. Haweis, mit einem „Gedenkblatt" in der Londoner „Contemporary Review" an die Oeffentlichkeit getreten. Dieses „Gedenkblatt" ist voll der interessantesten Angaben, nicht blos über den Gelehrten, sondern auch über den Menschen, und wir vermögen nichts Besseres zu thun, als ohne weitern Commentar Einiges aus demselben mitzutheilen. Der Verfasser der gedachten kleinen Schrift bemerkt im Eingang derselben, daß Deutsch für die große äußere Welt nur der begabte Autor des Artikels über den Talmud gewesen sei, doch ein großer socialer Kreis habe ihn als einen Mann gekannt „von tiefer Sympathie, schneidendem Witz, seltenem Humor, glänzender Conversationsgabe, encyklopädischem Wissen und nicht blos als den ersten lebenden semitischen Gelehrten, sondern auch als den genialsten und treuherzigsten aller Freunde". Weiter sagt der Rev. Haweis: „Fast zwei Jahre vor seinem Tode war er practisch aus der Welt geschieden und mindestens während eines Jahres wurde er kaum von Denen gesehen, welche einst zu seinen intimsten Genossen gehörten.

„Da er nun den größten Theil dieser traurigen Zeit in meinem Hause verbrachte, kann ich die Erfüllung des oft an mich gestellten Verlangens nicht verweigern, Einiges über ihn mitzutheilen ... Meine erste Bekanntschaft mit Deutsch datirt aus dem Jahre 1865 und kurz nach dem Erscheinen seines berühmten Talmudartikels traf ich ihn gelegentlich in Sydenham. Damals war er noch blühend und wohl und heitern Sinnes und von den ihn absorbirenden Studien ging er mit Leichtigkeit und wahrem Genuß über zu den Vergnügungen der Gesellschaft — ein hervorstechender Charakterzug an ihm. In jeder That, in jedem Wort war der ganze Mann — und es gab keine That, kein Wort, welche des ganzen Mannes unwürdig gewesen wäre. Dies war seine Gründlichkeit ... Doch schon zu dieser Zeit machten sich die Folgen seiner angestrengten Arbeiten fühlbar und auffallender Weise fing der ungeheure Erfolg seines Talmudartikels an ihn zu drücken und traurig zu machen. Der Artikel war nur als ein kolossales

Fragment hingeworfen worden, als eine bloße Andeutung des allgemeinen Charakters jenes Specialwerks, von dem er glaubte, daß es einst in einem wichtigen Beitrag zur Universalliteratur culminiren würde. Der Talmudartikel sollte die Vorrede zu diesem Werke bilden. — Er erzählte mir, mit welch' gemischten Gefühlen von Aufregung und Furcht er sich zuerst der Sensati[illegible] inne geworden sei, welche dies Fragment hervorgerufen habe.

„[illegible] zuerst auf aller Leute Zungen war, da meinte er sich verbergen und [illegible]ichen Lobpreisungen vermeiden zu müssen. In dem Aufsehen, das [illegible] hatte, war nach seiner Ansicht etwas Voreiliges und Ungemessenes [illegible] ausnahmsweise Genie, die Jahre voll von Enthusiasmus' und [illegible] es ist wahr, konnten der Welt fernerhin nicht mehr verborgen ge[illegible] werden; doch trotzdem war er eifersüchtig auf sich selbst; er wünschte [illegible] nach dem Talmudartikel beurtheilt zu werden, so sorgfältig, gründlich [illegible] meisterhaft dieser auch von ihm gehalten wurde . . .

„Ich glaube es war im Spätsommer 1869, daß ich zu Deutsch zum ersten [illegible] ernstlich über seinen Gesundheitszustand sprach . . . Ich vermißte in [illegible] den spontanen leichtherzigen Fluß seiner Lebensgeister, seine Heiterkeit [illegible]ien eine gezwungene, er war aufgeregt und rastlos, er sah angegriffen und sorgenvoll aus. Er erzählte mir, er habe keinen Schlaf und mich überkam alsdann zum ersten Mal ein sonderbares und starkes Vorgefühl, daß es mit ihm nicht ganz recht sei, — so stark, daß ich ihn, obgleich noch ein einfacher Bekannter, bat, sich Ruhe zu gönnen, da er sich überarbeitet habe.

„Wir sprachen von verschiedenen bedeutenden Männern, die kürzlich unter der Last ihrer Arbeiten zusammengebrochen sind. Ich fand, daß er die Gewohnheit hatte, zuweilen die ganze Nacht zu schreiben; die drei berühmten Timesartikel (über die antiquarische Expedition nach Palästina), für die er 100 Pfund Sterling erhielt, waren unter außerordentlichem Druck geschrieben worden. Er war fest entschlossen, daß weder seine Specialstudien, noch sein literarisches Schaffen ihn irgendwie an der genauen Erfüllung seiner officiellen Pflichten im Britischen Museum hindern sollten: und gar häufig fand ihn der Morgen noch mit der Feder in der Hand, nach einer Nacht verbracht in schlafloser Arbeit. Dann stürzte er schnell seinen Morgenkaffee hinunter und erschien zur pünktlichen Stunde im Britischen Museum. Dort wurde sein Mittagsbrod oft arg vernachlässigt oder ganz vergessen."

Ueber seine Arbeiten und die Behandlung, welche er in dem großen britischen Nationalinstitut erfuhr, hören wir Folgendes: „Deutsch wurde nach und nach gewahr, daß er mit wenigen Ausnahmen officiell von Männern umgeben sei, die nicht blos geistig, sondern auch moralisch unter ihm standen. Mit feurigem Enthusiasmus, mit freudigem Herzen, einer eisernen Constitution und solchen Fähigkeiten, wie sie zur Erreichung der höchsten Resultate nur selten angetroffen werden bei einem Gelehrten, trat er vor achtzehn Jahren seine öffentliche Stellung an. Er hatte Ehrgeiz, aber sein Ehrgeiz war von der edelsten Art, nicht etwa Ruhm zu erringen, sondern Ruhm zu verdienen — er war deshalb von allen Menschen derjenige, der warten konnte und er wartete — und arbeitete achtzehn Jahre lang in glücklicher Obscurität." Allen half er, die sich an ihn wandten und wenn im Britischen Museum irgend ein unlösbares Problem auftauchte, irgend eine unlesbare Inschrift sich fand, oder Buchstaben, welche man nicht entziffern, oder Bücher, welche man nicht zu katalogisiren verstand, so war es beständig Deutsch, der aushelfen mußte und auch aushalf — kurz, er wurde, wie sich sein Freund Haweis

ausdrückt, „gründlich ausgenutzt", aber Beförderung und Gehaltszulage empfing er nicht. Als er aber durch seinen Talmudartikel in einem Augenblick zum berühmten Mann wurde, als beständige Nachfragen nach ihm im Britischen Museum seinen dunklen Namen fortwährend vor seine Vorgesetzten brachte, als ihm eine officielle Einladung vom Vicekönig von Egypten zur Eröffnung des Suezcanals wurde, als man hörte, daß man ihm ein öffentliches Banket in Edinburgh gegeben, daß ihm schmeichelhafte Einladungen von Amerika zugegangen waren, Vorlesungen zu halten, als die Royal Institution ihm zum gleichen Zweck ihre Thüren öffnete, als eine unserer Prinzessinnen sich glücklich schätzte, das erste Blatt des Talmudartikels zu erhalten, als Deutsch gegen seinen Willen der Löwe der Londoner Saison wurde, ein geehrter Gast am Tisch des Premierministers war, als, kurz, Gelehrte nach dem Institut kamen, wo er ein bloßer Subalternbeamter war, um ihn zu sehen: da fingen die Dinge an, sich zu ändern. Diese Aenderung bestand nun darin, daß ihn seine Vorgesetzten, welche sich früher gar nicht um ihn bekümmert hatten, jetzt mit einem Male ihn nicht missen konnten. Auf wiederholtes Anfragen, Bitten und Drängen verweigerten sie ihm stets Das, was andere unwichtige Beamte spielend und leicht erreichten. Doch am letzten Ende brach der starke, nach und nach von seiner unerbittlichen Krankheit verzehrte Mann zusammen, und nun, da es zu spät geworden war, gaben ihm seine Vorgesetzten die Erlaubniß, eine längere Reise anzutreten und sich in einem wärmern Klima seine zerstörte Gesundheit wieder zu schaffen. Er ging im Spätherbst 1872 über Italien nach Egypten, hielt sich einige Zeit in der Umgebung von Theben und dann in Kairo auf. Doch Alles war vergebens; er wurde kränker und kränker und mußte endlich nach Alexandrien geschafft werden, wo er in den Armen seines langjährigen Freundes Lang, eines Beamten der Ottomanischen Bank, im Hospital der preußischen Diaconissinnen starb.

Möge ihm die Erde im fremden Land leicht sein, dem tapfern Streiter in den Reihen der Gelehrten! Sein Name wird fortleben in seinem vollen Glanz in der deutschen Colonie zu London, und überall wo man ihn gekannt, von ihm gehört oder gelesen hat!

Druck von F. A. Brockhaus in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.




Digitized by Google